4° Per. 15 (24,2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36610746040012

<36610746040012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

24,2
1830

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

113 BG

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Brunnen, von Schöll. 157.
Erinnerungen an Adria, von A. Grün. 162.
Morgen, von R. Köstlin. 171.
Sonntagsfeier auf den Alpen, von Stöber. 172.
Der Glückliche, von Kreuser 175.
Aus der Dichterwelt, von Manfred. 179.
Charade: Handkuß. 164.
Sylbenpalindrom: Taktik. Tiktak. 170.
Logogryph: Ball, Bell, Bill, Boll, Bull. 176.
Räthsel: Rad. 181.

Erzählungen und Romane.

Der Eulenthurm. 158 — 162.
Kriegerische Scenen. 164. 165.
Meine Geschichtsforschung in B. 173 — 179.

Länder- und Völkerkunde.

Das heutige und das ehemalige Klima Roms. 170. 171. 172.
Gesellschaftlicher Zustand zu Port au Prince. 173.
Die Abendgesellschaft, ein russisches Sittengemälde. 177. 178. 179. 180.
Die Ausbrüche des Aetna. 156. 157.
Sierra Leone. 159. 160.
Die Gaunerkilbe in Gersau. 166.
Die Schmarotzer auf dem Korso. 182.

Reisen.

Die Gemsenjagd in den Schweizeralpen. 168. 169. 170.

Naturgeschichtliches.

Sterne als Kometen, von Pfaff. 163. 164.
Die Dronte. 181.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Bemerkungen über Tonkunst. von L. Bauer. 156. 157. 158. 160. 161. 162. 163.
Betrachtungen und Skizzen. Ueber alte und neue Geschichtschreibung u. s. w. 165. 166. 167. 168. 169.
Die Linientaufe. 167.
Ueber den Verfall des französischen Theaters. 171. 172.
J. J. Rousseau und Voltaire. 174. 175. 176.
Gastronomische Preisaufgaben. 180.
J. J. Rousseau und La Harpe, d'Alembert, Diderot. 181. 182.

Korrespondenz.

Paris. 156. 157. 158. 168. 169. 170. 172. 176. 177. 180. 181. 182. — Neapel. 159. 160. 161. — Zürich. 161. — Aus dem Rheingau. 162. — London. 165. 171. 175. 176. 177. — Berlin. 173. 174. — Leipzig. 159. — Lyon. 163. 164. 165. 166. 167. — Straßburg. 166. 167. 168. — Aus der Schweiz. 157. 158. 169. 170. — Gießen. 178. 179. 180. 181. 182.

Digitized by Google

Kunſt-Blatt.

Nro. 52.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung von J. M. Wagner. (Fortſ.) — Paris. — Warſchau. — Konſtantinopel.

Nro. 53.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.) — London. — Paris.

Nro. 54.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.) — Jean Gonjon's Werke. — Nekrolog. — Bekanntmachung.

Nro. 55.

Concurs zur Verzierung des Giebelfeldes der Magdalenenkirche in Paris. — Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.) — Lithographien. — Ueberſetzungsanzeige.

Nro. 56.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.)

Nro. 57.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.) — Der Platz Ludwig XV. zu Paris.

Nro. 58.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.) — London.

Nro. 59.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.)

Nro. 60.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.) — Nekrolog. — Berichtigung.

Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Staatswiſſenſchaften. 21) Handbuch der Finanzwiſſenſchaft und Finanzverwaltung, von C. A. von Malchus. — Zur dritten Jubelfeier der Augsburgiſchen Konfeſſion.

Nro. 68.

Schau- und Trauerſpiele. 1) Theater der Hindus. Aus dem Engliſchen von Wilſon.

Nro. 69.

Schau- und Trauerſpiele. 1) Theater der Hindus. (Fortſ.)

Nro. 70.

Schau- und Trauerſpiele. 1) Theater der Hindus. (Fortſ.) — 2) King Henry IV. by W. Shakespeare, von J. E. Feller.

Nro. 71.

Schau- und Trauerſpiele. 3) Hernani ou l'honneur Castillan, par V. Hugo. — 4) Hernani oder die kaſtilianiſche Ehre, von V. Hugo, überſezt von J. B. Werner.

Nro. 72.

Schau- und Trauerſpiele. 5) Cromwell. par V. Hugo. — 6) Cromwell, überſ. von J. B. Werner.

Nro. 73.

Schau- und Trauerſpiele. 7) Don Juan und Fauſt, eine Tragödie von Grabbe.

Nro. 74.

Schau- und Trauerſpiele. 7) Don Juan und Fauſt. (Fortſ.) — 8) Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, Tragödie von Grabbe.

Nro. 75.

Schau- und Trauerſpiele. 8) Struenſee, Trauerſpiel von M. Beer. — Zeitgeſchichte. Moeurs politiques au 19 siècle, par A. Dumesnil.

Nro. 76.

Geſchichte. Scènes contemporaines et scènes historiques par la Vicomtesse de Chamylly. — Schau- und Trauerſpiele. (Fortſ.) 10) Hans Sachs von Deinhardſtein. — 11) Meiſter Pilgram, von F. Duller. — 12) Sertorius, Tragödie von Dr. Lommel. — 13) Der Türkenſturm auf Marburg im Jahr 1529, von Profeſſor Suppantſchitſch.

Nro. 77.

Schau- und Trauerſpiele. (Fortſ.) 14) Bertram. Romantiſches Drama von Maturin, eingeführt durch Walter Scott und Lord Byron. Ueber zwanzigmal nach einander aufgeführt auf dem Drurylanetheater in London. Freie metriſche Ueberſetzung von Dr. Carl Ickeu. — 15) Der treue Diener ſeines Herrn, Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. — Univerſitätsſchrift. Ueber die Abſchaffung der Duelle unter den Studirenden, mit beſonderer Rückſicht auf die hierauf bezüglichen Schriften der HH. Kirchenräthe Paulus und Stephani, von Dr. K. H. Scheidler.

Digitized by Google

N°. 156.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Juli 1830.

Ein holder Zauber spielt um deine Sinnen,
Ergieß ich meinen Strom von Harmonien;
Und sey' ich meine Leiter an von Tönen,
Ich trage dich hinauf zum höchsten Schönen.

Schiller.

Bemerkungen über Tonkunst.

Von Ludwig Bauer.

Erster Artikel.

Alle ächten Erzeugnisse der Kunst stimmen darin überein, daß sie das Schöne darstellen. Demungeachtet werden wir uns nicht in der nämlichen Stimmung befinden, je nachdem wir ein gelungenes Gemälde betrachtet, oder ein geistreiches Gedicht durchlesen haben. Unser Geist wird jedesmal auf eine andere Weise angeregt, und auf eine andere Weise thätig seyn. Hierin liegt eine große Schwierigkeit für den Kunstphilosophen. Wir erwarten von ihm Aufschluß über unsere eigenen Empfindungen; wir verlangen, daß er den flüchtigen Zauber der Schönheit in Begriffe auflöse und auf Gesetze zurückführe. Bei diesem an sich schon verwickelten Geschäfte muß er nun noch überdieß die getheilten Interessen des Bildhauers und des Dichters, des Baumeisters und des Redners, des Malers und des Tonkünstlers immer zugleich im Auge behalten. Es ist keine leichte Aufgabe, so verschiedenartige Ansprüche gegen einander auszugleichen, und die freie Union der Künste für dieselbe Verfassung zu gewinnen. Man darf sich daher keineswegs wundern, daß diese Aufgabe noch nicht vollkommen gelöst worden ist. Nur könnte es befremden, wie man oft sogar über das Wichtigste im Allgemeinen entscheiden möchte, ohne erwogen zu haben, ob die aufgestellte Regel auf jede einzelne Kunst sich anwenden lasse. Am wenigsten hat man die Tonkunst berücksichtigt, theils, weil selten ein Philosoph zugleich Musiker ist, theils, weil die Musik die jüngste Tochter der Kunst ist; besonders aber deßwegen, weil sie sich am weitesten vom Sinne des Gesichtes entfernt. Durch diesen Sinn wird ja zuerst das ästhetische Bewußtseyn in uns geweckt; das Auge zeigt uns die Schönheit im Bilde des Menschen, von welchem selbst die idealste Göttergestalt nur eine kühne Nachahmung ist. Sogar der Name des Schönen ist ursprünglich für sichtbare Gegenstände erfunden worden. Anschauungen dieser Art sind es, welche unser ästhetisches Nachdenken nicht nur begleiten, sondern demselben gewöhnlich zu Grunde liegen. Wir versetzen uns in Gedanken vor ein Apollobild, wenn wir uns den Begriff der Vollendung veranschaulichen oder der Symmetrie ihre Gesetze ablauschen wollen. Für den Sinn des Gesichtes hat jede Sprache die meisten und die bezeichnendsten Ausdrücke. Für das Auge ist ein Gegenstand hell oder dunkel, durchsichtig oder trüb; für das Auge gibt es Farben und Formen, Höhe und Tiefe, Breite und Länge. Selbst von geistigen Dingen reden wir, als ob sie vor das Auge gehörten. Wir sprechen von Einsicht und Nachsicht, von der Geradheit des Charakters und den Tiefen der Wissenschaft; auch die Vernunft bedarf des Lichtes, und unsre Dichter wissen wohl, was auf Wahrheit sich reimt. Ganz anders verhält es sich mit demjenigen, was wir durch das Gehör inne werden. Hier können wir nur nach dem Wohl- oder Mißklange unterscheiden. Sobald wir in feinere Bestimmungen eingehen wollen, müssen wir die Anschauun-

Digitized by Google

gen anderer Sinne zu Hülfe nehmen. Und auch in diesem Falle hat der Sinn des Gesichtes die ersten Ansprüche. Da werden helle und runde Töne, da wird ein reinliches und fließendes Spiel von dem Tonkünstler verlangt. Schon deßwegen befindet sich die Musik den übrigen Künsten gegenüber im Nachtheile. Sie muß eine fremde Sprache reden, wenn sie ihre eigene Sache vortragen will, und an ihre Nebenbuhlerinnen appelliren, um sich gegen sie zu behaupten.

Der Baumeister und der Maler stellt unmittelbar ein sichtbares Objekt vor unser Auge. Der Dichter thut es zwar nur mittelbar, aber unterstüzt von dem ganzen Reichthum der Sprache und unter dem freiesten Spiele der Einbildungskraft. Seine Begebenheiten knüpft er an Personen, und seine Urtheile verkörpert er zu Anschauungen. Aus dem Zwange gekünstelter Sitten flüchtet er uns in die harmlose Natur, und aus den Einsamkeiten der Natur führt er uns zurück in das Gewühl der Menschenwelt. Dieß alles steht dem Tonkünstler nicht zu Gebote. Das Element, dem seine Töne entquellen, wird nicht mehr als Stoff empfunden, weil es unsichtbar ist, und selbst dieser unsichtbare Stoff wirkt nur durch seine Bewegung auf unser Gemüth. Der Spieler und sein Instrument sind als Figuren für den Effekt einer Komposition gleichgültig; in der Regel wird uns sogar ein verdecktes Orchester das erwünschteste seyn. Die ganze sichtbare Welt ist dem Musiker nur eine Fläche, über welche sich die Schwingungen seiner Töne verbreiten, und an deren Grenzen sie sich dergestalt brechen sollen, daß dadurch der höchste Wohlklang entsteht. Die Musik ist daher unter allen Künsten zur Darstellung am wenigsten geeignet. Sobald sie nichts als die bloße Darstellung bezweckt, wird sie in Spielerei ausarten, oder doch nur eine halbe Wirkung hervorbringen. Selbst Empfindungen kann sie nur in soweit schildern, als sie fähig ist, uns dieselben mitzutheilen. Auch in der Oper entwickelt sie (abgesehen vom Texte) keine Charaktere, sondern Empfindungszustände. Das eigentlich Komische hat sie eben so wenig in ihrer Gewalt, als ein gutmüthiger Mensch die Satire. Ihr Scherz ist nur eine singende Fröhlichkeit; höchstens ein Lächeln darf sie uns abgewinnen, aber den Lachenden hat sie nie auf ihrer Seite. Alle die angeführten Umstände trugen dazu bei, daß man die Musik in der Wissenschaft des Schönen lange Zeit beinahe gänzlich übersah. Gewöhnlich war die Sitzung schon geschlossen, wenn man, gleichsam aus Gefälligkeit, auch ihre Aussagen vernahm; und es war ein glücklicher Zufall, wenn diese mit dem bereits Statuirten zusammentrafen.

Das Kunstprodukt, welches der Baumeister oder Bildhauer vor unser Auge stellt, können wir in einem Akte der Anschauung umfassen; schon in der Erscheinung kündigt es sich als ein Ganzes an, und der Verstand braucht den Begriff der Einheit nicht darauf überzutragen, sondern nur darauf anzuwenden. Nicht so bei einem musikalischen Kunstwerke. Ein einzelner Ton oder ein einzelner Zusammenklang von Tönen kann uns zwar wegen seiner Reinheit gefallen, und durch seine Fülle sogar erschüttern; aber eine musikalische Schönheit begründet er nicht. Diese entsteht immer erst durch eine Aufeinanderfolge von Tönen, sie ist wesentlich durch den Wechsel, durch das Fortrücken, durch die Bewegung bedingt, oder mit andern Worten: sie kann nur in der Zeit angeschaut werden. Während also die Tonkunst die rasche Forderung des nach Totalität strebenden Verstandes für den Augenblick zurückweist und sie nur allmählig erfüllt, so schließt sie sich desto genauer dem Selbstbewußtseyn des Menschen an. Sie wendet sich geradezu und ohne alle Vermittlung an den innern Sinn, sie erscheint schon unter demselben Gesetze, an welchem die Zustände unsers Bewußtseyns abrollen. Und hiedurch hat sie sich einen bedeutenden Vortheil gesichert. Es kommt bekanntlich viel auf den ersten Eindruck an, den wir von einem Kunstwerke erhalten. Der bildende Künstler muß es darauf wagen, ob wir gerade in der rechten Stimmung vor seinem Werke erscheinen. Sobald er es enthüllt hat, haben wir auch empfunden, und zwar den Totaleindruck seiner Schöpfung. Durch Nachdenken und wiederholte Betrachtung werden wir mehr und mehr auf einzelne Züge geleitet. Wenn der erste Eindruck ein ungünstiger war, so kann zwar unser Urtheil noch die Parthei des Künstlers ergreifen, aber unsere Empfindung hat bereits ihre Stimme gegeben, und was ihr der erste Augenblick nicht geleistet hat, kann ihr kein folgender ersetzen. Der Tonkünstler ist dieser Gefahr nie, wenigstens nie in gleichem Grade ausgesezt. Nur die Wirkung der ersten Töne hängt von dem Empfindungszustande ab, der uns vor das Orchester begleitet hat; die folgenden Töne treffen schon einen veränderten Zustand, und gleichsam eine musikalische Fürsprache in unserem Gemüthe an. Je kunstgemäßer nun der Komponist seine Ideen verarbeitet hat, je mehr er im Anfang durch allmählige Entfaltung uns aufmerksam zu machen, im Verlaufe durch das Zusammentreffen musikalischer Gegensätze uns in Spannung zu setzen, und am Schlusse durch die überraschende Auflösung uns zu befriedigen wußte, desto fühlbarer wächst von Takt zu Takte seine Herrschaft in unserem Gemüthe, und desto unfehlbarer wirken die lezten entscheidenden Schläge. Gerade da, wo er die heterogensten Empfindungen bekämpfen und in musikalische umschaffen mußte, feiert er seine schönsten Triumphe. Denn während der vorbereitete Zuhörer die Musik wie eine Gespielin lieb gewinnt, wird sie der unvorbereitete bewundern, weil er sich von ihr besiegt fühlt. Begeistern kann uns der Dichter, bezaubern der bildende Künstler, aber von Empfindung zu Empfindung unwiderstehlich fortreißen und im eigentlichsten Sinne des Wortes

Digitized by Google

überwältigen kann uns nur der Tonkünstler. Die Musik ist ihrem Wesen nach innig, weil sie den kürzesten Weg zu unserem Bewußtseyn einschlägt, und weil sie sich vor jeder Zerstreuung bewahrt hat. Denn unbekümmert um das bunte Treiben der sichtbaren Welt, gehorcht sie nur ihrem eigenen Gesetze, dem der Harmonie, und beschränkt sich auf die Hervorbringung des Wohlklangs als auf ihr erstes und einziges Ziel. Daher die magische Gewalt, mit welcher sie unsre Seele beschleicht, und die Schnelligkeit, mit der sie unvermerkt in alle unsere Empfindungen einströmt, und die Temperatur auch des kältesten Geistes umsezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ausbrüche des Aetna.

Im gegenwärtigen Augenblicke, wo der Aetna wieder so große Verwüstungen anrichtete, werden einige allgemeine Bemerkungen über denselben und eine Statistik seiner Ausbrüche nicht ohne Interesse seyn.

Lange hielt man den Aetna für den höchsten Berg in Europa, und der englische Reisende Brydone, der im Jahr 1770 schrieb, wagt nur schüchtern die Vermuthung, der Montblanc könnte doch höher seyn. Und doch ist der Aetna nur 12,000 Fuß hoch, d. h. 4000 Fuß niedriger als der Montblanc, aber er macht einen weit stärkern Eindruck auf die Einbildungskraft. Er steigt gerade aus dem Spiegel des Meeres auf und auf tausend Punkten der Küste übersieht ihn das Auge ganz. Ueberdies sind die Berge, die ihn umgeben, nicht sehr hoch, und lassen ihn durch den Kontrast eher größer, als kleiner erscheinen. Es läßt sich nichts Schöneres, nichts Imposanteres denken, als dieser ungeheure, so regelmäßig und doch so kühn gebaute Berg, den unten eine herrliche Vegetation deckt, den in der Mitte zwei Gürtel umgeben, ein Wald- und ein Schneegürtel, über welch lezterem sich das ewig rauchende Haupt erhebt; es gibt nichts Merkwürdigeres als die Berge, die er selbst erzeugt hat, die breiten schwarzen Lavaströme, die sich nach allen Seiten durch das Land ziehen. Selbst der Vesuv, gegen ihn ein wahrer Zwerg, kann keinen Begriff vom Aetna geben. Beim Vesuv geht überdieß bei den Ausbrüchen fast alles im obern Kegel vor; dieser Kegel ist gleichsam ein Gefäß, das, wenn es sich einmal durch einen Ausbruch entleert hat, sich allmählig wieder füllt, bis es überläuft und wieder geleert wird. Beim Aetna ist es ganz anders: hier berstet der obere Kegel selten; blos stärkerer Rauch und ein lauteres Getöse in der Höhe verkünden jedesmal den Ausbruch, wo er aber statt finden wird, läßt sich nie voraussagen. Plötzlich öffnet sich irgendwo unten, oft sehr weit vom Kegel, die Erde und verschlingt alles, was auf ihrer Oberfläche ist. Häuser, ganze Dörfer verschwinden, und es erfolgt ein gewaltsamer Ausbruch von Feuer, Asche und Steinen. Diese häufen sich auf und bald ist ein neuer Kegelberg gebildet, der mehrere Tage lang Feuer speit. Endlich scheint der Vulkan ruhig zu werden, es wird auch wirklich stille, dies ist aber nun der furchtbarste Zeitpunkt für das Land: die geschmolzene Masse hat nicht mehr Kraft genug, sich bis zum Gipfel emporzuarbeiten, sie schafft sich unten am Fuße Luft, und nun beginnt ein dicker rother Strom sich langsam hervorzuwälzen. Für die Menschen ist dabei wenig Gefahr; denn da der Strom im Fließen beständig erkaltet, so macht er des Tags nicht leicht über eine halbe Meile; aber wehe den Feldern, wehe den Städten oder Dörfern, die auf seinem Weg liegen. Kein Hinderniß hält ihn auf, keine menschliche Gewalt vermag ihn zum Stehen zu bringen. Gewöhnlich fließt er dem Meere zu, und hier findet seine Wuth eine Schranke; aber welche Umwege macht er, bis er dahin kommt! Stößt er auf einen Hügel, so theilt er sich, kommt er an einen tiefen Grund, so breitet er sich gleich einem See aus, ehe er seinen Weg fortsezt. Diese schreckliche Wanderung dauert oft Monate lang.

Es läßt sich darnach abnehmen, welch schreckliche Spuren diese Ausbrüche rings im Lande hinterlassen müssen. Während der Vesuv allein stehen bleibt, gruppiren sich um den Aetna eine Menge Söhne, Zeugen seiner furchtbaren Macht. Während die Lava des Vesuvs über einige Thäler in der Höhe fast nicht hinaus kommt, strömt die Lava des Aetna über das tiefste Land und bedeckt die fruchtbarsten Felder. Es gibt Lavaströme, bei einer Stunde breit und dreihundert Fuß hoch. Sieht man sie von einer Höhe herab, so gleichen sie einem plötzlich erstarrten Dintenguße; stößt man auf sie, so bemerkt man hohe, ungleiche, zerklüftete, verwitterte Mauern; geht man auf ihnen, so findet man ein hartes, schwarzes, dicht mit scharfen Spitzen besäetes Gestein. Aber mit der Zeit zerfällt dieser Stein und wird nach und nach fähig, Pflanzen zu nähren; an einigen Stellen bleibt die Lava glatt und kahl, während an andern bereits kräftige Pflanzen emporsprießen. Später kommt der Mensch darüber; es werden Bäume darauf gepflanzt, Felder und Gärten angelegt und Häuser gebaut. Es läßt sich dann kein fruchtbareres Erdreich, keine herrlichere Vegetation denken. Die Laven sind in dieser Beziehung nicht alle gleich; so ist die Lava von 1669 noch schwarz und nackt, fast wie am ersten Tage; jüngere Laven dagegen bekommen schon einen Anflug von Grün. Die Lava von 1538 ist noch dürrer als die von 1669; diejenige dagegen, die vor acht bis neunhundert Jahren den Hafen des Ulysses ausfüllte und das Meer drei Meilen weit hinausdrückte, ist jezt der herrlichste, fruchtbarste Garten im Lande. Welch sonderbarer Kontrast zwischen dem ewig drohenden Berge und diesen lachenden Fluren! Ringsum Wälder von Bäumen

Digitized by Google

und Sträuchen mit glänzendem Laub von allen Schattirungen von Grün; ein dichter Pflanzenteppich über alles gebreitet, selbst über die elenden Lavamauern, mit denen Felder und Gärten eingefriedigt sind; Häuser, welche hinter des Oelbaums dunklem Grün oder aus Orangengehegen mit Blüthen und Früchten halb hervor blicken; eine herrliche, gewürzige Luft; ein schönes, kräftiges, zufriedenes Volk, und dieß alles auf einem Schlacken-, Aschen- und Lavaboden; dahinter der rauchende Gipfel des Aetna und ringsum schwarze, kahle, vulkanische Massen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Merville. Scribe.

Von neuern Schauspielen wäre viel nachzuholen, wenn ich alles auf den Bühnen Dargestellte anführen wollte; glücklicherweise hat das Publikum selbst Mehreres sogleich verworfen, z. B. ein Stück von Merville, das schon einmal unter einem andern Titel ausgepfiffen worden war. Damals war die Hauptperson ein deutscher oder elsaßer Romantiker, welcher sich bei einer ehrsamen Pariser Familie einschleicht, die Tochter vom Hause durch sein empfindsames Romantisiren entzückt und mit ihr zuletzt davonlaufen will, indeß der Vater, ein enthusiastischer Alterthumsforscher, mit einigen alten Scherben beschäftigt ist. Es kamen auch noch eine botanisirende Abenteurerin und sonstige eigene Figuren oder Karrikaturen darin vor, die das Publikum aber nichts weniger als possierlich fand und daher mit Unwillen verwarf. Merville weiß, daß daß Pariser Publikum zu viel Zerstreuung hat, um sich lange einer Sache zu erinnern. Er meinte also, wenn er sein Stück ein wenig umschmölze und ihm einen andern Titel gäbe, werde es wahrscheinlich Niemand wieder erkennen. Das Publikum war aber schlauer, es erkannte die bereits verworfenen Zerrbilder wieder und pfiff nun wieder frischweg. Vermuthlich wird der Dichter endlich das Pfeifen satt haben und sein verfehltes Stück auf immer in seinem Pulte vergraben; denn des heroischen Entschlusses, das Manuskript ins Feuer zu werfen, halte ich ihn nicht fähig. Dieser Merville hat mit einigen Stücken vielen Beifall eingeerndtet, z. B. mit seiner Familie Glinet (die man, sonderbar genug, eine Zeitlang dem König Ludwig XVIII. zuschrieb, vielleicht weil er den Wunsch geäußert hatte, man möchte ein Stück schreiben, worin das Gehässige des Partheizwistes in einer Familie lebhaft geschildert werde); „die beiden Engländer," ein altes, von Merville wieder aufgefrischtes Lustspiel, und „die erste Ehrensache" (wider das Duell) haben sich auf der Bühne mit Ruhm erhalten; wogegen andere nur eine oder zwei Darstellungen erlebt haben. Auch ein Volksmelodram von demselben, „der Galeerensklave," rührt das Publikum der Boulevardstheater gewaltig und wird oft gegeben. Mittlerweile schreibt Merville Romane und Novellen, die sich zwar geläufig lesen lassen und wahrscheinlich auch ihr Publikum haben, besonders bei den eben nicht kritischen Lesern, sonst aber keine bedeutende Stelle in der neuern französischen Literatur einnehmen. Scribe ist in der letzten Zeit keineswegs unthätig gewesen; man sollte glauben, ein Mann, der einen so ausgebreiteten Ruf hat, wie er, dessen Vaudevilles und Operetten nun schon so lange das Publikum entzücken und auf deutschen, englischen, italienischen, spanischen und vielen andern fremden Bühnen nachgeahmt werden, der, so zu sagen, der einzige beliebte Dichter dramatischer Kleinigkeiten in Europa ist, habe genug geleistet, um in der Académie française einen Platz zu verdienen. Gewiß gibt es unter den Akademikern viele, welche ihm an Talent, an geistreicher Darstellung, an Ruf nicht gleichkommen; die halbe Akademie ist im Auslande nicht so bekannt, wie er allein. Dennoch erhielt er, als neulich eine Akademikerstelle zu besetzen war, nur sehr wenige Stimmen; Lancelot, von dem zwar einige Trauerspiele mit Beifall auf den beiden Hauptbühnen gegeben worden sind, der aber doch bei weitem nicht die Originalität und den unerschöpflichen Erfindungsgeist Scribes besitzt, bekam weit mehr Stimmen, und ihnen beiden ward ein Hr. Pongerville vorgezogen, dessen einziges Verdienst darin besteht, daß er Lukrez's Gedicht de natura rerum ziemlich elegant übersetzt hat. Nun hatte sich freilich dieser Pongerville gewiß zwölfmal gemeldet und war eben so oft zurückgesetzt worden, weshalb die Akademiker endlich wohl denken mochten, es sey Pflicht, diesen Herrn nicht länger vor der Thüre stehen zu lassen, zumal da er in einigen Journalen kräftig unterstützt wurde. Man behauptet, Scribe habe deshalb so wenig Stimmen bekommen, erstlich, weil er sich zum erstenmale darstellte und die Herren in der Akademie gewohnt sind, sich mehrmals bitten zu lassen; zweitens, weil einige Akademiker auf das Vaudeville wenig Gewicht legen und dasselbe für eine allzu niedrige Gattung in der Literatur halten, als daß ein Vaudevilledichter Anspruch auf einen Sitz in der erhabenen Gesellschaft der sogenannten vierzig Unsterblichen machen könnte; drittens, weil man Scribe eine allzu große Geldgier vorwirft, weshalb er aus dem Dichten eine kaufmännische Spekulation macht, was einem Akademiker zur Unehre gereichen könnte. Das mag nun alles wahr seyn; dennoch kann nicht geläugnet werden, daß Scribe einer der geistreichsten und gefälligsten Dichter und Schriftsteller der französischen Nation ist, und wenn auch die Hälfte seiner Stücke auf Rechnung seiner Mitarbeiter käme, so bliebe ihm doch noch so viel übrig, daß er kühn einen Wettstreit mit den meisten Akademikern eingehen könnte. Deßhalb werden ihm auch wahrscheinlich die Thüren der Akademie nicht ewig verschlossen bleiben, und zuletzt wird die Akademie einsehen, daß, so lange ihr ein so ausgezeichneter Dichter wie Scribe fehlt, sie nicht vollständig ist. Auf dem Operntheater hat Scribe neulich das Ballet Manon Lescaut, nach einem bekannten Romane des Abbé Prévot, gegeben, mit Musik von Halevy und ältern Meistern. In diesem Ballet hat der Dichter den possierlichen Einfall gehabt, eine dramatische Darstellung gerade wie vor einem Jahrhundert zum Besten zu geben, wo der Liebesgott mit frisirten Haaren und rosenrothen Hosen auf der Bühne erschien; äußerst ergötzlich sind alle die seltsamen Kostüme aus jener Zeit, und das Ballet le Triomphe de l'amour, welches die Großväter und Großmütter der jetzigen Pariser entzückte, wird von dem heutigen Geschlechte herzlich belacht. Es ist dies von Seiten des Dichters eine lustige Satire auf den verfeinerten Geschmack der Vorältern; eine Satire, in welche das Publikum von ganzer Seele einstimmt; da die Ultraparthei beständig die vergangene Zeit auf Kosten der gegenwärtigen rühmt, obschon sie in keiner Hinsicht viel taugte, so mag der freisinnige Theil des Publikums diese lebendige Satire auch wohl als eine Art von kleiner Rache ansehen und beklatschen. Genug, der Scherz Scribes hat vielen Beifall erhalten; nur findet man, daß er etwas zu lang ist. Das heutige Publikum hat nicht Geduld genug, einen ganzen Triomphe de l'amour auch nur zum Spasse mit anzusehen; eine Stunde lang über den frisirten Amour zu lachen, ist doch etwas zu ermüdend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. Juli 1830.

Ewig klagen und beklagt zu werden,
Ist der Menschheit allgemeines Loos.

Schiller.

Der Brunnen.

Ich blieb des Nachts am Brunnen steh'n,
Und mußte lauschen diesem Rauschen,
Und mußte diesem Rauschen lauschen,
Und konnte nicht von dannen geh'n.

O Brünnlein, sprach ich, Alles ruht,
In Platz und Gassen schläft die Stille,
Die Menschen athmen Schlaf in Fülle;
Nur dir allein wird's nicht so gut.

Da nahm des Brünnleins Rauschen zu.
Und klang wie Lachen so vergnüglich,
Und sprach: der Menschen Ruh' ist trüglich,
Und meine Unruh', die ist Ruh.

Sieh' da, die Tropfen, ungetheilt,
Sich stets entweichen, stets erreichen,
Und sich zum Strahl des Wassers gleichen,
Der immer eilt und immer weilt.

Die Menschen weckt der Tag des Lichts —
Versezt' ich ihm — sie wirken, wandern,
Und Liebe führet eins zum andern;
Du lebst allein und weißt von nichts.

Da klang des Brünnleins Fließen mild,
Wie Weinen klang's: der Menschen Herzen
Zerreißen Lieb' und Haß in Schmerzen,
Ich bin der Lieb' und Treue Bild.

Sieh da, die Tropfen wie aus Haß
Sich suchend flieh'n, im Flieh'n sich treiben,
Nur um in Treue frei zu bleiben,
Wie Liebe liebt ohn' Unterlaß.

Doch — sprach ich — bist du leicht und schwach;
Der Menschen Leib ist fest und kräftig,
In Arbeit und Genuß geschäftig.
Da klang des Brünnleins Fall, wie Ach!

Was ist der Menschen Glück und Freud'?
Ein endend Leid, Beginn Verdrießens;
Und blüht in Fülle des Genießens
Ihr Leib, — er reift zum Sterbekleid.

Sieh! mein Erguß ohn' Ueberdruß
Muß im Vergeh'n Bestehn erwerben;
Weil all mein Leben fließt in Sterben,
Ist all mein Sterben Lebensfluß.

Ein Morgenstrahl drang jezt herfür —
Ich sah mein bleiches Bild im Wasser,
Und schlich mich fort. Das leichte Wasser,
Das rauschet, rauschet hinter mir.

A. Schöll.

Bemerkungen über Tonkunst.

(Fortsetzung.)

Wir haben die musikalische Schönheit als das Ergebniß einer wohlklingenden Tonfolge bezeichnet. Damit ist jedoch keineswegs gemeint, als ob es hinreichend wäre, wenn je die zwei nächsten Töne sich zusammenreimen. In diesem Falle freilich hätten selbst unsere musikalischen Wagehälse gewonnenes Spiel; manche notenreiche Sonate, die höchstens als Turnübung für die Finger gelten kann, würde in den Rang eines Kunstwerks eintreten; und kaum einige der neuesten Geniestücke, worin auch die nächsten Töne nicht mehr zusammenstimmen wollen, müßten wir als unrettbar verloren geben. Allein die musikalische Schönheit herrscht nur in einer solchen Tonfolge, deren Wohlklang auf dem Ganzen beruht. Nicht genug, daß jeder einzelne Ton sich mit seinem Nachbar verträgt, muß vielmehr jede Tonreihe einen Mittelpunkt, einen bestimmten Sinn haben. Wir dürfen also auch die Töne nicht blos so auffassen, wie sie nach einander das Ohr berühren: wir müssen sie zusammenhören, und erst ihr Zusammenklang entscheidet über den Kunstwerth der Komposition. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, werden wir manche Komposition, die uns durch ihre Neuheit bestochen hatte, als Kunstwerk aufgeben müssen. Selbst eine der gepriesensten Opern, welche allgemeine Berühmtheit erlangt hat, dürfte von diesem Schicksale nicht ausgeschlossen seyn. Sie beruht ihrem ganzen Entwurfe nach auf Gegensätzen; aber es sind die Gegensätze der Logik, nicht die der Harmonie. Am wenigsten läßt sich die Auflösung derselben rechtfertigen. Nachdem wir fast drei Akte hindurch mit tragischen Zurüstungen hingehalten und auf das Schauerlichste vorbereitet worden sind, ergibt es sich am Schlusse, daß man uns blos wegen eines verzögerten Hochzeitspasses so bange gemacht habe. Aber ein plötzlicher Freudenschrei ist nicht eben das delikateste Mittel, um uns aus einem ängstlichen Traume zu wecken, und wer unsere Erwartungen Lügen straft, hat uns nicht auf eine gefällige Weise überrascht. — Daß jede Tonreihe nach ihrem Zusammenklange aufgefaßt werden müsse, erhellt auch aus Folgendem: Der Ton der Hoboe wird uns ein anderer zu seyn scheinen, je nachdem wir zuvor eine Flöte oder eine Klarinette anspielen hörten. Eben so hat auch in einem Musikganzen kein Ton eine Geltung für sich selbst: er ist ein anderer, je nachdem er in anderer Folge erscheint; die Wirkung, welche er auf unser Gemüth äußert, ist durch die ganze Tonsäule bedingt, auf welcher er ruht. Wo sind denn nun aber alle früher erklungenen Töne, wenn der lezte erklingt? Dasselbe unsichtbare Element, welches sie geboren hatte, hat sie verschlungen; sie sind nirgends mehr vorhanden als in der Seele des Hörenden. Dort dauern ihre Schwingungen fort und verbreiten sich, von den nachfolgenden vorwärts getrieben, wie auf einer ruhigen Fläche weiter und weiter, bis sie endlich an der Rückwirkung entgegengesezter Geistesthätigkeiten sich brechen. Das Werk des bildenden Künstlers empfinden wir nicht nur als ein Ganzes, es ist auch wirklich als ein Ganzes in der Sinnenwelt vorhanden. Die musikalische Schönheit aber existirt nur in unserer Seele. Die Sinnenwelt gibt uns Töne, und wir vernehmen Harmonien. In der Sinnenwelt löschte gleichsam der folgende Ton den vorhergehenden aus, und unsere Seele empfindet erst dann die volle Wirkung der früheren Töne, wenn sich die spätern zu ihnen gesellen. Man wende hier nicht ein, daß wir ja in der Partitur die musikalische Schönheit sichtbar und materiell vor uns haben. Die Partitur hat nur für denjenigen einen Sinn, der die vorliegende Tonschrift lesen kann, und enthält in jedem Falle nur das Zeichen der Schönheit, nicht aber diese selbst.

Sowohl hieraus, als überhaupt aus dem bisher Gesagten erhellt, daß die Musik dem größern Antheile nach geistiger Beschaffenheit ist. Ihre Wurzeln senken sich in die Materie, aber ihre Früchte reifen in der Geisterwelt. Der Dichter wendet sich bald an das Gefühl, indem er uns rührt oder begeistert; bald an den Verstand, indem er das verborgene Triebwerk der Handlungen aufdeckt; bald an den Willen, indem er ihm das Schicksal gegenüber stellt; bald an die Vernunft, indem er die höchsten Zwecke des Lebens berührt. Die Musik wirkt mit all ihrer Kraft immer nur auf Einen Punkt, auf die Empfindung. Und weil es keine Geistesthätigkeit gibt, die nicht von einem bestimmten Empfindungszustande begleitet wäre, und keinen Empfindungszustand, der sich nicht durch Musik entweder steigern oder herunterstimmen ließe, so findet sie immer einen Zugang in unser Gemüth, und eignet sich unter allen Künsten allein zur beständigen Gefährtin des Menschen. Sie gibt den erschlaffenden Nerven ihre Reizbarkeit und verblichenen Erinnerungen ihre Jugendfrische zurück. Sie leiht dem überschwänglichsten Gefühl eine faßliche Sprache, und selbst unsern Klagen einen Wohllaut. Sie stimmt im Chorale zur Andacht, und ladet als Walzer zum Reigen ein. Sie entzündet im Krieger den Muth zum Sterben, und in der Seele des Schwermüthigen neue Lebenslust. Sie begleitet als Volkslied die Sage; sie ist so alt als die Liebe und so unentbehrlich als die Hoffnung. Manchmal, wenn wir zum gestirnten Himmel aufblicken, und für das Unaussprechliche, das uns bewegt, vergeblich nach einem Ausdrucke sinnen, schlüpft uns unwillkührlich die einfache Weise eines Chorals über die Lippen, und es ist uns, als hätten wir dem Schöpfer ein wohlgefälliges Opfer dargebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ausbrüche des Aetna.

(Beſchluß.)

Man zählt eilf berühmte Ausbrüche des Aetna vor — und fünf-und-ſechszig ſeit unſerer Zeitrechnung. Die furchtbarſten waren der Ausbruch von 1169, wobei alle Häuſer in Catanea, Leutini und Syrakus einſtürzten; der von 1329, wobei aus vier ungeheuern Kratern ſich zugleich vier Lavaſtröme ergoßen; der von 1381, der den Hafen von Catanea ausfüllte; der von 1537, mit dem ein furchtbares Erdbeben verbunden war, das ganz Sicilien und Unteritalien erſchütterte; die Ausbrüche von 1631 und 1636, die zuſammen nur Einen ausmachen, da achtzehn Monate lang die Lava unaufhörlich floß; der Ausbruch von 1669, wobei Catanea zum Theil verſchüttet; der von 1693, durch welchen Catanea völlig zerſtört wurde; der von 1766, wo ſich vierzehn neue Krater auf einmal öffneten; der von 1780, welcher der Vorläufer des berühmten Erdbebens im Jahr 1783 war; die Ausbrüche von 1787, 92, 97, 98, 99, 1800, wo man, da ſie ſo furchtbar raſch aufeinander folgten, den Untergang des ganzen Landes fürchtete; endlich die Ausbrüche von 1805, 1811 und 1819.

Unter dieſen Ausbrüchen iſt keiner, der nicht ſchreckliche Folgen hinterlaſſen hätte, keiner, den nicht irgend ein Umſtand traurig merkwürdig machte; aber der Ausbruch von 1669 iſt vielleicht der ſchrecklichſte von allen. Bei dem wohlhabenden, volkreichen Dorfe Nicoloſi öffnete ſich, nachdem es zwei Tage lang finſtere Nacht geweſen, und ein furchtbarer Donnerſchlag, ein Erdſtoß auf den andern gefolgt war, ein Schlund, aus dem ein Berg emporſtieg, der jezt ſogenannte Berg Monteroſſi. Dieſer Schlund, der zu verſchiedenen Malen den Plaz und die Form änderte, war einmal vier Stunden lang und fünf bis ſechs breit, und mehrere Tage lang warf er ungeheure Maſſen Aſche und Sand aus. Endlich bildete ſich am Fuße des neuen Berges eine breite Oeffnung — man ſieht ſie noch heutzutage — aus der die Lava ſtrömte und Catanea zulief. Entſetzen ergriff die Cataneer; indeſſen wollten ſie nicht ohne Kampf unterliegen. Als man nicht mehr daran zweifeln konnte, daß der Lavaſtrom ſie bedrohe, rückten ſie ihm entgegen und begannen mit Hacken und Spaten einen Hügel aufzuwerfen, um ihm eine andere Richtung zu geben; dann hätte aber die Lava eine andere Gegend verheert. Die Einwohner der leztern rotteten ſich alſo auch zuſammen und zogen bewaffnet aus, die Cataneer an ihrem Vorhaben zu hindern. Es kam zum Gefechte am Fuße des Feuerſtroms, der indeſſen ſeinen Weg langſam, unwiderſtehlich fortſezte; man ſchlug ſich mit aller Erbitterung, zu der eine dringende Gefahr reizt. Wahrhaftig, ein einziges Schauſpiel, ein beiſpielloſer Bürgerkrieg! Die Cataneer wurden geſchlagen und die Lava ſtrömte nun ungehindert fort. Nach langen Tagen endlich kam ſie vor den Mauern der Stadt an. Aber dieſe Mauern waren hoch und feſt, und halberkaltet, hatte die Lava nicht mehr Kraft genug, ſie umzuſtürzen. Sie ſchwellte ſich alſo, ſtieg und ſtürzte ſich, als ſie die Höhe der Mauer erreicht hatte, als Feuercascade hinab in die Stadt. Wie oft iſt dieſes Catanea verwüſtet und zerſtört worden! Im ſechszehnten Jahrhundert ergoß ſich ein Lavaſtrom weit hinaus ins Meer, und gab der Stadt damit einen Hafendamm, den man bisher vergeblich zu errichten geſtrebt hatte; im ſiebzehnten Jahrhundert wurde ſie zum Theil begraben, ihr Hafen ausgefüllt und der Fluß, der ſie bisher durchſtrömt hatte, abgedämmt. Und doch gibt es immer noch ein Catanea, immer und jedesmal ſchöner und regelmäßiger wird es wieder aufgebaut; hie und da gräbt ein Kunſtkenner die Lava auf und findet, vierzig, fünfzig Fuß tief, Trümmer von Kirchen und Palläſten.

Vor der Eruption, von der im gegenwärtigen Augenblicke die Rede iſt, war der Ausbruch von 1819 der lezte gutartige, d. h., nach den Sizilianern, ein ſolcher, der etwa nur ſechs Wochen dauerte. Dieſer Ausbruch fand überdies blos in den hohen, unbewohnten Regionen des Berges ſtatt. Auf der Plateforme, auf der der große Kegel aufruht, und in der Nähe der unförmlichen Trümmer, die lächerlicherweiſe der Thurm des Empedocles heiſſen, öffnete ſich ein Krater, von dem aus die Lava einem öden Thale zulief; hier bildete ſie Thäler und Hügel, kam aber nicht darüber hinaus und verſchonte die bewohnten Landſtriche. Wie diesmal der Ausbruch ablaufen wird, erfahren wir erſt in einigen Monaten; denn die Ausbrüche des Aetna währen ſehr lang, und wer aus unſern Gegenden ſich auf den Weg macht, wenn die erſte Nachricht von einem Ausbruch anlangt, kommt immer noch zeitig genug nach Sizilien. Es iſt ſonderbar, daß ein ſo intereſſantes Schauſpiel nicht mehr Neugierige, Gelehrte oder Ungelehrte, hinzieht. Selbſt wenn der Ausbruch vorbei wäre, dürfte der Naturforſcher nicht fürchten, die Reiſe vergeblich unternommen zu haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juni.

Statiſtik der Strafrechtspflege.

Zu den neueſten verdienſtlichen Leiſtungen der ſchweizeriſchen gemeinnüzigen Geſellſchaft gehört unſtreitig der von ihr ausgegangene Antrieb zur Bearbeitung der Statiſtik der Strafrechtspflege in den Schweizerkantonen. Völlig abgeſehen von den Reſultaten, welche daraus für die Fortſchritte der Geſezgebung in dieſem Zweige der Staatsverwaltung ſich ergeben müſſen, dient der ſich vorzugsweiſe mit der öffentlichen Erziehung und dem Zuſtande des Armenweſens beſchäftigende Verein mit Recht dafür, daß zu beſſerer Begründung einer richtigen Kenntniß des moraliſchen Zuſtandes der Landesbewohner die ſorgfältige Benuzung auch der Strafrechtsverhältniſſe wichtig ſeyn würde. Unter den im verfloſſenen Jahr an die Geſellſchaft gelangten Ueberſichten

verdienen die Tabellen von Genf am meisten Aufmerksamkeit, die, von einem erläuternden Bericht des Hrn. Rigand, Kriminalgerichtspräsidenten in Genf, begleitet, nicht blos durch zweckmäßige und bequeme Fassung und Form, sondern mehr noch durch Vielfältigkeit und scharfsinnige Auswahl ihrer Rubriken dem wissenschaftlichen Statistiker werthvoll erscheinen müssen. Drei dieser Tabellen sind den Vergehen (delits et contraventions) gewidmet und enthalten 1) die systematische Aufzählung dieser Vergehen; 2) die Angaben der verhängten Strafen, und 3) ein sogenanntes moralisches Gemälde der Verurtheilten, welches eine Uebersicht der für jede Art dieser Vergehen bestraften Individuen nach Geschlecht, Alter, Beruf, Religion und Herkunft gewährt. Drei andere Blätter behandeln auf ähnliche Weise die Verhältnisse der Verbrechen (affaires criminelles), mit einer weiteren Vervollständigung, indem der Uebersicht der Verbrechen der Mittelpreis von Brod und Wein in jedem Jahr, und dem erwähnten moralischen Abriß der Grad des empfangenen Unterrichts nach den Rubriken: kein Unterricht, Elementarunterricht, höherer Unterricht — beigefügt ist. Ein siebentes Blatt gibt die Uebersicht der Rückfälle von bestraften Individuen.

Das Verzeichniß der verübten Kriminalverbrechen mit der beigefügten Anzeige des jedesmaligen Mittelpreises von Brod und Wein, bestätigt die schon oft gemachte Erfahrung der Wechselwirkung zwischen diesem Preis und der Zahl und Art der Verbrechen. Das Theuerungsjahr von 1817, wo der Mittelpreis des Brods auf eilf Sous stieg, zeigt die größte Zahl von Verbrechen in einem dreizehnjährigen Zeitraum, nämlich 36, und zwar meistens Eigenthumsverletzungen. Doch scheint diese Erfahrung ein wenig durch die beinahe gleich große, auf 33 steigende Zahl von Verbrechen geschwächt, die im Jahr 1828 verübt wurden, in welchem der Mittelpreis des Brods nur 5 Sous betrug. Zwar wird man einwenden, daß die Zeiten des allzu niedrigen Preises der Lebensmittel, wegen gleichfalls oft mangelnden Verdienstes, hinsichtlich der Zahl der Verbrechen den Theuerungsjahren beinahe gleichzukommen pflegen; dagegen aber streitet einigermaßen die geringe Zahl von 16 Kriminalverbrechen im Jahre 1822, bei einem Mittelpreis von 4 Sous. In Jahren des wohlfeilsten Weins erscheinen die meisten Verbrechen und Vergehen gegen die öffentliche Ordnung und gegen Personen.

Besonders anziehende Nachweisungen enthalten die zwei „moralischen Uebersichten.“ Bedeutend gering erscheint die Zahl der weiblichen Verbrecher im Verhältnisse zu den männlichen; auch zeigen sie, daß das Alter vom zwanzigsten zum dreißigsten Jahr das fruchtbarste für die Bildung zum Verbrecher ist; jüngere und ältere erscheinen in weit geringerer Anzahl. Von 302 kriminell bestraften Personen hatten 10 den höheren Unterricht, 155 den Elementarunterricht und 137 gar keinen Unterricht genossen. Das Verzeichniß der Rückfälle zeigt, daß von 24 Recidiven 14 im ersten Jahr nach der ausgestandenen ersten Strafe stattgefunden haben; ein für Gesellschaften zu Versorgung entlassener Sträflinge nicht unwichtiger Umstand, welcher mahnt, daß man vorzüglich darauf bedacht seyn müsse, den Züchtlingen wenigstens für das erste Jahr nach ihrer Entlassung Unterhalt oder Versorgung zu sichern. (Der Beschluß folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Scribe. Champein.

Für sein Lieblingstheater, das Théâtre de Madame, hat Scribe einen ganzen Roman erfunden und dramatisirt, welcher nun beständig unter großem Zulaufe gegeben wird. Das Stück heißt Philipp, nach der Hauptperson des Stücks. Philipp hat während der Revolution, als er unter den Fahnen des Vaterlandes diente, das Glück gehabt, ein Fräulein von hoher Abkunft zu beschützen und ihre Gunst zu erlangen; die Geburt eines Sohnes ist sogar die Folge der heimlichen Zuneigung des jungen, sich selbst überlassenen Fräuleins gewesen. Nach der Revolution aber kommt das Fräulein wieder zum Besitz ihres Vermögens und macht ein ansehnliches Haus in Paris. Hr. Philipp wird Majordome oder Haus-, Hof- und Küchenmeister bei der Frau vom Hause, und der junge Mann wird als ein Schützling des Fräuleins im Hause erzogen, ohne daß Jemand weiß, wer sein Vater und seine Mutter sind. Dieser junge Mann macht dumme Streiche, verliebt sich in eine Nichte des Fräuleins, will sich mit einem Nebenbuhler schlagen und setzt seine heimlichen Eltern in die größte Verlegenheit, bis zuletzt das Geheimniß seiner Geburt herausplatzen muß. Zweideutige Verhältnisse, wie das einer Demoiselle, die Mutter geworden ist und die einen Soldat republicain liebt, welcher sich hernach zum Hof- und Küchenmeister brauchen läßt, müssen auf einer französischen Bühne äußerst zart behandelt werden, wenn sich das Publikum nicht mit Widerwillen davon abwenden soll. In dieser Kunst aber ist Scribe ein Meister; was Niemanden gelingen würde, ist für ihn ein Spiel. So hat er es denn mit seiner geistreichen Darstellungsgabe dahin gebracht, daß man den ganzen Roman mit innigem Wohlbehagen darstellen sieht; es ist möglich, daß sich eine ähnliche Geschichte wirklich zugetragen hat, und obschon Einiges in dem Stücke unwahrscheinlich ist, so wird dies doch durch so manchen geistreichen Zug verdeckt, daß das zuhörende Publikum sich nicht dabei aufhält. Es ist jezt von einer neuen Operette Scribes die Rede, wozu sein gewöhnlicher Gefährte, Auber, wieder die Musik gesetzt hat. Es hat sich seit einigen Jahren kein Tonkünstler gefunden, welcher diesen Auber von der Bühne verdrängt hätte, und es ist wirklich einiger Mangel an guten Opernkomponisten. Hätte Rossini in den lezten Jahren der großen Oper nicht ausgeholfen, so würde sie wahrscheinlich schlechte Geschäfte gemacht haben, und jezt, da er fort ist, rechnet man sehr auf eine neue Oper Mayerbeers, die schon seit einigen Jahren geschrieben ist und wozu Scribe und Germain Delavigne den Text verfertigt haben, unter dem Titel: Robert le diable. Es lebt in Paris ein alter Opernsetzer, Namens Champein, dessen Operetten vor vierzig Jahren vielen Beifall hatten, z. B. le Melomane, Don Quichotte, les Dettes u. a. Von diesen Opern wird höchstens eine, le Melomane, noch von Zeit zu Zeit gegeben, und der Mann hat wirklich seine Geistesprodukte überlebt. Da er nun keinen andern Gewinn hatte, als den Ertrag aus den Darstellungen seiner Operetten, so ist er in Armuth versunken, und man hat sich daher neulich genöthigt gesehen, zu seinem Besten eine Vorstellung zu geben, wobei man sich jedoch nicht die Mühe geben mochte, eine seiner veralteten Opern hervorzuziehen; es wurde von ihm auch nicht das Mindeste bei dieser Benefizvorstellung aufgeführt; vielleicht hatte man es nicht gewagt, die veralteten Stücke einer Mißbilligung preiszugeben, wodurch dem alten Manne eine harte Kränkung widerfahren wäre. Die Darstellung soll ihm eine Summe von 5000 Franken eingebracht haben. Ist es nicht zu bedauern, wenn ein Künstler, welcher in seiner blühenden Zeit durch Geistesprodukte seine Zeitgenossen ergözte und von ihnen mit Ehren und Dank überhäuft wurde, in seinem späten Alter diese seine Schöpfungen als veraltete Stücke bei Seite legen sieht, und das Mitleid des jüngern Geschlechts anflehen muß, um sein bischen Leben zu fristen?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Juli 1830.

Der, welcher einsam duldet, duldet schwer;
Doch ist der Schmerzen Hälfte überwunden,
Wenn man des Grams Genossen aufgefunden.

Shakespeare.

Der Eulenthurm.

Novelle von Gräter*).

Vor ungefähr zehn Jahren lebte in der Stadt Schwäbisch-Hall ein Mann Namens Honig. Seine Sitten und seine Lebensweise stachen so sehr gegen die seiner Mitbürger ab, als ein neuer Lappen auf einem alten Kleide. Wenn er aber wollte, dann wußte er seinen eigenen Styl zu leben dem buntschäckigen, abgetragenen Schnitt der guten Bürger von Hall so gut anzupassen, als wären sie beide aus demselben altmodischen Zeug gewoben. Er war ungefähr fünfzig Jahr alt, stark gebaut, etwas über Mittelgröße; sein Gang war frei und aufrecht, der Ausdruck seiner Züge milde Ironie; doch die Adlernase, die hohe, vielgefurchte Stirne zeigten an, daß der, dem sie angehörten, auch anderer Gedanken fähig sey, als heitrer, und im Gegensatz zu dem halb spöttischen Lächeln des feingeschnittenen Mundes, war sein großes, scharfes, blaues Auge voll freundlichen Ernstes. Jeden Morgen mit dem Grauen des Tages, jeden Abend, Schlag neun Uhr, konnte man ihn, einen Maaßstab in der Hand, durch das alte Gelbinger Thor zu den Salzwerken wandern sehen, wo er das kleine Amt eines Zimmerwerkmeisters bekleidete. Sein Rock war gering und grob, sein dunkles, theilweise schon graues, gelocktes Haar oft unbedeckt. So ging er hin, meist einen alten Marsch pfeifend, und hinter ihm sein großer schwarzer Hund, den er Ruß nannte.

Unter den Gevatterinnen in Hall erzählte man sich mancherlei absonderliche Geschichten aus seinem frühern Leben. Er war, so sagte man, von hoher Geburt, hatte studirt und als Offizier lange Zeit im Kriege zugebracht. Daß er aber jezt so zurückgezogen in einer niedern Hütte in der Gelbinger Vorstadt wohnte, das konnten sie blos einer Grille zuschreiben; denn reich war er, daran zweifelte Niemand, der seine Mildthätigkeit und seine Sorglosigkeit in allen Geldgeschäften kannte. Einige hatten ihn im Verdacht, er treibe Magie, sie thaten daher allerlei verfängliche Fragen an ihn und gaben ihm Winke, die er jedoch größtentheils mit einem zweideutigen Lächeln beantwortete.

Einen alten Thurm an der Stadtmauer, den er gekauft und eingerichtet hatte, und den man Eulenthurm nannte, hielt man für sein Laboratorium. Dort brachte er den größten Theil seiner Feier-Stunden zu; in einem Zimmer im obersten Stocke desselben erblickte man oft bei Nacht seine Lampe, und aus dem Ofen, nahe am Eingange unten, den eine schußlose Töpferfamilie nach dem lezten großen Brand erbaut hatte, sah man nicht selten weißen Rauch in den Abendhimmel aufsteigen. Oft auch hörte man seltsame Stimmen rings um den Thurm, wie wenn Hunde heulten und unheimliche Käuzchen krächzten, wobei denn einige schlaflose Nachbarn die Köpfe schüttelten

*) Der Verfasser, ein ausgewanderter Würtemberger, hat diese Erzählung seinen neuen Landsleuten in Nordamerika in englischer Sprache mitgetheilt.

und am andern Tage darüber geheimnißvoll flüsterten. Doch waren Honigs Sitten nicht ungesellig; eine Stunde brachte er jeden Abend regelmäßig im Bierhause in der Vorstadt, unter seinen dampfenden, aufmerksamen Nachbarn zu, wunderbare Geschichten erzählend und guten Rath ertheilend. Auch Sonntags Nachmittags, wenn er zu seinem kleinen Gemeinde-Holztheil ins Hessenthal ging, erfreute sich jeder Bauer, der des Wegs kam, seines Grußes und seiner freundlichen Anrede.

An einem solchen Abend ging er einst den Fußsteig um die Stadtmauer; die Sonne senkte sich so eben in der vollen schweigenden Schönheit eines Sabbathabends im Westen hinab, da gewahrte er an einem Haselnußstrauch, gerade vor Doktor Haspels Obstgarten, einen jungen weinenden Menschen. Als der wachsame Ruß ihn beschnüffelte, sah er empor und zeigte ein feines blasses Gesicht; blaß war es, trotz der hectischen rothen Flecke auf den Wangen und des belebenden Strahls der Abendsonne, der von seinen feuchten Augen wiederglänzte. Honig kannte ihn. Es war der arme französische Lehrjunge beim Nachbar Buchbinder. Er schritt auf ihn zu, und indem er ihm sanft das Gesicht empor hob, das von Neuem wieder in Thränen zerfloß, ließ er die Hand auf seiner Stirne ruhen und sprach: „Baptist, wie viel weinende Augen, wie Deine, glaubst Du wohl, sieht die sinkende Sonne jezt, und wie viele werden Morgen getröstet seyn, wenn sie aufgeht? wirst Du unter der Zahl seyn? Erzähle mir Deinen Kummer; so fremd bist Du nicht in dieser Stadt, daß Du nicht einen Freund hättest außer Gott, der überall ist.“

Er küßte die Stirne des traurigen Knaben, er nahm ihn bei der Hand und zog ihn sanft von dem Steine, worauf er saß. „Komm, laß uns zusammen nach Hause gehen, und laß diesen Sonntag den Geburtstag unserer Freundschaft, unseres Vertrauens seyn. Wohl mag es lang seyn, daß Du zulezt mit Jemanden zu Tische saßest, der Dich liebte. Sey mein Gast diesen Abend, und laß mich's bei Deinem Meister vertreten, daß Du heute nicht nach Hause kömmst.“

Der Knabe stand regungslos, das trübe Auge zum Boden geheftet; dann fing er an zu zittern, sein Blick wandte sich zu Honig, und mit einem Male warf er sich diesem wie krampfhaft an die Brust und schluchzte bitterlich.

Drei Jahre waren vergangen, und er hatte noch keinem befreundeten Wesen begegnet, kein Wort der Liebe gehört. Die lezten waren die seiner sterbenden Mutter. Gewiß war ihr Geist gegenwärtig, als ihr verlassenes Kind einen Freund fand. Eine Fluth von Thränen erleichterte Baptists Busen; seine Hand hatte Honigs seine fest gefaßt, so gingen sie durchs Gelbinger Thor, die Mauer entlang, bis sie Honigs Garten in der Blendstadt erreicht hatten. Ein Feuer ward auf dem Heerde des Eulenthurms angezündet, und Brod, Milch, Früchte und einige andere bescheidene Vorräthe bald zum Abendmahl herbeigeschafft. Sie theilten es schweigend, ja sogar heiter. Baptists Augen leuchteten und sein Herz schlug unruhig, wie die Blätter nach einem schweren Regenschauer von den glänzenden Tropfen zittern. Als die Abendröthe erloschen war, stiegen sie zur Spitze des Thurmes hinauf. Die Nacht sah zum Fenster herein, mit tausend halboffnen Augen; Chöre von Nachtigallen sangen die Landschaft unten in Schlummer; Glocken antworteten einander in der Ferne, und mit ihren Tönen verschmolz sich die melancholische Musik des Herzens. So wurde der Gram des armen Baptist in Liebe und Vertrauen besänftigt.

(Die Fortsezung folgt.)

Bemerkungen über Tonkunst.

(Fortsezung.)

Je mehr es dem Komponisten gelingt, aus einem bestimmten harmonischen Mittelpunkte heraus zu dichten, desto mehr wird er sich den Idealen musikalischer Schönheit nähern, und desto ausschließender wird er ein Publikum im Auge haben, das nicht von Melodien *gewiegt*, sondern von ihrem *Strome gehoben* werden will. Deßwegen mußte die Musik mehrere Epochen durchlaufen, bis sich für ein solches Publikum Komponisten fanden, und für solche Komponisten sich ein Publikum gebildet hatte. Es ist noch nicht so lange her, daß Händel, den ich ein religiöses Genie nennen möchte, seinen Messias, Gluck seine Iphigenie, Mozart seinen Don Juan dichtete. Erinnern wir uns an das zulezt genannte Kunstwerk, das jeder, wenn auch nicht studirt, doch wenigstens mehr als einmal gehört hat. Hier ist alles, bis auf die unbedeutendste Melodie herab, von Einem Geiste beseelt. Der Komponist hat uns zu einem Mahle geladen, bei welchem ein Gast aus dem Todtenreiche den Vorsiz führen soll. Daher hat er selbst den Becher der Freude mit Schauer gemischt, und die lachendsten Gruppen verrathen durch ihre Hast, daß die Erinnyen in ihrem Gefolge sind. Beginnen konnte die Musik mit Kunstwerken dieser Art nicht, so wenig als die Malerey mit titianischen Gemälden. Es wird schon ein *geübtes* Ohr erfordert, um das harmonische Verhältniß ganzer Tonreihen herauszufinden und gleichsam in die Ferne zu hören. Der Anfänger faßt Klänge und keine Harmonie auf; was sich in seinem Ohre unmittelbar berührt, nur dieß vermag sein Gemüth zu verknüpfen. Die *ersten Musikstücke* bestanden daher blos in einer *gedehnten Aneinanderreihung von Tönen*, und man bedurfte eines gewaltigen Hebels, um sich aus diesem Zustande der Unbehülflichkeit aufzuringen. Es war ein *Deutscher*, welcher der Kunst diesen wich-

tigen Dienst erwies. Franko aus Köln, Zeitgenosse Kaiser Friedrichs des Ersten, wird als Begründer des Mensuralgesanges genannt. Der Gebrauch des Taktes war für die Musik gerade so entscheidend, als der Gebrauch des Kompasses für die Schiffahrt. Erst jezt, von diesem untrüglichen Führer geleitet, konnte man es versuchen, das wechselvolle Gebiet der Töne nach jeder Richtung zu durchschneiden. Setzen wir den Fall, eine lange Reihe von Gestalten bewege sich allmählig an uns vorüber. So lange uns nichts als die bloße Aufeinanderfolge derselben bemerklich wird, erhalten wir auch nur die unbestimmte Vorstellung einer beweglichen Menge. Nun aber fällt es uns auf, daß jene große Reihe aus mehreren kleinen besteht, die sich in abgemessenen Zwischenräumen folgen. Dies führt uns auf den Begriff der Ordnung, und durch diesen Begriff werden wir orientirt. Obgleich wir von unserm Standpunkte aus nicht die ganze Prozession auf einmal überschauen können, so geben uns doch mehrere gegliederte Theile ein Bild des gegliederten Ganzen. Wenden wir dies auf die Einführung des Taktes in die Musik an. Die nächste und unausbleibliche Folge davon war die, daß man nun nicht mehr blos den lezten Ton bei dem folgenden im Ohre behielt. Gerade der Anfänger — und mehr war damals der Künstler noch nicht — legt auf den ersten Ton jedes Taktes einen merklichen Nachdruck. Der so hervorgehobene Ton klingt also noch im Gehöre fort, wenn der erste Ton des folgenden Taktes angeschlagen wird. Daher faßte man von nun an die Musik nicht mehr nach einzelnen Tönen, sondern nach Takten auf. Mancher feinere Mißklang, der sich bisher in der losen Aufeinanderfolge verloren hatte, trat nun störend hervor und mußte vermieden werden. Die einzelnen Töne, welche bisher nur einander nachgerückt waren, fingen nun an, sich auf einander zu beziehen, sich in kleine Sätze zu ordnen und als Melodien zusammenzuklingen. Mit Einem Worte: das Tonmaß mußte man haben, wenn man der Töne Meister werden wollte. Dafür wurde nun aber auch der Komponist und die Musik von dem Tonmaße abhängig, jener in der Erfindung, diese in der Bewegung. Erinnern wir uns an alte Volkslieder oder ländliche Walzer. Da ist das Thema so ganz in den Takt eingeschlossen, daß es nur in ihm vernommen werden kann. Mit ihm hören wir es steigen und fallen, fortrücken und schließen. Es ist nichts als der in Tönen hergezählte Takt, und wird bei der Wiederholung unserem Ohre fast eben so peinlich als die Nachbarschaft eines nach dem Takte arbeitenden Handwerkers.

(Beschluß des ersten Artikels.)

An den Rheinfall zu Schaffhausen.

Noch hör' ich dich donnern, du schäumender Fluß,
Noch stürzt sich vor mir dein unendlicher Guß
Hoch über die zitternden Felsen herab,
Herunter ins gähnende, wirbelnde Grab,
Noch strahlt mir vom duftigen Nebel der Bogen,
Den Iris mit rosigem Finger gezogen.

Wohin denn ihr Fluthen, was seyd ihr so wild?
Seht ihr nicht dort drüben das freundliche Bild?
So schweigt doch nur einmal mit eurem Gebraus,
Sie neigt sich zum Fenster des Schlosses heraus;
Ihr nezt ihr die Locken mit stäubendem Regen,
Doch hält sie euch lächelnd das Köpfchen entgegen.

Wohin denn, ihr Fluthen? Warum denn so wild?
O seht doch da drüben das andere Bild!
So schweigt doch ihr Räder und klappert doch aus!
Sie neigt sich zum Fenster der Mühle heraus!
Ist jene das Fräulein im Schlosse dort drüben,
So ist dieß die niedliche Müllerin hüben.

Bald däucht mir die links, und bald wieder die rechts,
Die schönste des blühenden Mädchengeschlechts,
Bald zieht mich mein Herz zu dem Fräulein dahin,
Bald wieder zur reizenden Nachbarin. —
O Rheinstrom, das sind zwei gefährliche Klippen,
Mir brennen die Augen, mir brennen die Lippen. —

Die Sonne sank nieder zur kühlenden Ruh,
Die Fenster der Burg und der Mühle sind zu,
Es sprüzt mich die Welle mit neckendem Hohn,
Und eilt mit den andern dann kichernd davon;
Hell schimmert der Mond — doch mir fehlen zwei Sterne. —
Den Morgen drauf war ich schon weit in der Ferne.

August Schnezler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Neue Theaterstücke.

Vor zwei Jahren, als Gosset starb, meldete sich Champein bei der Académie des beaux arts, um statt jenes Künstlers in die Akademie aufgenommen zu werden. Die Akademie aber zog ihm den jezt so beliebten Auber vor, und der arme Champein mußte zurücktreten. Leider scheint dieser Künstler sein ganzes Feuer in der Jugend verspründt zu haben; es muß ihm nichts übrig geblieben seyn, um mit dem fortschreitenden Kunstgeschmack gleichen Schritt zu halten, und die Söhne zu ergözen, wie er die Väter ergözt hatte. Auf andern Theatern hat man in den lezten Wochen einige Sittengemälde dargestellt, z. B. auf der Odeonsbühne das Stück: „Meine Frau und meine Stelle;" es ist dies ein bereits mehrmals behandelter Stoff, eine Situation, die in der wirklichen Welt

häufig vorgekommen seyn mag, nämlich ein zwischen einer hübschen Frau und einer glänzenden Stelle, zwischen der Liebe und dem Ehrgeize in die Klemme gerathener Ehemann, der zwar recht gern sieht, daß ihm seine schöne und gefällige Frau zu einem höhern Posten verhilft, der aber dieses Emporschwingen nicht auf Kosten seiner Ehre und häuslichen Ruhe erkaufen möchte; die Verlegenheit eines solchen halb verliebten, halb ehrsüchtigen, aber im Grunde doch gutmüthigen Ehemanns haben die Verfasser besagten Stückes komisch geschildert, wiewohl sie nicht die ersten sind, die ein solches Gemälde entworfen haben. Eben so hat ein Dichter, Namens Desaville, einen schon oft behandelten Stoff fürs Théâtre français aufs Neue bearbeitet. Es handelt sich hier um einen alten Ehemann, der mit einer jungen Frau vergebens nach dem häuslichen Glücke strebt. Der bejahrte Ehemann des Desaville hat dies Besondere, daß er lange Zeit als Junggeselle gelebt und sich von einer Haushälterin oder sogenannten Gouvernante hat beherrschen lassen; aus diesem eben nicht erbaulichen Verhältnisse zwischen dem Junggesellen und der Haushälterin ist eine Tochter entsprungen, welche in dem Lustspiele auch eine Rolle spielt. Um der mürrischen Laune dieser alternden Gouvernante zu entgehen, hat der Junggeselle sich in den Ehestand begeben, ohne daß er jedoch, wie es scheint, des Hauskreuzes hat los werden können. Die üble Laune nun, worin ihn die Gouvernante versetzt, muß die junge Frau entgelten, und er beweist sich gegen diese eben so launisch und despotisch, als die Gouvernante gegen ihn. Dies behagte dem Publikum nicht sehr; es äußerte sich mißbilligend bei der ersten Vorstellung; jedoch hat sich das Stück bei den folgenden etwas besser ausgenommen und schleicht so hin; lange wird es aber wohl nicht auf der Bühne bleiben. Hernani wird noch immer gegeben; allein Vict. Hugo's sogenanntes Meisterstück findet zu viel klassische Feinde, und schwerlich wird sich dieser kühne Versuch, der dem französischen Geschmacke allzuwenig angepaßt ist und leider auch nicht viel Theilnahme erregt, außer bei den Ultra-Romantikern, lange auf der Bühne erhalten. Bessern Erfolg wird Dumas „Christine" haben, obschon auch dies ein kühner Versuch ist; aber hier ist wenigstens eine kräftige, anziehende dramatische Handlung; hier ist ein wahres Trauerspiel. Im Grunde scheint Vict. Hugo ein originellerer Kopf zu seyn, als Dumas; zu einem Schauspiele mag er aber wohl etwas allzu excentrisch seyn; zum Drama ist er vielleicht nicht geboren, und durch ihn wird die der französischen Dramatik drohende Revolution wohl nicht vollendet werden. V. Hugo ist zwar ein Reformator, aber nicht von der Art, daß er die Menge mit sich fortreißen und in eine neue Welt versetzen könnte. Dg.

Aus der Schweiz, Juni.

(Beschluß.)

Statistik der Strafrechtspflege.

Wir wollen hier noch einige vergleichende Zusammenstellungen der Genferischen Angaben mit denen aus den Kantonen Bern, Thurgau und Waadt mittheilen. Bern zählt in sechs Jahren 1287 Bestrafte, also im Jahr im Durchschnitte 214, bei einer Bevölkerung von 340.000 Einwohnern; also auf 2000 1½ Bestrafte. Thurgau hat in zehn Jahren 209 Verurtheilte, also aufs Jahr im Durchschnitte 20, bei einer Bevölkerung von 80.000 Einwohnern; somit einen auf 4000. Waadt zeigt in sechs Jahren eine Mittelzahl von 76 jährlich Bestraften, bei einer Bevölkerung von 80.000 Einwohnern; also auf 2000 nicht ganz ein Individuum. Genf dagegen zeigt in einem Zeitraum von zehn Jahren 2150 Bestrafte, also auf ein Jahr im Durchschnitte 351, bei einer Bevölkerung von 51.000 Einwohnern; somit auf 2000 13. Dieses letztere so auffallend ungünstige Verhältniß mag nun wohl zum Theil dem größern Zusammendrang von Einwohnern, besonders der untern Klassen, in einer bevölkerten Stadt, aber ohne Zweifel vorzüglich dem Umstande zuzuschreiben seyn, daß die Genfer Tabellen nach andern Grundsätzen, als die der übrigen Kantone, und besonders viel vollständiger abgefaßt sind.

Eben so auffallende Resultate gewährt eine Vergleichung des Verhältnisses der Vergehen gegen die Personen, und derjenigen gegen das Eigenthum in den vorgedachten Kantonen. Im Kanton Bern sind in einem sechsjährigen Zeitraum von 1287 Verurtheilten 395 für Vergehen gegen Personen und 726 für Vergehen gegen das Eigenthum bestraft worden. Waadt zählt in 23 Jahren unter 1916 Verbrechen 224 gegen die Personen, und 1514 gegen das Eigenthum. Thurgau in zehn Jahren unter 189 Verbrechen 41 gegen Personen und 122 gegen das Eigenthum. Genf zeigt auf 1868 Vergehen 753 gegen Personen und 521 gegen das Eigenthum.

Wollte man nun auf diese Zahlenangaben den bekannten und oft angerufenen Grundsatz unbedingt anwenden, daß in Ländern, die auf niedriger Stufe der Civilisation stehen, die Vergehen gegen die Personen zahlreicher sind, als die gegen das Eigenthum, und umgekehrt, so würde sich wieder ein sehr ungünstiges Verhältniß für Genf ergeben. Hierbei zeigt sich wohl am ersten die Richtigkeit der von Zachariä entwickelten Bemerkung, daß solcher Unterschied allerdings zugleich auf andern Ursachen, und nicht blos auf der Verschiedenheit des Standes der Civilisation beruhe. Dazu kommt dann die einstweilen noch überhaupt vorhandene große Schwierigkeit einer auf sichern Grundlagen beruhenden Statistik der schweizerischen Strafrechtspflege. Dafür sind außer einer genauen Kenntniß der vielen verschiedenen Strafgesetzgebungen, Justizeinrichtungen und örtlichen Verhältnisse der einzelnen Kantone, vollständige, nach gleichen Grundsätzen abgefaßte Tabellen ein unerläßliches Erforderniß, indem dermalen gleiche oder gleichartige Delicte in den verschiedenen Kantonen unter verschiedene Gesetze subsumirt werden und daher unter verschiedenen Rubriken erscheinen, so wie wiederum die gleiche Rubrik oder Benennung eines Delicts in den verschiedenen Kantonen ungleich verstanden wird. So lange diese also berichtigten Tabellen fehlen, müssen die Vergleichungen, aus einzelnen derselben gezogen, immerhin sehr gewagt heißen.

Sylben-Palindrom.

1. 2.

Heilsame Geistesarznei für den,
Der ihr nicht weichlich sucht zu entgehn;
Doch wer sie nicht gut zu bereiten weiß,
Der spende sie nicht! sie macht gar heiß.

Der übelberathne Nicht-Patient
Den Spender wohl einen Pfuscher nennt;
Herb schluckt er die eigne Arznei dann ein;
So möcht' ich kein Apotheker seyn.

2. 1.

Seyd Ihr auf der Karte von Afrika
Vom Institut her bewandert? „O ja!"
So sucht mir ein ungleich Dreieck drauf.
Dann habt Ihr 's Räthsel noch in den Kauf.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Juli 1830.

— Dieser Boden
Ist nur ein unrein Königreich der Pest.

Méry und Barthélemy.

Sierra Leone.

Die ungeheure Sterblichkeit in den Niederlassungen auf der westlichen Küste von Afrika nimmt immer mehr die Aufmerksamkeit der englischen Nation in Anspruch. Die sehr zahlreiche, bei der Erhaltung der Sklaverei in Westindien interessirte Parthei hat einen großen Theil der Presse, und zwar von der Torvseite, bei welcher das Bestehende notdwendig immer das Beste ist, in ihrem Solde, um das Volk gegen jene, auf Betrieb der Abolitionisten (wie man die Vertheidiger der Negerbefreiung nennt) angelegten und erhaltenen Niederlassungen einzunehmen. Die Abolitionisten dagegen läugnen zwar nicht, daß die Anstalt viele Menschen kostet, sagen aber, das Klima sey nicht ungesunder als das westindische, ferner, es würde nicht so viele Menschen umbringen, wenn man so viel wie möglich Beamte und Truppen aus der schwarzen und farbigen Bevölkerung Westindiens hinschickte, und meinen, wenn man in Westindien, blos um zeitlicher Vortheile willen, jährlich so viele Tausende opfere, dürfe man doch auch um der Menschlichkeit willen etwas aufopfern. Ferner ist noch zu bemerken, daß viele, die dort sterben, blos des Handels wegen dahin gehen, wie man z. B. vor Kurzem in den Zeitungen von zwei Schiffen las, die zu Sierra Leone liegen bleiben mußten, weil die ganze Mannschaft vom Tode weggerafft worden war. Auch soll die Sterblichkeit größtentheils von dem Fieber herrühren, welches die in den engen Schiffsräumen eingezwängten Sklaven nach ihrer Befreiung durch königliche Schiffe in die Kolonie mitbringen und dort verbreiten. Die folgende Skizze von der Feder eines, allem Anscheine nach unpartheiischen brittischen Offiziers dürfte als zeitgemäß willkommen seyn.

„Den 23sten November waren wir im Angesicht der Goldküste; um drei Uhr Nachmittags erscholl es vom Mastkorbe: „Land vor uns!“ Aller Augen folgten der Richtung, und in weniger als einer Stunde zeigte sich vom Verdecke aus das Vorgebirg Sierra Leone wie eine Wolke am fernen Horizont. Das Lüftchen, welches bisher gewebt, fiel, und die blauen Gewässer lagen unbeweglich. Die Dämmerung, welche zwischen den Wendekreisen so kurz ist, zerrann bald in Finsterniß. Wir lagen die ganze Nacht wie angenagelt auf einer Stelle, und am Morgen wehte nicht so viel Luft, als eine Feder hätte bewegen können; die Sonne strahlte in blendender Pracht, kein Wölkchen trübte den Himmel und die Hitze ward immer drückender; obgleich eine dicke Leinwand über das Verdeck gebreitet war, so schossen die Strahlen doch so heiß durch dieselbe, daß es mir unmöglich war, länger als ein Paar Minuten oben zu bleiben. Gegen drei Uhr erhob sich ein Seelüften, womit wir bis um sechs Uhr fortsegelten. Jezt trat zwar wieder Windstille ein, aber ohne die gestrige Langeweile mitzubringen; denn es kamen eine Menge Kähne mit Kroomännern an die Schiffsseite, welche ihre Dienste dem Kapitän und den Reisenden anboten. Diese Leute kommen arbeitsuchend aus einer südlich von Sierra Leone gelegenen Landschaft. Sie sind meistens groß, stark und

wohlgebaut, und thätiger und geſchickter als die benachbarten Völkerſchaften. Sie haben ein offenes, männliches Geſicht, eine hohe, freie Stirne, und ſind nicht ſo ſchwarz als die mehr im Innern wohnenden Afrikanern, denn ihre Farbe iſt meiſt blos dunkelbraun, ja bei manchen kupferfarbig. Sie gleichen in ihrem Weſen und ihren Sitten den Liſſaboner Waſſerträgern. Ihre Anhänglichkeit an ihr Vaterland iſt ſo ſtark, daß ſie, wenn ſie in die Sklaverei geſchleppt werden, ſich häufig umbringen, ja, wenn ſie ihren Zweck nicht anders erreichen können, ſich aushungern; iſt dieß auch nicht der Fall, ſo ſind ſie doch zu nichts nütze, weil ſie der Freiheit nie vergeſſen und vor Kummer abzehren. Sie waren vor dem Jahre 1826 in ihren kleinen, aus einem ausgehöhlten Baumſtamm verfertigten Canoes in Menge nach Sierra Leone gekommen; aber in jenem Jahre mußte der Statthalter viele derſelben in ihr Vaterland zurückſchicken, weil ſie ſich, vom Mangel getrieben, viele Verbrechen hatten zu Schulden kommen laſſen. So vielen, als man für den Dienſt der Kolonie nöthig hatte, erlaubte man zu bleiben, und dieſen gab man ein numerirtes Blech, woran ſie zu erkennen ſind. Man bedient ſich ihrer beim Laden des Teakholzes im Innern und in der Stadt; ſie ſind meiſtens ehrlich und fleißig, und halten ihr Geld zu Rathe. Sie bleiben gewöhnlich nur drei bis vier Jahre in der Kolonie, kaufen ſich dann mit dem erſparten Gelde einige europäiſche Waaren, womit ſie in ihrem Vaterlande Handel treiben und Leute von Bedeutung werden ſollen. Das höchſte Ziel ihrer Wünſche iſt, einen Hut und eine Jacke zu beſitzen, und es iſt zum Lachen, wenn man ſie Sonntags mit der Selbſtgefälligkeit eines europäiſchen Stutzers mit abgetragenem Hut und Jacke und ohne weitere Bekleidung als ein Lendentuch umherſtolziren ſieht.

Als wir uns dem Ufer näherten, kamen uns eine Menge Böte entgegen, da ſeit acht Monaten kein Schiff von England hierher gekommen war, und alle Weißen begierig Nachrichten aus dem Vaterlande erwarteten. Wie ſchrecklich ungeſund der Platz ſey, war ſogleich auf jedem Antlitz zu leſen; die ungeſundeſte Jahreszeit war eben vorüber und hatte ihre verderblichen Spuren in den langen, hagern, gelben Geſichtern zurückgelaſſen. Einer meiner Reiſegefährten erſchrack über den Anblick ſo ſehr, daß er beſchloß, mit dem erſten abgehenden Schiffe wieder wegzuſegeln. Wenn die uns Beſuchenden neugierig waren, ſo waren es die mit uns aus England zurückkehrenden Koloniſten nicht weniger, und eine ihrer erſten Fragen war; „Wer iſt todt?“ Die Antwort war ein langes Verzeichniß, welche der ehemalige Statthalter, Sir Niel Campbell, eröffnete.

Freetown, die Hauptſtadt von Sierra Leone, liegt an der Mündung des Mitomba oder Sierra Leone, auf der linken oder ſüdlichen Seite des Fluſſes, und iſt von einem Halbkreiſe von Bergen umgeben, die dicht am Fluſſe emporſteigen und faſt überall bis zu den Gipfeln mit dichter Waldung bedeckt ſind. Die Pflanzenwelt entfaltet hier einen ungeheuren Reichthum, und wer ſich dem Orte in der trockenen Jahreszeit nähert und die prachtvolle Landſchaft überſchaut, ſollte meinen, er betrete ein Paradies, voll Geſundheit und Leben. Aber ach! es iſt ein Wolf im Schaafpelze, und wer dort zwei oder drei Jahre am Leben bleibt, darf es als ein Wunder anſehen. Die Stadt liegt am Abhange eines Berges, und das Hinaufſteigen vom Geſtade iſt in dem heißen Klima ſehr ermüdend. Die öffentlichen Gebäuden ſollen ungeheure Summen gekoſtet haben, und dennoch ſind mehrere derſelben ſchon wieder im Verfall. Die Kirche, ein gothiſches Gebäude, von welchem im Jahre 1827 erſt die nackten Wänden ſtanden, hatte bereits 60,000 Pfund Sterling gekoſtet. — Die ſchwarze Bevölkerung der Niederlaſſung betrug 1826 etwas über 13,000 Seelen, wovon gegen 11,000 befreite Sklaven waren. Weiße waren im September 1827 ungefähr 370 da, wovon 232 zum Militär gehörten; die ſchwarzen Truppen beliefen ſich auf 510 Mann.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Eulenthurm.

(Fortſetzung.)

Die Hauptſache von Baptiſts und ſeiner unglücklichen Mutter Geſchichte iſt Folgendes: Der Vater, ein flüchtiger irländiſcher Edelmann, hatte ſich mit einer Franzöſin von hoher Geburt und großem Vermögen, gegen den Willen ihrer Eltern verheirathet. Sie floh mit ihm aus der geliebten Heimath ins Waadtland, wo ſie im Verborgenen lebten. Baptiſt ward dort geboren. Später trat der Vater, um ihren ungewiſſen Zuſtand zu verbeſſern, als Offizier in öſterreichiſche Dienſte. Von der Armee aus ſandte er gar manchen Gruß an Weib und Knaben, die er nicht wieder ſah. Er fiel in der Schlacht von Aſpern. Im Jahre 1810 kam Baptiſt mit ſeiner Mutter nach Hall. Sie waren eben auf der Reiſe nach Brüſſel begriffen, wo die Arme Schutz bei einer Schweſter zu finden hoffte, welche dort verheirathet war. Es war ein fröſtelnder Herbſtabend, als ſie die alte Stadt Neuenſtein, mit ihren grauen, zerbrochenen Mauern und Thürmen verlaſſen hatten. Der Weg dehnte ſich vor ihnen in einer weiten, öden Fläche hin, gleich einer Ausſicht in ein Leben ohne Hoffnung; die lezten Blätter der Pappeln an der Straße waren gelb und zitterten wie in Todesangſt im rauhen Nordwind. Baptiſts Augen waren auf das Geſicht ſeiner kranken Mutter gerichtet, ihre Züge ſchienen ihm ſonderbar verändert, verzogen, bleich, und dennoch blieb ihnen jene erhabene Ruhe, jenes — ich weiß nicht war's Stolz oder Entſagung zu nennen; ihr tiefblaues Auge, meiſt erſtorben, glänzte

sezt auf Augenblicke in ungewöhnlichem Feuer, und auf dem blaßen Roth ihrer Lippen schwebte das Lächeln einer sterbenden Mutter; noch wußte Baptist nicht, was es war, er erfuhr es erst später. Im Wagen waren noch ein Paar ältliche Frauen, ein Jude und ein junges Mädchen. Baptist würde lezteres so wenig als die andere Gesellschaft bemerkt haben, hätte er nicht gesehen, daß des Mädchens Blicke besorgt stets auf die schwache Gestalt seiner Mutter gerichtet seyen. Die Weiber meinten, nicht Jedermann könne rückwärts in der Kutsche fahren, der Jude bot ihr, nach einigem Zaudern, seinen Sitz Nr. 2 an, aber nur bis zum nächsten Dorf, fügte er hinzu. Das junge Mädchen fragte schüchtern, ob sie etwas für sie thun könne? Sie dankte ihr in gebrochenem Deutsch, und neigte dabei verbindlich den Kopf. In diesem Augenblicke wurden sie gestört; einer der Reisenden im Kabriolet verlangte, man solle einsperren, ehe es den steilen Berg nach Minkheim hinabgehe. Der betrunkene Postillon schwur, er habe den König von Baiern einen steilern Weg im Galopp hinabgefahren, und wegen einer Kutsche voll Juden und Weibern die nicht einmal deutsch könnten und kein Trinkgeld gäben, halte er sich nicht auf. Glücklicherweise, noch ehe sie den steilen Weg erreicht hatten, scheute das Handpferd, der Wagen wich gegen das Geländer, welches den Fall in den Abgrund hinderte, aber dort prallte er ab und fiel um. Deichsel und vordere Achse brachen, die Reisenden waren unverlezt, hatten aber keine andere Wahl, dem drohenden Regen zu entgehen, als zu Fuß ins nächste Dorf zu eilen. Baptists Mutter war gezwungen, einige Momente auf einem rauhen steinernen Kreuz am Wege, dem Denkmale irgend eines frühern Unfalls, auszuruhen, sammelte sich aber bald mit wunderbarer Stärke. Die andern Reisenden und der Postillon mit seinen Pferden waren vorangeeilt, blos der alte Jude blieb und das junge Mädchen, welches nicht für sich, sondern nur für die unglückliche, bleiche Fremde, Baptists Mutter, sorgte. Diese stand endlich auf und ging, durch die mitleidige Hülfe des Juden unterstüzt; den kleinen Baptist führte das artige Mädchen an der Hand. Beim erlöschenden Zwielicht erschien sie seiner fieberischen Einbildungskraft wie ein Schutzengel aus den Legenden, die ihm seine Mutter erzählte. „Mein Sohn," sprach diese, „bald wird uns Gott ans Ende unsrer Reise führen, nimm meinen Segen mit auf den Weg;" so stiegen sie den Abhang völlig hinab, indeß die Nacht einbrach, und mit ihr ein kalter, schneidender Regen. Sie mußten mehr als eine Stunde gehen und oft zurückklimmen, um den verlornen Pfad zu finden. Endlich sahen sie die Lichter des Dorfs vor sich. Sie waren zu müde, um sich deß zu freuen, blos der Jude murmelte eine Art Dankgebet. Im Wirthshaus angekommen, fanden sie alle Zimmer von den Hochzeitgästen eines Bauern aus der Nachbarschaft beseзt. Der Wirth wollte solche Fremde, wie sie, deren Aeußeres nicht viel Gewinn versprach, nicht einlassen. Der Postillon erkannte seine Passagiere, er war gerade im Begriff, mit einer andern Kutsche nach Hall abzufahren, und nahm sie ein. Eine lange Stunde noch fuhren sie in den nassen Kleidern, sprachlos, vor Frost zitternd. Endlich knarrten die alten Stadtthore von Hall in den Angeln. Als der Thorwart, sich eine Pfeife Tabak von den Herrn Reisenden erbittend, die Laterne erhob, war das erste Gesicht, auf welches das Licht fiel, das Gesicht eines Todten. Baptist schrie laut auf und fiel sinnlos zu den Füßen der kalten Leiche seiner Mutter.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juni.

Italienische Oper. Messe. Censur.

In der Zahlwoche kam die italienische Oper von Dresden hierher, um einen Cyklus von Vorstellungen zu geben. Eine Art Patriotismus, die eben nicht zu den großartigsten gehört, hat in neuerer Zeit in Dresden eine Opposition gegen dieses Kunstinstitut gebildet, und die Befürchtung, ein gleicher Sinn möchte sich auch hier theilweise finden, machte, daß die Gesellschaft Anfangs mit einiger Beklommenheit auftrat, um so mehr, da hier das öffentliche Urtheil durch keine Nebenrücksichten sich gebunden fühlt. Die Aufnahme, welche gleich die erste Vorstellung (Semiramide) fand, mußte den Ankömmlingen jedoch das Gegentheil zeigen, und daß nicht blos der Reiz der Neuheit ihnen diesen Beifall verschaffte, wies die Folge, selbst bei den verschiedenen Repetitionen, aus. Der Wunsch, die italienische Oper nächstes Jahr wieder hier zu sehen, ist sehr allgemein, um so mehr, da zugleich die Bescheidenheit dieses Künstlervereins nicht minder als seine Leistungen angesprochen hat.

Die lezte Messe war im Ganzen eine recht günstige; im Ganzen, denn im Einzelnen fanden demungeachtet mehrfache, und leider nicht unbegründete, Klagen statt. Besonders war dies der Fall bei unsern einheimischen Fabrikanten, die hinsichtlich ihrer Erzeugnisse mit England zu konkurriren haben. Das ist allerdings um so schlimmer, da durch diese Ungunst der Verhältnisse die Fabrikherren sich genöthigt sehen, auf Einschränkungen in ihrem produzirenden Personale zu denken, und dadurch wieder in dem ohnedin fast übervölkerten Gebirge eine Menge fleißiger Arbeiter in ihrer so schon precären und dürftigen Existenz bedroht werden. Wie man versichert, haben mehrere der angesehensten Fabrikhäuser in Chemnitz gleich nach der Messe zahlreiche Reduktionen in ihrem Arbeiterpersonale vorgenommen. Auch in der Buchhändlerwelt hörte man viele Klagen, theils über die ungeheuren Remittenten, theils über langsame Zahlung. Bei der jährlich größer werdenden Ueberführung dieses Marktes — man erlaube mir diesen Ausdruck; Bücher sind ja auch eine Waare, und in neuerer Zeit häufig nichts als dies — wird man sich über die erstere Klage nicht wundern; leider vereint sich aber in Sachsen noch etwas mit diesem Umstande, was dem Gange des hiesigen Buchhandels vorzüglich schädlich zu werden droht, und die Zeit her auch bereits, namentlich den Leipziger Pressen, vielfach nachtheilig war. Ich meine unsere schon oft und auch von mir bereits in diesen Blättern besprochene Censur und die Ansichten, welche dieselbe leiten. — Von lez-

teren ist kürzlich wieder ein Beispiel gegeben worden, das wirklich niederschlagend ist. Seit einiger Zeit lebt der früher in Weimar angestellte und als Schriftsteller bekannte Regierungsrath Alex. Müller hier. Im Verlag von F. A. Brockhaus sollte von ihm mit Anfang Juli eine Zeitschrift, der canonische Wächter genannt, erscheinen. Die Ankündigungen und ein Prospektus, die Tendenz dieser Zeitschrift näher bezeichnend, werden mit Erlaubniß der Censur gedruckt; da erfolgt auf einmal, ehe noch ein Blatt von der Zeitschrift selbst da ist, ein Befehl: daß dieser canonische Wächter, „seines anstößigen Inhaltes wegen," nicht ans Licht treten und von den Leipziger Buchhändlern verbreitet werden dürfe. — Wäre Sachsen ein unter der Herrschaft ultramontaner Bischöfe stehendes Land, so möchte sich ein solches Verbot erklären lassen, denn der canonische Wächter sollte, wie in seiner Ankündigung ausdrücklich gesagt wurde, eine antijesuitische Zeitschrift werden — obschon das Verbot wegen Anstößigkeit eines Inhaltes, der noch gar nicht existirt, immer befremdlich bliebe — allein in einem rein protestantischen Lande, in der Wiege des Protestantismus, von einer protest. Behörde (das Verbot ging vom Kirchenrath in Dresden aus) den Kampf gegen Jesuitismus untersagt zu sehen, ist ein Zeichen so merkwürdiger Art, daß darüber sich wirklich Jeder wundern muß.

Zum Schluß erlaube ich mir noch auf eine literarische Erscheinung aufmerksam zu machen, von der nur eine kleine Anzahl Exemplare in den Buchhandel kommt, die aber die Beachtung der Reisenden im Harz sowohl, als aller derer verdient, welche sich für eine geistreiche und wahrhaft interessante Schilderung schöner Naturscenen sowohl, als die Ansichten eines Denkers über mehrfache Gegenstände interessiren. Das Werkchen heißt: Lettres sur Alexisbad et ses environs (Leipzig 1830). Verfasserin desselben ist die Staatsräthin von Freygang, deren treffliche Briefe über den Kaukasus und Georgien allgemein bekannt sind, und die hier in einem höchst eleganten Französisch sich über die oben erwähnten Gegenstände ausspricht. Daß ihr Gemahl, der am hiesigen Ort als kaiserlich russischer Konsul residirende Staatsrath, Ritter v. Freygang, bei dem Werk über Georgien und den Kaukasus als Autor mit Theil nahm, ist bekannt; ein Gleiches dürfte auch bei diesen Lettres sur Alexisbad der Fall seyn, die übrigens, wie ich höre, binnen Kurzem auch in deutscher Sprache erscheinen, und in dieser Ausgabe in den Buchhandel im Allgemeinen kommen werden.

Neapel, 20. März.

(Fortsetzung von Nr. 139.)

Solfatara. Puzzuoli. Bajä.

Ich war am Schlusse des lezten Briefs in meiner Beschreibung zum Agnanersee und der Hundsgrotte gelangt, und beschließe heute den Bericht über meine Wanderungen in Unteritalien.

Von der Hundsgrotte gelangt man an die wunderbare Solfatara, deren weißgelbe Felsenwand man weit im mittelländischen Meer schimmern sieht, und deren tiefer, rings von hohen Bergen umschlossener Schwefelkessel ohne Zweifel der eingestürzte Krater eines alten Vulkans ist. Der ganze Boden ist heiß; an einigen Stellen bricht der mit Schwefel und Salmiak geschwängerte Dunst brausend hervor, und die hohlklingende Kruste, auf welcher man wandelt, beweist die unterirdische Thätigkeit dieses Bodens; an andern steigt ewig Rauch auf und eine tiefe Höhle, welche man zu Schwefelschwitzbädern eingerichtet hat, hat vielen asthmatischen Leidenden wieder Gesundheit gegeben. Die Bereitung des Alauns ist hier höchst einfach, indem man irdene Gefäße, mit Wasser gefüllt, in den heißen Boden setzt und Asche hineinlegt. Von hier gelangt man in das uralte Puzzuoli am Vorsprung des Meeres, das Cicero das kleine Rom nannte, wo man noch kostbare Ueberbleibsel römischer Baukunst sieht, unter denen sich der herrliche Tempel des Jupiters Serapides auszeichnet, welchen man so leicht hätte erhalten oder herstellen können, wenn das Plünderungs- und Centralisationssystem der Alterthümer nicht so herrschend geworden wäre. Die noch stehenden drei Riesensäulen, deren früher zweiundvierzig waren, so wie das ganze Marmorparket und die herrlichen Kapitäler und sonstigen Fragmente zeigen, welch herrliches Gebäude hier gestanden hat. Die heißen Mineralquellen, welche man hier fand, dienen noch jezt zu Bädern, welche in Italien sehr berühmt sind. Der Hafen von Puzzuoli zeigt die Ueberbleibsel einer der stupendesten menschlichen Unternehmungen, indem von hier aus Caligula durch eine Brücke den ganzen 3600 Schritt langen Meerbusen bis Bajä verband, ein Werk, das nach Sueton ungeheure Summen gekostet haben soll. Das Amphitheater in Puzzuoli faßte über vierzigtausend Menschen und ist noch ziemlich erhalten. Bei jedem Schritt sieht man auf Ueberbleibsel von leider beinahe unkenntlich gewordenen alten Bauwerken. Die Wasserleitungen, der Arco felice, welcher nach Cumä führte, das Amphitheater, der Tempel Apolls, die Grotte der Sybilla cumana, so wie die Wände der Hohlwege, durch welche man geht, zeigen nur durch vorschimmernde Stücke von Mosaik, rothem Marmor und andern kostbaren Material, was hier zu Grunde gegangen ist. Weiter rechts liegt die Stadt Linterno, wo der afrikanische Scipio ferne vom undankbaren Vaterlande den ruhigen Tod fand; links hinab gelangt man an den austernreichen See Fusano; von da nach Bajä, auf dessen Höhen einstens die Prachtpaläste des Julius Cäsar, des Nero und der Julia Mammea, des Pompejus und Marius die schäumende See kühn überragten; nach jenem Bajä, wo der Andrang der Römer so groß war, daß man Werke im Meere aufführen mußte, um neue Wohnungen darauf zu bauen, das Horaz allen andern Orten der Welt vorzog, vor welchem Seneca warnte, wenn man seiner Leidenschaften Herr bleiben wolle, wo man noch jezt, trotz des ungeheuren Verfalls, die schönen Ueberbleibsel der Tempel der Venus Genitrix, in dem man die Akustik studiren sollte, der Diana und des Merkurs findet, wo man noch weit ins Meer hinein kostbare Säulen und andere Zeichen jener Größe entdeckt, und wo man unter Nero's Pallast, tief im Felsenschoß, die berühmten Schwitzbäder fand, zu deren heißer Quelle schmale Gänge führen, deren Besuch nur entschlossenen entkleideten Menschen gelingt, weil die Hize so groß ist, daß schon mehrere Menschen ein Opfer ihrer Neugierde wurden. Allein alle historischen Erinnerungen werden auf diesem wundervollen Boden noch durch das mystische Dunkel der alten Fabelwelt verdrängt. Hier wird man begreifen, wie der Dichter der Aeneis seinen trojanischen Helden mit geographischer Gewissenhaftigkeit durch die Unterwelt geführt hat; hier hätte unser gelehrter Heyne und so viele andere Kommentatoren den sechsten Gesang Virgils studiren sollen, anstatt sich im deutschen Vaterlande um Worte und Phrasen zu bekriegen, deren Sinn so einfach und natürlich an Ort und Stelle sich enthüllt, und hier würde sich ihnen der Ungrund ihrer Behauptungen, daß die meisten dunkelscheinenden Anspielungen poetischer Lizenz zugemessen werden müssen, auf dem Spaziergange eines Tages anschaulich dargethan haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Juli 1830.

Der Zauberer spielet in Tonlabyrinthen,
Wie Mädchen im Lenze mit Blumengewinden,
Mit Herzen, und führet in lieblichem Lauf
Sie unbedingt herrschend hinab und hinauf.

Seume.

Bemerkungen über Tonkunst.

Von Ludwig Bauer.

Zweiter Artikel.

Auf der im ersten Artikel bezeichneten Stufe, wo sie sich nämlich dem Takte unterworfen hatte, blieb die Musik wohl geraume Zeit stehen, und mußte sich's gefallen lassen, unter dem einförmigen Schwunge des Taktstabes ihre lieblichen Einfälle wie eine Lektion herzusagen. Daß sie jedoch ihre Freiheit nicht für immer an das Ebenmaaß verlor, dazu gab dieses selbst die erste Veranlassung. Denn weil der Takt sich nicht nach den Tönen fügte, so mußten sich die Töne nach ihm bequemen. Man brach und theilte daher die Noten auf mancherlei Weise, durch den Takt wurden die Töne berechenbar, und sogar für die Mathematik fixirt. Aus Erfahrungen bildeten sich Gesetze, aus Gesetzen erwuchs mit der Zeit eine Lehre der Musik. Dieß führte zu dem kühnen Gedanken, die Musik auch in der Anwendung als ein System von Tönen zu behandeln. Die strenge Fuge ist freilich nur ein musikalisches Rechenexempel, und widerstreitet gewißermaßen dem Zwecke der Musik, weil sie den Verstand auf Kosten des Wohlklangs befriedigt. Demungeachtet ist, durch fugirte Sätze, in welchen man sich frühzeitig schon versuchte, die Entwicklung der Musik wesentlich befördert worden. Die Fuge leitete den Komponisten, ohne daß er es wollte, auf die entlegensten Tonverbindungen; sie nöthigte ihn, aus Dissonanzen, denen er nicht ausweichen konnte, vermittelst der Auflösung neue Harmonie zu schaffen. Er mußte gleich bei der Wahl seines Themas jede mögliche Umsetzung desselben ins Auge fassen, weil er sonst in der Ausführung scheitern konnte. Für den Zuhörer hatte es einen eigenen Reiz, das fliehende Thema aufmerksam zu verfolgen und unter jeder Verkleidung wieder zu erkennen. Er lernte jede Komposition als ein Ganzes betrachten, während der Komponist sich gewöhnte, die Töne in Massen zu behandeln. So wurde die Musik aus einem Sinnenkitzel ein Gegenstand der Anstrengung, und sezte sich selbst bei dem Verstande in Kredit, weil sie sich unter seine Gerichtsbarkeit begeben hatte.

Mit Hülfe der Fuge gewann man einen Reichthum von Harmonien, der die starren Grenzen des Tonmaßes an manchen Stellen überragte; zugleich flößte die wachsende Gewandtheit den Muth ein, die bisher unbedingte Herrschaft des Taktes nur noch unter Bedingungen anzuerkennen. Dahin gehört, daß man nun die Töne bald anschwellen, bald abnehmen ließ, und ihnen neben der stätigen eine wellenförmige Bewegung mittheilte; daß man durch eine anhaltende Tonverstärkung mehrere Takte vor den übrigen hervorhob, und sogar oft den Aufschwung des Taktes durch ein zwischeneinfallendes Storzato verdeckte. Was Licht und Schatten für die Malerei, das ist die abwechselnde Stärke und Schwäche der Töne für die Musik, und gleichwie der Maler durch allmählige Annäherung Licht in Schatten und Schatten in

Licht verſchmelzen kann, ſo verſchwimmt in der Muſik durch Crescendo und Decrescendo das Forte in Piano und das Piano in Forte. Noch entſcheidender war es, daß man das Ebenmaß nicht mehr blos auf einzelne Takte, ſondern auf ganze Tonſätze, und überhaupt im Großen anwandte. Kehren wir zu dem obigen Beiſpiele zurück. Eine lange Reihe von Geſtalten, welche nur aus Gliedern von je zweien oder dreien beſteht, wird uns durch das Einförmige ihres Anblicks bald zum Ueberdruſſe werden. Ein weit intereſſanteres Schauſpiel aber wird ſie uns gewähren, wenn je vier oder acht kleinere Glieder eine größere Gruppe bilden, und jede dieſer Gruppen mit den übrigen im Verhältniſſe des Ebenmaßes ſteht. Denn die Ordnung iſt nur dann peinlich, wenn ſie allzuoft wiederkehrt, und dieß findet immer da ſtatt, wo ſie unter einen kleinen Maßſtab fällt. Im Großen hat ſie ſogar etwas Begeiſterndes. Nicht jeder hat die Geduld, den Organismus einer Milbe zu ſtudiren, aber die regelmäßige Bewegung der Himmelskörper iſt für jeden ein Gegenſtand der Bewunderung. Man verfuhr nun nicht mehr nach einzelnen Takten, ſondern faßte eine Anzahl derſelben je zu Einem Tonſatze zuſammen, welchem dann jedesmal ein entſprechender Tonſatz gegenübergeſtellt wurde. Hiedurch brachte man das Ebenmaß nicht nur unter einen größern Maßſtab, ſondern es mußte nun auch immer mit dem Intereſſe der Harmonie zuſammentreffen, weil es nicht aus dem Takte, ſondern aus den Ideen hervorging. Aus dieſem Beſtreben erklärt ſich auch die zwei- oder mehrmalige Wiederholung deſſelben Gedankens. Er wird nämlich ſo oft wiederholt, bis das Ohr vollkommen befriedigt iſt, und dieß iſt dann der Fall, wenn zwiſchen dem lezten Tonſatze und den vorhergehenden das Verhältniß des Ebenmaßes hergeſtellt iſt.

Eine Tonfolge, welche unſern Empfindungszuſtand blos durch das Gefühl des Wohlklangs beſtimmt, nennen wir harmoniſch; melodiſch aber eine ſolche, die außer dem allgemeinen Gefühle des Wohlklangs auch noch ein beſtimmtes Gefühl von Freude und Trauer, von Begeiſterung oder Wehmuth, von Sehnſucht oder Zufriedenheit in uns hervorruft. Von der Harmonie fordern wir vorzugsweiſe Klarheit, von der Melodie Innigkeit. Die erſtere leiſtet dann ihr Höchſtes, wenn ſie unter Diſſonanzen den Wohlklang, und bei wechſelnden Uebergängen die Klarheit behauptet. Daher neigt ſie ſich zur Fuge, wie die Melodie zur freien Kompoſition. Denn eine beſtimmte Empfindung iſt an beſtimmte Tonverhältniſſe gebunden, und wird meiſtens verſchwinden, ſobald dieſelben Töne in andern Verhältniſſen erſcheinen. Die Harmonie wird zuweilen durch ihre Erhabenheit poetiſch, nie aber ſentimental. An dieſer, könnte man ſagen, freuen wir uns als Menſchen, an jener als Individuen. Die Muſik hat offenbar einen bedeutenden Fortſchritt gemacht, als man anfing, Harmonie und Melodie ſich gegenſeitig begleiten zu laſſen. Beiſpiele hievon finden wir in den gelungenſten Kompoſitionen jeder Muſikgattung, hauptſächlich jedoch in der Symphonie. Denn dieſe hat ja den Zweck, harmoniſche Klarheit mit melodiſchem Reitze zu verbinden, oder vielmehr, die Strenge der Harmonie durch den Schmelz der Melodie zu mildern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Eulenthurm.

(Fortſetzung.)

Dieß waren die Umſtände, welche Baptiſt mit ſeiner todten Mutter nach Schwäbiſch-Hall brachten. Honig kannte ſie ſchon ſeit einigen Tagen von Roſinen, demſelben freundlichen Mädchen, deſſen ſchon als Begleiterin der Unglücklichen in dem Wagen gedacht ward; aber er bat den freundlichen Knaben, offen zu ſeyn und ihm ſeine eigenen traurigen Erinnerungen zu erzählen. Als er zur Geſchichte ſeines Lebens in Schwäbiſch-Hall kam, und von der Neugierde und dem rohen Mitleid ſprach, mit welchem er in des Buchbinders Haus aufgenommen wurde, als er des gefühlloſen Spotts erwähnte, mit welchem man ſeine Unkenntniß der Sprache und ſeine Religion behandelte, des Neides ferner, welcher entſtand, als durch Fleiß und Aufmerkſamkeit, ſo wie durch natürliches Geſchick, der Lehrling bald ſeine Lehrer, die Geſellen, übertraf, da bemerkte Honig, welch peinliche Gefühle ihn bewegten. Aber Honig wußte mehr. Er hatte ſeit wenigen Tagen von ſeinem Fenſter aus bemerkt, mit welch verborgener Begierde, mit welchem Erröthen der einſame Knabe in ſeinen kurzen Augenblicken der Muße jedes offene Fenſter in dem Hauſe Nachbar Hornungs, des Vaters Roſinens, beobachtete, und wie er bleich ward und ſchüchtern ſich zurückzog, wenn Roſine ſelbſt am Thor erſchien oder aus einem Fenſter ſah. Wäre Honig auch in den reichen und kummervollen Tiefen des menſchlichen Herzens nicht genug erfahren geweſen, um zu errathen, daß Baptiſt alle Liebe ſeines verwaiſten Gemüths auf das erſte, einzige menſchliche Weſen gewendet hatte, das ihm in dieſem fremden, rauhen Land freundlich begegnet, das ſeine Mutter gekannt, auf welches dieſe gelächelt hatte, ſeine eigene Führerin durch Nacht und Regen, ſo mußte er dieß den warmen Tönen aus Baptiſts Flöte angehört haben, die an Sommerabenden in ſanften Klagen aus ſeinem Dachſtübchen klangen, manchen Sonntag auch von dem buſchigten Hügel, dem Eulenthurm gegenüber, in brennenden Akkorden voll lyriſchen Schmerzes.

Roſine Hornung war die Tochter eines ungebildeten Brauers, der ſchnell reich geworden war, und einer gutmüthigen, aber einfältigen Mutter. Das Beſtreben ihrer

Eltern ging dahin, in ihrer Tochter alle jene Vollkommenheiten zu vereinigen, die ihnen selbst mangelten, und die man für Geld haben kann. Aber auch hier, wie so oft im Leben, brachte eine falsche Richtung in der Erziehung gerade das Gegentheil hervor. Je mehr der reiche Hornung und sein Weib ruhmredneriſch ihres Geldes erwähnten und der Kenntniſſe ihrer Tochter, je mehr ſie die Uebrigen verachteten, deſto demüthiger ward Roſine, und es ſchien, als wollte ſie ſtets durch freundliches Entgegenkommen den rohen Stolz ihrer Angehörigen entkräften. Zeugten nicht das meiſt geſenkte ſchöne Haupt, die niedergeſchlagenen Augen von dieſem beſcheidenen Gefühle? Und wenn ſie auf dem Klavier ſpielte, ſchien nicht jeder ſanfte Ton zu fragen, ob er gefalle oder nicht, ob er nicht zudringlich und eitel ſey? Dieſem Bilde ſchlug das Herz Baptiſts mit der ganzen Kraft ſeines heißern elterlichen Temperaments entgegen. Es ſchien zu welken wie eine edle tropiſche Pflanze, für wärmern Sonnenſtrahl beſtimmt, wenn ſie in den neblichten Norden und ſeinen traurigen Schnee verſetzt wird. Er liebte ſie, wie er ſeine Mutter liebte, und wenn er ſein Ave Maria betete, ſo vermiſchten ſich der heiligen Maria und Roſinens Bild. Er liebte außerdem Nichts. Ausdrücken konnte er ſeine Liebe nicht; kaum kannte er ſie ſelbſt, ſtill und verzehrend wohnte ſie in ſeiner Bruſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sierra-Leone.

(Beſchluß.)

Die Zeit wurde mir hier entſetzlich lang. Es iſt ein ewiges Einerlei. Wem ſeine Geſundheit lieb iſt, der muß ſich von Morgens 8 bis um 5 Uhr des Abends in ſein Zimmer einſchließen; man hat keine Geſellſchaft, als die wenigen Kameraden, die ihr Quartier zu verlaſſen im Stande ſind, und die Unterhaltung bei Tiſche iſt die traurigſte in der Welt, denn man redet von nichts, als ewig von Krankheit und Tod. Die Bibliothek enthält das elendſte Zeug, das man ſich nur denken kann, und die ſchwüle Trübſeligkeit, welche über allem brütet, lähmt den Geiſt für jede heilſame Aufregung. Alle denken nur an die liebe Heimath und an das böſe Geſchick, das ſie nach dem „Todtenhauſe Afrikas“ geſandt. Alle Soldaten ſind am Heimweh krank, und die Aengſtlichkeit, womit jeder dem Augenblicke entgegenſchmachtet, wo er den Fuß wieder auf vaterländiſchen Boden ſetzen darf, iſt nur mit den Gefühlen des armen Sünders zu vergleichen, der von Tag zu Tag ſeiner Begnadigung entgegenharret.

Ein Aufenthalt von ein paar Tagen in der Stadt und ein Ritt in die Gegend überzeugen einen auch bald, daß man ſich in Hinſicht der Fruchtbarkeit des Bodens geirrt hat, und daß der Anblick von der See her ein täuſchender war. Der Boden iſt, wenige Stellen ausgenommen, felſig und unfruchtbar. Hie und da blickt der grobe, rothe Granit aus der dünnen Erdkruſte hervor. Dies iſt beſonders in der Stadt und am Wege nach der Kaſerne auffallend, wo man in der trockenen Jahreszeit faſt keine Spur von Gewächſen erblickt. Aber langes, hartes Gras ſchießt, wo man es Wurzel faſſen läßt, während der Regenzeit und ſo lange der Boden noch feucht iſt, in Menge auf, und nicht weit vom Fort ſieht man nahe am Wege die Indigopflanze unbeachtet wachſen. Es gibt einige Orangebäume, deren Frucht ausnehmend wohlſchmeckend iſt. Auf den Bergen wachſen eine Menge Limonenbäume, und der Ananas gibt es ſo viele, und zwar von der vortrefflichſten Sorte, daß man ſie zur Zeit der Reife für 1 bis 1½ Penny (3 bis 4½ kr.) auf dem Markte kauft. Auch hat man viele und gute Bananas und eine Art vortrefflichen Obſtes, welches der Citrone gleicht. Vorzüglich aber baut man Reis, Caſſada und Plantanen. Trauben laſſen ſich durch Pflege erzielen, das Produkt iſt aber der Sorge und Mühe nicht werth. Tabak wollte nicht gedeihen; dagegen hat ein Pflanzer eine bedeutende Menge Ingwer gezogen, welcher dem beſten weſtindiſchen nichts an Güte nachgibt. Auch Thee- und Kaffeepflanzen ſieht man auf den Anhöhen, aber ihr Erzeugniß iſt auf jeden Fall zu unbedeutend zur Ausfuhr, und ich weiß überhaupt nichts, das ausgeführt würde, als Holz und Palmöl.

Ich unternahm einen Ausflug in die benachbarten Dörfer. Die meiſten derſelben ſind ſchlecht gebaut und auf allen Seiten mit nackten Felſen umgeben. Jedes Dorf beſteht aus wenigen Hütten von Holz, Lehm oder unregelmäßigen Steinen, und mit Stroh oder Rohr gedeckt. Jede Hütte hat ein Grundſtück, worauf man dann und wann Plantanen, Caſſaden oder Bananas wachſen ſieht; ſelten aber findet man einen Einwohner an irgend einer Arbeit; meiſtentheils liegt er in träger Ruhe in der Sonne, oder entlockt einem muſikaliſchen Inſtrument, das dem Bogen eines Schulknaben gleicht, mittelſt Zähnen, Lippen und Fingern grelle Töne. Die Trägheit und Undankbarkeit des befreiten Afrikaners ſind ſprüchwörtlich. Man kann ihn zu keiner Arbeit bewegen, die zu ſeiner Erhaltung nicht unumgänglich nothwendig iſt, und ſagt man ihm, die Engländer haben ihn befreit, ſie kleiden und ernähren ihn, ſo antwortet er: „Ja, aber ich habe den Weißen nicht darum gebeten.“ Ich gewann nichts bei meiner zweitägigen Reiſe, als die Ueberzeugung, daß die Menſchenfreundlichkeit meiner Landsleute bei dieſen Elenden rein verloren iſt. Die Erſchöpfung beim Ritt und die heißen Dünſte im Gebüſche, welches wir durchritten hatten, legten bei mir den Grund zu der Landplage, dem Fieber, wovon ſich auch ſchon am folgenden Tage die erſten Anzeichen kund thaten.

Ein starkes Brechmittel that dem Würger Einhalt, und nach zwei Tagen hatte ich das Glück, wieder hergestellt zu seyn. Die Regenzeit kündigte sich mit einem heftigen Gewitter an, furchtbarer und erhabener, als ich je eins gesehen hatte. Erde und Himmel schienen in Feuer zu schwimmen, die Donnerschläge erschütterten den Boden, und die Gährung der Elemente riß die Schiffe von den Ankern. Der Regen fiel in Strömen, und bald war jede Rinne ein Bach. Nach Verlauf einer Stunde legte sich der Sturm, und es erfolgte Todtenstille.

Mein gutes Geschick wollte, daß ich nicht die ganze Regenzeit hier aushalten mußte; nach Verlauf eines Monats erhielt ich die erfreuliche Nachricht von meiner Versetzung in ein anderes Regiment, und nach wenigen Wochen begrüßte ich wieder die vaterländische Küste. — Aber ach! von denen, welche ich in dem Pesthause zurückgelassen, sind nur wenige noch am Leben, und diese haben vielleicht auf immer ihre Gesundheit eingebüßt, welche in Sierra Leone ein Fremdling ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Ende März.

(Fortsetzung.)

Procida. Ischia. Pästum.

Es war ein herrlicher Festtagmorgen, an welchem wir von den elysischen Feldern auf die benachbarte, reichbevölkerte Insel Procida übersezten. Da glaubten wir uns plötzlich nach Griechenland versezt, als wir das ganze Volk in der Tracht dieses Landes erblickten. Es gewährte einen überraschenden Anblick, eine Kirche, die wir betraten, mit Menschen in solch fremder Tracht gefüllt zu sehen, welche um so malerischer aussieht, als beide Geschlechter hier sehr schön sind. Die rothen phrygischen Mützen der Männer und die bunten Farben der Frauen kleiden außerordentlich gut, und diese Erscheinung ist um so lieblicher, als sie, die einzige in Italien, vom griechischen Ursprung der Neapolitaner Zeugniß gibt. Wir nahmen ein Frühstück auf der schönen, über einem Felsenriff hängenden Villa des Königs, die früher ein Kastell war, und hatten hier das Vergnügen, die nationelle Tarantella tanzen zu sehen, wozu wir viele der schönsten Mädchen und junge Leute eingeladen hatten. Nachdem man die unbeschreibliche Anmuth und züchtige Grazie, mit der diese Naturmenschen ihren leidenschaftlich geliebten Tanz ausführen, gesehen, kann man an dem bacchantischen Herumrasen, mit welchem unsere Ballettmeister ihn uns vorführen, kein Wohlgefallen mehr finden. Von hier steuerten wir nun auf die große, prachtvolle Insel Ischia, die sich nebst dem stolzen Capri zum Schutze des herrlichen Neapels gegen die andringende Fluth aufgethürmt hat. Weit ragt ihr gährender Epomeus über das große, stets von ihm bedrohte Eiland hinaus. Die ganze Formation dieser Insel deutet auf ihren vulkanischen Ursprung, und wenn auch gleich seit Jahrhunderten kein Ausbruch mehr statt fand, so lassen doch die überall mit Macht hervordringenden, mit Schwefel und Eisen überschwängerten heißen Quellen hinlänglich das bevorstehende Schicksal dieses schönen Landes erkennen, und was jezt heil- und rettungspendend Hunderten das Leben erhält, das wird vielleicht in kurzer Frist Tod und Vernichtung über die sorglosen Bewohner bringen. Hat man nun mit Ischia den ganzen Cyclus dieses Zauberpanoramas beschlossen, so wende man sich von der Stätte, wo Aeneas gelandet, um das größte Reich zu gründen, hinab zu den unzerstörbaren Ueberbleibseln der erhabensten Baukunst aller Zeiten, zu der prachterfüllten Posidonia der Sybariten, zu dem uralten Pästum, welches weder Sarazenen, noch Jahrtausende zu zerstören vermochten, wo man lernen kann, wie man gebaut hat und wie man bauen sollte, und dessen fast unversehrte drei Tempel die schönsten, erhabensten Momente des Alterthums in Europa sind. Obgleich sie 54 Miglien von Neapel liegen, wird doch gewiß Niemand bereuen, die zu dieser Excursion erforderlichen drei Tage geopfert zu haben, um so mehr, als man mit dem Wege nach Pästum noch manchen andern Genuß verbinden kann, welcher sonst wieder manchen besondern Tag in Anspruch nehmen würde. So besichtigten wir das in einer engen Bergschlucht kühn am Felsen hängende Benediktinerkloster St. Trinita bei dem hübschen Städtchen Cava, welches theils von den Felsen, die in und über seine Kirche hereinragen, getragen wird, theils sie selbst stüzt. Das Kloster enthält die ersten longobardischen Handschriften. Der Weg in die tiefe Schlucht hinab zu einer Tropfsteingrotte ist höchst romantisch, so wie die ganze Straße bis nach und über Salern voll Abwechslung ist. In dem freundlichen Städtchen Vietri schifften wir uns ein und machten die herrliche Fahrt nach Amalfi, welche wir Jedem, der in Neapel wohnt, dringend empfehlen. Man kann sich nichts Malerisches denken, als diese ganze Bergkette, auf welcher man bei jedem Umbug um einen der vielen Vorstöße durch einen neuen reizenden Anblick, durch ein neues, glänzendweißes Dörfchen überrascht wird. Alle diese Ortschaften, so wie Amalfi selbst, hängen auf eine unbeschreiblich pittoreske Weise an den Bergwänden umher, und das Romantische von Amalfi wird durch eine Menge dasselbe umgebender alter, zum Theil noch ziemlich fester Sarazenenschlösser und Thürme, und durch hundert natürliche Wasserfälle, welche diesen Ort zu einem der betriebsamsten in Fabriken aller Art machen, aufs Höchste gesteigert. Catel und Weller in Rom haben manche dieser schönen Parthien aufs Glücklichste dargestellt, worunter besonders die Auffassung des erstern im Mondlicht äußerst gelungen ist. Wir verließen Amalfi, welches dem Rebellen Masaniello das Leben gab, und wendeten uns nun nach dem Golfe von Salerno, dem Eden des italienischen Himmels. Allein von hier aus, besonders wenn man den Fluß Sele überschritten hat, dessen versteinernde Kraft sich an den dortigen großen Trümmern so kräftig bewiesen, nimmt die Schönheit der Gegend stets mehr ab. Sümpfe wechseln mit mühsam bebauten Feldern, und Disteln und wilde Weinreben sind an die Stelle der Rosenfelder getreten, die uns Virgil so reizend schildert. Hier liegen an der See in tiefer Stille und Einsamkeit die herrlichen griechisch dorischen Tempel, die sich als die dreitausendjährigen Reste Pästums ankündigen. Diese herrlichen Ueberbleibsel lassen sich mit dem weibischen und überfeinerten Geschmack der reichen Sybariten nicht recht vereinigen, sondern sie erscheinen im Gegentheile wie die einfachen, großartigen hindusischen Bauwerke, welche uns Daniels kühner Pinsel gemalt hat; und in des Neptuns majestätischem Riesentempel, unter diesen Ehrfurcht und Staunen gebietenden, von Menschenhänden der Gottheit errichteten Hallen fühlt man sich von den heiligen Schauern umweht, welche Michel Angelo's ewiger Dom mit seiner innern Säulenpracht uns einflößt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Juli 1830.

Zarte Seelen werden von drei Räubern angefallen: vom Volke, dessen rohe Begriffe ihren weichen Herzen nichts als Narben geben, vom Schicksale, und vom eignen Herzen.

Jean Paul.

Der Eulenthurm.

(Fortsetzung.)

Honig ahnete die ganze Gefahr und Stärke von Baptists Gefühlen, er durfte diese wunde Stelle nicht berühren. Aber er mußte, um dem armen Baptist mehr Trost zu geben, noch zweier anderer traurigen Umstände seiner trüben Lage erwähnen. „Baptist," sprach er und zog den Knaben an seine Brust, und küßte seine kalte Stirne, „Baptist, mein Sohn, hast Du mich mit allem Deinem Kummer bekannt gemacht? Vertraust Du nicht ganz auf einen alten Mann, Deinen Freund, weil Du ihn nur kurze Zeit kennst, und alle andere in dieser Gegend, beinahe alle, möcht ich sagen, so hart und ungerecht gegen Dich waren? Glaube mir, weil ich Dir's auf Manneswort betheure, ich habe nie an Deiner Unschuld gezweifelt, mein verläumdeter Freund, und mit Deiner zerbrochenen Flöte verlor ich eben so viel Freude als Du selbst. Laß mich alles genau und deutlich wissen, erkläre mir alles, was ich mir so vornherein von der Diebstahlgeschichte und der Flöte zusammenreimte. Denk, jede Bürde ist leichter, wenn zwei sie tragen."

„Jungfer — es wurde ein Buch" — fing Baptist stammelnd an, „man schickte ein Gesangbuch zu uns, um es in Sammt zu binden und in Silber zu fassen." — „Gehörte es nicht Jungfer Hornung?" fragte Honig. — „Ja," antwortete Baptist schnell, aber kaum hörbar, und stürzte an Honigs Brust, der die Schläge seines Herzens fühlen konnte. „Am lezten Sonntag hätt' ich gar so gern darin gelesen oder gebetet, das Buch sah so schön und feierlich aus; schon oft hatt' ich gedacht, wie freudig müssen glückliche Menschen beten, da fiel mir ein, ich würde wieder freudig und dankbar fühlen, wenn ich in dem schönen Buch lesen könnte. Ich nahm's mit hinauf in meine Kammer. War's gleich ein ketzerisches Buch, es konnte dennoch keine Sünde seyn, drin zu lesen; denn Jungfer Rosine las ja daraus, die so freundlich gegen meine Mutter war, und sie würde gewiß nicht böse werden, dachte ich, wenn sie mich auch lesen sähe. Ich fand eine Seite mit einem blauen Seidenfaden eingemerkt," fuhr Baptist hastig fort, „ich öffnete das Buch schnell, ich sah das Lied:

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und auf ihn hoffet allezeit —

Vielleicht hab' ich geweint, oder mein Gesicht auf's Buch gedrückt," sprach Baptist erröthend; „ich hörte die Gesellen in der Kammer nebenan lachen; sie konnten durch die kleinen Ritzen in der Wand sehen. Aber gerade jezt rief mich der Meister hinunter und schickte mich in einem dringenden Geschäft zum Küster in der Altstadt. Ich hatte nicht mehr Zeit, zur Kammer zurückzugehen und das Buch an seinen Platz zu legen. Als ich nach Hause kam —" hier stand er in heftiger Bewegung von seinem Sitze auf; „war das Buch weg," sagte Honig und zog ihn freundlich wieder auf den Stuhl nieder. „Das Buch war

weg, sie sagten, ich hätte es gestohlen — o mein Vater, meine Mutter! — ich stehlen — und alle glaubten es, alle! Jungfer Rosine ist nicht in der Stadt und wird es auch glauben. Ich werde sie nicht wieder sehen, um mich von diesem Verdacht reinigen zu können.“ So heftig waren die Ausbrüche seines Schmerzes, daß Honig es für gefährlich hielt, ihnen geradezu mit der Nachricht zu begegnen, daß alles entdeckt und Baptists Unschuld bewiesen sey. „Und wie war's mit der Flöte?“ fragte er weiter, um ihn zu zerstreuen. „Meine Flöte, meines Vaters Flöte, die sein Freund vom Schlachtfeld von Aspern zurückbrachte, ich fand sie am Boden; sie zerschlugen sie, als sie nach dem Buche suchten. Und die Gesellen lachten und sagten, es wäre für meine kranke Lunge gut, daß die Flöte zerbrochen sey.“ — „Ich fürchte, mein Freund, sie möchten da etwas Wahres gesprochen haben. Oft dachte ich, wenn ich Dich spielen hörte, so ein voller, und dann wieder weicher, zitternder Ton, so biegsam in Höhe und Tiefe, kann aus keiner gesunden, festen Brust kommen. Aber, Baptist, ich habe frohe Neuigkeiten für Dich!“ — „Ach! sie kommen zu spät, wie sie auch seyn mögen.“ — „Du weißt, daß der Instrumentenmacher von Komburg hier war; er hat Deine Flöte gesehen und erklärt, er könne sie wieder herstellen, ohne daß der Ton litte, und so, daß man es kaum bemerkte.“ — „O mein lieber Freund, ich möchte Vater sagen,“ sprach der Knabe in sanfter Rührung und neigte sein Haupt in Honigs Schooß, „es ist zu spät, legt sie in mein Grab zu mir. Meine Brust brennt, ich hoffe, ich hoffe, daß ich meine Mutter recht bald wieder sehen werde; ich sehe sie jezt in allen meinen Träumen. Aber in der lezten Nacht rief sie mich bei Namen, und ich sah die Weinberge des Waadtlandes, unter deren breiten, grünen Blättern und schwellenden Trauben ich sie einst verlor, bis ich nach einiger Zeit ihr schönes mütterliches Gesicht zwischen dem Laube wieder erblickte, und sie mich rief, wie in der lezten Nacht. O Gott, wie schön war dieß Alles, und wie lange schon ist es her!“

Honig unterdrückte schwer seine eigene Rührung. „Baptist, ich habe noch bessere Zeitung, mein geliebter Freund. Was würdest Du sagen, wenn Jungfer Rosine ihr verlorenes Buch wieder gefunden hätte, wenn man entdeckt hätte, daß einer Eurer Gesellen der Dieb war, und daß Dein guter Name gerettet ist?“ — „Ist's so, Jesus Maria, ihr heiligen Engel! und sie weiß es? Gott sey Dank, nun sterb ich ohne Sorgen.“ — „Baptist,“ sagte Honig, „sprich nicht vom Sterben. Hänge nicht solchen Träumereien nach. Du bist krank, gewiß, und Dein Gesicht glüht jezt im Fieber; aber Du bist jung, und Friede und Freude sind mächtige Heilmittel. Den ersten hast Du, für die leztere ist auch schon gesorgt. Einige Freunde haben es mit Deinem Meister so abgeredet, daß Deine Lehrzeit abgekürzt wird und morgen endet. Herr Kaiser, ein jüngerer Meister in der Stadt, und ein freundlicher Mann, der in Frankreich gewesen ist und Deine Sprache spricht, will Dir Arbeit geben; Deine Buchbindereien, die er sah, gefallen ihm. Da er in seinem Hause nicht Raum hat und nicht weit von mir wohnt, so magst Du in dem kleinen netten Zimmer unter mir wohnen, wenn Du willst, und an eines Freundes Tisch essen. Heute Nacht schon kannst Du in meinem Hause schlafen. Aber laß' uns hinabgehen, es wird spät und kühler, und so eine frische Sternennacht ist gesund für kranke Herzen, aber nicht für kranke Lungen.“ Aber Baptist stand nicht auf. „Honig,“ antwortete er schwach, „ich danke Euch. Es ist zu spät. Ich habe es schon Monate lang gefühlt; in den lezten Wochen sind die Fieberanfälle bei Nacht stärker geworden. Dann kam die Geschichte mit dem Buch, und meine Flöte zerbrach, ich glaube, auch mein Herz und mein Leben sind gebrochen.“

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen über Tonkunst.

(Fortsetzung.)

In jeder schönen Symphonie ist entweder ein harmonischer Tonsaz nach Art der Fuge durchgeführt, oder werden mehrere solche Tonsäze einander gegenüber gestellt, um bald neben einander herzulaufen, bald sich zu begegnen und zu verwickeln. In jedem Falle aber wird die Entwicklung der Harmonie zuweilen durch ein melodisches Thema unterbrochen, welches dann besonders seine Stelle findet, wenn wir eben an einem harmonischen Wendepunkte vorübergekommen sind und nun das Bedürfniß fühlen, von dem brausenden Erguß der Wohlklänge das leise Echo in unserem Herzen zu belauschen. Die vollendetste aller Symphonien ist wohl Mozarts Ouverture zur Zauberflöte. Hier tritt die Vereinigung des Harmonischen und Melodischen schon im Thema ein; denn dieses liegt genau zwischen beiden in der Mitte, und klingt uns daher bald als Harmonie, bald als Melodie entgegen. Die Art der Behandlung nähert sich der Fuge, während unser Ohr nur ein bezauberndes Spiel zu vernehmen glaubt. Diese Klänge dringen aus einer Höhe herab, wo es keine Gegensäze mehr gibt; und hiezu stimmt die Oper, auf welche wir dadurch vorbereitet werden, sie schildert nicht streitende Gefühle, sie athmet nur Liebe und Andacht, entfaltet nur jenes Eine Grundgefühl, welches uns sowohl an die Erde fesselt, als auch zum Himmel erhebt. Wir können daher das Ganze als ein Sinnbild des Einklangs, als einen Spiegel betrachten, den die Musik sich selbst vorhält. Indem man, wie oben bemerkt wurde, das Harmonische mehr und mehr mit dem Melodischen paarte, ge-

wann jedes Musikstück an Lebendigkeit und Interesse. Der Zuhörer wurde von allen Seiten gefaßt und hatte keine Muße mehr, daran zu denken, daß diese wechselvollen Tongruppen dem einförmigen Kommando des Taktes gehorchten. Zugleich vermied man immer sorgfältiger jede Härte, jeden Sprung in der Tonfolge; geschmeidig und leicht ließ man die Töne in sanft geschlängelten Linien dahinrollen, und überwölbte den steifen Entwurf mit fließenden Umrissen. Wer hat wohl je die Werke eines Haydn und Mozart studirt, ohne über die Feinheit des Gewebes zu erstaunen, mit welchem sie sowohl einzelne Takte als ganze Tonsätze zu überspinnen wußten? Hiezu kommt noch eine andere Bemerkung. Gewisse Tonsätze bewirken in der Seele dessen, der sie hört, unmittelbar die Vorstellung eines bestimmtes Gegenstandes. Ich meine hier nicht die bekannte Art, den Eindruck ganzer Musikstücke nach Anhörung derselben durch eine hinzugedachte Begebenheit oder etwas Aehnliches zu schildern. In diesem Falle schafft unsere Einbildungskraft schon mit Bewußtseyn, und manchmal geschieht es aus Ziererei, weil jeder, der im Konzerte war, das Schönste dabei gedacht haben möchte. Nein, ehe wir im Stande waren, über das Gehörte nachzudenken, steht oft vor unserer Einbildungskraft, wie hingehaucht, irgend ein einfaches, aber genau verzeichnetes Bild. Und dieß geschieht selten in Folge ganzer Musikstücke, sondern meistens an einzelnen, und gerade an solchen Stellen einer Komposition, die weniger scharf hervorstechen. Die Ursache, wie mir scheint, liegt in Folgendem: Einigen vorzüglichen Künstlern ist es gelungen, ihren Tonsätzen einen so reinen Fluß der Harmonie und eine so gefällige Klarheit mitzutheilen, daß, wenn diese kaum begonnen haben, im Gehöre schon ihr Schluß anklingt, und wir uns besinnen müssen, ob wir sie nicht früher schon einmal gehört haben. Tonsätze von dieser Art werden kaum mehr als etwas in der Zeit sich Entwickelndes empfunden, sondern beinahe mit derselben Totalität wie eine Anschauung im Raume aufgefaßt, und deßwegen werden sie auch wirklich oft von einer solchen begleitet. Wenn nun dieß der Fall ist, wenn die Musik mit solcher Einheit der Empfindung auf uns wirkt, daß wir durch das allmählig uns Mitgetheilte wie durch etwas zugleich Vorhandenes affizirt werden, so ist auch mit Sicherheit anzunehmen, daß uns dabei der Takt nicht mehr als solcher, nicht als ein Zeitmaß vorschweben, und im Genusse der musikalischen Schönheit stören könne. Und dieß ist es, was wir zu zeigen suchten. Einem geschickten Tänzer soll man es nicht ansehen, daß er zuvor des Tanzmeisters bedurft hat, und ein schöner Gedanke soll nicht im Reime, sondern der Reim im Gedanken liegen. Die Musik bezweckt den Wohlklang; dazu ist der Takt ein nothwendiges Mittel, aber immer nur ein Mittel. Er darf also nie für sich selbst, er darf nur verhüllt im Wohlklange erscheinen. Als eine unsichtbare Gewalt formt er die Harmonien, ohne sie zu fesseln, und während sie seinem unerbittlichen Gesetze folgen, müssen sie die Leichtigkeit einer freien Bewegung beibehalten.

Hiermit haben wir zugleich die Epochen der Musik im Allgemeinen bezeichnet. Zuerst bestand sie in einer losen Aufeinanderfolge von Tönen. Dies war ein Zustand der Ungebundenheit, und weil das Schöne erst durch Begrenzung entsteht, so gehörte sie damals noch nicht unter die Zahl der Künste. Mit Hülfe des Tonmaßes erhielt sie einen Platz, aber noch keine Stimme im Reiche der Kunst; sie stand unter der Vormundschaft der Regel. Endlich trat sie in den Zustand der Mündigkeit über, indem sie durch freiwillige Gesetzmäßigkeit jeden Zwang überflüssig machte; und dadurch erreichten ihre Leistungen die Linie des Klassischen. Denn klassisch ist jede Schöpfung der Kunst, welche als ein Erzeugniß der vollkommensten Freiheit erscheint, während sie den strengsten Forderungen der Regel entspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Juni.

Arbeiten der naturforschenden Gesellschaft.

Es hat die Zürchersche naturforschende Gesellschaft unter dem Vorsitze ihres Präsidenten, des Staatsrath Usteri, den Jahresbericht ihrer Geschichte und Verhandlungen vom April 1829 bis dahin 1830 am 5. Mai angehört. Mitglieder sind in Zürich selbst 122, und aus ihren Beiträgen zunächst oder am meisten geht eine Jahreseinnahme von beiläufig 300 Louisd'or hervor, die größtentheils auf Vermehrung der Bibliothek, des zoologischen Museums, der übrigen Sammlungen und den Unterhalt des Pflanzengartens verwandt wird. Wir wollen hier nur einiger der in dem Bericht aufgezählten Arbeiten erwähnen: Die Lehre von der geographischen Länge trug in umfassenden Entwickelungen Hofrath Horner vor, und diese Arbeit wird in das physikalische Wörterbuch, dessen Mitherausgeber er ist, übergehen. Der Zürchersche, in Graubündten angesiedelte Arzt, Dr. Schränkl, sprach von der Geschichte, Vervollkommnung und Nutzbarkeit der geographisch-topographischen Reliefs, in deren Verfertigung er sich selbst geübt und mehrere technische Vortheile dafür gewonnen hat. Diese plastischen Karten eignen sich ganz vorzüglich für Gebirgsländer; verhältnißmäßig sind darum auch in der Schweiz die meisten veranstaltet worden, und wo sie, auf eigene und genaue Messungen gegründet, minder bekannte oder wichtige Theile des Hochgebirges darstellen, muß auch ihr wissenschaftlicher Werth anerkannt werden. Der tüchtige und muthige Alpenwanderer Hirzel-Escher, von dem im verflossenen Jahr ein erstes Bändchen Reiseberichte durchs Alpengebirg erschienen ist, theilte die Resultate seiner jüng-

sten Excursionen mit. Von der Seewellisalpe, hoch im Schächenthal des Kantons Uri, setzte er seinen Weg durch beinahe noch gar nicht bekannte und beschriebene, doch aber höchst merkwürdige Gegenden fort; ein Weg, welchen einzuschlagen nur sehr geübten, besonnenen und furchtlosen Bergsteigern nicht zu mißrathen ist, und bei dessen Schilderung man sich unwillkührlich gedrungen fühlt zu fragen: ob der Gewinn für die Wissenschaft die Gefahr für den, der das Wagestück ausführt, aufwiege? Von der Seewellisalpe umging der Wanderer die Windgelle in einer bedeutenden Höhe von ihrer nordwestlichen Seite nach der südlichen hin, genoß dabei reizender Ansichten des Thals und der Gebirge, und stieg alsdann in den Hintergrund des Maderaner- und Kentelenthals hinab; von hier aus besuchte er die seit ungefähr siebenzig Jahren wegen geringem Gehalt, Strengflüssigkeit des Erzes und lang anhaltender Kälte verlassenen, in der Höhe von 7600 Fuß an der Windgelle gelegenen Eisenerzgruben; mit den Angaben des Dr. Lusser zusammentreffend und zum Theil nach denselben, zählt er die Reihenfolge der Felsarten bis nahe an die höchste Kuppe der Windgelle auf. Aus dem Maderanerthal ist, seit hundert Jahren kein Paß mehr nach dem Linththale gangbar; der Wanderer beschloß also, nach Graubündten auf Disentis durch das Brunnithal und die sogenannte Bündnerlucke seinen Weg zu nehmen; ein Paß, der über einen von zahlreichen und breiten Spalten durchschnittenen Gletscher führt und nur selten, ja, seit vor einigen Jahren ein Mädchen in eine der Spalten stürzte, gar nicht mehr gebraucht wird. Zahlreiche Gemsen boten sich in diesen, auch von Jägern unbetretenen Gegenden in nicht großer Entfernung dem Blicke des Wanderers dar. Eine kurze Strecke jenseits der Höhe konnte der Begleiter, der bis dahin als Führer gedient, weder durch Bitten, noch Drohungen bewogen werden, weiter zu folgen, und der Reisende blieb in der unwirthbaren Höhe von ungefähr 8000 Fuß sich selbst überlassen; nach zwei Stunden gelangte ihm inzwischen, glücklich die obersten Alphütten im Kaureinthale, 5000 Fuß über Meer, zu erreichen, welches mit dem Ilems- und Rosinthale einen großen Gebirgskessel bildet, dessen Ausgang nach Disentis führt. Von hier stieg Hirzel bis in den hintersten südlichen Theil des Tavetschthales, nahe am Badus, wo deutsche Sprache ihn wieder überraschte, und er wollte versuchen, um die Ostseite des Badus herum, ins Canariathal hinüber nach Airolo zu gelangen. Ungünstige Witterung nöthigte ihn, über die Operalp sich nach Urseren und auf die Gotthardtstraße zu begeben, bei deren Arbeiten er nun umständlich verweilt. Der Doktor und Oberrichter Schinz las die Erzählung seines im Sommer 1829 nach München und Stuttgart gemachten Reiseausflugs und des Besuchs der naturwissenschaftlichen Institute und Sammlungen beider Hauptstädte. Von seiner nächstens im Druck erscheinenden Schrift über das Stottern las Dr. Schultheß mehrere Bruchstücke, welche die neuerlich empfohlenen Heilmethoden würdigen und eigene damit angestellte Versuche beschreiben.

Neapel, Ende März.

(Beschluß.)

Theater. Gesellschaft.

Ich habe mich in meinem Berichte über Neapel mehr nach Außen gewendet, weil dieses bei einem hiesigen Aufenthalte die Hauptsache seyn muß. Es kann Städte geben, welche man noch schöner gelegen glauben mag, als Neapel, aber reizendere Umgebungen sucht man auf Erden vergebens. Indessen bietet Neapel auch alle Annehmlichkeiten des innern Lebens, und seine Theater wetteifern mit denen aller großen Städte. Ich verspare eine genauere Charakteristik derselben, so wie eine Schilderung des Lebens in Neapel auf andere Gelegenheit. In dem goldenen San Carlo ertönt jetzt Lablaches kräftige Baßstimme, und die schöne Tosi wetteifert mit der leidenschaftlichen Boccabadati in Kraftanstrengungen. Die Fodor tritt sehr selten auf und singt meistens nur in Abendgesellschaften. Ihre Stimme soll etwas verloren haben, doch wüßte ich sie in Fülle und Pracht der Rouladen und Koloraturen, in dem so seltenen, üppigen Hervorströmen der perlenähnlich aneinander gereihten Töne mit Niemand, als der uns leider zu früh entrissenen Vespermann zu vergleichen. Der hier lebende Donizetti schreibt viel für die hiesige Oper, die in ihrer Ausführung, so wie der Meisterschaft ihres Orchesters wohl ihren alten Ruhm behauptet. Der hier, wie in ganz Italien jetzt beliebteste Komponist ist aber der geniale Bellini, dessen Donna Charitea, Pirata und andere herrliche Werke nun wohl längst in Deutschland bekannt seyn werden. —

Die hiesige erste Gesellschaft ist eine der angenehmsten der civilisirten Welt, und obgleich nur etwa zwanzig bis dreißig eingeborne Familien daran Theil nehmen, so sind gerade durch diese Auswahl und durch Beschränkung des Cirkels die Bande desto fester geknüpft und die Verhältnisse desto angenehmer. Man findet hier ganz die Feinheit, die Leichtigkeit, die zuvorkommende Artigkeit, wie in den Pariser Gesellschaften, und wenn man auch hier die Bildungsstufe, auf der man dort steht, vergebens sucht, so ist man dafür durch wohlwollende Herzlichkeit und wahre Zuneigung hinreichend entschädigt. Denn von der furchtbaren, zerstörenden französischen Selbstsucht, von dem blos konventionellen Lebensbetrieb, der nur Interesse und Form kennt und der das Gefühl auf eine Höhe mit Stupidität stellt, weiß der Italiener zu seinem Glücke noch nichts, daher auch hier der größere gesellschaftliche Verband durch wahre Zuneigung, Freundschaft und Liebe unendlichen Reiz erhält. Ich rathe jedem Fremden, selbst wenn er sich nur wenige Zeit hier aufhält, die Gesellschaft zu besuchen. Sie wird ihn für den, wirklich jede menschliche Geduld erschöpfenden Konflikt mit dem gemeinen Volke, dessen Berührungen der Fremde nie ganz entgehen kann, entschädigen, sie wird ihm die bessern Elemente und damit zeigen, was aus dieser Nation zu machen wäre. Viele sind der Drangsale, welchen der an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnte Tramontaner in der, dieser beiden Eigenschaften so ganz entbehrenden großen Stadt entgegentreten muß, und ich wüßte, wenn man sich hier vor Aerger nicht aufzehren will, keinen bessern Rath zu ertheilen, als sich zum unerschütterlichen Grundsatze zu machen, sich durch keine vorkommende Unverschämtheit in Harnisch bringen zu lassen, niemals dasjenige zu geben, was man fordert, zu allem Klagen und Geschrei zu lachen, gegen die Millionen Bettler Ohren und Augen zu verstopfen und mit Niemanden zu disputiren. Wer dieses Rezept gewissenhaft gebraucht, der vergißt in den ersten acht Tagen, daß er sich hier und da noch ärgern könnte, er bemerkt den Stoff zum Zorne nicht mehr, und sieht am Ende mit Bedauern auf eine Nation herab, die wirklich von der Natur zu Besserem bestimmt ist, welche aber leider gänzlich gefesselt gehalten wird, und deren einziger geistiger Aufschwung gegenwärtig darin besteht, Mittel und Wege zu finden, die, gastfreundliche Aufnahme bei ihnen suchenden Fremden zu prellen und zu überlisten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 162.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Juli 1830.

— Ihm sank auf die Augen ein sanftbetäubender Schlummer —
Jezt, wie auf ebener Bahn vier gleichgespannete Hengste
Ungestüm sich erheben, den Weg in Eile vollendend,
Also erhob sich das Steuer des Schiffs. —
Schnell und sicheren Laufes enteilten sie.

Homer.

Erinnerungen an Adria.

Von Anastasius Grün.

Seemährchen.

Schon glänzt der Mond im Meeresplan,
Noch fern ist das Schiff vom Hafen!
Die Mitternacht bricht mählich an,
Die Passagiere schlafen.

Die Wacht am Maste schielt hinein
In Mond und Sternenkreise,
Bis überblendet vom Strahlenschein,
Das Aug' sich geschlossen leise.

Der Steuermann belauscht zu viel
Des Meeres Plätschern und Klingen,
Bis ihn die Wellen mit list'gem Spiel
In Schlummer hinübersingen.

Der Kapitän guckt auch zu tief
Ins Glas nach Ankergründen,
Bis er ganz sanft und süß entschlief,
Bevor er sie konnte finden.

Weh dir, verlassnes, armes Schiff,
Weh allen Passagieren!
Wer wird durch Sandbank, Sturm und Riff
Euch nun zum Hafen führen?

Da nahm eine lose Welle das Wort:
Ihr Schwestern, was kanns verschlagen!
Wir schieben zum Spaß am Schifflein fort,
Laßt sehn, wie weit wir's tragen.

Da dachte Boreas: Fast ist's Zeit,
Zu ruhn von dem vielen Bewegen.
Will mich einmal gemächlich breit
Zur Rast in die Segel legen.

Hei, wie das Schiff durch die Fluthen schoß,
Getrieben von Wind und Wellen!
Doch weh, nun gehts auf den Fels dort los!
Hilf Gott, nun muß es zerschellen!

Den Blinden und Lahmen im Wege pflegt
Zu weichen ein Mann von Sitte;
So denkt der Felsen und bewegt
Zurück sich um sechs Schritte.

Vorbei das Schiff durch die Fluthen schoß,
Getrieben von Wind und Wellen;
Nun geht's grad auf den Hafen los,
Nun wird's an der Küste zerschellen!

Den Ankern ward es zeitlang fast,
Die müßig am Borde hingen,
Da sagte einer: Ihr Brüder laßt
Zum Bade ins Meer uns springen!

Geſagt, gethan! er hüpft vom Bord.
Das Volk im Schiff erwachte;
Sie liegen vor Anker mitten im Port;
Wie freundlich das Ufer lachte!

Sie ſtiegen an's Land, gar innigli
Entzückt von des Schiffes Führern. —
Gott wolle meine Freund' und mich
Bewahren vor ſolchen Führern!

Doch woll' er meinen Freunden und mir
Solche Wellen und Winde geben,
Und ſolche Felſen und Anker dafür,
Zur See, und auch im Leben!

Die Einſamen.

Einſam ſteht ein grauer Felſen,
Mitten in das Meer geſät;
Faſt ſchon wollt' ich ihn beneiden,
Daß er einſam, feſt doch ſteht.

Einſam auf dem grauen Felſen
Grünt ein Baum, gar ſtolz und kühn;
Faſt ſchien mir ſein Loos zu loben,
Daß er einſam, doch ſo grün.

Einſam kreiſt um Baum und Felſen
Eine Lerche leichtbeſchwingt;
Faſt wollt ich ſie glücklich preiſen,
Daß ſie noch ſo fröhlich ſingt.

Aber Felſen, Baum und Lerche,
Nimmer preiſ' ich euch jezt ſehr:
Denn es warf ein Stoß des Windes
Schnell den einzlen Baum ins Meer.

Müd' ins Waſſer ſank die Lerche,
Eh' die Schweſtern ſie erreicht;
Und die Fluthen unterwühlten
Selbſt den Fels, den einzlen, leicht. —

Ach, da mußt' ich eurer denken,
Dichter meines Vaterland's!
Die ihr einzeln, fern den Brüdern,
Wähnt zu pflücken euren Kranz.

Gegen Nord und Süd und Oſten
Steht ihr ſehnend hingewandt;
Ach, doch alle mit dem Rücken
Gegen's eigne Vaterland!

Einzle Felſen nur im Meere,
Einzle Bäume ſeyd ihr nur,
Einzle Lerchen, einſam ſingend
In dem öden Luftazur.

Trotz'ge Felſen, rückt zuſammen!
Irre Lerchen, ſammelt euch!
Stolze Bäum', umrankt, umſchlinget
Euch in Zweig' und Wurzeln reich!

Mögt ihr ſeyn ein Wall von Felſen,
Der als Damm, gar ſtolz und feſt,
Von dem Meere der Gemeinheit
Sich nicht unterwühlen läßt!

Mögt ihr ſeyn ein Wald von Bäumen,
Im Verein erſt doppelt grün;
Ueber den verſchlungnen Wipfeln
Rauſcht der Sturm ohnmächtig hin!

Mögt ihr ſeyn ein Chor von Lerchen,
O dann klingt er doppelt ſchön,
Der Geſang von hundert Kehlen
Wirbelnd in die Sonnenhöhn!

Bemerkungen über Tonkunſt.

(Fortſetzung.)

Indeſſen iſt es Zeit, einem Einwurfe zu begegnen, der nicht nur gegen das zulezt Geſagte gerichtet, ſondern ſcheinbar auf daſſelbe begründet werden möchte. Klaſſiſche Produkte konnte die Muſik erſt dann hervorbringen, als ſie zu ihrer vollen Freiheit gelangt war, und zu dieſer gelangte ſie erſt durch den Gebrauch der vorhin genannten Kunſtmittel. Wie kommt es nun, könnte man ſagen, daß ſich in einer Zeit, wo jene Kunſtmittel noch nicht alle im Gebrauche, noch nicht einmal alle bekannt waren, demungeachtet ſchon viele Kompoſitionen auffinden laſſen, deren hoher Werth jedem Vernünftigen einleuchten muß? Jomelli z. B. bediente ſich meines Wiſſens zuerſt des Crescendos, Glucks Ouverture zur Iphigenie in Aulis iſt das älteſte Muſter einer vollendeten Symphonie. Wie kommt es, daß lange vor Jomelli und Gluck Tonſtücke geſezt wurden, die durchaus vortrefflich, in mancher Hinſicht ſogar unerreichbar ſind? Um dieſen anſcheinenden Widerſpruch aufzulöſen, werden wir uns auf einen Unterſchied berufen müſſen, der ſich ohne Ausnahme durch alle Gebiete der Kunſt hindurch zieht. Die ideale Schönheit, die dem Künſtler begeiſternd vorſchwebt, und aus welcher der Kunſtphiloſoph ſeine höchſten Begriffe ſchöpft, kann, wie jede Idee, nie vollkommen rein und nie in Einem Bilde dargeſtellt werden. Sie entfaltet ſich daher unter einer doppelten Form der Erſcheinung, und tritt bald als das Erhabene, bald als das eigentlich Schöne vor unſer Auge. Und zwar iſt es in der Regel die Form des Erhabenen, in welcher ſie ſich zuerſt dem Menſchen ankündigt. Die Eumeniden ſind früher gedichtet worden als die Antigone, und der olympiſche Jupiter iſt älter als der belvederiſche

Apoll. Die Ursache hievon liegt ziemlich nahe. Das Erhabene ist seiner Natur nach einfach, erfordert also die wenigsten Kunstmittel. Es ist ein Ausdruck der Kraft, und nicht des Reitzes. Was dem eigentlich Schönen zum Schmucke gereicht, würde uns am Erhabenen schon als Ueberladung mißfallen. Dieß gilt auch im vorliegenden Falle. Jene herrlichen Kompositionen aus früherer Zeit zeichnen sich nicht sowohl durch ihre Schönheit, sondern durch ihren Ernst, durch ihre Ruhe, durch ihre Erhabenheit aus. Daß ihren Urhebern manche, erst später gebrauchte Kunstmittel abgingen, war ein günstiger Umstand für ihre Entstehung. Denn sobald wir über die Einfachheit hinaus sind, haben wir selten die Lust, und kaum je die Fähigkeit, zu ihr zurückzukehren. Als Pergolesi sein stabat mater, Sacchini seinen Oedipus dichtete, fehlte noch manche Feinheit, durch deren Anwendung man seither die Herrschaft des Taktes gemildert hat. Nichtsdestoweniger konnten jene Meister ihren Zweck erreichen. Erhabene Kompositionen bewegen sich gewöhnlich in einem langsameren Tempo, die Taktschläge folgen sich also in größeren Zwischenräumen und verhallen einzeln in unserem Ohre, ohne uns zu stören. Ueberdieß muß das Hervortreten des Taktes nicht selten dazu dienen, uns das Erhabene feierlich zu machen. „In der Musik," sagt Schiller, „wird das Feierliche durch eine langsame, gleichförmige Folge starker Töne hervorgebracht; die Stärke weckt und spannt das Gemüth, die Langsamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Taktes läßt die Ungeduld gar kein Ende absehen." Obgleich nun aber die Musik ältere Meisterwerke aufzuweisen hat, welche in ihrer Erhabenheit bisher nicht einmal erreicht worden sind, so glaube ich doch die Leistungen der Mozart'schen Zeit mit Recht als eine höhere Stufe der Kunst bezeichnet zu haben; und zwar deßwegen, weil erst in dieser lezteren Epoche das eigentlich Schöne ausgebildet worden ist. Erhaben ist dasjenige, was die Sinnenwelt überragt, und daher von dem Sinn nur noch ergriffen, nicht aber umfaßt werden kann. Unsere sinnliche Natur erschrickt vor seiner Größe, während unser Wille sich angespannt, und unsere Vernunft, wie durch ein geheimes Gefühl der Verwandtschaft, sich begeistert fühlt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Eulenthurm.

(Beschluß.)

Baptist glitt vom niedern Stuhle zu Boden. Honig, erschreckt, faßte ihn in die Arme und richtete ihn empor. „Baptist, was ist dies?" Er fühlte des Knaben Hand feucht, er zog ihn näher ans Fenster und sah im Sternenlicht, daß schwarzes Blut von seinen Lippen floß. „Und auf ihn hoffet allezeit!" — waren die lezten Worte des Sterbenden. „O Gott im Himmel!" rief Honig, „ist's wirklich zu spät? Armer Baptist!" Sein lezter schwerer Athmen erstarb. Honig lud sich den kalten, starren Körper auf; Kopf und Arme hingen über seiner Schulter, mit dem linken Arme faßte er ihn um den Leib und trug ihn so die steile, enge Treppe hinab. Der Hund folgte winselnd. Bei einer der Treppenwindungen fiel Baptists Kopf plötzlich gegen Honigs seinen, und es schien diesem, als hätte er einen leisen Athemzug gehört und einen warmen Hauch an seinem Ohr gefühlt. Er zitterte beinahe vor Freude und Ueberraschung; aber das düstere Licht durch eine der Schießscharten zeigte ihm des Knaben Züge kaum mehr kenntlich, starr; sein Körper war ganz kalt, alles stille. Er trug ihn die lezten Stufen hinab. Dort brachte er ihn auf einen Sitz in der Ecke, bis er die Lampe angezündet hatte. Baptists Körper war ein wenig niedergesunken und neigte sich auf eine Seite. Sein schöner Kopf hatte ungesucht eine Stüze an dem Kasten einer alten Wanduhr gefunden, seine Arme hingen herab, seine Füße waren ausgestreckt. Vor ihm saß der Hund, leise winselnd, und wedelte mit dem Schweif. „Weg, Ruß," rief Honig, „weg Thierseele! Den ganzen Tag hast du dich neidisch und brummig gezeigt. Willst du mich lehren, mit Liebe und Freundschaft hurtig zu seyn, da der Tod so schnell die Adern einer Brust öffnet und unsrer trägen Neigung spottet? Oft fiel mir dieses Knaben Gesicht auf und ich sammelte in meinem Gedächtnisse die wenigen Umstände, die ich über sein Schicksal gehört hatte; ich dachte, laß den Knaben seine edle Abkunft vergessen, lehr' ihn für sich selbst sorgen, dann wird er geschickter und reifer für Freundschaft und Vertrauen seyn. Und als Rosine mir seinen lezten Unfall erzählte — selbst das verhehlt' ich Alles noch ein paar Tage, damit Alles bereit wäre, ihn auf einmal zu überraschen. Ja — ihn zu überraschen! Wie wird Rosine diese Nachricht aufnehmen? Vielleicht hätte ich auch sein Unglück nur fruchtlos verlängert. Gott allein weiß es. — Welch schönes Menschenantlitz! Ja, ich traure um Dich, Kind des Kummers. Dir folgen keine Thränen, als meine und Rosinens. Ich traure um Dein kurzes, freudenloses Leben, um die stillen Flötentöne Deines gepeinigten Busens. Ich traure um den künftigen Mann, den Dein gedankenvolles Auge versprach, den Dein stilles Leiden verkündete, Dein schmerzvolles Abmühen mit Deiner stechenden Brust, Deine festen, dauernden Gefühle. Hätte ein Fremder Deine Phantasien auf der Flöte gehört, er hätte von Stroweß oder von Pleyel gesprochen, denn von ihnen mußtest Du einige Sonnette gehört haben, oder ein Adagio Mozarts. — Hätte man entdeckt, Du seyst der verlorne Sohn eines Königs, sie würden Dein großes Herz im Leiden bewundern. Wärest Du nicht ein Katho-

ist und ein Franzose gewesen und von unbekannten Eltern, oder hätten sie von Dir in einer sentimentalen Novelle gelesen, sie würden Deine christliche Stärke bewundern, Deinen edlen Kummer und Dein allzu frühes Ende. So stirbst Du vergessen. — Wie schön ist dies Gesicht, das erst noch weinend an dem meinen lag! Jetzt lehnt es an der Uhr, die ihren erbarmungslosen, regelmäßigen Gang fortschreitet. Laß mich diese Augen schliessen. Wie muß Deine Mutter Dich geliebt haben, als sie zum erstenmale sich ihr öffneten! wie muß sie Dich geliebt haben, als sie vor ihren ersterbenden Blicken in der Nacht verschwanden!“ —

Honig blieb bei dem todten Knaben und schritt im kleinen Zimmer auf und ab. „Mitternacht ist vorüber,“ sprach er zuletzt, „die Nachbarn wird's nicht ärgern, wenn sie mich zufällig arbeiten hören. Ich will ein Kreuz für sein Grab zimmern.“ Bald schollen Axt, Säge und Hobel durch die Nacht, während er die traurige Melodie von eines alten Pilgers Wanderlied summte.

Als der Tag anbrach, lehnte das Kreuz fertig neben der Thüre, seine Bestimmung erwartend. Honig klopfte an Meister Kilians Fenster, und benachrichtigte den erstaunten Buchbinder von seines Lehrlurschen Tode. „Wollt Ihr's bei Gericht anzeigen und das Begräbniß auf morgen anrichten? Die Kosten will ich tragen.“

Der Lärm des Tages begann, als wäre nichts geschehen; die Kupferschmiede hämmerten in der Vorstadt, Blech- und Grobschmied waren an der Arbeit, die Marktleute kamen durchs Stadtthor. Honig ging allein mit seinem Maßstab, Ruß hinter ihm. Man bemerkte später blos, daß er heute nicht gepfiffen hatte und jeder Nachbar einen doppelt freundlichen Gruß erhielt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Rheingau, Juni.

Der Johannisberg. Dampfschiffahrt. Kunst.

Unser Rheingau ist, seit der Fürst Metternich mit seinen beiden höchst liebenswürdigen Prinzessinnen auf dem Johannisberg weilt, wieder ein Sammelplatz der elegantesten Welt geworden. Die Chausseen sind mit Equipagen bedeckt und es kreuzen sich fortwährend vornehme und berühmte Reisende, dem Heroen der Staatskunst zu huldigen. Unter den hier Angekommenen befinden sich die Fürsten Schwarzenberg, Löwenstein, Schönburg, Salm, Esterhazi, der Duc de Caraman u. s. w.; andere Fremde von bedeutendem diplomatischen Charakter gehen ab und zu, so daß wir uns plötzlich in die Kaiserstadt Wien versetzt glauben. Der Fürst macht fröhliche Landparthien umher, und scheint sich dem Genuß der herrlichen Natur ganz mit dem ihm eigenen Geist und Lebendigkeit hinzugeben. Wer den Hochgefeierten sieht und hört, kann kaum glauben, daß diese heitere Stirn je von trüben Wolken umschattet war. Er hat immer ein freundliches Lächeln auf der Lippe, und ist ein so liebenswürdiger Gesellschafter, daß man vergißt, einen berühmten Seemann vor sich zu haben, der, wie keiner noch, mit scharfem Aug' und fester Hand das schwerfällige Schiff Europa durch Sturm und Nacht zum Eiland der Ruhe steuerte.

Johannisberg, die schönste unter den schönen Herrschaften des Fürsten, ist ein Göttersitz. Man behauptet, die sämmtlichen innern und äußern Anlagen, Einrichtungen und Veränderungen am Schloß hätten 200.000 fl. gekostet. — Das imposante Schloß auf einem Vorberg des Taunus, im 18ten Jahrhundert durch den Fürst Bischof von Fulda, Grafen Waldersdorf, erbaut, beherrscht eine Aussicht, die mit den berühmtesten Mitteleuropas an Schönheit wetteifern kann. Der Rhein von Biberich bis Bingen mit seinen umbüschten Auen (Inseln) und Rebenufern liegt in unbeschreiblicher Anmuth da. Das hohe Taunusgebirg wirft tiefe Waldschatten auf den malerischen Hintergrund, und die blauen Gebirgsfernen nach Westen und Osten, in denen sich das Auge so gerne verliert, geben der Gegend einen Reiz, der nur gefühlt, nicht beschrieben werden kann. Der nach Süden gewendete Berg, worauf das Zauberschloß steht, trägt, wie bekannt, Reben, aus denen der treffliche Johannisberger gewonnen wird. Wie hoch die Kultur dieser Weinberge gestiegen ist, seit sie im Besitz des Fürsten sind, mag dadurch bewiesen werden, daß vor Kurzem auf zwei der besten Stücke 1822er der enorme Preis von 28.000 fl. geboten wurden. — Wie man vernimmt, wird die Schwester des Fürsten, eine Herzogin von Würtemberg, nach ihrem Aufenthalt in Mainz, wo sie bis gegen Ende dieses Monats bleibt, längere Zeit auf dem Johannisberg in Gesellschaft der beiden Prinzessinnen Metternich verweilen. Leider wird uns der Fürst schon bis zum 28. dieses Monats wieder verlassen.

Die Dampfschiffahrt, nun auch bis Mannheim eingerichtet, bringt ungemeines Leben und Regsamkeit in unsere Gegenden. Besonders werden wir immer mehr von Engländern heimgesucht, die entweder nur die zauberschnelle Spazierfahrt von London bis Mainz und zurück machen, oder in die Bäder des Taunus gehen. Die Bemühungen unserer trefflichen Regierung, den Aufenthalt in den Bädern den Fremden so angenehm als möglich zu machen, haben auch einen so glänzenden Erfolg, daß man trotz des vorigen schlechten Regensommers in Wiesbaden allein fünfzehnthalbtausend Kurgäste und Durchreisende zählte.

Bei der am 1. Juni in Mainz stattgehabten Kunstausstellung hat unter mehreren braven rheinischen Künstlern unser Simmler seinen ehrenvollen Ruf aufs Neue bewährt. Er gab mehrere sehr gelungene Porträts und eine treffliche große Waldlandschaft aus einer Gegend des hintern Rheingaus. Von seinen neuesten Arbeiten nächstens ein Mehreres. — Von den Quartalblättern des Vereins für Literatur und Kunst in Mainz sind die zwei ersten Hefte erschienen, und enthalten sehr gediegene Mittheilungen von den Mitgliedern des seit sieben Jahren bestehenden Vereins. Es ist ein allgemein empfundener Verlust sowohl für uns, als auch die vielen Reisenden, welche uns besuchen, daß die Gemäldegallerie des Grafen von Schönborn in Reinhardshausen, die einzige, welche wir (außer der neu angelegten öffentlichen in Wiesbaden) besitzen, nicht mehr gezeigt werden darf. Der edle Graf hat sich durch die Anlegung dieser Gallerie ein so großes und allgemein anerkanntes Verdienst um die neuere Geschichte der Kunst erworben, möchte er uns doch auch den langentbehrten Anblick so herrlicher Werke mit der ihm immer eigen gewesenen Humanität wieder gestatten, möchte er uns gestatten, zu bewundern, was sein feiner Kunstsinn als das Beste und Würdigste aus den Werken jetzt lebender Künstler gewählt hat, seine Sammlung zu schmücken.

A. v. St.

Beilage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 163.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Juli 1830.

Alsdann erst kann der Mensch sich einen Menschen nennen,
Wenn seine Lust ihn trägt, was über uns, zu kennen,
Steigt Eifers voll empor. — Mein Sinn, der steiget schon
Geflügelt in die Luft und reißet mich davon.

Opitz.

Sterne als Kometen, oder der fliegende Stern im Schwan.

Daß, seit der Kalender erfunden und gedruckt ist, der Landmann sich nicht mehr, wie zu Hesiods Zeiten, viel um den Auf- und Untergang der Sterne bekümmert — den Sternkalender hatte er damals übrigens, ohne Stempel zu bezahlen – das ist mir nicht auffallend. Ich glaubte aber mit einigem Mißbehagen zu gewahren, daß, wenn auch alle Sterne ausgelöscht würden, nicht viele sich besonders darum kümmern würden. Ich möchte etwa die Eskimos ausnehmen, die in ihren mehrmonatlichen Winternächten an diesen flimmernden Punkten sich erfreuen, sodann noch einige Dichter und Liebende, und die Philologen wegen der Erklärung der alten Schriftsteller. Ich sah mich um Trost bei den Philosophen um; darunter fand ich einen, der schien noch barbarischer zu seyn als die Eskimos, denn er weiß gar nichts zu sagen von den Sternen, und ist in die Planeten verliebt. Er meint, *der Tanz* der Planeten um die Sonne, mit Umschselbstdrehen, sey Ausdruck der Lebendigkeit, und darum viel *vortrefflicher, als die Ruhe* des Mittelpunkts des Systems, nämlich als die *Ruhe der Sonne*. Mir däuchte, dieser Gelehrte sey ein umgekehrter Feueranbeter, da er die Sonne verschmähet und *das Dunkle*, den Planeten, verehrt. Ich mag wohl glauben, daß viele der Leser, besonders aber die Leserinnen, dem Philosophen beistimmen, daß ein Planetentanz ein sehr angenehmer Ausdruck der Lebendigkeit sey; sie werden aber wohl zugeben, daß es auf Erden noch andere gibt, also wohl auch am Himmel, und daß die bloße *Bewegung*, sie mag nun geschehen wie sie wolle, wenn sonst nichts dabei ist, etwas höchst Langweiliges ist. Dieser Freund der dunkeln Planeten scheint fast die ruhende Sonne für todt zu halten, und so ward mir wenig Trost für meine Sterne von der Philosophie gereicht, und ich schaute trüb in die Tiefe des Himmels. Die Todtenstille, die Todtenruhe, besonders da die herrliche Umdrehung der Himmelskugel mit ihren leuchtenden Punkten mir durch die Wissenschaft *als eine Täuschung* entrissen worden, versenkte mich in Trauer. Alles schien mir wie eine Leichenbegleitung, die ruhig am Grabe stand mit ihren Lichtern und Fackeln; ins Unendliche hinaus erstreckte sich der Trauerzug, immer schwächer und dämmernder und dünner wurden die Sternflämmchen in der Ferne; die Erde und die Planeten kamen mir wie große Grabstätten vor, worin die Ueberbleibsel des Kampfes zwischen dem Nichts und dem Leeren niedergelegt sind; so also, dachte ich, steht dieser Leichenzug mit gesenkten Fackeln ewig, seit dem ersten Pulsschlag eines Lebendigen, in ewiger Ruhe?

Ist nicht die Bewegung im unendlichen Raum immer ein Nichts? Immer und überall ist man ja im Mittelpunkt der unendlichen Kugel. Darum verschwindet für uns die Bewegung der Sterne und der Sonne, die ihre Planeten durch den unendlichen Raum mit sich fortreißt. In der That aber ist keine Ruhe in den Sternen. Nur der Fein-

heit der astronomischen Beobachtung wird sie, aber wohl erst nach Jahrhunderten aufgeschlossen. Das Auge wird sie nicht sehen; denn dieses sieht ja nicht einmal die Bewegung der Sterne um den Pol; man sieht sie nur nach einiger Zeit an anderm Ort angelangt und schließt daraus, daß sie sich bewegt haben. So sieht der Mensch die Eiche wachsen, weil in Jahrzehenden aus kleinem Saamen ein Bäumchen hervorgesproßt ist, und so glaubte der Philosoph, die Sonne ruhe, weil er auch das Gras nicht wachsen sieht.

Die Ordnung in diesem System von Sternbewegungen ist für folgende Jahrtausende ein Gegenstand der Forschung, uns sind nur einige Blicke in das Ganze gestattet. Die menschliche Erkenntniß ist gleichsam eine Gestaltung durch Krystallisation aus dem Flüßigen der Unwissenheit. Sie muß, wie jede Krystallisation, einen Ansatz, einen Anfangs- und Anhängepunkt haben; dieser ist für das Menschengeschlecht die Erde; von hier an schoßen die bildenden Strahlen aus zu der Sonne, zu den andern Planeten; sie reichten nach einem Zeitraum von 5000 Jahren erst bis an den Uranus. Welche lange Zeit, welches winzige Problem, welch kleiner Schritt in die Unendlichkeit hinaus! Noch 5000 Jahre, und vielleicht hat dann der forschende Strahl, das tastende Fühlhorn des Menschengeschlechts, der menschliche Geist, der sein Spinnengewebe über das Planetensystem nunmehr sicher und fest gesponnen hat, den nächsten Stern erreicht und dann erst die Thüre in den Sternhimmel geöffnet.

Und doch, ehe ihm dieß gelungen, ehe er den Maßstab an jenes für ihn in der That noch unendliche Jenseits legen kann, spricht er Träume aus, die vielleicht einst Wirklichkeit werden.

Auch ich öffne dem Leser einen Blick in den Himmel, um ihm einen Gegenstand vorzuführen, dem er seine Aufmerksamkeit nicht versagen wird.

Da wo der getheilte Strom der Milchstraße sich wieder schließt, im Sternbilde des Schwans, am linken Flügel, findet sich ein Stern sechster Größe. Er hat nicht die Ruhe eines Fixsterns; er bewegt sich, man kann seine Bewegung schon in einem Jahr gewahren; andere Fixsterne bewegen sich auch, aber man gewahrt ihre Bewegung kaum, oder mag nur nach längern oder kürzern Zwischenräumen darauf schließen. Seine Bewegung an der hohlen Himmelskugel — diese hat einen unbekannten, nur in der Phantasie festgehaltenen Durchmesser — kann man sogar mit Bewegungen in unserem Planetensysteme vergleichen. Dieser Fixstern bewegt sich für uns in sieben Jahren so weit, als Uranus in einem Tage. Er steuert, wie es scheint, gegen das Sternbild des Orion zu; dorthin steuern auch einige aus dem Sternbild der Kassiopea, das ihm vorausgeht. Vor einigen tausend Jahren stand er im Adler, und er bleibt in seinem Laufe, wenn er ihn so fort hält, in dem Getümmel der Milchstraße.

Es war uns leicht, seinen Weg mit dem Laufe eines unserer Planeten zu vergleichen; darum müssen wir aber nicht uns rühmen wollen, daß wir vertraut mit ihm seyen. Ich könnte eben so gut sagen: wenn er 5000 Sirtusweiten von uns entfernt wäre, so wäre seine Geschwindigkeit so groß als die des Lichts; ich wüßte doch nichts. Wie kindisch täuschen wir uns und glauben den Maßstab der Welt in uns zu haben, und nennen uns die kleine Welt (Mikrokosmus), weil die Sterne uns in die dunkle Kammer des Auges hereinblicken, der Mond und die Planeten, nach der Meinung der Alten, Liebe und Haß in uns erregen; wir meinen, das unendliche Nichts begreifen zu können, weil wir es aussprechen können, und dünken uns die Herren dieser Welt, weil wir sie in Gedanken vernichten können. Wahr ist es und unsere Stärke: für die Zeit haben wir den Maßstab in uns. Mit Pulsschlägen unseres Herzens, oder mit den Blicken unseres Auges, mit der Reihe unserer Gedanken und freien Bewegungen messen wir die Zeiten aller Lebendigen am Himmel und auf der Erde. Wir brauchen keinen andern Maßstab, um die Umdrehung eines fast unsichtbaren Thierchens im Millionenmal vergrößernden Mikroscop zu rechnen, und den Umlauf eines Trabanten. Die Ewigkeit wie die Minute erreichen wir damit. Für den Maßstab des Raums sind wir dagegen nicht ausgerüstet, und wenn wir im Traum oder in Gedanken unsere Arme von einem Stern zum andern ausstrecken, ist dieß eben so wirklich, als wenn wir mit dem Staub, in den unser Leib zerfällt, das Universum ausfüllen wollten.

Vielleicht führt uns eine genauere Bekanntschaft mit diesem fliegenden Stern im Flügel des Schwans zu weitern Aufschlüssen.

Dieser Stern sechster Größe, der in der Milchstraße gegen das Orionsternbild fortwandelt, von dessen Entfernung wir nichts wissen, von dem wir aber doch aussagen können, daß, wenn sich seine Bewegung gleich bliebe, er etwa in 50,000 Jahren zum Orion gelangen würde, hat ein sehr kleines, düsteres Sternchen bei sich, das mit ihm die große Reise macht, während es um ihn wie ein Mond sich dreht; dieß alles frei und ungestört unter den unzähligen Sternen der Milchstraße, er der schnellste unter allen. Die Astronomen haben im Verlauf der Zeiten die Bahn dieses Sternchens oder Sternplaneten-Mondes um den größern Stern berechnet. Dieß Sternchen wird etwa in 360 Jahren seinen Mittelpunkt, jenen Stern, umkreisen. Ziemlich gewiß wissen wir diese Zeit, obgleich noch nicht achtzig Jahre verflossen sind, daß wir von diesem Sternwesen etwas wissen. Wäre freilich Herschel nicht, so wüßten wir noch weniger.

Auf nun! Wir wollen unsere Icarusflügel ausspannen, uns hinaufschwingen von unserer Erdkugel in die

Milchstraße, ein Ueberbleibsel des Sonnenbrands, nach der Sage der Alten, und die Sonne aufsuchen, um die unser Stern sich bewegt, während das kleine Sternchen wie ein Mond um ihn sich dreht. Ein Schwindel wird uns ergreifen, wenn wir keinen festern Halt haben, als die Begriffe, die wir aus dem Kreise unserer Planeten und Trabantenwelt holten; wir werden herabstürzen von jenen leuchtenden Höhen in die Tiefe unseres Erdenloses, ohne Bewußtseyn unserer Selbst, weil wir an ein zu großes Räthsel uns gewagt. — Machen wir es uns recht deutlich, was für Gesetze in unserem Planetensystem regieren. Bei uns herrscht das Leere und das Dunkle. Der Planet ist bei uns tausend, ja zehntausend Mal unkräftiger und gehaltloser als die Sonne, um die er sich bewegt; der freie Uranus in seiner Entfernung ist noch fast 20,000 Mal unkräftiger, der nahe Merkur fast zwei Millionen Mal. Ist unser Stern, um den das kleine Sternchen wie ein Trabant sich bewegt, auch ein Planet, der um seine Sonne läuft, so können wir uns eine Sonne denken, die tausend, ja Millionen Mal mehr ist als dieser Stern, dieser leuchtende Körper, dieser Bewohner der Milchstraße. Bei uns ist ein entschiedenes Gesetz im Trabantensystem, daß der Planet mehrere hundert Millionen Mal weiter von seiner Sonne entfernt ist, ja tausend Millionen Mal, als der Trabant von ihm. Wollen wir es wagen, zweien Sternen die Distanz unseres Monds von der Erde zu geben? Dieß ist nicht möglich, wenn wir auch wollten, denn die Bahn dieses Sternchens ist uns immer noch deutlich sichtbar, und deutlicher als die Bahn der Trabanten um unsere Nachbarplaneten. Gesezt aber, unsere kühne Hypothese, in ihm einen Mond wie unsern zu sehen, wäre richtig, so hätten wir uns (wie die Berechnung ergäbe) dahin verirrt, daß wir den Stern sechster Größe näher bei uns annehmen müßten als Uranus. Einen Stern innerhalb der Grenzen unseres Planetensystems! Und welch ein langsamer Mond, der 360 Jahre zum Umlauf braucht, und so nahe seyn soll, als der unsrige bei uns; und welch noch langsamerer Stern, da er in dieser Nähe bei uns in sieben Jahren so weit kommt, als Uranus in einem Jahre!

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen über Tonkunst.

(Beschluß.)

Unsere sinnliche Natur erschrickt vor dem Erhabenen. Die Kunst ist aber, wie der Mensch selbst, etwas Sinnlich-Vernünftiges, und findet daher ihre Bestimmung mehr in dem eigentlichen Schönen, das sie ganz umfassen und an welchem sie alle ihre Kräfte in gefälligem Spiele entfalten kann. Und weil wir die freie Entwicklung aller Kräfte nie als einen Durchgangspunkt, sondern immer als das Ziel des Menschen betrachten, so folgt, daß auch die Kunst da ihre höchste Stufe erreiche, wo sie am allseitigsten und am freiesten erscheint. Dies gilt insonderheit für die Musik; denn der Begriff des Wohlklangs bringt es schon mit sich, daß sie mehr als irgend eine andere Kunst für das eigentlich Schöne bestimmt sey.

Ob die Musik wohl gegenwärtig noch im Fortschreiten begriffen ist? Dies müßten wir schon aus Vernunftgründen bezweifeln, wenn auch die Erfahrung nicht dagegen spräche. Eine Kunst, die im Mittelalter ihren Ursprung genommen, die von dort an sich unaufhaltsam entwickelt, alle Stufen durchlaufen und eben erst eine Reihe vollendeter Meisterwerke ins Daseyn gerufen hat, wird gewiß endlich einmal, und wahrscheinlich eben jezt, nach ihren größten Anstrengungen, einen Stillstand machen. Ziehen wir nun noch die Erfahrung zu Rathe, so bleibt uns fast nichts anders übrig, als anzunehmen, sie sey bereits von ihrem Höhepunkte gewichen. Beiläufig muß ich hier erwähnen, daß man den Vorschlag gemacht hat, das Tonmaß aus der Musik zu verbannen. Dieser Vorschlag hat allerdings, wie jeder excentrische Gedanke, keinen bleibenden Erfolg gehabt. Indessen zeigt er uns doch die Richtung an, welche man neuerdings genommen hat. Die Musik steht im Begriff, dahin zurückzukehren, von wo sie ausgegangen ist: sie schweift ins Ungebundene über. Die Innigkeit zerfließt ins Schmachtende, das Große verliert sich ins Prächtige, das Erhabene wird schwülstig und bizarr, und die Schönheit wird zur Tändelei verklimpert. Das größte Uebel ist, daß es überall von Komponisten wimmelt. Jeder hat seine guten Freunde, die ihm zu lieb das von ihm Komponirte schön finden wollen. Durch häufige Anhörung des Mittelmäßigen verlieren wir den Geschmack am Klassischen. Gewagte Uebergänge, verschwendetes Pathos, seufzende Cavatinen, rasende Presto's bringen unsere Nerven in eine unnatürliche Schwingung, die, wenn sie sich oft wiederholt, habituell wird. Gewöhnt ans Strotzende, halten wir den reinen Satz eines Haydn für leer und dürftig. Unser überspanntes Gehör lechzt nach einer Springfluth von Crescendo's, und es muß donnern, wenn wir erschüttert werden sollen. Singen und Spielen wird zur feinen Bildung gerechnet, und daher auch von demjenigen erlernt, der keinen Sinn dafür hat. Wer bei beschränktem Talente unter so Vielen sich auszeichnen will, muß die Mode zu Hülfe nehmen und nach dem Neuesten greifen. Sollte nun dem Liebhaber nicht jede Arie gefallen, wenn er sie zum erstenmale von der Geliebten singen hört? wenn sie noch überdies mit aller der Süßigkeit überwürzt ist, die ihm seine eigenen Gedichte so schmackhaft zu machen scheint? So vertändelt das Publikum sein richtiges Urtheil; mit

dem Publikum aber wird unvermeidlich die Kunst herabgezogen. Das Bessere findet kein Ohr mehr. Der Tadler des Neuen gilt als Sonderling. Nachdem er sich lange herumgestritten hat, gibt er als der Klügere nach. Im Theater wird zwar sein Geschmack nicht befriedigt; aber desto gemächlicher kann er sich zerstreuen, und oft gerade dann am Herzlichsten lachen, wenn es rings um ihn her von Thränen regnet. Und hört er vollends einmal Parterre und Gallerie in höchster Entzückung einem tanzenden Affen Bravo rufen, so kann es nicht fehlen: sein bisheriger Groll über das Publikum wird allmählig in einen andern mildern Affekt übergehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

Städtisches. Bettlerasyl.

Wenn mir recht ist, habe ich Ihnen voriges Jahr von dem traurigen Zustand unserer städtischen Finanzen, von unserer Schuldenlast durch unverständige Wirthschaft u. s. w. erzählt. Dies ist nun zum Ausbruch gekommen. Es liegt am Tage, unsere Schuldenlast stieg durch die Unordnung und Verschwendung der neuen Verwaltung in vier Jahren auf sechs Millionen Franken, und wir müssen alles Ernstes an deren Abtragung denken. Wie es in unsern Verwaltungszweigen zugeht, wie schamlos da gestohlen und betrogen wird, ist auch neuerdings — freilich viel zu spät — bei unserm großen Leihhaus an den Tag gekommen. Die Anzeigen waren zu dringend, als daß die Behörde nicht hätte untersuchend einschreiten sollen. Zu diesem Zweck verfügten sich zehn bis zwölf Polizeileute in die Bureaux des Leihhauses und nahmen da Alles, Bücher, Register, Magazine und Siegel in Beschlag, sogar dem Direktor der Anstalt wurde nicht gestattet, ferner zu unterzeichnen. Was bis jezt an den Tag gekommen, machte sofort die Absetzung aller Beamten nöthig. Die obersten hatten am Unverschämtesten Dieberei und Unterschleif getrieben, und was am Abscheulichsten ist, besonders gegen Arme und Nothleidende, deren Nothschreie, wie sie meinten, nicht gehört werden würden, und die wirklich auch lange überhört wurden. Sie kommen bei dieser Gelegenheit um das Ihrige und haben auf keinen Ersaz zu hoffen.

Wenden wir uns von diesen Gräueln zu etwas Erfreulicherem. Lyon ist nahe daran, durch freiwillige Beiträge ein Zufluchts- und Arbeitshaus zur Abschaffung der Bettelei zu erhalten, ganz nach dem Muster des Pariser, das der edle Bellevme gegründet hat und das sein Nachfolger, der unedle Mangin, so sehr als möglich am Aufkommen hindert. Einer unserer wackersten Männer machte eigends deßhalb eine Reise nach Paris und prüfte das dortige Bettlerasyl genau. Was er uns darüber mitgetheilt hat, erregt die günstigsten Erwartungen von dieser Anstalt. Man vermied dabei alles Vornehmthun und hielt sich streng an die Nothwendigkeit. Darum wurde ein altes Kloster dazu genommen und eingerichtet. Ueberall herrscht Ordnung, Reinlichkeit und Gesundheit. Die Anstalt zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, in Interne, d. h. solche, die im Hause wohnen, und Externe, die nur den ganzen Tag da arbeiten und essen, des Abends aber in ihre Wohnungen zurückkehren. Bei der Aufnahme der erstern nimmt man es natürlich etwas genau, nicht so hinsichtlich der Externen. Ist ein Armer — beiderlei Geschlechts — vierzehn Jahr alt, so kann er ins Asyl kommen, wenn er ohne Arbeit ist und doch arbeiten will. Will er als Interner ganz darin aufgenommen seyn, so geht er zuerst zum Polizeikommissär seines Viertels und stellt ihm seine Umstände vor, worüber dieser ein Protokoll aufnimmt und demselben seine Bemerkungen über den Armen und dessen Umstände beifügt. Damit geht dieser ins Asyl. Bei der Administration des Hauses beginnt ein zweites, genaues Examen; dann entscheidet sie, ob der Arme aufgenommen werden soll, oder als Interner zurückzuweisen sey. Dies ist allerdings ein schwieriger Punkt, denn zur Aufnahme als Interne drängen sich die Armen. Wäre man aber damit nicht vorsichtig, so würde die Anstalt bald in ein Spital oder in ein Haus für Incurable ausarten, was sie doch durchaus nicht seyn soll, wenn sie ihren Zweck nicht ganz verfehlen will. Ist aber seine Aufnahme entschieden, weil der Arme durchaus kein anderes Unterkommen hat, so wird er ins Bad gebracht. Hier untersucht ihn der Arzt, um zu sehen, ob er zur Arbeit tauglich ist und ob er keine ansteckende Krankheit hat. Ist lezteres der Fall oder wird er incurabel befunden, so schickt man ihn in ein Hospital. Nach seiner Aufnahme bekommt er vom Haus neue Kleider und frische Wäsche; die seinigen kommen in eine Schwefelräucherkammer und werden da gereinigt, bis der Arme das Haus wieder verläßt, wo er sie zurückerhält. Hierauf geht es gleich an die Arbeit, die in zwei Hauptklassen zerfällt, in die des Hauses und die der Werkstätten. Jene ist für die Schwachen und Ungeschickten, denn sie beschränkt sich nur auf die innern Verrichtungen der Reinlichkeit, Ordnung, Küche u. s. w.; es wird da Wäsche und Kleidung ausgebessert, mit einem großen Rad Wasser geschöpft und in alle Theile des Hauses vertheilt, auch Ziegelsteine zu Cement für die Mauern zerstoßen, eine Arbeit, die selbst die Unfähigsten verrichten können. Einem solchen Arbeiter zahlt das Haus täglich 30 Centimen. Ganz anders ist es mit den Armen, die in den Werkstätten beschäftigt werden. Diese sind gar sinnreich eingerichtet; in den großen Sälen sind Werkstätten von verschiedener Art eingerichtet, Baumwollenspinnereien, Pferdehaargeflechte, Teppichwebereien, Seidenwebstühle, Werkstätten für Buchbinder, Schneider, Schuhmacher, Kupferbleyzieher. Alle sind von Privatunternehmern auf ihre eigene Kosten eingerichtet, und werden nach dem Bedürfniß zahlreicher gemacht, ganz eingezogen oder durch andere ersezt. Hier beschäftigt die Administration immer hundert Arbeiter als Lehrer für die Andern, die neu ankommen; ja, wenn es an tauglichen Armen dazu fehlt, stellt sie eigene geschickte Arbeiter aus der Stadt an. Dies ist sehr weise und auf das Herbeiströmen der Armen zu gewissen Zeiten, im Winter oder in der Theurung, berechnet. Wer in diesen Werkstätten arbeitet, erhält von den Unternehmern eine Bezahlung, die mit seiner Geschicklichkeit und Thätigkeit im Verhältniß steht, aber nie weniger denn 60 Centimen betragen darf. So viel bekommt er gleich vom ersten Tage an, wenn er auch noch gar nichts versteht. Der Unternehmer verliert nichts dabei, denn zur Ausgleichung seiner Ausgabe liefern ihm später die geschickt gewordenen Arbeiter Fabrikate, deren Fertigung ihn auf dem gewöhnlichen Wege bei weitem höher zu stehen kommen würde. Bei dieser Beschäftigung der Armen ist auch noch der große Vortheil, daß sie ein Handwerk fertig lernen, welches ihnen, wenn sie wieder aus dem Asyl kommen, ehrlichen Unterhalt für ihre Zukunft gewähren kann. Zur Leitung der Arbeiter kann der Unternehmer eigene Arbeiter anstellen. Alles, was die Armen für Arbeiten im Haus und in den Werkstätten empfangen, zerfällt in drei Theile; einer gehört dem Asyl, der zweite wird für den Armen auf die Seite gelegt und dieser erhält ihn bei seinem Austritt aus dem Haus, den dritten Theil endlich empfängt er alle zehn Tage und er kann ihn verwenden, wie er will.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 164.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Juli 1830.

Mort de ma vie! Dahin iſt alles, alles!
Verachtung ſizt und ew'ge Schande höhnend
In unſern Federbüſchen. O mechante Fortune! —
Lauft nicht davon!

Shakespeare
Heinrich V.

Kriegeriſche Scenen.

Hanau.

„Zum Teufel mit dem Ruhm! es gibt nichts mehr zu eſſen in Deutſchland. Mainz zu! Mainz zu!“ Seit dem Uebergang über die Elſter war dieß die Loſung der Banden von Flüchtlingen, die plündernd vor dem franzöſiſchen Heere herzogen. Sie hatten die Gewehre weggeworfen und liefen dem Rheine zu, Bratpfannen und Keſſel auf dem Rücken; man nannte ſie Bratenwender. Es waren ihrer wohl gegen zwölftauſend Mann, worunter viele Verwundete und Kranke, meiſtens Rekruten. In dieſem Wirrwar von Fußgängern und Reitern von allen Regimentern vermochte man kaum noch die Uniform zu unterſcheiden; einer war ſo ſchmuzig, ſo abgezehrt, vom Rauch der Bivouaks ſo ſchwarz als der andere, und ſo liefen ſie auf der großen Straße in Rudeln dahin, wie Schaafe, welche der Hund hezt. Oft kam ein paniſcher Schreck über die ungeheure Heerde, ſie ſprengte rechts und links über Hecken und Graben aus einander und zerſtreute ſich weithin ins Land. War die Gefahr oder der Schreck vorüber, ſo ſammelten ſich die verſprengten Flüchtlinge wieder in Haufen; „nach Mainz!“ hieß es, und ſo zogen ſie wieder in Maſſen, ängſtlich, keuchend dahin, bis der Schatten eines Koſaken ſie wieder auseinanderjagte. Dieſe Leute hatten bei Lützen, bei Bautzen geſiegt, hatten ſich unter Dresdens Wällen mit Ruhm bedeckt; aber damals ging es vorwärts; der Rückzug hatte ſie demoraliſirt, wie Napoleon ſagte, und ſo war es unmöglich, ſie aufzuhalten. Man ſchoß auf ſie, wie auf den Feind, und ſie liefen immer geradezu. Ich erinnere mich, daß Marſchall Oudinot eines Tags ein Exempel ſtatuiren wollte; er befahl daher, ein halbes Dutzend Flüchtlinge aufzugreifen. Man machte kurzen Prozeß mit ihnen: „Wer biſt Du?“ — „Ein Bratenwender.“ — „Unverſchämter! wo iſt Dein Regiment?“ — „Was weiß ich!“ — „Auf die Knie nieder!“ — Einen Augenblick darauf war er erſchoſſen. Einige hundert Bratenwender, vorwitziger als ihre Kameraden, wohnten der Exekution bei. Da ſprang auf einmal einer der Verurtheilten, der ſchon auf den Knieen lag, auf, machte einen Luftſprung und verlor ſich im Haufen; flugs packte man einen der Zuſchauer und erſchoß ihn an jenes Statt; als die Vorſtellung zu Ende war, pfiffen die Bratenwender ſie aus und ſezten ſich wieder in Marſch. Sie waren aber nicht immer ſo gut bei Laune, und dieß erfuhr der Escadronschef Roſſignol. Hinter einem kleinen Dorf bei Hünefeld wollte er nebſt einigen Offizieren einer ihrer Banden den Weg verlegen; mit dem Säbel in der Fauſt rief er ihnen zu: „Canaillen, die Ehre und der Ruhm —“ Aber man ließ ihn nicht ausreden; unter Fluchen und Lachen wurden ſie von den Pferden geriſſen und Alles ging über ſie weg. Der Reſt unſeres Regiments fand ſeinen Anführer in dieſem Zuſtande; man verband ſeine Wunden und machte ihn wieder beritten, aber von Stunde an wich der Trübſinn, der ihn früher nur zu Zeiten angewandelt, nicht mehr von ihm. Er betrachtete mit

banger Aufmerksamkeit die gelben, abgezehrten Gespenster, mit denen beide Straßenränder besäet waren und über denen Tausende von Raben kreuzten. „Ich sehe ihn doch nicht unter den Gerippen," sagte er zu mir. — „Wen, Kapitän?" — „Nun, den Dumanet, unsern höllischen Pfarrer." — Es war dieß ein armer normännischer Seminarist, den ein Befehl des Polizeiministers zum Lanzenträger umgeschaffen hatte. In seinem Seminar hatte er so ein närrisches Zeug zu Ehren des Pabsts gemacht, ich glaube eine lateinische Ode, in der er Pius VII. den regnator orbis nannte. Darüber erboste Herr von Rovigo, der jezt zwar ein römischer Fürst ist, damals aber ein wüthender Gallikaner war, und der Poet mit der Tonsur wurde zur Buße als gemeiner Soldat in unser Regiment gesteckt. Wahrlich eine harte Buße! Nicht genug, daß er von allen seinen Kameraden mißhandelt, vom schlechtesten Rekruten verhöhnt, gehänselt wurde, hatte er einen unversöhnlichen Feind am Kommandanten Rossignol.

Dieser alte republikanische Pandur war Oberoffizier seit der Schlacht von Jemmapes und hatte es mit ansehen müssen, wie seine Kameraden alle, einer um den andern, Generale, Marschälle, Könige wurden; er allein blieb Eskadronschef vor wie nach. Statt ihn zu avanciren, warf man ihm Bänder zu; er war Offizier der Ehrenlegion, Ritter der eisernen Krone und des Ordens de la Réunion, und von seinem alten Republikanismus hatte er nichts behalten als seine Ohrringe à la Dumourriez und seinen Abscheu vor den Priestern. Gott weiß, wie viele Hiebe mit der flachen Klinge er dem guten Dumanet um der Clerisey willen gab. „Ha! schlechter Priester," hieß es; „gehängt werdet ihr jezt nicht mehr, aber ich habe euch nicht vergeben!" Dumanet ertrug alles, Schimpf wie Mißhandlung, mit wahrhaft christlicher Geduld; er versah seinen Dienst immer pünktlich, bei Leipzig hatte sich keiner braver gehalten, aber seitdem war er verschwunden. „Er kommt wieder," sagte Rossignol zu wiederholten Malen, „er kommt wieder, der Rabe verfolgt mich." — „Die Todten kommen nicht wieder, Kapitän, gewiß ist er todt." — „Ich traue nicht; er kommt wieder zu meinem Unheil. Ha! ist er nicht dort?" Er wies auf einen abgemagerten, nackten, von Lanzenstichen durchbohrten Körper. Der Hufschlag unserer Pferde rüttelte den Halbtodten auf, er schleppte sich auf den Händen uns nach und schrie: „Kameraden, um Gotteswillen, einen Bissen Brod!" Einer unserer Soldaten hatte Mitleid mit ihm und drückte seinen Karabiner auf ihn ab.

Am 29ten Oktober bivouakirten wir bei einem guten Feuer. Der Kommandant Rossignol schien in tiefes Nachdenken verloren. Nach seiner Gewohnheit hatte er den Rock abgelegt, sich besser zu wärmen, und auf seiner tatowirten Brust war ein ganzes Regimentsmuseum zu sehen: ein Soldat, der seiner Geliebten eine Rose reicht, Trophäen, eine Freiheitsmütze, darunter ein Adler. An einer goldenen Kette trug er ein großes Medaillon, das er von Zeit zu Zeit mit verliebten Blicken betrachtete. Es war das Bildniß einer Frau, eine derbe Schöne mit einer großen dreifarbigen Schärpe. „Ach! Julie!" rief er, „das ist ein wahrer Emigrantenfeldzug! Mehr als das halbe Regiment, Obrist, Adler, Alles ist fort, und wir auf dem Rückzug. Was steckt man aber auch Pfarrer ins Heer? — Nun, Ihr Herrn, was sagt Ihr zu der Frau hier? Ich stand im Begriff, sie zu heirathen; sie war mit mir in Italien gewesen, im ersten Kriege gegen die Vorurtheile. Leider fiel sie auf St. Domingo sammt unserem Gepäck in einen Hinterhalt der Neger und — Was kommt denn da schon wieder?" — „Nichts, es sind blos Bratenwender; sie ziehen sich heute Abend an uns und man jagt sie mit Flintenschüssen fort. Die Kosaken treiben sie gegen uns zurück, vielleicht auch die Baiern; man sagt ja, diese Verräther wollen uns den Weg verlegen."

(Der Beschluß folgt.)

Sterne als Kometen, oder der fliegende Stern im Schwan.

(Beschluß.)

Was wäre das für ein Licht, das näher bei uns als Jupiter wäre, und doch nur ein Punkt erschiene, und in dem stärksten Fernrohr sich gleich bliebe; dieß wäre ein Räthsel, viel geheimnißvoller als das, womit wir uns beschäftigen. Noch ein Gesetz der Trabantenwelt tritt hier auf, daß der Trabant weit langsamer läuft als sein Planet. Auch diesem würde jene Hypothese von der Aehnlichkeit mit unserem Monde widersprechen.

Von der Entfernung dieses Sterns wissen wir also nichts. Ich glaube auch, daß alle unsere Bemühungen vergebens seyn werden, die Distanz der Sterne zu messen mit Lineal und Richtscheit, und denke, wir werden die Ordnung des Himmels erforschen und aus dieser endlich auf den Maßstab desselben schließen müssen. Wir haben demnach bis dahin freie Wahl und können uns nach Gefallen ausdehnen. Geben wir unserem Stern eine Siriusweite, d. h. 20,000 Uranusweiten *) von uns Entfernung; er ist dann 20,000 Mal entlegener als der lezte Planet unseres Sonnensystems, oder er ist so weit weg, als ein vierzehnter jenseits des Uranus, wenn die Planetenreihe fortgeführt wird. Dann ist das kleine Sternchen, sein Begleiter, zwei Uranusweiten von ihm entfernt, und wir haben am Himmel einen Sterntrabanten oder Mond eines Sterns, der noch zweimal so weit von seinem Centrum entfernt ist, als der Planet Uranus von seinem Centrum,

*) Der Kürze halber nehme ich eine Uranusweite zwanzig Mal so groß an, als die Entfernung der Erde von der Sonne.

der Sonne. Der Stern könnte dann auch ein Planetenſyſtem haben, das ſich ſo weit erſtreckte wie das unſrige, er hätte ſeinen Merkur, und ſo fort bis zum Uranus; dann würde, noch einmal ſo weit als Uranus, eine kleine Sonne um das ganze Syſtem kreiſen, gleichſam als Hüterin für dieſe Planeten. Sie würde zugleich als ein unendlich hellerer Mond die Nächte aller Planeten beleuchten. Der Gedanke hat nichts Widerſprechendes oder Ungeheures, manchem mag er wohl ſogar anziehend erſcheinen; doch wir wollen ſehen, wie es bei dieſem Maßſtab mit der Sonne ſich verhält, um die unſer Stern ſich bewegt. Er vollendet ſeinen Umlauf um dieſelbe in 216,000 Jahren. Wäre ſeine Sonne ihm und der unſrigen an Kraft gleich, ſo würde er 180 Uranusweiten von ihr entfernt ſeyn. Welche Ueberraſchung! er würde ſeiner Sonne über 200 Mal näher als uns; der Maßſtab zwiſchen Sternen hätte ſich ſo ſehr verkleinert? Haben wir noch Luſt, die Geſetze unſerer Trabantenwelt anzuwenden? der Stern iſt in dieſem Falle nur neunzig Mal weiter von ſeiner Sonne entfernt als ſein begleitendes Sternchen von ihm; bei uns ſteigt dieß aufs Hundertmillionenfache. Kurz, wir verwickeln uns in ein Labyrinth, wenn wir die Sonnenkräfte und Trabantengeſetze unſerer Planetenwelt auf unſern fliegenden Stern im Schwan anwenden wollen. Würde ich dieſe Betrachtungen noch auf andere Sterne ausdehnen, welche gleichfalls begleitende Sternchen haben, wo die Bewegungen des Sternchens, die Diſtanz von ſeinem Stern und die Bewegung dieſes leztern ſelbſt die größte Mannigfaltigkeit zeigen, ſo möchte die Verwicklung vollends kein Ende nehmen.

Noch einen Verſuch wollen wir machen, und den Stern uns zehn Mal näher rücken, nur 2000 Uranusweiten entfernt; wir können den Maßſtab nicht viel kleiner nehmen, ſonſt widerſprechen wir leicht den Beobachtungen der Aſtronomen. Das kleine Sternchen wird dann ein Trabant ungefähr in Jupitersweite; ſein Centrum, unſer Stern, ſinkt auf eine tauſendmal ſchwächere Kraft herab, ſeine Sonne, wenn ſie ſo weit von ihm entfernt iſt, als er von uns, wird Millionen Mal mächtiger als er. Die übrigen Trabantengeſetze werden verzerrt und die Widerſprüche bleiben. Ein vergrößerter Maßſtab führt neue Räthſel herbei. — Eines wird bei den vorhergehenden Betrachtungen vielleicht willkührlich erſcheinen, nämlich daß wir es gewagt haben, aus dem Lauf des Sterns in der kurzen Zeit von achtzig Jahren, d. h. blos aus dem 3000ſten Theil ſeiner Bahn, ſeine ganze Umlaufszeit um ſeine Sonne berechnen zu wollen; es iſt dieß gerade, als wenn man aus dem Lauf von zehn Tagen die Bahn des Uranus finden wollte. Dann iſt noch zu bemerken, daß der Lauf des Sterns, von ſeinem Centralkörper (ſeiner Sonne) aus betrachtet, ſchneller oder langſamer erſcheinen kann, als von unſerem Standpunkt aus, daß ſeine wahre Umlaufszeit alſo viel größer oder viel kleiner ſeyn kann. Es mag dieß aber ſeyn wie es will, immer bleibt das Ungereimte in den Verhältniſſen ſeines Trabanten zu ihm ſelbſt und dem Weſen unſerer nächſten Umgebung.

Die Freiheit der Anſicht muß uns frei machen; wir ſprechen es alſo aus: Sterne ſind freie Kometen, ihre Trabanten ſind ſelbſt Sterne, wie unſer Beiſpiel gezeigt hat, und wie es Tauſende am Himmel gibt. Sie ſind eben dadurch, daß ſie ſelbſt eine Sonne ſich zu ihrem Begleiter gewählt haben, keiner andern Sonne unterthan und wie ein Planet gefeſſelt. Wir wollen es genauer anſehen, was es heißt: Sonne iſt Trabant einer Sonne. Der Trabant iſt von gleicher Würde wie ſeine Sonne, und es gibt viele Beiſpiele, wo beide Sonnen einander gleich ſind; jede iſt der Trabant der andern. Solch eine Vereinigung ſpielt nun ihre eigene Rolle; ſie bildet die freien Wanderer am Himmel. Wir wiſſen nicht, welches Geſetz ihnen ihren Weg vorgezeichnet; aber das behaupten wir, das es ein höheres iſt als dasjenige, welches in unſerer Nähe waltet. Dieſe Sterne ſind nicht frei von der Leiblichkeit, aber ſie ſind erhaben über die Unerſättlichkeit der Materie, alle andern an ſich zu reißen, mit ſich zu vereinigen; auf ihre begleitende Sonne iſt alle ihre Kraft verwendet, und die zerſtörende Macht der Attraction gegen andere Weltkörper iſt gelöst und verſchwunden. Ein ſolches Sonnenpaar nennt Herſchel einen Doppelſtern, und da er anerkennt, daß in dieſem Sonnenpaare eine Sonne um die andere auch in gleichen oder ungleichen, längern oder kürzern Kometenbahnen ausſchweifend laufen könne, ſo möchten wir einſt das Schauſpiel haben, daß eine ſolche Sonne in unſer Planetenſyſtem herabſtiege, nicht feindlich, um durch ihren Drang Materie an ſich zu reißen und unſer Syſtem in Unordnung zu bringen, ſondern friedlich, in ſich ſelbſt ſchon geſättigt, nur wie ein leuchtender Gedanke.

Der Leſer wird bei einigem Nachdenken ſich überzeugen, daß hiermit das allgemeine Weltgeſetz, welches ſeit Newton für alle Weltkörper als wechſelſeitig angenommen war, aufgehoben iſt. Nicht jeder Himmelskörper fühlt für den andern und will, wie man ſagt, ſich mit ihm vereinigen. Keine Gefahr iſt da, daß einſt das Weltall in einen formloſen Klumpen zuſammenſtürze; frei von aller äußern Störung haben ſich unzählige Sonnen in Sternhaufen und Sternſchwärme vereinigt; ſie bleiben geſättigt in Ruhe und ewigem Sonnenſchein. So zieht Gleichgeſinntes ſich zum Volk zuſammen und hat keine Neigung zum Fremden. Der Komet fühlt die Macht ſeiner Sonne, ſeiner verwandten Planeten, aber ruhig wallt er hinaus aus dem Gebiete der Sonne in die Nähe mächtiger Sterne, und nach Jahrhunderten kehrt er wieder zurück, ungekränkt und in ſelbſtſtändiger Bahn. Wie wohl könnte der Gedanke thun, in einer von Feſſeln befreiten Welt zu ſeyn! Sollte denn auch am Himmel das Bild der Sklaverei ſeyn, das uns überall verfolgt?

Ehe ich von dem Leser scheide, muß ich noch einmal auf unsern fliegenden Stern im Schwan und seine Verwandten in der Milchstraße zurückkommen. Wenn wir auch mit unserer Sonne, mit jenen Sternen und wie sie uns bewegen, so ist ja all jene Bewegung nur Schein, und die Finsterniß unserer Unwissenheit wird noch dichter. Wir sind dabei in ähnlichem Falle wie mit unsern Mitplaneten; sie scheinen uns vorwärts, rückwärts zu gehen, schneller und langsamer, ja sogar stille zu stehen. — Wenn wir so schnell gingen als jener Stern, so würden wir glauben, er ruhe, weil wir von unserer eigenen Bewegung nichts gewahren; gingen wir schneller als er, würde er rückwärts zu gehen scheinen. Alles wäre maßstablos, und ein schwerer zu entwirrendes Räthsel, als das, welches uns vorhin beschäftigte. Dem Kopernikus, als er sich in Gedanken auf die Sonne stellte und von da aus in die Planetenwelt schaute, verschwand die Verwicklung, die dasselbe darbot. Vielleicht wenn wir uns in Gedanken auf einen andern Stern schwingen und von da aus in die Sternenwelt schauen, dämmert uns einige Symmetrie auf.

Der Leser ist vielleicht geneigt, sich darüber künftig unterhalten zu lassen. J. W. Pfaff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Bettlerasyl. Gefängnisse.

Die Nahrung in unserm Arbeitshaus ist einfach, aber hinreichend und gesund. Des Morgens bekommen die Armen eine geschmelzte Suppe von Knochenfleischbrühe, gegen 3 Uhr eine tüchtige Portion geschmelztes Gemüße und anderthalb Pfund Brod. Sonntags wird Fleisch gegeben. Das Getränk ist Wasser. Wein hat man für ganz unnöthig gefunden; doch kann ihn Jeder für sein Geld haben. In großen, lustigen Sälen schlafen die Männer getrennt von den Frauen; in ihnen stehen 50 bis 60 Betten aus Eisen mit einem Strohsack, einer Matratze, zwei Leintüchern und zwei Decken. Niemand ist einen Augenblick gezwungen, im Hause zu bleiben; Jedem steht es vielmehr frei, es zu verlassen, wann er will; nur muß er dann die Kleider und die Wäsche des Hauses zurückgeben, wogegen er die seinigen empfängt. So viel von den Internen. Die Anstalt der Externen ist noch von größerem Nutzen; denn jeder Arme ohne Arbeit kann ins Asyl kommen, wo er in geheizten Sälen arbeitet, genährt und bezahlt wird und am Abend wieder in seine Behausung zurückkehren kann. Dadurch kann jeder Unbemittelte und Arme mit Frau und erwachsenen Kindern seinen Unterhalt finden, wenn er arbeiten will, und wird den Seinigen dabei nicht entzogen: eine überaus schätzbare Hülfe in einem Lande, wo Handel und Industrie so große Schwankungen und Veränderungen leiden. Das Pariser Asyl ist auf dreihundert Interne und das Doppelte Externe berechnet; im Nothfall können letztere auch noch in größerer Menge aufgenommen werden. Es ist nicht zu zweifeln, daß diese Anstalt ihren Zweck erfüllen wird, weil sie die Armen und Bettler auf anständige Weise klassifizirt, die verschiedenen Kategorien nicht mit einander vermischt, sondern sorgfältig scheidet. Die Kränklichen und Schwachen kommen in die Hospitäler, die hartnäckigen Bettler werden den Gerichten zur Bestrafung übergeben, gutdenkende Unglückliche aber werden auf die beste Weise unterstützt, sie lernen etwas, womit sie sich später fortbringen können, empfangen Nahrung, Wärmung und Kleidung und überdies noch ein kleines Stück Geld.

Unser neues Gefängniß in Perrache ist nun bald fertig. Die dafür ernannte Kommission hat eine kleine Denkschrift über die von ihr vorgenommenen Verbesserungen und über das, was in dieser Beziehung noch Gutes gewirkt werden könnte, herausgegeben. Sie ist voll richtiger Bemerkungen. Vorzüglich werden darin die Centralhäuser in und bei Paris und die Bagnos angegriffen. Die Kommission beweist, daß mit den Gefängnissen in den Departements eine sehr glückliche Veränderung vorgegangen ist, daß sich die Sterblichkeit darin erstaunlich vermindert hat, daß man da die Gefangenen in physischer und moralischer Beziehung mit Aufmerksamkeit behandelt und auf ihre Besserung bedacht ist. Hiernach ist die Kommission der Meinung, daß die korrektionell Verurtheilten in den Departementalgefängnissen bleiben sollten, weil man da mehr Acht auf sie gebe und weil sie fern von der scheußlichen moralischen Ansteckung seyen, die ihrer in den Centralgefängnissen und in den Bagnos wartet, wo sie gewöhnlich als Irrende hinein- und als vollendete Verbrecher herauskommen. Diese Maßregel wäre auch eine bedeutende Ersparniß für die Regierung; denn jeder Verurtheilte kostet sie in den Centralhäusern 40 bis 48 Centimen täglich, ungerechnet die allgemeinen Kosten der Gefängnißunterhaltung; in den Departements kommt er aber nur auf 36 C. Alles in Allem zu stehen. Aber auch die Departements würden dadurch gewinnen, denn je mehr Gefangene sind, um so wohlfeiler ist es, Einrichtungen und Werkstätten für sie anzulegen und Arbeitsmaterial anzuschaffen; überdies würden dann die Kosten für den Transport der Gefangenen in die Centralgefängnisse erspart. Gleiche Bemerkungen machte die Kommission hinsichtlich der korrektionell verurtheilten Frauen, die nach Embrun gebracht werden. Dort, wo fast gar keine Industrie herrscht, können die Gefangenen nur spinnen; anderwärts hingegen wäre es ihnen leicht, einträglichere Arbeiten zu unternehmen und sich dadurch für die Zeit ihrer Befreiung eine Hülfsquelle zu eröffnen, die sie wenigstens gegen die erste Noth schützt. In einer andern Denkschrift schlägt dieselbe Kommission vor, in Lyon ein Asyl für alle, nach dem Verlauf ihrer Strafe aus Gefängnissen oder Bagnen Entlassenen zu gründen. Dies ist ein Vorschlag von höchstem Interesse, dessen Ausführung beispielgebend auf ganz Frankreich wirken und einem großen Uebelstand im Lande abhelfen könnte. Uebrigens hat eine Anstalt dieser Art, welche Hr. Baboin de la Barollière nur für Frauen gegründet, schon so große Vortheile dargeboten, daß an deren Ausführbarkeit nicht im geringsten zu zweifeln wäre, brauchten wir nicht gegen 200.000 Fr. dazu. Wo aber diese bei der argen Verschuldung der Stadt hernehmen? Ja, hätten wir nicht mit 1½ Millien ein neues, überflüssiges Theater bauen müssen, so könnten wir wohl für einen edlen Zweck eine schöne Summe ausgeben. Privatzusammenschüsse dürften hier schwerlich ausreichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 158:

Tadel. Delta.

Charade.

Ein jeder Mensch dem, was er liebt,
Die erste und die zweite gibt.
Er folgt dem Drange der Natur;
Ein Kunststück ist das Ganze nur,
Wenn einer zierlich, tief gebückt,
Die zweite auf die erste drückt.
Ein jedes Wort klingt gut für sich,
Das Ganze Manchem widerlich.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 165.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Juli 1830.

Wie der köstlichste Wein von seinem Boden Geschmack nimmt,
Saft und Farbe, so sind wir die Gewächse der Zeit.

Herder.

Betrachtungen und Skizzen.

Ueber alte und neue Geschichtschreibung, große Männer und Vaterlandsliebe.

Es gibt eine Menge Leute, vorzüglich unter den Gelehrten, denen Nichts recht ist. Sie schütteln über Alles den Kopf, reden wegwerfend über alle neuern Erscheinungen und Bestrebungen, kurz, keiner kann den Alten, Griechen wie Römern, das Wasser reichen. Das soll nämlich ein Lobspruch der Alten seyn, und es ist diese sonderbare Art der Verehrung jezt fast Sitte geworden. Ob man bei solchen Sprüchen sich viel denkt, ist eine andere Frage, und man sollte meinen, das neunzehnte Jahrhundert nach Christus habe ganz andere Zwecke, Ansichten, Lebensbedingungen, Entwicklungs- und Bildungsstufen, Nothwendigkeiten, als das neunte oder irgend ein anderes Jahrhundert vor Christus. Die Neugriechen und Neurömer würden gewiß etwas recht Erbärmliches werden, wenn sie, falls es anders möglich wäre, Altgriechen und Altrömer werden wollten; denn der Mensch soll vorwärts, und Augen und Beine sehen nicht nach dem Rücken. Das eigene Maaß eigener Kräfte soll jeder in sich ausbilden und in That ausüben, wie mit dem eigenen Kopfe denken, und wenn er dieses von den Alten lernt, hat er, meines Erachtens, nicht den schlechtesten Theil erwählt. Die Leute aber bleiben dabei: keiner kann den Alten das Wasser reichen. Je nun, wenn es keiner kann, so können es auch, sollte man meinen, eben diese gelehrten Leute selber nicht. Was folgt daraus? daß wir etwas geistesunkräftiger sind, oder, rund heraus gesagt, ein wenig dummer als die Alten. Viel Ehre für sie, wie man meint. Aber ich meine, ein Spitzbube lobt schlecht die Ehrlichkeit, und wenn Dummköpfe, z. B. wir, die Weisheit, z. B. die Alten preisen, so möchten diese über das Lob eher roth werden als froh; denn es ist eine Entwürdigung, keine Würdigung dessen, was die Alten waren und warum sie es waren und nicht anders seyn konnten. Herder, Lessing und so viele andere schäzten und schätzen auch die Alten; aber wer wird verlangen, daß der schon im Evangelium verdorrte Feigenbaum jezt wieder Früchte tragen soll?

Es ist gewiß nie die Absicht eines Verständigen, die Alten herunterzusetzen; denn der redliche Forscher spricht selbst über die kleinsten Erscheinungen nie ab, sondern sucht lieber ihren lebendigen Zusammenhang auf; ist doch das Bächlein für seinen Landsaum, was der Strom für das Land, das Meer für die Erde, und Groß und Klein sind Worte und Maaße, aber keine Wesenheit. Aber wird zu Viel sagen und Nichts sagen für gleich gehalten, dann möchte wohl zu viel Lob auch gar kein Lob seyn. Dazu lobt kein Verständiger eine Zeit oder ein Volk auf Kosten der andern, am wenigsten aber der Gegenwart, denn die Lobredner thäten besser, in und für die Mitzeit zu arbeiten, als zum Preise der Vorzeit wohlfeile Worte auszukramen.

Unter vielen andern Vorurtheilen hört man nun auch nicht selten eine Menge Klagen über unsere jetzige Geschicht-

ſchreibung. Welch ein Jammer! tönt's von den gelehrten Schöppenſtühlen, die doch ſo leicht den Jammer enden, nämlich beſſere Geſchichten ſchreiben könnten; was für Männer ſind dagegen Herodotos, Thukydides, Xenophon, Salluſtius, Livius, Tacitus! Allerdings wackere Männer, aber auch die ausgezeichnetſten, denen vom Lügen-Kteſias bis auf die geiſteskranken und vermönchten Byzantiner keiner gleich kommt. Aber ich meine dennoch, ſtatt zu loben (denn den Tüchtigen loben ſeine Werke), thäte man beſſer, zu unterſuchen, worin und wie die Leute tüchtig waren, oder warum z. B. Herodotos, mit der perikleiſch-attiſchen Pflanzung nach Italien gewandert, ſo offenbar Parthei für die Athener nimmt; warum Thukydides in der Zeit des entfeſſelten Pöbels ſeine Tafeln mit edelm Unmuthe über den tollen Volkshaufen füllt; warum der vielgereiſete, lebenskluge und redliche Xenophon ſchlichter auftritt; wie die Zeiten und Naturen eines freiſinnigen, vom Brauſen zur Klarheit gekommenen Salluſtius, eines tiefſinnigen Tacitus und breit herausſtreichenden Livius verſchieden waren; wir lernten dann wenigſtens den Standpunkt kennen, von welchem, die innere Geiſteskraft abgerechnet, die alten Geſchichtſchreiber ausgingen, und hätten mehr Einſichten und weniger Worte. Aber iſt auch die Klage wahr, daß unſere Geſchichtforſchung hinter der der Alten zurückſtehen muß? Es wäre ſchlimm, und achtzehn Jahrhunderte in dieſer Hinſicht verloren, indem Nichtvorwärtsſchreiten Rückſchreiten iſt.

Unterſuchen wir die Klage, ſo wird es allgemein zugegeben, daß Griechenland und Rom ſowohl in der Kunſt- als Staatsentwicklung ſo vollendet daſtehen, weil ſie, ſo viel als dieſes beim Zuſammenleben der Menſchen wie der Völker geſchehen kann, ſich gegen Außen abſchloſſen und aus ihrer Eigenthümlichkeit alles Fremdartige auszuſcheiden ſich bemühten. Kurz, der Alte bildete und behauptete einen vollendeten Gegenſatz zwiſchen ſich und ſeiner Mitzeit; denn er wollte nur er ſelbſt ſein und ſich geachtet, d. h. geſchieden wiſſen von allem Fremdartigen, das ihm verächtlich ſchien und darum nicht einmal kennenswerth. So war der Hellene nur Hellene; alles Uebrige hieß ihm Fremdling (Barbar), der, höchſtens zur Knechtſchaft beſtimmt, keine Beachtung verdiente, ja in helleniſcher Meinung nicht einmal Menſchenrechte hatte; denn Menſch hieß und war ihm nur der Hellene. Von Bildung, Kunſt, Höherſtehen des Fremden kann nicht die Rede ſeyn: denn ſo wenig glaubte der Hellene daran, daß er ſich nicht einmal die Mühe nahm, um irgend ein fremdes, geiſtiges Gut, fremde Sprachen, Sitten und Kunſterzeugniſſe ſich zu kümmern, in ſofern ſie nicht zu ſeinem eigenen Leben einen Bezug hatten oder mit ihm verflochten waren. Dieſen Satz zu beweiſen, wäre überflüſſig, jede Zeile des Alterthums athmet dieſen Geiſt. Auch unterſuchen wir nicht, wie weit die Religion, gleich allen alten Religionen, ein örtlicher Volks- oft Stadt-Gottesdienſt, darauf Einfluß hatte. Genug, kein Hellene hat ſich je zu dem Begriffe der Menſchheit emporgeſchwungen; ſelbſt der menſchliche Sokrates und der göttliche Platon verſteigen ſich höchſtens zu einem allgemeinen Hellenenverbande; der erdichtete Staat mit ſeiner waltenden Gerechtigkeit iſt nur für Hellenen geſchaffen und duldet keinen Fremden außer den Knechten. Allerdings herrlich für ein Volk, in ſofern Vollendung nur in der Abſchließung möglich iſt, ob aber auch für die höhere Beſtimmung der Menſchheit, iſt eine andere Frage. Ja wir können ſagen: der Begriff Menſch, Menſchheit und Menſchenrecht fehlt dem Alten ganz, und nach ſeinen Begriffen konnte er nur Bürger, Bürgerthum und Bürgerrecht denken. Und kann Einer überhaupt anders denken als nach ſeinen Begriffen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Kriegeriſche Scenen.

(Beſchluß.)

„Die Baiern! uns den Weg verlegen!“ rief der alte Soldat erröthend; „ha, das wäre ein wenig zu ſtark! Indeſſen, ſeit wir den verdammten Prieſter haben, bin ich auf Alles gefaßt. Ihr lacht? hört mich an: es iſt ſchon gar lange her, der Kaiſer war juſt erſt Offizier, ich ſchon Kapitän, da zog ich mit meiner Kompagnie in Baſel in der Schweiz ein. Auf der Straße ſehe ich einen Pfarrer und ſtoße ihm ohne Weiteres meinen Säbel in den Leib. Er hatte mir nichts zu Leide gethan, kein Wort geſprochen; vielleicht war es Unrecht von mir; der Enthuſiasmus damals — ihr verſteht mich. Kurz, ich brachte ihn um; aber im Sterben warf der Unſelige mir einen Blick zu, der zu ſagen ſchien: Ich will mich rächen! Und wahrhaftig, überall iſt er mir erſchienen, und ſein Erſcheinen verkündete jedesmal Unglück: in Madrid vor dem Aufruhr am 2ten Mai; in Kowno, am Abend, wo der große Sturm war, und von Stunde an wußte ich — ich wollte es auch dem Kaiſer ſagen — daß der ruſſiſche Feldzug ein ſchlimmes Ende nehmen würde; bei Dresden endlich führt Ihr uns eine Abtheilung Rekruten zu, und auf wen fällt mein erſter Blick? auf den Menſchen da, den Dumanet.“ Ich ſah Roſſignol beſtürzt an; ich meinte, er ſey verrückt geworden. „Wie, Kommandant, Ihr glaubt —“ — „Ich glaube weder Gott noch Teufel, aber ich ſage es Euch zum voraus, wenn Ihr Luſt habt zu meiner Stelle, ſie wird bald vakant. Ich ſehe Frankreich nicht wieder; der ſchreckliche Prieſter leidet es nicht.“ — „Ihr habt ihn ja umgebracht und —“ „Er iſts, ſage ich Euch, oder ſein Sohn.“ Auf einmal läßt er ſeine Pfeife fallen und bleibt erſtarrt ſtehen. „Was iſt Euch, Kommandant?“ — „Seht hin! da iſt er!“

Und wahrhaftig, beim Scheine des vom Regen faſt erloſchenen Feuers ſehe ich Dumanet, ein blutiges Schnupftuch um den Kopf gewunden, ſich ſchüchtern nähern. Seit zehn Tagen ſuchte uns der arme Junge; er brachte wieder den verlornen Adler des Regiments und überreichte ihn Roſſignol beſcheiden, ohne ein Wort zu ſagen. Der Kommandant nahm ſich zuſammen und ſprach, ſo wenig aufgelegt er zum Spaſſen war: „Alſo Du bringſt uns den Regen mit, Herr Pfarrer? Du ſollteſt wenigſtens dieſes Waſſer in Wein verwandeln, wie bei der Hochzeit zu Kana.“ So ſehr des Ritters Roſſignol Erziehung in religiöſer Hinſicht verwahrloſt war, dieſes Wunder, das in den bacchantiſchen Liedern zu des Kaiſers Zeit ſo oft vorkam, kannte er doch. Stolz auf das Bonmot, das er von ſich gegeben, kehrte er ſich zu mir und ſagte: „Ihr ſeht, Vorurtheile habe ich nicht.“ Er nahm den Adler, küßte ihn und ſprach, ohne den, der ihn gerettet hatte, anzuſehen: „Es iſt gut, ſchlechter Prieſter; fort zu Deiner Kompagnie!“ Mit dieſem Kompliment zog Dumanet ab, und Tags darauf marſchirte er mit uns nach Hanau.

Schon drei Stunden hielt Roſſignol in der Hanauer Schlacht mit den Trümmern ſeines Regiments eine Batterie. Am Ende fielen die Kugeln, die uns früher über den Köpfen weggeflogen waren, vor uns nieder und ſchlugen in unſere Reihen. Dumanet ſchlug Kreuze, wie gewöhnlich, und der Kommandant murmelte in einem fort: „O über den Prieſter! er bringt uns alle die Kugeln über den Hals!“ Unſer kleiner Trupp hielt, den Säbel in der Scheide, lange im Kugelregen aus; aber endlich, als unſere Reihen zu ſehr gelichtet wurden, riß Unordnung ein; da ſprach Roſſignol und zwang ſich zu einem Scherze, um ſeinen Soldaten Muth zu machen: „Seht hin, Herr Pfarrer, parirt die Haubitze, die da herangeſprungen kommt. Raſch, ein Kreuz geſchlagen!“ Dumanet hatte nicht mehr Zeit dazu; bereits war er von der Haubitze getroffen. Sein Pferd ſcheute und bäumte ſich; doch der Seminariſt ſaß noch feſt und bei jedem Sprunge ſeines Pferdes flatterte ſein zerſchmetterter Arm, wie der Wimpel ſeiner Lanze. Ohne ein Wort der Klage wandte er ſich zu einer Ambulance, und Roſſignol, ich und gar viele folgten ihm bald dahin nach. Hier wirthſchaftete ein Apothekerjunge, der in den Chirurgenrock geſchlüpft war, um der Konſcription zu entgehen, unter einem Rudel von Verwundeten und ſchrie: „Ich kann nicht aller Welt die Beine abſchneiden.“ Neben ihm wartete Dumanet, auf einem zerbrochenen Wagen ſitzend, geduldig, bis die Reihe an ihn käme, da ſah er, wie der Kommandant halbtodt von zwei Lanziers herbeigeſchleppt wurde. Sogleich ſtand er auf, ihm Platz zu machen — dieß hieß die Höflichkeit weit treiben — und ſetzte ſich auf einen Rain am Waldſaume. Nachdem der Chirurg aus dem Stiegreif Roſſignols Wunde lange unterſucht, that er den Ausruf: „Ein Bein iſt hin!“ — „Angenehme Zeitung! Schnell, operire mich; ſiehſt Du, wie die Kugeln unſern Teufelspriester ſuchen? ſie nähmen mir auch das zweite Bein weg.“ In dieſem Augenblicke pfiff und rauſchte es um uns, und Dumanets blutendes Haupt lag zu unſern Füßen. „Seht ihr ihn?“ rief Roſſignol, „da iſt er ſchon wieder! immer iſt er da! fort mit ihm! Alſo ſterben ſoll ich, Ungeheuer!“ — Er bäumte ſich, als wollte er aufſtehen, und ſank mir in die Arme. „Ich thue Ihnen doch nicht wehe?“ ſprach der Operateur, dem dicker Schweiß über die Stirne rann — er operirte einen Leichnam. Als Oberoffizier machte man Roſſignol ein Grab unter einer großen, von den Kugeln zerriſſenen Eiche, und da Platz war, warf man Dumanet zu ihm hinein. „Wenn ſie lang genug bei einander ſind,“ meinten die Lanziers, „werden ſie vielleicht gute Freunde.“

Fünfzehn Jahre darauf reiste ich in Deutſchland und beſuchte ihr Grab. Ich erkannte die alte Eiche, die es beſchattete; auf dem ſchwarzen Stamm ſah man noch einen Adler, grob mit der Säbelſpitze eingeſchnitten. Bei dieſem Anblick konnte ich mich einer lebhaften Rührung nicht erwehren; unwillkührlich dachte ich an Frankreichs Geſchick vor und nach der Schlacht von Hanau, gedachte deſſen, der weit über dem Meere den Tyrannenübermuth mit langer Marter abgebüßt, gedachte eines andern Grabes, an dem keine Thräne geweint wird. Die Piſtole eines Deutſchen, dachte ich, hätte hier Napoleons Leben ein Ende machen können; da hätten doch wir ihn begraben, und ein Adler bezeichnete auch ſein Grab.

Vor Kurzem las man in engliſchen Zeitungen: „In Schottland iſt ein Schiff angekommen, das Menſchenknochen geladen hat; ſie ſind auf den Ebenen von Hanau und Leipzig ausgegraben worden. Man will Beinſchwarz daraus machen.“ Armer Roſſignol! er hat auf den Antillen und bei Moskau, unter den Mauern von Wien und von Madrid gefochten. Und wofür? was hat er in hundert Schlachten gewonnen? Nicht drei Fuß deutſcher Erde, nicht ein wenig Ruhm, denn wer außer mir weiß jezt vom Kapitän Roſſignol? Du ſtürmteſt die Baſtille, warſt bei Marengo und Auſterlitz, an der Moskwa und bei Bautzen, und jezt wichſt man mit Deinem verbrannten Gebein die Stiefeln eines Glasgower oder Edinburger Dandys! Warum biſt Du nicht mit den Bratenwendern gezogen!

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

London nach des Königs Tod.

Nach einem zehnwöchentlichen Krankenlager ſtarb endlich Georg IV. am 24. Juni, ohne Nachkommen, und ließ ſeinen Bruder als Wilhelm IV. Großbritannien und Hannover zurück. Wer das brittiſche Volk in ſeiner Eigenthümlichkeit kennen lernen will, ver-

säume ja nicht, es in Momenten zu sehen, wo es eine Familien-angelegenheit gilt, denn mit einem andern Namen lassen sich solche Ereignisse, wie sie hier aufgefaßt werden, nicht belegen. Schon die Art und Weise, wie die Bulletins über das Befinden des Königs in den beiden lezten Monaten dem Publikum mitgetheilt wurden, hatte etwas Eigenthümliches. Morgens in Windsor von den beiden Leibärzten ausgefertigt, trafen sie hier um Mittag in der Amtsstube des Kammerherrn-Departements ein. Täglich um 2 Uhr Nachmittags wurden dann die Thüren des St. Jamesschlosses dem Publikum ohne Ausnahme geöffnet. Im obern Geschosse standen an beiden Seiten Hellebardiere oder die königlichen Yeomen in ihrer altertümlichen Kleidung, während andere Hofdiener Abschriften der Bulletins in der Hand hielten und sie jedem Vorbeigehenden vorzeigten. In einem der Schloßsäle versahen zwei königliche Kammerherrn den Dienst, und hier ließen der Adel und andere Hoffähige ihre Namen zurück. Nach St. James gehen und sich nach des Königs Gesundheit erkundigen, wurde zulezt ein wahres Volksfest, und besonders war der Sonntag ein Tag der Last und Arbeit für die armen königlichen Lakayen, deren Aufgabe es war, Ordnung zu halten unter den Tausenden, die dahin strömten, sowohl des Königs Befinden zu erfahren, als einen Flügel des Schlosses in Augenschein zu nehmen, und hierauf die neuen geschmackvollen Anlagen des erst im vorigen Jahre eröffneten St. Jamespark zu besuchen. Es kann nicht geläugnet werden, daß die Theilnahme an dem Befinden des Königs allgemein war; in den zahllosen Privatvereinen und Clubbs, deren Zimmer den Mitgliedern täglich geöffnet sind, sah man die erschienenen Bulletins an den Spiegel geheftet, und jedes Gespräch zwischen Damen wie zwischen Herrn wurde immer mit den Worten eröffnet: „How is the king?“ Sogar das beliebte Wetterthema, das so vielen Stoff zu einer interessanten Unterhaltung gibt, mußte in den Hintergrund zurückweichen und spielte nur eine untergeordnete Rolle. Doch nahm man während dieses ganzen Zeitraums keine Veränderung in dem äußern Ansehen der Stadt wahr, außer in der Nähe des St. Jamespallastes in den erwähnten Nachmittagsstunden. Endlich lief am 21. Vormittags die Nachricht ein, der König sey gestorben, und in einer halben Stunde darauf war schon ganz London auf den Beinen. Das Wetter begünstigte diese plözliche Regung, da der König gerade am ersten warmen, trockenen Tage den Geist aufgab, und von einem Ende dieser ungeheuren Stadt bis zum andern waren die Straßen mit Equipagen und Fußgängern angefüllt. Die besten Telegraphen sind bei solchen Gelegenheiten die halbgeschlossenen Fenster der Kaufläden. Die Etiquette verlangt nämlich diesen Beweis der Achtung bei dem Ableben des Fürsten oder der nächsten Mitglieder der königlichen Familie, und ein Nachbar macht es sogleich dem andern nach; ein Cobbet oder Carlisle zeigen sich hierin eben so loyal, wie der Courier und die Morning-Post mit ihren schwarzen Rändern. Auch in den Häusern Aller, die durch Geburt, Amt oder Würde mit dem Hofe und der Staatsverwaltung im engern Verbande stehen, und überhaupt in den Wohnungen Aller, die einmal zum haut ton gehören wollen, sah man die Fensterladen zugezogen. Eigentlich ist dies Alles nur Modesache; Fashion, die Herrscherin der brittischen Sitten, will es einmal so. Fragen Sie mich aber, ob das Gefühl Theil an diesen und ähnlichen Trauerbezeugungen habe, so darf dieses zuverlässig mit „Nein“ beantwortet werden. Die Aeußerungen einzelner öffentlichen Blätter, besonders des sykophantischen Couriers, dürfen Sie nicht irre führen. Georg der Vierte genoß eben nicht sehr der Liebe seiner brittischen Unterthanen; ich hörte nie ein vom Herzen kommendes Lob über ihn aussprechen. Als Regent über ein konstitutionelles Land besaß er aber eine große Tugend, nämlich die, daß er seinen verantwortlichen Ministern mehr Weisheit als sich selbst zutraute, und eben so friedfertig in ihre Ansichten einging, als er im Privatleben sich eigensinnig zeigte. Nur die Marquisin von Cunningham hatte in der lezten Zeit noch einige Gewalt über seinen unbeugsamen Willen, und so sehr auch diese Frau verachtet wird, so ist doch nicht zu läugnen, daß der Einfluß, den sie auf den König hatte, bisweilen wohlthätig war. Als z. B. im vorigen Jahre der gegenwärtige König mit seiner Gemahlin sich nach Windsor begab, ihm einen Besuch abzustatten, wollte er sie ohne irgend einen Grund durchaus nicht vorlassen, und bestand darauf, allein bleiben zu wollen. Der arme Marquis war schon in der peinlichsten Verlegenheit, auf welche Weise er den königlichen Willen dem Herzoge und der Herzogin kund geben sollte, und klagte der Marquisin seine Noth. Diese begab sich sogleich zum Könige, stellte ihm das Unschickliche eines solchen Betragens vor, und ihr Einfluß verschaffte dem fürstlichen Paare den gewünschten Zutritt. R—s.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Flußbau. Neues hydraulisches System.

Es steht uns jezt, neben einem neuen Palais de justice, das gegen fünf Millionen kosten dürfte, ein großer, unumgänglich nöthiger Flußbau bevor, der nach dem Anschlag nicht weniger denn 1½ Million Franken kosten wird. Schon lange wünschten die Anwohner der Rhone, die Einwohner der Guillotière und Lyons, daß der Fluß eingedämmt und durch Flußbaue gesichert werden möchte. Ihr Verlangen ist nur zu gut gegründet, denn die Rhone überschwemmt immer bei hohem Wasserstand die große Ebene an ihrem linken Ufer zwischen Jonage und Lyon. Außerdem droht sie vom Dorf Vaux an auf mehreren Punkten, sich ein neues Bett zu graben. Dadurch litte der beste Theil der Ebene, die Vorstadt Guillotière und Lyon selbst einen unersezlichen Schaden, denn der Strom würde die mit großen Kosten erbauten Kais, Hafen u. s. w. verlassen und unnüz machen, auf dem linken Ufer aber für mehr denn fünfzig Millionen Gründe und Häuser, unter andern sämmtliche Hospitäler von Lyon vernichten. Schon seit 1826 wurden deßhalb von den Behörden Schritte gethan, die erst jezt zu einem förmlichen Beschluß und Operationsplan geführt haben. Bei der deßhalb angestellten Untersuchung an Ort und Stelle fand sich, daß die Rhone seit einem Jahr sehr drohende Fortschritte gemacht hatte, um sich ein neues Bett zu bilden, und daß es die höchste Zeit ist, ihr kräftigen Einhalt zu thun.

Der kräftige, kühne Strom ist aber auch ein nüzlicher, dienstfertiger Nachbar, wenn man ihn recht zu behandeln weiß. Dies hat neuerdings der geschickte Ingenieur Aimé Bourbon recht bewiesen, denn er hat ein neues hydraulisches System erfunden, durch das die bisher so beschwerliche Schiffahrt stromaufwärts nun durch des Stromes eigene Kraft sehr leicht gemacht wird. Mehrere glückliche Versuche sind schon damit gemacht worden. Dem lezten wohnte ich selbst bei; der Strom war sehr unruhig und warf bei dem heftigen Wind hohe Wellen. Vier Kähne, die mit 42 starken Pferden beladen waren, konnten nicht gegen den Strom fahren und mußten einen Tag lang auf dem linken Rhoneufer liegen bleiben, um die Beruhigung des Stroms abzuwarten. Boursons Bugsiermaschine zog dagegen zwei sehr beladene Kähne fast halb so geschwind (0. 45) gegen den Strom an, als sein Lauf ist. Bei günstigerem Wetter ging es vor einigen Tagen noch schneller. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 166.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. Juli 1830.

Mei Vett hat ke' G'stell,
Mei G'stell hat ke' Vett.
Doch wüßt ich nit einen,
Der's lustiger hett.

Goethe.

Die Gaunerkilbe (Kirchmesse) in Gersau, Kanton Schwyz.

In Gersau herrscht eine sonderbare Sitte, von deren Ursprung auch die ältesten Leute nichts zu erzählen wissen.

Am Samstag, Sonntag und Montag nach der dortigen Kirchweihe dürfen die Gauner (in Gersau Feker genannt) von der Polizei nicht weggewiesen werden; sie halten dann ihren Landtag, der sehr zahlreich besucht wird. Während diesen drei Tagen führen sich diese Leute untadelhaft auf; Streit, Zänkereien, Diebstähle, sind etwas Unerhörtes, und wenige Vereine dürfen sich rühmen, mehr Anstand, man möchte sagen mehr Würde zu beobachten. Auch in diesem Jahre erschienen die Mitglieder dieser Gesellschaft sehr zahlreich; man schäzte sie auf mehr als 200 Männer und Weiber, ohne die Kinder mitzurechnen. Schon am Freitag Abends fanden sich die Fouriere oder Quartiermeister ein, und am Samstag strömte von allen Seiten, über Berg und Thal und See dieß lustige Völklein, mit Geräthschaften aller Art und Kindern beladen, herbei und nahm Besitz von den Gaden (kleinen Hütten), Ställen und Scheunen, in welchen wahrscheinlich schon ihre Urgroßväter ihr Absteigquartier genommen hatten. Sogleich werden Küchen im Freien an Hecken, Fußwegen und Bächen aufgerichtet, Töpfe über das Feuer und die Kaffeemühlen in Bewegung gesezt. Gruppen eines Callots würdig! ein Disteli oder Heß hätten sich da in kurzer Zeit eine hübsche Mappe mit Skizzen füllen, und Vogel ein Gegenstück zu seiner Kirchweihe entwerfen können. Mir fiel besonders eine recht malerische Familiengruppe auf: ein schöner kräftiger, junger Mann saß auf einem Stein, den Kopf auf die Hand gestüzt, und sah einem halben Dutzend halbnackter Kinder zu, die im Grase spielten; ein bildschönes, wohlgewachsenes Mädchen von zwanzig Jahren gab einem Kinde zu essen, während eine alte Hexe mit einem wahren Sibyllengesicht, die Kaffeemühle drehend, mit dem Mädchen keifte. Das Treiben der jungen Brut mochte ihr mißfallen.

Glückliches Gesindel! dachte ich; ein Augenblick Ruhe, und du vergissest alle Mühseligkeiten, vergissest, daß Landjäger und Bettelvögte auf dich lauern, wie die Katze auf die Mäuse; vergissest Gefängniß und Prügel, die deiner warten, und das traurige Ende, welchem nur wenige entgehen! Ich redete die Alte an und bedauerte, sie in ihrem vorgerückten Alter so vielen Mühseligkeiten preisgegeben zu sehen. Sie gestand mir aufrichtig, daß sie ihr Schicksal mit keinem andern vertauschen möchte; sie sey der freien Luft und des herumziehenden Lebens gewohnt, nur werden die Zeiten immer schlechter, man pfusche ihnen in das Handwerk und wolle keine kleinen Diebe mehr dulden; die Wohlthätigkeit nehme täglich ab. „Ich habe es ihnen (den Gaunern) oft vorhergesagt," sezte sie hinzu, „wenn sie aus Muthwillen beim Küchlen (Kuchenbacken) die Erlen- und Haselstauden in die Pfanne tauchten und dann ausriefen: seht, die Küchli wachsen an den

Hecken! es werde eine Zeit kommen, wo sie froh an der vergeudeten Gottesgabe wären.“

Am Sonntage nach dem Gottesdienste versammelten sie sich nach alter Sitte, der Landjäger an ihrer Spitze, und zogen von Haus zu Haus, eine Kirchweihgabe zu erbetteln. Die jungen Männer und die Mädchen schlossen sich dem Zuge nicht an, nur Greise, Weiber und Kinder, die Mitleiden erregen konnten, bildeten diese Proviantkolonne. Unter ihnen bemerkte ich ein recht artiges Weibchen, mit einem hübschen Gaunerchen auf dem Rücken, der diese Lebensweise nicht recht zu behagen schien; wenn man ihr eine Gabe zukommen ließ, erröthete sie jedesmal. Ich glaubte, sie sey etwa eine zugelaufene Verunglückte, und eigentlich kein Mitglied des Vereines; aber man versicherte mich, sie sey unter den Gaunern aufgewachsen.

Nach beendigtem Umzug kehrten sie wieder in ihre Schlupfwinkel zurück; nun fing das Sieden und Braten an, und in den Scheunen wurde munter getanzt. Die ältern Männer zogen sich in einen Gaden zurück, um über die Angelegenheiten der wandernden Republik sich zu berathschlagen. Ob etwas abgeschlossen wurde, konnte ich nicht erfahren, denn sie haben den Grundsatz der Oeffentlichkeit noch nicht angenommen; er behagt verworfenen Menschen nicht, sie mögen herumziehen oder festsitzen. Am Montage hielten die Aristokraten unter ihnen, die sich vielleicht der „Stern der Gauner“ nennen, einen großen Ball in einem Privathause.

Niemand würde die Leute für Gaunergesindel angesehen haben, denn sie waren reinlich und recht hübsch gekleidet, tanzten mit Anstand, und die Tafel war recht gut besezt.

Ein früherer Augenzeuge einer solchen Gaunerkilbe in Gersau erinnert sich, daß in dem Wirthshause, wo viele derselben tanzten, am Abend, als die Betglocke geläutet wurde, Alle niederknieten und der Wirth laut den Engelsgruß vorbetete, während sich alle andern ganz still hielten, was sehr rührend zu sehen war, worauf dann wieder lustig darauf los getanzt wurde.

Am Dienstag Morgens sechs Uhr zogen die meisten wieder ab, der Nachtrab segelte Abends neun Uhr aus dem friedlichen Hafen von Gersau, wo sie auch nicht den kleinsten Grund zur Beschwerde zurück ließen. Und wer von ihnen unter der Zeit nicht etwa ins Gefängniß oder ins Zuchthaus wandern muß, hofft, will's Gott, über's Jahr wieder nach dieser Freistätte zu kommen.

Betrachtungen und Skizzen.

Ueber alte und neue Geschichtschreibung, große Männer und Vaterlandsliebe.

(Fortsezung.)

War der Römer vielleicht anders als der Hellene? Nein; dieselbe Abschließung, derselbe Begriff vom Fremden. Rom ist die Welt, und der Bürger der einen Stadt Bürger und Herr der Welt, nicht aber umgekehrt. Außerhalb der Mauern gab es zwar sogenannte Freunde, aber keine Gleichberechtigten, und wie mit ihnen verfahren ward, davon sind die Bücher voll. Zwar sollte man erwarten, das Volk, dem die Menschheit zinsbar ward, hätte zuerst den Begriff von Menschenwürde und Recht in sich entwickeln müssen, und wirklich finden sich einige Weise, die es aussprachen: „Nichts Menschliches ist mir fremd;“ allein erst in der Zeit der allgemeinen Dienstbarkeit, als Rom nicht mehr Rom, nämlich ein freies war, fanden im Gefühle des allgemeinen Joches solche Gedanken Raum, aber wenig Nachahmung und Beachtung. Je weiter aber Rom herrschte, um so verderblicher war der Begriff vom damaligen Menschen oder dem römischen Bürger, und wirkte schlimmer als in Hellas. Bei den Hellenen standen Sparta, Athen, Syrakus, Argos, Theben und so viele andere Städte und Staaten einander selbstständig gegenüber; jeder hielt zügelnd und gezügelt den andern im Gleichgewicht; gegenseitige Furcht und Eifersucht zwangen oft zum Maaßhalten und zu gegenseitiger Achtung; nachdem aber Rom nach der Zerstörung Karthagos seine Gegenkraft verloren, verschlang es ungehemmt alles um und neben sich, trat in seinem Uebermuthe, der bei den Hellenen sich nicht so riesenhaft ausbilden konnte, Völker und Völkerrechte in den Staub, und vernichtete jede Selbstständigkeit, endlich seine eigene.

Allein was geht dieses die Geschichtschreibung an? Wir werden es bald sehen. Der Hellene ist nur Hellene, der Römer nur Römer; beide sind unfähig, sich in andere Lagen, Völker, Sitten und Rechte zu versetzen; ja fremde, ganz abweichende religiöse Meinungen, Namen der Gottheiten u. s. w. (und wie tief wirkt gerade solcherlei auf den Unterschied der Völker!) werden von ihnen in ihre Begriffe umgedeutet und übersezt, als ob jedes Volk selbst in seinem Heiligsten sich nach ihren Begriffen bequemen und denken müsse oder auch könne. Kurz, der beste Alte war der beste Bürger seines Staates, aber eben darum auch, wenn auch nicht der größte Feind, doch der schlechteste Bürger jedes andern Staates. Wie der Mensch, so der Künstler, Dichter, Redner, so und nicht anders auch der Geschichtschreiber. Die trefflichsten hellenischen wie römischen Forscher sind nur Hellenen und Römer, und in ihres Volkes Würdigung nur trefflich. Treten sie aus dem Kreise der Häuslichkeit, um mich so auszudrücken, heraus, sollen fremde Völker nach ihrem Werthe geschäzt, in ihrer Eigenthümlichkeit erkannt werden, wie ganz anders gestaltet sich das Bild: selten klar und umfassend, gewöhnlich flach wie von Hörensagen und allgemein, meist verschroben und in schiefes Licht gestellt durch die Uebersetzung fremder Begriffe und Namen in ihre eigenen. So vielfach beschäftigt sich Herodotos mit den Persern, ja der Inhalt

seiner neun Musen ist nur der Perserkampf; aber würde sich einer getrauen, auch nur ein mittelmäßiges Bild von dem Perservolke nach diesem Schriftsteller zu entwerfen? Das ganze zweite Buch handelt von Egypten; aber gibt es uns, nebst Diodoros und Andern, etwas mehr als umgedeutete Namen und Mähren, wo nicht Mährchen, die von den Alten eben so wenig als von uns verstanden werden, wenn man nämlich sich nicht mit den Worten begnügt, sondern sie verstehen will? Von Megasthenes und Ptolemäos, Aristobulos, Nearchos bis auf Arrianos gab es eine Fluth von Schriftstellern, die über Indien geschrieben. Wissen wir etwas mehr davon, als die Namen Brachmanen, Indus, Hydaspes und einige gar zu abentheuerliche Mährchen? Doch warum in das ferne Indien ziehen? Thukydides und Xenophon waren Thrake so nahe, Ersterer sogar dort begütert; Thrake und die Länder um die Dardanellen sind der Mittelpunkt des hellenischen Handels, ja nach dem Perserkriege Athens Lebens- wie Todesquelle. Kennen wir die thrakischen Völkerschaften, so daß wir ein lebendiges Bild ihres Wirkens und Staatenbundes entwerfen könnten? Lernen wir vielleicht aus Livius etwas mehr als Oberflächliches über das merkwürdigste Volk Italiens, die Etrusker? oder auch über Großgriechenland und das alte italienische, jezt lombardische Gallien? Gewiß sind dem Forscher Cäsar, Tacitus, Ammianus Marcellinus und wer sonst ehrenwerthe Ueberreste, ja wir preisen in unserer Armuth uns glücklich, sie aus dem Sturme der Zeiten zum Ersatz besserer Quellen gerettet zu sehen. Allein lernen wir über Gallien, Britannien und Germanien, ihre Verfassung, Lebens- und Religionsweise etwas Wesentliches? Allerdings, wenn man sich mit den Namen Teutates, Merkurius, Herkules, hercynische Wälder u. s. w. zufrieden stellen läßt. Allein genug der scheinbaren Klagen. Der alte Hellene schrieb für Hellenen, der Römer für Römer und nicht für unsere Jahrhunderte. Was wir vermissen, war ihm gleichgültig, was wir finden möchten, durfte er übersehen. Nur seinem Volke wollte er verständlich werden, nur in Bezug auf sein Vaterland beachtete er das Fremde, kurz, er wollte nicht schreiben, was uns am lehrreichsten, seiner Zeit aber nutzlos schien. „Die Deutschen verehren einen Merkurius, sagt Tacitus, die Egypter eine Artemis, einen Herakles und Dionysos.“ Hellenen und Römer verstanden, was beide wollten; daß wir es aber nicht verstehen, daran konnten natürlich die guten Alten nicht denken. Ihnen genügten solche Berichte über die Fremde, und tiefer einzugehen, verschmähten sie sogar gewöhnlich die Mittel, unter denen die Kenntniß der Fremdsprachen gewiß obenan steht. Wie tüchtige Hausväter, bekümmerten sie sich nur um ihr eigenes Gehöfte, und um Fremdes nur so viel, als die Wirthschaft und Nachbarschaft nothwendig erheischten. Kann nun uns Neuere diese Einseitigkeit und Eigensucht nicht ansprechen, so müssen wir bedenken, daß sie nothwendig in ihren Ansichten, ihrem Leben, ihrer Verfassung und Religion begründet lag, und daß kein Verständiger das Unmögliche wollen kann. Ist aber alle Größe, so zu sagen, einseitig (denn Vielseitigkeit zersplittert sich, und zwar um so mehr, je größer die Kraft), so erndten wir von dieser Einseitigkeit eine andere Frucht, nämlich daß wir um so klarer in das Leben und Treiben der Alten selbst schauen, je mehr sie dieses in sich abgeschlossen und Alles auf dieses bezogen haben. Ja darin liegt die Möglichkeit, daß einige alten Geschichtforscher so vollendet darstellen konnten, wie sie gethan. Sie nur waren sich selber Zweck, und der damalige Standpunkt der Welt ließ einen solchen Zweck zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Strasburg, Juli.

Das Strasburger Musikfest.

Ein schon lange gehegter, mehrmals vergebens ausgesprochener Wunsch ist endlich in Erfüllung gegangen. Das erste Musikfest, von elsäßischen Musikliebhabern gebildet, hatte in Strasburg am 12. und 13. April dieses Jahres statt, und da das Interesse desselben nicht an den Augenblick gebunden ist, so berichte ich darüber, obgleich wir bereits den 5. Juli schreiben. Ein über alle Erwartung großes Gelingen krönte das Fest. Kunst, vaterländischer Sinn und Herzlichkeit feierten einen gleich hohen Triumph. Wer je mit der Organisation eines Musikfestes vertraut gewesen ist, kennt die unzähligen Schwierigkeiten, welche von einem solchen Unternehmen unzertrennlich sind; um wie viel größer mußten aber diese vollends hier seyn, wo eine getheilte Sprache fast zwei Nationen bildet und ein deutsch fühlendes und ein französisch-denkendes Publikum in seinen Ansichten sich häufig widerstrebt. Wie Vieles mußte da geebnet werden, um ein gemeinschaftliches Wirken zu erzwecken! wie viel größer mußten ferner noch die Schwierigkeiten seyn, wenn man bedenkt, daß seit vielen Jahren die Musik hier eher rückwärts, als vorwärts schritt, daß bei dem immer größern Verfall des Theaterorchesters, bei der gänzlichen Auflösung des Liebhaberkonzertes die Kunst ihrem Verderben entgegensah und die Symptome ihres Untergangs sich vervielfältigten! Und in solch einem Augenblicke wurde ein Musikfest unternommen und gelang!

Allein gerade in Besiegung aller dieser Schwierigkeiten zeigte die Kunst ihre göttlichen Rechte und lieferte einen von den vielen Beweisen, wie das wahrhaft Schöne, Große und Gute in jedem Fache und auf jedem Boden immer mehr Wurzel fassen und die Menschheit ihrer geistigen Entwickelung näher bringen wird. Wenn es im Leben des einzelnen Menschen Momente gibt, wo sein innerer Charakter lebhafter und bestimmter sich ausdrückt, so gibt es auch in der Geschichte eines ganzen Landes solche Momente, wo sein wahrer Charakter unverkennbar sich zeigt. Wie sehr ist nicht unser Elsaß 1815 wegen seines ihm so übel angerechneten Napoleonismus im Auslande verschrieen worden, während der billiger Denkende doch leicht die Ursachen hätte finden und entschuldigen können.

welche jene Geistesstimmung damals nothwendig herbeiführten. Wenn auch die Elsäßer mit Leib und Seele Franzosen in politischer Hinsicht sind, so sind sie in ihrer Denkart und Handlungsweise beständig Deutsche geblieben und werden es immer bleiben, so lange die politische Außenwelt nicht selbst ihre ganze Lage ändern wird. Wie oft gaben nicht die Elsässer durch so Manches die überzeugendsten Beweise, daß sie ihren Nationalcharakter noch nicht verläugnet haben? Denn einzelne Entartungen dürfen nie einem ganzen Lande angerechnet werden, und wo gibt es deren nicht? Nur darf hier nie vergessen werden, in welchen Klassen sich der Charakter eines Landes am kräftigsten ausspricht. Es ist unverkennbar, daß der herrschende Geist einer Nation am bestimmtesten in den Mittelklassen sich äußert; von da geht alles Wirken aus, und die obern und untern Klassen werden immer mehr dem Einflusse dieses Standes unterworfen werden. Wie trefflich hat sich nicht in so manchen Augenblicken der Noth unsere hiesige Mittelklasse gezeigt? Alles, was mit der Philantropie in Verbindung steht, erhält hauptsächlich durch sie Leben und Nahrung, und wie trefflich zeigte sie sich nicht auch bei diesem Musikfeste? Dem ruhigen Beobachter waren sie allerdings sehr merkwürdig die Zeichen der Zeit, welche auch hier sich äußerten. Hier, so wie überall, fühlen die Menschen immer mehr das Bedürfniß, sich zu nähern, sich einander mitzutheilen. Der Geist der Associationen hat auch hier bereits Wurzel gefaßt und wird immer kräftiger werden. Eines der dringendsten Bedürfnisse, besonders im jetzigen Zustande der Gesellschaft, ist unstreitig die Kunst. Es gilt hier nicht mehr, dieselbe blos als Unterhaltungsmittel zu betrachten; eine solche Ansicht ist schon längst von allen nur einigermaßen Gebildeten aufgegeben worden. Nein, sie steht in der innigsten Verbindung mit der Geisteserhebung, darum sind auch ihre Resultate so ergreifend, so auffallend, wenn es gilt, wahre Kunst zu verbreiten. Eine zweite Bemerkung war diese: daß jedes neue Unternehmen nur ausführbar wird, wenn es sich an irgend eine Grundidee reiht. Es wäre unmöglich gewesen, mit den vorhandenen Bestandtheilen und unter den gegebenen Umständen ein Musikfest zu organisiren, wenn nicht eine solche Idee, als ächt patriotisch, sich blitzesschnell allen Köpfen mitgetheilt und die Hindernisse bald besiegt hätte, welche ihr im Wege lagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnen. Der Dauphin in Lyon.

Unsere Eisenbahn nach St. Etienne ist nun bald im Gang; sie geht von der Nordseite des Plages Charles X. aus und alle benachbarten Fabrikbesitzer oder Landwirthe können sie benutzen, indem sie Wege dahin führen. Unser Departement und die benachbarten haben in Frankreich den ersten Versuch mit diesen Bahnen gemacht. Nach unserer individuellen Erfahrung ist manches bestätigt, was man früher in England und in Frankreich über dieselben gesagt hat, viele Hoffnungen sind aber auch gemäßigt und beschränkt. Der Vortheil dieser Bahnen zeigt sich vorzüglich bei der Fortschaffung der Güter, welche dadurch unendlich viel leichter wird, denn bei gleicher Last verhält sich die Masse des Transports mit Einem Pferd — gleichviel mit welcher Schnelligkeit — wie 7½ zu 1. Ein Pferd kann auf einem Kanal dreimal, ja selbst viermal mehr ziehen, als es auf der Eisenbahn fortbringt, vorausgesetzt, daß es nur ½ Lieue weit in einer Stunde zu ziehen braucht, denn geht es schneller, so wächst der Widerstand des Wassers, so daß bei ¼ Lieue auf eine Stunde das Pferd auf dem Kanal schon eben so viel zu ziehen hat, wie auf der Eisenbahn, und daß es bei noch zunehmender Schnelligkeit auf letzterer sogar mehr fortbringen kann, als auf dem Kanal. Die Eisenbahnen haben also den Vorzug vor den Kanälen überall, wo der Handel schnellen und wohlfeilen Waarentransport verlangt; sie sind aber theurer, weil ihre Unterhaltung mit den Fortschaffungsmitteln mehr kostet, als bei Kanälen. Diese können auch in trockenen, wasserarmen Gegenden, oder in solchen vorzuziehen seyn, wo Fabriken, Mühlen, Hochöfen oder Festungen Wasser bedürfen, oder wo sumpfige Gegenden trocken gelegt werden müssen. Hingegen können sie in manchen Gegenden gar nicht gegraben werden. Viele haben sich bei uns eingebildet, mit Dampfwagen, die auf Eisenbahnen gehen, werde man auch bei uns in Einer Stunde 12 bis 14 Lieues zurücklegen; demnach werde man damit in Einer Stunde nach St. Etienne fahren oder vielleicht gar in der Folge des Morgens von Lyon abreisen, um in Paris zu schlafen. Daran haben aber Verständige gar nicht gedacht. Eine solche reissende Schnelligkeit würde bald den Wagen verderben, die Eisenschienen zerstören und eine außerordentliche Menge Brennmaterial erfordern. Unsere Dampfwagen werden nur drei bis vier Lieues in der Stunde zurücklegen, was immer allen Ehren werth ist und allen den vielen Diligencen-Unternehmern, die jetzt wie Pilze aufwachsen und über einander her sind, den Muth nehmen wird, mit Pferden auf der gewöhnlichen Straße ein Gleiches zu leisten.

Die Anwesenheit des Dauphins auf seiner Hin- und Rückreise von Toulon hat hier wenig Eindruck gemacht, so viel auch darüber von einer Parthei posaunt worden ist. Man hätte sich herzlicher gefreut, ihn zu sehen, wenn er nicht von einer Menge Menschen umgeben wäre, die allen Gutdenkenden, die es mit Land und Volk wohl meinen, zuwider sind. An dem gewöhnlichen Wesen, festlichen Einholungen, Paraden, Kanonenschüssen, Musik, Beleuchtung, Bällen und schwülstigen Anreden fehlte es freilich nicht, zumal die dunkle Parthei seine Ankunft wie eine Ovation ansah. Wie ganz anders war es voriges Jahr, als Lafayette hier war! Da feierte das ganze Volk ein herzliches Fest, jetzt hingegen wurde nur ein befohlener Aktus celebrirt. Das hat sich der Fürst freilich nicht einfallen lassen, und seine Umgebungen werden sich gehütet haben, ihn darauf aufmerksam zu machen. Er wohnte in der Präfektur, wo er eben auch keine reine Luft eingeathmet hat. Unsere Akademie ist ihrer Mehrheit nach sehr liberal gesinnt, das hat sie vor einigen Jahren durch ihre Opposition gegen das berüchtigte Peyronnetsche Justice- und Amourgesetz bewiesen. Solche Stimmung hätte aber zu einer Harangue an den Dauphin in den jetzigen Umständen schlecht gepaßt, und doch wollte ihr Präsident La Prade eine solche halten. Daher hielt er einen Vortrag, den er der Akademie nicht vorher mitgetheilt und dazu ihre Zustimmung erhalten hatte, und über den die mehrsten Akademiker am folgenden Tag, als er gedruckt erschien, nicht wenig erstaunt waren. Abends war glänzende Soirée in der Präfektur, wo man dem künftigen König alle gebührende Hochachtung erwies, den Marineminister aber, der bei ihm war, überall allein stehen ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 167.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Juli 1830.

Was? müssen wir ins kalte Bad?

Shakespeare.

Die Linientaufe.

Eine Schiffsscene.

Eben ging die Sonne auf, und die Verdecke waren kaum gewaschen, als auch schon die übrigen Matrosen Vorbereitungen zu einer wichtigen Festlichkeit trafen; denn sie hatten Tags zuvor den Offizier von der Vormittagswache dem Kapitän die Breite zu zwanzig Minuten Nord berichten hören, und wußten, daß heute Neptun seine Aufwartung machen werde. Das kleine Boot wurde aus den Haken gehoben und auf den Gang gestellt, alle Pumpen im Schiff in Bewegung gesezt, die Speigate verstopft, daß das Wasser nicht wieder ablaufen konnte, so daß in kurzer Zeit das ganze Verdeck unter Wasser stand. Das Boot selbst war bis zum Dolbord voll, und ganz zum Gebrauch als Badwanne eingerichtet, in ihm aber eine buntfarbige Stange aufgesteckt, mit einer Aufschrift, welche auswies, daß dieß Neptuns bequeme Barbierstube sey. Alles war voll Geschäftigkeit und Leben; die Zimmerleute verwandelten ein altes Kanonengestell in einen Triumphwagen, der Stückmeister bereitete Fahnen zu seiner Verzierung, sein Gehülfe war beschäftigt, die Matrosen, welche als Wallrosse auftreten sollten, anzustreichen; der Wagenlenker aber legte die Livree Neptuns an. Endlich war Alles zur Aufnahme des Königs der See bereit.

„Hallo!“ rief die Wache. „Ein fremdes Segel, Sir, gerade vor uns!“ — „Gut, Junge, kannst Du sehen, was es ist?“ — „Es sieht aus wie ein Boot, Sir!“ Unter der anscheinend lustigen Gruppe auf dem Spiegel erbleichte jezt manches Gesicht, und strafte das laute Gelächter manches Zuschauers Lügen. Der Kapitän erschien auf dem Verdeck, um den nahenden Fremden zu rekognosziren. „Hoho! das Schiff ist da!“ rief eine laute Stimme von vorne.

Ein Horn erklang, und über dem Bug erschien König Neptun sammt Gefolge. Er war in Schaaffelle gekleidet, trug einen hänfenen Bart, der bis auf die Mitte des Leibes herabhing, und hatte einen Dreizack in der Hand, an dessen Gabel ein Fisch stack. Die Prozession sezte sich in Bewegung. Voraus zog die Schiffsmusik, in festlicher, phantastischer Kleidung, und spielte Rule Britannia! aus Leibeskräften; nächst ihr folgte der Triumphwagen, mit verschiedenen Flaggen verziert; auf ihm saßen Neptun, Amphitrite und Triton, hinter ihnen kam ihr Gefolge, bestehend in dem Barbier, dem Doktor, dem Schreiber und einem Dutzend buntgekleideter Halbgötter, welche als Wasserschergen figurirten. Bevor der Zug sich in Bewegung sezte, wurden alle die Unglücklichen, welche die Linie noch nicht passirt hatten, hinabgetrieben, die Gitterthüren vorn und hinten vorgelegt, und, damit keiner entrinnen konnte, Schildwachen davor gestellt. Der Prachtaufzug kam heran: Neptun sah so majestätisch aus, als Dreizack und Schaafpelze ihn nur immer machen konnten; Amphitrite war mit Hülfe rother Schminke und werguer Locken ein leidliches Conterfei der Seeunholdin; der Barbier schwang seine Messer, der Schreiber zog seine Liste hervor, und in seinem dreispitzigen Hut, seiner Perrücke, mit der Feder hinter

dem Ohr und dem Dintenfaß, das ihm vorn am Knopfloche hing, sah er äußerst klug und verständig aus; die Rosse bäumten sich wunderlich, und der Kutscher, stolz auf seine Livree und Armbänder, knallte lustig mit der Peitsche.

Der Kapitän stand zum Empfange Neptuns bereit und eröffnete ein Gespräch, welches damit endete, daß Se. Majestät ersterem zu verstehen gab, er und seine Gemahlin hätten sich bei ihrer weiten Morgenfahrt durch die Fluthen den Magen erkältet; ein Wink, den der Kellermeister des Kapitäns sogleich verstand und ihre Bedürfnisse befriedigte. Das ganze Gefolge fühlte im Augenblick dieselbe Beschwerde und bat um dieselbe Arznei. Se. Majestät reckte jezt nach des Kapitäns Küchenmeister den Dreizack aus, als wollte er ihn anspießen, in der That aber, solchem mit dem darauf gesteckten Fisch eine Zulage zu des Kapitäns Mittagsmahl zu bescheren. Während dieser Ceremonie stand die Schiffsmannschaft, mit ihren Wassereimern, nassen Kehrwischen u. s. w. bewaffnet, an der Laufplanke aufgestellt und harrte ungeduldig des Hauptspaßes. Die Musik und der Zug begannen von Neuem, lezterer kam aber nicht so bald bei der Laufplanke an, als die Prozession mit Strömen Wassers begrüßt wurde und Se. Gottheit beinah in ihrem eigenen Element erstickte. Nach diesem Willkomm verließ Neptun seinen Wagen und bestieg einen Sitz, um hier in königlichem Staate über die Operationen des Tages die Aufsicht zu führen. Der Schreiber händigte Se. Majestät die Liste ihrer Kinder ein und empfahl sie seiner besondern gütigen Aufmerksamkeit. „Saunders Quake ist der erste auf der Liste," sprach Neptun; „bringt ihn herauf!" Hinweg eilten die Tritonen oder Konstabels, die bis zur Hälfte des Leibs nackt, oben phantastisch bemalt waren, auf dem Kopfe Teufelsmützen und kurze bemalte Stäbe in den Händen trugen. Die große Lückenklappe ward aufgethan und hervortrat, von zwei Tritonen geführt, der arme Saunders, mit einem Gesicht, so weiß als das Schnupftuch, welches seine Augen bedeckte, und zitternd in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Seine Quäler sezten ihn auf den Rand des kleinen Boots über der Laufplanke, und der Barbier fragte, gegen Neptun gewandt: „Ew. Gnaden erlauben, welches soll ich gebrauchen?" Damit hielt er drei Messer hin, von denen man zwei sehr gut für Sägen von verschiedener Größe hätte halten können, das dritte aber bestand aus einem glatten, eisernen Reifstück, ohne Zähne. „Wir wollen zuerst hören, was er von sich zu sagen weiß," sprach Neptun. „Woher kommst Du, Saunders?" — „Aus Schott — oh! oh!" schrie der arme Tropf, denn der Barbier fuhr ihm mit einer wohlgefüllten Theerbürste in den Mund. „Wie lang ist es, daß Du's verlassen hast?" Aber Saunders war gewitzigt, er biß seine Zähne über einander, drückte seine Lippen zusammen und sah da, ein possierliches Bild von Furcht und verzweifelter Entschlossenheit. „Ein verschlossener Schotte, wie ich sehe," sprach Neptun; „seift ihn ein, daß sein Bart geschlachter wird, und lehrt ihn den Mund öffnen." Der Barbier seifte die Wangen seines Patienten mit Theer, schwang mit vielem Anstand sein sanftestes Messer und vollbrachte die Operation, ohne eben viel Haut wegzunehmen. Der Doktor, mit seiner Flasche Theerwasser und seiner Büchse mit unbeschreiblichen Pillen stand daneben, bereit, jedes unwillkührliche Schnappen des armen Schottländers zu benutzen. Auf ein gegebenes Zeichen ward ihm die Binde von den Augen genommen und er plözlich rückwärts gestoßen, so daß er im Wasser sich hin und her wälzte, bis ihn eine mitleidige Hand wieder herauszog. Halb ertrunken und blind vom Salzwasser, rannte er fort wie ein Hase vor seinem Verfolger, und stolperte über ein Seil, das als Fallstrick für den Unbehutsamen über das Verdeck gespannt war, und während er so ausgestreckt lag, bekam er den Inhalt aller Wassereimer auf dem Schiffe über den Kopf. Er stand auf, rannte fort und fiel wieder. Endlich erreichte er das Vorderkastell, ergriff einen Wassereimer und eilte, sich für seinen Schrecken und seine Leiden dadurch zu trösten, daß er seinen Nachfolgern that, wie ihm selbst geschehen war.

Betrachtungen und Skizzen.

Ueber alte und neue Geschichtschreibung, große Männer und Vaterlandsliebe.

(Fortsezung.)

Hat, fragen wir jezt, die Geschichtschreibung in unsern Tagen noch dieselbe Aufgabe zu lösen? Sind dieselben Bedingungen, Ansichten, Verhältnisse, Zwecke gegeben, so daß wir die Geschichtschreibung der Alten nachahmen können oder auch nur dürfen? Mancherlei wäre hier zu sagen; doch warum noch viele Worte, und nicht lieber gleich in den Mittelpunkt der Sache? Man halte von Religion was man wolle, so wird man eingestehen, daß sie die Grundlage der Volksbildung, aller Begriffe und aller Lebensansichten und Einrichtungen einer Nation ist, und daß mit jener auch diese sich verändern. Eben so wenig ist es zu läugnen, daß unser jezziges Europa ein christliches Europa ist. Was heißt dieses? Ein Europa, eins in der Grundansicht, die alle übrigen bedingt. Sonderbarer Gegensatz, durch welchen sofort die alte Welt der neuen schroff entgegentritt. Früher eine Menge Reiche und Völker, jedes durch Glauben vom andern getrennt, jeder Götterdienst unabhängig vom andern; jezt ein gemeinsames Band um Alle geschlungen, ein gemeinschaftlicher Lebensquell, Geistergemeinschaft und keine Verschiedenheit noch Zwiespalt den Hauptgrundsätzen nach, wenn

auch, wie bei Verwandten häufig sich findet, über Einzelnes die Meinungen uneins seyn mögen. Ganz Europa, oder vielmehr die ganze Christenheit, handelt nach demselben Geiste, und die sittliche Grundlage der verschiedenartigsten Völker und Staaten ist eine und dieselbe, eine Erscheinung, welche das Alterthum kaum als möglich denken konnte. Was ist aber der Geist des Christenthums, seine Höhe? Fast schämt man sich es zu sagen; denn obgleich von dem Heilande bis in die spätesten Zeiten alle Edeln aller Zungen dahin wirkten und wirken werden, so will dennoch die Frucht nicht recht gedeihen, eben weil wir Menschen und keine Engel sind. Der Geist des Christenthums heißt Menschheit, Menschenrecht als ewiges Sittengesetz, und Aufhebung aller Volksabgeschiedenheit in dem großen Familienvereine der Menschheit, die vor dem Höchsten gleich, weder durch Zunge, noch Standpunkt, noch sonstige Bevorrechtung ausgezeichnet ist. Duldung und Liebe ist daher die erste Pflicht, und das ganze, wenn auch selten befolgte Gesetz. Kann Wahrheit ihrem Wesen nach nie das Eigenthum einer Zunft oder eines Stammes oder Volkes seyn, und sehen wir ein Fortschreiten der Welt zum Bessern nur darin, daß die allgemein menschliche Wahrheit oder der Geist des Christenthums, nicht aber seiner Partheien, sich immer mehr ausbreite, so liegt die große Umwälzung zu Tage, welche das Christenthum und sein ausgesprochenes, ob auch noch so mangelhaft befolgtes Grundgesetz herbeiführten. An die Stelle des aufgehobenen und vereinzelten Volksthums trat ein im Geiste vereinigtes Menschenthum; Menschenrecht im höchsten Sinne an die Stelle eines örtlichen Stammrechtes. Daß diese Verwandlung in der Wirklichkeit sich nicht plötzlich, sondern nur allmählig gestalten konnte, versteht sich von selbst, und in der That glauben wir, daß die eigentlich christliche, d. h. menschliche Zeit erst da beginnt, als durch eine sonderbare Fügung des Geschickes mehrere Umstände zusammentrafen, alle Vereinzelung und Bevorrechtung aufzuheben, als die Buchdruckerpresse den Geist entfesselte, die aufgefundene neue Welt, der Welthandel und Anderes die vergangenen Jahrhunderte sammt ihrem Wollen und Wissen begrub. Reißend schnell ist seitdem die Menschheit zum Bessern fortgeschritten, und der redliche Forscher freut sich, wenn er auch hie und da Gebrechen gewahrt. Wie ist aber jezt die Welt, die christliche, beschaffen? Lebt noch ein Volk abgetrennt, wie einst in Hellas oder Rom? Oder ist auch nur eine solche Vereinzelung möglich, wie sie selbst noch im heiligen römischen Reich, dem Ueberbleibsel des heidnischen römischen Reiches, sichtbar war? Handeln, denken die Völker und Staaten noch in ihrer alten unverletzlichen Geschiedenheit? Nein, ein Volk lebt in, wie neben dem andern; der Argus der Staatsklugheit schaut mit seinen hundert Wächteraugen nach allen Seiten, selber wieder bewacht; die geistigen wie die irdischen Güter wandern von einem Ende der Erde zum andern und theilen sich mit; die Stimme des einen Welttheils widerhallt in den übrigen, und so wenig sind die Völker in ihrer Wesenheit verschieden, daß sie Künste und Wissenschaften, Erfindungen und Forschungen gefahrlos einander abborgen und benutzen; denn sie sind nur verschiedene Aeste, aus derselben Lebenswurzel und demselben Stamme aufgeschossen, nämlich dem Christenthume. Vorzüglich erfreuliche Aussicht gewährt es gerade bei den Wissenschaften, zu bemerken, wie sie die bisherige Zunfttarnkappe immer mehr fahren lassen und alles Menschliche mit gemeinsamer Liebe umfassen, komme es vom fernen Hindostan oder dem nächsten Nachbar.

Kehren wir zu dem Geschichtschreiber zurück und fragen: ist dem neuern Geschichtschreiber dieselbe Aufgabe gestellt, wie dem alten? Ich meine, eine viel höhere und schwierigere, und gerade um so viel höher, als Menschheit über Bürgerthum steht, und gerade um so viel schwieriger, als das Besondere leichter zu durchschauen ist, als das Allgemeine. Zwar kann uns auch der kleinere Kreis erfreuen, und wenn wir der Weite müde sind, flüchten wir ins engere Haus, und so kann es sich treffen, daß ein Machiavel in seinen florentinischen Geschichten oder ein Lebensbeschreiber eines einzelnen großen Mannes, eines Staates oder gar einer Stadt mit den Alten auf derselben Fährte zusammenkommt, und von ihnen allerdings viel lernen kann; aber wir fragen nochmals: ist das die Aufgabe des neuern Geschichtforschers? Ich sage, nein. Schrieb der Alte als Bürger seines Staates, so würde der Neuere als eben solcher sehr erbärmlich schreiben; denn die Wahrheit ist an kein Volk geknüpft, sondern an die Menschheit, und wir sind allerdings Staatsbürger, aber noch was Besseres, Weltbürger. Zwar bestehen noch die alten Schranken, Sprachen trennen noch die Völker wie früher; aber trennt sich auch noch das Reich des Geistes nach Völkern, oder ist er nicht vielmehr überall verbunden für das Höchste, das heißt, das Menschliche?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Beschluß.)

Der Dauphin in Lyon. Böse Zeichen der Zeit.

Vor seiner Abreise besuchte der Dauphin unsere ansehnlichsten öffentlichen und Privatanstalten. Die Gensd'armen zwangen mehrere Leute, die Hüte abzunehmen, als der Prinz vorüberfuhr; er aber ließ ihnen bedeuten, sich solche Gewaltthätigkeiten nicht zu erlauben. Nach dem neuen Gefängnisse besah der Dauphin die interessante Werkstätte und den Bauplatz der Brüder Seguin in Perrache, wo die Eigenthümer mehrere von den Lastwagen aufgestellt hatten, die sie durch eine Dampfmaschine auf einer Eisenbahn fortschaffen lassen, die ungefähr 200 Meter lang ist und einen eben so starken

Abhang hat, als die Eisenbahn von Lyon nach St. Etienne. Zwölf Wagen wurden mit ungefähr 200 Personen besetzt, so daß sie gegen 21.000 Kilogramme wogen; hierauf wurden sie durch die fortschaffende Mechanik sehr schnell und leicht auf und ab gezogen, was ein Verhältniß von beiläufig 4 Lieues auf die Stunde ergab. Diese Einrichtung wird bald auf unserer neuen Eisenbahn angewendet werden. Als die Herrschaften so staunten und gar keine Worte für ihre Verwunderung finden konnten, hätte ich ihnen sagen mögen, daß in München schon vor zehn Jahren v. Baader diese Sache besprochen und klar dargelegt habe, und daß auch später darüber Versuche angestellt worden seyen, daß wir aber in Deutschland immer beim Erfinden und Versuchen stehen bleiben, bis man uns in Frankreich und England mit unsern eigenen Erfindungen unter der Nase wegfährt. Eine der überraschendsten Erscheinungen Lyons ist unstreitig die neue Stadt, die sich auf der Halbinsel Perrache zwischen der Rhone und Saone bildet, und von der das „Ausland" voriges Jahr einen Riß gegeben hat. Dies wird unstreitig der schönste, regelmäßigste und wohlgelegenste Stadttheil, eine Industriestadt neben der Manufakturstadt. Auch der Dauphin war von ihrer herrlichen Lage überrascht. Hernach besah er noch das neue Salzmagazin, das er mit Recht für seine Bestimmung zu schön, und er hätte hinzufügen sollen, zu gesalzen fand. In der Präfektur hatte man ihn schon seit einer halben Stunde erwartet. Hier standen in zwei Reihen die siebenzig Taubstummen des Comberroschen Instituts, Knaben und Mädchen. Als endlich der Prinz kam, fielen sie nach ihrer Art über ihn her, und das hübscheste Mädchen schrieb schnell ein gedrechseltes und gefirnißtes Kompliment mit dem ultra-royalistischen Ausgang: Vive le Roi! Vive le Dauphin! Vivent les Bourbons! auf eine Schiefertafel, die sie dem Prinzen darreichte. Es hat mir in der Seele weh gethan, diese armen, unbefangenen, so zu sagen mit der Welt zerfallenen Geschöpfe zur Komplimentenmacherei, Schmeichelei, Speichelleckerei und in den politischen Schlamm geschleppt und Komödie spielen zu sehen.

Glauben Sie mir, wenn man die Leute gehen ließe, so hätten wir bald wieder die fürchterlichste Feudal- und Mönchszeit. Davon nur einige Proben aus der Nähe. In der Gegend von Grenoble lebt ein reicher, junger Wüstling, der Marquis V. In einem seiner Pachthöfe dient ein sehr hübsches, aber braves Bauermädchen; er stellt ihr auf alle mögliche Weise nach, bis er entdeckt, daß sie einen jungen Bauerburschen liebt. Was geschieht nun? Der Bursche geht eines Tages mit drei andern am Schloß vorüber; da fährt ihm eine Kugel durch den Oberarm, die aus der Flinte des Hrn. Marquis kommt. Der Kriminalhof von Grenoble instruirt hierauf und erkennt, daß die Sache nur vor die korrektionelle Polizei gehöre, denn es sey ja offenbar nur eine Unvorsichtigkeit und ein unglücklicher Zufall, daß der Hr. Marquis seine mit zwei Kugeln geladene Flinte auf den Tisch ans Fenster gelegt, und daß sie ein Diener aus Unvorsichtigkeit herunter geworfen habe, wo sie dann los gegangen und der Schuß zum Fenster hinaus gefahren sey, und unter drei jungen Burschen, die eine gute Strecke davon gestanden, gerade jenen getroffen habe.

Ein Herr Anton Sarres hatte eine sehr brave Tochter, die sich aber mit einem Protestanten verheirathet hatte. Als es zum Sterben kommt, wird er so gut bearbeitet, daß er seine „verworfene, ketzerische Tochter," die aber eine musterhafte und glückliche Ehe führt, enterbt und dagegen die Kongregation der Schwestern des heiligen Joseph zu Lyon zu Erben seines ganzen Vermögens einsetzt. Durch eine königliche Ordonnanz vom 21. Februar d. J. wird diese Schenkung auch bestätigt, und alle geistlichen Herrn loben den christlichen Vater.

Straßburg, Juli.

(Fortsetzung.)

Das Strasburger Musikfest.

Ein neues, frisches, reges Leben zeigte sich alsobald in unserer hiesigen Musikwelt; die heterogensten Elemente traten zusammen und die Kunst zeigte auch da wieder ihren göttlichen Einfluß, indem sie theils Menschen zusammen brachte, welche sich vorher ganz fremd geblieben waren, theils unter andern das schon längst bestehende Band der Zuneigung inniger flocht. Wie wohlthätig ist es nicht für den Beobachter, wenn in einer Welt, welche man als selbstsüchtig schildert, die Opfer, welche gemeinnützige Unternehmen erheischen, immer zahlreicher werden und es sich unverkennbar zeigt, daß alles Gute und Schöne leicht Unterstützung findet, wenn es nur in einer gefälligen Form vorgetragen wird. Eine dritte auffallende Bemerkung war die Betriebsamkeit, welche Jedermann bewies, um Theil an diesem Musikfeste zu nehmen. Während zum Besuch von andern Konzerten die Zuhörer nur mit der größten Mühe zu bringen sind, so waren hier, sobald die Ankündigung und Feststellung in öffentlichen Blättern erschien, in 24 Stunden schon alle Logen bestellt und in wenigen Tagen auch alle übrigen Plätze in dem sehr geräumigen Schauspielhause, und dies zwei volle Monate vor dem Konzerte.

Friedrich Schneiders herrliches Oratorium, das Weltgericht, wurde zur Aufführung des ersten Tages bestimmt. Obgleich schon früher in der Kirche und im Konzerte Mehreres davon war gehört und gewürdigt worden, so rümpften doch Viele die Nase, wie man es nur wagen könne, ein Publikum, und vollends ein so zahlreiches, mit einem so trockenen, monotonen Konzerte zu langweilen, wie die Aufführung eines Oratoriums zu versprechen schien. Wie ganz anders war aber das Urtheil, als dieses treffliche Werk gehört wurde. Nun erkannten und fühlten erst die Meisten, was eigentlich wahre Musik sey. Einen ganz neuen, noch nie empfundenen Genuß gewährte ihnen das Zusammenwirken von beinahe 400 Executanten, worunter allein 180 Sänger waren, welche dieses herrliche Werk mit Liebe und dem schönsten Zusammenklang ausführten. Es hätte aber auch kein besseres Werk gewählt werden können, als gerade dieses, in welchem der Verfasser so schön die Klassizität der ältern Komponisten mit dem phantasiereichen Aufschwung der neuern verband. Nur ein solches Werk war fähig, den nöthigen Eifer aufrecht zu erhalten, welchen das Einstudiren erforderte. Man bedenke, daß die für die Proben bestimmte Zeit einen Raum von vollen drei Monaten einnahm und daß solche gerade die Faschingszeit in sich begriff, wo besonders die mitwirkenden Damen manches Opfer bringen mußten.

Der Freitag, 9. April, war der zum allgemeinen Eintreffen bestimmte Tag. Eine Kavalcade von ungefähr 60 Reitern nebst einer Menge Wagen, wovon einer mit vollständiger Blechmusik besetzt war, holte die ankommenden Liebhaber des Oberrheins in Grafenstaden, 1½ Stunde von hier, ein. Nach dem herzlichsten Willkommen von beiden Seiten fuhr der Zug durch die zahlreiche Volksmenge, welche vor den Thoren versammelt war und alle Straßen anfüllte, nach dem Schauspielhause, wo das Quartieramt aufgeschlagen war. Einen sehr originellen Anblick gewährten die vollgepackten Diligencen und Postchaisen, welche an einem Theater anfuhren und hier ihre Ladung abgaben. Aufs Neue ertönte Musik und Vivat. Freude erfüllte alle Gemüther und unter den aufrichtigsten Herzensergießungen zertheilte sich die Menge.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Juli 1830.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Schiller.

Die Gemsenjagd in den Schweizeralpen.

Ich hatte im Sommer 1821, gleich tausend Reisenden, auf den gewöhnlichen Pfaden die Schweiz bereist, und die Gemsen kannte ich nur von den Wirthstischen her. Das Jahr darauf entschloß ich mich, auch die verborgeneren, nicht am Wege liegenden Schönheiten des Gebirgslandes zu besehen, und brach mit einem Freunde nach Graubündten auf, zugleich in der Absicht, wo möglich uns den Genuß der Gemsenjagd zu verschaffen.

Das Engadin und Veltlein ist gegenwärtig der klassische Boden der Gemsenjagd; nur hier noch sind diese Thiere so zahlreich, daß der Jäger hoffen kann, für Mühe und Gefahr belohnt zu werden. Wir hatten uns einige Tage im Engadin aufgehalten und machten uns nun auf, dem berühmtesten Gemsenjäger weit und breit unsern Besuch abzustatten. Er heißt Marchietti Colani, und man erzählt sich Wunderdinge von ihm. Er hielt ein schlechtes Wirthshaus auf dem Berninaberg, am Paß, der aus dem Engadin ins Veltlein führt. So schlecht wir hier aßen und schliefen, hielten wir uns doch drei Tage auf; denn wir wußten wohl, daß wir in einem Lande waren, wo es Gemsen genug gibt, und bei dem Manne, der besser als Jemand in der Welt im Stande war, uns das Vergnügen der Jagd zu verschaffen, wenn er anders wollte. Die Vorschläge, die wir ihm deßhalb machten, schienen ihm aber nicht recht zu behagen, und er maß uns mit mißtrauischen Blicken, die erst am Tage unserer Abreise wieder freundlich wurden.

Marchietti ist kein gewöhnlicher Mensch; im Schlimmen wie im Guten steht er auffallend über seiner Umgebung. Als Jäger ist er ganz ohne Nebenbuhler. Sein Vater, ein berühmter Gemsenjäger, weihte ihn frühzeitig in die Geheimnisse seiner Kunst ein, und er schoß eine Gemse, ehe er noch zwölf Jahre alt war. In seinem ganzen Leben hat er, seiner eigenen Schätzung nach, etwa fünfhundert erlegt. Eines Tags schoß er sieben auf einmal von einer Heerde, die er in einer sackförmig geschlossenen Schlucht traf, wo sie nur dadurch entkommen konnten, daß sie gewaltsam durch den Eingang brachen, wo er sich aufgestellt hatte, was nur dreien oder vieren gelang, denen die Verzweiflung den Muth dazu gegeben hatte.

Marchietti ist etwas unter Mittelgröße, ausnehmend kräftig und gewandt. Er schießt so sicher, daß man ihn an den Preisschießen in der Nachbarschaft nicht Theil nehmen läßt. Man glaubt nicht anders, als er schieße mit verherten Kugeln, und allgemein heißt er der Herenmeister. Kein Mensch zweifelt daran, daß er sich dem Teufel verschrieben hat; aber außerdem, daß ihm der Böse hilft, hat er auch noch eine vortreffliche Doppelbüchse und ein sehr gutes Fernglas, mit dem er das Wild in der Ferne beobachtet. Da er weit von einer Stadt wohnt, so muß er alle Handwerke für sich treiben, und er bringt fast ohne Werkzeuge eine Menge Arbeiten zu Stande.

wie der beste Zimmermann oder Schlosser; von allem weiß er etwas; da er aber lediglich keine Erziehung genossen hat, so sieht man mit Bedauern, wie sich hier ein kräftiger Geist in den Banden der Unwissenheit sträubt, die er zerreißen möchte, die ihm aber zu stark sind. Leider hat er sehr heftige Leidenschaften, und von irgend einem Grundsatze, der sie im Zaume hielte, ist nicht die Rede. Lang ist das Verzeichniß von Verbrechen aller Art, die man ihm Schuld gibt. Gewiß ist es, daß er zwei Weiber und von jeder mehrere Kinder hat; noch nicht lange machte er den Versuch, ob sie nicht unter Einem Dache sich vertragen könnten; er fand aber bald, daß dieß nimmermehr angehe, und jagte eine wieder fort. Ferner ist es gewiß, daß er wenigstens Einmal einen Tyroler erschossen hat, und seine Nachbarn schreiben ihm noch ein Paar Dutzend andere Mordthaten zu, die alle ungestraft geblieben sind. Er hat ein Zimmer in seinem Hause, in welchem Flinten, Messer und andere Gegenstände von Tyroler Arbeit hängen, welche für jene Beschuldigung zu sprechen scheinen; denn nie sah man ihn etwas der Art kaufen, und daß er die Sachen geschenkt bekommen, glaubt Niemand. Indessen hat man hier wohl, wie immer, den Teufel schwärzer gemalt als er ist. Da er auf der Grenzscheide von Italien, Tyrol und Graubündten lebt, so würden die Berge umher, in denen er das Jagdrecht ausschließlich für sich in Anspruch nimmt, nie leer von streifenden Jägern, wenn er sie nicht durch den Schrecken, den er der ganzen Nachbarschaft einzuflößen gewußt hat, ferne hielte. Er weiß gar gut, in welchem Rufe er steht, und da ihm sein Verstand sagt, daß dieß seinen Absichten förderlich ist, so gibt er sich alle Mühe diesen Ruf zu erhalten. Er versicherte mich, er würde nie einen Tropfen Menschenblut um einer Gemse willen vergießen; kommt ihm aber zu Ohren, daß ein Fremder auf dem Gebiete jagt, das er einmal stillschweigend als sein Eigenthum betrachtet, so läßt er ihm sagen, wenn er sich noch einmal blicken lasse, könnte es leicht geschehen, daß man nichts mehr von ihm hörte: daher sieht man auch im wilden Gebiete, wo Marchietti haust, so selten einen Wilddieb als im sorgfältigst bewachten Park. Er schlägt die Zahl der Gemsen in seinen Bergen auf zweihundert an, die Jahr für Jahr vierzig Junge geben; etwa ebensoviele werden jährlich geschossen. Er spielt eigentlich den König in der Gegend, und ganz charakteristisch ist, daß er einmal Napoleon besuchen wollte, in dem er einen Geistesverwandten zu erkennen meinte; alles war schon zur Reise gerüstet, da erfuhr er die Niederlage in Rußland und gab seinen Plan wieder auf.

Wir begleiteten ihn zwei Mal auf die Jagd. Am ersten Tag führte er uns zu einer hohen, rings von Gletschern umgebenen Felsenmasse. Von der Spitze derselben hatten wir die herrliche Aussicht auf den Bernina, die benachbarten Berge und den ungeheuren Gletscher, der sich daran heraberstreckt. Auf dem Wege dahin fiel mein Freund in eine Eisspalte, die mit frischgefallenem Schnee bedeckt gewesen war. Ich werde nie vergessen, wie mir zu Muthe war, als auf einmal mein Gefährte verschwand und an der Stelle, wo er gestanden hatte, blos ein Alpstock auf dem Schnee lag. Rasch lief ich hinzu, verzweifelte aber daran, den Unglücklichen zu retten, denn diese Spalten sind häufig mehrere hundert Fuß tief; zu meiner unaussprechlichen Freude fand ich indessen, daß es ihm gelungen war, sich sechs bis acht Fuß unter der Oberfläche des Gletschers zu halten. Die Gletscher sind gewöhnlich nach allen Richtungen von Spalten von verschiedener Länge durchzogen, die in der Mitte breit, an beiden Enden schmal sind. Mein Freund war gerade am Ende der Spalte hineingefallen; ein Paar Schritte weiter, und es war um ihn geschehen; denn wäre er auch nicht zu todt gefallen, so hätte er vor Kälte und Hunger umkommen müssen. Er stemmte sich mit aller Kraft an die beiden Eiswände und durfte weder Hand noch Fuß rühren, wenn er nicht in den Abgrund stürzen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen und Skizzen.

Ueber alte und neue Geschichtschreibung, große Männer und Vaterlandsliebe.

(Fortsetzung.)

Dieser Geisterbund ist ein schönerer und heiligerer, als der Fürsten- und Völkerbund neuerer Zeit, obgleich auch dieser im Alterthume nie möglich gewesen wäre, und überhaupt seines Gleichen nicht aufzuweisen hat als in den Kreuzzügen, die aber ja auch nichts anderes waren, als, nach damaligen Begriffen, Rettung der edelsten Güter der Menschheit und des Christenthums. Die Völkerstimme Europas ruft jezt: Menschenrechte selbst dem Sklaven und Abschaffung des Sklavenhandels, mag er in den westindischen Zuckerpflanzungen oder in dem niedergetretenen Hellas seufzen. Was würde ein Alter dazu sagen, und was würde aus dem Staate eines Platon und Aristoteles werden, wenn man zu ihrer Zeit so hätte reden, so handeln wollen? Zwar sind auch zu unserer Zeit manche solcher Stimmen Nothschreie, die nicht recht von Herzen kommen, und unter der Hand spielt man der Menschheit so mit, wie man eben kann. Allein es ist schon viel, unendlich viel gewonnen, daß man vor der allgemeinen Stimme Scheu trägt und das Brandmal der Menschheit fürchtet. Nimmt man allmählig den Schein der Menschlichkeit an, so wirkt dieser fast wie Wirklichkeit; denn unmenschliche Thaten müssen dann, wo nicht vermieden, doch versteckt werden. Kurz, sonst fühlten sich Griechen und Römer als Griechen und Römer; jezt fühlen sich auch noch Deutsche, Franzosen,

Engländer u. ſ. w. als ſolche; aber ſie fühlen auch ihre gegenſeitige Ehre als Menſchen überhaupt, und achten und verachten ſich nach den höchſten Geſetzen der Sittlichkeit, was im Alterthume nicht der Fall war. Ob ſich alles dieſes auf den Geſchichtſchreiber anwenden läßt? Wohl keine Frage. Auch an ihn macht nicht ſein Volk, ſondern die Menſchheit gleiche Anſprüche, und ein deutſcher, franzöſiſcher oder ſonſtiger Geſchichtſchreiber, der engherzig ſein Vaterland, wie der Hahn ſeinen Miſthaufen anſehen würde, möchte mit Recht wohl wenig Beifall finden. Die Völker wohnen und wohnten neben einander, wie Nachbarskinder, verkehren mit einander in Liebe und Hader, handeln und wandeln, geben und nehmen, und modeln ſich oft unbewußt Eines nach dem Andern um. Dieſe Völkerbewegungen, die wie Flußſtrömungen immer Anſatz nachlaſſen, dieſe Lebensregungen, Verkettungen, Verwandlungen hat der neuere Geſchichtſchreiber zu beachten, ſelbſt in der alten Geſchichte, die in ihrer Selbſtgenügſamkeit mit ihrer Volksthümlichkeit gerade von dieſer Seite ihre größten Mängel hat, während aus derſelben Quelle auch ihre größten Vorzüge ſtammen. Ob es ſchwer iſt, dieſen Zuſammenhang des Lebens, das oft ſo unſichtbare Fäden ſpinnt, klar darzuſtellen, und Völkerſchickſale ſo ſicher zu entwirren, als die Schickſale *eines* Volkes, bleibe dahingeſtellt; genug, alte und neue Geſchichte geht von verſchiedenen Standpunkten aus, und ſo wenig es abgetrennte Völker gibt, wie im Alterthume, eben ſo wenig kann es auch eine abgetrennte Geſchichte der Völker in ſeinem Sinne geben. Ob hier nun Jedem der geſchichtliche Blick gegeben iſt, oder ob wir Neuere in der Sucht, Alles zu faſſen, nicht vielleicht Luft faſſen, und, um den Fehler der Engſichtigkeit zu vermeiden, nicht leicht in den Fehler neblichter Weitſeherei verfallen, kann uns wenig kümmern; denn der Geſchichtforſcher ſcheint mir eben ſo wie der Dichter geboren werden zu müſſen, und die denkenden Geſchichtſchreiber kann man auch bei den Alten an den Fingern herzählen.

Leicht könnte uns nun aber Einer den Vorwurf machen, zumal in unſrem lieben Deutſchland, wo es ſo viel Deutſchthümelei und von jeher ſo wenig Vaterlandsliebe gab: ſolche Anſicht der Geſchichte zerſtöre die Vaterlandsliebe, das Volksgefühl und wie ſonſt die Namen heißen mögen. Man könnte leicht antworten und ſagen: hat es der Geſchichtsforſcher mit der Vaterlandsliebe oder mit der Wahrheit zu thun? Wehe ſeiner Wahrheitsliebe, wenn ſie ſich nach dieſer andern Liebe bequemen muß! Aber auch hierüber einige Worte. Es iſt oft bemerkt worden, daß die alten Staaten mehr große Männer und mehr Beiſpiele von Vaterlandsliebe aufzuweiſen haben als die neuere Zeit. Es mag wahr ſeyn, denn kein Plutarch ſtreicht die großen Männer mehr heraus, und wenn es auch *Zeitgenoſſen* gibt, ſo ſind dieſe noch nicht durch den Roſt des Alterthums heilig geworden, ihr Text iſt noch nicht verſtümmelt, verbeſſert, bekrittelt, bezweifelt, hundert Mal herausgeben, kurz, noch nicht klaſſiſch geworden; denn die Herrn Gelehrten lieben und leſen gewöhnlich keine Zeitgenoſſen als ſich. Aber mag es auch wahr ſeyn (woran kein braver Genoſſe ſeiner Zeit, beſonders unſerer, ſo vielfach bewegten, gerne glaubt), ſo hätte die Sache wieder ihren guten Grund. Um bei den großen Männern anzufangen, fragen wir ganz einfach: wo iſt es ſchwerer, ein großer Mann zu ſeyn und ſich auszuzeichnen, in Rom, Athen, Sparta, Theben? oder im preußiſchen, jedem andern deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen oder gar ruſſiſchen Staate? Ein Adler in der Stube iſt ein gar gewaltiges Thier, in freier Luft wird er kaum bemerkt, und bleibt doch immer derſelbe gewaltige Adler. Sagen wir alſo beſſer: in unſern neuern Staaten tritt der große Menſch mehr zurück, in den alten Staaten, d. i. Städten, tritt er überall vor und ins Licht, und dazu mit perſönlicher Gegenwart. Was wir an großen Männern beſitzen, wird die Nachwelt am Beſten würdigen; was das Alterthum beſaß, genoß es in der Wirklichkeit, zumal ſeine Verfaſſung eine öffentliche war. Ob es ferner leichter iſt, in einer Stadt oder in einem Staate ſich auszuzeichnen, alle übrigen Verhältniſſe des Alterthums ungerechnet, beantwortet ſich von ſelbſt. Die alten lombardiſchen, die deutſchen Reichsſtädte hatten eben ſo gut ihre großen Männer und Volksführer als Griechenland und Rom, nur daß ſie leider, ſtatt geprieſen, vergeſſen werden; aber man ſetze ſie in den großen Staatenverband neuerer Zeit, und ſie ſelber verſchwinden nicht nur unbeachtet, ſondern ſogar ihre Städte.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Strasburg, Juli.

(Beſchluß.)

Das Strasburger Muſikfeſt.

Sonntags vereinigte ſich die Mehrzahl der ausübenden Dilettanten zu einem großen Bankett, welches der ungeheuchelſte Frohſinn und die größte Herzlichkeit zu einem wahren Familienmahle machten. Ein Toaſt verdrängte den andern, und von den Gefühlen der Freude und Freundſchaft beſeelt, verließen die Theilnehmer ſehr ſpät den Verſammlungsort. Am andern Morgen frühe hatte die Generalverſammlung aller Liebhaber und Künſtler des Ober- und Niederrheins ſtatt, um die proviſoriſch aufgeſetzten Statuten des zu bildenden elſäſſiſchen Muſikvereines Punkt für Punkt durchzugehen. Abends um halb ſieben Uhr begann die Aufführung des erſten Konzertes, welches das Weltgericht ganz allein ausfüllte. Einzig war die Wirkung, welche dieſes herrliche Werk auf ein Publikum von beinahe 2000 Menſchen hervorbrachte; einzig war aber auch der Anblick, welchen ſowohl das feſtlich geſchmückte

Publikum selbst, als die übrige Ausschmückung des Lokals dem Zuschauer gewährten. Eine solche glanzvolle Versammlung ist gerade wie ein schöner Rahmen um ein vortreffliches Gemälde und dient nur dazu, seine einzelnen Schönheiten noch mehr herauszuheben. Einen eben so glanzreichen Anblick bildete auch das sehr geschmackvoll und zweckmäßig gebaute Orchester, welches amphitheatralisch sich erhob und die ganze Bühne einnahm. An den Wänden waren sehr sinnreich die Wappen derjenigen Städte angebracht, aus welchen mitwirkende Dilettanten gegenwärtig waren. Mit Geist und Seele wurde das ganze Werk aufgeführt, mit Begeisterung aber auch von dem Publikum genossen. Wie manche interessante Aeußerung erklang nicht, wenn die Stimmen der Engel, welche mit einer Reinheit ausgeführt wurden, die bewundrungswürdig war, die Seelen der Zuhörer gleichsam zum Himmel erhoben, während die Chöre der Höllengeister und Verdammten sie mit Entsetzen erfüllten.

Entzückt verließen alle Anwesenden das Konzert, und waren schon mit dem Verschmacke des Genusses erfüllt, welchen ihnen die Aufführung des zweiten Konzertes am folgenden Tage versprach. Auch wurde diese Erwartung in hohem Grade erfüllt. Noch nie hatte unser Publikum die Wirkung empfunden, welche ein zahlreiches, wohl eingeübtes Orchester hervorbringen kann. Die beiden Orchesterstücke, die Symphonie von Beethoven aus Ddur, welche das Konzert eröffnete, und die herrliche Ouvertüre aus Webers Oberon, am Anfange des zweiten Theiles, wurden mit einer Präcision und einem Glanze, besonders rücksichtlich der Violinen, aufgeführt, welche den Zuhörer überraschten. Er glaubte sich im Geiste nach Paris, Wien oder sonst in eine große Hauptstadt versezt. Die drei Solostücke bestanden in Variationen für die Violine, komponirt und gespielt von dem jungen talentvollen Salomon Waldteufel, einem kaum achtzehnjährigen Jünglinge, der schon auf einer außerordentlich hohen Kunststufe steht; in einem Violoncellkonzert, komponirt und vorgetragen von Musikdirektor Burgmüller in Mülhausen, und endlich in einem Konzertino für die Oboe von unserm Landsmanne Vogt, erstem Hoboisten an der königlichen Kapelle zu Paris, welchen Vaterlandsliebe bewog, unser Musikfest mitzufeiern. Wem in der musikalischen Welt ist der Ruf dieses großen Künstlers unbekannt? Noch selten hat ein Künstler so tief den Geist der Oboe, dieses von Natur ganz naiven und poetischen Instrumentes, aufgefaßt wie Vogt.

Alle Arien und isolirte Gesangstücke waren aus einem Konzerte verbannt, dessen Zweck nur gemeinschaftliches Zusammenwirken war, und nur Ensemblestücke bildeten die Vokalpartie des zweiten Konzertes. Das erste dieser Stücke war das Finale des ersten Aktes des Tancred, das zweite Chöre aus der Preciosa, mit Begleitung einer durch einen hiesigen Liebhaber arrangirten Blechmusik; das dritte und zugleich Schlußstück des ganzen Konzertes war eine zu Ehren des Elsasses gedichtete Hymne, in Musik gesezt von Hrn. Jupin, unserm verdienstvollen Violinlehrer an der vor einigen Jahren gestifteten Violinschule. Das Ganze bestand aus Chören und mehreren Sologesangstücken, mit Begleitung des vollen Orchesters. An ein Gelegenheitsstück, und vollends ein solches, welches in der größten Eile mußte verfertigt werden, darf nie der Maßstab einer strengen Kritik gelegt werden.

Ein glänzender Ball krönte am dritten Abend mit Jubel und Freude alle diese Feierlichkeiten. Er hatte ebenfalls im Schauspielhause statt, und es war allerdings kein geringes Unternehmen, in einer Nacht das ganze Orchester abzubrechen, den Ballboden einzurichten und die übrige Ausschmückung zu besorgen; auch durfte dabei keine Minute verloren werden, und die lezten Hammerschläge ertönten noch, als schon die geputzte Menge sich hereindrängte. Wie durch einen Zauberschlag war Alles umgewandelt; die Wappen zierten nun die untern Logen, eine äußerst geschmackvolle Draperie mit den Stadtfarben umgab die höheren Logen, kurz, der ganze innere Raum war mit Eleganz, Pracht und Geschmack verziert.

Die nächste Vereinigung wird wahrscheinlich in Colmar in den Pfingstfeiertagen von 1831 statt haben. Schon freut sich Alles darauf, und es ist vorauszusehen, daß die Liebe zur Kunst, welche den Oberrhein stets auszeichnete, auch dort schöne Früchte tragen wird.

Paris, Juli.

Der Prozes wegen Couriers Ermordung.

Nun ist eben der zweite Kriminalprozeß wegen der Ermordung des berühmten Schriftstellers Paul Ludwig Courier geendigt, und auch diesmal ist Niemand als schuldig verurtheilt worden; allein die Wahrheit schimmert doch hindurch, so dunkel die Thatsachen auch dargestellt werden. Bekanntlich lebte Courier mit seiner Familie auf seinem Landgute zu Veretz, von wo aus einige seiner witzigen und originellen politischen Flugschriften datirt sind. Leider lebte er mit seiner Frau, einer Tochter des bekannten Gelehrten Clavier, der auch Richter am Kassationshofe war, in keinem guten Einverständnisse. Obschon sie eine Frau von vielem Geiste ist, so scheinen ihre Neigungen sehr gemein zu seyn; Courier hatte die Ueberzeugung, daß sie heimliche Einverständnisse mit den Leuten habe, die er auf seinem Landgute besoldete; er hatte einigemal den Vorsaz geäußert, sich von ihr zu trennen und sie wegen schlechter Aufführung in ein klösterliches Haus führen zu lassen. Dies wußte die Frau und klagte darüber in heimlichen Briefen an die Leute auf dem Landgute. Hiervon sind Beweise vorhanden. Unter so bewandten Umständen nun wurde Courier eines Tages, als er seinem Förster den Auftrag ertheilt hatte, ihn in seinem Gehölze nicht weit von Veretz einzuholen, in eben diesem Gehölze todt geschossen. Man fand seinen Leichnam erst am andern Tage; der Verdacht fiel natürlich auf den Förster; man zog diesen ein, und hier mögen die Richter wohl sogleich das schändliche Gewebe durchschaut und aus Rücksicht für Claviers Familie gefürchtet haben, das Geheimniß zu enthüllen. Der Förster ward vor Gericht gezogen und die Wittwe Courier bei diesem Kriminalprozesse verhört. Sie sprach mit solcher Gewandtheit, und wußte so geschickt allen Anschein von Mitschuld zu entfernen, daß die Richter sie nicht mit in den Kriminalprozes ziehen konnten, und da auch kein Zeugniß wider den verdächtigen Förster vorhanden war, so ward dieser freigesprochen. Der Ausgang dieses Prozesses gab zu mancherlei Gerede in Frankreich Anlaß. Man äußerte die Vermuthung, die Ultraparthei habe Courier ermorden lassen, um sich eines gefährlichen Schriftstellers und Gegners zu entledigen, der dieser Parthei gewaltig viel zu schaffen machte. Die Folge hat jedoch gelehrt, daß diese Vermuthung völlig ungegründet war. Freilich stehen die beiden Partheien feindlich einander gegenüber und beschuldigen sich wechselseitig oft arger Dinge; allein zu Mordthaten ist doch keine von beiden fähig, und ihr Gefecht besteht blos in einem sehr lebhaften Federkriege und in dem Streben, einander das Staatsruder aus den Händen zu reißen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Juli 1830.

— Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit,
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Schiller.

Betrachtungen und Skizzen.

Ueber alte und neue Geschichtschreibung, große Männer und Vaterlandsliebe.

(Beschluß.)

Demosthenes und Cicero regten ihr Volk auf und retteten es; wie wollte es ein zehnfacher Demosthenes jetzt anfangen, wenn seine Stimme nicht reicht vom Aufgange bis zum Niedergange? Ich denke, er wird es bleiben lassen. Setze den Cäsar, der in einem Flecken lieber der Erste als zu Rom der Zweite seyn wollte, nach Frankreich, nach Paris, und er hat Mühe, Abgeordneter oder gar Minister und doch immer ein Gleicher unter Gleichen zu werden. Keineswegs sey dieß gesagt, um die Größe des Alterthums zu verunglimpfen; denn sittlich große Menschen (von Glücks-großen Menschen kann ohnehin nicht die Rede seyn) sind ehrenwerth, gleichviel, ob in der Hütte oder auf dem Throne, in Rom und Athen oder in den indischen Wüsten. Aber erforderte es schon ein großes Maaß sittlicher Kraft, um in den alten Staaten oder vielmehr Städten ausgezeichnet zu seyn, wo Alles mit den schärfsten Umrissen nahe gerückt war, ist nun nicht ein größeres Maaß nothwendig, um in unsern größern Staatsvereinen bei höhern Zwecken und zugleich Mitteln bemerkt zu werden? Von sonstigen Verhältnissen, welche die Entwicklung der Alten im Gegensatze zu unserer Zeit begünstigten, wollen wir nicht einmal reden; aber so viel ist gewiß, wie zu Rom und Athen die tüchtigen Männer ihrer untergebenen Städte (und welche Stadt und Zeit hätte nicht ihre herrlichen Kraftmänner?) nicht genannt wurden, sondern spurlos und ruhmlos untergingen, so würden Rom und Athen als Bestandtheile gegenwärtiger Staaten sich gleich andern Städten verhalten. Aber schon zu viel ist von dieser Sache geredet. Andere Ursachen, andere Wirkungen, und es ist Thorheit, fremdartige Zeiten und Menschen mit Anforderungen zu vergleichen, oder vom Kirschbaume zu verlangen, daß er Aepfel trage, oder vom Griechen und Römer, daß er ein christlich großer Mensch seyn solle und umgekehrt. Vor den großen Männern alter wie neuer Zeit wollen wir uns beugen; denn die sittliche Kraft fordert Achtung, welchen Namen sie auch trage.

Aber die Vaterlandsliebe! Auch hier scheint es mir, als ob es keines langen Streites bedürfe. Jedem Menschen, wie ich glaube, ist die Vaterlandsliebe wie Vater- und Mutterliebe angeboren; das väterliche Haus, der Ort und das Land unserer Kindheit bleiben unsre ewigen Lieblinge. Nicht blos den Schweizer zieht es mit unnennbarer Gewalt zu seinen Bergen zurück, sondern auch das flache Geburtsland, selbst die unfreundliche Wüste übt ihre Allmacht über ein wohlgeordnetes, fühlendes Herz. Von dieser Vaterlandsliebe aber, dem Kinde süßer früher Angewöhnung, mit allen Reizen jugendlicher Träume ausgeschmückt, kann hier natürlich nicht die Rede seyn; sie war und ist bei Allen gleich. Es handelt sich von jener thätigen Liebe, die wirksam überall für das Wohl der Heimath und, wo es Noth thut, sich aufopfernd, Kräfte,

Güter und Leben für das Gemeinwohl hingibt. Allein untersuchten wir diese allerdings edle Vaterlandsliebe genauer, so würde es sich bald ergeben, daß sie nicht nur mit den zartesten Gefühlen, mit dem Drange der Selbsterhaltung an unser und der Väter Daseyn geknüpft, endlich mit allen geschichtlichen und noch bestehenden Lebensverhältnissen zusammenhängt, sondern daß sie vielmehr und vorzüglich auf dem Bewußtseyn edler Pflicht beruht, das heißt auf der Erkenntniß, daß der Einzelne nichts ist als ein Glied in der Kette des Ganzen, in welcher jeder nach seiner Stellung halten und tragen muß. Es wird aber jeder leicht eingestehen, daß in der alten wie neuern Zeit der große Haufe gleichmäßig viel dachte, also diese Erkenntniß damals, wie jezt, nur in den edelsten Gemüthern wohnen konnte. Hier möchte man wieder behaupten können: es war, wie es ist, denn die Menschheit mit ihrem Guten und Schlechten bleibt sich so ziemlich gleich, und auch im Alterthume sehen wir neben der edelsten Aufopferung die niederträchtigste Feigheit und Feilheit, wie die wandelbaren Wolken des Aristophanes uns so schön belehren. Aber dennoch möchte ich behaupten: die Vaterlandsliebe tritt bei den Alten schärfer heraus als in neuerer Zeit. Worin mag also der Grund liegen? Die alten noch überlebenden Reichsstädter, wie hängen sie noch jezt an ihrem Vaterlande, oder vielmehr ihrer Vaterstadt! Und sind Athener, Römer u. s. w. etwas anderes als Reichsstädter? und ist ihre Vaterlandsliebe vielleicht etwas mehr als Vaterstadtliebe? Thrasybulos, Pelopidas, Decius mögen für mich antworten. Was der Mensch kennt und mit seinen Gefühlen, wie Kräften erreichen kann, das liebt er am stärksten. Das Haus mit Weib und Kind, die gekannte Stadt und Nachbarschaft haften darum an unserer Seele mit tausend Hacken. Im Unbekannten und Weiten verspreizt und verliert sich das Gefühl, und ein großes Vaterland, wie das römische Reich etwa, wird gewiß gleich dem lieben Herrgott am kältesten geliebt, wenn nicht andere Gefühlshebel auf andere Weise das Feuer anschüren. Für den eigenen Herd kämpft auch der Wackere am wackersten, und so möchte auch in diesem Betrachte alte und neue Zeit sich wieder gleich stehen, und der Pariser und Berliner, Wiener und Mailänder ist im Ganzen in seine Heimath eben so verliebt, als es nur ein Alter seyn konnte. Und dennoch wiederhole ich's: die Vaterlandsliebe scheint im Alterthume größer gewesen zu seyn. Wie so? Gehen wir auf unsere frühern Behauptungen zurück, und wir werden finden, daß die Sache tiefer liegt, und die Ursache weniger in uns, als in dem Wesen und in den Folgen des Christenthums zu suchen ist. Was bezweckten die Alten? Abgeschlossenes Bürgerthum. Verfassung und Religion wirkten auf dieses eine Ziel hin, der Krieg, meist zerstörender Art, sonderte nur um so schärfer, und der Handel, jezt neben der Druckerpresse das herrlichste und freundlichste Band der Völkergeselligkeit, mochte auch nicht viel näher bringen, wenigstens hat uns die Geschichte der Karthager, Tyrier, Milesier, Athener, Syrakuser keinen Beweis aufzuzeigen. Im Gegentheil, wie Spaniens Handel mit der neuen Welt die Ureinwohner vernichtete, so scheint auch Athens Handel mit Thrake, Karthagos mit Sicilien und Sardo gewirkt zu haben. Was bezweckt hingegen das Christenthum? Etwas, was einem Staate, einem Orte, einer Zeit nüzt? Nein, nur das allgemeine Sittengesetz, Menschlichkeit, in die Brust jedes Menschen gelegt, welchem Alter und welcher Zeit, welchem Staate und welcher Zunge, welchem Stande und welcher Bildung er immer angehöre. Bürgertugend war dem Alten das Preiswürdigste, wir kennen eine höhere Menschentugend, welche die bürgerliche einschließt. Heide oder Erwählter, Kind oder Gelehrter, Mittelalter oder neues Jahrhundert, Alles ist gleich vor Gott, und seinen Feinden Gutes thun, was bei den Alten Verrath am Vaterlande gewesen wäre, ist hier höchste Tugend. Zwar gibt es ein gemeinsames Vaterland, aber das ist nicht von dieser Welt, und ist es auf dieser Welt, so ist es nur in solchen Herzen, die in ihren Gedanken ein Tempel des Geistes sind und in ihren Werken Thatzeugen christlicher, d. i. menschlicher Tugend. Haben darum manche gesagt: das Christenthum wirke wenig auf die Beförderung der Vaterlandsliebe, so stimme ich leicht bei; aber ist dieß etwa ein Verlust, und werden wir nicht durch eine weit höhere Liebe schadlos gehalten? Ueberhaupt schwazt man so viel von Vaterlandsliebe; allein wird der ächt-sittliche Mensch je ein Verräther am Vaterlande werden können, der die Sache der Menschheit nicht verräth? Er wirds nie können, aber wohl ein Alcibiades und Koriolanus. Der Alte stand in seinem Staate und seiner öffentlichen Verfassung meist handelnd da, als Einzelner seiner Stellung und seines Gewichtes sich wohl bewußt; in religiöser Hinsicht war er fast nur leidendes Werkzeug hergebrachter Formen, und nur in diesen Formen bestand sein Gottesdienst. Im Christenthum ist die Sache umgekehrt. Selbst in den freiesten und öffentlichsten Verfassungen kann der Einzelne nie mit solcher Entschiedenheit und Bestimmtheit auftreten; in religiöser Hinsicht aber steht er frei und selbstständig da, obgleich die Eigensucht und falsche Götzendiener uns auch oft Aeußerlichkeiten für Religion und geweihtes Wasser für geweihte Thaten empfehlen wollen. Nimm dem alten Römer, Athener, Spartiaten sein Rom, Athen, Sparta, und er ist vernichtet; mit dem Vaterlande verliert der Flüchtling nicht nur seine Bedeutung als Bürger, sondern als Mensch. Der Christ wandre ins Elend, wenn überhaupt der sittlich-kräftige Mensch ins Elend wandern kann: überall findet er ein neues Vaterland, wo Menschenwerth und Menschentugend wie in der Heimath geachtet sind. Wir könnten die Sache noch

weitläufiger auseinander ſetzen; doch für den Denker iſt genug geſagt, und für den Nichtdenker wird keine Ewigkeit genug ſagen, um ihm zu beweiſen, daß es unverſtändig iſt, von verſchiedenen Zeiten, Völkern, Ländern Entwicklungen, wie von zwei verſchiedenen Bäumen, dieſelbe Frucht verlangen zu wollen. Grieche kann nie Römer, Römer nie Grieche, der Chriſt keines von beiden werden, und ſie zu vergleichen oder gar über ihren Vorzug zu ſtreiten, führt ſo weit, als wenn man die Palme des Morgenlandes mit der Eiche des Nordens zuſammenſtellt. Jedes Land und jede Zeit hat ihr Eigenthümliches, dieß Eigenthümliche zu begreifen, iſt Sache des Geſchichtforſchers, aber ein Thor, wer unter der Linie ſucht, was nur am Pole gedeiht, und umgekehrt.

Kr.

Die Gemſenjagd in den Schweizeralpen.

(Fortſetzung.)

Ich weiß nicht, ob ich und der graubündtiſche Jäger, den wir bei uns hatten, meinen Freund aus dieſer ſchrecklichen Lage hätten reißen können; zum Glück aber weiß Marchietti in ſolchen Fällen Rath. Wir ſagten ihm, was geſchehen war. „Könnt ihr ihn hören?“ war ſeine erſte Frage, und als wir bejahten, fuhr er fort: „Könnt ihr ihn ſehen?“ — „Er iſt blos ein paar Fuß weit unten.“ — „Gut, gut, wartet nur!“ Er trat hinzu, ohne ſich eben zu eilen, beſichtigte die Spalte genau, hieb Kerben in das Eis und ließ ſich zum Verunglückten hinab; darauf wand er ihm ein Schnupftuch um die Hände und zog ihn ſo leicht herauf, als wäre es ein Kind. Ich geſtehe gerne, ich war noch nicht lange genug Gemſenjäger, als daß dieſe, wie mir ſchien, wunderbare Rettung mich nicht tief hätte erſchüttern ſollen, und dieſer Unfall verdarb mir die Freude auf den ganzen Tag. Wir fuhren indeſſen fort zu jagen und wurden drei Gemſen anſichtig; aber Marchietti ſtellte uns ſo, daß uns keine zum Schuß kam, während es ihm leicht war, eine zu erlegen. Er entſchuldigte ſich damit, daß der Ort, wo die Gemſen waren, für uns nicht zugänglich geweſen ſey; um ihm aber zu beweiſen, daß er uns zu wenig zutraue, kletterte ich mit ihm in die Schlucht hinab, in die das Thier geſtürzt war. Da hatte ich Gelegenheit, die Gewandtheit und außerordentliche Keckheit des Gemſenjägers zu bewundern. Einmal zog er ſeine Schuhe aus, um einen ſpitzen Felſen zu erklettern; nur eine Gemſe hätte ihm nachklettern können.

Tags darauf gingen wir in die Berge, die ſein engeres Jagdgebiet ausmachen. Die Gemſe iſt, wie alle Wiederkäuer, ſehr lüſtern nach Salz. Alle Monate legt Marchietti welches in eine Felſenſpalte, und jedesmal findet er das Salz aufgeleckt und ringsum eine Menge Loſung von Gemſen. Er kann darauf rechnen, daß er in der Gegend ein Paar Gemſen anſichtig wird, hütet ſich aber wohl, ſie hier zu ſchießen; er lauert auf ſie weiter weg und erlegt ſie ganz nach Gefallen. Wir ſahen ihrer mehr denn vierzig in verſchiedenen Rudeln, konnten aber nicht ein einziges Mal zum Schuß kommen, theils weil es uns unmöglich war, uns nahe genug zu ſchleichen, ohne ſie zu verſcheuchen, beſonders aber, weil eine Aenderung des Wetters uns zum Rückzug nöthigte. Drei Stunden lang hatten wir ihre Bewegungen durch unſere Ferngläſer beobachtet; unſere eigenen Beobachtungen und Marchiettis Bemerkungen über den Inſtinkt und die Lebensart der Gemſen hatten uns ſehr angenehm beſchäftigt, da bemerkten wir auf einmal große Bewegung unter den verſchiedenen Rudeln, und nicht lange, ſo verließen ſie den Platz, wo ſie geweidet, aber bei weitem nicht ſo eilig, als wenn ſie durch Menſchen verſcheucht werden. Es war herrliches Wetter, aus jenen Anzeichen aber ſchloß Marchietti, daß es ſich ändern werde, und hieß uns nach Hauſe eilen; ſo raſch wir aber auch zuſchritten, ſo brach doch, lange bevor wir das Wirthshaus erreichten, ein heftiges Gewitter gerade über uns aus.

So begann ich mich zum Gemſenjäger zu bilden. Im folgenden Jahr zu Anfang des Herbſts war ich wieder in der Schweiz, und mein nächſter Zweck war dießmal, die große ſüdliche Kette zwiſchen der Schweiz und Italien, die höchſten Alpen von Europa, wozu der Montblanc, der große Bernhard, das Matterhorn, der Monte Roſa gehören, zu beſuchen, und in Chamouni hatte ich das Glück, eines Schauſpiels zu genießen, das mich nicht weniger anzog als die Gemſenjagd. Gerade als ich hier war, unternahmen Doktor Clarke und Kapitän Sherwill ihre bekannte Beſteigung des Montblanc, und ich begab mich auf den Breven, um aus der Ferne den Marſch der kühnen Bergſteiger zu beobachten. Ich hatte ſie um ſieben Uhr Morgens von Chamouni aufbrechen ſehen und verfolgte nun vom Breven aus, mittelſt eines Fernrohrs, ihren Marſch bis zu den Grands-Mulets, wo ſie die Nacht zubrachten. Den folgenden Morgen ſah ich ſie ihren Weg bis auf die Spitze des Berges fortſetzen.

Ich beſchloß, die ganze Kette des Montblancs zu durchwandern. Nachdem ich über den Col de Forclaz gegangen, kam ich eine Viertelſtunde vom Baſſin von St. Gervais zu einer ſehr reinlichen Schenke. Hier verabredete ich mit zwei Jägern, Namens Jacquet, eine Gemſenjagd. Der jüngere begab ſich nach Contamines, um die Vorräthe einzukaufen, deren wir bedurften, während mich der ältere auf einem langen Umweg durch die Berge zu einer Sennhütte führte.

(Der Beſchluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Der Prozeß wegen Couriers Ermordung.

Ueber ein Jahr lang ward von der Ermordung Couriers nichts weiter gehört. Aber vor einigen Monaten gab ein ganz unerwarteter Umstand einiges Licht über die Missethäter. Eine Bauerndirne, welche mit einem Pferde durch den Wald zog, worin Courier war ermordet worden, sah ihr Pferd plötzlich sich sträuben, als sie an einen etwas offenen und lichten Ort des Waldes gekommen war, und dies veranlaßte, daß sie unwillkührlich ausrief: „Immer sträubt sich der Gaul so an dem Orte, wo ich Courier habe ermorden sehen.“ Dies wurde von Jemanden gehört und die Dirne erzählte nun, wie sie mit einem Bauernknechte sich wegen eines Liebesverständnisses in den Wald begeben habe, und wie sie, während sie daselbst versteckt waren, den Förster mit noch vier andern, die sie nannte und wovon einer bereits gestorben ist, auf Courier haben zukommen und ihn ermorden sehen. Diese Aussage wurde in kurzer Zeit ruchbar und gelangte zu den Ohren der Obrigkeit, welche gleich die Dirne verhörte und dann die drei des Mordes Beschuldigten einziehen ließ. Gegen den Förster Fremont konnte diesmal nicht gerichtlich verfahren werden, weil nach der französischen Gesetzgebung Jemand, der einmal wegen einer Beschuldigung freigesprochen worden ist, nicht wieder desselben Verbrechens halber vor Gericht gestellt werden darf. Nun ergab sich aber aus der Dirne Aussagen, daß gerade dieser Förster auf seinen Herrn einen Schuß gethan und ihn ermordet hatte, indeß die Uebrigen ihn blos zur Erde geworfen und seinen Leichnam umgekehrt hatten, um sich zu überzeugen, daß er wirklich todt sey. Der eigentliche Mörder konnte also frei umhergehen, indeß seine Helfer gefangen saßen und gerichtet werden sollten. Diesmal trieb ihn aber das Gewissen und die Aussage der Bauerndirne zu einem aufrichtigen Geständnisse seiner Mordthat; dennoch durfte er nicht wieder gerichtet werden. Entweder sind die Gesetze wirklich so abgeschmackt, daß sie in solchem Falle verbieten, den Thäter wieder vor Gericht zu stellen, oder die Richter legten die Gesetze so aus, um eine Untersuchung zu vermeiden, die auch andern Personen hätte gefährlich werden können. Genug, es wurde entschieden, der Förster Fremont könne blos als Zeuge, nicht aber als Mitschuldiger verhört werden. Mad. Courier wurde verhaftet, indem das Gericht Anzeigen wider sie gefunden haben wollte; allein acht oder vierzehn Tage darauf ward sie wieder freigelassen; es hieß, man habe keinen Beweis gefunden, daß sie mit den Verbrechern einverstanden gewesen sey. Seitdem erschien sie nicht einmal als Zeuge bei dem Prozesse, der übrigens auch nicht in ihrem Namen, sondern im Namen ihrer Kinder gegen die Mörder betrieben wurde. Einige Zeitungen versicherten sogar, sie sey nicht mehr in Frankreich. Welchen Grund hatte sie wohl, in diesem wichtigen Augenblicke ihr Vaterland zu verlassen? Ist diese Auswanderung gegründet, so ist sie wahrlich ein schlimmes Zeichen; und es hat allen Anschein, als ob man sie habe entschlüpfen lassen, mit dem Bedeuten, sie thue wohl, wenn sie sich so bald als möglich aus dem Staube mache.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, Juli.

Oeffentlichkeit der Verhandlungen auf den Synoden.

Seit in fast allen Schweizerkantonen für die Verhandlungen der stellvertretenden souveränen Versammlungen, oder der sogenannten großen Räthe, die Oeffentlichkeit als Bedingung ihres wahrhaften Lebens, ihrer wohlthätigen Wirksamkeit und derjenigen Kontrolle, welche die Nation und ihre öffentliche Meinung über sie handhaben soll, gefordert und erzielt worden ist, sind nun die Vortheile dieser Oeffentlichkeit auch in andern Verhältnissen mehrfach erkannt und angesprochen worden; besonders geschieht dies in der reformirten Schweiz für jene jährlichen Versammlungen der Geistlichkeit in den Kantonen, die unter dem Namen der Synoden bekannt oder, richtiger gesprochen, unbekannt, fast durchaus in gehaltlosen Formen erstarrt waren und eben darum keine Theilnahme einflößten und von keiner solchen angeregt werden konnten. Im Lande Appenzell-Ausserrhoden hat der freisinnige und geachtete Pfarrer in Grub, J. Walser, zum erstenmale einen Bericht über das, was in der zu Ende Aprils in Trogen gehaltenen Synode verhandelt ward, bekannt gemacht. Einige Charakterzüge dieses Gemäldes dürften auch außer der Schweiz gerne gelesen werden. „Von nun an soll man wissen, was von uns gethan wird; der Geist der Zeit fordert Oeffentlichkeit aller, nicht nur einiger Angelegenheiten und Berathungen, die auf den Namen vaterländischer Anspruch machen wollen, und welche Gesellschaft sich deren weigern wollte, würde sich selbst das Urtheil sprechen. Zudem hat jezt eine neue Zeit für unsere Synode begonnen; wir haben neue Vorsteher in Folge einer neuen Wahlart (es ward auf die durch Verjährung bisher als verpflichtend erachtete Altersfolge verzichtet), bei der nicht die Jahre, sondern die Kräfte den Ausschlag gaben. Ein neues Leben trat auch sogleich in die Verhandlungen. Wir beriethen ein im Lande aufzustellendes Examinationskollegium für Studirende und Kandidaten der Theologie. Hierüber ist zu bemerken, daß nach der Appenzellischen Synodalordnung Jeder, der sich im Lande um eine Pfründe bewerben will, gehalten ist, sich in Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen oder St. Gallen examiniren oder, wie die Leute sagen, „aufstellen“ zu lassen, gleich als ob man im eigenen Lande nicht auch aufstellen könnte, und als ob man in jenen Städten besser als bei uns wüßte, wer und was für Appenzeller Kanzeln taugt. Hoffentlich wird es nicht mehr lange dauern, bis dieser unsern Kanton entehrende Brauch aufhört; einstweilen ist die Sache einer Kommission zur Begutachtung übertragen. — Wir schritten zur Personalcensur. Diese uralte Sitte hat heutzutage, da man von einem eigenen Gerichtsstande der Geistlichen mit Recht nichts mehr wissen will, Sinn und Bedeutung gänzlich verloren. Dennoch scheint sie neu aufleben zu wollen; warum? begreife ich nicht. Die Herren Landammänner und die übrigen Beisiger von der Regierung mögen es unterhaltend finden, uns alljährlich einen nach dem andern die Musterung passiren zu lassen, während sie selbst dabei frei ausgehen; aber höher achten werden sie uns deshalb schwerlich, so sehr wir sie auch bei jedem aufgerufenen und nun abtretenden Amtsbruder versichern hören, er sey ein Mann ohne Makel, treu, gerecht, bieder, klug, weise, verständig, gelehrt und ein vortrefflicher Prediger. Wir glauben es ja selbst nicht immer! Unsere natürlichsten Censoren sind wohl unsere Gemeinden, unter denen wir leben und in deren Sold wir stehen; von ihnen werden wir unsere Gebrechen inne, noch ehe das Kapitel sich versammelt, und also überlasse man ihnen dieses Geschäft!“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Juli 1830.

Die Natur hat sich geändert; wie hätten die Menschen dieselben bleiben sollen.

Joh. Müller.

Das heutige und das ehemalige Klima Roms.

Wie überall in Europa, hört man auch in Rom häufige Klagen über die mit jedem Jahr zunehmende Verschlimmerung des Klimas. Der reisende Nordländer, der unter Hesperiens gepriesenem Himmel nicht selten empfindlichen Frost leidet, ist sehr häufig geneigt, diese Klagen der Römer für gerecht zu halten, wenn ihm, soweit er mit den Alten bekannt ist, nicht beifällt, daß diese viel über Kälte geklagt hätten. Daher ist schon oft die Behauptung aufgestellt worden, es sey heutzutage die mittlere Temperatur bedeutend niedriger als sie zu Anfang unserer Zeitrechnung war. Der verflossene strenge Winter hat mich auf den Gedanken gebracht, diesen Gegenstand etwas näher zu betrachten, wobei ich jedoch das ursachliche Moment ganz aus dem Spiel lasse und mich darauf beschränke, die Sitten und Gebräuche der Vorzeit, soweit sie uns bekannt sind, mit der jetzigen Welt zu vergleichen, und daraus im Allgemeinen Schlüsse auf die Temperatur beider Epochen zu ziehen.

Das heutige Klima Roms ist während der eigentlichen drei Wintermonate von der Art, daß Niemand ohne Feuer ausdauern kann; die Armen behelfen sich mit dem gehenkelten Kohlentopfe (scaldino), welchen Männer und Weiber, wo sie gehen und stehen, mit sich führen und bei der Arbeit neben sich stehen haben, um sich von Zeit zu Zeit die Hände daran zu wärmen, welchen aber die Weiber nie unter sich stellen; die Wohlhabendern halten eiserne oder kupferne Kohlenpfannen im Zimmer; eigentliche Kamine finden sich nur in den größten Palästen und werden auch hier, bei der ungemeinen Sparsamkeit der Römer, höchst selten angezündet. Mit Einführung der Ofen wäre allen geholfen; aber dazu haben sich die Römer bis jezt noch nicht entschließen können, theils weil dieß einen solidern Bau der Wohnungen nöthig machen, theils, und insbesondere, weil ihnen die eingeschlossene Luft nicht zusagen würde. Die freie Luft von allen vier Himmelsgegenden her ist ihnen eben so nöthig, als das Athmen selbst.

Die Bekleidung der Römer ist im Winter ohnstreitig überladener als in jedem andern Lande der Erde, ausgenommen im äußersten Norden, wo man Pelzwerke trägt; aber auch dort werden Hals und Kopf weniger bedeckt als in Rom. Der Römer aus der untern Klasse trägt unter seinem Hute noch eine baumwollene Mütze; bei den höhern Ständen wird leztere durch ein schwarzes oder rothes wollenes Käppchen vertreten, welches, da es für keine Kopfbedeckung gilt, allenthalben aufgesezt wird, wo der Anstand den Hut abzunehmen gebietet, wie zum Beispiele in der Kirche, in Gesellschaft u. s. w. Die Sorgfalt für das Warmhalten des Kopfes ist hier überhaupt so allgemein, daß selbst die jüngsten Bursche das Käppchen bei sich führen, und es, während sie mit der einen Hand den Hut abnehmen, mit der andern augenblicklich an seine Stelle setzen. Aeltere Personen tragen das Käppchen sogar unter dem Hute; ja es gibt viele, welche es auch im Som-

mer nicht ablegen. Die Körperbekleidung ist dieselbe wie im übrigen Europa, doch mit dem Unterschiede, daß das wollene oder baumwollene Leibchen in Rom für unerläßlich gehalten wird, während es im Norden noch zu den Ausnahmen gehört. Was aber der hiesigen Kleidung ein Uebergewicht, im eigentlichen Verstande, über die Kleidung im ganzen übrigen Europa gibt, ist der ungemein weite und lange Mantel, in welchen sich Alle, Jung und Alt, Vornehm und Gering, Reich und Arm, sechs Monate im Jahre dergestalt einhüllen, daß kaum die Nasenspitze hervorsieht. Wohnung und Kleidung der heutigen Römer beweisen also, daß sich die Kälte bei ihnen auf eine empfindliche Weise verspüren läßt. Sehen wir jezt, wie beides vor zweitausend Jahren im alten Rom beschaffen gewesen seyn mag.

So weit sich die Privatwohnungen der alten Römer aus den wenigen Ruinen, welche davon bis auf unsere Zeiten gekommen sind, beurtheilen lassen, waren sie von einer Höhe und einem Umfange, welche die Verhältnisse der Zimmer in den älteren hiesigen Palästen um mehr denn die Hälfte zu übersteigen scheinen. Im sechszehnten Jahrhundert ward auf dem Palatinus eine Thür aufgefunden, deren Pfosten aus salinischem Marmor vierzig römische Palmen (eine Palme ist die Spanne einer großen Mannshand) hoch waren. Die meisten Zimmer empfingen ihr Licht durch eine runde Oeffnung in der Decke, andere durch die Thür; in keinem aber findet sich die Spur eines eigentlichen Fensters; was dafür genommen wird, ist das Werk späterer Zeiten. Die nächste Vermuthung, welche sich beim Anblicke dieser Zimmer darbietet, ist, daß sie eher zur Abwehrung der Wärme als zum Schutze gegen die Kälte gedient haben mögen; man könnte sie für Sommerzimmer halten, wenn sich andere entdecken ließen, welche die Stelle von Winterzimmern vertreten haben könnten. Eine Vorkehrung, Feuer zur Erwärmung zu unterhalten, findet sich nicht; diejenigen Antiquare, welchen die Oeffnung in der Decke ein Abzugsleiter des Rauchs geschienen hat, täuschen sich auf eine gröbliche Weise, denn offenbar diente leztere dazu, wie eben gesagt, dem Zimmer Licht zu verschaffen; auch widerstrebt es dem Begriffe, welchen wir uns von der Kultur Roms unter den Kaisern machen, zu glauben, daß man sich, gleich wilden Völkern, der Unbequemlichkeit des Rauchs habe Preis geben wollen, ohne ein Mittel zur Ableitung desselben ausfindig zu machen.

Kommen wir jezt zur Kleidung der alten Römer. Diese bestand im Hause in der bis auf die Kniee herabreichenden Weste ohne Aermel. Den Gürtel trugen sie nur beim Ausgehen oder während der Arbeit, zum Schutze gegen Verletzung des Unterleibes, wie sich noch heutiges Tages unsere Handwerker auf dieselbe Weise und zu demselben Endzwecke mit einem Schurze versehen. Der Toga bedienten sie sich, wie Jedermann weiß, blos außer dem Hause. Wer diese mit unseren heutigen Mänteln vergleichen wollte, würde irren. Die Toga war ohne allen Vergleich kürzer und enger, überdem von den Hüften bis auf die Kniee herab zugenäht und nur auf der Brust offen und weit genug, um über die linke Schulter geworfen zu werden; der rechte Arm blieb frei. Das Haupt bedeckten sie mit der bekannten Filzmütze. Bei dieser Bekleidung blieben, wie man sieht, im Hause der Hals, die Arme und die Beine völlig blos, außer dem Hause hüllte die Toga, nebst dem Körper, die linke Schulter ein. Ich frage: scheint diese Kleidung, gleich der Wohnung, nicht vielmehr zur Abwehrung der Hitze, als zum Schutze gegen die Kälte zu dienen? In keinem einzigen alten Schriftsteller geschieht eines Kleidungsstückes, welches im Winter zu den obigen hinzugefügt worden wäre, Erwähnung; dagegen lassen sich eine Menge von Beweisen auffinden, daß die Bedeckung der Römer während des Winters durchaus dieselbe, wie die oben beschriebene, gewesen sey. Von vielem nur Eins. Julius Cäsar ward am 15ten März ermordet. Wir wissen aus Sueton, daß er im Augenblicke, wo er unter den Dolchen seiner Mörder fiel, über Knie und Beine die Toga zusammenschlug, um den Anstand nicht zu verletzen. Dies beweist zweierlei: daß die Römer im Winter nicht wärmer gekleidet waren als im Sommer, und daß die Toga unten bei weitem kürzer und enger war, als unsere heutigen Mäntel.

Aus der Wohnung und Kleidung der Römer läßt sich also, meiner Meinung nach, so ziemlich auf die Abwesenheit jeder positiven Kälte, das heißt, jedes eigentlichen Frostes, schließen und annehmen, daß sich die Temperatur im alten Rom stets über dem Gefrierpunkte erhalten habe.

Im Privat- und öffentlichen Leben, in den Sitten und Gebräuchen, in den Festen u. s. w. der Römer stoßen wir auf Züge und Eigenheiten, welche diese Vermuthung noch bestätigen. Den größten Theil des Tages brachten sie im Freien, meistens auf dem Forum zu, entweder weil Staatsgeschäfte sie dahin riefen, oder der Mangel an dem, was wir häusliches Leben nennen, ihnen eine Unterhaltung außer dem Hause nothwendig machte. Jezt frage ich: hätte im Winter eine Kälte von fünf und mehrern Graden unter dem Gefrierpunkte geherrscht, wäre ihnen, so leicht bekleidet, wie sie waren, ein Aufenthalt von sechs bis acht Stunden in der freien Luft möglich gewesen, besonders da sie, beim Nachhausekommen, kein geheiztes Zimmer fanden, wo sie sich, wie die Nordländer heutzutage thun, hätten wieder erwärmen können? Daß Julius Cäsar das Forum zur Abwehrung der Sonnenstrahlen mit Segeltuch überspannen ließ, lesen wir in den alten Schriftstellern; keiner aber thut der Kohlen- oder Holzfeuer Erwähnung, die er etwa hätte anzünden lassen, um seine Mitbürger vor der Kälte zu schützen; und doch mußte

ihm alles daran gelegen seyn, diese so warm als möglich zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gemsenjagd in den Schweizeralpen.

(Beschluß.)

Auf dem sehr mühseligen Marsche kam uns nicht ein einziges Stück Wild zu Gesicht. Ich aß zu Nacht und schlief in einer der Hütten; mein Bett war ein Leintuch, über frischem, duftendem Heu ausgebreitet, in der einzigen Stube der Hütte, wo auch die ganze Familie des Senners und meine Führer schliefen. Nie habe ich besser geschlafen, nie war mir wohler, als unter diesen einfachen, muntern, gefälligen Menschen. — Lange vor Sonnenaufgang waren wir auf dem Wege. Wir wurden einige Gemsen ansichtig, konnten aber nicht zum Schusse kommen, und bereits fingen wir an, am Glück des Tags zu verzweifeln, da gewahrten wir auf einmal eine Heerde von zwanzig Gemsen, die am Rande eines Gletschers weideten. Die Stelle war äußerst schwer zugänglich; jedoch erreichten wir nach einem geschickt berechneten, mühseligen Marsch, wobei uns ein Nebelregen, der unsere Bewegungen verdeckte, zu statten kam, eine Stelle, vierzig Klafter weit von der Heerde. In der heftigsten Aufregung feuerte ich meine Büchse ab, und als sich der Pulverdampf verzogen hatte, sah ich zu meiner unaussprechlichen Freude ein Thier auf dem Rücken liegen. Unmöglich läßt sich das Entzücken beschreiben, in das mich dieser Anblick versetzte; ich weiß nicht mehr, was ich alles that, und fürchte, ich habe große Thorheiten begangen. Die beiden Jaquet schossen auch auf die Gemsen, die nach allen Seiten die Felsen hinauf rannten, trafen aber nicht. Meine Beute war eine männliche Gemse von fünfunddreißig Pfund. Wir gingen nun am großen Treloglетscher hin, der sich in ein tiefes Thal hinaberstreckt; er zeichnet sich durch seine Größe, seine Biegungen und die lichtblaue Farbe seiner Eispyramiden aus; es ist einer der schönsten, die ich gesehen. Der Abend war trüb und unser Nachtlager in Nant de Bournant erbärmlich; aber mein Jagdglück hatte mich so berauscht, daß ich auf nichts achtete. — Mit meinen andern Abentheuern in diesen Alpen mag ich dem Leser keine Langeweile machen, aber Jedem, der Lust hat, sich, wenn er in jene Gegend kommt, mit den Gemsen bekannt zu machen, will ich dringend meine Führer empfehlen. Es sind treffliche Jäger und höfliche, muntere Burschе.

Zum Schlusse begleiten mich wohl die Leser noch in das Macugnanathal auf der italienischen Seite des Monte Rosa, das durch seine Minen und seine schönen Frauen bekannt, und mir besonders wegen der herrlichen Aussichten und der vielen Gemsen in den Bergen lieb ist. Mein Führer war ein Italiener, Martinal, allerdings ein geschickter Jäger, der aber noch weit mehr aus sich machte, als er war; er wollte mir weißmachen, er habe 3460 Gemsen, 2000 Murmelthiere und ich weiß nicht wie viele Adler geschossen. Am ersten Tag erlaubte uns die Witterung nicht, hinauszugehen; der zweite versprach nichts Gutes, da sahen wir von dem schlechten Wirthshaus aus, in dem ich wohnte, mit unsern Ferngläsern eine Heerde Gemsen eine Stunde über uns weiden. Mehr brauchte es nicht, um uns auf die Beine zu bringen; aber an der Stelle, wo sie waren, konnten wir sie unmöglich treffen. Wir verscheuchten sie indessen vom Platze; als wir zurückkamen, wie erstaunte ich, da ich die Gemsen demselben Ort wieder zueilen sah, von dem wir sie eben verjagt hatten. Ich schoß eine an und tödtete sie mit dem zweiten Schuße, konnte ihrer aber nicht habhaft werden, da sie in eine völlig unzugängliche Felsspalte gefallen war; überdieß mahnte uns die Ave Mariaglocke, die aus dem Thal heraufschallte, an den Einbruch der Nacht.

Den folgenden Tag befanden wir uns am frühen Morgen mitten unter den Gletschern. Wir sahen mehrere Gemsen, die wir der Entfernung wegen nicht schießen konnten. Endlich wurden wir ihrer drei ansichtig, ganz oben auf einem ungeheuern, unzugänglichen Felsen. Martinal und ich stellten uns an die beiden Päße, durch welche die Thiere auf der Flucht kommen mußten, und hießen einen Führer sich den Gemsen an der entgegengesetzten Seite zeigen. Was wir vorausgesehen hatten, geschah; nicht lange, so sahen wir sie auf uns zurennen. Martinal schoß zuerst und fehlte; die Gemsen stürzten sich nun gegen eine fast senkrechte Felsenwand und erklimmten sie mit unbegreiflicher Schnelligkeit. Ich hatte bemerkt, daß die beiden ersten auf einer Felsenspitze, die auf ihrem Wege lag, Halt gemacht hatten; ich wartete nun, bis die dritte kam und schoß sie durch die Brust im Augenblick, da sie sich zeigte. Sie versuchte Anfangs noch, den andern nachzulaufen, bald aber fiel sie, wälzte sich längs des Bettes eines Bergwassers fort und wollte eben eine Stelle erreichen, wo man nicht hätte beikommen können, da hielt sie ein zweiter Schuß aus meiner Büchse auf. Auf einem Wege, wo ich hundert Mal Gefahr lief, in tiefe Abgründe zu stürzen, gelang es mir endlich, ihrer habhaft zu werden. Voll ausgelassener Freude über meine Beute, und auch, um der Mühe des Tragens überhoben zu seyn, wälzte ich das Thier an einem Abhang mit dem Fuße vor mir her, da sah ich es auf einmal verschwinden. Ich hatte ihm einen zu starken Stoß gegeben, und es war in eine zwei bis dreihundert Fuß tiefe Schlucht gefallen, aus der man es unmöglich heraufbringen konnte.

Ich glaube nicht, daß diese flüchtige Skizze meiner Jagdabentheuer in den Alpen vielen Jagdliebhabern, so

groß ihre Anzahl seyn mag, Lust machen wird, ihr Glück mit den Gemsen zu versuchen; aber den Tausenden, welche Europas Hochgebirge besuchen und nie eine Gemse zu Gesicht bekommen, möchte ich zusprechen, einmal von den betretenen Fahr- und Reitpfaden abzulenken, und in einer Natur, welche sich von der der gewöhnlichen Marschroute der Neugierigen nicht selten, und zu ihrem Vortheil unterscheidet, des einzigen Schauspiels eines Gemsenrudels zu genießen, der pfeilschnell über ein Schneefeld hinfliegt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juli.

(Beschluß.)

Oeffentlichkeit der Verhandlungen auf den Synoden.

„Die Synode (heißt es in dem Berichte des Pfarrers J. Walser weiter) empfing ein umständliches Schreiben von dem zu Teufen privatisirenden Altpfarrer Siegner, welcher vorstelle, daß ihm unthätig zu bleiben unmöglich sey, und deßhalb ihm doch erlaubt werden möchte, an den Sonntagabenden, nach vollendetem Gottesdienst, in den Kirchen, wenn schon nicht im Kirchenrock und auf der Kanzel stehend, doch unter der Kanzel und in bürgerlicher Kleidung zur Förderung der heiligen Missions- und Bibelsache kleine Anreden an die zu halten, die ihn hören wollen. Sollten ihm die Kirchen nicht geöffnet werden, so bittet er um die Erlaubniß, in Privathäusern und Sälen derjenigen Gemeinden reden zu dürfen, deren Geistliche ihm den Zutritt gestatten wollen. Würde auch dieses abgeschlagen, so bittet er, daß doch die verehrten Herren an seine Stelle treten und mit hohem Ernst sich für die große und heilige Sache anstrengen und verwenden möchten. Zuletzt widerlegt er die Einwürfe, die gegen sein Vornehmen erhoben werden möchten, und schließt mit den Worten; „Verehrungswürdige Väter und Hirten des theuren Vaterlandes! erhören Sie doch meine dringend ehrerbietigen Bitten. Seyen Sie mir doch barmherzige Samariter! machen Sie doch, daß ich wieder leben und den Herrn loben, und für den Mann Alles thun dürfe, der Alles für uns that. O wie will ich dann meine Trübsale segnen und mit dem äußerlich gemeinsten Loose zufrieden seyn!“ — Pfarrer Siegner, der seit einer langen Reihe von Jahren aus der Synode weggeblieben ist, dachte sich bei seinem Schreiben vermuthlich noch die gute alte Zeit derselben, wo man die Geistlichen unsers Landes fragen mußte: ob es erlaubt sey, die Theologie zu studiren? eine Buchdruckerei zu errichten? und dergleichen mehr; sonst würde es ihm nicht eingefallen seyn, uns zu fragen: ob er mit denjenigen von der Missions- und Bibelsache reden dürfe, die ihn hören wollen; vielmehr würde er gedacht haben: was geht doch die Geistlichen an, von was ich rede oder nicht rede? Sie sind ja nicht die Gesetzgeber und auch nicht die Richter im Staate; ist es ihnen erlaubt, bei gastlichem Mahle auf Landes Kosten von *ihren* Sachen zu reden, so wird es mir auch erlaubt seyn, von dem zu reden, was *meine* Seele bewegt, ohne daß es das Land etwas kostet. Ein Herrschaftsrecht der Geistlichen über Reden und Meinen paßt zu einer Demokratie wie eine Faust auf ein Auge, und wäre von allem Heillosen sicher das Heillosefte; sollte auch die ganze Fluth der Baseler Missionärs und Baseler Traktatenfabrikanten gegen uns im Andrang seyn, es wäre dies gegen jenes nur ein geringes Uebel. Die Synode erklärte, nicht eintreten zu wollen.“ Dies mag genügen; wir wollten nur einige Charakterzüge der Synode von Appenzell ausheben.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Der Prozeß wegen Couriers Ermordung.

Der zweite Kriminalprozeß wegen Couriers Ermordung begann nun vor dem Gerichte zu Tours. Der Förster Fremont erschien mit verstörtem Gesichte, als ein von Gewissensbissen gefolterter und allgemein verhaßter Mann, und wiederholte sein Geständniß. Auch die Bauerndirne wiederholte nochmals ihre Aussagen. Der Bauernknecht, der mit ihr im Holze gewesen seyn sollte, läugnete aber Alles schlechtweg: er sey mit der Dirne niemals im Walde gewesen, er habe nichts gesehen und wisse von nichts. Auch die Beschuldigten läugneten ihre That. Die geschwornen Männer befanden sich in nicht geringer Verlegenheit. Der wahre Mörder war frei und konnte nicht bestraft werden; die Strafbarkeit der Andern beruhte blos auf der Aussage einer Dirne von übelm Rufe und von beschränktem Verstande. Bei diesem Zustande der Dinge mochte es ihrem Gewissen zuwider seyn, die drei Beschuldigten als strafbar anzuerkennen. Sie sprachen sie also frei. Nach zwei Kriminalprozessen hat die Gerechtigkeit ein schreckliches Verbrechen noch nicht ahnden können! Das Auffallendste bei diesem Kriminalprozesse war wohl der klägliche Zustand des Försters Fremont. Da Jedermann ihn nun als einen Mörder kennt und flieht, so befindet sich der Elende in einer Lage wie etwa jene, denen ehemals Feuer und Wasser untersagt wurde. Jeder Schritt ruft ihm sein Verbrechen ins Gedächtniß zurück. Die Zeitungen haben angekündigt, er sey einige Tage nach dem Prozesse an einem Blutflusse gestorben. Dies wäre möglich. Es scheint, man hatte doch einigermaßen Mittel gefunden, ihm beizukommen. Die Kinder des Ermordeten hatten nämlich von ihm vor Gericht bürgerliche Genugthuung verlangt und es hieß, das Gericht habe ihn zur Erlegung einer Summe von 10.000 Franken verurtheilt. Ich begreife aber nicht recht, wie dies möglich gewesen ist; denn wenn das Gesetz verbietet, Jemand zweimal wegen desselben Verbrechens zu belangen, so geschieht dies doch wohl, weil vorausgesetzt wird, er sey das erstemal mit hinlänglichem Grunde als unschuldig freigesprochen worden. Wie kann er dann aber in der Folge zu einer Entschädigung in Geld angehalten werden, indeß sein Verbrechen selbst ungestraft bleibt? Ich fürchte, in dieser wichtigen Angelegenheit haben die Richter nicht ganz ihre Schuldigkeit gethan.

Dg.

Auflösung der Charade in Nr. 164:
Handkuß.

Sylben-Palindrom.

1. 2.

Es ist von großem Werth im Kriege,
Dem Feldherrn zeigt es die rechten Züge;
Auch üben's Minister und kluge Frauen,
Daß wir nicht zu tief in die Karte schauen.

2. 1.

Die erste Sylbe voraus der zweiten,
Wird es gleichförmigen Gang bedeuten;
Doch wird sich der Gang nach der Uhr mit nichten,
Wohl aber die Uhr nach dem Gang sich richten.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 171.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Juli 1830.

— An lustigem
Gesäd', an Spinnweb' hänget der Zeitvertreib.

Klopstock.

Ueber den Verfall des französischen Theaters.

Daß das Theater gegenwärtig und seit längerer Zeit in ganz Europa im Verfall ist, läugnet Niemand mehr, und über den kläglichen Zustand der deutschen Theater ist in diesen Blättern schon manches Wort gesprochen worden. Hören wir einmal zur Abwechslung, wie sich ein Franzose jene Erscheinung in seinem Vaterlande erklärt; vielleicht gibt uns dieß auch über die Krankheit unserer Schaubühne einige Aufklärung. Denn sonderbar! erst seit wir das Deutschthum proklamirt haben und uns schämen, öffentlich etwas den Franzosen nachzuahmen, ist es der Mühe werth, etwas von ihnen zu lernen. Der Franzose sieht den Grund des Verfalls des französischen Theaters vorzüglich in dem Umstande, daß die Nation, in Folge der Revolution, aus einer frivolen und flatterhaften, eine denkende und politische geworden ist. Wenn dieß nicht ganz unrichtig ist, so leidet vielleicht unser Theater auch etwas an den Nachwehen der Revolution, wie unsere Staatskörper, um am Ende sind wir politischer, als wir wissen.

* * *

Es ist schon vielfältig ausgeführt worden, warum Griechenland so viele dramatische Meisterwerke hervorgebracht hat, warum es den Römern nie damit gelingen wollte, warum Corneille und Racine, trotz ihres Genies, Paris nicht zu der Kunsthöhe erheben konnten, auf der einst Athen stand. Die Dichter Griechenlands sangen von ihren Helden und Göttern vor einem zahllosen Volke; jene Heldensagen lebten warm und kräftig in dem Gemüthe und der Phantasie jedes Griechen, sie waren der Kern, an den sich ihr ganzes politisches Leben schloß. Die lateinischen Tragiker führten einer kalten, ungläubigen Menge unbekannte Helden vor und Götter, an die Niemand mehr glaubte; der Herr der Welt unterhielt sich darum auch bald besser bei Thierhetze und Fechterspiel als vor der ernsten tragischen Bühne. Corneille und Racine fehlte Athens glückliche Freiheit, und es standen ihnen keine nationellen Stoffe zu Gebot, oder sie meinten dieß doch. Aber unter Ludwigs XIV. despotischer Regierung drängte man sich in die Schauspielhäuser; ja, die leidenschaftliche Vorliebe für das Theater erhielt sich im Publikum während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts; und jetzt, da wir freier, reicher, damit, sollte man meinen, vergnügungssüchtiger geworden sind, stehen die Schauspielhäuser leer. Gewöhnlich sieht man den Grund dieser Veränderung in den geringen Fähigkeiten der Schauspieler; offenbar aber ist der Verfall der Poesie und der Schauspielkunst nicht die Ursache, sondern die Folge jener merkwürdigen Erscheinung. Wären Schauspiele ein wirkliches Volksbedürfniß, so ständen gar bald Männer von Genie auf, die Meisterwerke dichteten, und Talmas, die sie spielten. Die ganze Geschichte beweist es: nie sind der Völker wahre Bedürfnisse unbefriedigt geblieben. Es fehlt uns gegenwärtig nicht an Köpfen; im Gegentheil, überall beklagt man sich über die zu große Konkurrenz; das Bedürfniß schafft Talente in

Menge überall, in allen Fächern. Wie viele, wie große Feldherrn lieferte Frankreich aus ſeinen Provinzen allen, als Frankreich Schlachten gewinnen mußte. Fand ſich doch ſogar ein Napoleon, der Mann des Geſchicks, der die Revolution beendigen ſollte. Wir haben gegenwärtig keine Talma, keine Corneille, weil wir der Talma und der Corneille entrathen können. Bedarf ihrer einmal das Volk, ſo werden die rechten Männer nicht lange auf ſich warten laſſen. Man lernte gar bald, Zucker aus Runkelrüben machen, als unſere Kolonien uns keinen mehr ſchikken konnten. Es war dieß wohl ein kitzlichteres Ding, als ein Trauerſpiel zu machen, und hätten die Engländer nicht unſere Häfen blokirt, ſo äßen wir noch heute lauter Rohrzucker. Wo ſind aber heutzutage die Leute, die das Theater leidenſchaftlich lieben? Man hat zu Hauſe keine Langeweile mehr; die Winterabende verſtreichen einem gar angenehm am Kamin, warum ſoll man da weit laufen und doch nicht mehr Spaß haben? Man ziehe von dem Theaterpublikum die neugierigen Fremden, die Weiber und Zierbengel, die hingehen, um ſich ſehen zu laſſen, die Leute ab, die umſonſt hineinkommen, und man wird ſich überzeugen, wie wenig Theil die Maſſe der Bevölkerung an dieſen Spielen nimmt, die keine Volksbeluſtigung mehr ſind und gleich weit außerhalb der Moral, wie der Literatur liegen.

Es gibt ein unfehlbares Mittel, die Schauſpielhäuſer wieder zu füllen, aber nur ein einziges: man darf nur die Zeitungen unterdrücken und die Leſekabinette ſchließen. Die Theaterdirektoren mögen dieß wünſchen, es kann ſogar ſeyn, daß ſie nicht die einzigen ſind; aber alles wohl bedacht, dürfte dieß nicht ganz thunlich ſeyn. Die Preſſe iſt heutzutage die wahre Speiſe für die Neugierde des Volks. Sie führt uns jeden Tag das ernſteſte und anziehenſte aller Dramen vor Augen. Bei ihr ſind alle unſere Gedanken, alle unſere Wünſche, alle unſere Beſorgniſſe. Wir haben nicht Zeit, uns für eingebildete Leiden zu intereſſiren, während die wichtigſten Intereſſen eines Jeden in Gefahr ſind. Frankreich war vor der Revolution zur völligen Nichtigkeit, zur größten geiſtigen Leerheit verurtheilt; zu ſprechen wußte man nichts, als von Tanz und Hofgeſchichten; war es da zu verwundern, daß ein neues Werk oder eine erſte Vorſtellung im Theater großen Lärm machte? War dieß nicht das Wichtigſte, was ſich ereignen konnte? Ein Mann hatte ein ernſtes oder unterhaltendes Thema in ſeinem Kopfe verarbeitet, und er theilte nun dem Publikum alle ſeine Ideen mit; man konnte kritiſiren, applaudiren, ſich ſeine Empfindungen mittheilen. Was brauchte es mehr, um ganz Paris auf die Beine zu bringen? Iſt es dagegen zu verwundern, daß man gegenwärtig, wo ſo viele Ideen die öffentliche Meinung beſchäftigen, kaum darauf achtet, wann der Theaterzettel ein neues Stück ankündigt? Die Umwälzung, welche die Sitten erlitten haben, iſt alſo nur eine Folge der großen politiſchen Umwälzung.

(Der Beſchluß folgt.)

Das heutige und das ehemalige Klima Roms.

(Fortſetzung.)

Man wende nicht ein, die Römer ſeyen abgehärtet genug geweſen, um eine Kälte von ein Paar Graden ohne Beſchwerde ertragen zu können. Denn im Gegentheile ſcheinen ſie ſehr empfindlich dafür geweſen zu ſeyn. Martial nennt das heutige Tivoli gelidum Tibur, und macht ſich über diejenigen luſtig, welche blos der Mode wegen dort und in Präneſte Landhäuſer anlegten und dem daſigen kalten und ſteinigen Boden eine Fruchtbarkeit abzugewinnen ſuchten, welche, wie er behauptet, gegen ſeine Natur ſey. Tivoli iſt aber heutzutage nicht kälter und nicht wärmer als die umliegende Gegend; nur wird es durch ſeine nach Nordoſt gekehrte Lage gegen die ſengenden Sonnenſtrahlen der drei Sommermonate geſchüzt. Aus dieſem Grunde zogen ſchon zu Auguſts Zeiten einige Römer nach der Mode Tivoli der übrigen Gegend vor; andern dagegen (und zu dieſen mag der Epigrammatiker gehört haben) ſchien ſchon ſeine gemäßigte Temperatur zu kühl.

So viel ich beim flüchtigen Durchblättern der Komiker, das heißt, des Plautus und Terenz, abnehmen können, iſt wohl hin und wieder von großer Hitze, aber nie von großer Kälte die Rede; dagegen finden ſich im Livius mehrere Stellen, welche der leztern in den beſtimmteſten Ausdrücken Erwähnung thun: dieſer Hiſtoriker gedenkt eines Jahrs, wo auf dem albaniſchen Berge (im engern Sinne genommen, der höchſten Spitze derjenigen Kette, welche im Allgemeinen mit demſelben Namen bezeichnet ward, jezt Monte Cavo genannt) eine ſolche Menge Schnees gefallen ſey, daß man die latiariſchen Feſte nicht habe feiern können, und eines andern, wo die Tiber zugefroren geweſen ſey. Wenn von der einen Seite dieſe beiden Beiſpiele von Kälte gegen meine Vermuthung, daß das Klima Roms vor ungefähr zweitauſend Jahren milder geweſen ſey als heutzutage, zu ſprechen ſcheinen, ſo laſſen ſich von der andern gerade aus ihnen, wenigſtens aus dem Schnee auf dem albaniſchen Berge, Beweiſe für dieſelbe ableiten. Ich löſe dieſes ſcheinbare Räthſel. In welchem Monate des Jahres die latiariſchen Feſte auch gefeiert worden ſeyn mögen (im Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, bin ich nicht im Stande, mir beſtimmte Auskunft darüber zu verſchaffen), ſo beweiſt doch der von Livius angeführte Umſtand des gefallenen Schnees, daß dieſe Feſte im Winter ſtattgefunden haben müſſen. Die latiariſchen Feſte (Feriæ Jovis Latialis) waren, ihrem Urſprunge nach, bürgerlich-politiſch-religiöſe Verſamm-

lungen aller Völker Latiums, bestimmt, leztere in einen gemeinschaftlichen Bund zu vereinigen, ihnen ein gemeinschaftliches Interesse einzuflößen und, wie widerstrebend auch die einzelnen Theile seyn mochten, ein zusammenhängendes Ganze daraus zu bilden. Zu dem Ende wurden im Tempel des latiarischen Jupiter Sühnopfer gebracht, Streitigkeiten geschlichtet, Feindschaften ausgeglichen und Versprechungen künftiger Verträglichkeit abgelegt; es schien eine einzige große Familie zu seyn, welche, nachdem für eine gewisse Zeit der Unfriede in ihr geherrscht, ein allgemeines Versöhnungsfest feierte. Daß auch bürgerliche Geschäfte abgethan, Gastfreundschaften eingegangen und Käufe und Verkäufe geschlossen wurden, ist um so eher zu vermuthen, als von der einen Seite die Gelegenheit, sich hier auf einem Punkte zusammenzufinden, und von der andern die Schwierigkeit des Reisens in der damaligen Zeit dazu einluden. Diese Feste dauerten drei, nach andern Schriftstellern gar acht Tage. Häuser standen oben auf dem Berge nicht; man mußte also unter Zelten schlafen. Da nun die Feste im Winter gefeiert wurden, so frage ich, ob die Menschen oben auf dem Berge hätten ausdauern können, wenn das Klima damals nicht milder gewesen wäre als heutzutage, um so mehr, da bei der beträchtlichen Höhe desselben (mehr denn zweitausend Fuß über der Meeresfläche) oben die Luft unverhältnißmäßig rauher als in der Ebene seyn mußte.

Aus dem bürgerlichen Leben der Römer kann hier noch ein Zug nachgeholt werden, der zur Unterstützung meiner Vermuthung von Wichtigkeit ist. Bekanntlich war es unter ihnen das Zeichen der Knechtschaft, mit bloßem Kopfe zu gehen; *) folglich trugen die Sklaven weder Hut, noch Mütze, noch sonst eine Bedeckung. Das wäre ihnen, da sie meistens im Freien zubringen mußten, bei positiver Kälte ohne Nachtheil nicht möglich gewesen, und ihre Herrn waren im Allgemeinen zu besorgt für sie, um sie ungesunden Einflüssen auszusetzen.

Alle bisher angeführten Umstände lassen also auf die Abwesenheit des eigentlichen Frostes schließen und blos eine gewisse Kühle voraussetzen, welche sich immer noch um mehrere Grade über dem Gefrierpunkte erhalten haben kann. Aber selbst eine solche milde Witterung mußte den Römern, welche im Sommer an eine starke Hitze gewöhnt waren, beschwerlich fallen. Es läßt sich vernünftigerweise annehmen, daß sie sich dagegen zu schützen gesucht haben. Dieß geschah vermittelst der Holzfeuer, welche man Fokus nannte. Es entsteht jezt die Frage: gab es irgendwo im Hause einen allgemeinen Fokus, an welchem sich die ganze Familie erwärmte, oder hatten die Mitglieder derselben jedes in seinem Zimmer einen besondern? Daß lezteres nicht der Fall seyn konnte, haben wir oben gesehen. Es gab also einen gemeinschaftlichen Fokus für das ganze Haus. Dieser brannte an einem Orte, wo der Rauch nicht beschwerlich fallen konnte, nämlich im Atrium, und ward hier von einem Sklaven unterhalten, der Fokarius hieß. Das Atrium diente der Familie zum allgemeinen Versammlungsorte, zum Empfangzimmer, ja selbst zur Küche; hier war der große Herd, auf welchem die Hausgötter und die Bilder der Vorfahren standen, neben denen man also Suppe kochte und den Braten wendete, und die deshalb dergestalt vom Rauche zu leiden hatten, daß sie von mehreren Schriftstellern fumosi genannt werden, so wie der Ort selbst von seiner schwarzen Farbe den Namen atrium führte. Das Atrium war oben mit einem Segel überspannt (laquearium), welches aufgezogen wurde, sobald man Feuer auf dem Herde anzündete. Die elegante Welt von heutzutage wird es vielleicht anstößig finden, daß die Römer ihre Assembleen in der Küche hielten; aber die Sache ist einmal so, und die Küche ist noch heutiges Tages in Italien das Wohn-, Eß- und Empfangzimmer der mittlern und untern Klassen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Aus diesem Grunde, und dies ist ein sehr charakteristischer Zug, nimmt noch heutzutage die mittlere und untere Klasse der Römer nur mit dem äußersten Widerwillen den Hut ab, selbst in den Zimmern der Vornehmen. Dasselbe ist seit der Revolution in Frankreich der Fall gewesen; noch vor fünfundzwanzig Jahren trat kein Handwerker unbedeckten Hauptes ins Zimmer seiner Kunden. In Frankreich wird sich vielleicht mit dem Andenken an die genossene Afterfreiheit jene Sitte nach und nach verlieren, während ihr die Römer, bei jedem Schritte auf Trümmer ihrer alten republikanischen Größe stoßend, wahrscheinlich noch für längere Zeit zugethan bleiben dürften.

Morgen.

Die Nacht stumm auf der Erde lag,
In Osten dämmernd kaum der Tag,
Mit kaltem Hauch, mit Wolken dicht,
Und weit, so weit kein einzig Licht!

Die Welt noch ohne Sorge schlief,
Mir ward so bang im Herzen tief.
Ich fragte wohl in stillem Graus:
„Ist's wahr, daß dort ein Vaterhaus?

Daß, wenn der Leib hat ausgelebt,
Der Geist auf leichten Schwingen schwebt,
Licht, fesſellos, den Engeln gleich,
Hinüber in ein freies Reich?“

Und wie ich sinn' und bangend steh',
Und mir im Herzen wird so weh,
Kein Wort des Trostes zu mir dringt,
Nicht eine Thräne los sich ringt:

Da starrt' ich in die Ferne hin,
Das Auge düster, wie der Sinn.
O könnt' es, dacht' ich, alsogleich
Zum Tod sich schließen matt und bleich!

Und sieh! es trieb aus diesem Grau'n
Fast unbewußt mich, aufzuschau'n.
O Wunder! licht im Sonnenstrahl
Erglänzt auf einmal Berg und Thal.

Und was ich durch die ganze Nacht
Mit langem Grübeln nicht erdacht,
Sinkt leis mir nun, wie Traum erblüht,
Als Strahl des Glaubens ins Gemüth.

Reinhold Köstlin.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Proklamation Wilhelms IV.

Unser neue König, Wilhelm der Vierte, erwirbt sich schon durch manchen einfachen, seiner offenen Natur angemessenen Zug die Art von Volksliebe, die so wesentlich das Glück des Fürsten und seiner Bürger befestigt. Vor einigen Tagen fand seine Proklamirung als König unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten an mehreren Orten Londons statt. Bevor der Zug der Herolde vom St. Jamesschlosse sich in Bewegung sezte, mußte auch nach alter Sitte in Gegenwart des neuen Fürsten die Proklamirungsakte vom Wappenkönige im Schloßhofe selbst abgelesen werden. Schon früh Morgens war St. James mit Zuschauern angefüllt, da fiel es einem Hofmanne, Gott weiß aus welchen Spleen, ein, die zahlreiche Menge aus dem ohnehin kleinen Hofe weisen und die Thore schließen zu lassen. John Bull, sonst keineswegs so zahm, hat so viel Achtung für seine Fürstenfamilie, daß es sich im Umkreise der königlichen Wohnung solche Mandements by Authority mit vieler Gemüthlichkeit gefallen läßt. Endlich kam der Augenblick, wo die Proklamation beginnen sollte. Der König erschien auf dem Balkon, umgeben von allen männlichen Mitgliedern seines Hauses, dem Herzoge von Wellington und andern Großen; Alles war da, der Wappenkönig, zum Ablesen bereit, die Wappenherolde, die gepanzerten Ritter, ein Piquet der Garde, aber etwas fehlte — das Volk. Kaum bemerkte der König dies, als er einen Lord verwundert fragte: „Where is the people?“ (Wo ist das Volk?) und als dieser gar die Antwort gab, man habe sich dessen Gegenwart höflichst verbeten, da kannte der Unwille des Monarchen keine Grenzen; er gab Befehl, unverzüglich das Schloßthor zu öffnen; John Bull (worunter man in Westend sich immer sehr wohlgekleidete Personen aus den Mittelklassen denken muß) stürzte hinein, und ein dreimaliges Hurrah zeigte dem neuen Monarchen, daß sein Volk ihn verstand. Gleich darauf begann der King of Arms sein Geschäft, und der Zug sezte sich nun nach der City in Bewegung, an deren Grenze, von der Westminsterseite her, Temple Bar bekanntlich nach altem Brauche mit hölzernem Bretterwerk verschlossen und dem königlichen Herolde nicht eher geöffnet wird, als bis vom Lord Mayor die Erlaubniß hiezu ertheilt worden ist; ein Spielwerk zwar, ein Ueberbleibsel einer längst vergangenen Zeit, aber eine um so ehrwürdigere Reliquie, weil sie in lebendiger Darstellung an die uralte Vorsicht der freien Städte gegen die Feudalmacht erinnert. Sämmtliche hier anwesende Mitglieder des Geheimenrathes, Richter, Peers und Parlamentsglieder hatten schon vor der Proklamirung den Huldigungseid geleistet. Vom Militär hört man dergleichen gar nicht, und hierin unterscheidet sich England auch wieder wesentlich von fast allen erblichen Monarchien Europas. Man weiß hier in solchen Fällen nichts von der Aengstlichkeit, womit man in andern europäischen Hauptstädten die Beeidigung des Militärs als erstes und wesentlichstes Erforderniß betrachtet, als ob das neue erbliche, rechtmäßige Oberhaupt eines Reiches sich vor seinem Volke zu fürchten hätte! Aber freilich kennt auch das englische Gesez kein stehendes Heer im Sinne des übrigen Europas; nach der bill of rights ist die Anwerbung und Unterhaltung eines Soldaten im Frieden ohne Einwilligung des Parlaments gesezwidrig, und bis auf den heutigen Tag würde das brittische Heer ohne jene alljährlich erneuerte Einwilligung der Volksrepräsentanten von selbst als aufgelöst betrachtet seyn und kein Bürger zu seinem Unterhalte Steuern zahlen. Aus diesem Grunde steht das hiesige Heer in einem ganz andern Verhältnisse zu der vollziehenden Gewalt und dem Volke, als in andern Ländern. Dagegen wird die Seemacht als die natürliche Schuzwehr des Landes betrachtet, als das Palladium der Nation. Daß das Land einmal wieder einen Blue jacket King erhalten hat, was seit dem bigotten Jakob dem Zweiten nicht der Fall war, macht unsern gegenwärtigen König Wilhelm zum Abgott der Seeleute. Von seiner zarten Jugend an zum Seedienste erzogen, hat er seinem Stande fortwährend seine ganze Thätigkeit gewidmet, wo er sie nämlich äußern konnte und durfte; denn man wollte den königlichen Prinzen nie einer Verantwortlichkeit als Befehlshaber einer Flotte aussezen. Hier mag auch nicht die unrechte Stelle seyn, die eigentliche Ursache zu erwähnen, welche seine frühere Spannung mit dem Herzoge von Wellington und die Niederlegung seiner Stelle als Großadmiral veranlaßte. Er war mit dem tapfern Sir Edward Codrington, dem bekannten Züchtiger der Osmanlis, sehr vertraut, und dieser äußerte ihm in einem seiner Briefe, daß eine kleine Verstärkung seiner Flotte im mittelländischen Meere wünschenswerth sey. Der Herzog, welcher sich gerade als Großadmiral auf einer Inspektionsreise in den Kriegshäfen befand, gab sogleich den Befehl zur Ausrüstung zweier Linienschiffe, die seinem Freunde Red (Edward) Sukkurs bringen sollten. Den Herrn Diplomaten kann aber selten etwas verschwiegen bleiben. Fürst Polignac, damals noch Ambassadeur am hiesigen Hofe, von dieser neuen Ausrüstung durch irgend einen politischen Spion in Kenntniß gesezt, verfügte sich zu Lord Aberdeen und wünschte die Ursache dieser Verstärkung der brittischen Flotte im Mittelmeere zu wissen. Die Antwort des Ministers war, Se. Exzellenz wisse mehr, als er und seine Kollegen; endlich ergab es sich, daß Se. königl. Hoheit, ganz im Charakter des Seemanns, die Ausrüstung vorläufig auf sich genommen hatte, in der Ueberzeugung, daß die großmüthigen und hochherzigen Minister gar keinen Anstand nehmen werden, seinem Freunde Red aus reiner Liebe ein Paar Dreidecker mehr zuzuschicken. Es kam zu Erörterungen, der Herzog von Wellington, ein ganz eigener erster Lord der Schatzkammer, verweigerte mehreren Geldanweisungen seine Sanktion, und der Prinz legte zum Leidwesen der ganzen Marine seine Stelle nieder. Offenherzigkeit und Freimuth in Sprache und Handlungsweise sind überhaupt eigenthümliche Tugenden der Seeleute, die bei uns Landmännern (im Sinne des englischen Wortes Landsman) nur ausnahmsweise vorkommen, und die Verhandlungen der Seebeiden auf Stationen, wo sie auch die diplomatische Feder schärfen müssen, werden scherzhaft Quarterdeck Diplomacy genannt.

R—s.

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Juli 1830.

Wem das Herz ruhig selig schlägt, der sucht in der unsichtbaren Kirche keine sichtbare; der ganze Tempel der Natur ist der Tempel der Liebe, und überall stehen Altäre und Kanzeln.

Jean Paul.

Sonntagsfeier auf den Alpen.

Im Thale drunten schallt Geläute,
Viel Hirten wallen nah und fern:
Gar heiter winkt das Kirchlein heute,
Gar festlich strahlt der Tag des Herrn!

Ich bin allein auf diesen Triften;
Kein Lied ertönet, fromm und zart,
Kein Priester mir aus heil'gen Schriften
Die Wunder Gottes offenbart.

Doch hör' ich nicht ein fernes Rauschen,
Wie feierlichen Orgelton? —
Darf ich den Geisterchören lauschen,
Bin ich so nah dem Himmel schon?

Der Waldstrom ist's, der mit Geplätscher
Herabstürzt von der Felsenwand,
Und mahnend steht vor ihm der Gletscher
In seinem weißen Chorgewand.

Du Riese stolz! ich wank' und klimme
Zu dir hinan mit scheuem Fuß . . . .
Ich höre deine Priesterstimme,
Verstehe deinen ernsten Gruß!

Lichtstrahlen flimmern und umziehen
Die Krone dir mit goldnem Glanz:
Ich liege betend auf den Knieen
Vor deiner heiligen Monstranz!

Mir ist, als hör' ich fromme Sagen,
Und mich umfängt ein Heiligthum;
Die Flur hat vor mir aufgeschlagen
Ihr Blumenevangelium.

Da rufen leis mir aus dem Moose
Viel tausend Alpenröslein zart,
Und künden, wie in ihrem Schooße
Der Himmel still sich offenbart.

In deiner Blumen tiefem Grunde
Les' ich mit Lust, du reiche Trift!
O Dank für deine frohe Kunde,
Für deine friedevolle Schrift!

Du lehrest mich in bunten Zügen:
„Der Vater hat die Kinder lieb!"
Ich glaube dir, du kannst nicht lügen,
Dieweil der Herr dich selber schrieb.

Wie ist mir wohl in meinem Sinne,
Wie legt so mild sich aller Schmerz!
Voll Bruderlieb' und Gottesminne,
So frisch und selig schlägt mein Herz!

Im Thale drunten läutet wieder
Das helle Glöcklein feierlich,
Verklungen sind die frommen Lieder,
Es öffnet leis die Pforte sich.

Und aus dem engen Kirchlein treten
Die Hirten alle still heraus,
Derweil ich feiernd, in Gebeten,
Gekniet im weiten Gotteshaus.

Ich wandle rasch zum Thale nieder,
Ein innig Sehnen hebt die Brust:
Ich muß hinab! — o drückt mich wieder
Ans Bruderherz mit frommer Lust!

Adolph Stöber.

Das heutige und das ehemalige Klima Roms.

(Beschluß.)

Aus dem Umstande, daß die Foci der Römer im Atrium unterhalten wurden, läßt sich abnehmen, daß die Kälte zur damaligen Zeit nicht eben streng gewesen seyn müsse. Denn das Atrium hatte wahrscheinlich, wenn wir die verschiedenen Zwecke erwägen, zu welchem es diente, einen großen Umfang; überdem war es durch keine Thür verschlossen, sondern mit einem Vorhange versehen, den ein Sklave, Atriensis genannt, auf- und zuzog; natürlich mußte das Zelt, mit welchem das Atrium überspannt war, wann das Feuer brannte, wo nicht ganz, doch zum Theil geöffnet werden. Da auch die Thüre, welche ins Innere des Hauses führte, nicht verschlossen war (noch heutiges Tages, obgleich bei vermehrter Rauhheit des Klimas, stehen Winter und Sommer alle Thüren und Fenster in Rom offen), so herrschte dort vermuthlich ein so arger Luftzug, daß, wäre noch ein eigentlicher Frost hinzu gekommen, keines Bleibens darin gewesen wäre.

Ich wiederhole also, was ich schon oben gesagt habe: meiner Meinung nach ist das Klima Roms seit zweitausend Jahren bedeutend rauher geworden. Aber nicht allein über Rom, sondern über die ganze gemäßigte Zone Europas scheint sich diese Veränderung erstreckt, die kalte dagegen eine Milderung erfahren zu haben. Diese Veränderung des Klimas auf der nördlichen Halbkugel Europas scheint übrigens nicht arithmetisch, sondern sogar mathematisch fortgeschritten zu seyn. Davon zeugt, meiner Meinung nach, unter anderm die Bauart der Häuser aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte, wie sie noch heutiges Tages in den großen Städten Italiens, besonders in Rom und Venedig gefunden werden, auf das Unwidersprechlichste; und haben hier auch die Zimmer nicht eben die Höhe und den Umfang der Gemächer im kaiserlichen Pallaste auf dem palatinischen Berge; so ist doch erstere (von fünf-und-zwanzig bis dreißig Fuß) noch immer so bedeutend, daß selbst geborne Römer im Winter mit Widerwillen darin zu leben anfangen. Ich machte einst einem römischen Großen über die grandiose Bauart seines Pallastes mein Kompliment; was er erwiederte, war eben nicht schmeichelhaft für das Andenken desjenigen seiner Vorfahren, welcher denselben erbaut hatte. Er schloß mit den Worten, „E se fosse solamente abitabile!“ (wenn er wenigstens bewohnbar wäre!) Interessant ist, daß, je älter die Palläste sind, sie desto höhere Stockwerke haben. Bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts trifft man immer nur zwei, von da an aber meistens drei Stockwerke; außerdem befinden sich noch zwischen dem Erdgeschosse und dem ersten Stockwerke, oder zwischen diesem und dem zweiten, sogenannte Mezzaninen und über dem dritten Stockwerke Mansarden. Nehmen sich die ältern Palläste, z. B. die Palläste Giraud von Bramante, Sciarra von Vignola u. s. w., wie olympische Götterwohnungen aus, so sehen die aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, an ihrer Spitze besonders der Pallast Chigi, wie Kasernen aus.

Neben den Beweisen aus dem bürgerlichen und öffentlichen Leben und aus der Bauart der Häuser der alten Römer, welche ich oben zur Unterstützung meiner Vermuthung angeführt habe, hätte ich leicht noch mehrere aus dem Thier- und Pflanzenreiche anführen können.

Schließlich nur ein Paar Worte vom Wein. In den Dichtern wird häufig, neben den kampanischen Weinen, auch der römischen gedacht, und von einer Art der leztern bemerkt, daß sie ein Alter von vier Jahren erreicht haben müsse, um gut zu seyn. Heutzutage dürfte selbst die beste Gattung der römischen Weine keinen Vergleich mit einem nur etwas im Rufe stehenden ausländischen Wein aushalten. Horaz (in der zwei-und-zwanzigsten Ode des ersten Buchs) lädt seinen Gönner Mäcenas auf einen Becher Sabiner Wein ein, den er selbst auf Flaschen gefüllt und versiegelt zu haben versichert; er bittet ihn, damit zufrieden zu seyn, weil er ihm weder Falerner noch Formianer vorsetzen könne. Aus dieser Stelle sieht man, daß man den Sabiner Wein damals nicht allein aufzubewahren pflegte, sondern daß er auch gut genug war, um einem an die besten ausländischen Weine gewöhnten Gaumen vorgesezt zu werden. Heutzutage wiederfährt die Ehre des Versiegelns selbst dem besten Civita Lavinia oder Genzano nicht, und die Sabiner Weine, von welchen kein einziger Namen hat, hält man für so schlecht, daß sie entweder gar nicht nach Rom gelangen und an Ort und Stelle getrunken werden müssen, oder höchstens, ihres geringen Preises wegen, den hiesigen Gastwirthen zur Verfälschung der bessern Sorten dienen. Aber auch die Falerner Weine, so wie überhaupt alle übrigen des glücklichen Campaniens, sind aus der Reihe der berühmten Weine verschwunden und keine einzige gelangt davon ins Ausland.

Es würde mich freuen, wenn Physiker von Profession, durch diese meine Bemerkungen aufmerksam gemacht, den Gegenstand einer eigentlichen wissenschaftlichen Beleuchtung unterwerfen, besonders wenn sie, worauf es hier allein ankömmt, was aber allerdings sehr schwer seyn wird, versuchen wollten, den mittlern Wärmegrad der lezten acht-

zehn Jahrhunderte ſo viel möglich zu beſtimmen. Daß es in Italien Jahre gegeben haben mag, wo die Kälte ſtärker als gewöhnlich geweſen iſt (ich ſelbſt habe davon zwei Beiſpiele angeführt), beweiſt nichts, als daß jede Regel ihre Ausnahmen leidet und daß es atmoſphäriſche Bedingungen geben kann, welche ſelbſt in den wärmſten Ländern Froſt erzeugen.

Ueber den Verfall des franzöſiſchen Theaters.

(Beſchluß.)

Sonſt war die Freiheit nirgends als auf der Bühne, wenn anders der gute Wille des Herrn einen etwas freiſinnigen Spruch durchgehen ließ, aus dem dann der geſunde Menſchenſinn der Zuſchauer die Nutzanwendung zog. Jezt, mittelſt der Freiheit der periodiſchen Preſſe, denkt jeder mit Allen, und ohne über die Thürſchwelle zu kommen, befindet man ſich in fortwährendem Verkehr mit dem ganzen Lande. Jener kleinlichen Bühnenpublicität, jener in Vorſicht gehüllten Kritiken bedarf es alſo nicht mehr; erſchallt ja Tag für Tag die Stimme der öffentlichen Meinung laut über ganz Frankreich. Dieß iſt der Grund, warum weder Klaſſiker, noch Romantiker jene Vorliebe für die Bühne wieder wecken können, die im Schooße der politiſchen Langeweile erwuchs und die ein ernſterer Sinn dem lebenden Geſchlechte völlig entfremdet hat.

Um ſich unmittelbar von der Richtigkeit dieſer Bemerkungen zu überzeugen, braucht man nur die Einnahme der verſchiedenen Pariſer Theater zu vergleichen. Man würde ſogleich finden, daß diejenigen Bühnen, auf welchen die vornehmſten Werke der dramatiſchen Literatur aufgeführt werden, diejenigen alſo, denen die beſten Schriftſteller ihre Werke anbieten, gerade tiefer geſunken ſind als die andern. Alſo der aufgeklärte Theil des Publikums bleibt aus dem Theater weg; nicht als ob die Kultur Rückſchritte gemacht hätte, ſondern weil die geiſtigen Bedürfniſſe andere geworden ſind. Würde Tag für Tag in allen Schauſpielhäuſern eine Sitzung der Deputirtenkammer vorgeſtellt, wäre nie Platz genug für die Neugierigen. Es iſt dieß einmal der Lebensinhalt des Jahrhunderts, er reißt alle Geiſter in ſeinen Kreis, und für das Theater bleibt nichts übrig als die Launen einer flüchtigen Neugier. So war es ſonſt nicht; ſonſt gab es nichts Intereſſanteres auf der Welt als die Bühne, vor der man ſich verſammelte, um in Geſellſchaft zu denken. Heutzutage drängt ſich die Menge hie und da nur noch zum Vaudeville, zum Melodram und zur Oper. Ins Vaudeville geht man, wenn man gerne lachen und ſich zerſtreuen möchte; das Melodram der Boulevards iſt doch wohl nicht für die gebildeten Klaſſen der Hauptſtadt beſtimmt, und in der Oper finden ſich bekanntlich Zuſchauer ein, denen auf der Welt nichts an Poeſie und dramatiſcher Kunſt liegt.

Zur Zeit, als die Zeitungen dem Publikum Dinge vorſagten, die es nicht wiſſen mochte, als nämlich die Cenſur ſich Mühe gab, ſie ſo nichtsbedeutend zu machen, als die Gazette de France vor der Revolution war, da ſtrömte wieder die Menge eifrig in die Theater, da ſuchte ſie, indem ſie begierig Anſpielungen aufgriff und den Sinn der Worte drehte und wendete, zwiſchen vier Mauern und ein wenig laut, vor zwölf-, vierzehnhundert Zeugen auszuſprechen, was die Cenſur jeden Tag die periodiſche Preſſe nicht ſagen ließ. Damals ſtanden alle Theater ganz vortrefflich. Das Odeon und das Théâtre français konnten ſicher auf eine Einnahme von 4000 Fr. rechnen, ſo oft man Tartüffe gab. Das Haus war gedrängt voll Leuten, die ſich eingefunden hatten, um den berühmten Vers: Nous vivons sous un prince, ennemi de la fraude, viermal zu beklatſchen. Gegenwärtig ließe ſich nicht Ein Bravo hören; die öffentliche Meinung iſt anderswo beſchäftigt, als im Theater, und äußert ſich ganz anders, als durch Anſpielungen.

Seit die Theater in Verfall gerathen, hat man ſich vielfältig nach Gegenmitteln umgeſehen. Man hätte ſich aber wohl viele Mühe erſpart, wenn man bedacht hätte, daß dieſes Sinken der Bühnenkunſt, ſo verdrießlich es für Schriftſteller, Schauſpieler und Direktoren ſeyn mag, ein Uebel iſt, das dem Publikum keinen großen Kummer macht, und für deſſen Heilung es ſich daher nicht ſehr intereſſiren wird. Noch einmal, wenn man die Zeitungen unterdrückte, wenn man Mittel und Wege fände, das Publikum davon abzugewöhnen, ſo wäre der Geſchmack am Schauſpiel mit einemmal wieder da. Aber dieſes Mittel iſt etwas heroiſch, und ich zweifle, ob Jemand Muth genug hat, es anzuwenden.

Die dramatiſche Literatur kann ſich, wie jede andere, nur unter einem freien Volk entwickeln. Kommt es nun bei uns einmal ſo weit, daß das Theater ſo frei wird als die Preſſe, dürfen einmal politiſche Dramen aufgeführt werden, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß das Volk die großartigen, mächtigen Leidenſchaften, die in der Wirklichkeit, ohne theatraliſche Illuſion, alle Gemüther ſo lebhaft anziehen, mit Intereſſe auch auf der Bühne ſich wird entwickeln ſehen. Doch dahin haben wir noch weit. Noch nicht lange hat die Cenſur nach fünfzig Vorſtellungen die Entdeckung gemacht, daß es gefährlich ſeyn möchte, das Publikum die drei kleinen Miniaturbilder ſehen zu laſſen, welche Scribe ganz unſchuldig unter dem pompöſen Titel: Avant, Pendant et Après ausgeſtellt hatte. Wie wird es gehen, wenn einmal der Mann auftritt, der im Stande iſt, dieſes Gemälde im Großen auszuführen?

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Ein ſeltſamer Mord.

Vor einigen Wochen, als ich durch die St. Margarettenſtraße in der Vorſtadt St. Germain ging, ſtand eine Menge Menſchen vor den Läden und mitten auf der Gaſſe; alle ſchienen in banger Erwartung auf etwas zu harren, das vorüberziehen ſollte. Da nun am Ende dieſer Straße das

Militärgefängniß steht, das ehemals das Gefängniß der alten Abtei St. Germain war und als solches noch zwei kleine gothische Thürmchen, sonst aber ein ziemlich neues Ansehen hat, so erriethe ich bald, daß hier ein Gefangener vorbeigeführt werden sollte, um seine Strafe zu erleiden. Am Morgen hatten die Zeitungen angekündigt, daß das militärische Revisionsgericht die Appellation des zum Tode verurtheilten Soldaten Debuire verworfen habe. Es dauerte wenige Minuten, so kam der Zug vorüber. Voran einige Gensd'armen zu Pferde, dann eine Kompagnie Soldaten zu Fuße mit der Trommel, dann der Miethwagen, dessen Kutscher vielleicht an demselben Tage ein Liebespaar zur Trauung oder eine Gesellschaft ins Schauspiel führte; aus dem Kutschenfenster sah der Verurtheilte, ein dreißigjähriger Mann, ganz unbefangen heraus, als ob ihn die Sache gar nicht anginge; zur Seite saß ein Geistlicher, der aber, wie gewöhnlich bei den Verurtheilten in Paris, wenig Gehör fand, und vielleicht auch nichts weiter that, als für den armen Sünder beten; hinterdrein wieder eine Kompagnie zu Fuß und einige Gensd'armen zu Pferde. Der Zug ging ziemlich schnell vorüber, nach der Grenelle-Ebene außerhalb der Stadt, und in wenigen Minuten hatte sich die Menge verlaufen; die Straße hatte wieder ihr gewöhnliches Ansehen, und am folgenden Tage meldeten die Zeitungen, der Soldat Debuire habe standhaft die ihm zuerkannte Todesstrafe des Erschießens erlitten, und habe Wort gehalten, indem er zuvor zu den Soldaten gesagt: „Ihr sollt sehen, daß ich den Tod nicht fürchte!“ Weiter war von diesem Menschen keine Rede mehr. Indessen ist sein Verbrechen doch von der Art, daß die Geschichte desselben die Aufmerksamkeit der Psychologen auf sich zu ziehen verdient; vielleicht liegt auch eine Lehre für die Obrigkeit darin. Der Soldat Debuire war aus dem nördlichen Frankreich gebürtig, und hatte sich ziemlich jung an eines Andern Stelle zum Kriegsdienste einschreiben lassen. Er hatte sich immer gut aufgeführt, und daher die Achtung seines Sergeanten erworben, der ihm, da Debuire etwas schwach war, den Kriegsdienst erleichterte und ihm ruhige und nicht ermüdende Geschäfte auftrug. Als dieser Sergeant in der Folge in eine besser besoldete Kompagnie der Pariser Garnison versetzt wurde, zog er auch seinen Schützling Debuire in dieselbe und fuhr fort, sich desselben anzunehmen. Derselbe Sergeant hielt übrigens sehr auf Mannszucht und bestrafte die kleinen Vergehen und Nachlässigkeiten im Kriegsdienste mit kurzem Arreste, wie er dazu berechtigt war. Da sich vor nicht gar langer Zeit auch Debuire eines solchen Vergehens schuldig gemacht hatte, schonte er seinen jungen Schützling nicht und erkannte ihm einen viertägigen Arrest zu. Im französischen Dienste ist eine solche Strafe äußerst leicht, da sie mit keiner körperlichen Züchtigung verbunden ist und nur in dem Verbote besteht, das Arrestzimmer zu verlassen. Von diesem Tage an faßte aber Debuire einen bittern Groll gegen seinen Wohlthäter und beschloß, sich an ihm zu rächen. Dazu kam, daß einer seiner Mitsoldaten, der im Hospitale seitdem gestorben ist, auf dem Krankenbette im Gespräche mit ihm gesagt hatte: „Dieser Sergeant wird der Kompagnie sehr zu schaffen machen.“ Mehr bedurfte es nicht, um Debuire zur Ermordung seines Wohlthäters zu verleiten. Um sich eine Waffe zu verschaffen, die ihm als Mordwerkzeug dienen könne, wollte er einmal wieder auf die Wache ziehen, obschon ihn der Sergeant dieser Last wegen seiner Schwäche überhoben hatte; als er am Abende als Schildwache ausstand, zog er eine Patrone aus der Patrontasche und legte eine leere Patrone an die Stelle, damit man beim Untersuchen den Mangel nicht bemerken möchte. Als er nun wieder in seiner Kaserne ist und sich Abends zu Bette legt, hat er das geladene Gewehr neben sich, und sobald der Sergeant hereintritt, um seine gewöhnliche Untersuchung in den Schlafzimmern anzustellen, legt Debuire leise das Gewehr auf ihn an und erschießt ihn; die Kugel verwundet außerdem noch den hinter dem Sergeanten gehenden Korporal am Arm, so daß dieser hernach hat abgenommen werden müssen. Alle Anwesenden erstarren vor Entsetzen, da man nicht weiß, wo der Schuß hergekommen ist. Debuire aber ruft in seinem Bette: „Kameraden, ihr braucht nicht zu suchen, ich habe den Sergeanten erschossen.“ Man ergreift ihn und führt ihn ins Gefängniß; hier sagt er noch die gräßlichen Worte: „Ich möchte das Blut des abscheulichen Sergeanten trinken!“ und da er bemerkt, daß die Soldaten vor ihm schaudern, setzt er ganz ruhig hinzu: „Fürchtet euch nicht, euch will ich ja nicht zu Leibe.“ Im Verhöre vor Gericht gestand er die That ganz ruhig ein, und wußte keinen Grund zu seiner Vertheidigung oder Rechtfertigung anzuführen. Sein Gesicht blieb ganz ruhig, und nie hätte man in dieser Physiognomie die Züge eines Mörders gefunden. Der ihm beigegebene Advokat wußte sich auch anders nicht zu helfen, als daß er eine Monomanie, eine Geistesverwirrung vorschützte, in Folge welcher der junge Soldat unwillkührlich gehandelt habe. Da dies aber leider die gewöhnliche Ausflucht aller Sachwalter ist, welche mit einem augenscheinlichen und vom Thäter nicht geläugneten Verbrechen zu thun haben, so gaben die Richter seinen Gründen kein Gehör und verurtheilten den Mörder nach den Gesetzen zum Tode, und dieses Urtheil wurde dann vom Revisionsgerichte bestätigt. Die Richter haben gewiß die Ueberzeugung, daß sie nach Recht und Billigkeit geurtheilt haben; zudem ist die Meinung, daß das vergossene Blut auch wieder das Blut des Thäters fordere, bei den europäischen Völkern so stark eingewurzelt, daß man es sich gar nicht einfallen läßt, es könne anders seyn. Was war aber im Grunde die That dieses jungen Soldaten anders als eine Geistesverirrung? Hätte er das kochende Blut eines beleidigten Arabers, oder den Jähzorn eines choleriſchen Temperaments gehabt, so ließe sich das Verbrechen aus seinem Charakter oder aus Nationallastern und Gesinnungen erklären; allein er war ein stiller und sonst sanfter Mensch mit ziemlich offenem Gemüthe; von Rachsucht und Jähzorn hatte man keine Spur an ihm bemerkt. Bei solchen Vorfällen und bei Menschen, die ihr Jugendleben in der Verborgenheit zugebracht haben, bekümmert man sich wenig um die Geschichte der vergangenen Zeit. Vielleicht hätte man in der Jugendgeschichte dieses Mörders irgend einen äußern Vorfall entdeckt, der in seinem an sich schwachen Geiste eine Verwirrung hervorgebracht hatte, obschon sich diese Verwirrung nur bei einer einzigen Veranlassung zeigte. Vielleicht gehörte er auch zu denjenigen geistesschwachen Menschen, bei denen ein unglücklicher Gedanke, wenn er sich einmal in ihrem Kopfe eingenistet hat, sich beständig weiter eingräbt und ihnen keine Ruhe läßt, bis dieser Gedanke endlich zur That geworden ist. Hätte dieser Mensch eine bessere Erziehung in der Jugend erhalten, so würden vielleicht andere und bessere Gedanken den heillosen Vorsatz verdrängt, oder ihm das Abscheuliche desselben begreiflich gemacht haben. Deshalb bemerkte ich oben, daß die Obrigkeit aus dieser traurigen Begebenheit eine Lehre zu ziehen habe. Thäte sie mehr, um die moralische Erziehung des Volkes zu befördern, unterstützte sie die edeln Menschenfreunde, welche leichte und bequeme Unterrichtsweisen zu verbreiten suchen, und legte ihnen keine Hindernisse in den Weg, so würde es wahrscheinlicherweise der Debuire weniger geben, und sie würde nicht in die beklagenswerthe Nothwendigkeit versetzt seyn, einem Menschen das Leben zu nehmen, weil er mit seinem beschränkten Verstande den Anschlag zu einem unsinnigen Morde ausgebrütet hatte. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 173.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Juli 1830.

Jede zarte Blume der Bekanntschaft
Pflanzet schon der Trennung Dorn ins Herz.

Herder.

Meine Geschichtsforschung in B.

Eine Erzählung.

Ein gelehrter Zweck hielt mich einige Monate in B fest. — Es ist ein eigen Ding für einen Fremden, sich die Zeit unter Menschen zu vertreiben, die er wahrscheinlich in seinem Leben nicht wieder sehen wird; es liegt nicht in der Natur des tiefer fühlenden Mannes, nur in der Gegenwart zu leben, auch die lockerste Verbindung wird mit dem Gedanken eines künftigen Fortführens derselben angeknüpft, und nur dieser Gedanke kann ihr Reiz verleihen. Sechs Monate unter Menschen zuzubringen, ohne den Wunsch zu fassen, ihnen einmal im Leben wieder zu begegnen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Und doch, wie unsicher ist dieses Wiederbegegnen! das sagt uns die Vernunft; darum sträuben wir uns gegen jedes innigere Gefühl, das sie uns einzuflößen beginnen; darum scheuen wir uns, unserem Herzen eine Stimme zu gönnen in den Unterredungen mit ihnen. Aber was ist ein Leben, wo das Herz stumm seyn muß, welches Interesse hat eine Gesellschaft für uns, die uns je gleichgültiger, je zuträglicher ist? und darum, meine ich, ist es ein eigen Ding, sich die Zeit an einem fremden Orte angenehm zu vertreiben.

Anfangs ließ ich mich in kein Haus einführen, aß an table d'hôte, frühstückte im Kaffeehaus, und dachte überhaupt: was willst du dich mit den Menschen hier einlassen, was gehen sie dich an? Nun ja, sie gingen mich auch nichts an, aber das war's eben, was ich nach vier langen Wochen nicht mehr ertragen konnte. Nun nahm ich mir vor: eine oder zwei Familien willst du doch besuchen und dich um die übrigen nicht bekümmern. Also nahm ich meine Brieftasche heraus, machte die Augen fest zu und zog auf's Gerathewohl eins meiner Empfehlungsschreiben hervor; es war adressirt an den Herrn Rath Z. Ich fragte den Marqueur: wo wohnt der Rath Z? Der Mensch starrte mich verwundert an. Seit vier Wochen hatte ich nach Niemanden gefragt, er konnte es daher wohl nicht begreifen, was ich jezt auf einmal bei dem Rath Z wollte; doch endlich bezeichnete er mir dessen Wohnung. Um zwölf Uhr sezte ich meinen neuen Hut auf und machte mich auf den Weg. Ich wurde in ein großes, etwas dunkles Zimmer geführt und gebeten, zu warten, der Herr Rath sey ausgegangen, aber die Frau Räthin werde sogleich erscheinen. Ich sezte mich hin, wartete etwas lange, endlich kam die Frau Räthin, noch eine Stecknadel an dem eben umgenommenen reinen Halskragen befestigend, und mit tausend Entschuldigungen, daß ich hätte warten müssen, „mit wem sie denn das Vergnügen habe u. s. w.“ Ich zeigte meinen Empfehlungsbrief und nannte meinen Namen. „Ach, der Herr Direktor L.,“ viele Freude, daß ich endlich gekommen sey; wäre ja schon vier Wochen hier; würde sich gefreut haben mich eher zu sehen, ich müsse doch noch ein wenig Frühstück haben, und mit diesen Worten eilte sie zu einem großen Wandschrank, öffnete ihn und langte daraus allerlei Eßwaaren hervor. Mir schauderte, die Speisekammer im Zimmer! Nun konnte ich mir den pot-pourri Geruch

erklären, der mich wie ein unheimlicher Geist umgeben hatte. Ich trank ein Glas Madeira, bedauerte, den Herrn Rath nicht abwarten zu können, und empfahl mich.

Mit geschlossenen Augen ziehst du nun kein Empfehlungsschreiben mehr heraus, dachte ich mir, blätterte dann unter den meinigen und entschloß mich endlich, meinen Weg zunächst nach dem Hause des Präsidenten Reiner einzuschlagen. Hier war es anders als bei Rath Z. Ein allerliebstes junges Mädchen kam mir an der Thüre entgegen, sagte mir, der Vater sey zu Hause, und führte mich in ein niedliches Zimmer, mit einer übermäßigen Menge von Kupferstichen, meist Bildnissen der interessantesten Zeitgenossen, ausgeschmückt.

Auf dem Sopha saß eine Frau von etwa vierzig Jahren und neben ihr die ältere Schwester meiner allerliebsten Thürsteherin, dieser an Schönheit weit nachstehend, aber einnehmend von Gestalt. Die jüngste ging, ihren Vater zu rufen, und mir ward freundlich ein Stuhl geboten. Der Vater kam, mein Brief wurde gelesen und ich gebeten, bei der Familie aus und ein zu gehen, wann ich wollte, und gleich den heutigen Abend — es war schon sechs Uhr — bei ihnen zu bleiben, ich würde einige ihrer Freunde kennen lernen. Ich blieb, weil es mir unter diesen Menschen behaglich war, und weil ich seit ein Paar Monaten keine Familie gesehen hatte.

Die ältere Tochter hieß Sophie, die jüngere Marie. Diese zog mich Anfangs besonders an; es war ein lieblich Kind, mit großen schönen Augen und noch zurückgestrichenem Haar, welches, wie ihr ganzes Wesen, zu sagen schien: ich bin eben erst herangewachsen. Fräulein Sophie war ruhig, und mit ihrer reinen Stirne, einem etwas unregelmäßigen Stumpfnäschen und etwas zu großem Munde, nur hübsch durch den milden und nachdenklichen Ausdruck, der darauf deutete, daß sie schon länger erwachsen war, als ihre Schwester. Sie blieb in ihrer ruhigen, ungetrübten Grazie, als nach und nach mehrere Fremde eintraten, während Fräulein Marie mit deren Namen mich bekannt machte, und mir zugleich eine kurze, schelmische Charakteristik jedes Einzelnen zeichnete. Hinter Fräulein Sophiens Stuhl stand ein Mann von etwa dreißig Jahren, gesetzten, fast kalten Ansehens, der dem Fräulein bei dem Geschäfte des Theeeinschenkens so unverwandt auf die hübschen weißen Hände sah, daß ich Fräulein Marie zuflüsterte: „ist das ein berühmter Anatom, der die Hand dort so eifrig studirt? denn er sieht mir so ernsthaft aus, daß ich nicht glauben kann, eine hübsche Mädchenhand könne ein anderes als ein wissenschaftliches Interesse für ihn haben.“ — „Ich habe doch nie bemerkt,“ sagte Marie lächelnd, „daß er andere als Sophiens Hände studirt hätte.“ Ganz zulezt trat noch ein schöner junger Mann in Jagduniform lebhaft in das Zimmer. Ich neigte mich wieder zu meiner jungen Nachbarin Ohr: „Wer ist das?“ — „Auch ein Anatom,“ antwortete sie hocherröthend und schnell aufspringend, um ein Geschäft am andern Ende des Zimmers zu besorgen. Sie mochte wohl recht haben, denn mein junger Jägersmann warf einen flüchtigen Blick auf die Gesellschaft, und schnell orientirt, redete er gerade diejenigen Bekannten an, die den Weg nach dem Theetisch versperrten, und kam so mit guter Manier ganz in die Nähe derjenigen, die daran präsidirte. Das ist eine kuriose Stadt, dachte ich mir, an der hübschen und wahrhaftig allerliebsten Marie gehen sie vorüber, und die Sophie scheint sie bekehrt zu haben. Nun, ich will meiner Geschichte einmal vorgreifen und gestehen, daß ich später auch gewöhnlich am Theetisch zu finden war. Aber so viel ist gewiß, was sie da heute festhielt, konnte ich nicht ergründen, denn Sophie that nichts als Thee einschenken, oder diese und jene Anrede der sie Umgebenden einfach erwiedern. Der Präsident schlug vor, einen Akt aus Wallenstein zu lesen.

Die Rolle des Max wurde dem jungen Forstmeister von Brand, so hieß nämlich mein Grünrock, die des Wallenstein dem ernsten Anatomen, dem Professor Tyrulf, und die Rolle der Thekla einer jungen fremden Frau aus der Gesellschaft übertragen. Wir alle hörten mit Aufmerksamkeit der vollendeten Scene zu; ich nahm mir vor, Fräulein Sophie etwas zu beobachten, um wo möglich zu ergründen, welchen von den beiden offenbaren Anbetern sie denn eigentlich anbete, und verlor daher keine ihrer Mienen. Mit ganz ruhigem Gesichte hatte sie dem Anfang der Vorlesung zugehört; als aber die herzergreifende Scene kam, in welcher Wallenstein den Max bittet, zu bleiben, horchte sie jedem Worte Wallensteins mit so lebendiger Theilnahme in ihren Zügen, daß sie fast schön ward. Aha! dachte ich mir, Wallenstein ist es. Bald aber glaubte ich wieder mich geirrt zu haben, denn je weiter die Scene vorrückte, je ergriffener ward sie, und als Max sich an Thekla wendet, um ihre Meinung zu erfragen, war des Mädchens Auge so thränenvoll und sprechend auf Max gerichtet, daß ich mir dachte: armer Wallenstein, auch diese Blume fällt hinweg aus deinem Leben.

Der Abend verging angenehm und ich fand mich in einem gebildeten, gemüthvollen Kreise, den ich mir vornahm, recht oft zu besuchen; so kam es auch, und noch mehr, als ich mir gedacht hatte, denn nach kurzer Zeit war ich täglicher Gast in des Präsidenten Hause, und widmete ihm und seiner Familie fast alle Zeit, die mir der Zweck meines Hierseyns übrig ließ. Ich will dem Leser auch die Verhältnisse des mir bald so befreundeten Hauses mittheilen, wie ich selbst sie nach und nach erfuhr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gesellschaftlicher Zustand zu Port-au-Prince, der Hauptstadt von Haiti (nach Mackenzie).

Die Einwohner der Republik Haiti theilen sich in drei Hauptklassen: einige wenige Weiße, Kauf- und Handelsleute, jede Schattirung zwischen Weißen und Schwarzen, und Neger. Die Schwarzen sind am zahlreichsten, die Gemischten stehen in der Mitte. Die ersten beiden theilen sich wieder nach ihrem ursprünglichen Vaterlande ab. Der Verfassung nach wird jeder, welches Stammes oder welcher Race er seyn möge, wenn er sich ein Jahr lang auf der Insel aufgehalten hat, Bürger derselben, und in der Praxis ist ein so langer Aufenthalt dazu nicht einmal erforderlich. Deßwegen befinden sich denn auch hier eine Menge Indier, Afrikaner und deren Nachkommen, die, mit ihrer Lage zu Hause unzufrieden, sich hierher ziehen, besonders in die Hauptstadt; die Regierung behauptet, ungeachtet der Mannigfaltigkeit dieser Bestandtheile seyen alle alten Vorurtheile in Hinsicht auf Blut, Farbe und ursprüngliches Vaterland durch die allgemeine Vaterlandsliebe verwischt. Wie wenig aber dieß der Fall ist, bezeugen eine Menge Thatsachen, und vor allen der noch immer bestehende 38ste Artikel der Verfassungsurkunde, welchen die Häupter der Regierung dem öffentlichen Vorurtheil zu Liebe beibehalten zu müssen scheinen, der Artikel, welcher allen Weißen das Bürgerrecht verweigert. „Aucun blanc" heißt es, „quelle que soit sa nation, ne pourra mettre le pied sur ce territoire à titre de maitre ou de propriétaire."

So viel ich bemerken konnte, findet durchaus keine Abstufung im gesellschaftlichen Zustande statt. Der Präsident steht an der Spitze und das Militär folgt nach der gewöhnlichen Rangordnung. Nur Aemter und Geld geben ein Ansehen, aber eine höhere, mittlere und untere Klasse besteht darum nicht, und der Vornehmste und Reichste geht, ohne sich dadurch herabgesezt zu glauben, mit dem Niedrigsten und Aermsten um. Manche haben behauptet, die gemischte Race bilde die Aristokratie und die Neger müßten sich als gemeine Arbeiter behelfen. Dies scheint jedoch ein zu allgemeines Urtheil; die erstern bekleiden freilich die meisten höhern Aemter, und zwar wohl deswegen, weil sie besser erzogen sind, aber doch gibt es auch sehr viele Beispiele von Schwarzen, die, selbst ohne irgend eine Erziehung genossen zu haben, zu hohen Aemtern gelangen. Am meisten begünstigt diese Gleichheit wohl der Umstand, daß jeder Beamte Handel treibt, denn Gelderwerb gilt für das Höchste im Leben. Unter den Handwerkern, Knechten und Dienstboten gibt es Leute von allen Farben, und manche, jedoch nicht eben viele, der bessern und geschicktern sind eingeborne Haitier. Viele sind aus den Vereinigten Staaten von Amerika hierher gewandert, und diese taugen selten viel, weil in der Regel nur die nichtswürdigsten Schwarze und Mischlinge in der Hoffnung, hier ein Utopien des Müßiggangs zu finden, hierher kommen.

Trägheit und Müßiggang ist überhaupt das allgemeine Laster, und die folgende charakteristische Anekdote kann in diesem Punkt für eine Abhandlung gelten. Ein Engländer schickte einen Mann mit einer Bestellung aus, welche Eile erforderte. Er erwartete die Rückkehr des Boten mit Ungeduld. Endlich kam derselbe wie eine Schnecke angekrochen. „Vite! vite!" rief man ihm zu; aber der Kerl kroch nur noch langsamer. „Warum lauft Ihr denn nicht, mein Freund?" fragte man ihn, als er endlich an Ort und Stelle gekommen war. „Hier zu Lande läuft man nicht," war die ruhige Antwort, womit der Mann ohne allen Scherz den allgemein herrschenden Grundsatz aussprach. Man kann sich von der Wahrheit dieses Grundsatzes zu jeder Stunde des Tages überzeugen, und die Art und Weise, wie Männer und Frauen unter dem Schatten der vor ihren Häusern ausgespannten Tücher ihre Zeit hinbringen, macht es erklärlich, weswegen man den Schildwachen Stühle sezt. Aber diese Trägheit beschränkt sich nicht nur auf die Menschen; selbst Hunde und Schweine schleichen umher, wie man es nirgends sieht, und sind zum Erbarmen elend und mager. Die Ausländer sind Kaufleute, und meistentheils Engländer, Franzosen, Deutsche und Nordamerikaner, welche einander meistens ohne Rückhalt besuchen. Man frühstückt gewöhnlich um 12 Uhr und ißt um 7 Uhr zu Mittag, oder, wie die Eingebornen richtiger sprechen, zu Nacht. Das größte Uebel bei dem späten Frühstücken ist, daß man Wein und geistige Getränke dabei genießt, und diese zuweilen im Uebermaaß. Doch ist es eine so beliebte Mahlzeit, daß Fremde sowohl als Eingeborne, die niemals zum Abendessen einladen, oft einer Gesellschaft von 50 bis 60 Personen ein Gabelfrühstück geben.

Ueber den Umgang der Eingebornen unter sich weiß ich nichts zu sagen. Fremde werden selten oder nie von ihnen eingeladen; ich glaube aber nicht, daß diese Ungeselligkeit von Mangel an Gastfreiheit herrührt, sondern vom Mangel an Mitteln.

Die Tänze bei den zahlreichen öffentlichen Bällen sind meistens europäisch, außer einem, le carabinier genannt, welcher der Insel eigenthümlich seyn soll. Die Weiber kleiden sich bei diesen Gelegenheiten nach europäischer Weise, bis auf den Kopfputz, welcher in einer Art von Turban aus einem Madrastuche besteht, und, außer daß er etwas zu hoch ist, recht gut läßt. Will aber eine Frauensperson nicht tanzen, so sezt sie einen weißen Turban auf, und diese Friedensflagge wird immer ge-

achtet; Musik und Erfrischungen sind meist erbärmlich. Dann und wann gibt es Privatkonzerte, welche nicht übel seyn sollen, indem viele der Musiker, geborne Haitier, in Europa als Hautboisten gedient haben. Die allgemeine Trägheit des Volkes, welche den Staat zu Grunde zu richten droht, machte bald nach Vertreibung oder Ermordung der europäischen Eigenthümer den Code rural nothwendig, welcher die Grundbesitzer und ihre Knechte mit fast eben so viel Strenge und Grausamkeit zur Arbeit treibt, als man nur je Sklaven treiben konnte, dessen Bestehen aber so lange von den amis des noirs in England geläugnet worden ist. Dennoch soll der Ackerbau im ganzen Lande in entsetzlichem Verfall seyn, so daß die Insel, welche sonst so viel Zucker lieferte, fast nichts mehr auszuführen hat. Die größte Vernachlässigung herrscht indessen in der Nähe der Hauptstadt. Die angebauten Stellen sind sehr selten, und bei dem außerordentlich schnellen Wachsthume in diesem Himmelsstriche ist, wenn eine Stelle vernachläßigt worden, in so kurzer Zeit jede Spur von Anbau verwischt, daß man an einem Orte, wo vor etwa dreißig Jahren eine der reichsten Zuckerpflanzungen in der Welt stand, einen hohen Wald von Kampeschen- und Akazienbäumen erblickt. Unter andern sind den Bauern die Nachttänze untersagt, außer an dem Abende vor einem Feiertage; ich wurde aber während meines Aufenthaltes zu Port-au-Prince wöchentlich wenigstens drei Mal durch den Lärm dieser Tänze im Schlafe gestört, die noch dazu beim Kapitän der Feldpolizei stattfanden, der bei der Gelegenheit seinen Gästen ihre überflüßige Baarschaft im rouge-et-noir abzunehmen wußte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Theater.

Es ist ein matter, grauer Sommer. Kaum haben wir noch ein Paar ganz heitere Tage gehabt und neben den Regenwolken und kalten Winden, welche den Horizont nicht verlassen wollen, eine niederdrückende Schwüle. Diese für Geselligkeit, Theater und Kunstleben trostlose Zeit hat endlich bewirkt, daß die sonst ununterbrochenen Konzertgenüsse einmal ruhen. Doch auch das Theater ist fast wie ausgestorben. Auf beiden Bühnen gibt es keine Oper, kein Drama, ja nicht einmal eine Lieblingsschauspielerin, welche das Theaterpublikum anzöge und aus der Apathie aufrüttelte. Nur das französische Theater wurde eigentlich, was man nennt, besucht; der Grund liegt aber nur in den herabgesezten Preisen und dem Abonnement. Hier gab die berühmte Jenny Vertpré vom Théâtre de Madame zu Paris einen Cyklus von Gastrollen. Die Darstellerin gefiel, sie erndtete in gewissen Rollen auch wohl Bewunderung ein (ihre Kunst wenigstens); man konnte indessen in ihrem Spiel nichts von dem finden, was hinreißt und die empfänglichen, entzündbaren Herzen unserer Theatergänger in gewohnte Flammen sezt. Der ihr gewordene Beifall war vielleicht das rechte Maaß, aber wir können nun einmal nicht Maaß halten, werden wir einmal aufgerüttelt aus dem Phlegma. Das berühmte Effektstück der Romantiker auf dem Théâtre français, „Heinrich der Dritte und sein Hof" ist, nach einer Robertschen Bearbeitung auf der Hofbühne aufgeführt, die einzige bemerkenswerthe Neuigkeit derselben. denn Grillparzers „Ottokar" kann füglich nicht dahin gerechnet werden, wenn er gleich erst vor einigen Wochen hier zum erstenmal gegeben wurde. Er ist kaum einmal wiederholt worden, und es spricht Niemand davon. Dies ist nun wohl mit Heinrich dem Dritten nicht der Fall, er wird häufiger wiederholt werden, aber selbst die gräßlichen Effektscenen erregen keine Theilnahme. Um den Kräften der Schauspieler einmal eine andere Aufgabe zu stellen, als Raupachsche Tragödien, in denen ihre geistige Muskelkraft anfängt steif zu werden, mag die Einbürgerung der fremden Tragödie zu billigen seyn, aber ihr ästhetisches Verdienst berechtigt sie nicht dazu. Hr. Robert hat hie und da nachgeholfen. — Die Schröder gastirt — vor leeren Bänken, transit gloria mundi! Nichtsdestoweniger hieße es ungerecht seyn, zu sagen: ihre Kunst sey mit ihrem bezaubernden Rufe untergegangen. In Rollen, die ihre Persönlichkeit ganz ausfüllt, wie z. B. Medea, ist sie noch groß. Ebenso befriedigt sie im deklamatorischen Vortrage, z. B. der Glocke, und eine in der Ankündigung etwas sonderbare Vorstellung: „Gemüthsbewegungen, von Mad. Schröder, mimisch-plastisch dargestellt," fand den Beifall der Kritik, nur wünschte man die Darstellerin zu den meisten dieser Gemüthsbewegungen jünger. Weniger sprach sie in der Braut von Messina an; hier bemerkte man Verzerrungen, ein theatralisches Auftragen in den Affekten, das nicht mit der Schönheit und Wahrheit der dramatischen Kunst stimmte, und selbst vom Publikum herausgefühlt wurde. Zum Besten ihrer Kunst und vielleicht ihrer selbst sey es gewünscht, daß die ausgezeichnete Schauspielerin ihr herumwanderndes Leben verlasse und sich wieder irgendwo fixire. Noch fehlt ihr nicht die Kraft, um den Ruf wieder zu bewähren, der keine Gabe des Zufalls war.

Die Königsstädtische Bühne geht, wenn auch nicht ihrem Untergange, doch einem Zustande gänzlicher Auflösung entgegen. Zwar geschieht etwas für die Oper, und es ist ein ganz leidliches Personale zusammengekommen, dessen Matadore, Mlle. Bio, Hr. Spitzeder und Forti, sämmtlich Wienerischen Ursprungs, nicht allein dastehen, aber der Zauber des Neuen und des ganz Ausgezeichneten fehlt auch diesem Vereine. Weit schlimmer ist es mit dem Schauspiel bestellt. Das Repertoire, früher nur aus Angelyschen Stücken komponirt, enthält jezt fast nichts als Wiener Lustspiele und Zauberpossen. Dies wäre an sich keine Verschlimmerung, aber jede einseitige Richtung bringt das Theater herunter, dem es überdies an einer ein- und umsichtigen Leitung fehlt. Die Wiener Stücke haben ihren Werth, sind aber doch etwas Fremdes. Alle, die früher für dieses Theater Stücke lieferten und sich dafür interessirten, weil man es als ein vaterländisches Institut betrachtete, haben sich davon unter der jetzigen Leitung zurückgezogen. Den empfindlichsten Verlust hat das Theater vor wenigen Tagen durch den Abgang der ehemaligen Dlle. Holzbecher, jetzigen Frau v. Holtei, erlitten, welche mit ihrem Gatten zu einem ehrenvollen, ihrem Talente angemessenern Wirkungskreise bei der neuen Hofbühne in Darmstadt Berlin verlassen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 174.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Juli 1830.

Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen.

Schiller.

J. J. Rousseau und Voltaire.

Betrachten wir die neuere französische Literatur, die seit fünf Jahren in allen Fächern einen bedeutenden und selbstständigen Aufschwung genommen hat, so finden wir nicht nur die parlamentarische Beredtsamkeit und die Geschichte, so wie die dramatische und lyrische Dichtung in mächtigem Aufstreben, wir gewahren auch, wie überhaupt Ernst, Einfachheit und Besonnenheit in der sich umgestaltenden Nation, einen würdigern Geist in der neuen Schule, der hier und da etwas Selbstlob wohl zu verzeihen ist, so wenig sie dessen von Nöthen hat. Wie ganz anders stellt sich in dieser Beziehung die französische Literatur in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in jenem schändlichen Siècle de Louis XV. dar, wo sich die d'Alembert, Diderot, Grimm, Marmontel, Voltaire, Ladarpe, Holbach und seine Coterie mit einer Menge schlechter Weiber in Erbärmlichkeiten aller Art, in Falschheit, Hinterlist, heimlicher Verfolgungssucht, in Neid und Klatschereien, in sittlicher Verworfenheit und Lasterhaftigkeit überboten und darin noch einen Stolz suchten! Anders stehen jezt Chateaubriand, Lamartine, Viktor Hugo, Delavigne u. s. w. da. Ihr Leben ist so einfach und rein wie ihr literarisches Wirken. Was sie arbeiten, ist blos Schöpfung ihres Genies, ohne allen weitern Einfluß. Sehen sie wirklich, wie man ihnen vorwirft, nebst ihrer sich im Globe aussprechenden Schule mit einigem Stolz auf jene elende Zeit, ihre Richtung, ihr Treiben und ihre Verfechter herab, so ist es ihnen nicht zu verdenken.

Mitten unter jenen, auch einst bei uns in Deutschland und an den ersten Höfen Europas hochgehaltenen sogenannten Schöngeistern stand ein Mann, dem wohl mancher Vorwurf gemacht werden kann, der aber nie zu der Erbärmlichkeit seiner literarischen Zeitgenossen herabgesunken ist, den Alle lästerten und traten, der aber nie wieder gelästert und getreten hat, wiewohl er höher stand als alle andern. Dieser Mann war J. J. Rousseau. Um ihn bewegte sich feindselig die ganze damalige literarische Welt.

Ein Rückblick auf jene Zeit, mit Zusammenfassung des Charakteristischen, dürfte in unsern Tagen nicht ohne Interesse seyn, zumal in dieser Beziehung seit zehn Jahren vieles klar geworden ist, was früher in Dunkel gehüllt war, z. B. Rousseaus Verhältniß zu David Hume und sein Aufenthalt in England. Franzosen und Deutsche stehen jezt durch eigenes Verdienst, durch Würdigkeit und Reinigung hoch genug, um sich zu freuen, daß das Vergangene vergangen, und daß im Anwehen des Weltgeistes vieles besser in beiden Ländern geworden ist. Bei dieser Darstellung nehmen wir Rousseau als Mittelpunkt an und betrachten seine literarischen Zeitgenossen, einen nach dem Andern, jedoch nur in nächster Beziehung zu ihm, zu seinem feurigen Streben, zu seinem, der ganzen Menschheit liebevoll zugewendeten und hingegebenen Herzen. Für dießmal stellen wir ihn mit Voltaire zusammen.

Der unbemittelte Rousseau unterzeichnete für Voltaires

Statue, für das Denkmal „des Mannes, der nach seiner Meinung allen, die ihm nahe kämen, den Weg zum Ruhme zeigte, des berühmten Mannes, der, wenn er gewollt hätte, die Bewunderung der ganzen Welt verdiente, der dem Menschengeschlechte einen großen Dienst erweisen und auf der glänzendsten Bahn wandeln könnte, die jemals ein Wissenschaftsmann durchlaufen, des Mannes endlich, den Rousseau wie seinen Meister ehrte, und dem er sein eigenes kleines Talent verdanken zu müssen glaubte.“ Was that dagegen Voltaire? Er schimpfte, schalt und tobte unaufhörlich in seinen Schriften gegen Rousseau, öfter und heftiger noch als die d'Alembert, Diderot, Grimm und Marmontel. Bald aber war die Reizbarkeit seiner Nerven, die ihn immer beherrschte, bald seine üble Laune, Neid und unbändiger Zorn daran Schuld, doch nie reiflich überdachte und berechnete Kombination, nie versteckte, im Dunkeln schleichende Feindseligkeit, die langsam und besonnen ihre Angriffsmittel vorbereitet und für günstige Gelegenheit zurecht legt. Voltaire stand in keiner Verbindung mit Rousseau, es ist nicht einmal ausgemacht, ob sie sich je gesehen haben. Sein feindseliges Benehmen war wenigstens nicht, wie bei den andern, Folge bübischer Freundschaft und hinterlistigen Vertrauens. Er hörte blos auf anderer Reden und Schelten, besonders auf das d'Alemberts. Liest man in den Schriften jener Zeit, wo Rousseau Greuel und Unthaten Schuld gegeben werden, so ist immer von „bewiesenen Thatsachen“ und von „unzähligen Beweisen seiner Undankbarkeit“ die Rede. Wo sind diese Thatsachen und diese Beweise? Nirgends. Nicht ein einziges Faktum ist in dieser Beziehung vorhanden; alles beruht auf vagen Allgemeinheiten und Deklamationen, wiewohl jene Masse von Beweisen und Thatsachen alle von Rousseaus genauesten Freunden kommen sollten. Voltaire, der gewiß nicht zu ihnen gehörte, und den Genfer nicht einmal kannte, machte sich doch kein Gewissen daraus, gegen ihn die Waffen zu gebrauchen, mit denen er so meisterlich umzugehen verstand und die damals in Frankreich eine so große Bedeutung hatten — Witz und Lächerlichmachen. So schrieb er am 29ten August 1757 an d'Alembert: „Schreiben Sie mir doch, wenn Sie einen Augenblick übrig haben, wie sich Rousseaus Denkorgane befinden, und ob er immer noch an der Zirbeldrüse leidet. Gibt es einen unwiderlichen Beweis gegen die Unsterblichkeit der Seele, so ist es gewiß diese Gehirnkrankheit. Man hat einen Fluß in der Seele wie in den Zähnen.“ Dieses Flusses ungeachtet, schrieb Rousseau damals gerade seine Nouvelle Heloïse, beendigte seinen Contrat social, und bereitete seinen Emile vor. Der Stachel des Witzes und des Lächerlichen stumpft sich schnell ab, wenn er nur eine Einzelnheit betrifft. Daher half es Voltairen nicht lange, von der Sauvagerie oder der Wildheit des Verfassers des Emile zu sprechen und ihm ein Erziehungssystem aufzubürden, wonach er die Menschen in die Wälder zurückweisen wollte, um da von Eicheln zu leben und auf allen Vieren zu gehen. Von alle dem stand im Emile nichts, und man kam dem Witz bald auf die Schliche. Die sogenannten Freunde des „Wilden“ machten es ganz anders. Sie nahmen mit anscheinendem Wohlwollen die feine Verläumdung zu Hülfe, die mit einem leise hingeworfenen Wort, mit einer Miene spricht, und der Wirkung gewiß seyn kann. Voltaire wiederholte nur mit seinem Witz, was ihm jene vorsagten und erfanden. Er schrieb Grobheiten mit gemeinen Ausfällen gegen Rousseau, die oft auch nicht einmal das geringe Verdienst des Witzes hatten, z. B. in seiner elenden guerre de Genève. Entschuldigen wir aber noch Ironie, Sarkasmen und sogar Grobheiten so leidenschaftlicher Schriftsteller, wie Voltaire. Leidenschaft ist auf jeden Fall eine schlechte Entschuldigung, aber es ist doch eine; denn es läßt sich wenigstens annehmen, daß bei ihren Aeußerungen keine Ueberlegung voraus ging. In einem historischen Werke aber, wo alles reiflich überdacht und abgewogen werden muß, ist Leidenschaft und gallige Gehäßigkeit unerträglich. Was sagen wir nun zu Stellen, wie die in dem Precis du siècle de Louis XV.: „Es hat Narren gegeben, die behaupteten, man dürfe seiner Arbeit nicht froh werden. Die Menschen seyen nicht nur einander gleich, sie hätten auch dadurch, daß sie sich gleichen, die Ordnung der Natur umgekehrt; der Mensch sey dazu geboren, wie ein wildes Thier zu leben, die Biber, die Bienen und Ameisen handelten gegen die ewigen Gesetze, weil sie in Republiken lebten. Dieß sind Tollheiten, die ins Narrenhaus gehören. Sie konnten daher auch nur einige Zeit Mode bleiben, wie die Affen, die man auf Jahrmärkten tanzen läßt. Ein wilder Marktschreier trieb sie aber in seiner Verrücktheit, in einem neuen Erziehungsprojekt, so weit, daß ꝛc.“ Wer sollte glauben, daß hier vom Verfasser des Emile die Rede sey? Solche Angriffe tragen jedoch in sich selbst ihre Widerlegung. Sie sind schmutzige Ausflüsse eines wilden, leidenschaftlichen Charakters, im Grunde aber doch noch weniger verächtlich als die hinterlistigen Beschuldigungen, halblauten Andeutungen, Winke und dergleichen, welche sich Grimm, d'Alembert und Marmontel gegen Rousseau erlaubt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meine Geschichtsforschung in B.

(Fortsetzung.)

Der Präsident Reiner war ein inniger Freund des Obersten von Brand, des Vaters des jungen Forstmannes, der uns schon vorgeführt worden ist. Als dieser, im Alter eines rüstigen Mannes, starb, ernannte er den Freund zum Vormund seines einzigen Sohnes Friederich und

zum Verwalter seines beträchtlichen Vermögens. Der damals sechszehnjährige Jüngling kam in das Haus des Präsidenten und ward als Sohn von ihm erzogen und geliebt. Sophie war damals zehn, Marie sechs Jahr alt. Von dem Augenblick seines Eintritts in die Familie, war Friedrich der Ritter der kleinen Sophie, und sie war ihm mit kindlicher Freundschaft zugethan. Er half ihr bei ihren Spielen und sie leistete ihm alle kleinen Dienste, die in ihrer Macht standen. Der Präsident hatte keine Söhne, und alle Liebe, mit der ihr kleines Herz einen Bruder hätte umfassen können, war Friedrich gewidmet; er wußte das auch sehr wohl, und fing frühe an, eifersüchtig auf diesen Vorzug zu seyn. So wuchsen die beiden jungen Leute in enger, treuer Freundschaft heran. Friedrich setzte seine Studien als Forstmann eifrig fort, und erhielt bald eine Anstellung, die ihm die doppelte Freude gewährte, sich selbstständig zu wissen und in der Stadt bleiben zu können, die seine Sophie bewohnte. Des Präsidenten Haus war gastlich, angenehm und besucht. Unter den Besuchenden zeichnete sich bald der Professor Tyrulf aus. So stumm und anscheinend kalt er auch in der gewöhnlichen Unterredung war, so geistreich und hinreißend konnte er seyn, wenn sein Gemüth von dem Gegenstande ergriffen war, den er behandelte. Man entdeckte bald ein schönes Talent zum Vorlesen in ihm, eben so verschieden von jenem übertriebenen deklamatorischen Vortrage, der früher als höchst kunstvoll angestaunt worden, als von der monotonen Art, die in neuerer Zeit als ein vortheilhafter (wenigstens ein bequemer) Gegensatz zu der vorhergehenden bewundert worden ist. Er las mit tiefer, voller Stimme, mit Würde und Gefühl, jedem Worte seinen richtigen Ton gebend und den Zuhörer jede Schönheit empfinden lassend, ohne sie durch zu lebhaftes eigenes Gefühl zu seiner subjektiven Aeußerung umzugestalten oder gar durch affektirten Schwulst zu verunstalten. Auch Friedrich las gut, ungeregelter, feuriger, aber voll Wahrheit und Gefühl. Bald war es klar, daß kein Gegenstand in des Präsidenten Hause Tyrulfs Gemüth mehr ansprach, als Sophie, und doch machte sie ihn nicht geistreich und hinreißend, sondern stumm und oft düster. Das war allen offenbar, nur dem jungen Brand nicht; der fand, daß der Professor in Sophiens Gegenwart noch viel zu lebhaft war, und da er dieß eines Tages gar zu deutlich zu bemerken glaubte, entschloß er sich kurz und gut, und hielt bei dem Vater förmlich um Sophiens Hand an. Der Vater sagte: „rede mit ihr, mein theurer Friedrich, meinen und der Mutter Segen hast du.“ Friedrich klopfte mit pochendem Herzen an ihre Thüre. Sie ging ihm freundlich entgegen, reichte ihm unbefangen die Hand, und ließ es geschehen, daß er diese mit Innigkeit an seine Lippen drückte. Er sagte ihr darauf den ganzen Zweck seines Besuches mit aller Leidenschaft, mit allem Feuer seiner Seele. Stumm, und ohne ihn zu unterbrechen, horchte sie seinen Worten, dann erwiederte sie bewegt, aber doch ruhig: „Friedrich, ich habe Sie so herzlich lieb, aber wie könnte ich Ihre Frau werden? wir sind ja immer Geschwister gewesen.“ — „Ich nie,“ fiel ihr Friedrich lebhaft ins Wort. „Nein, nein,“ sagte Sophie, den Blick zur Erde gesenkt, „Sie können es noch nicht einmal wissen, ob Sie mich wahrhaft lieben; Sie haben mich ja immer ununterbrochen gesehen, und Niemanden so viel, als mich; ach, ich gäbe Alles darum, Sie glücklich machen zu können; aber es ist mir nie eingefallen, daß es so seyn sollte. Es kann auch nicht seyn; gehen Sie ein und aus bei uns, wie immer, aber denken Sie daran nicht mehr.“

Friedrich ging sehr bestürzt aus dem Zimmer und klagte dem Vater sein Leid. Dieser meinte, er solle der Tochter nur Zeit lassen, es habe sie zu sehr überrascht. So befolgte er denn den Rath seiner Freundin, ging ein und aus wie zuvor, aber immer und immer stieß er auf den Professor, sobald er sich Sophien nahte, und war seiner Eifersucht kaum Herr, wenn sie mit diesem wie mit allen Andern freundlich sprach. Und doch konnte er dem Tyrulf nicht gram seyn, denn er war ein edler, ruhiger und gehaltener Mann, so daß Friedrich sich es oft gar nicht denken konnte, daß derselbe wirklich in Sophie verliebt seyn könne. Eines Tages saß Sophie mit ihrem Vater allein im Zimmer; sie hatte ihn einer Unpäßlichkeit wegen nicht verlassen wollen, während Mutter und Schwester ausgegangen waren, ein wenig Luft zu schöpfen. Tyrulf kam eben, den Präsidenten zu besuchen, als dieser, in dringenden Geschäften abgerufen, das Zimmer verlassen mußte. Sophie nöthigte den Gast, sich zu setzen. Das Anfangs unbedeutende Gespräch wandte sich zufällig auf Shakespeare, dessen Schönheiten das sonst so empfängliche Mädchen bisher nie in vollem Maße genießen konnte, weil des Dichters Geist dem ihrigen allzu fremd schien. Tyrulf war ein leidenschaftlicher Verehrer des großen Britten, und mit allem Feuer, das ihn beleben konnte, begann er, dessen Vertheidigung zu übernehmen. Sophie hörte ihm still zu, allmählig entsank die Arbeit ihren Händen und sie sah den Sprechenden bewundernd an. Plötzlich schwieg er, von dem Ausdruck ihres seelenvollen Gesichtes betroffen, und wußte nicht mehr, wo er stehen geblieben war. „O fahren Sie fort,“ sagte sie, „ich könnte Ihnen mein Leben lang zuhören.“ Er aber ergriff ihre Hand, die auf dem Tische lag, drückte seine heiße Stirne lange darauf, und als er sich wieder aufrichtete, war sein Gesicht mit dunklem Roth überzogen. Schnell stand er auf, und eben so schnell verließ er das Zimmer. Sophie stützte den Kopf nachdenklich in ihre Hand, und so fand sie der Vater noch, als er wiederkam.

Friedrich hatte unterdessen verschiedentlich versucht, einen stillschweigenden Brautstand zwischen sich und So-

phien anzuknüpfen; aber auch die kleinste Freiheit, die er sich erlaubte, wurde mit freundlichem Ernst zurückgewiesen. Und doch hieß es in der ganzen Stadt, die beiden jungen Leute seyen versprochen, und hatte auch Friedrich kein Wort, keine Andeutung sich vorzuwerfen, wodurch dieses Gerücht entstanden seyn konnte, so gab doch schon das innigere Verhältniß zum Hause des Präsidenten, in dem er stand, Ursache genug, um ein Ding, das so genügsam ist, als ein Stadtgeschwätz, nicht Hungers sterben zu lassen.

So standen die Sachen ungefähr, als ich in des Präsidenten Hause ein täglicher Gast wurde. Marie war meine Freundin, und durch sie erfuhr ich alle die kleinen Geheimnisse dieser Familie. Am Ende ihrer vertrauten Mittheilungen pflegte sie wohl zu sagen: „Ich weiß gar nicht, wie die Sophie den Friedrich ausschlagen kann; aber," setzte sie einstens, ihr selbst unbewußt, seufzend hinzu, „sie hat ihn ja noch nicht ausgeschlagen; Papa sagt, sie habe sich nur noch nicht erklärt." — „Und woher, liebes Kind," sagte ich ihr eines Tages, „woher wissen Sie denn die Geschichte von der begeisterten Vertheidigung des Shakespeare?" — „Die hat mir Sophie gleich nachher erzählt." Dann, dachte ich, liebt sie ihn nicht, sonst hätte sie's für sich behalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Theater.

Auch Herr von Holtei gehörte dem Königsstädtischen Theater durch seine leichte, wohlgefällige dramatische Thätigkeit an. Die Dichter in Deutschland sind selten, welche wie er den Moment zu erfassen und dem Gelegenheitsstücke, wie dem Gelegenheitsgedichte einen poetischen Werth unterzulegen wissen. Die Blüthezeit des Theaters war während Holteis Theilnahme für dasselbe, und es war ein Fehler der drei Direktionen, die aufeinander folgten, einem so talentvollen und mit der Technik des Theaterwesens vertrauten Manne nicht mehr Einfluß zu geben. Es ist ein trauriger Rest Politik aus dem modernen Bürgerthum, den Sachverständigen nicht zu trauen und, aus Mißtrauen gegen die Männer vom Fach, die Sache selbst anzugreifen und zu verderben. Es rächt sich auf gleiche Weise, wenn der Hof und die Kammerherrn, oder Schneider und Handschuhmacher am Theater regieren wollen. Hr. v. Holtei hat manche Fehler, und bei einem etwas faktiösen, lebendigen Charakter hätte er nicht unumschränkt einer Bühne vorstehen dürfen; unter allen denen, welche man zur Leitung dieses Theaters berief, war er indessen ohne Frage der geeignetste. Bei einem wohlfundirten Theater, wie das Darmstädter es zu werden verspricht, kann seine Thätigkeit von der besten Wirkung seyn, obschon sein Talent zur zweckmäßigsten Entwickelung eine große Stadt fordert.

Die allgemeine Sommererschlaffung hat sich selbst, wie es scheint, über den bitter geführten Pietistenstreit verbreitet. Man glaubte Wunder, was nach den Auftritten in Halle, nach den Kreuz- und Querangriffen der hiesigen evangelischen Kirchenzeitung und den Broschüren und Traktätlein pro und contra daraus werden dürfte, allein es scheint nichts zu werden. Das Publikum liest und spricht nicht mehr davon. Eine eben erschienene geistreiche Schrift: die Höllenstrafe der Frommler, zwei Supplementgesänge zur Danteschen Hölle, voll scharfer Blicke und mit einer herben Geißel, ist kaum, nachdem ihr Verfasser, ein ausgezeichneter Staatsbeamter und ebenso ehrenwerth bekannter Uebersetzer und Dichter, genannt worden, ins eigentliche Publikum gekommen. Auch die Zwistigkeiten über das neue Gesangbuch scheinen sich auszugleichen. Damit sey nicht das Prognostiken gestellt, daß es so bleiben wird; es ist nur ein Zeichen der allgemeinen Apathie, die für den Augenblick die lebendigere Streitlust überwältigt hat. — Das dreihundertjährige Erinnerungsfest der Uebergabe der Augsburgischen Konfession bewegte am 25. dieses Monats auf eigenthümliche Weise unsere Stadt. Doch blieb es auch dabei mehr bei Veranstaltungen von oben, und die Theilnahme war nicht die allgemeine, populäre, wie bei dem Reformationsfeste; gefühlt und gebilligt wurde jedoch von allen Seiten das, was geschah. Schon am frühen Morgen verkündeten Musikchöre von allen Kirchthürmen herab den hochfeierlichen, wirkungsreichen Tag, alle Kirchen waren eröffnet und gefüllt, manche überfüllt, und der Dom sah gewissermaßen die Vertretung der ganzen Monarchie in der Person unsers verehrten Königs, des ganzen Hofes, der Staatsbeamten, Gelehrten von der Universität und des Militärs in seiner Mitte. Dem schloß sich die akademische Feier im Universitätsgebäude an, wo Gesang mit bezeichnenden Reden wechselte. Feierliche Doctorcreationen ausgezeichneter Männer wurden nach althergebrachter Weise vorgenommen. Sollte man aber glauben, was versichert wird, daß ein Mitglied einer Fakultät, welche nicht die theologische ist, sich der Creirung eines hohen Staatsbeamten zum Doktor widersetzt habe, weil der Beamte nicht Christ in dem Sinne der Erwählten sey! Die Universität Oxford wurde einst von Jakob dem Zweiten aufgefordert, einem Katholiken einen ihrer Grade zu ertheilen, was sie aber ablehnte, worauf von des Königs Seite ihr entgegnet wurde, daß sie vor einem Jahre doch kein Bedenken getragen habe, dem mohamedanischen Sekretär des marokkanischen Gesandten den Doktorhut aufzusetzen. Die Universität hatte zwar in dem speziellen Falle Recht; bei der Gelegenheit wurde aber zur Genüge erörtert, daß Doktorendiplome, honoris causa ertheilt, nichts mit Kirche und Religion zu thun haben. Es gibt jüdische Doktoren in drei Fakultäten, und Niemand hat daran Anstoß genommen. Wir wollen deshalb auch den Widerspruch für ein muthwilliges Gerücht halten.

Indem ich dies niederschreibe, verbreitet sich die betrübende Nachricht vom plötzlichen Tode unsers Staats- und Finanzministers, Hrn. v. Motz. Das Ausland hat seine Verdienste um die Herstellung unserer Finanzen und des preußischen Kredits schon zu würdigen gewußt. Er war der erste Finanzminister, der in einer absoluten Monarchie ein Budget publizirte. Hoffentlich ist unser Kredit fest genug, um nicht von eines Mannes Leben abzuhängen. — Ein anderes Unglück bedrohte vor einigen Tagen unser Land. Die Sträflinge des Spandauer Zuchthauses, wie man sagt neunhundert an der Zahl, benuzten den Spandauer Markt, um auszubrechen. Schon war das Leben eines Inspektors bedroht, schon stand die wilde Rotte mit den Steinen des entpflasterten Hofes bewaffnet, als die Energie der Militärbehörden Stadt und Land vom Ausbruch dieser entzügelten Horden rettete. Schon hatten sie den Angeber ihres Komplottes ermordet, die Aufforderung, sich zu ergeben, verlacht, als eine scharfe Salve, in Folge deren viele Böswichter das Leben verloren, sie zur Unterwerfung brachte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Juli 1830.

Alle das Steigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Goethe.

Der Glückliche.

Kennst du ein Schwert, das keinen trifft,
Und dennoch Wunden schlägt,
Getränkt mit unheilbarem Gift,
Das kalt um's Herz sich legt?

Ist auch der Pfeil dir nicht bekannt?
Vom Bogen fährt er nie,
Und spaltet doch des Herzens Wand,
Daß es blutet spät und früh?

Sahst du wohl je ein flammend Licht,
Das, kalt wie nordisch Eis,
Das Blut vereiset, bitter sticht,
Von Wärme selbst nichts weiß?

Warst du noch nimmer sterbenskrank,
Obgleich von Leib gesund?
Trankst du noch nie den Todestrank,
Ob du auch lebst zur Stund?

Hast Wunden du noch nie gefühlt,
Die nie dein Aug' erschaut?
Ein Eis, was brennt, ein Feu'r, was kühlt,
Ein Glück, daß es dir graut?

Dann, Glücklicher, entfliehe nur!
Die Liebe kennst du nicht.
Doch achtsam hüte deine Spur!
Denn sie hält schnell Gericht.

Kreuser.

J. J. Rousseau und Voltaire.

(Fortsezung.)

Grimm behauptete, und viele seiner Zeitgenossen haben es ihm nachgesagt, Voltaire werde immer gelesen werde, Rousseau hingegen werde in Vergessenheit kommen; diese Voraussagung ist bisher nicht eingetroffen. Keiner von beiden Schriftstellern wird in Vergessenheit gerathen, und darüber kann man sich nur freuen. Schon jezt aber zeigt sich, daß verhältnißmäßig viel mehr von Voltaires Schriften als verschossen und abgestanden auf die Seite gelegt wird, denn von den Rousseau'schen. Alles, was blos zum Lachen und Lächerlichmachen geschrieben ist, hat nur momentanen Werth, und wird altbacken, wenn der Augenblick vorüber gegangen, für den es geschrieben wurde und wo es in Frankreich Wunder gewirkt haben kann. Vieles von Voltaires Schriften gehört in diese Kategorie. So schlagend und hinreißend es zu seiner Zeit war, so unbedeutend erscheint es jezt. Ganz anders ist es mit Rousseau: was er gedacht, gefühlt und geschrieben, ist für alle Zeiten, denn, wiewohl man ihm Schuld gab, er wolle die Menschen wieder in Wälder und Höhlen zurückweisen, seine größern Werke athmen nichts als den glühenden Wunsch, die menschliche Gesellschaft und die Menschen glücklich und menschlich zu machen. Daher ist es denn auch gekommen, daß eine gerechtere Nachwelt Rousseau immer neben Voltaire stellt.

Beide Männer haben einiges mit einander gemein,

ſind aber in den mehrſten Beziehungen ſehr verſchieden. Keine andere Literatur hat einen Schriftſteller aufzuweiſen, der über ſo vielerlei geſchrieben, wie Voltaire. Ob gründlich, ob oberflächlich, ob mit Belegen und Unpartheilichkeit, oder blos mit Witz und mit der Waffe der Lächerlichkeit, dieß war ihm ganz einerlei. Ganz anders war es mit Rouſſeau. In keinem ſeiner Werke iſt Tiefe und Begeiſterung für die Wahrheit zu verkennen. Voltaire ſpricht immer leicht und anmuthig, ſelbſt über die ſchwierigſten und abſtrakteſten Dinge. Bei Rouſſeau entfalten ſich die größten und tiefſten Ideen aus den unbedeutendſten Gegenſtänden. Beide Männer hatten bei ſo verſchiedenen Mitteln, auf ſo verſchiedenen Wegen doch denſelben Zweck, das Glück der Menſchheit. Voltaire greift alles an, was ihr ſchaden kann, den Deſpotismus, den Fanatismus, den Aberglauben und die Eroberungsſucht, aber nur niederreißen iſt ſeine Sache. Rouſſeau hingegen lebt und ſpricht für Alles, was der Menſchheit nützen kann, er will gründen und aufbauen. So ſtellte er für die Erziehung und für den bürgerlichen Verein ganz neue Ideen, eine ganz neue Schöpfung auf. Voltaire und Rouſſeau ſind genial in ihren Schriften. Beide fühlen lebhaft den Jammer und das Unglück ihrer Zeit und den niedrigen Stand der Menſchheit, die ihnen ſo ſehr am Herzen liegt, beide erheben ſich zu den ewigen Grundſätzen der Wahrheit und des Rechts, an denen das Glück der Menſchen an diamantnen Ketten liegt. Aber wie geſagt, Voltaire erſchüttert Alles, reißt nur nieder, Rouſſeau hingegen baut Neues und Herrliches auf, und ſteht dadurch als Pförtner einer neuen Zeit, als Baumeiſter einer neuen Heimath da. In der Bekämpfung ihrer Feinde ſind beide merkwürdig, gehen aber auch darin ganz verſchiedene Wege. Voltaire greift ſeine Widerſacher mit einem Haufen Flug- und Streitſchriften, mit Wortſpielen, Epigrammen, beißendem Witz, Diatriben, beſonders aber mit der leichten Waffe des Lächerlichen an, die er ſo meiſterlich zu handhaben wußte. So greift er den Fanatismus an, neckt und ſticht ihn von allen Seiten und ſchlägt ihn endlich in die Flucht. Ganz anders benimmt ſich Rouſſeau. Er verſchmäht alle die Waffen des Witzes, Spotts und des Lächerlichen. Muthig und ſtark durch eigene Kraft, geht er blos mit den Waffen des Verſtandes auf das Ungethüm zu, packt es bei den Hörnern und wirft es zu Boden. Als Voltaire und Rouſſeau in Streit mit einander lagen, zeigte dieſer, daß man dem Geſpenſte des Lächerlichen dadurch trotzen könne, daß man nichts darauf gibt. Er ſelbſt aber hat nie falſche Hiebe geführt, iſt nie hinterliſtig und giftig geworden, ſondern ging ſeinem Gegner immer gerade und offen zu Leib.

Aber Rouſſeau und Voltaire haben ſich auch vergriffen und geirrt, jeder auf verſchiedenem Weg. Bei dieſem litt das Genie unter der Jagd nach Witz, umgekehrt war es bei jenem, denn ſein Genie erdrückte ſeinen Witz. Der größte Vorwurf, den man Rouſſeau machen kann, trifft wohl ſeine Behauptung über den Nachtheil der Wiſſenſchaften. Er ſelbſt aber widerlegte ſie am bündigſten durch ſich ſelbſt, durch den trefflichen Gebrauch, den er zum Wohl und Glück der Menſchheit, zur Verbreitung der Tugend und guten Sitten davon gemacht hat. Voltaire hingegen ſpricht immer von dem beglückenden Einfluß der Wiſſenſchaften; gibt es aber einen guten Beleg zu Rouſſeaus Syſtem, ſo wäre es der nachtheilige und verwerfliche Gebrauch, den Voltaire ſein Leben lang von ihnen gemacht hat. Beider Philoſophie umfaßt und durchdringt alle Verhältniſſe des menſchlichen Lebens. Bei Voltaire ſpricht die Philoſophie der Glücklichen; Jean Jacques hingegen ſteht bei denen, welche am meiſten Troſt brauchen, bei den Unglücklichen, und er weint mit ihnen. Es findet ſich gar oft, daß Voltaires Heiterkeit den Denkenden und Fühlenden traurig macht, Rouſſeaus Schmerz aber tröſtet und ermuthigt. Dieß kömmt daher: Voltaire zeigt uns nur immer Vergnügen und Freuden, die wir ſchon zum Ueberdruß genoſſen haben, oder die wir nicht erreichen können, er nimmt uns dagegen welche, und das ſind gerade die beſten, ohne etwas anderes Erfreuliches an ihre Stelle zu ſetzen. Dadurch macht er ſeine Leſer oft mißvergnügt mit der Welt, mit ſich ſelbſt und mit dem Autor. Rouſſeau hingegen zerſtört freilich die erkünſtelten und geſuchten Vergnügungen der Geſellſchaft, er bietet uns dagegen beſſere und edlere an, die Vergnügen und Freuden der Natur.

(Der Beſchluß folgt.)

Meine Geſchichtsforſchung in B.

(Fortſetzung.)

Nach einem langweiligen Geſchäftsnachmittage ging ich eines Abends in das Haus meiner Freunde und fand, außer der Familie, wie gewöhnlich Brand und Tyrulf, und noch ein Paar Fremde. Das Geſpräch drehte ſich fröhlich um Vergangenheit und Gegenwart, und wer unbefangenen Herzens war, der mußte ſich erfreuen in dem Kreiſe dieſer lieben Menſchen. Friedrich ſaß neben Sophie, und die Geſellſchaft merkte es kaum, daß ſie ihm ihre ſpitze Scheere und ein anderes Inſtrument ihres Arbeitkäſtchens gab, um eine verbogene Stelle an erſterer gerade zu biegen. Plötzlich gab er einen Laut des Schmerzes von ſich. Die Spitze war abgeſprungen und ihm ins Auge geflogen. Alles ſprang erſchrocken auf. Der Präſident gab Befehl, einen Arzt zu holen; doch ehe dieſer vollführt werden konnte, kam Sophie, die augenblicklich und unbemerkt hinweggeeilt war, ſchon wieder zurück, und zwar mit ihres Vaters großem Magnet, den ſie mit zitternder Hand an das verletzte, mit Mühe geöffnete Auge hielt. Die Stahlſpitze

blieb hängen; die Hülfe war ſchnell und ſchmerzlos, und dankbar küßte ihr Friedrich die Hand, während ſie die ſeinige mit ihren beiden ergriff und mit der zärtlichſten Theilnahme ausrief: „lieber, lieber Brand, wie leid thut es mir, ich allein war Schuld daran!“ Brand vergaß alle Menſchen, die um ihn herumſtanden, hielt ihre Hände feſt und ſah ihr entzückt ins Auge. Das ihrige durchflog ſchnell das Zimmer, und eben ſo ſchnell zum Gefühl ihrer Lage zurückgebracht, machte ſie ſich los und nahm ruhig, doch hocherröthend, ihren vorigen Platz wieder ein. Dieſer Vorfall, dachte ich, vergönnte uns doch einmal einen gründlichen Blick in das unergründliche Herz. Doch ſie blieb nicht gar lange mehr auf ihrem Platze, ſondern machte ſich etwas zu thun und näherte ſich dem Profeſſor, der, wie eine Salzſäule, noch immer in derſelben Stellung beharrte, in welcher er bei der Herbeiſchaffung des Magnets ſich befunden. „Wollen Sie uns nicht etwas vorleſen, lieber Herr Profeſſor?“ ſagte ſie mit ſanftem, faſt ſchüchternem Tone. „Thut mir leid,“ antwortete er trocken, „mir iſt nicht wohl, ich kann wirklich nicht leſen, ich fühle einen Druck in mir, als hätte ich einen Magnetſtein verſchluckt.“ Schnell ging ſie auf ihren Platz zurück.

Ich verlor nichts von dieſem kleinen Auftritt, und fand, daß Tyrulf eine Art von Wehrwolf ſey, weil er das ſanfte Mädchen ſo abfertigen mochte, deren einziges Verbrechen darin beſtand, daß ſie, wie wir Alle, den jungen Brand liebenswürdiger fand als ihn. Das gute Vernehmen zwiſchen den beiden Nebenbuhlern hatte ſeit jenem Tage eine Störung erlitten. Tyrulf war ſichtlich abſtoßend gegen Friedrich, dieſer hingegen freundlicher als ſonſt. Das war natürlich, Glück ſtimmt milder als Unglück.

Die erſten Tage des Frühlings brachten neues Leben in die Natur und in uns alle. Dies machte mich geneigt, Sophien zu tadeln, denn es verdroß mich, daß ſie nicht endlich den guten Brand für ſeine Treue belohnte; aber ſie blieb ſich ſo gleich in ihrem Benehmen, daß mir wenig Hoffnung blieb, dieſen Trotzkopf ſo bald bekehrt zu ſehen. Eine Begebenheit, die uns manchen Tag zu ſprechen gab, ſchien jedoch meine Wünſche zu begünſtigen.

Wir machten eine Spazierfahrt, an welcher außer der Familie des Präſidenten nur Brand und ich Theil nahmen. Die beiden alten Leute fuhren in einer kleinen Kaleſche, wir Andern in einem vierſitzigen Wagen. Ein ſchönes Thal zu unſern Füßen reizte uns Junge, (ach Gott, ich vergeſſe immer, daß ich ſchon nahe an den Fünfzigen ſtehe!) den Weg zu Fuß fortzuſetzen. Wir ſtiegen alſo aus und gingen den geraden Fußpfad hinab, die Fahrſtraße abkürzend, welche in abwechſelnden Windungen ſich ins Thal ſenkte. Plötzlich hörten wir ein entſetzliches Angſtgeſchrei und ſahen den Wagen über uns dicht am Abhange von den wildgewordenen Pferden fortgeriſſen. Mit einem Sprunge war Friedrich oben, fiel den ſcheuen Thieren in den Zügel und brachte ſie, einige Schritte fortgeſchleift, durch ſeine Kraft und Geſchicklichkeit wieder zum Stehen. Die armen Mädchen waren todtenbleich und regungslos vor Schrecken; erſt als ſie ſahen, wie der kühne junge Mann ſich wieder hervorarbeitete, während ich, der ihm nachgelaufen, die Pferde hielt, und wie die Eltern beide unverſehrt aus dem Wagen ſtiegen, konnten ſie ſich von der Stelle bewegen. Nun gab es eine rührende Scene der Freude und des Dankes, deſſen Gegenſtand der Retter ihrer Eltern. Beide Mädchen lagen an ſeinem Halſe und er war ſelig, wenn auch bleich und an mehreren Stellen verletzt, beſonders am rechten Fuße, der von einem der Pferde getreten war. Der Präſident und ſeine Frau drangen in Friedrich, in ihr Haus einzukehren und dort ſeine Geneſung abzuwarten, damit ihre Pflege ſein Krankenlager verſüßen könne. Er nahm den Antrag dankbar an, und langſam ging unſer Zug nun wieder nach Hauſe zurück.

Sophie hatte während der letzten Verhandlungen mit gefalteten Händen zum Himmel emporgeſehen, als legte ſie ein heiliges Gelübde ab, und war dann beruhigter zur Einrichtung des Wagens für den Kranken geſchritten. Marie aber hatte ihn unter lautem Weinen angeſehen und ihre Eltern viel leidenſchaftlicher als ſonſt umarmt.

Nun folgte eine ſchöne Zeit für Brand, obwohl ſein Fuß ſtark gequetſcht war, und er ſein Lager auf dem Sopha lange nicht verlaſſen durfte. Alle Glieder der Familie wetteiferten in der zarteſten Pflege für ihn, und er war jetzt der unbeſtrittene Sieger, was mich recht herzlich erfreute, wiewohl es mich andererſeits doch innig rührte, als am Tage nach dieſem Zufalle Tyrulf in das Zimmer trat, ſich dem Patienten nähernd, deſſen Hand ergriff und mit bewegter Stimme zu ihm ſagte: „Sie haben ſich ein ſchönes Recht auf die Dankbarkeit dieſes Hauſes erworben; möge ſie Ihnen werden nach Ihren beſten Wünſchen.“ Mit Sophie, die am Lager des Kranken ſaß, ſprach er gar nicht; allein beim Abſchiede drückte er, wie zum Zeichen der Entſagung, einen ſanften Kuß auf ihre Hand. Sie wendete mir den Rücken zu, während dies geſchah; ich hätte ihr gern ins Geſicht geſehen. Nach vierzehn Tagen durfte Friedrich wieder aufſtehen, und gleich darauf bezog er auch ſeine Wohnung wieder. Die Wunde heilte ſchnell, aber die Dankbarkeit der Familie blieb und erneuerte ſich täglich. Nur eine kleine mädchenhafte Scheu ſchien noch Friedrichs Wünſchen entgegenzuſtehen, denn Sophie behandelte ihn mit unverkennbarer Zärtlichkeit, und gegen Tyrulf, der nur ſelten mehr in das Haus kam, war ſie ſichtlich kälter. Tyrulfs Liebe aber ſchien mir nun leidenſchaftlicher als vorher, obgleich er ſich enge Schranken geſetzt hatte. Kein bitteres Wort entfuhr ihm mehr gegen Friedrich; er ſprach, wie zuvor, wenig, aber milder und freundlicher, als er ſonſt gethan. Mit

Sophien unterhielt er sich fast nie, streifte er jedoch von ungefähr an ihr Gewand, traf ihn unerwartet der Ton ihrer Stimme, so erbebte er fast merklich und war oft so ergriffen, daß er sich mit Anstrengung wieder sammeln mußte. Kurz, ich fing an, ihn recht lieb zu gewinnen, und bedauerte nur, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, ein Haus zu meiden, wo für ihn kein Glück mehr blühte, denn Sophie verstummte, ja sie schien erkaltet und unbehaglich, so wie er ins Zimmer trat.

Jezt, da Friedrich so offenbar im Vortheile war, fing ich allmählig an, mich für seinen Nebenbuhler mehr und mehr zu interessiren.

Der schöne Frühling und das Grün waren wieder zurückgekehrt, und alles flog aus zu größern Landparthien in die schönen Umgebungen der Stadt. Auch der Präsident lud zwanzig bis dreißig seiner Bekannten zu einer solchen ein, und an einem schönen Junimorgen bestiegen wir alle ein großes, sicheres Boot, um eine Meile weit auf der lieblichen Meeresbucht zu segeln und dann in einem, von hohen Buchen beschatteten öffentlichen Garten ein einfaches Mittagsmahl einzunehmen. Die Hinfahrt war köstlich; ich saß zwischen meinen beiden Lieblingen, Sophie und Marie, Friedrich uns gegenüber, und Tyrulf starrte in die Weite, wozu er durch seinen Platz am Steuer auch gewissermaßen berechtigt war.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Wilhelm IV. und Georg IV.

Der Tod Georgs IV. hat allen Dingen bei uns eine neue Gestalt gegeben. Der neue König hat sich zwar seit vielen Jahren wenig im Publikum gezeigt, außer wenn er bei irgend einem zur Unterstüzung einer wohlthätigen Anstalt gehaltenen Gastmahle den Vorsiz führte, war aber dennoch nicht unbeliebt. Sein Wesen ist frei und männlich, ja wohl etwas barsch, aber, wie man versichert, ist er sehr geneigt, sich von seiner klugen, edlen Gemahlin lenken zu lassen. Gleich bei seiner Thronbesteigung gab er einen Beweis von Rüksicht für das Volk, indem er den gewöhnlichen Befehl, wornach bis nach dem Begräbniß des verewigten Monarchen alle Schauspielhäuser geschlossen werden, widerrufen ließ und blos auf vier Tage beschränkte. Auch hat er, der Bequemlichkeit der Bürger zu Liebe, den Befehl zur Oeffnung eines neuen Eingangs in den St. Jamespark gegeben, um welchen man unter der vorigen Regierung selbst im Parlamente vergebens angehalten hatte. Dabei läßt er sich gern öffentlich sehen, lebt mit allen seinen Verwandten in liebevoller Einigkeit, und wenn er nur, bei dem jezigen bedrängten Zustand des Landes, keine Neigung zur Verschwendung blicken läßt, so wird er gewiß sehr populär werden. Georg IV., welcher zu Windsor starb, wird auch dort am 13. in der Familiengruft beigesezt werden, wozu man jezt Anstalten trifft, so wie zur vorhergehenden zweitägigen feierlichen Ausstellung der Leiche. Die Kramladen, welche sogleich geschlossen wurden, sind es noch und die Nation ist in Trauerkleidern, aber dennoch blickt alles mehr mit Hoffnung nach der aufgehenden Sonne, als mit Trauer nach der untergegangenen. Wie auf einen Zauberschlag war alles Volk schwarz gekleidet, da wegen des längst vorauszusehenden Todes des Königs sich Jedermann mit Schwarz versehen hatte, und zwar aus Oekonomie, weil es Herkommen ist, daß die Schneider sechs Wochen lang nach dem Tode eines Mitgliedes der königlichen Familie den doppelten Arbeitslohn für schwarze Kleider fordern, und überhaupt alles Schwarze theurer wird; die schwarzen Seidenzeuge haben längst um 1 Schilling die Yard aufgeschlagen.

In dem königlichen Haushalt haben mehrere Veränderungen stattgefunden, und obgleich der Marquis von Cunningham, dessen Gemahlin so lange Georgs IV. Haushälterin gewesen und deren Familie mit Ehrenstellen, Geschenken und Einkünften aller Art überhäuft worden war, seiner Aemter noch nicht enthoben ist, so zweifelt doch die Nation nicht daran, daß dies geschehen wird, und die Karrikaturenzeichner haben die öffentliche Meinung bereits mannigfaltig ausgesprochen. Auch der König geht bei diesen Witzspielen nicht leer aus. Bald sieht man ihn als Will, den Fährmann, der mit seiner Schönen im Boot dem Herzog von Wellington befiehlt, sein Boot ungeschoren zu lassen; bald als Mauthsoldaten, der sich nach den Schleichhändlern umsieht; bald nimmt er als Kapitän Clarence von dem Schiffe British Constitution Besiz; bald steht er nebst dem Herzoge von Cumberland vor dem als Wirth gekleideten John Bull, dem a cracked sovereign (ein Souverän mit einem Hieb) lieber ist, als ein base sovereign (ein falscher).

Der Schuz, den Georg IV. Künsten und Gewerben angedeihen ließ, seine Milde gegen Nothleidende, seine Leutseligkeit bei öffentlichen Gelegenheiten, aber besonders seine Selbstverläugnung, die seine Persönlichkeit nie mit den Staatsangelegenheiten in Widerspruch kommen ließ, machten ihn bei Hohen und Niedern beliebt, so oft auch die Nation während seiner Regierung den Kopf geschüttelt hatte. Er würde noch populärer gewesen seyn, wenn er sich öfter seinen Unterthanen gezeigt hätte; aber seine Corpulenz und zunehmende Altersschwäche machten ihn von Jahr zu Jahr ungeneigter, sich sehen zu lassen. Zuerst in seinem Pallaste zu Brighton und in den lezten Jahren in der sogenannten Loge, einem im Windsorpark gelegenen Lustschlosse, eingeschlossen, beschränkte er sich auf die Gesellschaft einiger wenigen befreundeten Hausgenossen, von denen jedoch Niemand zu seiner Familie gehörte. Dann und wann gab er dort seinen Ministern und auch andern Standespersonen große Gastmahle, aber diese wurden immer seltener. Während der Parlamentssitzungen kam er auf einige Zeit in die Stadt, hielt ein Paar Cour-Tage und ging ein- oder zweimal im Staat in jedes der beiden großen Schauspielhäuser. Dies geschah noch im vorigen Jahre, obgleich er schon längst sich der Pflicht begeben, das Parlament persönlich zu eröffnen und zu vertagen. Ein Hang, der ihn bis an sein Ende nicht verlassen zu haben scheint, ist die Lust zum Bauen und Verzieren, oder vielmehr zum Niederreißen und Umändern. Dies hat John Bull oft Anlaß zur Klage gegeben, und war die ewige Plage seiner Minister, die zu allen möglichen Erfindungen ihre Zuflucht nehmen mußten, um diese Sucht zu befriedigen. Noch ist Vieles hierüber im Dunkeln; aber schon die öffentlich hierzu verwilligten Summen waren groß genug, um den prächtigsten Pallast damit zu erbauen, den England je gesehen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Juli 1830.

— Irre Zweifel, ungestüm Verzagen,
Und bange Schau'r und blasse Schüchternheit!

Shakespeare.

Meine Geschichtsforschung in B.

(Fortsetzung.)

Am Ufer erwarteten uns alle Genüsse einer harmlosen Freude in Gottes schöner Schöpfung. Selbst unser armer Tyrulf wurde heiter und aufgeregt. Wir gingen auf einem Damme, längs einem breiten Wassergraben hin. Eine der jungen Damen warf einen Veilchenstrauß, woran sie einen kleinen Stein befestigt hatte, über den Graben und rief in lauter Fröhlichkeit:

Wer mir die Blumen kann wieder zeigen,
Der mag sie behalten, sie sind sein eigen.

Alle jungen Leute schickten sich sofort an, hinüber zu springen; aber da nur eine Stelle sich zu diesem Zwecke eignete, so ward beschlossen, daß ein regelmäßiges Springen nach dem köstlichen Preise veranstaltet werden sollte. Der Unglückliche, der nicht hinüber kam, sah freilich nur ein feuchtes Grab für seine Wünsche und seinen Ruhm. Auch Tyrulf wollte sich in den Haufen der Springenden stellen, als eine leise Berührung am Arm ihn zurückhielt. Er wandte sich um, und sah Sophie hinter sich stehen, die aber schon den Fuß zum Weiterschreiten erhoben hatte. Augenblicklich verließ er den Kreis der lustigen Jugend, um ihr zu folgen. Sie bog um eine Ecke, als wolle sie ihm entfliehen, aber schnell holte er sie ein und fragte: „Fräulein Sophie, warum hielten Sie mich zurück?" — „Was hätte ein Professor der Staatswissenschaften wohl für eine Ehre davon gehabt, hinüber zu springen?" war ihre Antwort; „und wie fatal wäre es für Sie gewesen, hineinzufallen! man hätte Sie doch nur ausgelacht." — „Sophie," erwiederte er, „es standen ihrer zehn da, die hineinfallen konnten, warum hielten Sie gerade mich zurück?" Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „und wenn ich nun gerade Sie ungern ausgelacht sehen wollte, wäre denn das etwas so besonderes?"

Sie waren weiter gegangen und standen jezt am Eingang eines Gartenhäuschens. Der Spaziergang, die Fröhlichkeit, in die er unvermerkt gerathen war, die plötzliche Ueberraschung bei Sophiens unerwartetem Zeichen der Theilnahme, alles dieß hatte Tyrulf seine gewöhnliche Selbstbeherrschung geraubt; er war seiner nicht mehr mächtig, zog das bestürzte Mädchen rasch in das Häuschen hinein, warf sich ihr zu Füßen und stammelte, am ganzen Körper bebend und fast keiner Worte mächtig, das Geständniß, daß er sie lange, lange schon unaussprechlich liebe, daß er sie um Erbarmung anflehe, daß er nicht leben könne ohne sie. Sophie saß da, schmerzlich bewegt, und konnte lange keine Sylbe hervorbringen. Endlich sprach sie: „Nein, es kann nicht seyn — Friedrich — erlassen Sie mir, lieber Tyrulf, jede weitere Erklärung." Und diese zu geben, wäre sie auch gar nicht im Stande gewesen, denn Thränen erstickten ihre Stimme und raubten ihr auf geraume Zeit die Sprache. Tyrulf erholte sich zuerst wieder. „So ist denn Alles aus!" sprach er; „ich wußte es wohl, warum konnte ich nicht schweigen, wie bisher! Aber sagen Sie mir eins: lieben Sie Brand?" Sie schwieg. „Also

ja; noch eins muß ich bitten: wenn Sie einem Manne Ihre Hand zusagen wollen, lassen Sie mich's nur durch Sie selbst erfahren, versprechen Sie mir das?" — „Gewiß," sagte sie feierlich. Sie standen noch eine Weile einander stumm gegenüber, dann bob Sophie an: „Lassen Sie uns ins Freie gehen, hier kann ichs nicht mehr aushalten;" und schweigend gingen sie hinaus, er um seine liebste, beste Hoffnung gebracht, und sie nicht fröhlicheren Herzens als er. Für uns andere wurde indessen der Spaziergang nicht gestört und erst in späterer Zeit erfuhr ich den Auftritt, der sich im abgelegenen Gartenhäuschen ereignet hatte.

Friedrich war den Rückkehrenden freudig entgegengesprungen und hatte, ihre Stimmung nicht bemerkend, Sophien den Strauß überreicht, den er als der beste Springer erobert hatte. Tyrulf, der mit festgeschlossenem Munde daneben stand, entschuldigte seine Stimmung, die freilich auffallen mußte, mit heftigen Kopfschmerzen. Bei seiner ungewöhnlichen Blässe zweifelte keiner an der Wahrheit dieser Entschuldigung; man bedauerte ihn und fuhr übrigens frohen Muthes nach Hause. Nicht lang darauf führte des Vaters Geburtstag die Freude in verjüngter Gestalt in das Haus zurück. Es sollten Tableaux ausgeführt werden, da der Alte diese Ergötzung vor allen liebte. Sophie, die ein schönes Talent für Malerei mit Fleiß ausgebildet hatte, übernahm die Anordnung des Ganzen. — Einige Scenen aus den Retzischen Umrissen zu Goethes Faust wurden nach kurzer Ueberlegung gewählt. Diese vortrefflichen Skizzen waren erst vor Kurzem erschienen und dem Vater noch gar nicht bekannt.

Marie war ein liebliches Gretchen, wie sie in ihrer Unschuld dargestellt ist, und weiter sollten auch die Tableaux nicht fortgeführt werden. Aber es fehlte an Faust. Die alte Präsidentin meinte: „Kinder, ich weiß einen trefflichen Faust, wir wollen Tyrulf bitten, die Rolle zu übernehmen." Aber Sophie entgegnete, flüchtig erröthend: „Er ist so lange nicht im Hause gewesen, wer weiß, ob er Lust hat, wieder zu kommen, wir wollen ihn doch nicht dazu zwingen." Die Mutter gab ihr Recht und schlug den Herrn von Brand vor. „Nein," erwiederte Sophie, „Friedrich muß zusehen, auf sein Urtheil freue ich mich besonders; er meint immer, mit den Tableaux wäre es doch eigentlich nichts, man müßte ewig und ewig warten, um endlich einen flüchtigen Genuß zu erhaschen, den die ängstlich gezwungene Stellung der Handelnden, oder vielmehr Leidenden, einem noch verkümmere. Aber diese Tableaux," sezte sie scherzend hinzu, „soll er in seinem Leben nicht vergessen." Das gute Kind wußte nicht, wie prophetisch sie sprach.

(Die Fortsezung folgt.)

J. J. Rousseau und Voltaire.

(Beschluß.)

Voltaire hing den Großen, Vornehmen und Reichen an, suchte ihren Umgang und schmeichelte ihnen, Rousseau hingegen war ihnen abgeneigt, hielt aber die Niedern und Unglücklichen sehr werth. Diese ganz verschiedene Richtung zeigt sich auch in ihrem Streben, das religiöse Leben anders zu gestalten. Voltaire, der immer die Religion mit ihren Dienern verwechselte, ließ von Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn bis an ihr Ende seinen Zorn an der niedern Geistlichkeit, an Bettelmönchen, an kleinen Theologen und Pfarrern aus, aber bei den Bischöffen, Kardinälen und Fürsten ist er ein gehorsamer, unterthäniger Diener, und hütet sich wohl, ein Wort gegen sie zu sagen. Im Gegentheil, er eignet ihnen in Unterthänigkeit Schriften zu und streut ihnen unaufhörlich Weihrauch, den sie in Gnaden annehmen. Wie ganz anders Rousseau! Seine Verehrung zollt er einem armen Landpfarrer, der ihm in seiner Demuth und ächt christlichen Wirksamkeit das Muster der Geistlichen scheint, er ehrt den niedern, aber getreuen Arbeiter im Weinberg des Herrn, und eifert nur gegen die, welche ohne Arbeit, Mühe und Sorge seinen Wein trinken.

Indessen fehlte es doch dem reichen Voltaire nicht an Mitgefühl; vielen Unglücklichen hat er mit Geld, mit gutem Rath, mit seinem Ansehen und mit seiner Feder geholfen; er stattete die Ureukelin Corneilles aus, und machte überhaupt einen guten Gebrauch von seinem bedeutenden, aber nicht auf ehrenvollem Weg erworbenen Vermögen. Viel höher steht aber auch in dieser Beziehung Rousseau: er hatte kein Vermögen und schlug die ihm von Königen und Fürsten angebotenen Pensionen aus, weil er lieber frei und unabhängig von dem Fleiß seiner Hände leben, als andern, und zumal Vornehmen, etwas zu verdanken haben wollte. Diese Vermögenslosigkeit hinderte ihn jedoch nicht, im Stillen viel Gutes zu thun und von seinem kleinen Erwerb den edelsten Gebrauch zu machen.

Der Ruf beider Männer ist universel und sie haben darin viel Aehnlichkeit mit einander. Der von Voltaire ist vielleicht ausgebreiteter, Rousseaus Ruf aber ist tiefer, denn er greift inniger in die neue Gestaltung der Gesellschaft ein, die großen Theils sein Werk ist. Jenes klare Darstellung und Sprache machte, daß ihn Alle, auch die Niedrigsten, verstanden; deßhalb war er allgemein gekannt und geliebt in Paris, und wenn er ausfuhr, so umgaben tausend Menschen seine Kutsche, und als er krank war, so bekümmerte man sich in allen Gäßchen und elenden Häusern, wie in den Palästen der Großen um ihn; Packknechten und Kohlenträgern lag seine Gesundheit am Herzen. Ganz anders war es mit Rousseau. Das Volk hatte nicht Gemüth und Phantasie genug, um seine Schriften ganz zu verstehen; daher kannte es ihn wenig, und beleidigte ihn sogar einmal auf der Straße, weil es dazu von andern angereizt war. Und

doch dachte Jean Jacques immer nur auf des Volkes Glück, Voltaire hingegen arbeitete mehr für sein Vergnügen und seine unbegränzte Eitelkeit. Die Mittelklasse der Franzosen, die von Reichthum und Armuth gleich weit entfernt ist, überhäufte Voltairen mit unsäglichem Lob und Preis; damit trug sie nur die Schuld der Dankbarkeit gegen ihn ab, denn er hatte Klassen und Stände gelobt und allen klug geschmeichelt, die eine literarische Reputation machen können. Rousseau hingegen hatte sie alle getadelt, Journalisten, Schauspieler, Künstler, die für den Luxus arbeiten, Aerzte, Financiers, Buchhändler, Musiker und alle Literatur- und Wissenschaftsleute. Demungeachtet hatte er Freunde in allen den Ständen, von denen er nachtheilig sprach; Voltaire hingegen, der ihnen hofirend so viel um den Bart gegangen, hatte keine Freunde, sondern nur Anhänger und Bewunderer. Dieß ist auch ganz natürlich. Rousseau trat als Kämpfer für die natürlichen Menschenrechte auf, Voltaire nur für die Rechte der Gesellschaft. Es gibt aber glücklicherweise nur wenige Menschen, die nicht manchmal die Stimme der Natur vernehmen und es gern hören, wenn ein Herz zu dem ihrigen spricht. So mancher lebt lange im Strudel und im Treiben der Welt und der Menschen; früh oder spät aber wird er unzufrieden mit ihnen und kehrt geheilt in sich selbst zurück. Dann verzeiht er Rousseau gern alles Ueble, was er bisweilen mit Uebertreibung von den Menschen gesagt hat, denn daraus geht doch hervor, wie lieb er sie hatte, und wie sehr ihm ihr Glück am Herzen lag. Diejenigen freilich, welche so hoch stehen und so unglücklich sind, daß sie nie in die niedern und wahren Lebensverhältnisse eingehen, sind ganz und ausschließlich für Voltaire. Deßhalb ist er auch von den Großen mit Lob, Schmeicheleien und Geschenken überhäuft worden, denn darin wetteiferten Fürsten und Könige mit dem Pabst. Kaiserin Katharina von Rußland ließ ihm eine Statue errichten. Der König von Preußen zog ihn sogar zu sich und überschüttete ihn mit Komplimenten in Prosa und schlechten Versen. Rousseau hingegen ist von beiden hohen Häuptern das Gegentheil widerfahren, sie verspotteten ihn und suchten ihn lächerlich zu machen. Nur eine Auszeichnung ließ ihm ein König widerfahren. Stanislaus der Wohlthätige, König von Polen, griff zur Feder, um ihn zu widerlegen. Dieß scheint mir mehr Ehre, als was Voltaire geschah. Denn es ist gewiß ehrenvoller, einen König zum Gegner und Rival, als zum Patron zu haben, wenn es sich von Menschenglück handelt. Ueberdieß haben Gottlob die Könige nicht über geistiges Verdienst zu entscheiden, nur die Nachwelt urtheilt darüber, und diese Nachwelt tadelt Friedrich II. und Katharinen von Rußland.

Der Geist des Unglaubens zeigt sich nicht überall gleich bei Voltaire. Oft zerstört er mit einer Hand, was die andere aufgebaut hat. Das ist bei ihm nicht Widerspruch und Inkonsequenz, sondern lediglich Autoreitelkeit; er will damit seine Geschicklichkeit in Darstellung aller Meinungen zeigen. Rousseau hingegen, den der Streit der Philosophen und die Gelehrtensysteme irre machten, sagte sich, wie Schiller, von aller Religion los, aus Religion, und verwarf alles Menschenzeugniß als Menschenwerk. Er schlug sich aber mit vollem Herzen zur christlichen Religion wegen des erhabenen Charakters ihrer Moral und wegen des göttlichen Sinnes, den ihr Stifter ausgesprochen hat. Wie ganz anders war dies bei Voltaire! Ihm war alle Religion ein leerer, unreiner Schall, und alles Höhere im Menschen eine Lächerlichkeit. Dadurch nahm er vielen seiner schwachen Zeitgenossen den Glauben an Unsterblichkeit, ohne ihnen etwas anderes dafür zu geben, als dialektischen Dunst. Rousseau hingegen spricht immer mit Begeisterung und Liebe von der Vorsehung. Dies gibt seinen Schriften einen unaussprechlichen Reiz und den unverkennbaren Stempel der Tugend.

Voltaire erwarb sich ein bedeutendes Vermögen auf sehr unreinem Wege, durch seinen Antheil an Kriegslieferungen. Rousseau mußte Tag und Nacht arbeiten, um unabhängig von aller Gnade und Gunst leben zu können, und da er in seinem Alter nicht mehr genug erwerben konnte, so mußte er nothgedrungen im 66sten Jahre von guten Menschen ein Asyl annehmen. Jener war in Paris geboren, dessen toller, schlammiger Strudel ihm über Alles ging, suchte aber bei Genf ländliche Ruhe. Rousseau hatte Genf zur Vaterstadt, das Landleben ging ihm jedoch über Alles, demungeachtet glaubte er nur mitten in Paris Unabhängigkeit zu finden.

Auch Mirabeau hat die beiden Zeitgenossen und Nebenbuhler mit einander verglichen, und sagt in dieser Beziehung zwar mit großer Schärfe, aber mit Ueberschätzung von Voltaire's poetischem und dramatischem Talent: „Voltaire, den sein eigenes Genie über allen Neid stellte, scheute sich doch nicht, den würdigsten Mann zu beleidigen und zu verhöhnen, Rousseau'n, der immer nur Lob über ihn ausgesprochen hatte, der unglücklich, arm und verfolgt war, dessen Feder sich nicht mit denselben Gegenständen beschäftigte, der aber in dem, was er schrieb, Voltaire'n überlegen war. Voltaire, der durch so Vieles unsterblich ist, der mehr als irgend ein Mann die Bewunderung und die Verachtung der Menschen verdient, steht als Dramatiker im ersten Rang, ist überall ein grosser Dichter und in der Geschichte des Menschen eine Wundererscheinung. Dagegen erscheint er in seinen historischen und philosophischen Werken oft nur als schöner Geist. Rousseau hingegen, der sich durch seine Sitten und durch seinen edlen, unbeugsamen Muth auszeichnet, und der in allen seinen Schriften als Gott der Beredsamkeit dastebt, führt uns zur Achtung der Tugend und des Menschenwerths, und niemals hat sein Talent, wie so häufig bei Voltaire geschah, der Schmeichelei oder der Satire gedient."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Die deutsche Oper. Mad. Schröder-Devrient.

Als ich das leztemal von der deutschen Oper in Paris sprach, äußerte ich die Besorgniß, es werde der deutschen Truppe diesmal nicht so gut gehen, wie im vorigen Jahre, wofern ihr nicht ein Zuwachs von einigen der ausgezeichnetsten Sänger und Sängerinnen Deutschlands zu Theil werde. Die Ankunft einer einzigen Sängerin, der Madame Schröder-Devrient, hat sie aus aller Verlegenheit gerissen und ihren Darstellungen einen neuen Schwung gegeben, so daß die Truppe diesmal weit mehr Aufsehen in Paris erregt, und die deutsche dramatische Musik viel größern Beifall erhalten hat, als das erstemal. Mad. Schröder-Devrient ist vom Pariser Publikum als eine der größten Opersängerinnen anerkannt worden, die je in Paris aufgetreten sind, und sie hat zuerst den Franzosen gezeigt, was eine vollendete deutsche Schauspielerin vermag. Ueber ihr Talent sind alle Stimmen einig, und ich habe auch nicht eine einzige Theaterkritik gesehen, welche ihr nicht Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen. Nur hat man bemerkt, daß sie besser die ernsthafte, leidenschaftliche Musik singt, als die anmuthige und graziöse. Mit einer so vortrefflichen Sängerin und mit einem Tenor, wie Haizinger, nebst einigen andern auch nicht unbedeutenden Talenten, konnte die Oper nun bestehen und zwar auf eine glänzende Art, besonders da die deutschen Chöre den Parisern etwas ganz Vortreffliches dünken. Hier bestehen die Chöre aus Leuten, welche ein wenig Musik gelernt haben, meistens aber nicht den mindesten Geschmack besitzen, den Tag hindurch ein anderes Geschäft treiben und nur Abends in der Oper zu ihrem zweiten Handwerke sich vereinigen. Wenn diese Leute einen Chor lange einstudirt haben, singen sie ihn nicht übel weg; denn wenn in einem Chore nur die ersten richtig und im Takte singen, so ist es den andern etwas Leichtes, wie Schafe zu folgen. Bei den Chören der deutschen Oper bemerkt man aber gleich, daß die Leute ein musikalisches Ohr und, was noch mehr ist, auch musikalisches Gefühl haben. Da geht alles von der Seele, als ob die Leute zum Singen geboren wären und in ihrem Leben nichts anders gethan hätten, als chorweise zu singen. So etwas gefällt den Parisern außerordentlich; es entzückt sie, einen belebten Chor zu sehen, statt eines mechanisch singenden Haufens; die Chöre tragen daher viel zur guten Aufnahme der deutschen Opernmusik bei. Der Freischütz und Fidelio bekamen ein neues Ansehen, als Madame Schröder-Devrient darin auftrat. Erst jezt konnten die Pariser die Vortrefflichkeit dieser beiden Opern recht genießen. Die Meistersängerin führte ihnen auch Weigl's „Schweizerfamilie" und C. Kreutzers „Cordelia" vor; allein alles ihres Talentes ungeachtet, wollte die, ihnen übrigens schon durch Nachahmungen bekannte Musik den Parisern nicht behagen; erstere fanden sie zu seicht, leztere nicht kräftig genug für eine monologische Oper; diese Stücke wurden bei Seite gelegt. Pixis Bibiana, deren Text für den abgeschmacktesten aller Theatertexte in den hiesigen Theaterkritiken erklärt wurde, erhielt zwei Vorstellungen und wurde dann ebenfalls bei Seite gelegt.

(Der Beschluß folgt.)

London, Juli.

(Fortsezung.)

Bauten Georgs IV. Verfall der Wissenschaften.

Leider ist das meiste Geld verschleudert worden und wir haben fast nichts dafür aufzuweisen: Carlton-Haus ist nicht mehr vorhanden, und der Pavillon zu Brighton wird, wenn man ihn nicht verfallen läßt oder niederreißt, nur noch als ein Raritätenkasten erhalten werden. Der St. Jamespallast sieht noch immer wie eine Kaserne aus und das Gebäude, welches man im St. Jamespark an die Stelle von Buckingham-Haus erbaut hat, steht vielen Landsizen unserer Edelleute nach; die Lodge zu Windsor ist prachtvoll und bequem im Innern, aber unansehnlich im Aeußern. Nur das auf den Pallast zu Windsor verwendete Geld kann nicht als weggeworfen betrachtet werden, indem man sich nicht erlaubte, an diesem alten Nationalgebäude etwas zu verändern, und sich darauf beschränkte, es auszubessern und nach dem alten Plane zu erweitern. Se. Maj. hat in seinen Häusern viele kostbare neue und alte Kunstwerke gesammelt, die, wie man vermuthet, zum Theil dazu bestimmt sind, dereinst in öffentlichen Anstalten den Kunstsinn der Nation fördern zu helfen; auch meinen Einige, der König habe große Summen erspart und dieselben gleichfalls zu Kunstzwecken bestimmt.

Ein merkwürdiges Buch von dem in der wissenschaftlichen Welt wohlbekannten Babbage ist so eben unter dem Titel erschienen: Reflections on the decline of Science in England, and on some of its causes. Wie stolz auch England auf seine technischen Fertigkeiten und die Fähigkeit seiner Mechaniker im Erfinden und Verbessern aller Arten von Maschinen seyn darf, eine Fertigkeit, welche unstreitig eine Frucht der Aufmunterung ist, welche gegenwärtig alles Praktische bei uns findet, so gesteht doch Jeder, der nur einigermaßen mit den Fortschritten der Wissenschaften in Frankreich und Deutschland bekannt ist, daß England in allen Fächern derselben zurücksteht. Indessen war es Babbage vorbehalten, diese unangenehme Wahrheit der Nation öffentlich ins Gesicht zu sagen, und zugleich die Ursachen dieser Erscheinung in dem Vaterlande der Newton, Hunter, Davy u. s. w. mit furchtloser Gewissenhaftigkeit auseinander zu setzen. Diese Ursachen sind nach ihm die schlechte wissenschaftliche Erziehung der Jugend, der Mangel an öffentlicher Aufmunterung ausgezeichneter wissenschaftlicher Männer, und der üble Einfluß der Gesellschaft, welche, in der Absicht gegründet, die Wissenschaft zu fördern, sie vernachlässigt und verkehrt. Auf den Universitäten wird außer den Brodwissenschaften nur wenig Wissenschaftliches gelehrt, man nimmt keine Rücksicht auf die besondern Fähigkeiten der Studirenden, und was man von ihnen zum Promoviren verlangt, ist so wenig, daß die Aristokratie keine hohe Meinung von den Wissenschaften bekommen konnte, weswegen kein Großer im Lande als ihr Beschüzer auftritt. Es gibt in England weder Aemter noch Ehrenstellen für den rein wissenschaftlichen Mann von hohem Talent, während der Aerzte, der Geistlichen, besonders aber der Rechtsgelehrten Rang, Reichthum und Ehre warten. Da auch die öffentliche Meinung dafür nicht entschädigt, so ist es natürlich, daß alle Männer, welche Kraft in sich fühlen, sich blos den Brodstudien ergeben, und die Wissenschaft höchstens als eine Art von Liebhaberei treiben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 170:

Taktik. Tiktak.

Logogryph.

Mit a ist's überall beliebt,
Wo Jugend Lust und Spiele liebt;
Mit e ist seine Kunst bekannt,
's ist ein Schulmeister aus Engelland;
Mit i kommt's häufig ins Parlament;
Mit o kocht's Schwefel, der heilt, nicht brennt;
Mit u, den Burschen, stark und dumm,
Macht sein Taufname zum Publikum.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 177.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 26. Juli 1830.

Der Mensch legt Kleider und Gewohnheit ab,
Verändert Sprache, Sitte, Meinungen,
Wie sie der Zeiten rastlos gehnder Schritt
Ihm aufdringt, wie die große Mutter ihm
In ihrem Schooße bildet Herz und Haupt.

Herder.

Die Abendgesellschaft (Wetscherinka)*).

Ein russisches Sittengemälde.

Ich hielt mich vor mehreren Jahren auf einer Reise zu Petrosawodsk, der Hauptstadt des Olonezkischen Gouvernements am Onegasee, einige Zeit auf. Eines Tags, während eines Mittagsmahles bei dem hiesigen Hauptarzte, ward viel über die Unverträglichkeit und Prozeßsucht der olonezkischen Bauern unter einander gesprochen, und ein jeder der Anwesenden hatte mehrere Beispiele davon aufzuzählen. „Das mag wohl seyn," sagte der Doktor, „aber dagegen hat unser Städtchen ein Beispiel von Familieneintracht aufzuweisen, wie wohl selten eins irgendwo zu finden seyn möchte. Die drei Brüder G**, hiesige Kaufleute, bewohnen schon seit vielen Jahren Ein Haus, und zwar so, daß ihre Schlafzimmer an einander stoßen und daß ihr Gastzimmer, ihr Speisesaal, ihre Küche und die ganze Wirthschaft gemeinschaftlich sind. Obgleich in ihrem Alter, ihrer Kleidung, ihren Sitten u. s. w. eine große Verschiedenheit stattfindet, so herrscht doch unter den Brüdern, und was wohl noch mehr sagen will, unter den drei Schwägerinnen, eine wirklich musterhafte Freundschaft und Eintracht. Die beiden ältern Brüder, alte, ächte Russen, haben den jüngern im hiesigen Gymnasium allerlei lernen lassen, was wohl sonst unter dieser Klasse, hier zu Lande, nicht gewöhnlich ist, haben ihn dann auf einige Zeit nach Petersburg geschickt, damit er sich etwas in der feinern Welt umsehe, und nach seiner Rückkehr vor einem Jahre verheirathet. Heute ist der Namenstag der jungen Frau, der Abends durch eine Wetscherinka gefeiert wird; ich bin dazu eingeladen, es wird dort, nach hiesiger Weise, hoch hergehen und mancherlei zu beobachten geben. Sie sollten auch mit hingehen." Ich fand es doch sonderbar, so in ein mir ganz unbekanntes Haus hinein zu fallen, ohne eingeladen zu seyn; doch der Doktor erinnerte mich an die hier noch nicht entartete, ächte altrussische Gastfreundschaft, nach deren Grundsätzen ich als Fremder und Reisender, von ihm eingeführt, gewiß ein willkommener Gast seyn würde. Ich ließ mich gern überreden, prägte meinem Gedächtnisse die sechs Doppelnamen der drei Wirthspaare sorgfältig ein, und um sechs Uhr (hier die bon ton Stunde) machten wir uns auf den Weg.

Gleich in der Vorstube, wo um eine blankgescheuerte große Theemaschine einige junge Mädchen, Verwandte des Hauses, mit Theebrauen beschäftigt waren, empfing mich die hübsche junge Hausfrau und bot mir zum Willkommen ein großes Glas Wein an, wobei sie sowohl als ihr Mann mich ganz geläufig bei meinem Vor- und Zunamen nannten und mich freundlich einluden, näher zu treten und an ihrer Fröhlichkeit Theil zu nehmen.

*) Wir entnehmen diese lebendige Schilderung russischer Sitten den seit einiger Zeit zu Petersburg erscheinenden „russischen Miscellen zur genaueren Kenntniß Rußlands und seiner Bewohner; herausgegeben von Georg Engelhardt," einer sehr interessanten Zeitschrift, die auch in Deutschland mehr verbreitet zu seyn verdiente.

Ich trat in den Saal und wurde dort eben so freundlich von den beiden ältern Brüdern und ihren Frauen empfangen; nur fügten sie, nach altem Brauch, zu den gewöhnlichen Bewillkommungsreden noch große Danksagungen für die Freude und die Ehre hinzu, die ich ihnen durch meinen Besuch erwiesen hätte. Die beiden alten Damen begleiteten dieß mit einer zahllosen Menge tiefer Bücklinge, bei denen ich nicht genug die ins Unendliche gehende Biegsamkeit ihrer Rückenwirbel bewundern konnte. Während dieser Operation, die ziemlich lange dauerte, hatte ich Zeit, das Kostüm meiner drei gastfreundlichen Ehepaare etwas zu betrachten, welches eine recht anschauliche Stufenleiter der seit den lezten dreißig oder vierzig Jahren mit der Nationalkleidung vorgenommenen Modernisirungen darstellte. — Der heutige Festgeber und seine junge Frau waren in russischer Zwittertracht; er zwar noch im Kaftan und (wie mir schien, der eleganten Form wegen, etwas gestuztem) Barte; aber der Rock hatte zwei Reihen besponnener flacher Knöpfe nebst einem stehenden Kragen, und um den Hals bauschten ein Paar Arschinen feinen Nesseltuchs; von dem stark parfümirten, dünnen gelbseidenen Schnupftuch guckte ein Zipfel neugierig aus der Tasche hinten im Rockschooße hervor, um anzuzeigen, daß sein Herr wohl wisse, wo man in Petersburg die Schnupftücher hinsteckt; die junge Frau im sauber ausgenähten rosenrothen Mousselinkleide, und mit einem blauseidenen, golddurchwirkten Tuche um den Kopf; dabei schön weiß und roth geschminkt und mit einem Paar gewaltig großer brillantener Ohrgehänge geziert; in den mit zitronengelben Handschuhen bekleideten Händen wurde ein battistenes Tüchelchen geknetet. — Der zweite Bruder hatte zwar auch einen schon etwas verdeutschten Rock, doch ohne Kragen und nur mit einer Reihe seidener Knöpfe an der rechten Seite herab; statt der luftigen Kravatte, umgab den Hals ein derbes rothseidenes Tuch, mit einem tüchtigen Knoten vorne. Auch stack das blau und roth quadrirte baumwollene Schnupftuch noch nach der Väter Sitte im Busen. Seine Hausehre war in ziemlich reinem Nationalkostüme, an dem mir der aus unzähligen kleinen Perlen zusammengereihte Kopfputz mit der über die Stirn herabhängenden, auch aus solchen Perlen geklöppelten, beinah handbreiten Kante, besonders gefiel; ein Paar atlassene, reich gestickte Petersburger Schuhe ohne Absätze, und ein gewaltig großer neapolitanischer Fächer mit einem feuerspeienden Vesuv darauf deuteten schon auf eine kleine Anwandlung zum Moderniſiren. — Endlich das dritte Paar; er, ein ehrwürdiger Alter mit kahlem Kopfe, greisem Barte und bloßem Halse; im ächt russischen Hemde mit dem kugelförmigen Knöpfchen und einem seidenen Kuschak, der ihm den lang heruntergehenden Kaftan fest um dem Leib hielt; sie, eine mit tausend kleinen Runzeln im Gesichte gezierte Matrone, in dem in steifen runden Falten bauschenden Rocke aus schwerem, großblumigem Stoffe, mit breiten goldenen Tressen, und dem ganz niedrig und dicht um den Kopf gebundenen seidenen Tuche; statt der Schuhe hatte sie, wie sichs gebührt, Pantoffeln ohne Hinterstücke, aber dagegen mit recht hohen spitzigen Absätzen, und trotz der Hitze in den Zimmern, ein kleines Müffchen, welches durchaus zum völligen Staate gehört.

So verschieden diese drei Ehepaare in Kleidung, Kenntniß des Welttones u. s. w. waren, eben so verschieden war auch die Einrichtung und das Ameublement ihrer drei Schlafzimmer, aus denen man ziemlich genau die Epoche der Verheirathung eines jeden herausrechnen konnte. — Das Schlafzimmer der jungen Eheleute, welches zunächst an das gemeinschaftliche Gastzimmer stößt, ist im neuesten Geschmack: ein stark geschweiftes Mahagoni Ehebett von der neuesten Form, mit geschnizten und vergoldeten Verzierungen und Füßen; ein großer goldener Vogel an der Decke hält die mit breiten, goldgelben Franzen eingefaßte hochrothe seidene Gardine, die, in ihrem zierlichen Wurfe, nichts von der Eleganz der mit Spitzen reich besezten Mousselindecke und Kissen verbirgt. Ein großer Toilettspiegel à la Psyché, mit ein Paar Bronzearmleuchtern, bietet der Besitzerin beim Auflegen der weißen und rothen Schminke seinen guten Rath dar, und ein kleines vergoldetes Heiligenbild ist, als Barometer der steigenden Aufklärung und sinkenden Religiosität, hoch oben in den Winkel hinter der Thüre verwiesen, um den Effekt der in zierlichen Rahmen an den Wänden herumhängenden bunten englischen Kupferstiche nicht zu stören.

(Die Fortsezung folgt.)

Meine Geschichtsforschung in B.

(Fortsezung.)

„Nun aber, wer ist unser Faust?“ fragte die Mutter. „Ei, was suchen wir lange,“ rief Sophie fröhlich aus, „da sizt er ja bei uns und macht bei unsern Konferenzen ein so weises Gesicht, daß wir's uns nicht besser wünschen können.“ Ich sträubte mich bescheiden und meinte, ich sey zu alt. Die Lampen, entgegnete sie, und das Costum würden mich gar leicht um zehn Jahre verjüngen; so könne ich denn für einige und dreißig gelten, und in dem Alter, schloß sie lächelnd, seyen die Männer noch am erträglichsten. Kurz ich ward zum Faust bestimmt, und meine liebe Marie zu meinem Gretchen. Die Leute nahmen gar keine Rücksicht darauf, daß ein vierzigjähriges Herz noch immer aus brennbaren Stoffen besteht u. s. w. Alle dergleichen Redensarten halfen mir nichts, ich mußte mein Herz wappnen. — „Und,“ fragte ich, „wer wollen Sie denn seyn, meine liebe Sophie? Sie werden doch bei des Vaters Fest auch eine Rolle spielen?“ — „Ja, wenn es der Mutter recht ist, so möchte

ich mich anziehen, wie Angelika Kaufmann in dem Bilde, das sie von sich selbst gemalt hat, und dann die Deutung der Gemälde übernehmen.“ So ward es denn beschlossen. Der Tag kam heran, und nur wenige Freunde wurden als Zuschauer gebeten. Der kleine Cirkel war versammelt, der Vorhang flog zur Seite, und Sophie, in hellgrünem Gewande, mit ihren braunen Locken unter dem weißen Schleier, saß sinnig und ernst, wie eine begeisterte Malerin, ihrer Staffelei gegenüber. Sie sprach einige zarte Worte über ihre Kunst, über deren Zweck, das Leben edler Menschen zu verschönern; erwähnte dann, wie sie ihre besten Stücke gesammelt habe, um ihrem Freunde den ersten Besuch, den er ihr als gekrönten Künstlerin in ihrer Werkstatt machen wolle, zum Freudenfeste zu gestalten, und sprach mit weicherer Stimme zum Schluß noch einige, an den beglückten Vater selbst gerichtete Worte. Dann zog sie im Hintergrunde des kleinen Theaters einen zweiten Vorhang hinweg, und meine Wenigkeit saß da als Faust, in tiefen Studien versenkt. Sie hatten mich vortrefflich drapirt, gut beleuchtet, und ich hätte mir's nicht träumen lassen, daß ich in meinen alten Tagen noch eine so glänzende Erscheinung machen würde. Aber leider wurden meine glücklichen Erfolge durch die Fortsetzung gar sehr verdunkelt, denn des Beifalls war kein Ende, als das liebliche Gretchen, schön und unschuldig wie ein Engel, und noch ein wenig schnippisch obendrein, mir gegenüber stand und meine keck angebotene Begleitung zurückwieß. Angelika fügte ihren Bildern die kaum nöthige Erklärung hinzu, doch mit so wohlklingender Stimme und so sinnvollen Worten, die sie stets mit einer Anspielung auf den Vater beschloß, daß das hübsche Fest doch dadurch erst seine rechte Bedeutung erhielt. Es kam denn auch endlich zum Schluß, so gerne die Zuschauer die liebliche Unterhaltung verlängert hätten, und nun muß ich sagen, daß der Herr Forstmeister v. Brand an diesem Abend mehr Kunstsinn verrieth, als ich ihm jemals zugetraut hatte; denn er nahm ein so lebhaftes Interesse an dem allerliebsten Gretchenbilde, welches nun aus dem Rahmen getreten war, daß er die Malerin wirklich etwas darüber zu vergessen schien. Diese war mit Zärtlichkeit um ihren Vater beschäftigt, vergaß jedoch nicht, mehr als einmal die Frage an Friedrich zu richten, wie es mit seiner Abneigung gegen die Tableaux gehe? Aber das liebe Kind hatte ihn wohl nur zu radikal davon geheilt, denn wahrlich, von diesem Tage an schien er erst bemerkt zu haben, daß Mariechen nun völlig erwachsen und eine ganz ausgezeichnet hübsche Jungfrau geworden sey. Er war voll Achtung, Freundschaft und Aufmerksamkeit für Sophie, aber die jüngere Schwester beschäftigte ihn nicht minder. Jene schien mir diese Veränderung auch gar bald wahrzunehmen, denn sie verfiel zusehends in Schwermuth, und wenn Friedrich recht angelegentlich mit Marie sprach, ruhte ihr Auge wie träumend und oft voll sanften Schmerzes auf ihnen. Sie war immer still gewesen, jetzt wurde sie wortkarg; sie scherzte selten mehr und nahm nur zur Erheiterung ihrer Eltern Theil am Gespräch.

Einst wollte ich des Nachmittags zu ungewöhnlicher Stunde zum Präsidenten gehen; ich fand das erste Zimmer leer und im zweiten, dessen Thüre nur halb geschlossen war, Sophie, in die Ecke eines Divans zurückgelehnt, die Augen mit der linken Hand bedeckend, ohne jedoch die hervorquellenden Thränen mit derselben ganz verbergen zu können. Ich betrachtete sie eine Weile, betrübt und schweigend; dann trat ich näher und sagte leise: „Liebe Sophie, was ist Ihnen?“ — Sie erschrak ein wenig, als sie mich aber erkannte, reichte sie mir ohne aufzustehen die Hand und schluchzte kaum vernehmbar: „Ach, ich bin nun so verlassen!“ — „Armes, liebes Kind,“ erwiederte ich mit herzlicher Theilnahme; „aber warum haben Sie ihn auch so laufen lassen, warum griffen Sie nicht zu?“ — „Ach ich fürchte,“ sagte sie wie träumend, „es ist nun zu spät.“ — „Das fürchte ich selbst,“ war meine wenig tröstliche Antwort. „Lieber Herr Direktor,“ fuhr sie aufstehend fort, „ich habe mich Ihnen recht schwach gezeigt; ich bin sonst kein weinerlich Ding und habe schon manchen Kampf gekämpft; lassen Sie uns nie mehr davon sprechen.“ Ich that, was sie verlangte, und suchte ein anderes Gespräch anzuknüpfen. In meinem Sinne aber ärgerte ich mich über den bösen Brand, daß er mir nun Sophie bei Seite ließ, wie es mich früher verdroß, daß er Marie nicht vorzog. Ich weiß nicht, was das war; ich habe doch sonst in meinem Leben keinen solchen Widerspruchsgeist in mir bemerkt, aber mit den Menschen hier ging es mir besonders, sie konnten es mir nie recht machen. Uebrigens hatte ich noch mehr auf der Seele, was mich betrübte. Meine Geschäfte gingen zu Ende und ich sah den Augenblick nicht mehr fern, der mich von den mir so theuer gewordenen Menschen trennen sollte; und w i e sollte ich sie verlassen? Die arme Sophie, so lange angebetet und verehrt, nun ausgestochen von der jüngern schönern Schwester, die, das mußte ich mir gestehen, im Ganzen besser für den Springinsfeld paßte; aber daß es Sophie so tief fühlte, daß ihre Wangen täglich blässer wurden! Ach ich hätte sie herzlich gern selbst genommen, wenn das sie hätte trösten können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Jan.

(Beschluß.)

Deutsche Oper.

Webers Oberon wurde nun von der deutschen Oper vorgenommen, und obwohl das Stück hier nicht mit der Pracht

gegeben wird, wie es in London Anfangs aufgeführt wurde, so erkannten doch die Pariser gleich das Gepräge des musikalischen Genies wieder, und Oberen erhielt den rauschendsten Beifall. Zuletzt wurde noch F. Ries „Räuberbraut" zur Benefizvorstellung der Mad. Fischer vorgestellt, aber so verunstaltet und man kann sagen verhunzt, daß die Franzosen vom Texte und von der Musik wenig begreifen konnten. Die deutschen Schauspieler haben sich hier an dem Tonsetzer gröblich versündigt. Auch Mad. Fischer, welche doch in diesem Stücke glänzen wollte, sang sehr mittelmäßig und konnte nie den rechten Ton treffen. Die „Räuberbraut" ist ihr übel bekommen, und sie hat selbst Sorge getragen, den Tonsetzer zu rächen. Im vorigen Jahre war diese Sängerin die Prima Donna der Truppe, und erhielt ziemlich vielen Beifall; allein sobald dieses Jahr die Schröder-Devrient erschien, war die arme Fischer ausgestochen, und man will bemerkt haben, daß sie, statt zu gewinnen, in ihrem Gesange verloren hat, so daß sie jezt oft mittelmäßig erscheint. Einige Theaterkritiker meinen, es sey etwas Verdruß über den rauschenden Beifall, welcher der gefeierten Schröder gezollt wird, dabei mit im Spiele. Ganz anders sah die Benefizvorstellung aus, welche Madame Schröder-Devrient für sich eingerichtet hatte. Sie gab den zweiten Aufzug der Spontinischen „Vestalin," das heißt den besten Theil dieser Oper, welche die Pariser zuweilen auch an der großen französischen Oper aufführen sehen. Diesen Aufzug sang sie auf eine unübertreffliche Weise; zwar machte der Muthwille des Parterre, welches sich über den Licinius und mehr noch über den erbärmlichen Cinna lustig machte, sie etwas irre; sie mochte an solche Lustigkeit in Deutschland nicht gewöhnt worden seyn; doch faßte sie sich, und es lief Alles gut ab. Im Fidelio sang sie besser als je, und zur Abwechselung wurde zwischen den beiden Opern Holbeins Lustspiel: „Liebe kann Alles" gegeben, und zwar sehr gut, da Mad. Haitzinger die Hauptrolle trefflich darstellte. Die Franzosen erkannten in dem Stücke denselben Vorwurf, wie in dem französischen Lustspiele la jeune femme colère wieder, und begriffen das Mienenspiel der Mad. Haitzinger sehr wohl, wenn sie auch sonst von dem deutschen Texte wenig verstanden. Diese ganze Vorstellung hatte so wohl gefallen, daß sie das nächstemal wiederholt werden mußte. Mad. Schröder-Devrient wurde hervorgerufen und bekam der Kronen eine Menge. Das Publikum hat sogleich gedacht, der Beitritt einer so vortrefflichen Sängerin würde für die franzöſ. Oper ein großer Gewinn seyn, und in den Zeitungen ist vorgeschlagen worden, man solle darnach trachten, sie in Paris zu behalten. Ja sogar den gesammten deutschen Chor rieth man der Operndirektion, zu miethen oder anzukaufen. Von diesen Vorschlägen ist aber keiner ins Werk gesezt worden. Natürlich müßten die Leute so gut französisch können als deutsch, um auf der Bühne der franzöſ. Oper aufzutreten. Wahrscheinlich wird nun Haitzinger auch seine Benefizvorstellung bekommen, und dann wird es mit dem Spiele der deutschen Truppe zu Ende gehen. Eine italienische Kombdientruppe ist bereits bestellt, um ihre Stelle einzunehmen. Etwas ist den Franzosen an den deutschen Sängern noch besonders aufgefallen, nämlich die Fähigkeit, eine Menge Töne durchzusingen, ohne die geringste Schwierigkeit des Athmens; dies hat man vorzüglich bei Haitzinger bemerkt, der seine Töne so leicht gibt und so lange und rein anhält, als ob es Orgeltöne wären. Schon bei der Dlle. Sontag war diese Eigenheit, die sich mit den zarten Kehlen der Pariser Sängerinnen nicht verträgt, aufgefallen; aber bei Haitzinger war dieselbe noch weit mehr vorherrschend; daher auch ein Tageblatt, der Universel, scherzend sagt, er habe gebdi.. Dlle. Sontag sey in einem Athemzuge von Paris nach Berlin gefahren; er glaube zwar, sie habe auf dem Wege mit dem Athem etwas nachgeholt; aber Haitzinger brauche dies wohl nicht, und er werde gewiß von Paris nach Hause nur einmal zu athmen brauchen.

Dg.

London. Juli.

(Beschluß.)

Verfall der Wissenschaften.

Die Oekonomisten behaupten zwar, es sey nicht Sache der Regierungen, Erfindungen zu belohnen, indem das Publikum ja von selbst das wahrhaft Nützliche ergreife; aber dies läßt sich nur aufs Praktische anwenden; diesem aber muß, wenn es nicht einseitig und oft irrig werden soll, die Theorie häufig den Weg bahnen, und wann findet der bloße Theoretiker beim Publikum Belohnung? Da dieses nun von jeher von den Männern der Wissenschaft erkannt worden ist, so haben sich dieselben von Zeit zu Zeit zu Gesellschaften vereinigt, um aus ihrer Mitte die Unterstüzung zu gewähren, welche das Publikum versagt. Diese Vereine aber haben alle den Zweck verfehlt, vor allen die berühmte königliche Gesellschaft, welche Babbage als eine Feindin der Wissenschaften darstellt. Um Mitglied derselben zu werden, bedarf es einiger guten Empfehlungen und fünfzig Pfund Sterling als Eintrittsgebühr. Da nun eine solche Summe für den Gelehrten oft bedeutend ist, so läßt sich denken, daß die meisten Mitglieder Männer sind, deren Hauptverdienst darin besteht, daß sie reich genug waren, um einen leeren Titel zu kaufen. Die Register werden nachlässig geführt und, wie B. gezeigt hat, gelegentlich verfälscht. Die Gesellschaft hat nur wenige Aemter, und diese werden auf ein Paar Personen gehäuft; die Gelder werden nutzlos verschwendet, die Denkmünzen gegen die Statuten vertheilt, die sich die Gesellschaft selbst gegeben, die Vorlesungen sind unbefriedigend, kurz Alles verräth Unwissenheit und Eigennutz, der wohl nirgends in der Welt mit mehr Schamlosigkeit zur Schau getragen wird, als in England; Alles, so gut auch die Absicht der Stifter seyn mochte, verwandelt sich hier in sogenannte Jobs, und wenn auch zufällig allgemeiner Nutzen aus einer Anstalt entspringt, so bleibt solcher doch immer dem persönlichen untergeordnet. Die Ursache hiervon ist sichtbar die allzu hohe Achtung, die man hier dem Reichthum zollt, was die Menschen zu den niedrigsten Handlungen verführt, weil sie wohl wissen, daß ein großes Haus, ein guter Tisch, Livree-Bediente, Kutschen und Pferde eine Menge kleinen Sünden decken. Ferner sind die Reichen, welche ihr Vermögen oder ihr Stand über die Versuchung erheben würde, zu bequem, um sich mit Geschäften zu befassen, und die hohen Namen, die man an der Spize jeder Anstalt sieht, scheinen zu nichts zu dienen, als daß einige unbekannte Spekulanten sich unter dem Schutze derselben mästen können. Als Beleg theile ich noch folgende Anekdote aus besagtem Werke mit: Vor einigen Jahren erfuhr ein Mitglied der königlichen Gesellschaft zufällig, daß in einer Trödelbude in der Themesstraße eine große Menge Bände von den Beobachtungen von Greenwich, die auf herrlichem Papier, mit breitem Rand, ohne alle Rücksicht auf Sparsamkeit gedruckt sind, als Makulatur zu verkaufen seyen. Er fragte nach und fand, daß noch 2½ Tonnen (25 Centner) zu verkaufen und bereits eben so viel abgesezt worden seyen. Der Handelsmann sagte, er bekomme 4 Pence (12 kr.) für das Pfund, und das Papier sey trefflich zu Bristol Mappe. Wenn der königliche Astronom (ein Beamter der königlichen Gesellschaft) ein Recht auf diese Bücher hat, so ist dies wohl die außerordentlichste Weise, einen Beamten zu besolden, die noch ersonnen worden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. Juli 1830.

— Großer Dinge werd' ich inne. —
Ja Wunder sind's der süßen Minne,
Die Minne hat der Wunder viel.

Uhland.

Meine Geschichtsforschung in B.

(Fortsetzung.)

Um einen Mann war es Sophie nicht zu thun, ach nein! sie wollte nur den, den sie liebte, und warum hatte sie den nicht? — Ja, wie die Mädchen sind! weil sie seine Treue und die Aechtheit seiner Liebe so lange hatte prüfen wollen, bis am Probirstein selbst das Beste sich abschliff und auch die lang bewährte Treue nicht mehr Stich hielt. Und kann ich's ihm verdenken? Zwei Jahr hält sie ihn hin, führt ihn fast ein Bischen bei der Nase herum; er sieht das niedliche Mariechen täglich, die sich inzwischen zum Sterben in ihn verliebt, und — nun die Fortsetzung weiß man ja. Und ich, ich mußte scheiden, mit schwerem Herzen; aber es half nichts, die Abschiedsstunde kam heran. Den jungen Leuten gab ich beim Lebewohl auf eine zarte Weise zu verstehen, daß ich etwas von ihren Herzensgeheimnissen ergründet habe, und fühlte mich recht scharfsichtig, als sie beide nicht wußten, was sie antworten sollten. Den Eltern sagte ich die herzlichsten Worte des Dankes, und Sophien — der sagte ich nichts, aber meine Augen waren trüb und naß, als ich ihr die Hand gedrückt hatte.

Drei Monate waren vergangen, als ich Briefe aus B. erhielt, deren Inhalt ich dem Leser nicht vorenthalten will. Aber die Briefe selbst theile ich nicht mit, die fallen gleich mit der Thüre ins Haus. Besser scheint es mir, meine Erzählung geregelten Schrittes fortlaufen zu lassen.

Eines Tages, es mochten schon Wochen seit meiner Abreise vergangen seyn, nahm die gute Präsidentin ihre Tochter Sophie recht liebend in die Arme und sagte ihr: „Mein Kind, vertraue mir, was Dir fehlt, ach, hättest Du es längst gethan!“ Unter tausend Thränen erzählte nun Sophie die ganze Geschichte ihres Herzens, und schloß mit den Worten: „daß ich nicht längst gesprochen habe, geschah nur, weil ich fürchtete, die Liebe meiner Eltern würde mich hindern, auszuführen, was ich für meine Pflicht hielt, und jezt, seitdem ich verlassen bin, hielt mich die Scham zurück.“ — „Kind, Kind!“ sagte die Mutter in vorwurfsvollem Tone, „wie kannst Du von verlassen sprechen? konnte er denn anders handeln? Ich will schon das Lächeln auf Deine Wangen zurücklocken.“ — Tags darauf ward der Bediente in die Stadt geschickt, mit dem Auftrag, den Herrn Professor Tyrulf zu einem freundschaftlichen Mittagessen bei dem Herrn Präsidenten einzuladen. Der Professor nahm die Einladung an.

Für Sophie war der nächste Morgen eine qualvolle Zeit. Sie ging unschlüssig auf und ab, nahm ein Gebetbuch zur Hand, las ein Paar Seiten und legte es seufzend wieder hin; sie versuchte zu arbeiten, aber sie fühlte jede Ader pochen und legte die Hände wieder in den Schooß. Endlich schlug die Thurmuhr drei und bald darauf trat Professor Tyrulf, fast zugleich mit dem Forstmeister in

das Haus. Dieser grüßte freundlich, wie immer, jener, wenn nicht kalt, doch fremd. Man ging zu Tische, und ein fast unheimlich abgebrochenes Gespräch ließ das gastliche Haus des Präsidenten an diesem Tage nicht wieder erkennen. Friedrich zwar scherzte in gewohnter Heiterkeit mit Marie und mit Sophie, doch zulezt nur mit Marie, weil sie allein in einer entsprechenden Stimmung war. So stand man endlich auf, nicht heiterer gelaunt, als man sich gesezt hatte. Nach Tische forderte der Präsident die Gäste auf, mit den Seinigen einen kleinen Spaziergang zu machen, während dessen er selbst seine Mittagsruhe zu halten wünschte.

Friedrich ging mit den beiden Mädchen voran, die Mutter und Tyrulf folgten langsamer nach. Es war ein schöner Herbstnachmittag, das Wasser blau; die Bäume noch voll belaubt, doch zum Theil schon braun und roth gefärbt und von der Früchte Last gebeugt.

Vor einem kleinen Hügel angelangt, auf dessen Höhe ein niedlicher Pavillion stand, in welchem man Erfrischungen mancher Art erhalten konnte, äußerte die Präsidentin den Wunsch, den Kaffee hier unter den Bäumen zu trinken. Während die andern eine schattige Bank suchten, die zugleich eine freie Aussicht in die freundliche Umgegend gewährte, eilte Sophie, das Nöthige zu bestellen, und war recht innig froh, ein Geschäft zu finden, das sie auf kurze Zeit von dem drückenden Gefühle befreien sollte, welches jezt in der Gesellschaft des Mannes, dem sie einst so theuer gewesen war, sich ihrer bemächtigte. Ein bequemer Fahrweg lief in ein Paar Krümmungen den Hügel hinan; Sophie aber wählte den steilern, kürzeren Fußpfad. Kaum hatte sie ein Stückchen hinter sich, als sie bemerkte, daß die abgefallenen Blätter den Weg schon sehr schlüpfrig gemacht hatten; sie schämte sich jedoch, wieder umzukehren, und mühte sich, vorwärts zu kommen, allein nach wenigen Schritten glitt sie wieder zurück und konnte sich kaum auf den Füßen erhalten. Als Tyrulf dieß gewahrte, flog er mit Blitzesschnelle ihr nach, um sie an seinem Arme hinaufzuführen. Ohne ein Wort zu sprechen, kamen sie in das Haus, wo Sophie die erforderlichen Bestellungen machte und sich dann auf eine Bank niederließ, weil ihre innere Unruhe es ihr unmöglich machte, gleich wieder zurückzukehren. Tyrulf stand vor ihr, das Auge sprachlos auf sie geheftet. Endlich nahm sie, wohl fühlend, daß von diesem Augenblicke das Glück ihres Lebens abhänge, ihre ganze Kraft zusammen und sprach in ziemlich ruhigem Tone: „Wir haben uns lange nicht gesehen.“ — „Seit dem 9ten Mai nicht,“ fiel er ihr rasch ins Wort und sezte bedeutungsvoll hinzu: „seit jener Landparthie nicht, bei welcher ich nicht nach dem Ziele springen durfte.“

(Der Beschluß folgt.)

Die Abendgesellschaft (Wetscherinka).

(Fortsezung.)

In dem anstoßenden Schlafzimmer des seit etwa fünfzehn Jahren verheiratheten Bruders steht ein hohes, viereckiges, schon ganz dunkelbraun gewordenes Bettgestell, mit Pfosten und Himmel. Die schweren, grünstoffenen Vorhänge sind mit einem sogenannten Agrement besezt, und sorgfältig mit Schnüren und Troddeln an die Pfosten angedrückt, damit die quadrirt gesteppte, steife atlassene Decke sichtbar werde. — Zwischen den Fenstern steht ein sogenannter Puztisch, ubórnoj stol, mit feinem Nesseltuche überzogen und einer ähnlichen Gardine über dem, in einen schweren silbernen Rahmen eingefaßten ovalen Spiegel; vor demselben ein silbernes Waschbecken, ein Paar dergleichen Leuchter und allerlei ehemalige Toilettengeräthschaften, die aber, allem Anscheine nach, jezt nur noch Schaugerichte sind. — Dem Bette gerade gegenüber hängt ein sehr großes Heiligenbild, dessen steife, alte Malerei ganz seltsam gegen den Reichthum der aus Silber, Gold und allerlei funkelnden Steinen bestehenden Einfassung absticht. Die davor hängende Krystallampe war, vielleicht des Balles *) halber, nicht angezündet, aber ein grosser Oelfleck auf dem Fußboden, gerade unter derselben, bewies klar, daß hier gewöhnlich Ueberfluß an Oel herrschen muß.

Das dritte und lezte Schlafzimmer endlich hat sich ziemlich rein russisch erhalten: dicht neben der les'hänka **) steht ein spiz nach oben zulaufendes Zeltbette, mit dicken steifen Vorhängen von dunkelgrünem, gewässertem, wollenem Moor, welche durch kleine, eigelbe Schleifchen von oben bis unten zusammengezogen, weder Luft noch Licht in dieses vierzigjährige Ehestandsfutteral hinein lassen. Neben dem Bette lag, über die Lehne des hohen alten Stuhles geworfen, der mit leichtem Pelzwerk gefütterte seidene Schlafrock (tulúp) des Alten, und an der andern Seite zeigten sich, bescheiden unter der Bettgardine hervorguckend, ein Paar antike, reichgestickte sammtene Pantoffeln seiner Ehehälfte, vielleicht noch ihre Brautpantoffeln, die zu diesem Ehrentage hervorgeholt waren. Ein kleiner erblindeter Spiegel, in der dunkelsten Ecke aufgehängt, beweist, daß die Bewohner des Zimmers seiner nicht mehr viel bedürfen; dagegen aber steht in der

*) Ball nennen die Russen jede Gesellschaft, wo ein Paar Lichter mehr als gewöhnlich angezündet sind, und wo einige Tassen Thee mehr getrunken werden als sonst.

**) Die les'hänka, eine Art von Ofenbank aus Kacheln oder Ziegeln, in der Länge eines Menschen, und an dem einen Ende mit einer schrägen Erhöhung für den Kopf, darf in dem Wohnzimmer eines alten russischen Kaufmanns nicht fehlen. Da die Heizung in der Lesbanka selbst ist, so wird diese beinahe glühend heiß; das hindert aber die Leutchen nicht, mit großem Wohlbehagen darauf zu liegen oder zu sitzen.

obern Ecke ein großer Mahagoni Kiwot, von oben bis unten mit den reichsten Heiligenbildern angefüllt, vor denen, trotz dem Balle, eine Lampe brennt.

Die Frauen hatten sich, wie gewöhnlich, abgesondert von den Männern, in dem Gastzimmer um einen großen runden Tisch gelagert, der mit einer ungeheuren Menge in Zucker eingekochter Beeren*), getrockneter Feigen, Datteln, Rosinen, Mandeln, allerlei Pfefferkuchen, in Wasser geweichten Brußnika und Moroshka, allerlei Zuckerbackwerk und hauptsächlich mit Nüssen verschiedener Gattung besezt war. Diese leztern sind ein ganz unerläßliches Requisit jeder Gesellschaft, jeder Lustbarkeit des Russen, und dürfen dabei nie fehlen. Auf allen Jahrmärkten, bei den Eisbergen in der Maßläniza (Butterwoche, Karneval), und um die Schaukeln zu Ostern sieht man ganze Berge von Nüssen, die immer Abnehmer finden, und wo nur eine Volksversammlung Statt gehabt hat, da ist gewiß der ganze Platz mit Nußschaalen dicht bedeckt. Die Nüsse sind eben so national als der Branntwein. Die Erwachsenen fordern für irgend eine Dienstleistung ein Trinkgeld, na wódku, und die kleinen Bursche und Mädchen bitten sich statt dessen etwas na orèchi, zu Nüssen aus.

Die Unterhaltung in dem Cirkel der ältern Damen war sehr belebt, aber nicht allgemein, denn immer unterhielten sich nur die nächsten Nachbarinnen halb laut mit einander, so daß das Knacken der Nüsse durchaus vorherrschend war, und nur von Zeit zu Zeit durch das mit vielen Bücklingen begleitete Nöthigen einer der drei Wirthinnen unterbrochen wurde, die unaufhörlich mit den Tellern und Schaalen herum gingen, aus welchen mit dem gemeinschaftlichen, auf jeder Schaale befindlichen Löffel gegessen wurde. Das Nußknacken beim traulichen Plaudern ist so sehr eingewurzeltes Bedürfniß, daß mehrere der alten Matronen, die zwar der äußern Figur nach sich ganz füglich zu Nußknackern eigneten, aber leider schon längst die dazu erforderlichen Zähne eingebüßt hatten, sich doch die unschuldige, freundliche Reminiscenz aus der Jugendzeit erlaubten, ein Nüßchen in den Mund zu nehmen, als könnte es dort noch geknackt werden.

In dem ersten Schlafzimmer saß längs den Wänden eine Reihe von achtzehn jungen Mädchen, größten..heils in Sarafane gekleidet, die man, aus einer kleinen Entfernung angesehen, für ein Wachsfigurenkabinet hätte halten können. Schön geputzt und gemalt saßen sie, wie leblos, jede mit einem Tuche in der Hand, stumm und starr da; selten nur wisperte hier und da eine ihrer Nachbarin gleichsam verstohlen etwas zu, und nur wenn irgend ein neuer Gast ins Zimmer trat, zeigte sich unter ihnen eine Art von Leben; wie durch einen elektrischen Schlag geweckt, erhoben sich dann alle achtzehn Wachsbilder, um mit dem Obertheile ihres Körpers herabwärts einen rechten Winkel gegen den Untertheil zu bilden; diese geometrische Uebung heißt poklòn, der Gruß. Gewöhnlich folgen auf den ersten tiefen Bückling noch ein paar leichtere bückende Bewegungen, gleichsam um allmählig wieder in die vorige Steifheit zurück zu gelangen. Auch hier gab es wohl Nüsse, aber weit weniger als in dem vorigen Zimmer, da die Sittsamkeit von den jungen Mädchen fordert, daß sie nur nach langem und vielem Nöthigen etwas von Eßwaare mit den Fingerspitzen und mit dem Lippenrand berühren.

Es ist jammerschade, daß Steifheit hier zum guten Ton unter den jungen Mädchen zu gehören scheint, und daß die hellose weiße und rothe Schminke so allgemein ist, selbst unter den jüngsten, die ohne dieselbe gewiß weit liebenswürdiger wären. Ein hochrother oder himmelblauer Sarafan, mit gefalteten Mousselinärmeln, und das prächtige, aus lauter feinen Perlen und allerlei Steinen bestehende Stirnband müßten bei einem lebendigen Wesen einen allerliebsten Effekt machen, besonders wenn die jungen Mädchen mit etwas Grazie den, leider fast ganz aus der Mode gekommenen herrlichen Nationaltanz ausführten. Da würden sich Kleidung und Figur ausnehmen; jezt sieht man nur hölzerne, weiß und roth gemalte Drahtpuppen, über welche die schönen Sachen gehängt sind. Uebrigens ist diese Steifheit, wie es scheint, nur konventionell in großen Gesellschaften, denn ich habe mehrere derselben jungen Frauenzimmer im kleinen häuslichen Cirkel gesehen, wo sie, sich ihrem natürlichen Charakter überlassend, lebendig, unterhaltend und liebenswürdig waren.

Der Saal, den die Männer einnahmen, bot auch ein seltsames Gemische von alter und neuer Zeit dar. Da hingen an der Wand ein paar große steife und schon ganz schwarz gewordene Porträts Peters I. und seiner Gemahlin, in antiken, geschnirkelten Rahmen, an denen noch hin und wieder etwas von der ehemaligen Vergoldung hervorblinkte, neben ein paar schönen Spiegeln in Mahagonirahmen mit Bronzeleisten; in der einen Ecke stand in hohem, schwarz lackirtem Kasten mit chinesischen Figuren eine alte Wanduhr, die mit ihrem knarrenden Pendel und ihrem heisern Glockenspiel ein ächter Repräsentant der alten Zeit war. In der zweiten Ecke war eine Büste Kaiser Alexanders auf einem zierlichen marmornen Fußgestelle befindlich, und dieser gegenüber ein dunkelbrauner, inwendig hellbraun angestrichener Eckschrank mit Glasthüren, hinter welchen allerlei Tassen, Gläser, bunte kleine Porzellanpuppen und einiges altes Silbergeräth zu sehen war. Die Einschnitte vorne in den Brettern, welche sonst immer dazu dienen, die silbernen Löffel hinein zu hängen,

*) Warènja, Eingekochtes, mit welchem großer Luxus getrieben wird. Es gibt dieser Confitüren wohl an vierzig verschiedene Gattungen, von welchen viele mit drei, vier und fünf Rubel bezahlt werden.

waren leer, so wie überhaupt der Schrank, wie es schien, einen großen Theil seines Inhalts zum heutigen Feste hergegeben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Gießen, Juli.

Städtisches. Umgebungen. Das Zuchthaus Marienschloß.

Man gewahrt nicht ohne Vergnügen die Thätigkeit, mit welcher in neuerer Zeit an der Erweiterung und Verschönerung dieser Stadt gearbeitet wird. In der Stadt selbst, so wie an dem nördlichen Ende derselben sind in den lezten Jahren viele freundliche Wohnungen entstanden, und an dem Südende bilden sich nach einem umsichtig entworfenen Plane neue Straßen und Gruppen von Gebäuden, welche sich durch Eleganz und eine reizende, gesunde Lage auszeichnen. Besonders gewährt hier das neue Universitätsgebäude, in welchem die Bibliothek, das Kunst- und naturhistorische Museum u. s. w. sich befinden, einen imposanten Anblick. Hinsichtlich des geselligen Lebens zeichnet sich Gießen vor den meisten ähnlichen Orten sehr vortheilhaft aus. In dem Klubb findet man die interessantesten Tageblätter und Zeitschriften, und vereinigt sich daselbst zu Spiel und Unterhaltung. Auf den Bällen und Casinos erfreut ein reicher Blüthenflor junger Schönen das Auge. Die musikalische Gesellschaft hat durch die Thätigkeit einiger Sachkundigen, welche sich dieser Anstalt annahmen, einen neuen Schwung erhalten. Lesegesellschaften, in welchen man die ausgezeichnetsten Erzeugnisse der deutschen und französischen Literatur findet, geben die vielseitigste Anregung. Die Zahl der Studirenden vermehrt sich von Jahr zu Jahr, und man lobt allgemein den Fleiß und das gesittete Benehmen der Studenten. Die akademischen Institute erfreuen sich einer gedeihlichen Pflege, und die Staatsregierung bietet alle Mittel auf, die Universität zu heben, die bestehenden Einrichtungen den Forderungen der Zeit anzupassen und neue ins Leben zu rufen. So sieht man mit allgemeiner Freude ein neues Klinikum, die katholisch-theologische Fakultät, deren Wirksamkeit mit dem nächsten Semester beginnen wird, u. a. ins Leben treten. — Die Umgebungen von Gießen bieten eine Menge einladender Punkte, wo man an Sonn- und Feiertagen Gesellschaften aller Art versammelt findet. Die Ruinen von Gleisberg, Vetzberg, Staufenberg, die Badenburg, Schiffenberg werden, der schönen Aussicht wegen, welche sie gewähren, zahlreich besucht. Zu entfernteren Ausflügen eignen sich Hohen-Solms, die herrlichen Ruinen des berühmten Münzenbergs und Wetzlar, wohin ein überaus lieblicher Weg die Lahn entlang führt, der das schöne Dörfchen Garbenheim (aus Werthers Leiden unter dem Namen Wahlheim bekannt) durchschneidet. Wetzlar selbst ist nun öde und todt; aber die Erinnerung dessen, was es war, die Spuren ehemaligen Glanzes und die prächtigen Umgebungen der Stadt, für Empfindsame wohl auch manches durch Goethe's Werk heilig gewordene Plätzchen ziehen den Wanderer an und fesseln sein Interesse. In vielfacher Hinsicht möchte aber ein Ausflug nach Marienschloß der anziehendste seyn. Da unsers Wissens das größere Publikum noch keine ausführliche Nachricht über diesen Ort erhalten hat, und besondere Umstände mir eine detaillirtere Ansicht desselben möglich machten, als sie flüchtigen Reisenden werden kann, so will ich eine nähere Schilderung versuchen. Marienschloß liegt auf einer leichten Erhöhung an der Wetter, vier Stunden südlich von Gießen und eine kleine Stunde östlich von dem Städtchen Butzbach, das die Heerstraße nach Frankfurt durchschneidet. Die älteren Gebäude gehörten einer Cistercienser Nonnenabtei an, welche in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gestiftet wurde. Man glaubt, daß das älteste Schloß von Rockenburg hier gestanden habe, und daß das Kloster auf den Ruinen desselben gebaut, zu Ehren Mariens geweiht und so Marienschloß genannt worden sey. 1803 wurde das Kloster aufgehoben und 1810 zu einem Zucht- und Besserungshaus eingerichtet. Der großherzoglich hessische Regierungspräsident, Freiherr von Stein, hat die oberste Leitung dieser Anstalt. In der Gesellschaft dieses trefflichen Staatsbeamten besuchte ich Marienschloß. Wir durchwanderten die Zimmer und Säle, wo man Professionisten aller Art nach ihren Befähigungen beschäftigt. Eine gesunde Luft durchweht diese Räume; überall herrscht die größte Reinlichkeit; überall bezeigten sich die Gefangenen auf die Frage des Hrn. v. Stein, ob sie über Essen u. dgl. keine Klage hätten, sehr zufrieden; die Wäsche ist reinlich, die Kleidung gesund und einfach, die Kost, welche wir versuchten, verhältnißmäßig reichlich und nahrhaft, das Brod trefflich. In die Direktion der Anstalt theilen sich zwei Männer, welche für dieses mühselige, aber in seinen Früchten auch reich lohnende Amt ganz geschaffen sind, Major Krauß und Kommerzienrath Funk. Die Ordnung, die Thätigkeit, die Freude an der Arbeit und an dem Erfolge der Bemühungen, denen zufolge die Gefangenen nach vollendeter Strafzeit als nützliche Glieder der bürgerlichen Gesellschaft in die Welt zurückzukehren überall Hoffnung geben, benehmen diesem Aufenthalte und diesem Menschenkreise all das Abstoßende und Unheimliche, dessen man sich an ähnlichen Orten selten entschlägt. Nur die Zuchthäuser von Lausanne und Genf und einige ähnliche Anstalten in London und Amerika zeigen diese Zweckmäßigkeit der Einrichtung, diese Verschmelzung von Ernst und schonender Menschlichkeit, diese Weisheit in Leitung und Anordnung des Details. — Die Kleidung ist bequem und gesund. Beim Eintritt in das Haus erhält jeder Sträfling das doppelfarbige (schwarz und gestreifte) Wamms und die eben so geschiedenen Beinkleider. Musterhaftes Betragen und Fleiß veranlassen den Regierungspräsidenten, diese mit der gestreiften Kleidung zu vertauschen; ein noch höherer Grad von Belohnung besteht in der Kleidung von einfachem blauem Tuche, welches diejenigen Sträflinge tragen, denen man die Aufsicht in den Sälen anvertraut. Nachmittags war die Stunde anberaumt, wo jeder Sträfling vor Hrn. v. Stein seine Wünsche und Beschwerden vorbringen konnte. Beschwerden hörte ich nicht, wohl aber wünschten viele, die doppelfarbige Kleidung ablegen zu dürfen; wenn die vorliegenden Zeugnisse dies gestatteten, so wurde es zugestanden, und ich sah die Freude in den Gesichtern dieser armen Menschen leuchten, die so gewissermaßen eine höhere Stufe ihrer Existenz betraten. Während wir uns zu einem Spaziergang bereiteten, kam ein allerhöchstes Reskript an, wodurch ein auf Lebensdauer in das Zuchthaus verurtheilter junger Mensch seine Freiheit erhielt. Der Bursche hatte mich schon am Morgen interessirt. Ein offenes Gesicht, ein freier Blick, eine schöne Haltung und das beste Zeugniß empfahlen ihn sehr. Er saß seit sieben Jahren wegen Theilnahme an einer Rauferei, wobei durch ihn ein Soldat gefallen seyn sollte. Man denke sich die Freude dieses Menschen, als ihm Hr. v. Stein, nachdem er auf das Zarteste vorbereitet worden, sein Glück verkündigte. Er sank auf die Knie und war lange keines Wortes mächtig; endlich ergoß sich sein Dank in Thränen. Alles in dem Gebäude theilte die Freude des guten Menschen, der am folgenden Tag, mit neuen Kleidern und Reisegeld versorgt, in seine Heimath zurückkehrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Juli 1830.

Was singt, das trägt nur vom Verlangen
Und von der Sehnsucht nur die Spur,
Vom Glück noch keine Saiten klangen.

Lamartine.

Aus der Dichterwelt.

An der Wiege.

In der Wiege liegt der Knabe,
Wie ein stilles Engelbild,
Von des Schlummers süßer Labe
Ist sein blaues Aug' umhüllt.

Sorgsam bei dem holden Kleinen
Sizt die Mutter, jung und schön,
Doch ihr Auge schien dem Weinen
Manchmal nicht zu widerstehn.

Aber in der Ecke sinnend
Steht der Vater, stumm und still,
Manches im Gemüth beginnend,
Was er bald vollenden will.

Lieder nach der alten Weise,
Sie beleben seinen Sinn,
Und betrachtend tritt er leise
Vor den kleinen Schläfer hin:

„Segenvoller Himmelsfrieden,
Der dein frommes Auge deckt,
Sey er einst dir auch beschieden,
Wenn der Lärm der Welt dich weckt."

„Frieden, wie ihn Seelen fühlen,
Die im heißen Lebensstreit
Wie in leichten Liebesspielen
Ihre Reinheit nie entweiht;"

„Frieden, den ein Mann empfunden,
Der sein rechtes Ziel gewann;
Frieden, den ich nie gefunden
Und wohl nimmer finden kann."

„Mag der Himmel dir ersetzen
Alles, was er mir geraubt,
Und mit seinen besten Schätzen
Segnen dein unschuldig Haupt."

„Aber ewig vorenthalten
Sey dir, was er mir verlieh,
Dieses rigene Gestalten,
Diese Gluth der Phantasie;"

„Diese sengend heiße Flamme,
Die die Seele mir zerstört,
Die, gebannt vom Erdendamme,
Nur nach Himmlischem begehrt."

„Bleibe fremd dir dieses Streben,
Dieser räthselhafte Drang,
Fremde Seelen zu erheben,
Was noch keinem ganz gelang."

„Schwer iſt's, Seelen ſich gewinnen,
Schwerer noch, verſtanden ſeyn:
Denn die Kunſt impft das Beginnen,
Doch nicht die Vollendung ein.“

„Herr, der mir du zu vererben
Dieſe Qual beſchloſſen haſt,
Wolle nicht mein Kind verderben
Durch ſo ſehnſuchtſchwere Laſt!“

„Laß Ein Opfer dir genügen,
Das ſich auserkor dein Blick,
Lächle dieſen Unſchuldzügen
Gnadenvoll ein beſſres Glück!“

Als das Wort verklang, erwachte
Leiſ' der Knab' aus ſeinem Schlaf,
Und ſein heitres Auge lachte
Fröhlich beiden, die es traf.

Sorgſam nimmt die junge, ſchöne
Mutter ihn auf ihren Schoos,
Und es ringt ſich eine Thräne
Ihrem blauen Auge los.

Manfred.

Meine Geſchichtsforſchung in B.

(Beſchluß.)

„Tyrulf,“ erwiederte Sophie mit zitternder Stimme, „erinnern Sie ſich des Tages noch? “Er ſah ſie unverwandt an, ohne zu antworten. Den Blick verſtehend, oder ſich deutend, fuhr ſie fort: „Ach ich meine nicht, ob der Tag und was an demſelben vorging, noch in Ihrem Gedächtniſſe lebt, ich meinte vielmehr: ſind Sie noch derſelbe, der Sie damals waren?“ Gedämpft und leiſe, doch mit ſicherer Ruhe ſagte er: „derſelbe.“ — „Erinnern Sie ſich auch des Verſprechens noch, das Sie mir in jenem Augenblicke abverlangten?“ fragte ſie weiter, eben ſo leiſe. „Ja,“ fuhr er raſch auf, „aber ich erlaſſe es Ihnen, ich will nichts wiſſen, gar nichts, das werde ich immer früh genug erfahren.“ Nun war die Verzagtheit, die Ungewißheit, mit der Sophie bisher geſprochen hatte, verſchwunden, ſie fühlte ſich noch geliebt, feurig und treu, wie je. „Nein,“ ſagte ſie, „mein Tyrulf! Sie erfahren es nie früh genug; ich habe gewählt!“ Und ihre Augen ſtrahlten ihm, wie zwei Sonnen. Ein faſt kaltes „wen?“ war ſeine ganze Erwiederung; ſie aber ergriff ſeine beiden Hände, ſah ihm liebevoll ins Auge und ſprach: „Sie, Tyrulf, Sie!“ Wer vermag die Freude des lange Gequälten, des jezt plözlich ſo Beglückten auszuſprechen? Lange hielt er ſie in ſeinen Armen, an ſeinem Herzen und dachte nicht daran, zu fragen: „warum damals nicht, warum jezt?“ Sanft entwand ſie ſich ſeiner Umarmung mit den Worten: „Laſſen Sie uns einen Gang durch's Gehölz machen, ich habe Ihnen noch vieles zu erzählen.“ Sie gingen erſt eine Weile und ließen ihren Gefühlen Zeit, ſich zu beruhigen, ſo ſchreibt Sophie, aber ich muß geſtehen, dießmal kann ich ihr nicht glauben, ſie hatten gewiß anderes zu thun, ehe ſie zum ruhigen Erzählen kam; der Inhalt der Erzählung war folgender: „Sie wiſſen es ja, Friedrich Brand war mein theurer, mein beſter Jugendfreund geweſen, er hatte mich geliebt, als ich noch Kind war und liebte mich fortwährend mit Leidenſchaft. Wie eine hoffnungsloſe Liebe in dieſem lebhaften Gemüthe ſo lange fortdauern konnte, das begreife ich nicht, es war aber ſo. Er ließ nicht von derſelben, obgleich er wohl wußte, daß ich ſein loderndes Feuer nur mit ſchweſterlichen Gefühlen erwiedern konnte. So war es, als ich Sie kennen lernte, und ich kannte Sie nicht lange, als ich ſchon alle Gefühle, die Friedrich ſo oft mit Ungeſtüm für ſich verlangt hatte, für Sie in meinem Herzen erwachen fühlte. (Hier z. B. ward die ruhige Erzählung vermuthlich eine Weile unterbrochen). Aber den mir ſo theuern Friedrich dieß merken zu laſſen, das konnte ich nicht übers Herz bringen. Immer hoffte ich, ein anderer Gegenſtand ſollte mich bei ihm erſetzen, allein es blieb beim Alten. Um dieſe Zeit rettete er mit eigener Gefahr das Leben meiner Eltern, und in dem Augenblicke, da ich ihn blaß und blutig unter den Pferden ſich hervorwinden ſah, legte ich mir das Gelübde auf, dieſes treue Herz nie zu betrüben. Tags darauf beſuchten Sie uns; Sie waren ſo theilnehmend, ich las es in Ihren Mienen und hätte Ihnen um den Hals fallen mögen, aber ich durfte nicht. Nun komme ich auf den ſchwerſten Tag meines Lebens, an dem ich den Mann meiner Liebe hätte mein nennen können und ihn von mir weiſen mußte; Friedrich wäre damals in Verzweiflung gerathen, wenn ich mein Herz Ihnen gegeben hätte. Ich bin immer ein wahrhaftes Mädchen geweſen, ohne Argliſt, ohne Verſtellung, aber die Troſtloſigkeit meiner Lage ließ mich doch einen kleinen Kunſtgriff gebrauchen. Ich ſuchte nämlich Friedrichs Aufmerkſamkeit auf meine Schweſter zu leiten, die ihn längſt ſchon liebte. An meines Vaters Geburtstage, mit Hülfe der Tableaux, iſt es mir gelungen. Hier haben Sie die kurze Geſchichte meines Herzens; das Weitere iſt Ihnen bekannt. Noch hat es ſich Friedrich nicht geſtanden, daß Mariens Bild das meine in ihm verdrängt habe, aber es iſt ſo, und er wird es jezt mit Faſſung hören, daß ich ihm entriſſen bin, er weiß ja, wo er Troſt ſuchen und finden kann.“

Tyrulf hörte der Erzählung ſeiner Geliebten mit Entzücken zu, und als ſie endlich zu der Bank gelangten, wo die andern ſaßen, war der Kaffee längſt kalt. Die Präſidentin ſah ihnen mit mütterlicher Liebe und Ungeduld entgegen, die freudeſtrahlenden Geſichter ſagten ihr alles.

Friedrich warf ein Paar forschende Blicke auf das Paar, das Arm in Arm vor ihnen stand, und eine dunkle Röthe überflog sein Gesicht. Marie zitterte, als sie diese Aufwallung sah; aber Sophie nahm ihn sanft bei der Hand und sagte freundlich: „Friedrich, es war so gewiß besser.“

Und nun muß ich schließen, lieber Leser, denn ich habe noch alle Hände voll zu thun, weil ich morgen nach B. reise, um bei der Hochzeitfeier der beiden Schwestern Sophie und Marie zu tanzen, als wäre ich erst zwanzig Jahre alt.

Die Abendgesellschaft (Wetscherinka).

(Fortsetzung.)

Nicht weit von dem beschriebenen Eckschrank stand ein großer viereckiger Tisch, mit einer rothen Serviette bedeckt, auf welcher die Stadt Jaroslaw abgebildet war. Dieser Tisch der reichlich mit allen zum Punschbrauen erforderlichen Materialien besezt war, ist hier für die Männer eine eben so unerläßliche Bedingung einer jeden Abendversammlung, als es die Näschereien für die Frauen sind; er wird überall gleich nach eingenommenem Thee herbeigetragen, und ist der Hauptsammelplatz der Gäste, die theils sitzend, theils stehend und ab- und zugehend, sich mit allerlei Gesprächen über ihre Angelegenheiten unterhalten. Endlich stand ein Bostontisch da, an welchem der Vicegouverneur mit zwei der hier dienenden Beamten und einem Petersburger Kaufmanne eine Partie machte. Die hiesigen Kaufleute, wie überhaupt die Russen aus der niedern Klasse, halten nicht viel auf das Kartenspiel; außer Petersburg, und vielleicht Moskau, sieht man selten einen ächten Russen am Kartentisch, und ein kartëžnik, Spieler, steht bei ihnen in üblem Rufe. Dagegen spielen sie gern und leidenschaftlich auf dem Damenbrette, mit welchem man auch in der Residenz die Kaufleute vor ihren Buden immer beschäftigt sieht.

Obgleich in dem Saale wohl vierzig Menschen beisammen seyn mochten, und obgleich die geleerten Rum- und Arrakflaschen fleißig durch frische ersezt wurden, so ging doch alles sehr still und ruhig her; das Gespräch war fast durchgehends nur halblaut, auch wurde es nie allgemein, sondern beschränkte sich immer nur auf die nächsten Nachbarn, so daß ich, als Fremder, nicht füglich Theil daran nehmen konnte. Mir fiel ein alter Graukopf auf, der ziemlich verlassen da saß, und weder an den Gesprächen noch an dem Punsch Antheil zu nehmen schien; ich erkundigte mich nach ihm und erfuhr von meinem Mentor, dem Doktor, er sey ein Abkömmling der Obel'nye krestjane, Freibauern, deren es mehrere in diesem Gouvernement gibt, und ein sehr wohlhabender Kaufmann. „Plaudern Sie mit dem alten Manne,“ sezte der Doktor hinzu, „es wird Sie nicht reuen; es ist ein gescheuter Kopf und rein russisch, aber verstecken Sie Ihre Tabaksdose, denn er ist ein Altgläubiger *).“

Ich sezte mich zu ihm, und um ihm Rede abzugewinnen, that ich, als wüßte ich nichts von ihm, und brachte die Muthmaßung vor, er müsse auch wohl, wie ich, kein Hiesiger seyn, weil er so wenig Antheil an der Gesellschaft nehme. „O nein, lieber Herr, war die Antwort, ich bin nie von hier fort gewesen, aber eben dadurch bin ich hier den Meisten fremd; die Leutchen sind alle Petersburger geworden, und dünken sich Wunder wie klug und aufgeklärt, weil sie aus des Vaters Kaftan einen Sertuk (Ueberrock) gemacht haben, und sich seiner Sitten und seines Bartes schämen. Sieh' sie nur an, besonders das junge Volk; statt in die Badstube zu gehen und sich ordentlich zu baden, salben und waschen sie sich mit Gott weiß was für französischem Spiritus, daß man sie schon von weitem riecht, wie unsere Apotheke, wenn im Sommer die Fenster offen sind; in die Stube treten sie, ohne sich zu kreuzen, scharren mit den Füßen, statt einen ordentlichen Poklòn (Gruß) zu machen, wissen nur von Petersburg und dem dortigen ausländischen Wesen zu schwatzen, und blähen sich in ihrer Dummheit wie ein Knecht, der sich einmal auf des Herrn Stuhl gesezt hat und meint, nun sey er was recht's geworden. Unsere Väter machten's nicht so, die waren und blieben Russen.“ — „Aber Väterchen, unterbrach ich ihn, die Ausländer haben uns doch manches Gute gelehrt, das unsere Väter nicht kannten, und vieles Nützliche.“ — „Ja, das ist nicht zu läugnen, die Deutschen sind unsere Lehrmeister gewesen, lohn's ihnen Gott! und gehn uns immer noch mit gutem Beispiele vor; 's ist nicht ihre Schuld, daß wir's leichter finden, ihnen im nutzlosen Aeußern, im Plunder nachzuahmen, statt das gründliche Gute von ihnen zu lernen. Wenn unser junges Volk den Deutschen Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Pflichten, Ordnung in seiner Wirthschaft, Zuverlässigkeit in seinen Geschäften ablernen wollte, so wär's gewiß gut, denn darin können die Deutschen wohl unsere Meister seyn; aber gerade das ist uns zu schwer, wir mögen immer gern nur die obern Spitzen von Allem abnehmen, uns nur an die Außenseite halten, und meinen, es sey genug, wenn's

*) Alle Altgläubigen insgesammt haben einen Abscheu vor dem Tabak, den sie Bogomérskaja Trevà, ruchloses, Gott mißfälliges Gras, und Wawilònskoje Sèlje, Babylonisches Kraut, nennen. Wenn ein Durchreisender, dem sie es nicht füglich verbieten können, in ihrer Stube geraucht hat, so wird dieselbe drei Tage nach einander gewaschen und unaufhörlich mit Weihrauch geräuchert; die Gefäße, deren er sich bedient hat, werden vernichtet, oder wenigstens ganz abgesondert weggestellt, um vielleicht ein andersmal in ähnlichem Falle gebraucht zu werden.

nur so aussieht, als hätten wir unsere Pflicht gethan, ohne in das Innere, in den wahren Geist der Sache einzudringen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Gießen, Juli.

(Fortsetzung.)

Selbstbiographie des Gauners Mosche Rudel.

Am nächsten Morgen wohnten wir dem Gottesdienste im Zuchthause zu Marienschloß bei, wo einige passende Lieder von den Sträflingen gesungen wurden — ein ergreifender Choral! — worauf der Geistliche eine eben so herzliche, als erbauende Rede hielt. — Bevor wir diesen Ort verließen, hatten wir noch eine Unterredung mit einem Straßenräuber, der Löwenkopf genannt, einem Juden, der in Gesellschaft des berüchtigten Gauners und Abenteurers, Mosche Rudel, manche Gaunereien verübt hatte und bei einem gewaltsamen Einbruch am Rhein ertappt und festgesezt worden war. Er erzählte uns vieles Anziehende von diesem Gauner, der vor Kurzem erst zu Marienschloß gestorben ist. Nach der Aussage dieses Joseph Isaak, vulgo Löwenkopf, war der Vater des Mosche Rudel zu Amsterdam auf Lebenszeit gefangen gesezt worden, hatte sich, dem Gefängniß entsprungen, an Damian Hessel angeschlossen und war zu Toulon mit seinem Sohne Samuel auf vierundzwanzig Jahre an die Galeere geschmiedet worden; seine Mutter zog mit den Kindern auf den Märkten umher, und Mosche Rudel zeigte schon früh die größte Verschlagenheit in der Ausführung kleiner Diebstähle u. s. w. Je mehr Löwenkopf uns von diesem Gauner erzählte, um so begieriger wurde ich, mich genauer über die Lebensgeschichte dieses „Ritters der Nacht" zu unterrichten; ich hörte jedoch von allen Seiten, daß er nie vor Gericht irgend eine Auskunft über sich gegeben, vielmehr durch die widersprechendsten Aussagen ein absichtliches Dunkel über seine Herkunft, seinen eigentlichen Namen und sein Leben verbreitet habe. Die Zuschriften des Staatsprokurators von dem Kreisgerichte zu Mainz an die Direktion der Anstalt zu Marienschloß gewährten keine andere Auskunft, als daß er ein äußerst gefährlicher, unter mancherlei Namen bekannter Räuber sey, der in vielen Gegenden Deutschlands eine Menge Verbrechen verübt und häufig als Anführer an der Spitze einer Bande von meist jüdischen Räubern gestanden habe; daß er oft verhaftet und in Untersuchung gewesen, stets aber Mittel gefunden habe, zu entweichen; weder sein Geburtsort, noch sein Alter könnten ausgemittelt werden, doch scheine er ein Vierziger zu seyn; man müsse ihn mit aller Wachsamkeit behandeln, die ein so verschmizter Mensch nur irgend nothwendig machen könne, damit er nicht entspringe oder von seinen Verbündeten entführt werde. Ich war daher erfreut, zu hören, daß dieser Gauner an seinem Todestage vor dem Geistlichen des Ortes und dem Kommerzienrath Funk ein vollständiges Bekenntniß abgelegt habe und daß dieses zu Papier gebracht worden sey. Dieses merkwürdige Aktenstück liegt vor mir und die Leser werden mir es Dank wissen, wenn ich es hier ganz vollständig und unverändert mittheile.

„Ich heiße Moses Isaak und bin zu Körbke bei Arnsburg im ehemaligen Herzogthum Westphalen im Jahr 1788 geboren. Meine Eltern habe ich nicht gekannt. Ich wurde von der berüchtigten Familie Rudel, welche auf dem Lande umherzog, als Kind angenommen und bekam von derselben den Namen Mosche Rudel, unter welchem ich allgemein figurirte; mein eigentlicher Name aber ist Moses Isaak und unter diesem habe ich mich in Willebadessen, vier Stunden von Paderborn, sieben Monate aufgehalten. Auf welche Weise ich zu der Familie Rudel gekommen bin, ist mir unbekannt. Unter ihr brachte ich meine frühere Jugend mit kleinen Diebstählen auf den Märkten zu und blieb bei ihr, bis sie mit der Bande des Damian Hessel zu Mainz arretirt wurde. Zu dieser Zeit (1808) kam ich zu Trier, wo ich als Beutelschneider festgesezt wurde, in die Gesellschaft eines gewissen Matthäus Munge, vom Hundsrücken, mit welchem ich schon früher Marktdiebstähle begangen hatte. Munge arbeitete sich durch, ich aber wurde von dem Gerichte zu Trier nach einer zehnwöchigen Untersuchung zu einer zweijährigen Zuchthausstrafe nach Bilvord in den Niederlanden, zwei Stunden von Brüssel, verurtheilt und dahin gebracht. Meine Strafzeit brachte ich in diesem Zuchthause in der Gesellschaft von mehreren hundert Menschen aller Nationen zu, machte Bekanntschaft mit vielen großen Böswichtern und wünschte sehr, noch länger dort verweilen zu dürfen, indem ich daselbst manches zu meinem Handwerk Dienliche hätte lernen können. Hier lernte ich auch vorzüglich meine Taschenspielerkünste und trug, als Beweis meiner Kraft, die sogenannte englische Spinnmaschine zum Vergnügen der übrigen Züchtlinge oft auf dem Munde balancirend herum. Nach Abbüßung meiner Strafe wurde ich aus dem Zuchthause von Bilvord entlassen und nach Amsterdam verwiesen, weil diese Stadt in meinem Passe als mein Geburtsort angegeben war. Ich ging auch dahin, blieb aber nur wenige Tage und reiste nach Nymwegen. Hier lernte ich einen Portugiesen, gleichfalls einem Juden, der mit Sassafras handelte, kennen; mit ihm kaufirte ich und wir verkauften einem polnischen Juden vierzig Pfund Sassafras für zwei silberne Uhren; wir sezten sie in Geld um und hatten so für den Schabbes zu leben. Nach dem Schabbes ging ich auf der Brücke zu Nymwegen spazieren und begegnete einem Manne, der mich fixirte und den ich fragte, ob er etwas zu verkaufen habe; er reichte mir eine goldene Repetiruhr, wofür er 88 fl. forderte. Ich nahm die Uhr und sagte dem Fremden, ich würde in einer halben Stunde wieder auf dem Platze seyn, um die Zahlung zu leisten. Während wir miteinander sprachen, kam ein anderer Jude dazu, der für eine Kleinigkeit jede schlechte Handlung in ein günstiges Licht zu stellen bereit war; ich gab ihm einige Batzen, wofür er mich als einen braven und bekannten Handelsmann schilderte. Ich entfernte mich mit der Uhr in der Tasche und eilte der Post zu, um sogleich abzureisen, traf aber in der Nähe des Posthauses einen Juden, Namens Abraham aus Cleve, dessen Eltern in Cleve festgesezt waren, während er als Ausreißer umherstreifte. Er gab mir drei Gulden, um mit ihm nach Thiele zu gehen. Hier aßen wir Schabbesbrod und Fleisch, welches Abraham bei sich hatte, kauften uns etwas Liqueur und reisten bis Bären. Ich ging zu einer armen Wittfrau, Kretschen genannt, deren Manne ich viel Gutes erzeigt hatte, und ließ mir von ihr drei Gulden leihen, welche ich dem Abraham zurückgab. In den Niederlanden ist es Sitte, daß man, wenn man als Freund zu einem Juden kommt, eine Tasse Kaffee oder Thee erhält; die Frau brachte mir Essen herbei; ich sagte ihr, daß ich mit ihren Kindern bekannt sey, eben aus dem Gefängniß komme und eine gestohlene Uhr bei mir trage. Kretschen weinte sehr bei dieser Nachricht; der eine Sohn bemerkte mit Bedauern, daß er Soldat werden müsse und nicht wisse, wie er seine Mutter und seine Geschwister, von denen der eine Bruder buckligt war, ernähren solle."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 180.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Juli 1830.

Wir ſind ein luſtig Volk von Schmeckern
Und ſingen laut der Tafel Preis.

-Béranger.
Chanson: l'age futur.

Gaſtronomiſche Preisaufgaben.

In Paris erſcheint ſeit einiger Zeit ein Journal unter dem Titel: der Gaſtronom oder allgemeine Zeitung der Feinſchmeckerei, herausgegeben von einer Geſellſchaft von Eſſern und Literatoren (hommes de bouche et hommes de lettres). Dieſes Journal berichtet einerſeits über die materiellen, praktiſchen Fortſchritte der Kochkunſt, über neue Entdeckungen und Handgriffe, andernſeits entwickelt es die Theorie der Kunſt; es zieht einerſeits die Statiſtik und Geſchichte der Speiſen bei allen Völkern, andernſeits die Philoſophie des Geſchmackſinns in ſeinen Kreis. Mit der Politik hat das Blatt nichts zu ſchaffen; denn einen Magen haben alle Partheien. Unter den tauſend Kunſtgriffen, welche die franzöſiſchen Journale anwenden, um Abonnenten anzulocken, iſt wohl kaum einer glücklicher erſonnen als der des Gaſtronomen, nämlich von Zeit zu Zeit gaſtronomiſche Preisaufgaben zu ſtellen, über die eingegangenen Abhandlungen zu berichten, die gekrönten abzudrucken und die Preiſe mit Pomp zu vertheilen. Die Aufgabe, für welche vor Kurzem die Preiſe ausgetheilt wurden, dieß: Iſt beſſer ſitzend oder liegend zu eſſen? oder wohl mit andern Worten, war das Eßſyſtem der Alten dem unſrigen vorzuziehen oder nicht? Darüber läßt ſich nun allerdings ſehr viel Spaßhaftes und Witziges ſagen, aber die Hauptſache wäre wohl ein unmittelbarer Verſuch; denn wenn auch viele unſerer Speiſen unzweifelhaft ſitzend gegeſſen werden müſſen, beſonders weil das Manöver mit Meſſer und Gabel liegend nicht wohl ausführbar iſt, ſo würde es einem doch vielleicht auf dem Triclinium bei Lucullus oder Heliogabalus, denen es liegend ſo trefflich ſchmeckte, auch nicht übel behagen; nur müßte man ſich nicht ſcheuen, gleich den Herrn der Welt, etwas mehr mit den Fingern zuzugreifen. Es iſt wirklich Schade, daß ſich unſere heutigen Großen in einem, dem Alterthume ſo fern liegenden Ideenkreiſe bewegen, und daß ſie mit Griechen und Römern bei weitem nicht ſo vertraut ſind als ihre Urgroßväter. Jakob I. hätte ſicherlich mehr als einmal römiſch geſpeiſt, wenn ihm Georgs IV. wiſſenſchaftlich gebildete Köche zu Gebote geſtanden wären. Denn allerdings, zu einer Zeit, wo die Kochkunſt nichts als grobe Routine war, wo ein gebratener Pfau und ein marzipanener Liebestempel die Meiſterſtücke einer Tafel waren, wo man ſo viele Thiere, welche im Waſſer und in der Luft leben und welche die Römer als Leckerbiſſen verſpeiſten, ſo viele Kräuter, womit ſie ihre Brühen würzten, nicht kannte, konnte man, wenn man auch noch ſo gelehrt war, an ſo großartige Verſuche nicht denken. Aber jezt, da die Kochkunſt durch die Rieſenſchritte der Chemie, Botanik, Zoologie ſo viel gewonnen hat als die philologiſche Kritik, könnte man ſich mit Glück daran wagen, ohne daß die Gäſte des erhabenen Experimentators in Gefahr kämen, halb närriſch zu werden, wie die Geladenen des Arztes in Peregrine Pikle, und auf jeden Fall wäre es leichter, ein Luculliſches Gaſtmahl nachzuahmen, als eine Sophokleiſche Tragödie aufzuführen. Dieſelben geiſtigen Gourmands, die es als das

Ideal ihrer ästhetischen Feinschmeckerei verkünden, unter blauem Himmelsdach, vor unzähligem Volke eine Antigone über die Bühne schreiten zu sehen, ließen es sich gewiß ganz wohl gefallen, unter kühlem Portikus, während ein Bächlein Goldfische über das Marmorpflaster führt und ein Staubregen wohlriechenden Wassers auf die Gesellschaft niederthaut, das salbenduftende Haar mit Rosen bekränzt, das Haupt auf den linken Ellbogen gestützt, Muränen und Straußengehirne zu speisen. — Ihr Schrift- und Naturgelehrten, die ihr den Großen und Reichen naht und euch an ihren Tafeln niedersezt, versucht es einmal, euren Mäcenaten einen Genuß zu verschaffen, der in hohem Grade geistig und sinnlich zugleich, gewiß zu den pikantesten gehört. Stellt einmal eure Bibliothek in der Speisekammer auf, kopirt, statt die Poeten der Griechen, die Küchenmeister der Römer, komponirt statt einer Ditdyrambe eine Sauce für einen Stör und ein Füllsel für einen Fasan, reißt eurer Lorbeerkrone ein Paar Blätter aus und würzt damit klassische Brühen, und wenn nun, nachdem ihr den Vormittag, die Schürze vor den Beinkleidern, den Plinius in der Hand, in der Küche kommandirt habt, die Gesellschaft sich erwartungsvoll um die antike Tafel lagert, so ist euer Verdienst desto größer, als euch wohl vom Kosten der Brühen und dem Dunst der Speisen der Appetit vergangen ist. Der Mann, der ein paarmal ein Diner à la Lucullus arrangirt hätte, wäre sicher gewesen, den Preis des Gastronomen zu gewinnen; statt mit seinem Witz, hätte er mit seiner Erfahrung gesiegt, die wohl allen Konkurrenten um jenen Preis abging, so zahlreich sie auch waren.

Sieben-und-fünfzig Abhandlungen sind bei der Redaktion des Gastronomen eingelaufen, und zwölf nach dem Termin des 20sten Juni aus dem Aus- und Inland eingelaufene konnten nicht berücksichtigt werden. Den ersten Preis, bestehend in einer Pastete nach der Wahl des Preisträgers und einem Korb voll Champagner, gewann Nr. 33 mit dem Motto: Publius Lucullus; ein zweiter außerordentlicher wurde Nr. 49 zuerkannt. Drei Accessit berechtigen zu einem unentgeldlichen halbjährigen Abonnement, und ein vierteljähriges Abonnement wird zwei Abhandlungen zuerkannt, deren ehrenvolle Erwähnung geschah.

Es ist nun ein neuer Konkurs über folgende wichtige Frage eröffnet worden: Welches sind die Ursachen und die Folgen der Veränderung, die seit der französischen Revolution mit den Speisestunden vorgegangen ist? Franz I. und Kaiser Maximilian speisten um zehn Uhr zu Mittag, um sechs Uhr zu Nacht; noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war es ziemlich allgemeiner Brauch in Europa, um die Zeit des astronomischen Mittags das Hauptmahl zu halten und ein Paar Stunden nach Sonnenuntergang zu Abend zu essen, und jezt ist es so weit gekommen, daß häufig nicht in der Nacht des laufenden, sondern in der Frühe des folgenden Tags soupirt wird. Abgesehen von diesen Uebertreibungen des Hochmuths, der sich nur behaglich fühlt, wenn er alles anders macht als andere Leute, ist es einmal unter vielen Großen und Reichen in Deutschland, in Frankreich, England, Amerika unter ganzen Ständen längst Sitte, das Hauptmahl des Tags auf die späten Nachmittags- oder Abendstunden zu verlegen. Dieser Gebrauch kann nicht blos Modesache, er muß tiefer gegründet seyn; die Frage nach seinen Quellen ist es allerdings werth, nicht blos im Spaße gelöst zu werden, und der Verfasser einer geistreichen Abhandlung darüber verdient den gastronomischen Preis wohl. Wir sind vielleicht später im Stande, eine der gekrönten Abhandlungen mitzutheilen; für diejenigen Leser aber, welche zu konkurriren wünschen, bemerken wir, daß der zu Ehren der Stadt Bordeaux gestiftete Preis in fünf-und-zwanzig Flaschen Chateau-Lafitte besteht, und daß die Abhandlungen, die nicht über zwei Kolumnen des Journals einnehmen dürfen, am 20sten August dieses Jahrs eingereicht seyn müssen.

Die Abendgesellschaft (Wetscherinka).

(Beschluß.)

„Nun," meinte ich, „das wird nach und nach auch schon kommen." — „Nein, lieber Herr, das wird nicht kommen; daran denkt keiner. 'S ist gerade mit den heutigen jungen Burschen, wie mit den jetzigen neumodischen Meubeln. Sieh' nur den Unterschied von sonst und jezt: der alte Tisch da in der Ecke stammt noch vom Großvater her; er ist freilich wohl etwas schwer und plump, aber er ist derb und zuverläßig, wackelt nicht und dient treu; dagegen das Ding hier, das erst vor acht Tagen aus Petersburg gebracht wurde — ja, es sieht wohl auch wie ein Tischchen aus, ist fein und von neumodischer Form, und glänzt von Firniß und vergoldeten Schnirkeln, aber zum Gebrauch taugt's nicht,' weil das innere Holz feucht und wurmstichig ist; es knackt hier, es plazt da, und wenn man einmal etwas Schweres darauf stellt und meint, es steht, so fällt der ganze Plunder zusammen. Gerade so ist's mit unserm jetzigen jungen Volke; das sieht von fern aus, als ob's Gott weiß wie gebildet und klug sey, aber wenn's einmal gilt, wenn man einen zuverläßigen Arbeiter braucht, so ist keiner zu Hause."

Hier wurde der Alte, zu meinem großen Leidwesen, in seiner Philippika, die freilich wohl etwas Galle, aber auch viel Wahres enthielt, durch die junge Hauswirthin gestört, welche uns freundlich einlud, ihr Salz und Brod nicht zu verschmähen. Sie führte mich in ein anstoßendes Zimmer, wo zwei lange schmale Tische gedeckt und so sehr mit Speisen, Kuchenwerk, Schaalen mit Eingemachtem,

Weinflaschen und Gläsern beladen waren, daß die Teller der Gäste kaum mehr Platz darauf hatten. Man sezte sich, sehr gedrängt, an die Tische, zwischen denen die Aufwartenden sich mit Mühe und mit Gefahr für das, was sie trugen, durchdrängen mußten. Dieses Amt versahen, außer den drei Ehepaaren, einige junge Mädchen und Söhne, Verwandte des Hauses. — Den Anfang des Mahls machten mehrere kalte Fleisch- und Fischspeisen, mit Gallert übergossen; dann erschienen zweierlei Suppen, und darauf folgte eine endlose Menge Gerichte aller Art. Jede Schüssel wurde von einer der drei Wirthinnen begleitet, die jeden Gast einzeln und mit vielen Bücklingen ermahnte, doch wenigstens etwas davon zu kosten; ihnen unmittelbar auf dem Fuße folgte einer der Hausherren mit einer neuen Gattung Wein, dem sie allerlei auf das abentheuerlichste verstümmelte Diminutivnamen*) gaben, und der, wie mir nach Farbe und Geruch schien, eben nicht immer von der besten Gattung seyn mochte. Ich hatte dieß vorausgesehen und daher bestimmt erklärt, ich dürfe, meiner Gesundheit wegen, gar keinen Wein trinken und nie zu Abend essen; dadurch hatte ich gehofft, von dem Nöthigen und Sitzen befreit zu seyn, und als ruhiger Beobachter herum gehen zu können; aber da half nichts, ich mußte mich zwischen zwei alte dicke Herrn einzwängen lassen und, trotz meiner vorausgeschickten Erklärung, bei jeder neuen Schüssel und Flasche die ganze Litanei von Nöthigungsphrasen aushalten und abwehren. In leztern sind sie unerschöpflich, und wenn ich nicht mitspielende Person gewesen wäre, hätte es mir wohl Spaß gemacht, so aber war es beinah unerträglich. Mein Nachbar rechts hingegen sagte ein Paar Mal ganz ernsthaft und im vollen Dankbarkeitsgefühle, indem er sich mit der Serviette den Schweiß von der Stirne wischte: „Na, das muß man sagen, unsre Wirthe verstehen ihre Gäste aufzunehmen und ihnen zuzusprechen, mir perlt der Schweiß auf dem Gesichte.“ Meine beiden Nachbarn, so wie überhaupt sämmtliche männliche Gäste (die Frauen saßen abgesondert an einem Ende des Tisches beisammen), thaten aber auch ein Ansehnliches in Essen und Trinken, und schienen völlig Rabelais Meinung zu seyn, welcher behauptet, man müsse über Tische nie plaudern, weil dadurch viele Zeit fürs Essen verloren gehe. Außer den, eben nicht sehr aufrichtig gemeinten Versicherungen an die nöthigenden Wirthe, daß man schon vollkommen genug habe, wirklich nicht mehr könne u. s. w. habe ich von den mir zunächst Sitzenden durchaus nichts gehört, als dann und wann einmal eine Bemerkung über das lezte Glas Wein. So sagte z. B. mein Nachbar links, als er eben ein Glas weißen französischen Weines verschluckt hatte, der ihm auf den vorhergegangenen brennenden Madera etwas wässerig schmecken mochte: „das Weinchen ist wohl in Wasser gebadet und nicht abgetrocknet worden, man fühlt's gar nicht auf der Zunge.“

Endlich, nach mehr als zwei tödtlich langen Stunden, brach die Gesellschaft auf; alle Gäste bedankten sich einer nach dem andern für die gute Aufnahme bei den Wirthsleuten, die zu diesem Behufe an der Thür standen. An diese ziemlich langwierige Ceremonie knüpfte sich unmittelbar eine zweite, das Abschiednehmen, welches auch nicht wenig Zeit und Bücklinge erforderte, wobei ich aber mit Erstaunen bemerkte, daß, trotz der Menge geleerter Flaschen, die Gäste größtentheils noch ihres Kopfes und ihrer Beine mächtig waren. Nachdem sämmtliche Danksagungen, Entschuldigungen, Beurlaubungen und Bitten, bald wieder zu kommen, gegenseitig ausgetauscht waren, begann die lezte Operation, das sogenannte Mützensuchen (schäpotschnoj rasbór), von der man sich ungefähr einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß bei uns Nordländern jeder der Gäste einen großen Pelz, eine Mütze, ein Paar Pelzstiefeln oder rauhe Schuhe (kengi) und warme Handschuhe haben muß, und daß also bei einer etwas zahlreichen Gesellschaft im Winter ein ungeheurer Berg von Kleidungsstücken entsteht, besonders wenn, wie hier, die Gäste keine Bediente bei sich haben, die den Pelz u. s. w. ihres Herrn bewahren. Hier lagen alle diese Sachen in einem verschlossenen Stübchen*) neben dem Vorzimmer kreuz und quer durch einander, und aus diesem Pelzchaos mußte ein Jeder das Seinige hervorsuchen. Da geschah es nun oft, daß die Frau ihre Hülle gefunden hatte, der Mann aber die seinige noch nicht, und wenn es diesem endlich geglückt war, so fehlte noch der Pelz des Töchterchens. Die junge Dienerschaft des Hauses gab sich unsägliche Mühe, um Jedem zu seinem Eigenthume zu verhelfen, aber das Chaos war zu groß und wurde durch das Hin- und Herwühlen und Werfen der einzelnen Stücke immer noch vermehrt. Nach Verlauf einer halben Stunde war ich so glücklich, meinen Pelz zu erwischen und konnte mich gegen ein Uhr nach Mitternacht davon machen; aber ich bin überzeugt, daß viele der Gäste, besonders die mit Frauen und Töchtern, wenigstens noch ein paar Stunden länger haben aushalten müssen.

*) Wie z. B. Renwènskoje Winsò, Rheinwein-Weinchen; Maderuschka, Maderachen.

*) Es gehört durchaus zu einer guten Aufnahme, daß die Pelze der Gäste in Beschlag genommen und verschlossen werden, damit kein Gast entwischen könne, ehe das ganze Fest zu Ende ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Theaterbankerotte.

Vor sechs Monaten ward ein Theater, der Cirque olympique, bankerott, und jezt trifft ein gleiches Schicksal die

komische Oper, die vor einem Jahre mit so vielem Pompe in ihren neuen Schauspielsaal eingeführt worden war, und von welcher man sich das Beste versprach. Allein gerade dieser schöne und neue Saal soll zum Untergang der Oper beigetragen haben. Eine Gesellschaft von Kapitalisten hatte nämlich, mit Unterstützung der Regierung, wie es scheint, ein schönes Gebäude auf einem neu angelegten Platze mit großen Kosten errichten lassen, und als dieses Gebäude fertig war, wurde die in Stocken gerathene komische Oper einem neuen Unternehmer übergeben, mit dem Bedeuten, er müsse so und so viel Miethe für den Saal jährlich zahlen (nach einigen Zeitungen über hunderttausend Franken). Die Regierung versprach einen jährlichen Zuschuß von hundertfünfzigtausend Franken, behielt sich aber vor, die rückständigen Schulden und Pensionen davon abzuziehen. Die Unternehmung ging nun ins Große; man erhöhte die Preise der Plätze, der Unternehmer, ein gewisser Dacis, der wohl nie ein Theater geleitet hatte, sondern Kavallerieoffizier gewesen war, ließ sich das Direktorwesen wohl gefallen und machte beträchtlichen Aufwand. So gerieth denn bald die Unternehmung in Stocken. Es fehlte an Geld, um die Schauspieler und Lieferanten zu bezahlen, und als neulich an einem Abende das Schauspiel angekündigt war und das Publikum sich vor den Thüren meldete, hieß es, man könne an diesem Abend nicht spielen, weil das Gaslicht ausgegangen sey. Es konnte wohl seyn, daß die Beleuchtungskompagnie kein Gas ohne baare Zahlung mehr liefern wollte; aber auch die Schauspieler hatten sich geweigert, länger zu spielen, wenn man sie nicht bezahlte, und so mußte das Haus geschlossen werden. An solche Auftritte ist man in Paris ziemlich gewöhnt. Der Schauspielunternehmungen sind so viele und die damit verbundenen Kosten so ungeheuer, daß es wahrlich zu verwundern ist, wie man noch Leute findet, die sich zur Leitung derselben hergeben mögen. Aber freilich werden die meisten Schauspiele auf Aktien unternommen, und diese an Leute verkauft, welche ihr Geld unterbringen wollen und manchmal von einem Theaterunternehmen keinen richtigen Begriff haben. Der Direktor aber ist ein Mann, der bei dem Unternehmen sich Ansehen und einen guten Gewinn zu erwerben hofft. Geräth nun durch seine ungeschickte Leitung das Werk in Stocken, so schiebt er die Schuld auf Andere, läßt die Aktienträger in der Verlegenheit und zieht sich immer mit heiler Haut heraus. Zuletzt kommt ein Vertrag mit den Gläubigern zu Stande; es werden neue Gelder zugeschossen; ein neuer Direktor wird an die Spitze der Unternehmung gestellt; man sieht sich nach Schauspielern von großem Rufe um; die Zeitungen kündigen Wunderdinge an und nun geräth die Maschine wieder in Bewegung auf gut Glück. Zuweilen begünstigt der Zufall und kluge Leitung das Unternehmen, aber öfter noch versinkt man wieder bis über die Ohren in Schulden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gießen, Juli.

(Fortsetzung.)

Selbstbiographie des Gauners Mosche Rudel.

„Dieser neunzehnjährige Mensch (heißt es in dem Geständnisse Mosche Rudels weiter) erhielt von mir, indem er bitterlich weinte, die gestohlene Uhr zum Verkauf; er brachte für dieselbe 108 fl. in baarem Geld und eine dreigehäusige silberne Uhr; ich schenkte ihm letztere; der Mutter gab ich zur Anschaffung eines Stück Viehes 28 fl. Eine Tochter dieser Frau diente in Keilenburg bei Büren, und ich erhielt den Auftrag von der Mutter, sie zu besuchen. Ich ging nach Keilenburg, hütete mich aber wohl, dieses Dienstmädchen zu besuchen, sondern ging in ein Christenhaus, dessen Besitzer Johannes Kehr hieß und dessen Frau mit dem damaligen Polizeikommissär in gutem Einverständnisse lebte. Ich beschenkte den stets berauschten Mann, gab der Frau ein schönes Tuch, das ich zu Büren um 9 fl. gekauft hatte, und theilte ihnen mit, daß ich wegen meines verlornen Passes in Verlegenheit sey. Durch Vermittelung meiner Wirthin erhielt ich einen Paß, worin ich als Frankfurter Kaufmann, Namens Moses Huth, bezeichnet war, reiste mit demselben durch die Niederlande und nährte mich mit dem Uhren-, alten Silber- und Kattunhandel. Dies mag in das Jahr 1811 fallen. Mit diesem Passe reiste ich am Rhein herauf und kam nach Kaiserswerth, wo jedes Jahr eine goldene Todtenlade herumgetragen wird. Ich blieb hier über Nacht und gewann von einem Juden 30 Stück Niederländer Thaler im Spiele. Des nächsten Tags reiste ich nach Düsseldorf, wo ich im Täubchen abstieg und, mit französischen Douaniers spielend, Einiges gewann. Auf meiner Reise nach Köln begegnete ich einem Douanenoffizier, der mich in seine Chaise aufnahm; er hatte Waaren weggenommen und ich hörte bald, daß er dieselben zu verkaufen wünsche. Ich gab ihm zu verstehen, daß ich dergleichen, wenn er für 10.000 Louisd'or zu verkaufen hätte, an mich bringen würde. Auf der Kupferbrücke zu Köln stiegen wir aus, gingen in ein Wirthshaus, genossen daselbst etwas, und hier zeigte mir der Douanenoffizier die Proben von langen Waaren, welche ich ihm Stück für Stück zu 20 Sous abkaufte. Diese Waaren lagen zu Milen am Rhein in einem geheimen Hause und waren gegen 4000 Franken werth. Von Milen reiste ich mit zwei Dirnen in einer schönen Chaise (ich wollte den Herrn spielen) nach Deutz bei Köln und stieg bei Händelchen ab. Ich erzählte der Wirthin die Begebenheit mit dem Douanier und fragte sie, ob sie Geld schaffen könne. Sie brachte die Summe zusammen, reiste mit nach Milen und nahm die Waaren in Empfang. Nach Ablieferung der Waaren saß ich mit dem Offizier und den zwei Mädchen an der Tafel, und raubte jenem von der bereits bezahlten Summe 40 Napoleon, und zwar mit solcher Behendigkeit, daß mehrere in der Gesellschaft befindliche Douaniers es nicht gewahr wurden. An den gekauften Waaren gewann ich gegen 80 Napoleon, das ungerechnet, was ich während des Handels gestohlen hatte. Von hier reiste ich die Lahn herauf und kam nach Friedberg in der Wetterau, wo eben Jahrmarkt war. Ich wurde da mit einem Juden, der einen Guckkasten trug, uneins und stieß ihn mit meinem Stöckchen ins Auge. Er rief nach der Wache; ich wurde festgehalten und, da mein Paß besagte, ich sey von Frankfurt, mit Gensd'armen dahin transportirt. Hier kam ich auf die Constablerwache, wurde den folgenden Tag auf den Römer geführt und gefragt, wie ich dazu käme, mich für einen Frankfurter auszugeben. Ich erwiederte, mein Vater habe David Feist geheißen, meine Mutter sey unter dem Namen der dicken Reil bekannt gewesen, beide jedoch nun todt. Diese Ausflucht konnte ich um so leichter nehmen, als ich die beiden Leute früher gekannt hatte. Mein Paß blieb auf dem Römer liegen und ich wurde durch den Polizeidiener Kayemmeier auf mein Begehren zu einer Frau Bortmann, die ich schon früher gekannt hatte (sie wohnte hinter der schlimmen Mauer) gebracht. Bei dem Eintritt in das Haus winkte ich der Frau Bortmann mit den Augen und diese Frau bezeugte, daß ich derselbe sey, für den ich mich ausgegeben, worauf man meinen Paß zur Weiterreise visirte.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 181.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. Juli 1830.

— Ein selbstisches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neids entfliehen.

Goethe.

J. J. Rousseau und La Harpe, d'Alembert, Diderot.

(Fortsetzung von Nro. 176.)

Es ist natürlich, daß der Mann, welcher dem Patriarchen von Ferney schmeichelte und liebediente, so lang er am Leben war, daß La Harpe mit leidenschaftlicher Feindseligkeit über Rousseau herfiel und alle Mittel für recht hielt, selbst Lügen und Verdrehungen, um den gefeierten Genfer zu verkleinern und herabzusetzen, dessen Ruhm seiner Eitelkeit unerträglich war. Sein cours de literature, wo Rousseau so heftig angegriffen wird, erschien zwar erst lange nach des leztern Tod; aber auch bei seinem Leben machte er sich ein Geschäft daraus, ihn von seiner Höhe herabzuzerren. Von der einen Seite stellte er ihn als Narren dar, dessen Verrücktheit sich schon in den ersten Jünglingsjahren zeige; von der andern aber nennt er ihn einen Charlatan, der bald tölpelhaft, bald geschickt, immer aber ein nichtswürdiger Heuchler sey; als wenn sich Narrheit und Heuchelei nicht gegenseitig ausschlössen! Es war ihm ein Kleines, Dinge über Rousseau zu behaupten, die in der Folge als offenbar falsch befunden worden sind.

In der Reihe der Voltaireschen Liebediener, die, wie La Harpe, viel Unebenes thaten, um nur dem Ferney'schen Patriarchen zu gefallen, nimmt auch d'Alembert eine bedeutende Stelle ein. Ihm war's nicht genug, sich in den mathematischen Wissenschaften auszuzeichnen, er wollte auch in der schönen Literatur glänzen. Dazu hatte er aber kein Talent, und sein Freund Grimm sagte daher von ihm: „d'Alembert ist freilich ein ausgezeichneter Kopf, in Allem aber, was Geschmack in schöner Literatur und Kunst betrifft, fehlt es ihm an dem Takt und dem Schönheitsgefühl, die mathematische Sätze, Raisonnements und didaktische Prinzipien unmöglich ersetzen können.“ Dergleichen Takt und Schönheitsgefühl muß man aber haben, wenn man Dichterisches, Werke der Phantasie, und zumal Rousseaus Schriften nach Verdienst würdigen will.

Anfänglich war d'Alembert in freundlichen Verhältnissen mit Rousseau, der ihm Gefälligkeiten erwieß, Artikel für die Encyklopädie ausarbeitete u. s. w. d'Alembert wurde aber bald neidisch über sein schönes Talent, und um sich auch Voltairen zu verbinden, ward er sein Feind, aber nur im Rücken, wie es damals Mode war; denn um offen gegen ihn aufzutreten, dazu fehlte es ihm an Muth. Aengstlichkeit und Vorsicht waren die Hauptzüge seines Charakters, darum verstellte er sich, so lange Rousseau lebte, und fiel erst verläumdend in seinen Schriften über ihn her, als Jean Jacques todt war und nicht mehr antworten konnte. Unter andern gab er ihm Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter, den Milord Maréchal (G. Keith) schuld, was lange ohne weitere Belege und Beweise auf d'Alemberts bedeutende Autorität hin nachgesprochen und erst in der neueren Zeit klar widerlegt worden ist. Der Verläumder hatte aber die Sache recht fein angelegt, ehe er schriftlich mit seiner Behauptung herausrückte. Darüber schrieb du Peyron im Jahr 1779 sehr richtig: Ich weiß nicht, ob Herr d'Alembert seine

gegen Jean Jacques ausgesprochene Beschuldigung auf etwas anderes und zuverlässigeres gründet, als seine eigene Behauptung, oder ob er sich dabei schmeichelte, daß seine bloße Behauptung in Europa dasselbe Gewicht habe, wie in seinen Pariser Cirkeln. Nur so viel weiß ich, daß, ehe er mit dieser Beschuldigung gegen Rousseau hervorrückte, er sie mündlich in seiner Gesellschaft in Umlauf sezte und als etwas ganz Ausgemachtes vorbrachte, was er selbst von einem Sekretär des Lord Maréchal habe. Dieser Sekretär war aber vor seinem Herrn gestorben. Später wurde d'Alembert aufgefordert, die sogenannten achtungswerthen Personen zu nennen, die es ihm gesagt. Da rückte er mit dem Brief eines Herrn Muzell-Stoch heraus, aus dem der Akademiker überdieß noch einen falschen Auszug gegeben hatte. Lord Keith widerlegte aber selbst in seinen Briefen die Angaben gegen Rousseau. D'Alembert verstand es meisterlich, seinen Haß gegen Jean Jacques zu verstellen und selbst das Gegentheil zu heucheln, wenn er es mit Freunden desselben zu thun hatte. Davon haben wir folgenden Beweis, den Corancez erzählt, dessen Wahrhaftigkeit nie in Zweifel gezogen worden ist. „Ich sah ihn (d'Alembert) oft in einem dritten Haus. So lange Rousseau lebte, vermied ich immer mit ihm von demselben zu sprechen, weil ich wußte, daß er dessen geschworner Feind war. Nach dessen Tod sprachen wir aber oft von ihm; ohne ihm einen direkten Vorwurf zu machen, stellte ich Jean Jacques und seine Verhältnisse immer so dar, daß d'Alembert sein eigner Richter werden konnte. Da hörte ich denn, wie er sich offen und bitter seine gehäßigen Umtriebe gegen denselben vorwarf, und dabei nur einen Irrthum vorschüzte. Ja, eines Tags weinte er sogar darüber.“ Wie kann man aber auf diese Thränen etwas geben, wenn man sieht, wie sich d'Alembert zu derselben Zeit vor der versammelten Akademie über Rousseau aussprach? Dazu gibt es aber auch einen Schlüssel.

D'Alembert besaß eine große Fertigkeit, von der er nach Zeit und Umständen Gebrauch machte, er konnte nämlich die Manieren, Bewegungen und die Stimme anderer Personen mit täuschender Genauigkeit nachahmen. So konnte er auch weinen und lachen, wann er wollte. Er war aber so schlau, diese wenig Achtung und Zutrauen gebietende Fertigkeit nur in kleinen Cirkeln und vor wenigen Freunden zu üben, denn in größern Cirkeln hätte er seiner Reputation damit geschadet, weil man die tiefen Ideen und Kenntnisse eines Gelehrten nicht leicht mit den Schwänken und Grimassen eines Hanswursts zusammenreimen kann. Diesem Thränentalent d'Alemberts verdankte La Harpe allein die günstige Aufnahme seiner Mélanie. Der Anstand verlangte damals, daß man in dem Trauerspiel eines befreundeten Autors weinte. Da nun d'Alembert immer mit La Harpe ins Schauspiel ging, so war dieß auch bei der ersten Vorstellung jener armseligen Tragödie der Fall. Im Anfang des Stücks zeigte er sich sinnend und aufmerksam und erregte dadurch Gleiches bei den vielen Personen, die auf ihn sahen, um zu wissen, was sie von dem Stücke zu halten, was sie zu thun und zu lassen hätten. So machte er auch im ersten Aufzug auf die philosophischen Ansichten und Ideen des Werks aufmerksam, hierauf aber benüzte er sein pantomimisches Talent, um zu weinen, was in der Folge immer bei denselben Stellen geschah. Dadurch wurden die Damen von gutem Ton genöthigt, gerührt zu werden. Wie hätten auch ihre Augen trocken bleiben können, da sogar ein Philosoph in Thränen zerfloß? Diese Umstände rechtfertigen Rousseaus Aeußerung: d'Alembert würde aus dem jungen Großfürsten von Rußland nur einen Hanswurst gemacht haben, wenn er ihn erzogen hätte. D'Alemberts Lügensinn ist auch hinlänglich durch andere Umstände dargethan. Einmal erklärt er in Beziehung auf Jean Jacques: man müsse sich über Unglückliche nicht lustig machen, zumal wenn sie uns nichts zu Leid gethan; er könne durch die achtungswerthesten Zeugen beweisen, daß er immer bestrebt gewesen sey, Rousseau zu verbinden! Später, wo alle seine Umtriebe gegen den Unglücklichen entdeckt waren, und wo er sie nicht mehr läugnen konnte, klagte er sich deßhalb an und weinte dabei!

Aber unter den Zeitgenossen und früheren Freunden Jean Jacques ist keiner so bemüht gewesen, ihm zu schaden und ihn zu verläumden, als Diderot. Um diesen Mann und sein Betragen recht zu begreifen, hören wir vorerst, was sein Freund Grimm über ihn sagt. Diderot war lange tief betrübt — navré, wie sich Grimm ausdrückt — darüber, daß Virgil kein Wort von Lucrez sagt. Lange suchte er in dessen Gedichten ein Lob auf lezteren, aber mehrere Jahre umsonst. Endlich fallen ihm bei den beiden Versen:

> Felix qui potuit rerum cognoscere causas,
> Fortunatus et ille deos qui novit agrestes.

die Schuppen von den Augen. Sonnenklar schien es ihm nun, daß Lucrez damit gemeint sey, er redete immer nur von dieser Entdeckung, die ihn ganz begeisterte, wiewohl Virgil gewiß bei dieser Stelle nur Allgemeines im Sinn hatte und es ihm nicht einfiel, auf Lucrez anzuspielen. Wenigstens konnte Diderot nicht einen einzigen Grund für seine Meinung anführen, und Alles beruhte auf leerem Enthusiasmus. Aber, seine ganze Ruhe hing davon ab, und da seine Freunde sahen, daß er seit dieser wichtigen Entdeckung besser aß, trank und schlief, so thaten sie, als wären sie seiner Meinung. Dieser Zug kann darthun, wie fest Diderot an seinen Ideen hing, und wie wenig er Widerspruch leiden konnte. So sagt auch Naigeon, sein Bewunderer: „Es war Diderotен unmöglich, in einem Buche zu sehen, was wirklich darin steht. Oft redet und streitet er über Dinge, die sich in seinem Kopfe festgesezt und die nur in seiner Einbildungskraft Realität haben. Er verwechselt und mischt Alles untereinander. Selten stüzt er sich auf einen Umstand

oder eine Thatsache, ohne sie ganz anders zu gestalten.“ Bei alledem sprach Jean Jacques immer achtungsvoll von seinem ehemaligen Freund, und warf ihm nie seine Fehler und Lächerlichkeiten vor, wiewohl sich Diderot unwürdig und falsch gegen ihn benommen hatte, und sich verschiedene Verläumdungen gegen ihn erlaubte. Diese stehen in der berüchtigten Stelle, wo Diderot sagt; „Man hat behauptet, mein Ausfall beziehe sich auf J. J. Rousseau. Hat denn Jean Jacques ein Buch geschrieben, wie ich es meine? Hat er seine alten Freunde verläumdet? Hat er die schwärzeste Undankbarkeit gegen seine Wohlthäter gezeigt? Hat er vertraute oder erhaschte Geheimnisse bekannt gemacht? Ist dieß der Fall, so sage ich, und werde es auf sein Grab setzen: dieser Jean Jacques war ein verkehrter, verdorbener Mensch. Hat er aber von alle dem Nichts gethan, so ist hier nicht von ihm die Rede. Richter! ich habe einen häßlichen Kopf gezeichnet, und ihr habt den Namen des Originals darunter gesezt. Sind die Konfessions nicht vorhanden? Der Streit ist zu Ende.“

(Der Beschluß folgt.)

Die Dronte.

Wenn der Gedanke an die Vernichtung seiner eigenen Existenz und seines Geschlechts den Menschen mit tiefem Schauder erfüllt, so erregt die Vorstellung eines einst blühenden, nun vom Erdboden gänzlich verschwundenen Thiergeschlechts eine Art von wehmüthigem Interesse, und noch mehr wird die Einbildungskraft bestochen, wenn die Geschichte des Thiers halb in fabelhaftes Dunkel gehüllt ist.

Die Holländer, welche zuerst am Ende des sechszehnten Jahrhunderts auf den Inseln Isle de France und Bourbon landeten, fanden daselbst einen sehr großen, sonderbar gebildeten Vogel in Menge. Er war so groß als ein Schwan, aber durch seine Plumpheit und Unbehilfenheit das Widerspiel dieses zierlichen Thiers. Der Vogel trug auf dem Kopf eine häutige Haube, sein Schnabel war stark, groß, blasenartig aufgetrieben und vorne stark umgebogen; er hatte große schwarze Augen, die Flügel waren sehr kurz, nur mit einem Büschel krauser, schwarzer Federn besezt, die mit denen des Straußes Aehnlichkeit hatten und dem schweren Vogel unmöglich zum Fliegen dienen konnten; der Schwanz bestand aus vier bis fünf graulichen Federn, der Körper war mit braungrauen zarten Federn bedeckt; die Füße waren kurz, stark, mit vier Zehen versehen. Sein Magen enthielt immer Steine, wie der Kropf der Hühner; das schwärzlichte fette Fleisch wurde durch Kochen immer härter und schmeckte schlecht; nur das Brustfleisch war nicht übel und das Thier so reichlich damit versehen, daß fünf und zwanzig Personen davon speisen konnten. Es soll nach einigen Reisebeschreibern über fünfzig Pfund gewogen haben, was sicher übertrieben ist. Die Vögel sahen sehr dumm aus, waren so fett, daß sie kaum gehen konnten, und die Holländer nannten sie daher Dodnews; später wurde der Name Dronte allgemein.

Viele Naturforscher vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts geben Beschreibungen und Abbildungen der Dronte; im Jahr 1626 fand sie sich bestimmt noch auf Isle de France und Bourbon, aber nicht lange darauf verschwand sie gänzlich; denn die Europäer gründeten nun auf jenen Inseln bedeutende Niederlassungen, und man begreift leicht, wie sich dieser plumpe Vogel den Nachstellungen der Menschen nicht entziehen konnte; seine gänzliche Ausrottung bleibt indessen immer auffallend. Trotz der sorgfältigsten Nachforschungen im vorigen Jahrhundert war keine Spur mehr von ihm zu entdecken, und 1778 war das Thier den ältesten Einwohnern der Inseln völlig unbekannt. Die einzigen Ueberreste dieses seltsamen Thieres bestanden bisher in einem schlecht erhaltenen Kopf und zwei Füßen in englischen Kabinetten, und manche neuere Gelehrte läugneten daher sogar die Existenz des Thieres und behaupteten, die ungeübten Naturforscher des 17ten Jahrhunderts haben auf die Berichte von Seefahrern, die es nicht so genau nehmen, einen Pinguin zu jenem seltsamen Vogel ausgemalt. Man hatte es längst aufgegeben, über das Thier mehr zu erfahren, und ein Fund, den vor Kurzem Cuvier gethan hat, ist daher sehr interessant. Er hatte von Isle de France eine Sammlung organischer Ueberreste erhalten, die unter einer Lavaschichte gefunden worden waren; die Knochen gehörten fast sämmtlich grossen Landschildkröten an, aber unter denselben entdeckte er einige Vogelknochen, ein Brustbein, einen Kopf, einen Schulter- und einen Flügelknochen. Alsbald erkannte er sie für Knochen der Dronte und zugleich, daß der Vogel nicht etwa dem Straußengeschlecht, wie man früher meinte, sondern dem Hühnergeschlecht angehört haben mußte. Der Vorsprung des Brustbeins ist 2 Zoll hoch und der Schädel 3 Zoll breit; die Flügelknochen sind sehr kurz; Alles dies stimmt mit der Beschreibung der Holländer vollkommen überein. War das Thier auf Isle de France und Bourbon beschränkt, so ist es freilich wohl gänzlich ausgerottet; ist dieß aber nicht der Fall, warum sollte man es nicht einst im Innern von Madagascar oder auf der Küste von Mozambique wieder finden?

Korrespondenz-Nachrichten.

Gießen, Juli.

(Fortsetzung.)

Selbstbiographie des Gauners Mosche Rudel.

„Nach einigen Tagen (heißt es in dem Geständnisse Mosche Rudels weiter), welche ich noch in Frankfurt hinbrachte, begab ich mich nach Stuttgart, wo gerade Messe war, handelte hier mit alten Kleidern und kaufte unächte Steine, welche ich in Gold fassen ließ und auf diese Weise in einigen Wochen gegen 130 fl. verdiente. Nun reiste ich über Heilbronn nach Eckersenam, wo ich mich drei Wochen aufhielt und im Spiel über dreitausend Gulden verlor, die ich mir theils durch mei-

nen Handel, theils durch Diebstähle zu verschaffen gewußt. Den Odenwald, die Wetterau u. s. w. durchstreifend, kam ich nach Münster. Hier suchte mich ein Bekannter auf und ich übernahm vierzig Stück Leinwand, die ich nach Frankreich bringen sollte. Ich wurde verrathen, festgesezt und, weil ich Contrebande transportirte, zu einjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, die ich unter dem Namen Moses Huth zu Münster verbüßte. Aus dem Zuchthause entlassen, verschaffte mir die Frau eines ebenfalls zu Münster gefangenen Zigeuners, die sich Marschalsche nannte, eine Marschroute, welche nach Frankfurt lautete und gleichfalls auf Moses Huth ausgestellt war. Ich ging nach Herborn, wo ich einen Juden unter dem Vorwand, ich hätte mehrere gute Händel zu machen, um 60 alte Konventionsthaler prellte und damit nach Hadamar reiste. Hier kam ich (es war im Jahr 1812) eines Sonntag Abends an. Man schrie Feuer. Die herrschaftlichen Scheunen brannten. Ich eilte der Brandstätte zu, bestieg eine Feuerleiter, verlangte von den Leuten Wasser zum Löschen, und verlor bei dieser Gelegenheit meine Brieftasche nebst Marschroute und meine zehn Gebote. Nachdem wir das Feuer gelöscht hatten, bewirthete mich die Gemeinde mit Branntwein. Ich wohnte bei dem Juden Deckel Wolf, dessen Sohn, Nebelchen Wolff genannt, ein Bekannter von mir war und der mir, so wie die Geschwornen, das Zeugniß gab, bei dem Brande thätige Hülfe geleistet und meinen Paß verloren zu haben. Damit ging ich zum Maire, dessen Scribent das Berg'sche Siegel unter das Zeugniß sezte. Ich reiste nun nach Düsseldorf, um mir einen Paß zu verschaffen, den ich auch durch Vermittelung eines Juden, welchem ich drei Brabanter Thaler gab, nach Frankfurt erhielt. Zu Düsseldorf schaffte ich mir einen grünen Anzug an und ging wieder nach Hadamar. Hier wurde mir heimlich die Kunde, daß man mich verfolge. Ich eilte daher nach Elberfeld, wo ich einem Fabrikanten gegen zehn Päcke sogenannte Bastücher stahl, welche ich in dem Futtertuch meines Rockes verbarg, das hierzu eigends eingerichtet war und zwar so, daß das ganze Futter einer verborgenen Tasche glich, in welcher ich, da der Oberrock lang war, mancherlei bequem verbergen konnte. In diesem Kaufladen gefiel mir weiter nichts und ich ging mit meinem damaligen Begleiter, Koppelchen genannt und zu Bork im Münsterschen ansäßig, in einen andern jüdischen Laden, wo ich, während mein Begleiter sich mit der in dem Laden befindlichen Jüdin unterhielt, ein Stück Kattun auf dieselbe Weise, wie die Bastücher, entwendete. Ich wohnte in einem schlechten Hause bei einer Mad. Karoline; es war Meßzeit und ich konnte die gestohlene Waare leicht in Geld umsetzen, worauf ich Koppelchen seinen Antheil gab und ihn nach Haus schickte. Ich hatte mir nun ein beträchtliches Vermögen erstohlen, erhandelte in Elberfeld ein Reitpferd und reiste mit demselben als Handelsdiener durch mehrere Gegenden Deutschlands, wo ich, was ich durch kleine Betrügereien und Diebstähle bekommen konnte, mitnahm."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Das Variétéstheater.

Obiges ist die Geschichte mancher Theater in Paris; demungeachtet gibt es noch Spekulanten, welche meinen, es seyen noch nicht Theater genug in Paris und es gebe gewisse Reviere, auf die man Jagd machen und wo man den Leuten das Theatergeld aus der Tasche pressen könne. Diese wollen dann Erlaubniß zur Eröffnung neuer Theater erhalten, und belästigen das Ministerium des Innern mit Bittschriften. Am schlimmsten ist es, wenn die Regierung sich in die Angelegenheiten eines Theaters mischen will; denn alsdann bewirken die Schliche der untergeordneten Beamten sicher ein Stocken, wo nicht gar den Untergang desselben, obschon sie gewiß gerade das Gegentheil zu bewirken hofft. Unter den vielen Theatern in Paris ist vielleicht das Variétéstheater das einzige, das sich seit dreißig Jahren beständig unter derselben Direktion auf gutem Fuße erhalten und seine Unternehmer bereichert hat. Freilich hat es sich auch dies Theater emsig angelegen seyn lassen, das Publikum stets durch neue und lustige Stücke herbeizuziehen; es gibt jeden Abend vier kleine Stücke, so daß es seinen Namen Variétéstheater mit vollem Rechte verdient; keines dieser Stücke verursacht große Kosten; es sind Schwänke und Volksscenen, worin die untern Volksklassen der Stadt Paris meistens sehr komisch, zuweilen etwas allzu gemein geschildert werden. Allein so etwas belustigt Einheimische und Fremde, und es ist daher leicht zu begreifen, wie man hier in diesem kleinen Theater fremde Prinzen und Prinzessinnen zu sehen bekommt. So war neulich bei der zweiten Darstellung einer Volksposse: „Der Degen und der Knittel," worin die Schlägereien und Raufereien des Pöbels aus den Vorstädten, leider ohne Talent, dargestellt sind, die Herzogin von Berry mit ihrer Mutter, der Königin von beiden Sizilien, zugegen. Das Stück mißfiel bei der zweiten Darstellung, wie bei der ersten, und die Zuschauer pfiffen daher recht derb; da nun die Verfasser ihre Freunde hatten, welche das Stück durch Beifallklatschen aufrecht halten wollten, so wurde der Lärm noch ärger, dauerte lange und heftig fort, gleichsam als ob auch das Parterre eine Scene von seiner Art zum Besten geben wollte, um einer fremden Königin einen recht deutlichen Begriff von dem Gepolter in einem kleinen Pariser Theater beizubringen. Allein an einen solchen Sturm sind zarte Prinzessinnen nicht gewöhnt. Es mochte ihnen bange werden und sie eilten nach der Beendigung dieses Stückes hinweg, ohne die andern abzuwarten. Am folgenden Tage belehrten die ministeriellen Blätter das Parterre des Variétéstheaters, daß, wenn Königinnen dem Schauspiel beiwohnen, man sich nicht so aufführen dürfe. Ich zweifle aber, ob die Lektion befolgt werden wird. Ein Pariser Parterre läßt sich nicht leicht das Recht, seinen Beifall und seine Mißbilligung zu äußern, nehmen. Schon Boileau hat gesagt, dieses Recht erkaufe man sich am Eingange des Schauspiels, und davon ist jeder Pariser so gut wie von seiner Existenz überzeugt. Wenn also Könige und Königinnen dem Pfeifen und Poltern abhold sind, so dürfen sie keiner ersten oder zweiten Aufführung eines schlechten Stückes in den kleinern Pariser Theatern beiwohnen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 176:
Ball, Bell, Bill, Boll, Bull.

Homonyme.

Sein Körper ist fast lauter Fuß,
Doch kann's allein nicht geben.
Und wenn es laufen soll, so muß
Erst fremde Kraft es heben.

Es theilt die Zeit in Stunden ein,
Weit schärfer als die Sonne,
Vertheilet aus dem Schatze sein
Des Goldes manche Tonne.

Wer's schlägt, dem röthet's das Gesicht.
Vier liebt man, haßt das fünfte;
Ein Schaffner ist's, müd wird er nicht,
Ein Zeichen mehrer Zünfte.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Juli 1830.

So sehr beulte der Hunger?

Juvenal,
fünfte Satire.

Bilder des römischen Volkscharakters.

Die Schmarotzer auf dem Corso.

Der Corso ist der Sammelplatz sämmtlicher Bettler, Schmarotzer, Müßiggänger, Projektmacher und Mäckler von allen Gattungen, welche es in Rom gibt. Aber auch die rechtlichen Leute kommen dahin, und zwar aus dem Grunde, weil es langweilig ist, stets mit Leuten seines Standes zu thun zu haben, wie Joseph II. einst den Adelstolz seiner Höflinge zurechtwies, indem er sagte: „Wenn ich nur mit meines Gleichen umgehen wollte, müßte ich in die Gruft der Kapuziner hinabsteigen.“ Ueberhaupt gehört Hochmuth keineswegs weder zu den Lastern, noch zu den Tugenden der Römer. Ein Pharisäer, welcher an seine Brust schlägt und ausruft: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie dieser,“ wird nicht an der Tiber geboren. So kömmt es, daß nicht selten ein Mann von gutem Ruf mit einem sehr zweideutigen Menschen auf dem Corso Hand in Hand geht, wenn er seiner bedarf; mi servo di lui (ich brauche ihn), ist die Beschwörungsformel, welche allen Bemerkungen darüber auf der Stelle ein Ende macht. Da man es also mit dem Charakter nicht so genau nimmt, was Wunder, daß auf die Toilette noch weniger gesehen wird! So geht ein Stutzer im Liebesapfelmantel neben einem Burschen, dem die mit dem ersten aller Lebensbedürfnisse angefüllten Schubsäcke ellenlang unter dem weit klaffenden Ueberrocke hervorhängen und die bloßen Fersen aus den Strümpfen sehen; eine kupfernasige Dame mit einem farbigen Atlaßhute neben einer gemeinen, aber bildschönen Fraskatanerin u. s. w. Freilich beruht diese Vereinigung auf dem oben bemerkten Grundsatze: sie bedürfen einer des andern. Ja es scheint sogar, als ob das eine Paar des andern bedürfe. Dies läßt sich wenigstens aus dem telegraphischen Rapport schließen, welcher zwischen beiden stattfindet. Man fragt, warum man durch Prokuration handelt und sich nicht geradezu an die Adresse wendet? Daß hier alles durch Mittelsmänner getrieben wird, hat seine guten Gründe; im angegebenen Falle, z. B. kann der Liebesapfelmantel mit dem zerlumpten Burschen, dieser mit der Dame, und diese mit der Fraskatanerin reden, ohne Anstoß zu geben. Aber laßt sich erstern unmittelbar an leztere, oder auch nur an die Dame wenden, gleich ist Anstoß da. Die beiden Mittelspersonen haben einen schweren Stand: es gehört ungemein viel Takt und Umsicht (leztere im eigentlichen Verstande, um sich vor den Gensd'armen in Acht zu nehmen) dazu, um nicht dem Generalvikariate in die Hände zu fallen. Weniger Gefahr laufen, aber nicht minderer Anstrengung bedürfen die Schmarotzer und Projektmacher. Erstere besonders zeigen, daß sie, auf dem klassischen Boden des alten Parasitenwesens lebend, dieses fortwährend zur Kunst ausgebildet haben. Es ist rührend (ich weiß mich nicht besser auszudrücken) zu sehen, wie ein solcher Schmarotzer seinen Geist auf die Tortur spannen muß, um eine Tasse Kaffee für zwei Bajocchi, oder einen Maritozzo für einen Bajocco zu erhaschen. Steht ein Projektmacher mit einem Geschäftsmanne im Gespräche, gleich tritt der Schmarotzer zu ihnen.

Er beginnt damit, auf die Wagen, Esel und Lastträger aufmerksam zu machen, welche vorüberpassiren; nähert sich ein solcher, so schiebt er jene sanft an die Mauer, indem er sagt: „Si guardino.“ (Wollen Sie sich in Acht nehmen.) Dabei geht seine Aufmerksamkeit so weit, daß er sogar vor den Equipagen warnt, welche auf der entgegengesezten Seite fahren. Nöthigenfalls sezt er den lezten Drucker auf, das heißt, er stellt sich, als sey er selbst gequetscht oder sonst verlezt worden. Dann sagt er: „Ma, Signori miei stimatissimi, non saressimo meglio di entrar in questo caffè?“ (Aber thäten wir nicht besser, hochzuverehrende Herrn, in dieses Kaffeehaus zu treten?) Dieß geschieht endlich. Jezt, glauben die Leser, habe er gewonnen Spiel. Aber mit nichten! denn es ist Sitte in Rom, daß von hundert Personen, welche in ein Kaffeehaus gehen, nur zehn eine Tasse Kaffee trinken. Er muß jezt seine Batterie von neuem spielen lassen. Daß er seinen Patronen die Stühle sezt, in ihrem Namen Dinte, Feder und Papier verlangt, damit sie den etwa zu machenden Kontrakt schreiben können, auf den Schmuz der Kaffeetische aufmerksam macht, ehe sie die Ellbogen hineinlegen, und ihnen andere dergleichen Aufmerksamkeiten erweist, ist in der Ordnung. Aber jezt kommt es darauf an, zur Abschließung des Handels beizutragen, hic labor. Dazu gehört, daß er sich gleich von vorne herein mit dem Charakter des Projekt- und Geschäftsmachers, nicht weniger mit der Natur des abzuschließenden Geschäfts bekannt gemacht habe, um die Wage auf der Seite desjenigen, wohin sie sich ohnehin neigt, noch mehr zum Sinken zu bringen. Das Resultat ist natürlich zweierlei: entweder wird der Handel abgeschlossen oder nicht. Im ersten Falle reibt er sich die Hände, schnalzt vor Freuden mit der Zunge und ruft überlaut und in ziemlich herrischem Tone: „Bottega, due tazze di caffè per questi signori, e un gotto dolce e bollente per me, ma dolce e bollente assai, sà.“ (Kellner! für diese Herrn zwei Tassen, und für mich ein Glas Kaffee, aber macht es süß und ganz warm; verstanden, süß und recht warm.) Hier muß ich den Lesern mit zwei Worten erklären, daß in Rom der Kaffee auf zweierlei Art servirt wird: die Honoratioren trinken ihn aus Tassen, der Pöbel aus Trinkgläsern (gotti); leztere sind in der Regel etwas größer. In Betreff der Art, wie er gezuckert wird, gibt es fünf Abstufungen: amaro, amaretto, dolce, dolcetto, mà dolce assai. (Ganz bitter; bitter; gezuckert; süß; recht süß.) Der Kaffeewirth weiß den Takt des Geschmacks sicherer zu treffen, als manche Orchesterdirektoren den musikalischen Takt. Ist endlich der Kaffee gekommen, so schlürft ihn unser Schmarozer mit so sichtbarer Begierde und unter so hörbarem Geräusche ein, daß dem Zuschauer die Lust, auch welchen zu trinken, entweder kömmt oder vergeht. Kaum hat er das lezte Tröpfchen aus dem Glase gleichsam herausgedrückt, so steht er auf und eilt mit den Worten: „Tante grazie, amici miei; a rivedere,“ (Schönsten Dank, meine Freunde; auf Wiedersehen.) von dannen, um draußen nach einem andern Wild zu jagen. Auf die beschriebene Weise geht es, wenn der Handel abgeschlossen wird. Kommt dieser nicht zu Stande, so verlassen die beiden Kontrahenten das Kaffeehaus, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, und dann bleibt ihm, der erschöpft, mit trockener Kehle, zitternden Lippen und krampfhaft nach dem Kaffeetopfe stierenden Augen, da sizt, nichts als das leere Nachsehen. Freilich rächt er sich im Weggehen, indem er ihnen den abscheulichsten, obgleich gewöhnlichsten aller römischen Flüche: „Morite d'accidente, spilorej maledetti!“ (möchtet ihr verderben, verwünschte Geizhälse) nachschickt; aber dieß sind leere Worte, welche in der Luft verhallen, ohne seinen leeren Magen zu füllen. Wollte ich die Anstrengungen schildern, denen er sich unterwerfen muß, um dann und wann ein Mittagessen zu erschnappen, so müßte ich ein Buch schreiben.

J. J. Rousseau und La Harpe, d'Alembert, Diderot.

(Beschluß.)

Ja, Rousseaus Konfessionen sind vorhanden, nicht aber Diderots Suppositionen, der gern beides mit einander verwechseln möchte. Jean Jacques hat nie seine alten Freunde verläumdet, im Gegentheil, er verschwieg, besonders in Beziehung auf Diderot, eine Menge Umstände und Thatsachen, die ihnen zur Last fielen, und nur so viel hat er von ihnen gesagt, als zu seiner eigenen Vertheidigung gegen sie nothwendig war. Rousseau ist auch nie mit Worten oder Handlungen undankbar gegen seine Wohlthäter gewesen. Alle bisherigen Behauptungen dieser Art mangeln alles Halts und sind mit Nichts belegt. Ja, Milord Keith, der in dieser Beziehung besonders als Beispiel angeführt wird, liebte Rousseau bis auf dessen lezte Stunde und sprach dieß in jedem seiner Briefe aus. Milord Keith hat auch selbst in seinen Briefen jenen Beschuldigungen bündig und ausdrücklich widersprochen. Rousseau hat keine anvertrauten Geheimnisse verrathen. Was er gesagt hat, ist ihm rein persönlich; im Gegentheil, er wirft einen dichten Schleyer auf die Geheimnisse seiner Freunde und Feinde, z. B. auf die Umstände, welche die Reise der Frau von Epinay nach Genf veranlaßten, und die sie selbst mit merkwürdiger Schaamlosigkeit in ihren Memoiren erzählt. Niemand als die Familie der Frau von Warens hätte ein Recht, sich wegen Offenbarung von Geheimnissen über Rousseau zu beklagen, wenn diese Familie nicht schon seit 1743 ganz ausgestorben wäre. Die Konfessionen erschienen erst nach jener Frau Tod, ja nach Jean Jacques Willen sollten sie erst 1800 ans Tageslicht treten. Schreiber dieses will Rousseau hinsichtlich seiner Aeußerungen über Madame Warens weder vertreten, noch anklagen. Vergessen wir aber nicht, in welcher sittenlosen, frechen Zeit er lebte, und

daß ihre Ansichten über weiblichen Werth Gottlob nicht mehr die unsrigen sind. Damals konnte Jean Jacques wohl glauben, er schade dem Andenken einer Frau nicht, wenn er von ihren freien Sitten spreche und darüber ins Einzelne gehe, da er mit so viel Hochachtung von ihren vielen guten Eigenschaften, von ihrer Herzensgüte, ihrer Wohlthätigkeit, ihrer Nachsicht gegen fremdes Irren spricht, und durch dieß Alles ein einziges Unrecht aufgewogen glaubt. Er mußte auch um so nachsichtiger gegen Madame Warens und ihre sittlichen Verirrungen seyn, da sie keinen Mann, keine Kinder, nicht einmal Verwandte hatte. Da er nun in den ersten und geachtetsten Ständen zu Paris eine Menge Ehefrauen sah, die sich mit ihrer Untreue brüsteten, und doch die öffentliche Achtung in einem hohen Grad besaßen, so konnte er wohl denken, daß der alleinstehenden Mad. Warens bei ihren sonstigen guten Eigenschaften über ihren freien Lebenswandel eben kein großer Vorwurf gemacht werden könne. Zum Verrath, der Rousseau Schuld gegeben wird, gehört aber vor allem böse Absicht.

Diderot sagt ferner: All' mein Groll gegen ihn beschränkt sich darauf, daß ich seine wiederholten Versuche, sich mir zu nähern, zurückwieß. Betrachten wir einmal diese Versuche in der Nähe. Der Graf Echerny, der eben so nahe mit Diderot wie mit Jean Jacques befreundet war, spricht in seinem 1814 herausgekommenen Buch weitläuftig davon. Daraus erfahren wir, daß ihn Diderot bat, ihn mit Rousseau zu versöhnen, daß er auch deßhalb mehrere Versuche machte, aber immer vergeblich, denn Rousseau antwortete unter dem 6ten April 1765 in einem Brief aus Motiers: „Ich begreife nicht, wie Diderot auf einmal nach sieben Jahren zu dem Wunsche kommt, sich mir wieder zu nähern. Ich verlange nichts von ihm, und habe ihm nichts abzubitten, bin aber weit entfernt, ihm übel zu wollen, ihm Böses zu thun, oder dergleichen nachzusagen. Ich weiß bis ans Ende die Rechte der Freundschaft zu ehren, selbst wenn sie erloschen ist; aber ich knüpfe sie nicht wieder an; das ist mein fester und unveränderlicher Grundsatz." Ueber diesen Gegenstand ist auch noch ein sehr beweisender Brief desselben Grafen Echerny an de Peyron vom 18ten Julius 1779 vorhanden. Darin heißt es: „Als Diderot seine Wuth an der Leiche eines Mannes ausließ, der ehemals sein Freund gewesen war, der sich aber für immer von ihm entfernte und seine Annäherung zurückstieß, auch bestimmt versicherte, daß er nie wieder sein Freund werden könne, beging er einen unverzeihlichen Fehler (so nannte man damals die niedrigste Herzlosigkeit) und hat sich unendlich dadurch geschadet. Sein Benehmen in dieser Sache ist selbst ungeschickt, es zeigt nur, daß ihm die Leidenschaft alle Ueberlegung genommen hatte. Ich kann mir schmeicheln, Diderot zu kennen, denn ich habe ihn außer der Bühne gesehen, im vertraulichen Privatleben, auf dem Lande, auf der Reise. Kennte ich nichts von ihm, als seine Note in dem Essai sur la vie de Senèque, so spräche ich wie Sie: Diderot ist ein Ungeheuer. Aber ich kenne ihn besser und weiß, daß jene Note aus freiem, offenem Haß geflossen und daß sie deshalb so unverständig und linkisch ausgefallen ist. Denn Diderot ist linkisch, sehr linkisch, er weiß sein Gift nicht vorzubereiten, er ist darin nicht kunstfertig, wie viele Andere, im Gegentheil, man kann ihm Ungestüm und Uebereilung vorwerfen. Im Grunde (?) ist er ein seelenguter Mensch (!). Er liebt, wie er haßt, ohne Verstellung und Kunst. Diderot hat herrliche Eigenschaften und ein treffliches Herz, aber einen Kopf, einen Kopf!" Wir überlassen es unsern Lesern, darüber zu urtheilen, was hier der Freund über den Freund sagt, und ob ein guter Mensch mit einem trefflichen Herzen so lügenhaft und verläumderisch über einen Todten sprechen kann, der freilich dazu schweigen muß.

Dieser treffliche Diderot sagte von Jean Jacques, er verläumde den Mann, den er am meisten schätze, und zwar nachdem er seine Schuldlosigkeit erkannt und sich nach jener Verläumdung bemüht hatte, sich ihm wieder zu nähern.

Eine Versöhnung zwischen ihnen war aber unmöglich, weil eine der Ursachen vorlag, die, wie Rousseau selbst schreibt, alles Freundschaftsgefühl zerstören, und die selbst die Bibel für Freundschaft lösend erkläre, nämlich das Ausplaudern eines anvertrauten Geheimnisses. So war es auch: Jean Jacques hatte Diderot ein Geheimniß anvertraut, die Aussetzung seiner Kinder ins Findelhaus. Dieser aber hatte nichts nothwendigeres zu thun, als die Sache unter die Leute zu bringen, und dadurch wurde sie zuerst bekannt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Gießen, Juli.

(Beschluß.)

Selbstbiographie des Gauners Mosche Rudel.

„Als der Kampf gegen Napoleon begann (schließt das Geständniß Mosche Rudels), war ich in dem Bergischen, und es wurde mir verrathen, daß ein holländischer Bauer ein bedeutendes Vermögen besitze; durch einen Juden wurde ich mit ihm bekannt und verhandelte ihm ein Kreuz der französischen Ehrenlegion, mehrere Ringe und eine schlechte Uhr zu dem hohen Preise von 2500 fl. Als die Franzosen ihren Rückzug nahmen, war ich zu Assiar und in der Umgebung. Alles war in der größten Unordnung und ich dachte bei dieser Gelegenheit, wie ich mich denn auch nicht täuschte, bedeutende Geschäfte zu machen. So kehrte ich z. B. auf einer unternommenen Reise nach Bremen zu Kuhfuß in einem Wirthshause ein, und sah zu meiner großen Freude einen betrunkenen Kosacken mit einem stark angefüllten Leibgurt auf der Streue liegen; ich wußte ihm auf eine geschickte Weise den vollen, mit sogenannten Pomaschkes garnirten Gurt von dem Leibe wegzunehmen und erbeutete auf diese Art gegen 50,000 fl. Mit diesem Fang ging ich nach Bremen, wechselte gegen das Gestohlene preußisches Gold ein und begann nun ein flottes Leben zu führen. Ich hielt mich größtentheils zu Bremen auf und vergrößerte durch Handel mit Uhren u. s. meine

schen bedeutende Baarschaft. Im Frühjahr 1813 reiste ich auf die Messe nach Braunschweig. Unglücklicherweise wurde während meiner Anwesenheit das Haus eines jüdischen Kaufmanns erbrochen und ihm der Werth von 2000 Thalern geraubt; obgleich ich weder bei dem Einbruche gegenwärtig war, noch von dem Vorgange überhaupt etwas wußte, wurde ich in dem Gasthause zum Einhorn festgenommen, in das Stadtgefängniß gebracht und von einem Assessor ins Verhör genommen. Ich mußte 27 Tage in diesem Kerker bleiben. Durch einen christlichen Handelsmann, Namens Silberschmidt, erhielt ich einen geschickten Advokaten und der Assessor kam selbst in das Gefängniß, mir zu meiner Freilassung Glück zu wünschen. Während meiner Gefangenschaft unterstützte ich viele arme Gefangene und gab dem Beschließer Köhler, einem sehr braven Manne, manches zu verdienen. Diese Verhaftung kostete mich mehrere tausend Gulden. Ich ging nun nach Minden (Hannover), wo ich mich gegen sechs Monate herumtrieb und dann nach Bremen zurückkehrte. In dem Gasthofe zur Kleinen-Seite, wo ich wohnte, gewahrte ich, daß der Wirth viel Geld in seinem Bureau hatte und faßte den Plan, mir etwas davon zuzueignen. Ich bezahlte meine Rechnung, reiste auf dem Wege nach Hamburg ab, kehrte aber bald um und nahm meine Wohnung in einem Gasthause der Vorstadt. Hierher beschied ich drei meiner Bekannten, theilte ihnen mein Vorhaben mit und wir öffneten einst Nachts, wo die Wächter in dem Hofe, da es sehr kalt war, nicht gehörig auf ihrer Hut seyn konnten, das Fenster des Bureaus. Wir nahmen fünf Geldsäcke, in welchen ungefähr 20.000 fl. enthalten waren, und eine goldene Uhr, 25 Karolin im Werth. Die drei Gefährten (deren einer sich Avren von Bremen nannte) erhielten 6000 fl.; das Uebrige behielt ich für mich. Ich hatte mir nun ein bedeutendes Vermögen erworben, mit dem ich überall als ein angesehener Mann auftreten konnte, und so war ich in der Lage, meine nachherige Frau, Esther Salomon von Bremen, welche aus einer sehr angesehenen Familie stammte und sehr gebildet war, kennen zu lernen. Ich liebte, obgleich sie nur der Deckmantel meiner spätern Räubereien war, glücklich mit ihr und führte einen Galanteriehandel. Unser einziges Kind ist bei meiner jetzt in Sachsen oder Ostpreussen lebenden Frau. Lange schon ging ich damit um, mir für meine ansehnliche Baarschaft einen sichern Wohnsitz zu erwerben; allein mein unruhiger Geist, mein Hang zur Erwerbung noch größerer Schätze, so wie meine Leidenschaft zur Befriedigung aller nur erdenklichen sinnlichen Gelüste ließen dies nicht zu. Meine Frau, mit meinen Verhältnissen einigermaßen bekannt, sah dieses sehr gut, allein sie war mir zu ergeben, als daß sie sich von mir hätte trennen können, und durchreiste mit mir, um den Nachforschungen zu entgehen, mehrere Länder, namentlich Holland, England und Frankreich. Wir kehrten darauf wieder an den Rhein zurück und brachten hier unsere Zeit hin, bis ich in Gesellschaft von mehreren Genossen den berüchtigten Einbruch in der Gongenheimer Mühle verübte. Da dieser Einbruch großes Aufsehen erregte, so suchte ich mich so schnell als möglich aus dieser Gegend zu entfernen und es gelang mir, Würtemberg, Baiern und Oestreich unangefochten zu durchstreifen. In diesem Zeitraum bis zu meiner Verhaftung habe ich wieder Betrügereien und Diebstähle verübt, jedoch immer unter der Maske eines Galanteriehändlers, wobei mir meine Frau stets als Deckmantel diente; allein ich erduldete auch manche harte Schicksale, welche mich einen großen Theil meiner Baarschaft kosteten, bis mich endlich der Hauptumstern meines Lebens in das Großherzogthum Hessen zurückführte, und meine Verhaftung meinem bisherigen Lebenswandel ein Ziel setzte.“ Hier erbat sich Mosche Rudel einige Ruhestunden und wollte dann noch mancherlei von ihm verübte Verbrechen näher schildern; allein der Tod überraschte ihn; als der Geistliche wieder kam, war Mosche Rudel verschieden.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Das Palais royal.

Gewöhnliche Reisende würden sich vielleicht an diesem Gepolter eines fremden Parterres eine Weile belustigen; allein von Königen, welche von Jugend auf gewöhnt worden sind, alles vor sich in stummer Ehrfurcht zu erblicken, kann man dergleichen nicht erwarten. Einige Schmeichler hatten vorgeschlagen, die Stadt oder eigentlich der Stadtrath solle dem Könige und der Königin von Neapel ein großes Fest geben. Dafür wurden sie aber in den freisinnigen Tagesblättern hart mitgenommen. Haben wir denn, hieß es, des Geldes zu viel, daß wir es zu Gunsten fremder Herrschaften wegwerfen können? Ist unsere Stadt nicht mit Schulden belastet, war der letzte Winter nicht für die Nothleidenden äußerst drückend, und müssen wir nicht für unsere Armen sorgen, ehe wir daran denken können, fremde Fürsten zu bewirthen? Die öffentliche Meinung gab diesen Zeitungen Recht, und so mußte das Fest unterbleiben, obschon man bereits einige Schritte gethan hatte, um dasselbe ins Werk zu setzen. Daß der Herzog von Orleans diesen hohen Gästen ein glänzendes Fest im Palais royal gab, war ganz natürlich, und an diesem haben Ministerielle sowohl als Liberale Theil genommen; denn der Herzog von Orleans hat die löbliche Gewohnheit, daß er Personen von beiden Parteien, wenn sie sonst achtungswerth sind und sich durch Talent oder durch andere Eigenschaften auszeichnen, bei seinen glänzenden Gesellschaften zu vereinigen sucht, so sehr es auch manchmal den Ministern zuwider ist, sich mit ihren politischen Gegnern in einem Saale zu befinden. Bei diesem Feste war, zum erstenmale vielleicht, das gesammte Palais royal beleuchtet und nahm sich in seiner majestätischen Größe vortrefflich aus. Zwar wurde das Fest durch einen unerwarteten Auftritt im öffentlichen Garten gestört, indem der Pöbel alle Stühle, deren er habhaft werden konnte, auf einen Haufen warf und anzündete, wodurch beinahe eine schöne Kopie des Belvedereschen Apollos zu Grunde gegangen wäre. Allein die Polizei war sogleich bei der Hand und der Lärm hatte ein Ende. Wäre noch die hölzerne Budenreihe vorhanden gewesen, welche 40 Jahre lang ausgehalten hat und jedes Jahr 200.000 Franken eingebracht haben soll, so hätte der angezündete Holzstoß dem Palais royal gefährlich werden können; allein diese so ergiebige Ladenreihe ist vom Herzoge niedergerissen und an deren Stelle eine schöne Gallerie von Stein und Eisen, ohne alles Holz, erbaut worden, welche dem Scheiterhaufen kühn trotzen konnte. Ueberhaupt gestaltet sich jetzt das Palais royal, oder wenigstens der Vordertheil desselben, auf eine prächtige Art. Dies Gebäude war nie ausgebaut worden; jetzt vollendet es der Herzog nach einem schönen Plane. Zuvor konnte man kaum begreifen, wie eine fürstliche Familie hier neben oder vielmehr mitten in einem Kaufhofe wohnen könne. Jetzt bekommt der Vordertheil das Ansehen eines wahren Palastes, und der übrige Theil behält seinen vorigen Glanz als großer Bazar. Sonst war das Palais royal übel berüchtigt wegen des Schwarms schöner oder schön geschmückter Hetären, welche hier ihre Reize feil boten, sobald die Sonne unter dem Horizonte verschwand. Jetzt darf sich keine mehr öffentlich zur Schau stellen. Daher hat man dem Herzoge nachgerühmt, er habe den Stall des Augias gereinigt. Dg.

Auflösung der Homonyme in Nr. 181:
Das Rad.

Beilage: Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenbla

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrga

1830.

August.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchha
1830.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Mittheilen einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Théater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir hoffen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder unangemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gold und Silber, von Schnetzler. 183.
Rückblick, von G. Schwab. 185.
Lieder aus Pfäfers, von Wessenberg. 190.
Träume, von Victor Hugo, übers. von Werner. 195.
Der Graf von Aichelberg, von G. Schwab. 201.
Erinnerungen an Adria, von A. Grün. 203.
Erinnerungen an eine Alpenreise, von Hatirsch. 205.
Charade: Vielleicht. 188.
Logogryph: Streben. Reben. Eben. Ben. u. 194.
Räthsel: Wespennest. 200.
Charade: Nachtigall. 206.

Romane und Erzählungen.

Mariens Reise, von Gräter. 186 — 200.

Reisen.

Der neueste Ausbruch des Vesuvs. 185 — 187.
Wanderung durch die Gebirge der alten Volsker und Hernicer, von Arndt. 193. 194.

Länder- und Völkerkunde.

Wappen und Lehenswesen in Vorderindien. 183.
Die Höhen über Paris. 199. 200.
Die englischen Ehemänner. 205.
Die Schwingfeste der Grindelwalder und Lauterbrunner. 207.

Naturgeschichtliches.

Ueber sympathetische Uhren, von Nürnberger. 201.
Ueber den Cretinismus. 202. 203.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker, in ihren Beziehungen zur Geschichte betrachtet. 184. 185. 188. 189. 190. 197. 198.
J. J. Rousseau und Grimm. 191. 192.
J. J. Rousseau, D. Hume und Horaz Walpole. 196.
Parallele zwischen dem Reisen in Deutschland und in Frankreich. 202. 203. 204. 205.
Miscellen. 202. 204.
Ungedruckte Briefe Diderots. 204. 206. 207. 208.
Bicêtre. 206.
Ueber einen galanten Sprachfehler. 208.

Korrespondenz.

London. 183. 187. 188. 194. 195. 196. 202. 204. 208. — Osnabrück. 184. 185. — Baaden. 185. 186. 197. 201. — Marseille. 186. 187. — Lyon. 189. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 205. 206. 207. — Lausanne. 191. 192. 193. — Berlin 198. 199. — Rom. 200. 201. — Paris. 203. 207.

Kunst-Blatt.

Nro. 61.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung von J. M. Wagner. (Forts.) — Paris. — München. — Aus einem Schreiben aus Baaden. — Nekrolog.

Nro. 62.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.) — Neue Kupferſtiche. — Berichtigung einer Stelle in Dürers Tagebuch ſeiner Reiſe in die Niederlande.

Nro. 63.

Ueber einen antiken Carneol, in der Sammlung des Grafen Anatolio Demidoff. — Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Beſchluß.) — Neue artiſtiſche Werke. — Berichtigungen.

Nro. 64.

Beiträge zur Geſchichte der Kunſt und der Künſtler in Ulm, von A. Weyermann. — Kupferſtich und Holzſchnittkunde. Nachtrag zu den Zuſätzen zu Hellers Leben und Werke Albr. Dürers. — Lithographie. Die Madonna des heil. Sixtus von Rafael, von G. Bedmer.

Nro. 65.

Die neue Iſaakskirche in St. Petersburg. — Mazeppa, gem. von H. Vernet, geſt. von Jazet. — Mort de Napoléon, p. pr. Steuben, g. pr. Jazet. — The Gallery of Beauty, pr. H. Graredon. — Beiträge zur Geſchichte der Kunſt in Ulm. (Fortſ.)

Nro. 66.

Beiträge zur Geſchichte der Kunſt in Ulm. (Fortſ.) — München. — Neue artiſtiſche Werke.

Nro. 67.

Künſtlerbiographieen. Friedrich Weinbrenner, von Al. Schreiber. — Beiträge zur Geſchichte der Kunſt in Ulm. (Fortſ.) — Neue artiſtiſche Werke.

Nro. 68.

Unterſuchungen über den Unterſchied zwiſchen Genre und Hiſtorie in der bildenden Kunſt, von C. Förſter. — Künſtlerbiographieen. Friedrich Weinbrenner. (Fortſ.)

Nro. 69.

Unterſuchungen über den Unterſchied zwiſchen Genre und Hiſtorie in der bildenden Kunſt, von C. Förſter. (Fortſ.) — Künſtlerbiographieen. Friedrich Weinbrenner. (Beſchluß.) — Paris. — Verſteigerung.

Literatur-Blatt.

Nro. 78.

Schau- und Trauerſpiele. (Beſchluß.) 16) Roland und Maria, von K. Babrs. — 17) Der Tag des Gerichts und der ewigen Verſöhnung, von Dr. L. A. Kähler. — 18) Geſammelte poetiſche und proſaiſche Schriften von W. Scheerer. — Sanitätswiſſenſchaft. Der Scheintod in ſeinen Beziehungen auf das Erwachen im Grabe, von Dr. Taberger.

Nro. 79.

Länder- und Völkerkunde. 1) J. L. Burckhardts Reiſen in Arabien. Aus dem Engliſchen. — 2) Reiſen in Europa und im Morgenlande von J. Berggren. Aus dem Schwediſchen, v. Ungewitter.

Nro. 80.

Länder- und Völkerkunde. 3) Clappertons zweite Reiſe ins Innere von Afrika. Aus dem Engl. — 4) Reiſen in Nubien, Kordofan und dem peträiſchen Arabien, von Dr. F. Rüppel.

Nro. 81.

Länder- und Völkerkunde. 4) Rüppels Reiſen ꝛc. (Fortſ.) — Sprachlehre. Abrégé de la grammaire allemande par C. M. Rapp.

Nro. 82.

Länder- und Völkerkunde. 5) Reiſe nach Marocco i. J. 1826, vom Kap. Beauclerk. Aus dem Engl. — 6) Reiſe durch die Türkei. Aus dem Engl. des Hrn. Walsh. — 7) Die Wallachei und Moldau, von M. Lindau. — 8) Reiſe des jungen Anacharſis, von Barthélemy. Aus dem Franz. von Ch. A. Fiſcher. — 9) Dreißig Anſichten Griechenlands zu den Werken griechiſcher Autoren. — Volkserziehung. Leibesübungen. Erſtes Heft.

Nro. 83.

Länder- und Völkerkunde. 10) C. F. v. Lebebours Reiſe durch das Altaigebirge. — 11) Reiſe von St. Petersburg in die Krimm und den Kaukaſus, von B. Jäger. 12) Bruchſtücke aus einigen Reiſen nach dem ſüdlichen Rußland, in d. J. 1822 — 28.

Nro. 84.

Länder- und Völkerkunde. Rußland wie es iſt; nach dem Franz. des Dupré de St. Maure, von A. Kaiſer. — 14) Rußland in der neueſten Zeit, von E. Pabel — Damenſchrift. Der unterhaltende und belehrende Frauenanwalt ꝛc., von Dr. Ungewitter.

Nro. 85.

Länder- und Völkerkunde. 15) J. B. Frasers Reiſe nach und in Khoraſan in d. J. 1821 — 22. Aus dem Engl. — 16) Leben des berühmten amerikaniſchen Reiſenden John Ledyard, von Jared Sparks.

Nro. 86.

Schulſchrift. Muſterſammlung aus deutſchen Dichtern mit dem Nibelungenliede im vollſtändigen Auszuge, von Dr. Söltl. — Länder- und Völkerkunde. 17) Land- und Seereiſen im niederländiſchen Indien, von Joh. Olivier. Aus dem Holländiſchen. — Dichtkunſt. Poésies de feu Dovalle.

Nro. 87.

Phyſik. Lehrbuch der Experimental-Phyſik, von Biot, bearbeitet von G. T. Fechner.

Nro. 88.

Phyſik. Lehrbuch der Experimental-Phyſik, von Biot, bearbeitet von G. T. Fechner. (Beſchluß.)

№. 183.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 2. August 1830.

Sieh diesen Spiegel
Dieses Golfs, weitleben und segelreich an!
Sieh von fern herwehen den Rauch Neapels,
Sieh des Vesuvs Rauch!

Platen.

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

Von C. v. H.

Ein frischer Vento greco trieb uns von den ewig blühenden Fluren Siciliens nach den herrlichen Gestaden Neapels. Wir hatten Palermo Nachts 9 Uhr verlassen, und befanden uns des andern Morgens bereits im Angesicht von Ustika. Eine so günstige Fahrt ist selbst bei den besten Seglern eine Seltenheit, und der wackere Kapitän, ein munterer, tüchtiger Genueser, machte uns die schönsten Hoffnungen zu einer glücklichen Ueberfahrt, als der ohnehin schon günstige Wind gegen Abend beinahe Scirocco wurde. Nichts gleicht der Abspannung auf einem Schiffe während der tödtlich langweiligen Windstillen; nichts der allgemeinen lauten Freude, wenn günstiger Wind die Segel schwellt, und das Schiff über die bewegten Wellen hinfliegt. Und so war auch bei uns Jubel und Gesang, und die Freude stieg aufs Höchste, als wir bei den lezten glühenden Strahlen der eben in voller Pracht sich ins Meer senkenden Sonne die hohen Felsenufer der Tiberius'schen Marmorinsel entdeckten.

Wir verließen ein Paradies, um ein anderes zu betreten. Niemand empfand bei der Nähe des neuen schönen Zieles das Bedürfniß des Schlafes, und ob wir gleich wußten, daß wir bei nächtlicher Ankunft im Hafen vor dem nächsten Morgen nicht die Erlaubniß erhalten konnten, ans Land zu steigen, entschlossen sich doch alle, die schöne Nacht wach zu bleiben, und die Gesellschaft der Fremden versammelte sich in der eleganten Kajüte, welche mit ihren Camerine's den Damen zum Nachtlager angewiesen war. Es fehlt den Reisenden in diesen schönen Ländern niemals an Stoff zur Unterhaltung, und nirgends könnte die Unmöglichkeit der Mittheilung unglücklicher oder doch unzufriedener machen, als in Italien. Man hat so viel gesehen, erfahren, genossen, daß die eigene Brust nicht lange das Herrliche in sich verschließen kann. Es drängt jeden, seinen Gefühlen Luft zu machen, und die Regungen, welche die außerordentlichsten Naturerscheinungen im Gemüthe des Menschen hervorrufen, fordern gebieterisch das Recht, ausgesprochen zu werden. Dinge, welche der Meditation anheimfallen, kann man im Innern ausgähren lassen und nach Gefallen verarbeiten; Dinge aber, die mächtig auf die Sinne einwirken, schließen sich von jeder willkührlichen Besonnenheit aus, und das überströmende Herz muß Worte suchen und Menschen, um seinen Gefühlen Raum zu geben, und seinen Jubel gleichgestimmten Seelen zuzurufen.

In diesem, von Allen empfundenen Bedürfnisse begegnete sich unsere kleine, aber gewählte Gesellschaft. Ein Geschichtchen, eine Anekdote, eine Bemerkung drängte die andere, und der Ernst der Männer wurde oft durch den muthwilligen Scherz der geistreichen Frauen gemildert. So flogen uns die ersten Stunden der Nacht mit der Blitzesschnelle dahin, mit welcher unser Schiff die See durcheilt hatte, und immer heiterer wurde das Geplauder, immer neckender der Scherz, als plötzlich ein allgemeines

Hurrah der Matrosen über uns ausbrach und der Ruf il monte! il monte! uns aufs Verdeck rief.

Wer niemals einen feuerspeienden Berg gesehen, vor dem hat die Natur ihre höchste Kraft noch nicht erschlossen. Unter allen Wundern der Erde ist das ihrer feuerkochenden Gebirge gewiß das außerordentlichste. Alle Begriffe aber übersteigt dieses Phänomen, in einer dunkeln Nacht vom Meere aus gesehen. Kein nichtssagender Ausdruck kam über unsere Lippen, keine laute Bemerkung störte das Hingeben Aller an den großen Eindruck. Die Majestät der glühenden Erscheinung fesselte die Zungen, und eine unbeschreiblich feierliche Stimmung bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft. Es bedurfte längere Zeit, bis wir uns unser Staunen, unser Entzücken mittheilen konnten, und wir beschlossen, den noch übrigen Theil der Nacht auf dem Verdecke im Angesichte des Feuerberges zuzubringen. Feldstühle wurden herbeigebracht und wir sezten uns alle im Halbkreise gegen das die unsichtbare Erdfläche hoch überragende Phänomen gewandt. Die laue Frühlingsnacht und der sich stets mindernde Wind machten diese Stunden zu den reizendsten unserer Reise, und das sich immer mehr nähernde, erhabene Schauspiel verbreitete einen magischen Reiz über das unnachahmliche Nachtstück. Die stets dichter emporströmende Feuersäule machte selbst den Glanz der Gestirne erblassen, und wir sahen keinen lichten Punkt am ganzen unermeßlichen Firmamente, als den in allen Feuerfarben in die höchsten Himmelsräume hineinbrausenden Gluthstrom.

So liefen wir in den Hafen. Jeder hatte sich seinen Plan entworfen, wie er das Herrliche in der Nähe schauen wolle. Jeder pries sich glücklich, zu einer Zeit nach Neapel zu kommen, wo der selten erreichte Wunsch aller dahin Pilgernden erfüllt wurde, und keiner wollte in der Kühnheit der Entwürfe, wie man diesem ersehnten Wunder so nahe als möglich rücken könne, gegen die andern zurückstehen. Diese allgemeine Begierde wurde um Vieles gesteigert, als ich erzählte, daß ich bereits vor meiner Reise nach Sicilien zweimal in den Krater hinabgestiegen sey, wie wundervoll, in Schwefel und Lava getaucht, ich diesen Abgrund gefunden, wie ich sogar den kleinen Vesuv in demselben erklettert, wie die breiten Spalten auf den, diesem Schlunde als trügerischer Boden dienenden Lavafeldern dichte Feuermassen unter meinen Füßen hervorgesendet, wie die Wände ringsum Rauch ausgegossen, wie ich auf der braunen, siedendheißen Lavaerde kaum mehr den steilen innern Rand des Kraters hinaufzuklimmen vermocht, und wie mir dieß endlich mit der äußersten Anstrengung, aber nur mit verbrannten Stiefeln und Kleidern gelungen sey. Schon damals hatten die erfahrenen Bewohner von Resina und des schon so oft und so furchtbar zerstörten Torre del Greco nach untrüglichen Zeichen eine herannahende Katastrophe verkündet, und die bei meinem lezten Besuche konisch emporquellende weiße Rauchsäule, das Versiegen der Quellen in den am Fuße des Vesuvs liegenden Dörfern, besonders aber die gährende Bewegung im Innern dieses gefährlichen Nachbars, hatten die armen Menschen mit Sorgen über die, solchen Verboten gewöhnlich folgenden Ereignisse erfüllt. Ich erklärte meinen Entschluß, wieder hinabzusteigen, und wo möglich die Eruption im Innern des Kraters selbst mit anzusehen. Alle riethen mir aufs Wärmste von diesem Entschlusse ab, da man ja auf dem Rande über demselben dieses Schauspiel zur Genüge genießen, und bei einer Luftveränderung, worauf, wie bekannt, Alles ankommt, der Gefahr, verschüttet zu werden, leichter begegnen könne. Alle riethen mir ab, bis auf — ein junges englisches Frauenzimmer. Ich fragte sie, ob sie allein mit meinem Vorsatze einverstanden sey, sie aber lächelte und schwieg.

Die Sonne war über Kalabrien heraufgestiegen und hatte das Feuer des Vesuvs unsichtbar gemacht. Seine Rauchwolken legten sich über die Appenninen und verfinsterten häufig das Tageslicht. Der Hafen wimmelte von Fahrzeugen und auf dem Molo standen Tausende von Neugierigen. Die Barke der Dogana näherte sich endlich unserem Schiffe, und nachdem das strenge Oberhaupt derselben sein absolvirendes Siete in pratica! über uns ausgesprochen, eilte jeder, in einen der uns umschwärmenden Nachen zu kommen. Mit dem freundlichen Zuruf: „Auf dem Vesuve!“ trennte sich die Gesellschaft, welche die glückliche Seefahrt so enge verbunden hatte, und jeder suchte, nach gemeinschaftlich überstandenen Drangsalen der Mauthvisitation, in seinen Gasthof zu gelangen.

Ist Neapel stets in einem gährenden Zustande, so war dieß heute wo möglich noch mehr der Fall. Der Ausbruch des Vesuvs war von Tag zu Tag heftiger geworden und hatte diese Nacht eine furchtbare Höhe erreicht. Man fing an für die Ortschaften an seinem Fuße zu bangen, und beschäftigte sich mit Rettungsanstalten. Aber Neugierige ohne Zahl strömten in langen Wagenkolonnen nach Portici, Torre dell' Annunziata, Resina, Pompeji, und viele auf den Berg selbst, um ihn so nahe als möglich in seiner fürchterlichen Schönheit zu betrachten. Unter der Zahl der lezteren befand auch ich mich.

(Die Fortsezung folgt.)

Wappen und Lehenswesen in Vorderindien.

Mit Ueberraschung liest man in dem vor Kurzem erschienenen Werke des Engländers Tod über das Reich Radjastan in Vorderindien, daß eine Verfassung, welche bisher für ein eigenthümliches Erzeugniß des christlichen Europas und des Mittelalters gegolten, seit undenklicher Zeit bei einem asiatischen Volke besteht.

Die asiatischen Monarchien haben zwar manche Aehnlichkeit mit der Feudalverfassung des Mittelalters, aber daran dachte Niemand, daß in einem Winkel von Asien ein Lehenssystem bestehe, das dem unsrigen, wie es bestand und zum Theil noch besteht, fast Punkt für Punkt gleicht, und zwar so sehr, daß Tod auf den Gedanken kommen mußte, dieses System, das sich in Europa erst weit später entwickelt hat, sey aus dem Morgenland ins Abendland eingeführt worden. Ist dieß nun auch nicht der Fall, so ist es doch merkwürdig, daß eine Verfassung, die Viele für eine Blüthe des Christenthums angesehen, sich so gut mit einer asiatischen Religion verträgt.

Die Radjputischen Stämme sind so stolz auf eine edle Abkunft, als es eine deutsche Familie nur immer seyn kann, und ihr kriegerischer Geist, ihr Unabhängigkeitssinn mögen wohl Früchte dieses Stolzes seyn. Seit undenklicher Zeit sind bei ihnen Wappen im Gebrauch, eine Sitte, welche die Kreuzfahrer erst aus dem Morgenlande zu uns gebracht haben. Der Pfau, der sich in Indien sehr häufig findet, ist eines der hauptsächlichsten Wappenbilder der radjputischen Krieger; das große Banner des Staates Mewar führt eine goldene Sonne im rothen Felde; auf den Bannern der Anführer sieht man einen Dolch. Der schreitende Löwe im silbernen Feld ist mit dem Staat Tchanberi verschwunden. Dieser Gebrauch der Wappen soll nach ihrer Zeitrechnung bis über den trojanischen Krieg hinaufreichen. Sie halten Nationalversammlungen oder Merzfelder; sind in verschiedene Stände oder Kasten abgetheilt, und nur Radjputen von reinem Stamm können Krongüter zu Lehen tragen. Ministern und Civilbeamten, die nicht Radjputas sind, werden zwar auch Titel, ja persönliche Lehen ertheilt, aber diese Titel und Lehen gehören rein blos zum Amt, und vererben sich nicht. Sämmtliche hohe Hofämter, Mundschenk, Oberhofmeister, Stallmeister, finden sich am Hofe des Königs von Mewar.

Der Baumeister des Fürsten, sein Maler, sein Arzt, sein Barde oder Hofdichter, sein Genealogist, seine Herolde, alle erhalten Benefizien. Die Aemter sind erblich, die Dienste aber persönlich. Vor Alters war das Land in Distrikte abgetheilt, deren jeder fünfzig bis hundert Städte und Dörfer umfaßte. Hohe Kronvasallen regierten in diesen Bezirken und erlegten dem Oberherrn Tribut dafür. Ihnen war ein Civil- und ein Militärbeamter beigegeben. Lezterer war gewöhnlich ein Vasall zweiten Rangs und hatte seinen Sitz im Hauptort des Bezirks, der gewöhnlich befestigt war. Die gesetzgebende Gewalt war in Mewars guter alter Zeit in der Hand des Fürsten, der vier Minister der Krone und ihrer Deputirten. Der Kriegsdienst wurde von den Lehensmännern und sämmtlichen Vasallen versehen. Fünfzehntausend Ritter leisteten dem Fürsten die Heeresfolge und der Fürst konnte diesen Dienst ansprechen, wann er wollte. Die Muthungsgebühr, eines der Hauptmerkmale der Feudalität, besteht heute noch in Mewar. So oft ein Wechsel des Lehensträgers eintritt, schickt der Fürst einen Civilbeamten und ein Paar Soldaten und läßt in seinem Namen vom Kronlehen Besitz ergreifen. Der Erbe bringt dem Fürsten die Lehensgebühr dar und bittet um die Belehnung; darauf huldigt er und leistet den Eid der Treue; er erhält sofort einen neuen Lehensbrief, und der Fürst umgürtet zum Schluß des feierlichen Belehnungsaktes, ganz nach altem Brauche, den neuen Lehensträger mit einem Schwerdte. Außerdem bekommt er noch ein Pferd, einen Turban, einen Federbusch und Staatskleider, und die Belehnung ist vollzogen. Der Sequestrator kommt jezt an den Hof zurück; der Belehnte dagegen nimmt sein Lehen in Besitz und wird von seinen Vasallen begrüßt und beglückwünscht. Die Freibauern können unter gewissen Bedingungen ihren Besitz veräußern, die Lehen aber sind unveräußerlich; nur im Fall der Felonie oder des Aussterbens fallen sie der Krone heim. Die Vasallen werden in der Minderjährigkeit wie bei uns bevormundet. Ursprünglich waren die Lehen nicht erblich, aber wie in Europa wurden sie, aus ursprünglich widerruflichen, bald beständig und erblich. Es gibt auch Allodialgüter, welche im Besitz kriegerischer Stämme sind und von Sklaven angebaut werden, welche sich durch eine Kopfbedeckung von Pferdshaaren auszeichnen. Tod theilt verschiedene Urkunden oder Lehensbriefe mit, aus denen die Rechte, Privilegien u. s. w. der Lehensträger zu ersehen sind. Er traf an den Radjastanschen Höfen sogar unsere ehemaligen Hausmaier (Major-Domus) an. Das Königthum ist erblich, ebenso die verschiedenen hohen Staatsämter, und somit sehen wir im fernen Asien ein Reich mit einem ganz vollständigen Feudalsystem.

Gold und Silber.

Gold und Silber schätz' ich sehr,
Könnt' es auch wohl brauchen,
Hätt' ich nur ein ganzes Meer,
Mich darein zu tauchen!

Muß just nicht gepräget seyn,
Hab' es dennoch gerne,
Wie des Mondes Silber schein
Und die goldnen Sterne.

Leise murmelnd fällt mir ein
Noch die Silberquelle,
Aber um den goldnen Wein
Tausch' ich auf der Stelle.

Doch viel schöner ist das Gold,
Das vom Lockenköpfchen
Meines holden Mädchens rollt
In zwei lange Zöpfchen.

Darum fröhlich, liebes Kind,
Laß' uns jezt noch küssen,
Bis die Locken Silber sind
Und wir scheiden müssen.

August Schnezler.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Feier der Augsburgischen Konfession. Mackintosh Geschichte von England. Lawrences Porträt des jungen Napoleon.

Auch in allen hiesigen deutschen Gemeinden ist das große Religionsfest der Deutschen ernst und würdevoll gefeiert worden. Jeder, der nur auf das Entfernteste die Bedeutung der wichtigen Erinnerungsfeier aufzufassen oder die Folgen zu ahnden vermochte, welche das große Werk dereinst noch haben wird, nahm Theil daran. In sämmtlichen deutschen Kirchen waren die Versammlungen sehr zahlreich. Der von allen hiesigen Landsleuten hochgeschäzte Prediger der St. Georgenkirche, Dr. Schwabe, verband mit diesem Feste zugleich die fünfundzwanzigjährige Stiftungsfeier der Freischule für Kinder unbemittelter hiesiger deutscher Eltern. Diese Schule dankt allein dem würdigen Manne ihr Entstehen; meistens sind es Kinder deutscher, mit Engländerinnen verheiratheter Väter der arbeitenden Klasse, welche sie besuchen; sie wird durch freiwillige Beiträge erhalten, wozu auch die deutschen Mitglieder der königlichen Familie jährlich beisteuern. Ein Verein würdiger hiesiger deutschen Frauen trägt für die anständige Bekleidung der ärmern Kinder, so wie für die Anschaffung von Belohnungen für Fleiß und gute Aufführung Sorge. Die Zahl der Schulkinder beiderlei Geschlechts beträgt jezt 130. Daß auch der Unterricht in der deutschen Sprache nicht vernachlässigt wird, versteht sich von selbst. Sie sehen, daß wir auch unter einem andern Volke nicht unempfindlich für unser Vaterland und dessen große Interessen bleiben. Ueberhaupt scheinen wir hierin auf einen bessern Standpunkt zurückgekommen zu seyn, als der war, von welchem unsere Vorgänger ihr Vaterland betrachteten, wenn sie sich einmal in England niedergelassen hatten. Noch vor zwanzig Jahren soll beinahe jeder junge Deutsche hier es als die erste Pflicht betrachtet haben, nur so schnell wie möglich auch das geringste Zeichen deutscher Abkunft abzulegen und als Pseudo-Engländer aufzutreten; ja es gibt noch manche deutsche Narren, welche sogar mit ihren Landsleuten in schriftlicher oder mündlicher Unterhaltung den Engländer spielen wollen. Doch sind diese Fälle nur Ausnahmen, und der junge Deutsche fühlt es jezt, daß man mit der Ueberfahrt über den Kanal das Vaterland nicht abzuschütteln braucht. Trotz mannigfacher Schwierigkeiten suchen vielmehr die hiesigen Deutschen, deren Anzahl indessen achttausend nicht übersteigt, sich seit dem allgemeinen Frieden durch Vereine einander mehr zu nähern, eine Erscheinung, die man von den untern bis zu den höhern Klassen verfolgen kann. Es würde interessant seyn, zu erfahren, ob sich dieser Sinn auch in andern Hauptstädten, wo Deutsche leben, kund gibt, wie in Paris, St. Petersburg, Kopenhagen u. a. m.

Seit wenigen Tagen ziehen zwei andere Erscheinungen, ein wissenschaftliches und ein Kunstwerk, die Aufmerksamkeit unsers gebildetern Publikums auf sich: die Geschichte Englands von Sir James Mackintosh 1ter Band, und das Bild des jungen Napoleons von Sir Thomas Lawrence, gestochen von Bromley. Beide Werke sind unter eigenthümlichen Verhältnissen dem Publikum übergeben worden, die viel Licht auf den Charakter der Zeit und der Menschen werfen. Sir James schrieb ursprünglich seine Geschichte nicht für die Leser des Volksbuchs: Cabinet Cyclopaedia; er hatte ein Publikum im Sinne, wie Hallam bei der Abfassung seiner konstitutionellen Geschichte von England sich eins dachte; doch waren die Anerbietungen der Verleger der populären Encyclopädie zu lockend, als daß Sir James sein Werk nicht für den „general Reader" hätte ummodeln und mit Scott und Moore ein Kleeblatt der populären Geschichte des vereinigten Königreichs bilden sollen. Der Gewinn dabei ist unstreitig auf der Seite des Publikums, das ein ausgezeichnetes, einen tiefen philosophischen Geist athmendes und alle neuesten Forschungen berücksichtigendes Geschichtswerk erhält, wozu noch überdies der sehr mäßige Preis von 18 Schill. für sämmtliche drei Bände gerechnet werden darf. Indessen scheint der eigenthümliche Zweck des Verfassers doch nicht ganz erreicht zu seyn: für den gewöhnlichen Leser ist seine Geschichte zu gelehrt, und für den Geschichtsforscher enthält sie zu viel Ueberflüssiges. Bei dieser Bemerkung habe ich aber nur das brittische Publikum im Auge. Sein Werk wird nichtsdestoweniger das schönste und dauerndste Denkmal bleiben, das ein hochgefeierter und freisinniger Staatsmann, wie Sir James Mackintosh, sich setzen kann; es ist eine schöne Gabe, aus welcher nicht nur seine eigene Nation, sondern alle andern Völker, die das freie Gesez als ihr höchstes Gut anerkennen, Nutzen schöpfen werden. Unsern großen deutschen Geschichtsforschern wird darin vollkommene Anerkennung ihrer Verdienste. Ich enthalte mich aller Auszüge aus diesem Werke, weil dasselbe ohne Zweifel sehr bald in einer deutschen Uebersezung erscheinen wird. Möge es einen des ausgezeichneten Verfassers würdigen Uebersezer finden! — Eine eigene Bewandniß hat es ferner mit der Erscheinung des Bildes des jungen Herzogs von Reichstatt. Als Sir Thomas Lawrence aus Auftrag des verstorbenen Königs Georgs IV. in Wien war, um Kaiser Franz II. zu malen, mußte ihm auch der kaiserliche Enkel, der Sohn des merkwürdigen Mannes, den Sir James Mackintosh in seiner so eben erwähnten Geschichte „a man entitled to a place in the first class of human minds" nennt, für seinen königlichen Patron sizen. Sir Thomas Lawrence war, wie ich glaube, in Wien im Jahre 1818 und malte folglich den jungen Prinzen in dessen achtem Lebensjahre. Mit seiner meisterhaften Leistung selbst sehr zufrieden, ließ er nach seiner Rückkehr nach London einen vortrefflichen Stahlstich vom Bilde verfertigen, was für ihn und die Kunsthandlungen eine sehr einträgliche Spekulation geworden wäre. Sir Thomas beging aber den Fehler, daß er bei dem Könige, welcher Eigenthümer des Bildes war, nicht um Erlaubniß für den Stich desselben anhielt; die Platte war gestochen, mehrere tausend Exemplare waren abgezogen, allein der König verbot ihm den Verkauf derselben, und das Bild durfte nicht erscheinen. Doch was söhnt der Tod nicht aus? Maler und König gingen schnell nach einander ins Reich der Schatten, und kaum waren des leztern Augen geschlossen, als das Cartongefängniß des herrlichen Blattes sich öffnete, und nun prangt es frei und viel bewundert in allen Kunstläden. Wer je Napoleon selbst gesehen hat, wird eingestehen, daß der Eindruck, welchen der Weltstürmer auf ihn machte, sich bei dem Anblicke jenes Bildes wieder erneuert; selbst der kälteste Engländer betrachtet es mit Interesse, und dieses ist gewiß das größte Lob, das dem Genie des großen Meisters ertheilt werden kann. N—6.

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 184.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 3. August 1830.

— So zeiget sich fest die geordnete Bildung,
Welche zum Wechsel sich neigt durch äußerlich wirkende Wesen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe
Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen.
Diese Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie.

Goethe.

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker, in ihren Beziehungen zur Geschichte betrachtet.

Erster Artikel.

Ist es wohl möglich, in den physischen Charakteren der jetzigen Völker die verschiedenen großen Familien zu erkennen, welche, wie uns die Geschichte berichtet, ursprünglich ein Land bewohnten oder in Besitz nahmen? Können uns wohl Naturgeschichte und Physiologie mit Sicherheit bei diesen Untersuchungen leiten? Schon lange war Edwards davon überzeugt; daher benüzte er auch eine Reise, welche ihn durch einen großen Theil des ehemaligen Galliens führte, um seine Ansichten in dieser Beziehung zu berichtigen.

Diese neue Art, die Physiologie anzuwenden, verleiht dem Studium der Naturgeschichte neues lebendiges Interesse. Wir sind überzeugt, daß uns die Naturgeschichte bey der Frage, die uns hier beschäftigt, sicherere Mittel zur Erforschung der Wahrheit an die Hand gibt, als die geschichtlichen Dokumente und die Vergleichung der Sprachen, deren man sich gewöhnlich zu diesem Zwecke bedient. Ist es aber wirklich auch nur möglich, die alten Völker in den heutigen wiederzufinden, da doch in einer langen Reihe von Jahrhunderten ein verändertes Klima, die Fortschritte der Civilisation oder Rückschritte in der Kultur, die vielfachen Kreuzungen der Raçen, mehr oder minder mörderische Kriege und politische Umwälzungen hundertfältigen Einfluß auf sie geäußert haben?

Eine sorgfältige Vergleichung der Sprachen weist oft in denjenigen, welche man heutzutage spricht, die alten Idiome nach, denen sie ihre Entstehung zu danken hatten, und man findet auf diese Weise in einem Lande, wo man dieß nicht vermuthet hätte, einen ununterbrochenen Zusammenhang zwischen den alten und neuen Bewohnern. Sollten aber die körperlichen Formen vergänglicher seyn, als Sprachformen? Sollten wir nichts von den Zügen unserer Ahnen erhalten haben? Sollten dieselben bis zur Unkenntlichkeit verändert worden seyn? Sollten die Kreuzungen alles vermengt, die Civilisation eine vollständige Regeneration bedingt, die Gewalt alles verdrängt oder vernichtet haben? Werden Pflanzen unter einen neuen Himmelsstrich, in ein neues Vaterland versezt, so bedecken sie sich mit Haaren oder Dornen, oder verlieren dieselben; ihre Blätter können sich theilen, ihre Blumen mit andern Farben sich schmücken, ihre Blumenblätter sich vervielfältigen, ihre Früchte ihren Geschmack verändern, ihre Größe zu- oder abnehmen; allein nichts desto weniger behalten sie fast immer einige der ursprünglichen charakteristischen Züge bei, die so sicher an ihren Ursprung erinnern, daß selbst das ungeübteste Auge sie nicht verkennt. Die Natur bewahrt den Originaltypus mit solcher Kraft, daß sie sehr häufig bricht, ehe sie sich nach den Aenderungen biegt, welche fremde Kräfte ihr aufdringen wollen.

Die Hauptveränderung, welche die Hausthiere, die der Mensch mit sich in ganz verschiedene Klimate führt, abgesehen von der Kreuzung der Raçen und andern Ur-

sachen, allein durch das Klima erleiden, betrifft ihre körperliche Bedeckung, welche, dem Wärmeverhältniß gemäß, dichter oder dünner, feiner oder gröber wird, und die Farbe wechselt; diese Thiere werden fetter oder magerer, ihre Nachkommenschaft nimmt manchmal an Körpergröße zu oder ab; nie aber ändern sich Verhältnisse und Formen bedeutend. Das Knochengerüste bleibt immer dasselbe, einige seltene Fälle, in Folge gewisser Krankheiten, abgerechnet.

Der Mensch ist gleichfalls den klimatischen Einflüssen unterworfen, widersteht aber denselben am kräftigsten unter allen Thieren. Wandert er aus Süden gen Norden, so gibt ihm sein Erfindungsgeist Schutzmittel gegen die Kälte an die Hand; er trägt, so zu sagen, in diesem Falle sein Klima mit sich hinüber. Verstände er es eben so gut, seine Atmosphäre abzukühlen, als sie zu erwärmen, so könnte er beinahe ungestraft das Klima vertauschen; jedoch wäre dann seine Existenz eine ganz künstliche, und er besizt auch überdieß nicht immer Mittel, die ihn vor den schädlichen Einflüssen des Himmels und der Luft zu schützen geeignet sind. Andererseits lassen ihn die Leidenschaften, die ihn überall hin begleiten, bald die Kombinationen seiner Intelligenz vergessen, und überliefern ihn schnell den Naturkräften.

Betrachtet man die Bevölkerung der Aequatorialregionen, welche seit mehreren Jahrhunderten zum Theil durch verschiedene Länder Europas geliefert wurde, so findet man eine mehr oder minder ausgebreitete Vermischung mit den schwarzen Sklaven, und daraus entsprang eine eigenthümliche Kaste, die, obwohl sie deutliche Merkmahle ihres Ursprungs trägt, mit der weißen Bevölkerung nicht verwechselt werden kann. Welchen Einfluß aber hatte auf leztere die so lange fortgesezte Einwirkung dieses äußersten Grades der Temperatur, gegen welchen ihre Erfindsamkeit sie am wenigsten schützen kann? Erkennen etwa England, Frankreich, Spanien ihre Söhne nicht mehr? Sehen sie wohl, wenn sie dieselben ein wenig gebräunt, empfänglicher für die Lust und körperlicher Bewegung abgeneigter finden, auch verschiedene Züge an ihnen? Ein englischer, spanischer, französischer Kolonist, hat er nicht die eigenthümlichen Charaktere seiner Landsleute? Allein ein Beispiel, aus unserer Umgebung genommen, wird uns die klimatischen Einflüsse noch besser würdigen lehren. Die Züge der Juden sind so charakteristisch, daß man sich in ihnen schwerlich irrt, und da man Juden fast in allen Ländern Europas trifft, so ist wohl keine Nationalphysiognomie allgemeiner bekannt und leichter erkennbar. Seit Jahrhunderten bilden sie einen Theil der Bevölkerung der Länder, in denen sie sich niedergelassen haben. Da sie ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche beibehalten, und sich mit den Völkern, unter denen sie wohnten, fast nicht vermischt haben, so möchte es schwer seyn, Verhältnisse aufzufinden, die geeigneter wären, den Einfluß des Klimas ins Licht zu setzen. Dieser mächtige Einfluß nun hat die Juden mit den Nationen, unter denen sie leben, nicht assimilirt, ja, was noch wichtiger ist, sie gleichen sich alle unter den verschiedensten Himmelsstrichen. Ein englischer, französischer, deutscher, italienischer, portugiesischer ꝛc. Jude ist und bleibt immer Jude seiner Physiognomie nach. Sie gleichen einander weit mehr unter sich, als den Nationen, unter welchen sie leben, und das Klima hat, trotz der lange dauernden Einwirkung, ihnen nichts gegeben, als Varietäten in der Färbung. Will man sich überzeugen, daß sie auch vor Alters waren, was sie heutzutage sind, darf man nur das Abendmahl von Leonardo da Vinci betrachten. Die heutigen Juden sind darauf Zug für Zug, und man weiß, welche Sorgfalt jener große Meister dem Ausdruck des Nationalcharakters widmete. Ja, auf einem alten egyptischen Monumente, dem Grabmahle eines Königes, sind Juden mit solcher Wahrheit abgebildet, daß man die Porträte einiger Individuen dieser Nation, die eben über die Straße gehen, zu sehen glaubt. Belzoni beschreibt dieses interessante Grabmal und sagt: „Die äußersten Figuren des Zuges stellen sichtbar Juden, Aethiopier und Perser vor. Die Juden erkennt man an ihrer Physiognomie und ihrer Hautfarbe, die Aethiopier an ihrer Farbe und ihrem Schmucke, und die Perser an dem Kostüme, welches sie auf allen egyptischen Bildwerken tragen.“ Wir haben mithin hier ein Volk, welches denselben Typus während seiner ganzen Geschichte behalten hat, und doch, wann hat je eine Nation größere Drangsale erlitten, ward je eine mehr und unter die verschiedensten Völker und Klimate zerstreut? Kann man ein Volk anführen, das öfters verfolgt, verhöhnt, verachtet wurde? Wahrlich, der menschlichen Natur muß eine gewaltige Kraft innewohnen, da sie über alle diese Einflüsse zu siegen vermochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Fortsetzung.)

Es wird nothwendig seyn, zum Verständniß derjenigen Leser, welche den Vesuv nach der Eruption von 1822 nicht mehr, oder gar nicht gesehen, seine gegenwärtige innere Gestalt zu beschreiben, woraus man abnehmen kann, daß das Hinabsteigen in seinen Krater nicht mehr so schwierig wie früher ist, und daß dieß sogar während seines lezten Ausbruchs nicht unmöglich war. Bei der erwähnten Eruption, welche eine der bedeutendsten war, die noch stattgefunden haben, stürzte die ganze höchste Spitze, durch welche früher die Auswürfe erfolgten, in den längst vorher durchhöhlten Krater, wodurch dieser

eine ausnehmende Ausdehnung erhielt. Diese Spitze hat sich in ihrer früheren Form in dem nun offen stehenden Bauche des Berges niedergelassen, steht also noch jezt auf der eigentlich feuerbereitenden Oeffnung des Berges, und aus ihr kamen bei dieser neuen Eruption die Feuersäulen hervor, aus ihr brachen die Lavaströme in das sie umringende Thal des großen Kraters. Diese Spitze nennt man den kleinen Vesuv; sie erreicht an Höhe kaum die Mitte der den Krater einschließenden Felsenwände. Von den Rändern dieser Wände übersieht man nun den ganzen Kessel, welcher an einigen Stellen mehrere hundert Fuß tief ist. Man kann den ganzen Krater oben umgehen, was freilich da, wo man auf allen Vieren klettern muß, sehr beschwerlich wird. Gewandte Fußgänger können in zwei bis drittehalb Stunden herum kommen. Der Anblick dieser Schlucht erregt wirklich die außerordentlichsten Empfindungen, wie da gegenüber der schönen Aussicht über das mittelländische Meer und den herrlichen Golf mit seinen Inseln, der Feuerheerd mit seinen unterirdischen Schrecken uns angähnt. Wunderbar fällt es vor Allem auf, daß der kleine Vesuv mit Gras bewachsen ist, welches jedoch von seinen gefährlichen Umgebungen eine besondere Farbe angenommen hat. Die Farben der Lava- und Schwefelformationen sind ganz eigene und außergewöhnliche, so daß man zwar sagen kann, die Lava ist grau, sie schillert aber in die sonderbarsten andern, beinahe fremd aussehenden Farben, und das hochglänzende Schwefelgelb scheint zu anderer Zeit wieder jede Farbe, nur nicht gelb. Dieser Farbenwechsel muß von der verschiedenen und häufig wechselnden Temperatur herrühren. Als ich im verflossenen März d. J. das erste Mal hinabstieg, war die ganze Decke des Kraters dergestalt erhizt, daß man unaufhörlich von einem Lavablock zum andern, über die oft sehr breiten Spalten, aus denen Feuer hervorschoß, springen mußte, während man mir erzählte, diese Felder seyen den Winter über ganz kühl und leicht zu betreten gewesen. Es möchte sehr schwer seyn, das Innere eines Kraters zu malen; die unzähligen Farbenmischungen desselben auszudrücken, halte ich aber für unmöglich. Das Erste, was einem einfällt, wenn man diese Schwefel- und Flammenregionen zu Gesicht bekommt, ist Dante's Hölle. Ich glaube nicht, daß er seine Bilder von den Strafen der Unterwelt entwerfen konnte, ohne einen Krater gesehen zu haben. Es bedarf sehr wenig Phantasie und Erinnerungskraft, um beim Anblick desselben sich alle seine kräftigen Bilder von den Qualen des Tartarus vor Augen zu rücken. Schon bei meinem ersten Besuch drangen Rauchsäulen ringsum aus den heißen Wänden und aus dem kleinen Vesuve, und Flammen zuckten aus den geborstenen Lavafeldern hervor, mit denen der Krater gleich einem Parkette belegt ist, und welche höchst unregelmäßig, meistens in kolossalen Klumpen an- und übereinander hängen. Es geschieht oft, selbst im ganz ruhigen Zustande des Berges, daß Felsenblöcke herabrollen und beim Auf- und Absteigen im Krater lösen sich häufig Lavabrocken unter den Tritten und stürzen in die Tiefe hinab, welches für die Nachfolgenden oder Vorausgehenden gefährlich werden kann. Eine ebene Fläche sucht man in dieser Unterwelt vergebens, und das Gehen darin wird besonders durch die Ungleichheit des Bodens und durch die häufigen Unterbrechungen desselben beschwerlich.

So hatte ich bei meinen ersten Besuchen den Krater gefunden. Wie ganz verändert war die Scene aber heute! Eine weiße, dichte Rauchsäule stieg gerade aus dem Schlunde empor, und vertheilte sich erst in ungemessener Höhe in die wunderbarsten, den herrlichen Pinien ähnliche Gestalten. So heiter der Himmel war, so verfinsterte sich doch häufig die Luft, wenn der sich über den ganzen Horizont ausbreitende schneeweiße Rauch ins Aschgraue umschlug, wodurch die Sonne selbst ihre Kraft verlor. Ob ich gleich auf der Spitze des Kraterrandes gegen das Meer zu stand und es Mittag war, so trat doch mehrmalen eine solche Dunkelheit ein, daß das ausströmende Feuer und nicht die Sonne die Gegenstände erleuchtete.

Ich hatte mir einen der entschlossensten jungen Führer ausgesucht und beobachtete mehrere Stunden den Gang der Eruption. Das Getöse im Krater war so fürchterlich, daß wir uns mehrmalen die Ohren zuhalten mußten, aus Besorgniß, am Gehör Schaden zu leiden. Der Wind war noch immer Südost, so daß der Rauch und die thurmhoch geworfenen Steine ohne Veränderung nach dem nebenstehenden Somma getrieben wurden, der ganz mit glühender Asche bedeckt war und einem zweiten Vesuve ähnlich sah. Ich entwarf mit meinem Führer einen Plan für den Abend, da ich gehört hatte, daß noch wenige Tage früher viele Fremde zur Nachtzeit hinabgestiegen waren und ich diesem Beispiele folgen wollte, obschon die Eruption damals noch keinen so ernsten Charakter angenommen hatte. Wir begaben uns zum Eremiten zurück, welcher Anstalt machte, sich nach Neapel zu retten. Hier nahm ich mein Mittagsmahl mit mehreren, früher in Rom und Neapel mir bekannt gewordenen Reisenden, welche den Ausbruch bei Nacht zu sehen gekommen waren. Nichts vereinigt Menschen leichter, als eine gemeinschaftlich zu bestehende Gefahr, und so schloß sich auch die muntere Schaar beim Lacrymä Christi, mit dem wir unsere Flaschen für die Nacht füllten, recht herzlich an einander. Als wir uns eben auf den Weg nach oben machen wollten, traf die englische Familie, mit welcher ich die Ueberfahrt gemacht, bei uns ein. Unter solchen Umständen freut man sich doppelt, Bekannte zu finden, und es war wohl kein leeres Kompliment, wenn wir uns wechselseitig versicherten, daß uns nichts Erwünschteres hätte zustoßen können. Unsere Karavane bestand nun aus vier

Damen und dreizehn Herrn von verschiedenen Nationen. Der silbergraue, ehrwürdige Eremit empfahl uns Vorsicht; bis jezt hatte ich weder ihm, noch der Gesellschaft meinen Plan mitgetheilt.

So lange wir durch die verdeckten Lavahohlgassen ritten, aus denen man nicht hinaussehen kann, herrschte laute Freude unter der Reiterschaar, obgleich wohl Manchem bei dem unter unsern Füßen stets heftiger werdenden Krachen das Herz pochen mochte. Als wir aber auf den flachen Platz am Fuße des Kegels gekommen waren, wo man die Thiere verläßt und nun die steile steinigte Höhe erklimmen muß, als wir den gluthdampfenden Berg so nahe vor uns sahen, und der kleinste Druck der Luft uns unter Felsen und Asche begraben konnte, da wurden diejenigen, welche am meisten gelärmt hatten, stille, und es ließen sich Stimmen vernehmen, welche genug gethan wähnten, wenn wir hier unsern Rückmarsch anträten. Ich erklärte sogleich fest, hiermit nicht einverstanden zu seyn, und da das Sprechen bei dem Getöse des Berges sehr beschwerlich war, so machte ich mich unverzüglich auf den Weg, den Kegel hinanzuklimmen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Osnabrück, Juli.

Umgebung. Verschönerungen. Volksleben.

Wenn der freundliche Dichter Jacobi und der bittere alte Voltaire, welche bei Gelegenheit ihrer Reisen durch einen Theil Westphalens im vorigen Jahrhundert dieses Land und seine Bewohner beklagten und verspotteten, gegenwärtig wiederkehrten, so würde wohl der erstere sich über die glückliche Umwandlung menschlich erfreuen, und der zweite sich einen andern Schauplatz für seinen Candide wählen müssen. Zwar haben beide, so viel ich mich erinnere, unsere Stadt unberührt gelassen, auch zeichnete sich das freundliche, wohlhabende Osnabrück in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besonders durch des herrlichen Justus Mösers und ihm gleichgesinnter Männer beglückenden Einfluß vortheilhaft aus; doch gestehen unsere ältesten Mitbürger mit Freuden ein, daß innerhalb und außerhalb unserer Mauern seit ihrer Jugend die glücklichsten Fortschritte unverkennbar seyen. — Das Hasethal, aus welchem die alten Thürme Osnabrücks sich erheben, darf sich zu den freundlichsten Gegenden des deutschen Vaterlandes zählen. Hügel mit wohlgeordneten Gartenanlagen umgeben zunächst die Stadt. Das ehemalige Kloster Gertrudenburg, auf einem derselben, ist jezt zum Militärhospital umgewandelt. Eine Stunde von der Stadt liegt der Piesberg, welcher Steinkohlen in Menge liefert, woran überhaupt die Gegend reich ist. Denkmale des Mittelalters, wie die romantischen Ritterburgen des südlichen Deutschlands, sucht man hier vergebens, will man nicht die Schloßruinen Tecklenburgs, des Ravensbergs u. a., die jedoch einige Meilen fern liegen, dahin rechnen. Dagegen ist die nächste Umgebung reich an Denkmalen des grauen Alterthums, an sogenannten Hünengräbern oder Heidenaltären, an welche sich manche romantische Sage knüpft; nur fehlt uns ein Uhland, sie zu erneuern. — Durch den Eifer des Altermanns Wagner ist zur Beförderung der Obstkultur schon Vieles geleistet worden, und bald werden hoffentlich unsere Kunststraßen, wie in Süddeutschland, mit Obstbäumen besezt seyn. Leider sieht man dagegen weniger der blaublühenden Flachsfelder, als in frühverer Zeit, wo der Linnenhandel eine so ergiebige Quelle des Wohlstandes unserer Gegend war.

Wie ihre Umgebungen, so verschönert sich die Stadt selbst von Jahr zu Jahr. Früher die Residenz eines Fürstbischofs, ist Osnabrück gegenwärtig eine der ersten Provinzialstädte des Königreichs Hannover. Die wohlerhaltenen Kirchen, die öffentlichen Gebäude: als das Schloß, das Rathhaus, die Kanzlei, die Gymnasien ꝛc., gewähren durch ihre gediegene Massivität dem Bürger die beruhigende Ueberzeugung, daß das Rechte und Tüchtige, wie es von den Vätern ererbt ist, auch den Nachkommen zu Nuz und Frommen seyn werde; eine Beruhigung, die in unserer wechselvollen, unstäten Zeit hoch zu schäzen ist. So werden denn auch alle neuen Privathäuser massiv von Steinen erbaut, und aus den Hauptstraßen werden bald alle ältern Holzgebäude verdrängt seyn.

Das gesellige Leben der höheren Stände ist bekanntlich in ganz Europa so ziemlich uniform; nur im Mittelstande und im Volke bietet sich noch Eigenthümliches dar. Es ist zu beklagen, daß eigentliche Volksfeste hier fast gänzlich fehlen. Die Turnübungen kamen hier nicht auf und brauchten daher — auch nicht wieder verboten zu werden. In Dänemark sah ich die Schulknaben, den Lehrer an der Spize, allerlei lustige Leibesübungen vornehmen; so ein ganz legitimes Beispiel verdiente wohl allenthalben Nachahmung. Eine vortreffliche Leibesübung ist aber das jährliche Exerzitium der Landwehr, welchem sich jedoch die Söhne wohlhabender Eltern durch Erlegung von 100 Thlrn. in die Kriegskasse zu entziehen pflegen. Das neueingeführte Bajonnettiren bringt eine Lebendigkeit und Kraft in die Bewegungen der jungen Männer, woran bei dem steifern Exerzitium der frühern Zeit nicht zu denken war. Nur Schade, daß, wie gesagt, die Söhne der Wohlhabendern für solche Uebungen keinen Ersaz haben. Tanz und Kegelspiel sind die Sonntagsbelustigungen der Handwerker; dabei ist leider das gute alte deutsche Bier von dem unheilbringenden Branntwein fast völlig verdrängt. Wie der heitere Gott des Weines beglückend durch die alte Welt zog, so überzieht hingegen, wie es scheint, der trübe Dämon des Branntweins in unserer Zeit das Volk mit unbeschreiblichem Verderben. — In den Vereinen der Gebildeten herrscht ein guter Ton; gewöhnlich ist Tanz und Musik das allgemeine Bindungsmittel für die junge Welt; möchten doch die Karten, wozu ich anderswo auch die jungen Leute schon begierig greifen sah, für immer den ältern Gliedern der Gesellschaft überlassen bleiben!

Im Spätherbst kommt die Gesellschaft des Fürstlich Detmoldschen Hoftheaters, unter des wackern Pichlers Direktion, von Pyrmont hierher, um einige Monate das Publikum durch recht gute Darstellungen zu vergnügen. Fürchten Sie nicht, daß ich Sie nun mit einer detaillirten Theaternachricht behellige. Ist es doch, wenn man so manche Korrespondenzartikel ansieht, als ob das gesammte deutsche Volksinteresse an die Bühne geknüpft wäre; mir wenigstens ist eine ehrliche politische Kannengießerei von Gevatter Schuster und Handschuhmacher interessanter, als die meisten dergleichen Theaterartikel.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. August 1830.

Jetzo verweilt der festere Blick in des Lebens
Vorigem sich, und ich fühle, was dahinfloh,
Fast als hielt' ich's noch. — —
Aber ich werd' auch Leiden gewahr im Vergangenen,
Wehmuth!

Klopstock.

Rückblick.

Mit zwanzig leichten Lenzen
Lag ich in diesem Wald,
Und seh' ihn heute glänzen
In gleicher Lichtgestalt;
Es duften seine Würzen
Und seine Bäche stürzen,
Ja, nimmer wird er alt!

Mit rüst'gen Mannesschritten
Geh' ich noch durch ihn hin:
Ich bin an Willen, Sitten,
Ich bin der Alt' am Sinn;
Und dennoch muß ich sagen,
Ich muß mit Schmerzen klagen,
Daß ich ein Andrer bin!

Die Buchen und die Eichen
Mit Wurzeln tief und breit,
Sie waren meines gleichen.
Was wußt' ich von der Zeit?
Gleich diesen Felsenquadern
Fühlt' ich in allen Adern
Getrost Unsterblichkeit.

Wohl bin ich jezt ein Andrer,
Bin kein Gewächs des Hayn's;
Ich bin ein flücht'ger Wandrer,
Und denke nur an Eins:
Daß ich wie Windeswehen
Durch diesen Wald muß gehen —
O kurzer Traum des Seyns!

Gustav Schwab.

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Fortsetzung.)

Zu meinem Erstaunen waren die Frauen die ersten, welche, von Führern gezogen, dem gegebenen Beispiele folgten, und mit freudiger Ueberraschung sah ich die junge Engländerin, welche mir auf der Ueberfahrt durch ihr schönes entschiedenes Wesen schon aufgefallen war, unter den ersten der Steigenden, und zwar ohne Hülfe. So kamen wir nach einer mühseligen Stunde auf die Höhe, als eben die Sonne sich nach dem Horizonte neigte. Nur einige ältliche Personen waren zurückgeblieben. Der Anblick war außerordentlich, und die Wuth des uns so nahen Kraters erregte ein nicht zu bezwingendes Schaudern. Die glänzend herüberblitzenden Strahlen der bereits über dem Meer schwebenden Sonne machten die lezten Versuche, dem flammenden Berge sein eigenes Licht zu rauben. Sie sank hinab, und nun entwickelte sich vor unsern Augen ein Schauspiel, das mit keinem andern entfernt verglichen werden darf. Was früher Rauch schien, war nun Feuer. Die rothe Flammensäule schleuderte glühende Felsen hoch in den Himmel empor, und die Alles

verſengende heiße Aſche, ſo wie die aus allen Oeffnungen hervorbrechende ſiedende Lava kleideten Berg, Himmel und Erde in ein furchtbar blendendes, feuriges Roth. Das ſtets zunehmende Dunkel erhöhte dieſes Schauſpiel bis zum Entſetzlichen, und der ewig rollende Donner in den in vollem Aufruhr begriffenen Eingeweiden des Berges vermehrte ſeine Schrecken in der Finſterniß. Mein muthiger Führer rief mir zu, er ſey entſchloſſen, ſein Verſprechen zu halten, allein wir müſſen ohne Verzug uns auf den Weg machen, da der Wind jezt günſtig ſey. Ich erklärte mit wenigen Worten der Geſellſchaft meinen Entſchluß, und wollte mich verabſchieden, als die junge Engländerin zu mir trat und entſchieden ſagte: ich gehe mit.

Man macht oft im Leben, beſonders aber auf Reiſen, die Bemerkung, daß die Frauen mehr Muth beſitzen, einer ſichtlichen Gefahr entgegen zu gehen, als die Männer; allein eine ſolche Entſchloſſenheit, ein ſolches Herausgehen aus allen, nach unſern Begriffen dem weiblichen Geſchlecht geſteckten Schranken konnte in dieſem Augenblicke wohl Niemand von einem jungen Mädchen erwarten. Man nahm auch keine Rückſicht auf ihr Anerbieten, und bot nur Alles auf, um mich von meinem Vorhaben abzuhalten. Nachdem aber jede freundſchaftliche Ermahnung ſich fruchtlos erwieſen und ich mit meinem Führer abging, ſo entſtand ein lauter Jammer hinter mir, da die Engländerin darauf beſtand, mit hinabzuſteigen. Als ich mich umſah, lagen die beiden Schweſtern des Mädchens vor ihr auf den Knieen, der Vater ging händeringend umher, und die Geſellſchaft war beſchäftigt, ſie von ihrem Entſchluſſe abzubringen. Ich eilte zurück und vereinigte meine Bitten mit denen der Umſtehenden. Zu ſpät ſah ich, daß die Schilderung meines frühern Hinabſteigens ſie am meiſten in ihrem Vorſatze beſtärkt hatte, ich ſtellte ihr daher vor, daß die Umſtände ganz anders ſeyen. Sie entgegnete, daß ſie Alles wohl überlegt, daß ſie erfahren habe, wie noch vor wenigen Tagen viele Fremde, ſelbſt Frauenzimmer, im Krater geweſen ſeyen, und daß ſie ihren Entſchluß ſchon auf der ganzen Reiſe mit ſich getragen. Als ich ihr endlich erklärte, daß ich meinen Vorſatz aufgegeben habe, äußerte ſie ſehr bitter, ſie glaube dieß gerne, es liege ganz im Sinne der Männer, von Gefahren zu ſprechen, ohne ſich ihnen auszuſetzen, und nichts werde ſie abhalten, allein zu gehen. Ich beruhigte in etwas den Vater mit dem Verſprechen, Alles aufzubieten, was in meiner Kraft ſtehen würde, um ſeine Tochter zu ſchützen, und da das Mädchen nicht abzubringen war, ſo entſtand eine wirklich rührende Scene des Abſchiedes. Sie lag ihrem Vater und ihren troſtloſen Schweſtern lange an der Bruſt, und ſchien eine Zeitlang zu fühlen, wie ungerecht ſie handle, den vielen, ſie liebenden Menſchen ſo tiefen Schmerz zu bereiten. Die ſtets greller werdende Beleuchtung erhöhte die Rührung dieſes Augenblickes, und durch das Gebrülle des Berges drang das dumpfe Schluchzen der Scheidenden.

Als wir uns allein auf den ſteilen Abhängen befanden, auf denen man um den Krater herumgehen muß, um zu der einzigen Stelle zu gelangen, welche das Hinabſteigen in ihn erleichtert, und die gegen das verſchüttete Pompeji zu liegt, bot ich noch einmal umſonſt Alles auf, um ſie von ihrem Vorhaben abzubringen; vergeblich. Der Führer ging voran und ich hielt mich an ſeinem Stocke, während die Engländerin mich am Kleide faßte. So kamen wir an die verhängnißvolle Stelle, die derjenigen, wo wir die Geſellſchaft verlaſſen hatten, beinahe gegenüber liegt. Wir mußten uns hier eine Weile niederſetzen, um uns Kräfte zu ſammeln. Der Führer trieb unaufhörlich und ſchien kein großes Behagen mehr an der ganzen Expedition zu finden. Ich theilte der Engländerin ſeine Bedenklichkeiten mit, daß der Wind ſtets ſchwanke und daß wir ohne Rettung verloren ſeyen, wenn er ſich gegen uns wende.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die phyſiſchen Charaktere einiger europäiſchen Völker.

(Fortſetzung.)

Weit mächtiger als die Einwirkung des Klimas in Hervorrufung von Modifikationen iſt die Kreuzung der Raçen. Alle Völker, deren Geſchichte wir kennen, wurden ihr mehr oder minder unterworfen, und es ſcheint dieſe Urſache um ſo kräftiger zu wirken, da ſie auf die innerſte Organiſation einfließt. Die Erforſchung des Ganges der Natur bei dieſer großen Verſchmelzung verſpricht koſtbare Aufſchlüſſe über den Gegenſtand unſerer Unterſuchung. Die Unterſchiede der Kaſten und Stände, deren Urſprung oft auf eine Raçenverſchiedenheit zurückgeht, ſetzen häufig jener Kreuzung eine Schranke, die man zwar, ungeachtet der Strenge der Geſetze und der Gewalt der Vorurtheile, öfters überſchritten hat, die jedoch lange Zeit die große Menge bannte. Sehen wir daher, was geſchehen würde, wenn gar keine Schranke der Art vorhanden wäre. Hier muß man nun vor allem das numeriſche Verhältniß der ſich miſchenden Raçen und ihre reſpektive Vertheilung über denſelben Strich Landes in Betrachtung ziehen, denn darauf kommt faſt alles an. Einmal wiſſen wir genau, wie die Natur gemeiniglich zu Werke geht, wenn das Mißverhältniß groß iſt: in dieſem Fall verſchwindet meiſt der Typus der kleinſten Anzahl ganz und gar. Sehen wir, nach wie vielen Generationen dieſes gewöhnlich ſtattfindet. Man kreuzt ein Hausthier mit einem andern von verſchiedener Raçe, man kreuzt dann das Produkt dieſer Miſchung mit einem Individuum von einer der reinen Raçen; das neue Produkt nähert ſich der leztern. Man fährt mit den Kreuzungen nach

demselben Prinzip fort, bis endlich das Produkt zu einem der ursprünglichen Typen zurückkehrt, was gemeiniglich am Ende der vierten Zeugung stattfindet. Wir wissen ebenfalls bestimmt, was im gleichen Falle bei Menschenraçen sich ergibt: der Charakter des Negers und des Weißen verschwindet mit der vierten oder fünften Generation, was mit dem obigen allgemeinen Resultate übereinstimmt. Dieses Faktum scheint auf den ersten Anblick das Aufsuchen der alten Raçen in den neuen nicht sehr zu begünstigen. Es würde in der That schwer, ja unmöglich seyn, alle Elemente wieder zu finden, die eine Nation gebildet haben; allein unser Zweck ist nur, die großen Völkerfamilien aufzufinden, und dieß ist weit leichter, da kleine ingredirende Elemente die Formen der großen Mehrzahl nicht geändert haben können. Allein setzen wir sogar den Fall, zwei Raçen seyen sich an Zahl gleich, und man wird finden, wie viele Bedingungen auch dann noch eintreten müssen, wenn sie in einen vollkommenen Mittelschlag zusammenschmelzen sollen. Jedes Individuum der einen Raçe muß sich dann nämlich mit einem Individuum der andern verbinden; jedes muß Theil an der Verschmelzung der Charaktere nehmen, denn leichte Schattirungen entstellen einen Typus nicht. Ist aber eine solche Bedingung wohl zu erfüllen? schwerlich. Kaum der ärgste Despot könnte solche Verbindungen erzwingen. Ueberdieß lehrt uns die Beobachtung, daß, selbst wenn diese Bedingung erfüllt würde, noch eine weitere nothwendige Bedingung stattfinden müßte: die Raçen müßten nämlich so viel als möglich untereinander verschieden seyn. Pferd und Esel, Hund und Wolf oder Fuchs geben stets Bastarde, d. h. immer genau den Mittelschlag. Sind sich im Gegentheil die Raçen sehr nahe verwandt, so findet keine solche genaue Mischung statt. Daher geben die Menschenraçen, welche am meisten von einander abweichen, immer Bastarde; so ist der Mulatte das unvermeidliche Resultat der Mischung der weißen und schwarzen Raçe. Sind aber die Eltern von zwei verwandten Varietäten, so bemerkt man häufig, daß der eine oder der andere Typus rein reproducirt wird, wie man dieß ganz gewöhnlich bei den europäischen Nationen beobachten kann. Die Kreuzung ruft daher bald die Schmelzung, bald die Trennung der Typen hervor; lezteres Resultat ist jedoch weit gewöhnlicher als das erste. Kurz, es läßt sich schließen, daß, wenn sich auch Völker, die Varietäten von verschiedenen, jedoch verwandten Raçen angehören, sich auf die hypothetische Art, die wir oben angedeutet haben, verbänden, ein Theil der neuen Zeugungen doch immer die ursprünglichen Charaktere beibehalten würde. Was noch dazu beiträgt, dieselben zu erhalten, ist die geographische Vertheilung von Völkern verschiedener Raçe auf demselben Gebiete. Denn wie kann man eine so gleiche Vertheilung annehmen, daß sich dabei nicht eine Menge von Gruppen bildeten, wo bald die eine oder andere Raçe im großen Verhältniß vorherrscht? Diese Bedingung allein reicht schon hin, das Erlöschen der ursprünglichen Raçen unmöglich zu machen.

Was die Ausrottung von Völkern betrifft, wovon die Geschichte so oft spricht, so weiß man, was man davon zu halten hat. Horden, kleine Völkchen können unter dem feindlichen Schwerte fallen, allein schwerlich eine Nation oder gar eine Raçe. Es wäre dazu eine hartnäckige Grausamkeit erforderlich, welche nicht in der menschlichen Natur liegt. Und welches Interesse hätten überdieß Eroberer, die besiegten Völker auszurotten? Sah man je eine Nation von solcher Freiheitsliebe und solcher Lebensverachtung beseelt, daß sie den Tod der Knechtschaft vorgezogen hätte? Eine kleine Anzahl kann sich dem Tode weihen, nicht aber ein ganzes Volk.

Es ist selbst äußerst selten, daß eine Nation eines weit ausgedehnten Landes beraubt wird; die Wilden allein liefern davon Beispiele; so haben die amerikanischen Indier den Europäern ungeheure Länder abgetreten. Allein in der Geschichte des alten Kontinents ist keine Rede von Wilden; es handelt sich nur von Barbaren, d. h. von Völkern, bei denen Civilisation und Kunstfleiß bereits Wurzel geschlagen haben, was vollständige, freiwillige oder gezwungene, Auswanderungen undenkbar macht. Denn Häupter, die einen Eroberungszug vorschlagen, besitzen weder die Macht, noch den nöthigen Einfluß, um eine ganze Nation an ihre Schritte zu fesseln und nach sich zu ziehen. Sobald man Besitzungen hat, rechnet man, und nicht alle rechnen auf dieselbe Weise.

Wenn eine Nation angegriffen und überwunden wird, sucht sie der Sieger nicht gänzlich auszutreiben; er will Platz, zumal wenn er Nomade ist, und vertreibt einen Theil derselben; allein da er auch Tribut, Sklaven oder Hülfsvölker will, so wünscht er den Rest zu behalten. Die Ueberwundenen theilen sich: die einen, von Liebe zur Unabhängigkeit getrieben, verlassen den väterlichen Boden, die andern finden sich mit den Siegern ab. Man muß auch bemerken, daß Sieger den Besiegten ihren Namen aufdringen können, ohne damit bedeutende Veränderungen in den physischen Charakteren derselben hervorzubringen; denn im Allgemeinen stürzt sich nicht eine Nation auf die andere, sondern ein oft sehr kleiner Theil eines unruhigen Volkes unterjocht eine ganze Nation. So waren die Normannen, die sich beinahe des ganzen mittäglichen Italiens bemeisterten, eine Handvoll Menschen. Gallien änderte Herrn und Namen unter den Franken, und man weiß, wie klein Clovis Heer war. Nur auf einander folgende Eroberungszüge eines und desselben Volkes könnten bedeutenden Einfluß haben; so bemächtigten sich die Sachsen Englands und pflanzten dort ihren Stamm fort.

Der Einfluß der Civilisation auf die Formen und Verhältnisse der Menschenraçen ist uns unbekannt;

es ist jedoch wahrscheinlich, daß er sehr gering ist. Ueberall, wo Edwards einen auffallenden Racencharakter entdeckte, fand er denselben in allen Ständen der Gesellschaft, in den Städten und auf dem Lande, vom unwissendsten und ärmsten Bauer und Handwerker an bis zu den Gliedern der alten und auf alle mögliche Weise ausgezeichneten Familien.

Diese Betrachtungen führen zu der Ueberzeugung, daß die physischen Hauptcharaktere eines Volkes sich eine lange Reihe von Jahrhunderten in einem großen Theile der Bevölkerung erhalten können, trotz der klimatischen Einwirkung, der fremden Invasionen und der Fortschritte der Civilisation. Wir begleiten nun im Folgenden Edwards auf seiner Reise durch Frankreich, Italien und einen Theil der Schweiz.

(Beschluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baaden, Juli.

Hazardspiel. Neue Projekte.

Das Hazardspiel gehört zu den Uebeln, die sich von einem vielbesuchten Badeort schwerlich ganz entfernen lassen. Was eine verständige Polizei hierbei thun kann, ist Beschränkung desselben. In manchen Bädern sind dem Spiele nur gewisse Stunden eingeräumt, und dabei ist das Minimum des Einsatzes genau bestimmt. Beide Anordnungen müssen sehr gebilligt werden, denn es ist gewiß von mancherlei verderblichen Folgen, wenn die Spieltische den ganzen Tag über und bis tief in die Nacht offen stehen, und der Satz bis herab zu 24 kr. angenommen wird, wodurch so häufig Menschen aus der arbeitenden Klasse angelockt werden, ihren kärglichen Erwerb den Wechselfällen der Spielbank preiszugeben. Wie oft sind zerrüttetes Familienglück, Diebstahl und Selbstmord die schrecklichen Folgen hiervon! Bemerkenswerth ist es in Baaden, daß unter allen Nationen, die hier zusammentreffen, die Engländer am seltensten spielen, die englischen Frauen fast gar nicht.

Was die Einrichtung der hiesigen Bäder betrifft, so ist sie nicht in allen Badehäusern gleich zweckmäßig und bequem. Eine in jeder Hinsicht treffliche Anstalt sind die Dampfbäder, für welche ein besonderes Gebäude neben der Hauptquelle aufgeführt worden ist. Seit einigen Jahren wird das Baadner Mineralwasser auch häufig und in manchen Zufällen mit glücklichem Erfolg getrunken. Die Säulenlaube für die Trinker liegt der eben gedachten Quelle gegenüber und gewährt eine herrliche Aussicht in die Thäler und Gebirge. Es soll im Vorschlag seyn, einen größern Säulengang zum Behuf derer, welche das hiesige oder ein anderes Mineralwasser trinken wollen, auf dem Platze vor dem Conversationshause zu errichten und eine der warmen Quellen dorthin zu leiten. Wir können den Gedanken nicht glücklich nennen. Unstreitig rührt die Wirkung des innerlich gebrauchten Baadener Mineralquells hauptsächlich mit von seiner natürlichen Wärme her. Durch eine weite Leitung würde aber diese Wärme nicht nur vielleicht um die Hälfte vermindert, sondern mit derselben verlören sich auch die feinern, geistigen Theile des Wassers. Bedenkt man außerdem, daß die Ausdünstungen eines warmen Quells auf dem Conversationsplatze eben keine erfreuliche Erscheinung seyn könnten, und weniger noch die Kloaken, welche man mit einer solchen Einrichtung verbinden müßte; bedenkt man ferner, daß jener geräuschvolle Platz kein willkommener Aufenthalt seyn mag für Leidende, und daß die Tausende von gesunden, lebensfrohen Menschen, die täglich daselbst lustwandeln, durch den Anblick so mancher Kranken eben auch nicht sehr erfreut werden dürften, so hat man Gründe genug, eine Beseitigung jenes nicht gut berechneten Projektes von Herzen zu wünschen. Baaden ist wahrlich groß genug, daß nicht alle Gegensätze auf einem Punkte zusammengestellt werden müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Osnabrück, Juli.

(Beschluß.)

Homöopathie.

Die Neuerungen unserer Zeit, als: die ästhetischen Thees, die mystisch-pietistischen Umtriebe und die Homöopathie haben, meines Wissens, hier noch keinen Eingang gefunden, so wenig es auch an Kunstfreunden, an Vereinen zu guten Werken und Aerzten fehlt. In diesen Blättern ist öfter von der Homöopathie die Rede gewesen. Es wurde den Aerzten, namentlich der Versammlung der Naturforscher, zum Vorwurf gemacht, daß sie die Sache noch nicht ins Klare gebracht, entweder dafür oder dawider mit Bestimmtheit sich entschieden hätten. Man muß aber bedenken, daß nur das, was im Gebiete des gemeinen Verstandes liegt, sich wie ein gerichtlicher Prozeß durch Gründe und Gegengründe ausmachen läßt; mit den Ansichten über die Natur hat es eine andere Bewandniß; die Natur erkennt keine legitimen Richter an. Die Homöopathie hat überhaupt zwei Klassen von Aerzten gegen sich: die alte empirische Schule und die neue physiologische. Sie selbst ist rein empirischer Natur und stellt sich der alten Schule mit gleichen Waffen, Erfahrung genannt, entgegen; beide spielen fortwährend ihre besten Trümpfe aus und die Sache nimmt kein Ende. Die neue deutsche naturhistorische Schule, die naturphilosophische oder physiologische, befaßt sich, ihrer Natur gemäß, gar nicht mit direkter Bekämpfung der alten; sie konstruirt, erbaut sich von Grund auf, sie hat keine Zeit und Lust, sich in die Streitigkeiten nebenher einzumischen, überzeugt, daß wenn die Gesetze des Lebens vom niedrigsten Lebenskeim bis zum Menschengeist in eine zusammenhängende Kette gebracht seyn werden, alle systematischen Luftschlösser von selbst zusammenstürzen werden. Gut Ding will aber Weile haben! Erstaunliches ist in ein Paar Decennien geleistet worden; um es zu würdigen, muß man jedoch selbst recht ernst und tüchtig mitarbeiten, von unten auf dienen. Geologie, Pflanzenphysiologie, Zoologie studiren; es wird dann nicht an freudigem Genuß und verdienter Anerkennung der Zeit fehlen.

Vor Kurzem kam Hr. Oberschulrath Kohlrausch aus Münster durch unsere Stadt, um in Hannover seinen neuen Posten anzutreten. Unter der Oberaufsicht dieses ausgezeichneten Gelehrten und praktischen Schulmannes steht für die Schulverfassung unsers Landes die glücklichste Entwickelung zu erwarten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 186.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. August 1830.

— Du holde Blume
Der Einsamkeit!

Byron.

Mariens Reise.

Novelle von Gräter.

I.

Die Sonne warf breite Abendschatten auf das Haus des Försters Bernhard, der, ein starkgebauter Mann mit grauen Haaren, zwei kastanienbraune Dachshunde hinter sich, den steilen Fußpfad niederstieg, der von dem Mühlberge herabführt. Die Jagdhunde, die vor dem Hause umherstrichen, begrüßten ihren Herrn mit Springen und Bellen, indeß einige andere, die an der Kette lagen, durch ihr Geheul ihn willkommen hießen. Marie, seine Tochter, hob ihr jugendlichblühendes Angesicht empor, und sprang von ihrem Sitze unter dem breitästigen Nußbaum auf, um ihm entgegen zu gehen. Des alten Mannes Gruß: „Guten Abend, mein Kind!“ war ernster als gewöhnlich, und seine rauhe Hand zitterte fast in der ihrigen, als er, ohne, wie gewöhnlich, erst seine Büchse an Ort und Stelle zu bringen, neben ihr sich unter dem Baume niederließ. Noch einen Augenblick verweilte die Sonne auf dem Hügelkamme, der jenseits des Flusses wie eine Mauer hinlief. Sie beleuchtete das Antlitz des Alten, auf welchem dadurch sein gewöhnlicher Ernst um so sichtbarer wurde; man sah eine von Sorgen tiefgefurchte hohe Stirne, scharfe, aber sanfte blaue Augen, die sich auf den Boden hefteten, und einen Mund mit einem Zuge gutmüthiger, aber melancholischer Offenheit. Derselbe Sonnenstrahl fiel auch auf das schöne Gesicht der Tochter, und indem er das üppige Grün des Baumes vergoldete, bildete er hinter den beiden einen breiten Kreis zitternder Lichter. Eine Zeitlang saßen sie schweigend neben einander, als horchten sie dem Rauschen des Neckars. „Meine Tochter,“ sagte endlich der Förster, „seit sechszehn Jahren hast Du die Sonne kaum hinter einem andern Berge niedergehen sehen, als hinter jenem. Hier bist Du aufgewachsen wie ein junge Waldpflanze, in Einsamkeit und stiller Freude. Aber wir müssen jezt Deine Geburtsstätte und das Grab Deiner Mutter verlassen. Jene jungen Wüstlinge drüben im Schlosse lassen Deine Unschuld und meine grauen Haare nicht mehr in Frieden. Der General und sein Verwalter haben mir meine Entlassung verweigert und mit neuer Anklage gedroht. Meine Vatersorgen ängstigen mich Tag und Nacht, und das Bild meines sterbenden Vaters winkt mir hinüber zu den Schneegipfeln und grünen Alpen meiner Jugend. Unsere Abreise muß daher beschleunigt werden, bevor vielleicht eine ungerechte Verhaftung dir meinen Schutz entzieht und mich hindert, ihn noch am Leben zu treffen nach mehr als vierzig Jahre langem Ungehorsam. Morgen also, bevor der Tag anbricht, sey gerüstet, meine Tochter, und halte alles für unsere Abreise bereit. Und nun blicke noch einmal um Dich, Kind meiner Sorgen, bevor der lezte Strahl des Tages erlischt, nimm Abschied von Deinen Bäumen und Blumen, von Deinem Reh und Allem, was Dir hier lieb war, und bitte Gott, daß er Deine ersten Schritte in die trügerische Welt leiten möge!“ Mit diesen Worten küßte er die Stirne seiner Tochter,

welcher Thränen aus dem Auge rollten. Als sie aufblickte, war er schon weggegangen. Die fernsten lichten Wölkchen waren noch von den lezten Sonnenstrahlen gefärbt, und die Nacht hob sich herauf über Land und Strom, still und dunkel.

Mit einem tiefen Seufzer und wie halb im Traume über das, was sie gehört hatte, und ohne es noch fassen zu können, daß sie für immer von diesem Orte scheiden müsse, mit banger Ahnung der Zukunft, mit wenig Hoffnung und noch weniger kindlicher Neugier, die Welt zu sehen, verließ sie endlich ihren Sitz und ging in das Haus, um für den nächsten Morgen die nothwendige Zurüstung zu treffen.

Mariens Mutter war gestorben, als ihre Tochter erst sechs Jahre zählte. Von ihr hatte Marie ein zartes, edles Herz geerbt und ein tiefes, frommes Gemüth; aus ihrer Hinterlassenschaft aber ein Miniaturbild ihrer Mutter als Kind und eine kleine Bibliothek von Romanen, meist in dem Geiste des bekannten Siegwart, in welchen die Brust nichts als Liebe kennt, und die Liebe nichts als melancholische Thränen. Ihr Vater hatte sie im Lesen und Schreiben unterrichtet, ihr einige Kenntniß der Pflanzen und Thiere beigebracht, und sie auf einem alten Klavier einige Psalmen und Hymnen spielen gelehrt. Oft erzählte er ihr von dem heißen Sonnenbrand, von den riesenhaft wuchernden Pflanzen und von den wilden Thieren und Menschen ferner Welttheile. An manchem Abend unterhielt er sie mit Heldensagen aus dem Mittelalter, mit Geschichten aus der urältesten Kirche, von den kühnen Reformatoren und der Befreiung des Schweizervolkes, unter welchen der Einsiedler Niklas von der Flue und der Graf Rudolph von Toggenburg ihre Lieblingsgeschichten waren. Die Gedichte Hallers und die Idyllen Geßners waren gleichfalls Gegenstände, welche ihre junge Seele erfüllten. Oft las er mit ihr in der Bibel und in den Schriften Speners und des Grafen von Zinzendorf. Ein altes Manuscript „von dem Geheimnisse Gottes und der Naturgeister“ trug noch mehr dazu bei, ihr Gemüth von der Außenwelt abzuziehen. Aber sie wurde wieder auf die schöne Erde zurückgeführt durch ihren einsamen Aufenthalt in einer anmuthig wilden Gegend, durch ihre Waldpflanzen, durch ihren Garten, durch ihr liebes Reh, den harmlosen Gespielen von ihres Vaters Hunden, aber vorzüglich durch die Liebe und Sorge für ihren schwermüthigen, edlen Vater.

Alle diese verschiedenartigen Elemente ihrer Erziehung waren durch die natürliche Klarheit und Schönheit eines unverdorbenen schönen Herzens in Einklang gebracht. Die Seele ihres Vaters schien mit sich selbst in Zwiespalt; eine sanfte und fast abergläubische Frömmigkeit wechselte und stritt mit einer romantischen, heftigen Gemüthsstimmung, indeß beides sich gewöhnlich unter der rauhen Einsylbigkeit eines Forstmanns in Benehmen und Rede verbarg. Aber der bitterste Feind seines innern Friedens schien eine schmerzliche Erinnerung zu seyn.

So lange sein Freund, der alte Freiherr, lebte, über dessen Wälder und Waldwerk er die Oberaufsicht führte, lebte er ungestört und geachtet in seinen Verhältnissen. Mehrere alte Leute in dem gegenüber liegenden Dorfe erinnerten sich seiner noch bei seiner Ankunft als eines feurigen, aber finstern Jünglings, und wie er als Gehülfe bei dem vorigen Förster angestellt wurde. Als sein Vorgänger, ein Alchymist, starb, heirathete er dessen Nichte, eine Waise aus Sachsen. Wechselseitige Achtung, nicht Liebe, schien das Band geknüpft zu haben, welches der Tod frühzeitig trennte.

Sein Leben spann sich in trüber Ruhe fort, die allein durch fromme Aufwallungen, aber noch häufiger durch innere heftige Kämpfe unterbrochen wurde. Seine einzige ungetrübte Freude war Marie, die jezt zu einem lieblichen Bilde natürlicher Schönheit und träumerischer Jugend aufgeblüht war, aber einen seltsamen und wunderbaren Ausdruck hatte, wie eine ausländische Pflanze in dieser Waldgegend. Ihre Gestalt war zart und nicht groß, mehr schmächtig, als stark gebaut. Ihre Kleidung hatte etwas Fremdartiges, da sie sich, dem Wunsche ihres Vater gemäß, wie ein Landmädchen des benachbarten Schwaben trug. Sie bestand aus einem scharlachrothen Mieder mit schwarzen Sammtstreifen besezt, großen weiten Aermeln, aus einem dunkelblauen Rock von Tuch, der in reichen, gleichmäßig gelegten Falten von ihrer Hüfte herabfiel, und in einer weißen Schürze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Fortsetzung.)

Nichts konnte die junge Engländerin in ihrem Entschlusse irre machen, und als der Führer endlich erklärte, daß sie in ihrem langen Frauenkleide da unten gleich in Flammen gerathen würde, ja selbst nicht den Berg werde herunterspringen können, so trat sie bei Seite, rollte ihr Kleid bis um die Hüften als Gürtel auf und kam als Mann gekleidet wieder zu uns. So viele Beharrlichkeit mußte siegen. Ich verwandelte mein Abrathen in Scherz, und suchte nun, ihr den Muth einzuflößen, welcher sich denn doch wahrscheinlich bei einer zartgebauten Frau verlieren mußte, wenn sie nur erst die noch nicht begriffenen Gefahren der Unternehmung vor sich sah. Ich bereitete sie auf Alles vor, da Zurufen im Krater selbst unmöglich wurde, und so sehr ich auch früher Besorgnissen Raum gegeben hatte, so verschwanden sie doch jezt bei der Nothwendigkeit der entscheidenden That.

Ich wurde voll guter Hoffnung und ahnete nicht entfernt den tragischen Ausgang unseres Unternehmens.

Wir stellten uns in eine Reihe, jeder hielt eine Hand des Mädchens, und so stiegen wir hinab. Die heiße braune Lavaerde dampfte unter unsern tiefeinbrechenden Füßen glühenden Rauch aus, wir fielen bei jedem Schritte zehn bis zwanzig Schritte hinab, ohne uns halten zu können, und wir gelangten daher auf den Grund des Kraters so blitzesschnell, daß wir selbst nicht wußten, wie es zugegangen war. Allein schon hier erwarteten uns ganz andere Erscheinungen, welche die höchste Geistesgegenwart, Gewandheit und Vorsicht in Anspruch nahmen, um ihnen nicht zum Opfer zu werden. Das erste Hinderniß, auf welches wir stießen, war ein breiter Spalt, über den wir noch im Hinunterlaufen springen mußten; denn an ein Anhalten war nicht zu denken, und wenn diese Kluft breiter gewesen wäre, so würden wir unfehlbar in sie hineingestürzt seyn. Das außerordentliche Mädchen, welches wir begleiteten, legte hier die erste Probe ihrer Kühnheit ab, und ihr Muth steigerte sich bald zur Tollkühnheit. Das Gebrüll des Berges wurde so arg, daß ich glaubte, er müsse jeden Augenblick bersten. Nicht die heftigste Kanonenschlacht, nicht der stärkste Donner lassen sich mit diesem entsetzlichen Lärm vergleichen, so wie es überhaupt unmöglich ist, Alles zu beschreiben, was in diesem Höllenschlunde vorging. Feuer war um, unter und über uns, und wir bedurften unglaublicher Aufmerksamkeit, um nicht in Brand zu gerathen. Die Hitze von unten war noch viel stärker als die von oben, und die kleinen Flämmchen, welche hier und dort gleich Irrlichtern an uns heraufschossen, so wie die langen breiten Feuerstreifen, welche oft ganz unversehens unter uns hervorbrachen, machten das Vorwärtsdringen äußerst beschwerlich. Wir mochten uns ungefähr eine halbe Stunde im Krater befinden, als uns der erste Lavastrom entgegen kam. Blutroth und majestätisch dahin fließend, bahnte er sich seinen Weg gegen den Ottajano zu, und zerstörte Alles, was seinem Laufe in den Weg kam, unter furchtbarem Gekrache. Wir näherten uns seinem Gluthbett, das nicht besonders breit, aber sehr hoch war. Die Lava floß so langsam, daß man ihrem Fluß leicht ausweichen konnte, und wer je Kanonen gießen sah, kann sich die beste Vorstellung von ihrer Strömung machen. Die Miß eilte zuerst darauf zu, um ihr Taschentuch an einem Ende darin zu verbrennen. Allein die Hitze, welche aus der Lava strömt, ist so furchtbar, daß augenblicklich das Tuch lichterloh brannte, und sie sich die Hand sehr beschädigte. Ich warf eine Münze hinein, welche der Führer nach vieler Mühe mit seinem eisenbeschlagenen Stock herausholte. Die Lava, die sich um den Silberscudo geschlagen hatte, verhärtete augenblicklich, wie sie aus dem Flusse kam, und dies ist das Einzige, was wir von unserer Unternehmung davonbrachten. Wir sezten nun unsern Weg gegen das Centrum des Kraters fort, obgleich bei jedem Schritte die Erscheinungen drohender, das Getöse fürchterlicher wurde. Endlich befanden wir uns am Fuße des kleinen Vesuvs. Er war ganz in Feuer und dergestalt von der herabfließenden, dunkelglühenden Lava bedeckt, daß die Feuersäule über ihm aus dem großen Krater selbst zu kommen schien. Die Hitze wurde hier so arg, daß wir am ganzen Leibe glühten. Wir durften keinen Augenblick ruhig stehen, da wir sonst anbrannten, und dieses beängstigende Gefühl, so wie das betäubende, alle Sinnen raubende, schauderhafte Donnern rings um uns ließ uns auf den Rückzug denken. Ich gab dies zu verstehen und wollte die Miß zurückführen, als sie mich, aus welchem Grunde wußte ich nicht, plötzlich nach der entgegengesezten Seite riß. Wahrscheinlich wollte sie den Anblick von der andern Seite des Berges haben. Unser Führer blieb, wie erstaunt über dieses Entfernen, stehen, und ich sah ihn in der überhellen Beleuchtung ängstlich auf den Lavaquadern herumtrippeln und mit weit ausgestreckten Armen uns zu sich winken. Wir waren durch das neue Gemälde zu sehr beschäftigt, um ihm Gehör zu geben, und überdies ärgerte es mich, daß der Mensch uns nicht folgte; ich schrieb dies der Feigheit zu und bemerkte nicht, welch gräßliches Hinderniß der wahre Grund seines Zurückbleibens war. Zwischen uns hatte sich nämlich ein Lavaguß entwickelt, der gerade der Wand des Kraters zufloß, an welcher wir oben vorbei mußten und wodurch uns der Rückweg auf immer abgeschnitten war, wenn wir ihm nicht zuvorkamen, bevor er die steile Felsenwand erreichte. Wir beide erkannten zugleich die Gefahr, und die Angst beflügelte unsere Schritte. Wir erreichten glücklich den Anfang dieser ungeheuern Feuerströmung; allein hier befand sich eine so breite Kluft, welche man überspringen mußte, um jenseits der Richtung zu gelangen, welche die Lava genommen hatte, daß wir erstarrt davor stehen blieben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Juli.

Aufschwung des Handels im Mittelmeer. Ueber die Kälte des vorigen Winters.

Lassen wir den Franzosen immer ihre komische Eitelkeit, mit der sie jezt, nachdem sie gelungen ist, auf eine Expedition schauen, die sie vor zwei Monaten noch für unsinnig hielten und darüber als über eine Thorheit schrien. Das Gute, das sie für alle handeltreibenden Nationen Europas durch die Säuberung Algiers gestiftet haben, ist unermeßlich, und wenn sie es nicht gethan hätten, so wäre es nie geschehen, so viel ist gewiß. Schon jezt verspüren wir hier die Folgen davon; viel freier bewegt und regt sich der mittelländische Handel, und es wird ihm nichts mehr im Wege stehen, wenn einmal die christlichen Griechen ihre Seeräuberei ganz lassen, wozu sie aber gezwungen werden müssen, denn diejenigen unter ihnen,

welche sich mit derselben abgeben, sind um kein Haar besser als Türken, Beduinen und Araber.

Merkwürdig ist der unendliche Aufschwung unserer Stadt. Eine Spekulation für die neuen Kolonien drängt die andere. Um den Ankauf von Schiffen und besonders von Dampfbooten reißt man sich. Das Haus Bazin hat sich an die Spitze einer vielversprechenden Unternehmung gestellt. Bisher hatte das neapolitanische Dampfboot „Ferdinand" die Schiffahrt zwischen Marseille und den italienischen Häfen Genua, Livorno, Civita-Vecchia, Neapel und Palermo allein; jetzt endlich ist es dem im Süden noch in den Kinderschuhen steckenden Associationsgeist gelungen, zwei ähnliche Dampfboote in Gang zu bringen. Dazu ist kein Ort geeigneter, als Marseille, die Hauptniederlage aller Erzeugnisse der mittelländischen Küstenländer, der Sammelpunkt einer Menge Reisender, die von hier aus schnell, sicher, angenehm und billig nach allen Hauptpunkten Italiens gelangen können. Der Nordamerikaner Church, der seit zwölf Jahren schon so viele Dampfboote auf den Schweizer und Italienischen Seen gebaut und in Gang gebracht hat, wird auch diese zwei unternehmen. Die Maschinen werden von den vorzüglichsten Fabriken in England verfertigt, und diese Boote, die im nächsten Frühling in See gehen sollen, werden an Schönheit, Bequemlichkeit, Dauer und Sicherheit den besten englischen und nordamerekanischen nichts nachgeben. Jedes wird 400.000 Fr. kosten.

Wenn unser Handel einen bedeutenden Aufschwung nimmt, so bleibt auch unsere Akademie nicht zurück. Die bedeutende Thätigkeit und die Entdeckungen unserer Sternwarte in der neuesten Zeit sind bekannt; weniger auf jeden Fall eine Abhandlung, die der Akademiker Toulouzan neulich über den vergangenen harten Winter und den Gang der Kälte verlas, und aus der ich Ihnen ihres besondern Interesses wegen einige Bemerkungen mittheilen will. „Die schnelle Kälte trat schon in den letzten Tagen des Novembers unter dem 60° n. Br. ein. Vom 30. November an war die Schiffahrt auf dem bothnischen und finnischen Meerbusen durchs Eis unterbrochen; am 1. Dezember fror das Kattegat zu, und bald darauf konnte das ganze baltische Meer nicht mehr beschifft werden. Dieser große Frost, der fünfzig Tage früher als gewöhnlich eintrat, drang auch schnell, aber doch mit verschiedenen Modifikationen, nach dem Süden und Westen. Die Kälte nahm drei Hauptrichtungen, gleichsam drei Streifen in der Richtung der Längengrade. Der Oststreif begann mit 25° östl. L. (von Paris), der Mittelstreif vom 5° bis zum 25° und der Weststreif vom 5° östl. Länge bis zum atlantischen Ozean. Beim Oststreif ist St. Petersburg der Ausgangspunkt der Kälte, denn am 30. November fiel dort der Thermometer schon auf 24°; hernach fiel er immer mehr, bis endlich das Quecksilber ganz fror und gehämmert werden konnte."

(Der Beschluß folgt.)

Baaden, Juli.

(Beschluß.)

Literarische Anstalten. Ansichten der Gegend. Klima. Frequenz.

Daß die Produkte der Kunst, der Literatur, des Luxus und der Mode zum Theil in dem Conversationshause selbst, zum Theil in dessen Nähe ausgestellt werden, ist ganz an seinem Orte. Der hiesige Kurort zeichnet sich auch hierin aus. Es bestehen hier den Sommer über zwei Buchhandlungen, deren eine mit einem Lesekabinet verbunden ist, und die manches Neue aus der deutschen, französischen und englischen Literatur liefern; ferner zwei Kunsthandlungen, unter denen die Weltensche einen reichen Vorrath von Handzeichnungen, Kupferstichen, Musikalien ꝛc. enthält. Für Putz und hundert Gegenstände des täglichen Bedarfs sorgen eine Menge Kaufleute, die ihre Buden zu beiden Seiten der Kastanienallee haben, welche in den rechten Flügel des Conversationshauses führt.

Vielleicht gibt es keine Gegend in der Welt, die, seit fünfzehn Jahren ohngefähr, so viele Zeichner, Maler, Kupferstecher und Lithographen beschäftigt hat, als das Thal von Baaden. Blos die Zahl der gestochenen und lithographirten Ansichten geht weit in die Hunderte. Daß unter der Menge dieser Blätter viel schofel seyn müsse, läßt sich wohl denken. Das Beste, und was in jeder Hinsicht als preiswürdig erkannt werden muß, haben Frommel, Haldenwang, Kunz, Ettemann Alesson, Scheuchzer und Obach geliefert. Einige frühere Ansichten, von Artaria in Mannheim herausgegeben, müssen hier gleichfalls genannt werden.

In anderer Hinsicht erwartet Baaden noch seinen Marcard oder Huseland. Für die Analyse der Quellen ist Treffliches geleistet worden, doch nicht so für den Gebrauch derselben. Hier reicht der Standpunkt dürftiger Empirie nicht aus, und die gewöhnlichen Krankengeschichten sind wahrlich um nicht viel besser, als die Lobpreisungen von Theaterstücken, welche wandernde Gesellschaften auf ihre Theaterzettel setzen.

Für die Topographie Baadens ist so ziemlich das Mögliche geleistet worden. Was eine Beschreibung in englischer Sprache fehlte bis jetzt, doch wird eine solche demnächst erscheinen.

Wenn übrigens auch die Heilquellen den launenhaften Veränderungen der Mode unterworfen sind, wie dies die Geschichte von Aachen, Spaa, Pyrmont ꝛc. beweist, so kann Baaden doch immer auf eine gewisse Frequenz rechnen, die ihm sein mildes Klima, seine schöne Natur sichern. Die Luft ist mild und die Kälte im Winter immer um einige Grade geringer, als auf der nahen Ebene; aber auch die Hitze des Sommers hat hier nicht das Erschlaffende, Abspannende, wie dort, was ohne Zweifel von den Ausdünstungen der Tannenwälder, der Bergpflanzen und von den hundert frischen Quellen herrührt, die von allen Hügeln herabrieseln. Auf unsern Höhen ist nicht die reine, oxygenirte Luft, welche für schwache Lungen so nachtheilig ist, doch ist sie daselbst rein genug, um in manchen Krankheiten, z. B. der Lufröhrschwindsucht, die heilsamsten Wirkungen hervorzubringen. Brust- und Lungenkranke ziehen den Aufenthalt im benachbarten Lichtenthal vor, wo die Luft etwas feuchter ist und die Berge näher zusammenrücken. In der That verdanken jährlich viele Leidende ihre Genesung weder den Mineralquellen, noch der Therapeutik überhaupt, sondern blos dem etwas längern Aufenthalte in dem reizenden Thale, welches die Natur mit so manchen Vorzügen ausgestattet hat. Darum bringen auch seit einigen Jahren mehrere deutsche und ausländische Familien den Winter hier zu. Wohl mag hier auch die Wohlfeilheit mitwirken, die von andern viel besuchten Badeorten nicht immer gepriesen wird.

Eine lobenswerthe philantropische Anstalt ist das hiesige Armenbad, welches unter sorgfältiger ärztlicher Aufsicht steht. Dagegen ist zu bedauern, daß die früher vorhandenen Stufen- und Schwimmbäder eingegangen sind.

Die Zeit der steigenden Frequenz im Besuche des hiesigen Kurorts beginnt mit dem Jahre 1808. In diesem Jahre betrug jedoch die Zahl der Fremden noch nicht 3000, im letztvergangenen Jahre belief sie sich auf 11.136. Steigt sie im gegenwärtigen Sommer nicht höher, so liegt die Ursache in den gegenwärtigen innern Verhältnissen Frankreichs, dessen jährliches Kontingent von 2 bis 3000 Kurgästen diesmal schwerlich auf ⅓ davon kommen dürfte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 187.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 6. August 1830.

— Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht!

Schiller.

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Beschluß.)

Das arme Mädchen, welches bisher das Unglaubliche geleistet, war erschöpft. Sie hatte sich ihre schönen Locken verbrannt, mit Mühe hatte ich ihr leicht brennbares Frauenkleid, das mehrmal zu brennen begann, gerettet, allein nun schwand bei dem armen Geschöpf Körper- und Seelenkraft zugleich, und sie sank mir auf den Arm. Es war ein fürchterlicher Moment. Verzweiflung lieh mir ungewöhnliche Kraft. Ich faßte die süße Bürde auf, und rannte nun rückwärts, um nur die Kraterwand zu erreichen. Es gelang mir. Ich suchte einige Fuß über den Lavaboden an der Wand hinauf zu kommen, und fand auch wirklich eine weniger erhizte, höhlenähnliche Schwefelgrotte, wo ich das Mädchen niederlegte und ihr die Schläfen mit Wein aus meiner Feldflasche rieb. Nachdem sie sich wieder etwas erholt, gab ich ihr zu trinken und beschwor sie nun, alle ihre Kräfte zu sammeln, um einen Ausweg zu suchen. Allein sie fiel auf die Kniee, um zu beten, und bat mich, sie ihrem Schicksale zu überlassen, da sie nicht mehr gehen könne. Sie zeigte auf ihre Füße, und mit Entsetzen bemerkte ich, daß der rechte ganz versengt war.

Der Lavastrom hatte seine Bahn bis an die große Wand vollbracht, wendete sich hier rechts und zog sich unter unsern Füßen an ihr fort. Die Hitze wurde hierdurch so unausstehlich, daß wir es keine Minute länger ausgehalten hätten. Ich nahm die immer betende Miß auf und trug sie über die Schwefelhöhle. Hier fand ich einzeln hervorragende Felsen, die mir gestatteten, behutsam weiter zu klettern, und ich glaubte mich schon gerettet, als einer dieser Felsen, auf den ich zulezt getreten war, nachgab und ich mit ihm hinabrollte. Eine Menge Steine folgten uns nach, und ein Wunder war es, daß keines von uns beschädigt wurde. Die Lavaströmung war nun hinter uns, allein wir befanden uns abermals vor der breiten Feuerkluft. Ich fühlte mich selbst, besonders durch die Hitze, sehr erschöpft, und wenn ich auch für mich selbst den Sprung wagen durfte, so konnte er mir doch nicht gelingen, wenn ich ihn mit dem Mädchen versuchen wollte. Sie sah dieß selbst und flehte mich an, sie zu verlassen und mich zu retten. Allein wie konnte ich mich dazu entschließen?

Als ich so, nach Rettung spähend, umherblickte, sah ich plötzlich unsern braven Führer neben mir. Er war mit einem kühnen Sprung über die Kluft gekommen. Neue Kraft belebte mich, und ich glaubte meinen rettenden Engel in ihm zu sehen. Ich umarmte ihn; er aber wieß nach oben und rief mit einem schrecklichen Schrei: cambia il vento! und im selben Augenblicke waren wir mit einer Fluth glühender Asche bedeckt und große Felsenmassen stürzten krachend um uns nieder. Der Boden begann unter uns zu wanken, und sein Gedröhne wurde so gräßlich, so betäubend, daß ich glaubte, der ganze Berg falle nun zusammen und begrabe uns unter seinen Trümmern. Der

junge Salvator aber umfaßte die halbtodte Engländerin und stürzte in raschem Sprunge über die Kluft. Ich folgte ihm, und nun sezten wir das Mädchen auf unsere gekreuzten Arme, und rannten über Felsen und Spalten und Gluth und Feuer nach der reitenden Wand. Wie ich diese erklommen, weiß ich nicht zu berichten. Der dampfende Qualm drang von unten nach oben auf uns ein, und wir sanken oft weit zurück, wenn wir mit der äußersten Anstrengung eine kleine Strecke vorwärts gemacht hatten. Glücklicher Weise hatte sich der Wind noch nicht ganz bis hierher gedreht, sonst wären wir nimmermehr hinaufgekommen. Oft schwanden mir die Augen, die Knie brachen ein und ich mußte mehrmals das arme Mädchen sinken lassen, da ich kaum mehr Kraft fand, mich selbst hinaufzubringen. Auch der Führer war aufs Aeußerste erschöpft, und nur der Rest meiner Lacrimä Christi konnte uns wieder auf die Beine bringen. Als wir zwei Drittel des steilen Abhanges erklimmt hatten, wurden die uns umblitzenden Erscheinungen grausenhaft. Der Berg schien uns mit aller Gewalt ausspeien zu wollen. Seine Donner rollten und die Wand, an welcher wir uns hinarbeiteten, begann so furchtbar zu beben, daß wir uns kaum zu halten vermochten, und die Gefahr, durch die Bewegung hinabgeschleudert zu werden, jeden Augenblick zu wachsen schien. Das Bewußtseyn, so nahe dem Ziele zu seyn, verlieh uns übermenschliche Kräfte, und wir waren endlich auf dem höchsten Rande angelangt. Von kaltem Schweiß übergossen, sank ich hier bewußtlos nieder, und es verstrichen mehrere Stunden, bis wir im Stand waren, weiter zu gehen. Ein Paar Herrn aus der Gesellschaft, worunter der dem Wahnsinn nahe Vater der unglücklichen Engländerin, waren mit ihren Führern hierher gedrungen, um uns zu Hülfe zu eilen. Sie kam leider zu spät: das arme Mädchen war in beständigem Paroxismus; dem Führer war durch einen herabgefallenen Stein der rechte Arm beinahe zerschmettert worden, alle waren versengt und übel zugerichtet. In tiefem Schweigen trat die Karavane ihren Rückweg an, wie ganz verschieden von dem lauten Jubel, mit dem sie gekommen war. Die Engländerin wurde ohne Bewußtseyn hinabgetragen. Mit Tagesanbruch kamen wir in Resina an; wie ganz anders waren unsere Empfindungen bei dem gestrigen Sonnenaufgange gewesen, und welches Elend können vier-und-zwanzig Stunden über den Menschen bringen. Einem Leichenzuge ähnlich, zogen wir in Neapel ein, und bald verbreitete sich die traurige Kunde. Mitleid und Bestürzung erfüllten alle theilnehmenden Seelen bei der Nachricht von dem Unglück des von allen, die sie kannten, hochgeachteten Mädchens, welches keine ärztliche Hülfe mehr zu retten vermochte.

Ich verließ Neapel und die trostlose Familie mit tiefem Kummer in der Seele; und ob ich mir gleich keiner Schuld bewußt bin, ob gleich die Familie selbst und alle Anwesenden mich zu beruhigen und zu trösten suchten, so wird dieses furchtbare Ereigniß doch stets beängstigend mir vor der Seele schweben und meine schönsten Erinnerungen an das himmlische Land trüben.

Mariens Reise.

(Fortsezung.)

Vorzüglich zeichnete sich Mariens Haar aus, das von der Stirne und den Schläfen zurückgestrichen, in zwei langen, dicken Zöpfen, die mit farbigen Bändern durchflochten waren, über ihre Schultern herabfiel. So zeigte sich ihre klare Stirne völlig frei, unter welcher ihre ganze Seele aus zwei tiefblauen Augen, voll Liebe und Würde, sprach, während ihre Lippen und Wangen jenes unbeschreibliche Lächeln des Friedens unentweihter Kindlichkeit umspielte.

Das stille häusliche Leben Bernhards und seiner Tochter endigte mit dem Abende, an welchem die Lichter und Fackeln von dem gegenüber liegenden Schlosse, der Glockenklang des Dorfes und der höher liegenden Kapelle, der Gegend das Leichenbegängniß des alten Freiherrn verkündigten. Sein Bruder, der General Marchthal, der Vormund des jungen Baron Adolph, bezog das Schloß Marchthal. Er haßte den Förster Bernhard, sowohl seiner Ehrlichkeit als seines Aberglaubens wegen, vorzüglich aber, weil er sich früher den Jägern des Generals bei ihrem Versuche, in dem Revier des verstorbenen Freiherrn zu jagen, widersezt hatte. Mit dem General kamen seine beiden Söhne, Moritz und Ferdinand, der eine Major, der andere Hauptmann in dem Regimente der Leibgarde des Herzogs von W., beide vollendete Wüstlinge; der ältere, Moritz, kälteren Blutes und mit einem schärferen Verstande begabt, mäßiger und mit einem Anstriche von Rechtlichkeit; der jüngere, Ferdinand, größer, fetter und bläsſer, und um so widerlicher durch eine süßliche, frivole Sentimentalität und durch einen affektirten Enthusiasmus für Schönheit und für schöne Kunst. Ihr Vetter, der junge Adolph, war unter der Obhut eines ehrbaren und pedantischen Hofmeisters aufgewachsen, und in der lateinischen und französischen Grammatik, im Heidelberger Katechismus, in Rürners Turnier-Buch, im Waidwerk, im Reiten und in der Waldkultur unterrichtet worden. Uebrigens wuchs er in gutmüthiger Eitelkeit und gesunder Kraft auf. Von den neuen philosophischen Ideen und dogmatischen Ketzereyen war er unbefleckt erhalten worden; aber die leichtfertigen Grundsätze seiner Vettern und die Einflüsse eines kurzen Aufenthaltes an dem benachbarten Hofe hatten sich bald seines offenen Herzens und leeren Kopfes bemächtigt, und die ganze Kraft seiner Natur zu einem wilden Fieber entzündet.

Zu derselben Zeit, als die Verfolgungen des Generals gegen Vater Bernhard begannen, lenkten die beiden älteren Wüstlinge die Aufmerksamkeit Adolphs auf das Försterhaus am Michelsberge, und seine Leidenschaft für Marien wurde um so heftiger, je mehr seine bessere Seele, wie in Verzweiflung über sich selbst, daran Theil nahm. Häufige Besuche im Försterhause unter dem Vorwand von Jagdanordnungen und Vorladungen des Vaters nach dem Schlosse, um bald über dieß, bald über jenes Rechenschaft abzulegen, störten fortan den Frieden der Familie, und weckten die beschwichtigten Stürme in Bernhards Seele wieder auf. Mariens Unwille und Angst wurde mehr durch den Ton, die Blicke und das Betragen der verdorbenen Junker aufgeregt, als durch ihre zweideutigen Scherze oder ihre zärtlichen Schmeicheleien, die sie weder verstand, noch bemerkte.

Eines Abends, als Marie eben aus dem Walde zurückkehrte, wohin sie ein Besuch des Junkers verscheucht hatte, stand ein Schweizer Musselinhändler vor ihrem Hause. Er trat in das große Zimmer im untern Stockwerke, welches mit Hirschgeweihen auf geschnizten und gemalten Hirschköpfen, mit umherhängenden Büchsen und Flinten ausgeschmückt war, und wo Bernhard den größten Theil des Tages schweigend, in Kummer versunken und mit übereinandergeschlagenen Armen saß. Nachdem der Kaufmann den Förster gefragt hatte, ob er nicht mit seinem Taufnamen Heinrich heiße und früher in Ilanz gelebt habe, übergab er ihm einen Brief. Bernhard öffnete ihn und begann zu lesen, während die Tochter dem Fremden einen Stuhl und Erfrischungen bot. Der Förster hatte nun gelesen und den Brief wieder zusammengefaltet, als beide erst bemerkten, wie er erbleichte und zitterte. Plötzlich streckte er seine Arme zum Himmel empor und rief mit einer markdurchdringenden Stimme: „O Gott, mein alter Vater! o Gott, meine Heimath!“ Er sank zurück in seinen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. Einige Tage darnach theilte der Vater Marien seinen Entschluß mit, ihre gegenwärtige Heimath zu verlassen und eine Reise in die Schweiz zu machen, wo er seinen alten Vater noch einmal vor seinem Tod sehen wolle. Er versprach ihr, sobald sie auf dem Wege seyn würden, über sein früheres Leben und seine Geschichte Aufschluß zu geben. Er hielt hierauf um seine Entlassung an; aber Anfangs zögerte man mit der Antwort; endlich schlug man ihm sein Gesuch rund ab, und verstrickte ihn in neue Klagen über seine schlechte Waldwirthschaft, so daß er einsah, nur eine schleunige Flucht könne seiner Tochter und seine eigene Freiheit retten.

Als die Nacht hereingebrochen war, welche auf diesen Abend folgte, an welchem der Vater Marien seinen Reiseplan mitgetheilt hatte, verließ sie denselben im untern Stockwerke des Hauses, beschäftigt, seinem Gehülfen und zwei Burschen Aufträge zu geben, was in dem Forste jenseits des Neckars geschehen solle, welche Stämme zum Hauen ausgezeichnet, und was für Wild am folgenden Tage geschossen und auf das Schloß geliefert werden müsse. Dann sonderte er sorgfältig, was zu seinem Dienst und dem Baron gehörte, von seinem Eigenthum und suchte die bereits völlig abgeschlossenen Rechnungen hervor. Marie hatte indeß im obern Zimmer einen Kasten mit Kleidungsstücken geöffnet und das Nothwendigste in einen Bündel gepackt. Ermüdet von der Arbeit und noch mehr von ihrem Kummer, kniete sie vor ihrem Fenster nieder und blickte hinab in das stille, dunkle Thal. Das Schloß konnte von dieser Seite des Hauses nicht gesehen werden, aber von der fernen Mühle blinkte ein einsames Licht durch die Finsterniß; das schwache Bellen eines Hofhundes scholl aus derselben Richtung herüber; etwas näher hörte man aus der Tiefe verworrene Stimmen aus einem vorüberfahrenden Schiffe; durch das Ufer-Dickicht und herauf, näher ans Haus heran rauschte der Nachtwind, während über diesen hinsterbenden Tönen der Erde die schweigende Ewigkeit mit ihren tausend goldenen Augen herabsah. Marie gedachte ihrer Kindheit und der Heimath, die sie jezt verlassen mußte, dachte an das Leben, an die Welt, an das unbekannte, noch gestaltlose Schicksal, dem sie entgegenging. Sie gedachte ihres Vaters, den sie so selten frei von Kummer, an ihren Großvater, den sie noch nie gesehen hatte, den sie nun aber bald kennen lernen sollte. Ihre trüben Gedanken waren von einer Angst begleitet, die sie noch nie empfunden hatte. Ohne ihr Haupt aufzuheben, faltete sie ihre zitternden Hände und betete; bald aber gingen ihre Gedanken verwirrt durcheinander. Die Bilder wechselten mit Blitzesschnelle; sie sah ihren Vater hoch auf einem Schneeberge, dann die Gestalt einer Jungfrau, von der man erzählte, daß sie durch einen Sprung von einem Felsen in den Neckar ihr Leben geendet; diese blickte zu ihr aus einer hohen Burg bleich und lächelnd herab; dann sah sie viele schöne Thäler und Flüsse im Abendroth und Morgenlicht, und nun hörte sie ihre Mutter rufen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Universität. Prämienaustheilung. Organisation.

Am 14. dieses Monats fand eine Prämienaustheilung an die Studirenden auf der hiesigen Universität statt, welche ausschließlich in Geschenken kostbarer Werke bestand. In Gegenwart des Publikums wurde ihnen, nach einigen erläuternden Worten der Professoren über das Verdienst der Arbeiten, von dem Präses des Universitätsraths die wohlverdiente Belohnung eingehändigt. Mit sehr wenigen Ausnahmen waren es Jünglinge zwischen dem vierzehnten und achtzehnten Jahre,

von welchen die meisten in Deutschland noch zu den höheren Vorbereitungsschulen gehören würden. Der Name eines jungen Mannes mag hier erwähnt werden, der viele Hoffnungen erregt und gewiß einst als die größte Zierde seines Vaterlandes glänzen wird; es ist der Graf Calvariz, ältester Sohn des Marquis von Palmella. Seit Errichtung der Universität hat dieser hoffnungsvolle Jüngling die höchsten Preise in der angewandten Naturlehre und Chemie, und nun diesesmal in der mathematischen, griechischen und englischen Klasse davon getragen. Es ist kein Zweifel, daß die Professoren bei der Zuerkennung der Prämien mit der größten Gewissenhaftigkeit zu Werke gingen und jener junge Mann den großen, ihm von den Zuschauern gespendeten Beifall vollkommen verdiente, als er sich zu wiederholtenmalen bescheiden dem Präses nahte und den ermunternden Lohn für seine Verdienste in Empfang nahm. Diesem Jünglinge ist von dem Despotismus, den Spezialgerichten Don Miguels, der dritte Theil seines väterlichen Vermögens geraubt worden, nachdem die Elenden den ausgezeichneten Vater, einen der geachtetsten und würdigsten Diplomaten Europas, zum Tode verurtheilt hatten, weil er die alten Rechte seines gesunkenen Volkes vertheidigen wollte. Leid ist es mir, berichten zu müssen, daß bei der hiesigen Universität Spaltungen eingetreten sind, die ihr den Untergang drohen. Nur eine gänzliche Umgestaltung der Grundsätze, nach welchen diese Anstalt bisher geleitet worden war, kann sie vom Sturze retten, der sonst unvermeidlich ist. Der ganze Plan, nach welchem diese Hochschule eingerichtet worden, war in allen seinen Verzweigungen vom Grunde aus fehlerhaft und mußte zu dem Resultate führen, das jetzt eingetreten ist, nämlich: Entzweiungen im Universitätsrathe, Entzweiungen unter den Professoren selbst und mit dem Universitätsrathe, und endlich Erkältung der Theilnahme des Publikums an einem so großen und nützlichen, nach vielen Opfern ins Dasein gerufenen Institut. Es ist in der That mehr als befremdend, wie die Männer an der Spitze dieser Anstalt im Universitätsrathe, von denen viele als Legislatoren und Gelehrte sehr hoch stehen, und die sich auch der Sache mit großem, lobenswerthem Eifer annahmen, der Universität eine so mangelhafte Verfassung geben konnten, daß man wahrlich weder mit den Eigenschaften eines Gesetzgebers, noch überhaupt mit einem großen Maaß von Weisheit und Scharfsinn begabt zu seyn brauchte, um eine große Krisis mit Gewißheit vorhersagen zu können. Diese Krisis ist auch bereits im zweiten Jahre des Bestehens der Universität eingetreten, und es ist sehr zu befürchten, daß sie eine moralische Auszehrung zur Folge haben wird. Da nun die Errichtung der hiesigen Universität blos durch Aktien, unter der Verwaltung von Privatleuten und ohne Privilegien, als eine bloße Privatunternehmung, eine Erscheinung war, welche das civilisirte Europa bisher nicht kannte und deren Beispiel segensreich auf die Verbreitung der Wissenschaften in andern Welttheilen wirken kann, wie denn auch schon die Einwohner von Calcutta und der Capstadt ähnliche Hochschulen gestiftet haben, so werden Sie vielleicht mit mir die Meinung theilen, daß eine kurze Darstellung der Fehler, welche die Stifter jener gelehrten Anstalt hauptsächlich aus Unerfahrenheit begangen haben, hier nicht ganz am unrechten Orte seyn wird.

(Der Beschluß folgt.)

Marseille, Juli.

(Beschluß.)

Ueber die Kälte des vorigen Winters.

„Von St. Petersburg (heißt es in der Abhandlung Toulouzans weiter) zog der Nordwind ohne Hinderniß über die Waldai-Ebene und die Steppen zwischen der Donau und dem Dnieper bis zum schwarzen Meer. In Nowogorod fror es am 1. Dezember, am 2. in Kiew, in der Nacht vom 2. auf den 3. in Odessa, dessen Hafen bald darauf ganz mit Eis bedeckt wurde. Am 7. kam der Frost an der Kette des Taurus an und brach sich daran, denn Kleinasien hat nichts davon empfunden. In dem ganzen Oststreif kam der Frost gerade von Norden; er kam schnell, war trocken und es fiel kein Schnee vorher. Im Mittelstreif ging die Kälte von Berlin aus. Sie begann dort mit einem merkwürdigen Meteor, einer Purpursäule zwischen zwei andern in Regenbogenfarben; damals waren 21° Kälte. Am 23. Dezember gegen Abend kam sie in Dresden und Prag, am 24. in Wien und Venedig an; die Apenninen aber und das adriatische Meer hielten sie auf und änderten ihren Charakter. Bis hierher war derselbe dem Oststreif gleich; hinter den Apenninen aber ändert er sich, der Wind springt in Nordost um und bringt Schnee, der am 25. in Genua und fast durch ganz Italien in Menge fällt; dabei war selten mehr denn 5° bis 6° Kälte. Im Weststreif ging der Frost von Hamburg aus. Ueberall fiel dort großer Schnee vorher, in Hamburg am 15. Dezember, in London am 16., in Antwerpen den 17., in Paris den 18., in Nantes den 20., in Lyon und Bordeaux am 22., in Toulouse am 26., in Celle am 27. und zu Marseille am 28. Fast überall war Nordostwind. Nach dem Schnee aber sprang er in Nord, ja in Nordwest um. Hierauf legte sich der Wind und der Frost wurde heftiger, der Thermometer fiel im Norden auf 15°, in der mittlern Region auf 12° und im Süden auf 8° bis 10°. Alle Kanäle, alle Flüsse, selbst die reißende Rhone froren zu. Bei Martigues fror das Meer einen Fuß tief vom Hafen Bouc bis zum Berreteich. In den Alpen zwischen dem Mittel- und Weststreif fiel nicht überall Schnee vor dem Frost. In den am höchsten gelegenen Ländern, z. B. in der Schweiz, wehte Nordwind vom 21. bis zum 29.; darauf kam windstille Kälte und die mehrsten Seen froren zu; die Kälte erreichte 14° bis 15°. In den Niederalpen hingegen fiel so viel Schnee, daß man sich keines ähnlichen erinnert, hier und da über 6' hoch. In den Pyrenäen war es ebenso, nur einen Tag früher als in den Alpen, denn der Schnee fiel dort, wie hier in Marseille, am 28. Dezember. In den höchsten Gegenden fiel gar kein Schnee und die Kälte erreichte wie in den Hochalpen 14°. (Hier vergißt der Akademiker die sonderbare Erscheinung, daß, während man in Genf am Leman und in Chambery 15° hatte, die Kälte zu Chamouni zwischen den Gletschern, an der Nordseite des Montblanc, nie über 3° gestiegen ist.) In der spanischen Halbinsel fielen entsetzliche Regengüsse, wodurch alle Flüsse austraten. Dann fiel Schnee bei Nordostwind, hierauf begann die Kälte am 24. Dezember in Gibraltar, am 29. zu Madrid, am 31. in Carthagena und am 1. Januar in Porto. In Madrid war 10° Kälte. Nur zwei Länder in Europa, Griechenland und die Türkei, blieben von der heftigen Kälte verschont. Die Balkankette hielt den Nordwind auf, er hielt sich in dem Donaubecken und fiel dann ins schwarze Meer. In Westen hielten ihn die Tyroler Alpen von dem adriatischen Meer und dessen Küstenländern ab. Aus all' diesen Angaben erhellt, daß in dem Oststreif der Nordwind in drei Tagen von St. Petersburg bis Odessa ungefähr 150 Myriametres (das Myriameter enthält 10.000 Metres = 3' 2'' 2''' rheinisch) weit drang. In dem Mittelstreif ging er in zwei Tagen von Berlin nach Venedig nur 100 Myriameter weit; am langsamsten aber ging er in dem westlichen Streif, denn da legte er den Weg von Hamburg nach Carthagena, 200 Myr. weit, erst in 11 Tagen zurück."

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. August 1830.

— Keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.
Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes. —

Goethe.

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker, in ihren Beziehungen zur Geschichte betrachtet.

Zweiter Artikel.

Ehe wir Edwards auf seiner Reise begleiten, erinnern wir daran, was zur Bildung eines Typus in den physischen Charakteren wesentlich ist.

Die Charaktere, welche man von der Form und den Verhältnissen des Kopfes und den Gesichtszügen hernimmt, sind ohne Zweifel die wichtigsten. Man erkennt die Identität eines Menschen nicht wohl weder aus seinem Wuchse, noch aus dem Grade der Körperfülle, noch aus seiner Hautfarbe, noch aus seinem Haare, wohl aber aus der Physiognomie, d. h. aus der Form des Kopfes und aus den Verhältnissen der Gesichtszüge. Die Ansicht dieses einzigen Theiles des Körpers reicht hin, um ihn kenntlich zu machen, und daher erkennt man vollkommen die Identität eines Individuums an seiner Büste. Edwards nimmt zwar auch Rücksicht auf die Modifikationen des Haupthaares, auf die Hautfarbe, den Wuchs, wenn diese Charaktere ziemlich allgemein sind; allein er betrachtet sie immer als sehr untergeordnet und ungeeignet, für sich selbst Racencharaktere zu bilden.

Kaum an Burgunds Gränzen angelangt, stellte sich Edwards ein Ganzes von Formen und Zügen dar, die einen eigenthümlichen Typus bildeten. Dieser wurde deutlicher und wiederholte sich öfter in dem Maße, als er in dem Lande vordrang. Zu Chalons sur Saone an einem Markttage angekommen, konnte er die Physiognomien des Landvolkes der Umgegend in Fülle beobachten, aber zu seiner großen Ueberraschung fand er unter den Bauern sehr viele, die von denjenigen, welche er bisher beobachtet hatte, gänzlich verschieden waren; ja der Kontrast zwischen beiden war wirklich schneidend. Er wollte für den Augenblick sich keine Konjektur in dieser Beziehung erlauben, sondern begnügte sich, das Faktum sich aufzuzeichnen, bis sich Gelegenheit darböte, davon Gebrauch zu machen. Während seiner ganzen übrigen Reise durch Burgund bemerkte er denselben Typus vorherrschend und scharf ausgesprochen, den er bis Chalons beobachtet hatte. Derselbe Charakter blieb auch im Lyonesischen, obwohl die Gesichtsfarbe sich änderte; ebenso im Dauphiné, und obgleich in Savoyen, bis an den Mont Cenis, sich eine andere Gesichtsfarbe zeigte, so blieben doch die Formen und Proportionen ganz und gar dieselben. Freilich war nicht die ganze Bevölkerung in denselben Model gegossen, aber mit Ausnahme der kleinen Gruppe, die der Reisende zu Chalons beobachtet hatte, fand er jenen Typus allein deutlich ausgesprochen.

Es leuchtet ein, daß, wenn er der Färbung mehr Wichtigkeit beigelegt hätte, als den Formen und Verhältnissen, er zwischen Auxerre und den Alpen nichts als Burgunder, Lyoner, Dauphinesen und Savoparden gesehen haben würde, statt daß er nun in ihnen Ein Volk sah, von ein und derselben Race. Edwards macht im

Vorübergehen, und ohne sich noch dabei zu verweilen, die Bemerkung, daß dieses Gebiet in den ältesten Zeiten von Galliern, gleichviel von welchen, bewohnt war; daß in der Folge die Römer, und später die Burgunder und Franken es eroberten; daß aber diese verschiedenen erobernden Völker immer verhältnißmäßig viel minder zahlreich waren, als die ursprünglichen Bewohner; der Typus der leztern konnte daher dadurch wenig verändert werden, weil, wie wir wissen, die kleinere Zahl ihre physischen Charaktere nicht auf die größere überträgt.

Italien lag vor ihm, und es drängte ihn, sich zu überzeugen, ob auf den Gesichtern der Abkömmlinge derer, welche jene Denkmäler erbaut, die wir noch in ihren Trümmern bewundern, sich nicht noch die Züge ihrer Ahnen herausfinden lassen. Als er durch Florenz kam, ergriff er die Gelegenheit, welche ihm die herzogliche Gallerie bot, um den römischen Typus zu studiren. Er zog dazu die Büsten der ersten Kaiser vor, weil diese von alten Familien abstammten und nicht, wie ein großer Theil ihrer Nachfolger, fremden Stämmen angehörten. Es ist merkwürdig, daß sie nicht nur im Allgemeinen ähnliche Formen und Verhältnisse haben, sondern auch einen so scharf ausgesprochenen Charakter, den man nicht leicht vergißt oder verkennt. Jeder kann sich einen Begriff davon verschaffen, wenn er in einem Museum die Büsten von August, Sextus Pomponius, Germanicus, Claudius, Nero und Titus betrachtet. Der senkrechte Durchmesser ist kurz, das Gesicht folglich breit; da der Scheitel ziemlich abgeplattet und der untere Rand der Kinnlade fast horizontal ist, so nähert sich der Umriß des Kopfes, von vorne gesehen, sehr einem vollkommenen Vierecke. Die Seitentheile unter den Ohren sind gewölbt, die Stirne ist niedrig, die Nase ist eine wahre Adlernase, d. h. die Krümmung fängt oben an und endet, ehe sie die Spitze erreicht, so daß die Basis horizontal ist. Der Vordertheil des Kinns ist gerundet.

Auf dem ganzen Wege von Florenz nach Rom, über Perugia, zeigte sich unserem Reisenden dieser Charakter sehr häufig. Es ist unnöthig zu bemerken, daß derselbe auch in lezterer Stadt sich deutlich ausspricht, denn diese Bemerkung ist schon oft gemacht worden. Aber man braucht ihn nicht in einer Vorstadt oder in irgend einem Winkel Roms aufzusuchen, wie Manche gethan haben, man trifft ihn überall, und was noch mehr ist, bei beiden Geschlechtern, in allen Ständen der Gesellschaft an. Die Aehnlichkeit beschränkt sich nicht allein auf den Kopf, sie erstreckt sich auch auf die Statur, denn man weiß, daß die Römer von Mittelgröße waren. Edwards glaubt, daß der römische Typus sich im obern Theile des Königreiches Neapel fortsezt, wenigstens nach einigen Individuen zu urtheilen, die daher stammten. Auf alle Fälle ist derselbe nördlich von Rom, nicht nur auf der Seite von Perugia, sondern auch in der andern Richtung, gegen Siena, Viterbi und weiterhin, verbreitet.

Dieser Typus ist, ohne ganz allgemein zu seyn, so sehr verbreitet, daß er den wahren Charakter der heutigen Bewohner dieser Gegenden bildet, und so scheint es auch im Alterthume gewesen zu seyn, da nicht nur die Kaiser, sondern auch eine Menge Soldaten und andere Privatleute, die auf Basreliefs und Büsten abgebildet sind, diese Züge tragen. Was sollen wir nun vom römischen Volke denken? kann es wohl vom Aeneas und den Troern herstammen, und eine, Italien fremde, und so zu sagen in den Umkreis Roms eingeschlossene Nation gebildet haben? Da immer das Land den Städten, und nicht die Städte dem Lande die Bevölkerung geben, zumal wenn es sich von einem beträchtlichen Gebiete handelt, so wird auch Rom auf diese Weise bevölkert worden seyn, und mehrere Nachbarvölker, wie die Sabiner und ein großer Theil der Hetrurier werden, wie noch heutzutage, derselben Race angehört haben. Die Völker, die diesen Boden bewohnten, waren aber dergestalt in unabhängige Völkerschaften vertheilt, die verschiedene Namen und Interessen hatten, daß fast alle Geschichtsschreiber ihnen verschiedenen Ursprung zugeschrieben haben. Doch Micali und Niebuhr denken anders, und die obigen Thatsachen werden ihre Ansichten zum Theil bestätigen. Welchem Volke die Hetrurier ihre Sprache, ihre Institutionen und Künste verdankten, ob dasselbe ein in- oder ausländisches war, wissen wir nicht, diese Frage ist noch lange nicht entschieden. Die Geschichte lehrt uns nur, daß die Bevölkerung gemischt worden war, und die Beobachtung der Formen bestätigt dieß. Allein unter den Elementen, aus denen sie besteht, erkannte unser Reisender einen Typus, welchen er erst später auf seinen Ursprung zurückführen konnte.

(Die Fortsezung folgt.)

Mariens Reise.

(Fortsezung.)

II.

Marie wurde aus ihrem Schlummer durch einen Lärm vor dem Hause aufgeweckt. Die Bäume um den Garten und der Zaun desselben wurden vom Widerschein des Lichts, das aus den Fenstern des Hauses fiel, beleuchtet und wieder verdunkelt von innen hin- und herwandelnden Gestalten. Unter Gelächter, Gesang, lustigem Geplauder und Geschrei unterschied sie den tiefen Baß ihres Vaters, der, wie es schien, etwas verweigerte. „Sie muß herunterkommen, ich will sie sehen;“ dieß schien die trunken lallende Stimme des jungen Barons zu seyn, und erfüllte sie mit Schrecken. Dann meinte sie die schreiende Stimme Baron Ferdinands und seine widerliche Geschwäzigkeit zu

erkennen, wogegen eine eintönige tiefe Mannsstimme, wie die von Moritz, abstach; doch alle diese Töne gelangten nur verwirrt an ihre aufgeregten Sinne, zum Theil auch wurden sie übertäubt durch das Gebell der Hunde. Jezt hörte sie Adolphs Worte: „Alter Schurke!“ Sie schrie auf in Angst, und ihr Vater donnerte im heftigsten Zorne: „Junger Mann, achtet Euer eigenes Gewissen und meine Ehre, oder Gott mag vergeben, was daraus entsteht!“ Einen Augenblick Stille — Marie rang die Hände in unaussprechlicher Angst — ein lautes Gespräch, Gelächter, ein Ton, wie von einem Faustschlag, dann ein Getümmel, ein kurzes Bellen und Knurren der Hunde, dann alle Stimmen zugleich durcheinander, ein Schuß und noch einer — ihre Sinne verließen sie.

Die Stimme ihres Vaters, der sie aufhob, brachte sie wieder zu sich selbst. Sie schlug die Augen auf, er stand vor ihr mit Tasche und Hirschfänger; seine Büchse hing über der Schulter, und in der Linken hielt er eine Lampe, in deren Licht er noch einmal so groß und bleich aussah. Seine Stimme war wie die eines Erschöpften, aber doch zugleich fest und ruhig. „Tochter, die Stunde unserer Abreise ist schnell gekommen; nimm keine große Bürde mit Dir, unsere eignen Herzen werden schwer genug seyn.“ Er unterstützte die Wankende die Treppe hinab. Vor der Seitenthüre des Hauses fanden sie den Gehülfen des Förs[illegible]ters und die zwei Burschen; der eine schnallte den Sat[illegible] fest, der andere legte einem kleinen Pferde die Zügel an. Die Burschen schickten sich an, ihm zu folgen, aber der alte Bernhard verbat es sich Anfangs, dann aber befahl er ihnen, zurückzubleiben. Ludwig allein erhielt die Erlaubniß, das Pferd den Michelsberg hinanzuführen. „Bleibt und wahret meines guten Namens, so viel Ihr könnt, und belastet mein Gewissen nicht noch mehr dadurch, daß Ihr Euch unglücklich macht. Möge Euch der gute Gott Eure treue Liebe lohnen. Verachtet nicht die Segnungen eines sündigen Mannes, Gott ist in eines jeden Munde, welcher segnet.“ — „So lebt wohl, Herr, ich und die Burschen wollen bis zu Eurer gesunden Wiederkehr Euch das Haus hüten, und Gottes Segen begleite Euch, Jungfer Marie.“ Marie konnte kein Wort sprechen, sie wurde auf den kleinen Klepper gehoben, und nun ging es den Fußpfad aufwärts. Marie, halb in Schlummer versunken, wurde aus ihren ängstlichen Träumen oft aufgeschreckt durch die vom Thau benezten Buchenzweige, welche über den Weg hingen und kalt und naß ihr Gesicht streiften.

Nach einer Stunde lichtete sich der Wald, das lezte Viertel des Mondes stieg eben auf der einen Seite empor, während in Nordost der junge Tag zu dämmern begann und nur die Mitte des Morgenhimmels noch der Nacht gehörte. Hier stand eine alte Kapelle. Marie erkannte dicht vor ihrem Portale den heidnischen Altarstein, den ihr Vater ihr oft als ein aus der Römerzeit übriggebliebenes Denkmal bezeichnet hatte. Ein hohes steinernes Kreuz, das zehn Schritte hinter und oberhalb der Kapelle vor dem Hause des Küsters stand, war aus dem Mittelalter stehen geblieben. Die dunkelgrauen Berge des Odenwaldes lagen ernst und schweigend im Kreise umher. Die Nacht war so stille, daß man die Glocke des leeren Mühlgangs unten läuten hören konnte, sogar das Rauschen des Neckars. Bernhard sah umher und murmelte vor sich: „Ganz so, wie vor vierzig Jahren! Und bin ich, obgleich älter, viel verändert und weiß ich besser, wo ich die nächste Nacht mein Haupt hinlegen werde? Aber nur eine Sorge, sezte er lauter hinzu, habe ich für die Zukunft, nur eine Freude, nur ein ängstlich bewachtes Glück in der Gegenwart — Marie, mein Kind, wie kalt sind deine Wangen!“ Schon zwitscherten einzelne Lerchen wie im Traum, und in dem katholischen Kloster auf der andern Seite des Flusses hörten sie die Glocke der Morgenhora läuten. „Nun laßt uns zu Fuß nach Gundelsheim hinabgehen,“ sagte Bernhard. „Ludwig führe das Pferd wieder heim und lebe wohl. Habe Gott immer vor Augen und im Herzen, fürchte Niemand und sey brav. Grüße Robert und Friederich.“ Aber Ludwig rief halb mit Thränen, halb mit Trotz: „Seitdem hier in diesem Hause der alte Küster starb, habe ich weder Vater noch Freund auf der Welt, und außer Euch und Jungfer Marie liebe ich keinen Menschen und werde von keinem geliebt, nicht einmal von dem Gehülfen und von Friederich, von keinem lebenden Wesen, als von dem braunen Dachshunde. Ich bin des Lebens hier satt und will die Welt sehen, um sie zu lieben oder zu hassen. Laßt mich um Gotteswillen mit Euch ziehen. Seyd eine Zeitlang mein Vater und Ihr mein Schutzengel, so lange wir beisammen bleiben können; denn ich fürchte mich vor mir selbst, und wer weiß, wozu ich Euch helfen kann.“ — „Jeder ist seines Glückes Schmied,“ sagte der Förster, „und ich will Dir nicht den Hammer aus der Hand nehmen; komm mit uns.“ Selbst Marie mußte lächeln über den rothhaarigen rauhen Burschen, welcher mit einer Zutraulichkeit, wie man sie noch nicht an ihm bemerkt hatte, als fühlte er den ganzen Stolz des Unglücks, das Alles gleich macht, ihr vom Pferde half, das sie ledig laufen ließen, und ihr den Bündel abnahm, um ihn zu tragen.

Das graue Dämmerlicht erhellte jezt mehr und mehr den schroffen Pfad, welchen sie zwischen Weinbergen hinabstiegen, und als die Sonnenscheibe über die Bergspitzen des Odenwaldes heraufstieg und die Fenster und die rothangestrichenen Mauern des Schlosses von Gundelsheim vergoldete, da war es, als sähen und fühlten sie jezt erst, daß ihre unglückliche Lage kein Traum war, sondern klare, deutliche, traurige Wirklichkeit. Alle gingen schweigend neben einander; der Förster seufzte tief und seine Unruhe schien sich zu vermehren. Er bemerkte ein Schiff im Nek-

lar, das sie, da der Fluß angeschwollen war, schnell nach Heidelberg zu bringen versprach; er beschloß, es zu besteigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beschluß.)

Fehlerhafte Organisation der Universität.

Es ist allgemein bekannt, daß bisher die herrschende Parthei in diesem Staate, die Großen der Episcopalkirche, zu welchen der ganze Adel, die hohe Geistlichkeit und alle obern Mitglieder und Beamten der Regierung gezählt werden müssen, auf eine wahrhaft skandalöse Weise das Erziehungswesen der mittleren Stände gleichgültig behandelt haben, so daß der Verfall der Wissenschaften in England während der riesenhaften Fortschritte der europäischen Kontinentalnationen von vielen Patrioten bereits tief und schmerzlich empfunden wird. Wer nicht zur Episcopalkirche gehörte und nicht hinreichendes Vermögen oder Patronage besaß, um nach Oxford oder Cambridge gehen zu können, hatte Mühe, außer in Schottland Institute zur fernern Ausbildung zu finden, wenn er auch so glücklich war, in einer der wenigen guten Schulen eine gute klassische Vorbildung genossen zu haben. Aber sogar die beiden alten Landesuniversitäten haben in diesem Jahrhundert wenig Männer geliefert, die in den Wissenschaften einen europäischen Ruf sich erworben hätten, weil sie ihrer ganzen innern Verfassung nach den Fortschritten der Zeit fremd blieben. Die andere große Parthei im Staate, die Anti-Episcopalianer, empfanden diesen Mangel immer tiefer und entwarfen endlich den Riesenplan, selbst eine Universität zu errichten, die Kosten durch Aktien zu decken und die Lehrstühle in allen Zweigen der Wissenschaften mit den ausgezeichnetsten Männern zu besetzen, denen man, wie auf den andern Landesuniversitäten, den Professorentitel gab. Nur Theologie sollte wegen der vielen Sekten, die ohnehin schon sämmtlich für die theologische Erziehung ihrer Geistlichen gesorgt haben, ausgeschlossen bleiben, damit alle Eifersucht vermieden werde. Wer sich des Fanatismus erinnert, mit welchem noch vor drei Jahren (vor der Aufhebung der Gesetze gegen die Dissenters und die Katholiken) im ganzen Lande gekämpft wurde, ein Fanatismus, der in jedes Haus Intoleranz und Zwiespalt gebracht hatte, weiß, daß jene Ausschließung eine weise Maßregel war; allein die Stifter vergaßen, daß ihre Gegner, die herrschenden Episcopalianer, gerade diese Ausschließung der Theologie als eine Waffe gegen sie benutzen und in alle Ohren laut das Wort Gottlosigkeit schreien würden. In der That gewannen jene elenden Heuchler Viele für ihre Fahnen, um durch Mißtrauen das Gedeihen der neuen Anstalt zu untergraben. Dieser Sieg wäre aber nur von kurzer Dauer gewesen, da mehrere Lehrer der Universität, die zugleich Theologen der Episcopalkirche sind, Lehrstühle der Theologie errichteten, hätte nicht von Anfang an die fehlerhafte Verfassung des innern Triebwerkes den Keim zum Untergang der Anstalt gelegt. Alle Arbeiten des Universitätsraths, dem die Ausführung des ganzen Plans und die Ausarbeitung der Statuten oblag, zeigten die unverkennbarsten Spuren von Uebereilung und Mangel an aller Ueberlegung; sie glaubten, das Gebäude von Mauer- und Holzwerk müsse nur dastehen, und sogleich werden Tausende von Jünglingen dahin strömen, um an der reinen Quelle der Wissenschaft ihren Durst zu löschen; es fiel ihnen aber nicht ein, daß sämmtliche ältere gelehrte Vorbereitungsschulen, deren Privilegien in genauem Verband mit den Episcopaluniversitäten stehen, sich ihnen feindselig entgegenstellen und ihren Zöglingen den Besuch der leztern noch mehr erleichtern würden. Sie vernachläßigten daher das erste Erforderniß, nämlich die Errichtung von gelehrten Schulen, an welchen das Land einen so empfindlichen Mangel leidet, um Zöglinge für ihre Universität zu erziehen, welche vorbereitet genug wären, um den Professoren die Mühe zu ersparen, sich zu Elementarlehrern vergeben zu müssen. Noch größere Fehler wurden bei Feststellung der Verhältnisse der Professoren begangen, Irrthümer, welche die Auflösung der Universität unwiderruflich nach sich ziehen müssen. Zuvörderst beschloß man, den Professoren keinen bestimmten Gehalt zu bewilligen, damit dieselben gezwungen würden, sich durch Eifer und Anstrengung ein zahlreiches Auditorium zu bilden. Nur der Betrag der Kollegiengelder sollte den Lehrern ihre Existenz sichern, sie sollten demnach von den Launen der Studenten und der Popularität ihrer speziellen Wissenschaft abhängen. Dieser närrische, unpraktische Plan wurde ein Fundamentalgrundsatz der neuen Universität genannt. Zwar garantirte man den Professoren die Kollegiengelder für eine gewisse Anzahl Zuhörer, so daß diese Herren nicht vom Anfang an schon zu darben brauchten; allein diese Garantieen geben nur auf ein Jahr, und der Universitätsrath ist zu keinen weitern Leistungen gegen die Professoren verpflichtet. Es ist unbegreiflich, wie ausgezeichnete Gelehrte und Familienväter unter solchen precären Verhältnissen ihre frühere Stellung verlassen konnten. Einen fast noch größern Mißgriff beging der Universitätsrath darin, daß er sich selbst die unbeschränkteste Macht anmaßte, während er den Professoren durchaus keine einräumte; und in jenem Rathe sitzen die ersten Legislatoren des Landes, mit einem Manne wie Brougham an der Spitze! Männern, von deren Ruf und Gelehrsamkeit allein das Gedeihen der Universität abhing, sollte, mit Ausnahme der Disciplin in ihren eigenen Hörsälen, die jeder Dorfschulmeister mit ihnen theilt, kein Einfluß, kein Antheil an der innern Verwaltung der Universität eingeräumt werden, so daß sie ohne einen konstituirten Ausschuß, ohne alle Kraft dastehen und nur durch eine Mittelsperson, den s. g. Warden oder Secretär des Universitätsraths, der mit der ausgedehntesten Vollmacht versehen ist, einzeln dem Rath Vorstellungen machen dürfen. Während nun die Professoren gleich Unterlehrern in einer Erziehungsanstalt behandelt wurden und nicht einmal einen bestimmten Gehalt erhielten, erhob die Verfassung der Universität den Warden Horner zum unumschränkten Universitätsfürsten mit einem jährlichen Gehalte von 1200 Pf. und 200 Pf. für Hausmiethe. Das Merkwürdigste hierbei ist, daß dieser Mann seine furchtbare Gewalt länger als ein Jahr ausübte, ehe der weise Universitätsrath daran dachte, die Grenze derselben schriftlich zu bestimmen, bis große Streitigkeiten zwischen ihm und den Professoren endlich jene Legislatoren erinnerten, daß die Abfassung irgend eines Gesetzes über diesen Gegenstand ganz vergessen worden sey, was denn zuvörderst am 22. Mai vorigen Jahres nachgeholt wurde. Dies ist ein Pröbchen von dem gänzlichen Mangel an aller Weisheit in der Verfassung dieser neuen Universität, und ich wage es vorauszusagen, so tief es mich auch betrübt, daß sie ohne eine gänzliche Umgestaltung ihrer organischen Gesetze, ehe zwei Jahre vergehen, genöthigt seyn wird, ihre Pforten zu schließen.

R—s.

Zweisylbige Charade.

Leicht ist das Zweite, gar nicht schwer,
Das Erste viel gewichtiger,
Und wer das lose Ganze spricht,
Der sagt wohl meist das erste nicht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 189.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. August 1830.

Was bringt die Menschen noch schneller einander näher als die Freude? —
Das Unglück.

Fr. v. Staël.

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Im Schiffe fanden sie eine sehr gemischte Gesellschaft, welche Mariens Aufmerksamkeit wenigstens für den Augenblick fesselte und sie von dem Gedanken an ihren eigenen Kummer ablenken mußte. Eine Schaar katholischer Wallfahrer, welche von dem wunderthätigen Bilde unserer lieben Frau von Waldthüren zurückkehrte, fiel ihr zuerst auf. Unter ihnen befand sich eine alte blinde Frau mit ihren Töchtern, welche die Wallfahrt gemacht hatten, in der Hoffnung, daß ihre Mutter wieder zu ihrem Gesichte gelangen würde. Sie kehrte zwar blind wieder zurück, aber ein hoffnungsvolles Lächeln spielte auf ihren Zügen, wenn von wunderbaren Wirkungen erzählt wurde, welche sich erst Tage und Wochen nach der Rückkehr an den Kranken geäußert hatten. Ferner befanden sich hier ein Paar hausirende Juden mit Fernröhren und Brillen, Offiziere der Reichsarmee, die gewaltig damit großthaten, wie sie die lumpigen Jakobiner in die Pfanne hauen wollten; Landgeistliche mit ihren Familien, Taschenspieler, die auf den benachbarten Jahrmarkt ziehen wollten; einer von ihnen wurde auf einem Diebstahle ertappt, ins Wasser getaucht und durchgeprügelt; außerdem noch viele Kaufleute, Hausirer und Müller. Das geräuschvolle und bunte Schauspiel konnte indeß unsre Reisenden nur auf kurze Zeit zerstreuen; dann versenkten sich ihre Gedanken wieder um so tiefer in die Betrachtung ihrer Lage, aus welcher sie weder die abwechselnden Schönheiten der Ufer, noch die Musik, welche aus den Jahrmarktbuden zu Neckargemünd ertönte, wecken konnten. Marie fand endlich Gelegenheit, mit Ludwig allein zu sprechen, und ihn über die Vorfälle der vergangenen Nacht zu befragen; denn wenn sie ihrem Vater ins Gesicht blickte, erstarb ihr die Frage auf der Zunge. Ludwig begann eine verwirrte Erzählung, aber kaum hatte sie daraus so viel abgenommen, daß ihr Vater einen der Barone, der auf ihn Feuer gegeben, getödtet haben müsse, als Bernhard ihr Gespräch bemerkte und mit einer ungewöhnlichen Härte des Tones, den er jedoch sogleich bis zum sanftesten: „meine theure Marie“ milderte, ihnen weiter zu fragen und zu antworten verbot. Marie wagte es kaum, ihn anzusehen, aus Furcht, die Wahrheit von Ludwigs Erzählung auf seinem Gesichte bestätigt zu lesen.

Der Abend brach an. Zwischen den majestätischen, wilden, grünen Bergen, die ihre Schatten über den Fluß und die Weinberge am andern Ufer warfen, gleitete ihr Schiff abwärts gen Heidelberg, unter dessen prächtigem Schloß mit seinen zertrümmerten Thürmen das reiche, ebene Land weithin sich ausbreitet. Auf der Brücke von Heidelberg sahen sie eine große Menge Wagen mit Familien und ihren Habseligkeiten, die, wie es hieß, vor den Franzosen flohen, welche bereits über den Rhein vorgedrungen waren. Nach der entgegengesezten Richtung hin zogen Truppenabtheilungen der Reichsarmee in ihrer unbehülflichen, altfränkischen Rüstung, und eine Menge fran-

zösischer Emigranten, die auf die abentheuerlichste und bizarreste Art bewaffnet waren.

Als Bernhard mit seiner geängstigten Tochter und seinem dienstfertigen, neugierigen Ludwig gelandet hatte, versuchte er umsonst, in einem der von Menschen vollgedrängten Gasthäuser Unterkunft zu finden; und doch brauchten sie so nothwendig einen Zufluchtsort, da der Vater fürchtete, die Nachricht seiner Flucht möchte schon vor ihm von Marchthal angelangt seyn. Die seltsame Kleidung seiner Tochter, die man zu wechseln nicht für nöthig erachtet hatte, zog offenbar die Augen der Leute auf sich, zumal an einem Tag, wo aller Blicke auf neue Dinge gerichtet waren. Er sendete Ludwig ab, um wo möglich ein Quartier und einen Wagen zu bekommen, und bestieg mit seiner Tochter das Schloß. Als sie auf der Höhe über der Stadt standen, und in die violette Ferne hinausblickten, und zwischen den schon aufsteigenden Nebeln den geschlängelten Lauf des Rheins sahen, der wie eine goldene Stickerei an einem silbernen Schleyer herüberschimmerte, rief Bernhard, bewegt: „diese Wogen kommen aus meinem Heimathland!“ Nach langem Stillschweigen sezte er hinzu: „Vater im Himmel, blick herab auf einen bekümmerten Vater und sein Kind!“ Er hatte kaum dieses gesprochen, als er einige Schritte hinter sich dieselben Worte, aber mit fremdem Accente wiederholen hörte. Sie wendeten sich um und erblickten einen großen Mann in Bernhards Alter, mit einem jungen schönen Frauenzimmer in schwarzem Gewande. Beide Theile schienen betroffen über ihr Zusammentreffen und ihre gleiche Lage, bis endlich der emigrirte Edelmann, denn als solchen bezeichnete ihn sein Aeußeres und die Verhältnisse der Zeit, das Stillschweigen brach und sagte: „zwei Väter, die durch einen Zufall mit ihrem gegenseitigen Kummer bekannt geworden sind, können vielleicht Freunde werden, oder wenigstens einander Dienste erweisen.“ Der Förster drückte ihm die Hand mit der Heftigkeit eines einsamen und verschlossenen Mannes. Eben wollte er antworten, als er durch Ludwigs Zurückkunft unterbrochen wurde, der den Hügel heraufrannte und schon von Ferne rief: „Nirgends ist ein Haus zu finden, wo man uns aufnehmen wollte, und jeden Augenblick langen neue Gäste in der Stadt an; kaum habe ich für morgen ein Fuhrwerk auftreiben können.“ Der Fremde, welcher noch immer Bernhards Hand hielt, sagte sogleich: „Ich bin so glücklich gewesen, in einem entlegenen Wirthshause jenseits des Neckars eine Unterkunft zu finden; wenn Sie mir dahin folgen wollen, so wird sich dort gewiß für Sie und dieses Mädchen ein Plätzchen finden.“ Die beiden Alten wanderten hierauf den Fußpfad hinab, und das fremde Fräulein hing sich an Mariens Arm. Marie sah auf einmal einen Lieblingstraum ihrer romantischen Einbildungskraft ins Leben getreten, und zugleich eine ihrer liebsten Jugenderinnerungen erfüllt, wie nämlich zwei edle Seelen sich sehen, verstehen und lieben auf den ersten Blick. Sie sah dieses Glück in der schönsten Wirklichkeit und Vollendung vor sich. Die unglücklichen Mädchen blickten sich beim lezten matten Strahl des scheidenden Tageslichtes noch einmal ins Auge. Zwei große, schwarze Augen begegneten Mariens Augen; sie schlossen ihre Hände fest in einander, und bevor sie noch ein Wort gesprochen, sanken sie einander in die Arme und küßten sich so herzlich und mit so unverhaltener Liebe, wie zwei Schwestern, die sich nach langer Trennung wieder sehen. Sie kürzten ihren Weg ab, indem sie am Fuße des Berges in einem Fischerboote über den Neckar sezten, und bald sahen sie sich von einer dicken freundlichen Wirthin und drei gutmüthigen Mädchen aufgenommen. Nachdem sie sich in der kleinen niedlichen Stube zu einem freundlichen Abendessen niedergesezt hatten, füllte der alte Mann ihre Gläser und sprach mit Anstand, aber mit bewegter Stimme zu dem Förster: „Meinen sehr geachteten Gefährten im Unglück.“ Hierauf erzählte er ihnen in Kurzem, wie ihr Schloß Marchthal im Elsaß (sein eigener Name, sagte er, sey Baron Marchthal) von den Rebellen niedergebrannt worden sey, welche Gefahren sie auf ihrer Flucht haben bestehen müssen, nachdem er den Anführer derselben mit eigener Hand niedergemacht, und daß er jezt im Begriffe sey, eine Tagreise weiter seinen Verwandten, den General Marchthal, bei Gundelsheim zu besuchen, über seine Güter in Deutschland die nöthigen Anordnungen zu treffen, und dann den Feldzug zur Wiedereroberung Frankreichs mitzumachen. Während die junge Baronin ihr Gesicht auf Mariens Hand preßte und weinte, fragte der Freiherr mit freundlicher Artigkeit: ob er in ihnen nicht auch Opfer des revolutionären Wahnsinnes vor sich sehe? Der Förster nickte Anfangs mit dem Kopfe wie bejahend, aber selbst über diese schweigende Verletzung der Wahrheit erröthete seine gefurchte Stirne über und über, und Mariens Gesicht brannte an der bleichen Wange ihrer neuen Freundin. „Gottes Hand liegt auf mir, ist das nicht genug? Aber was Sie auch von mir denken mögen, denken Sie nur nicht hart von ihr!“ sagte er, indem er auf seine Tochter deutete. Die Stirne des Barons konnte ein kleines Mißbehagen nicht verbergen; aber nach einigen Augenblicken verlegenen Stillschweigens entschuldigte er sich wegen seiner Neugierde.

Frühzeitig trennte man sich, um zu Bette zu gehen. Marien wurde mit Eugenien ein und dasselbe Schlafgemach angewiesen, und sie gestand ihr mit kindlicher Offenheit, ohne jedoch, um ihres Vaters willen, Namen und Ort zu nennen, wie einsam und ferne von aller Gesellschaft sie bis jezt gelebt habe, wie bisher ihre besten Freundinnen die Heldinnen gewesen seyen, die ihr ihre Bücher beschrieben, und wie sehr sie jezt Gott danke, daß die erste weibliche Freundin, der sie in der Welt begegne,

so ganz anders sey als jene, und doch nicht minder gut und schön.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker.

(Fortsetzung.)

Agricola, einer der vorzüglichsten Maler Roms, hatte die Bildnisse der vier größten Dichter Italiens, Dante's, Petrarca's, Tasso's und Ariosto's, gemalt; seine Studien waren nach den gleichzeitigen Monumenten gemacht, und er zeigte Edwards die Sammlung seiner Zeichnungen. Aus ihrer Vergleichung ersah er, daß diejenigen, welche Dante darstellten, sehr ähnlich seyn mußten, da sie unter sich sehr wenig verschieden waren. Die Verhältnisse sind aber auch so ausgezeichnet und die Züge so ausgesprochen, daß kein Maler sie verfehlen konnte. Dante hatte ein langes Gesicht, eine hohe Stirne, eine gebogene Nase, wobei die Spitze nach unten gerichtet und die Nasenflügel aufwärts gezogen waren, endlich ein vorspringendes Kinn. Diese so deutlich charakterisirte Physiognomie machte auf Edwards einen tiefen Eindruck; es fiel ihm jedoch nicht ein, ihren Typus in Toskana zu suchen, als er, kaum an der Grenze auf der Straße von Siena angekommen, zu Radicofani zufällig mehrere Personen sah, die ihm die ersten Exemplare desselben lieferten; eine dieser Personen besonders war das lebende Bild Dante's. Bei seinem ersten Aufenthalte zu Florenz hatte er einige ähnliche Figuren in der herzoglichen Gallerie unter den Statuen und Büsten der Familie der Medicis, so wie auch unter dem Volke bemerkt; allein diese Züge hatten sich ihm damals ihrem ganzen Ausdruck nach noch nicht vollkommen eingeprägt. Da er sich aber diesesmal längere Zeit in diesem Lande aufhielt, hatte er Gelegenheit, zu beobachten, daß dieser Typus unter den Toskanern sehr verbreitet ist. Er existirte schon zu Zeiten Dante's; viele berühmte Männer der Florentinischen Republik zeigen ihn, und er wurde vom Reisenden sogar an verschiedenen hetrurischen Statuen, Büsten und Basreliefs beobachtet. Er sah denselben ferner zu Bologna, zu Ferrara, zu Padua und in allen Orten zwischen diesen Städten. Zu Venedig fand sich dieser Typus nicht nur häufig, sondern hatte daselbst offenbar von jeher in überraschendem Verhältnisse geherrscht. Im Pallaste des Dogen, wo alle Bildnisse der Dogen beisammen sind, konnte man ersehen, wie häufig vor Alters dieser Charakter war. In dem Maße, als er sich Mailand näherte, fand er denselben häufiger, und oft sogar so grell ausgesprochen, daß er ins Karrikaturmäßige fiel. Als er zwei Stunden lang auf dem großen Platze eines Dorfes verweilte, wo sich eine Menge Landvolk versammelt hatte, wurde er nicht müde, die Bauern wegen der vollkommenen Aehnlichkeit mit einem der Typen, die er in Frankreich getroffen hatte, zu betrachten. Er glaubte sich plötzlich auf den Marktplatz zu Chalons versetzt, wo er, wie wir oben gesehen haben, unter den Bauern eine Physiognomie beobachtet hatte, die von der der andern Bürgunder ganz und gar abwich.

Der beträchtliche Landstrich, auf dem er diesen Charakter antraf, sein häufiges Vorkommen, seine große Bestimmtheit ließen Edwards keinen Zweifel, daß ein scharf charakterisirter und zahlreicher Volksstamm über den ganzen Norden Italiens verbreitet sey. „War ich nicht," rief er aus, „im cisalpinischen Gallien? Sah ich nicht ein ähnliches Volk in Gallien, jenseits der Alpen? Warum sollte es nicht nach der Geschichte dasselbe seyn? Warum nicht Gallier?" Um sich indessen von dieser Identität mit der Gewißheit zu versichern, die allein dem Geiste Befriedigung geben kann, hatte er noch weitere Beobachtungen zu machen. Er mußte wo möglich diesen Typus noch auf einer größeren Landesstrecke verfolgen. Er mußte auf seiner Rückkehr einen Theil der Schweiz bereisen, die ehemals im Besitze gallischer Völker gewesen war; er konnte dort die eine oder andere Raçe, oder vielleicht beide treffen. Der nördliche Abhang des Simplon gibt dem Rhonethale seinen Ursprung. Die ersten Einwohner, die man trifft, sind Deutsche, die sich von den benachbarten Völkern durch Physiognomie und Sprache unterscheiden. Bald aber, wenn man sich Wallis nähert, ändert sich die Sprache und damit zugleich die Physiognomie. Jetzt hörte der Reisende nur noch den französischen Dialekt, und erkannte überall dasselbe Volk, das er in Savoyen gesehen hatte, mit denselben Zügen und selbst derselben Hautfarbe. So wie er sich aber Genf näherte, bemerkte er einzelne Individuen von jenem andern Typus; in Genf waren sie zahlreich, und völlig jenen ähnlich, welche er im Norden Italiens und zu Chalons gesehen hatte. Hier findet sich also eine Bevölkerung, die vorzugsweise aus zwei Raçen besteht, die unter sich vollkommen verschieden sind und, wie wir schon früher bemerkt haben, einen schneidenden Kontrast bilden. Die eine hat einen mehr runden, als ovalen Kopf, gerundete Züge, und ist von Mittelgröße; die andere hat einen langen Kopf, eine breite und hohe Stirne, eine gebogene Nase mit abwärts gerichteter Spitze und aufwärts gezogenen Nasenflügeln, ein stark ausgesprochenes und vorspringendes Kinn und einen hohen Wuchs. Er hatte aber auch Gelegenheit, alle intermediären Bildungen, eine Folge ihrer Verbindung auf demselben Boden, zu beobachten. Wir wollen diese Typen einstweilen mit den Namen erster und zweiter Typus bezeichnen. Um dieselben Beobachtungen auf einem andern Landstriche fortzusetzen, entschloß sich Edwards, seine Richtung über Bresse nach Maçon und Chalons zu nehmen. Er hoffte so, in einer fast ununter-

brochenen Kette die Bevölkerung zu verfolgen, die dem zweiten Typus angehört. Auf der großen Straße, über Bresse, fand er den Elementen nach wirklich dieselbe Mischung wie bisher, aber in sehr verschiedenen Verhältnissen. Der erste Typus herrschte nämlich hier so vor, daß er fast nur Spuren des andern sah. Allein bei Maçon und auf dem übrigen Wege gegen Chalons zu, über das Gebirge, wurde dieser gemein. Zu Chalons, wo er glücklicherweise wieder an einem Markttage ankam, hatte er Gelegenheit, seine Erinnerungen mit dem gegenwärtigen Eindrucke zu vergleichen. Dies sind Edwards Beobachtungen auf seiner Reise; sehen wir nun, welche Anwendung er davon macht.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

Betragen des Klerus.

Ich schreibe Ihnen heute Einiges, was unser Leben und Treiben bezeichnen kann, und nicht ohne Beachtung gelassen werden darf, da Lyon die zweite Stadt des Königreichs ist, und in mancher Beziehung mehr eigenthümliche Farbe hat, als Paris.

Unsere Nonnen wandelt so gut wie Andere manchmal die Lust an, ihren Gewahrsam zu verlassen und andere Fesseln zu tragen, die immer mit Rosen anfangen, aber oft mit Dornen endigen. In unserer Nähe begünstigte ein junger Maurer das Entkommen einer Carmeliternonne über eine Mauer, die er auszubessern hatte. Jenseits fand sie Mannskleider und in diesen entkam sie, stellte sich aber vor den nächsten Friedensrichter und erklärte, sie sey zum Schleyer gezwungen worden. Wiewohl dieser nun die schöne Flüchtige gern festgenommen und ins Kloster zurückgebracht hätte, so getraute er sich doch nicht, da das Volk Parthei für die Nonne genommen hatte. Das Volk ist aber Gottlob bei uns mehr, als Manche wohl denken und wünschen. Diesen Skandal, der einem Kloster freilich nicht sehr zur Ehre gereicht, würde die Priorin vermieden haben, hätte sie es gemacht, wie die Vorsteherin eines Nonnenklosters in Poitiers, aus deren Heiligthum auch schon einige Entweichungen stattgefunden hatten. Dort mußten die innern Mauern auch ausgebessert werden. Um nun alle Gemeinschaft der Nonnen mit den Arbeitern zu vermeiden, wurde jedem am Morgen, wenn die Arbeit begann, eine Schelle um den Hals gehängt; den Nonnen wurde aber auf die Seele gebunden, den Ton dieser Glöckchen zu vermeiden und sich schnell zu entfernen, wenn sie eins vernähmen, ja in diesem Fall auf die entgegengesezte Seite zu fliehen. Zu gleicher Zeit sollte die Glocke anzeigen, wenn ein Arbeiter seine Kelle und seinen Mörtel verlasse und Allotria treibe. Nun sagen aber die Leute in Poitiers, die Arbeiter seyen doch von ihrer Arbeit weggegangen und hätten das Glöckchen gehalten, so daß es still gewesen; einige Nonnen sollen auch über dessen Herannahen so erschrocken seyn, daß es ihnen ging, wie den Vögeln mit der Klapperschlange, sie konnten nicht mehr fliehen, sondern eilten der Gefahr entgegen.

Zu unserm Bischof kam der Präfekt, um ihm vorzustellen, daß es sehr nüzlich und den väterlichen Absichten der Regierung gemäß seyn würde, wenn die Pfarrer von der Kanzel die Ankunft der von einem Ort zum andern reisenden Kuhpockenärzte verkündigten und beifügten, wann sie ihre unentgeldlichen Impfungen vornähmen; dabei sey es auch wohl gut, den Leuten die Impfung anzuempfehlen und sie dazu zu ermuntern. Hierauf erwiederte der Bischof: „Meine Geistlichkeit kann und darf sich mit einer solchen Bekanntmachung nicht befassen. Hier ist von Blutvergießen die Rede; die canonischen Bücher verbieten aber solches ausdrücklich, die Kirche verabscheut dasselbe auch und darf es nie billigen.“ Der Präfekt sprach nun von dem allgemein anerkannten Nutzen der Vaccination, von dem Wohl der Kinder, von ihrer Gefahr bei den Blattern, von dem Willen und dem Befehl der Regierung in dieser Beziehung, aber alles Reden war umsonst. Es blieb dabei, der Bischof erlaubte keine kirchliche Bekanntmachung.

In unserer Nähe kam vor Kurzem eine Erneuerung schöner Scenen aus dem Mittelalter vor. Es starb eine angesehene, wegen ihrer milden Tugenden und ihres Wohlthuns vielgeliebte Frau. Der Geistliche des Orts, ein achtungswerther Mann, war eben im Begriff, Anordnungen wegen ihres Begräbnisses zu treffen, als er von seinem Bischof den Befehl erhielt, dem Leichname der zufällig ohne die lezten Sakramente gestorbenen Frau die Kirchenthür zu verschließen, sie nicht einzusegnen und zum Kirchhofe zu begleiten. Die Vorstellungen ihres Gatten bei dem Maire hatten nicht den gehofften Erfolg, denn dieser scheute sich, die Kirchenthüren von Obrigkeitswegen öffnen zu lassen, wie doch das Gesez für diesen Fall befiehlt. Was geschah nun? Früh um 8 Uhr füllt eine unzählige Menschenmenge den Dauphineplatz, wo das Sterbhaus liegt. Nach einigen Stunden öffnen sich die Flügelthüren und acht junge Frauen — die angesehensten der Stadt — schreiten mit dem Sarg heraus, den auf der Seite Gabelträger mit Stangen unterstüzten. Hinter dem Sarg geht der achtzigjährige Vater der Verstorbenen, ihr Mann und alle Verwandte in langer Reihe her; mehr denn viertausend Einwohner und Einwohnerinnen aus allen Ständen schließen sich an und folgen der Leiche zum Kirchhof. Die Verwandten stellen sich um das offene Grab; der Sarg wird hinuntergesenkt und der Wittwer wirft zuerst eine Handvoll Erde hinunter mit den Worten: „Möge Dir die Erde leicht seyn, die eine befreundete Hand hier auf Deinen Sarg wirft! Bei dem Ausgang aus einem Leben voll Tugend und Wohlthun versagte Dir die Kirche ihre Gebete und meinte Dich damit zu beschimpfen; Deine Mitbürger meinten es aber anders und folgten zu Tausenden Deinem Sarg. Mögest Du segnend und dankend auf sie herabschauen!“ Unbeschreiblich war die Rührung der Menge nach diesen Worten.

In der Nähe von Belley hatte ein Geistlicher so lange und durch eine solche Menge schamloser Handlungen die öffentliche Verachtung auf sich gezogen, daß ihm seine wohlwollende Behörde sein Amt nicht länger mehr lassen konnte. Er wurde daher abgesezt, und da ihm alle Mittel fehlschlugen, seinen Unterhalt zu gewinnen, so erschoß er sich, bereute es aber in dem Augenblick, wo die Pistole losging. Durch die rasche Bewegung seiner Hand fuhr daher der Schuß nicht in den Kopf, sondern in die linke Schulter. Dies war sein Glück, denn nun hat sich der Bischof seiner aufs Thätigste angenommen, und es heißt, er werde in Kurzem in einem fernen Departement eine neue Stelle erhalten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№ 190.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 10. Auguſt 1830.

Die Geſtalt des Menſchen iſt nur eine Hülle des innern Triebwerks, ein zuſammenſtimmendes Ganzes, wo jeder Buchſtab zwar zum Wort gehört, aber nur das ganze Wort einen Sinn gibt.

Herder.

Die phyſiſchen Charaktere einiger europäiſchen Völker.

(Fortſetzung.)

Da Edwards die ſüdlichſten Provinzen des alten Galliens an den Pyrenäen und dem Mittelmeer, wohin A. Thierry in ſeiner Geſchichte der Gallier *) die Basken und Ligurier verſetzt, nicht beſucht hat, ſo kann von dieſen hier nicht die Rede ſeyn. Im übrigen Gallien nimmt Thierry ſchon in ſehr alter Zeit zwei Völkerfamilien an, die ſich durch Sprache, Sitten und ihre ganze geſellſchaftliche Verfaſſung von einander unterſcheiden. Sie bildeten die ganze Maſſe der Bevölkerung und beide waren, ihr numeriſches Verhältniß mag nun geweſen ſeyn welches es will, ſehr zahlreich. Nun erkennt Edwards, wie oben ausgeführt wurde, in der gegenwärtigen Bevölkerung Frankreichs zwei vorherrſchende Typen, die ſo genau charakteriſirt ſind, daß ſie ſich unmöglich verkennen laſſen. Der eine dieſer Stämme, es ſind dieß die eigentlichen Gallier, war zahlreicher, denn ſie ſind die älteſten Einwohner des Landes, das ſie vor der Niederlaſſung des andern Stammes, der Cimbern, faſt ganz inne hatten. Der erſte der oben erwähnten Typen, der zahlreichere, gehört den Galliern, der zweite den Cimbern an.

Auf daſſelbe Reſultat kommt man, wenn man ihre geographiſche Vertheilung vergleicht. Im öſtlichen Gallien wohnten vorzugsweiſe Cäſars eigentliche Gallier; im nördlichen Gallien, welches Cäſars Belgien und Armorika umfaßt, wohnte das Volk, das Thierry unter dem allgemeinen Namen Cimbern begreift. Im öſtlichen Gallien mußten die Gallier am wenigſten gemiſcht ſeyn, weil die Cimbern nie mit gewaffneter Hand hieher gedrungen waren; und wirklich fand Edwards, als er die Provinzen Frankreichs, die dem öſtlichen Gallien entſprechen, nämlich Burgund, das Lyoneſiſche, Dauphiné und Savoyen von Nord nach Süd durchreiſte, den Typus, den wir als den eigentlich galliſchen bezeichnet haben, ſo ausgeſprochen und zahlreich, daß er Anfangs gar keinen andern bemerkte, außer einmal, in Chalons; erſt auf der Rückreiſe fand er den zweiten Typus auch hier häufiger.

Bei dem galliſchen Typus iſt der Kopf rund, der Kugelform ſich nähernd; die Stirn iſt von mittlerer Höhe, etwas gewölbt und weicht gegen die Schläfe zurück; die Augen ſind groß, offen; die Naſe iſt, vom Eindruck an der Wurzel an, beinahe gerade; Naſenſpitze und Kinn ſind abgerundet, der Wuchs iſt mittelmäßig; mit wenigen Worten: mehr runder als ovaler Kopf, gerundete Züge, mittlerer Wuchs.

Edwards bereiſte einmal früher Nordfrankreich, Cäſars galliſches Belgien, von dem Ausfluß der Somme bis zum Ausfluß der Seine, und hier fielen ihm zum erſten Mal die Züge auf, welche den zweiten Typus charak-

*) Die Abhandlung, der wir Edwards Beobachtungen entnehmen, führt den Titel: Des caractères physiologiques des races humaines, considérées dans leurs rapports avec l'historie; lettre adressée à M. Amadée Thierry, auteur de l'histoire des Gaulois, par W. F. Edwards. Paris.

teriſiren, und zwar waren ſie oft auffallend grell ausgeſprochen: ein langer Kopf, eine breite, hohe Stirne, eine gebogene Naſe, die Naſenſpitze abwärts gerichtet, die Naſenflügel aufwärts gezogen, ein ſtarkes, vorſpringendes Kinn und ein hoher Wuchs. Allem nach gehört dieſer Typus den alten Bewohnern des Landes, Cäſars Belgiern, Thierrys Cimbern an, denn Niemand hat wohl je behauptet, die Scandinavier, die im Mittelalter Normänner hießen, haben die eingeborne Bevölkerung Neuſtriens ausgerottet oder verjagt, und dieſe Eroberer waren gar nicht zahlreich genug, um ihren Typus der Bevölkerung mitzutheilen, die von jeher wegen des fruchtbaren Bodens und des milden Klimas wohl ſehr ſtark war. Man findet indeſſen in dieſen Provinzen auch den andern Stamm, jedoch in untergeordnetem Verhältniſſe.

Das ſüdliche Großbritannien, ſo weit das jetzige eigentliche England reicht, bewohnte nach Thierry urſprünglich daſſelbe Volk, welches das nördliche Gallien inne hatte, nämlich die Cimbern. In England glaubt man allgemein, es gebe keine Nachkommen dieſes Urvolkes mehr; Edwards verſichert aber, daß derſelbe charakteriſtiſche Typus, der ehemals in Nordgallien vorherrſchte und noch vorherrſcht, ſich in England findet, ja, auf dem einſt von den Sachſen eroberten Gebiete ſehr gemein iſt. Er repräſentirt die alten Britten, die urſprünglichen Beſitzer des Landes, und wenn ihr Name verſchollen iſt, ſo kommt dieß blos daher, daß ſie durch die ſächſiſche Eroberung ihre bürgerliche Exiſtenz verloren hatten; aber die Reſte des großen Volkes lebten fort, und mancher Engländer, der ſich von ſächſiſchem oder normänniſchem Stamme glaubt, iſt in Wahrheit ein Abkömmling der Britten.

Die Helvetier hält Thierry für Gallier; Edwards zweifelt daran nicht, weil er an den heutigen Helvetiern dieſelben phyſiſchen Charaktere beobachtete, welche dieſe Familie in Gallien ſelbſt bezeichnen. Indeſſen findet ſich heutzutage auch der cimbriſche Charakter ſo häufig in der Schweiz, daß wohl gewiß unter den alten Helvetiern auch Cimbern gewohnt haben.

Es iſt hiſtoriſch gewiß, daß einſt in dem nördlichen Italien, zwiſchen Alpen und Apenninen, galliſche Völker in überwiegendem Verhältniß gewohnt haben. Man findet ſie hier, ſobald es in der Geſchichte etwas Licht wird, dauernd angeſiedelt; nach den glaubwürdigſten Quellen erſcheinen ſie daſelbſt als ein großes Volk, von den fernſten Zeiten bis weit in die römiſche Geſchichte hinein. Wir ſprechen hier nicht von den andern Völkern, die ſich ſeitdem mit ihnen vermiſcht haben, wir fragen nicht nach ihrer Zahl, ihren Sprachen, der Dauer ihrer Niederlaſſung; genug, daß hier Gallier in großer Mehrzahl lebten. Wir finden mit Edwards die Züge derſelben im transalpiniſchen, wir finden ſie wieder im cisalpiniſchen Gallien. Aber im cisalpiniſchen Gallien nimmt Thierry ſo gut als im transalpiniſchen Gallier und Cimbern neben einander an, und Edwards ſieht wirklich heutzutage daſelbſt Cimbern nicht nur in den Provinzen, wo Thierry ſie ehemals wohnen läßt, ſondern auch anderswo. Das cispadaniſche Gallien hatten nach Thierry Cimbern inne; er ſchildert ſie als ein ſehr unruhiges Volk, das in einemfort weite, gefahrvolle Kriegszüge unternahm. Sobald die Römer mit den italiſchen Galliern handgemein werden, treten Cimbern im Kampfe auf; und dieß konnte auch nicht anders ſeyn, weil ihr Gebiet, von Anbeginn ihrer Niederlaſſung an, an Etrurien grenzte; nur die Apenninen lagen dazwiſchen, die ein ſchwacher Damm für ein ſolches Volk waren. Sie hatten ſie wohl mehr als einmal überſchritten, bevor ſie die Römer zittern machten, und wahrſcheinlich hatten ſich welche unter den Etruskern niedergelaſſen, denn Edwards erkennt ihren Typus im nördlichen Toskana und erſieht aus alten Denkmalen, daß er ſchon in ſehr früher Zeit ſich daſelbſt fand. Ueberdieß iſt das nördliche Italien zwiſchen Alpen und Apenninen eine weite Ebene, durch welche der Po fließt; im Laufe der Jahrhunderte hatte wohl, wenn auch Anfangs das cimbriſche Volk auf Ciſpadanien beſchränkt war, der Krieg, der die Völker untereinanderwirft, und der Friede, der ſie verſchmilzt, die Cimbern über den größten Theil dieſer Ebene verbreitet. Konnte nicht der Schrecken über Attilas drohenden Einfall einen großen Theil der Bevölkerung auf die benachbarten Inſeln im adriatiſchen Meere treiben, die an der Mündung des Po, dem alten Wohnſitze der cimbriſchen Völker, liegen? Und wir erinnern uns, daß Edwards den cimbriſchen Typus auf den Bildern der alten und den Geſichtern der jetzigen Bewohner Venedigs wieder fand.

Fällt einem auch der Typus der andern Familie, der galliſchen, in Oberitalien nicht ſo häufig in die Augen, ſo kommt er doch ohne Zweifel gar nicht ſelten vor, und unſer Verfaſſer ſchließt dieß aus einer intereſſanten Beobachtung, die er in Mailand zu machen Gelegenheit hatte: in einem Buchladen fand er einen Kalender in Einem Blatte, Lunario genannt, mit einem Kupferſtiche, der zwei etwas groteske Figuren vorſtellt, die ſich über einander luſtig machen. Es waren dieß aber leibhaftige Zerrbilder der beiden Typen der alten galliſchen Landeseinwohner; juſt die charakteriſtiſchen Züge waren mit Uebertreibung herausgehoben, ja, den Kontraſt beider vollſtändig zu machen, ſind ſie von bedeutend verſchiedenem Wuchs: der Cimber iſt hoch gewachſen, der Gallier iſt von Mittelgröße. Der Zeichner war ſicher weder ein Natur- noch ein Alterthumsforſcher; er faßte blos Figuren auf, die einen auffallenden Kontraſt darboten und wie ſie ihm häufig vor Augen kamen. Bei dieſer Gelegenheit bemerken wir, daß wenn die Römer, in ihren erſten Kriegen mit dieſen Völkern, von auffallend großen Galliern ſprechen, wohl gewiß Cimbern gemeint ſind. Der gemalte Kopf des rieſigen Galliers, der auf

dem Forum zu ſehen war, gehörte dieſem Stamme an. Daraus erklärt ſich ein ſcheinbarer Widerſpruch zwiſchen den Berichten der alten Geſchichtſchreiber und dem Umſtande, daß die jetzige Bevölkerung Frankreichs nur von Mittelwuchſe iſt. Man hat ſchon oft gefragt: wo ſind jene hochgewachſenen Gallier, von denen die Römer ſprachen? Unterſcheidet man die beiden Familien, welche die Natur in Wahrheit geſchieden, die Geſchichte aber häufig untereinandergeworfen und verwechſelt hat, ſo verſchwindet der ſcheinbare Widerſpruch.

(Beſchluß des zweiten Artikels.)

Mariens Reiſe.

(Fortſetzung.)

Die Augen der Fremden ruhten mit dem Ausdrucke ſchmerzlicher Freude auf Marien; ſie ſagte: „in weſſen Buſen könnte ich meine bittern Schmerzen, die ich nicht mehr ertragen kann, beſſer ergießen als in Deinen, Du gutes Kind? So wiſſe denn, meine Schweſter, der Anführer der Rebellen, welchen mein Vater getödtet hat, war ein junger Edelmann, den ſeine Grundſätze zu unſerem Feinde machten. Er war mein einziger Freund und mein Verlobter. Seit dieſen lezten fünf Tagen reiſe ich an der Seite meines theuren Vaters, des Mörders meines Geliebten. Keiner Seele in der Welt hätte ich meine Liebe zu geſtehen gewagt, noch weniger meinen unſäglichen Schmerz, als er getödtet wurde. Dieſen Abend, als ſelbſt mein harter Vater mit Euch ſo ſchnell Freundſchaft ſchloß, als Dein Angeſicht, mein theures Kind, ſo liebend mich anlächelte, da konnte mein Herz ſein ſchmerzliches Geheimniß nicht länger verſchließen; ja, ich mußte Deine freundlichen Augen mit meiner traurigen Geſchichte trüben. Sage Nichts, es gibt für mich keinen Troſt. Er iſt todt, und mein eigener Vater hat ihn getödtet!“

Marie preßte ſchweigend der Fremden Hand in der ihrigen, küßte und badete ſie mit Thränen, drückte ſie an ihre Bruſt und zog Eugenie ſanft an ihr Herz. Eugenie gewann zuerſt ihre Faſſung wieder. Der äußerſte Kummer erhebt und kräftigt das Herz. Sie machte ſich ſanft aus Mariens Arm los, ging an ihren Koffer und kam mit einem kleinen Etuis in der Hand zurück. „Nimm dies Bild, meine theure Schweſter, zum Andenken an dieſe Stunde, und laß es eine Vergeltung des Kummers ſeyn, den ich Dir verurſacht habe. Oeffne es nur, wenn Du Dein Herz in Frieden und Ruhe fühlſt, eher nicht.“ Marie verſprach es mit kindlicher, faſt religiöſer Rührung. Der Morgen brach roth und wolkig an; der Baron und der Förſter ſchüttelten ſich mit kalter Höflichkeit die Hände. Eugenie und Marie trennten ſich mit Wehmuth und Schmerz. Die Emigranten nahmen ihren Weg gegen Gundelsheim. Der Förſter wanderte über die gedrängt volle Brücke an den Ort, an welchem, wie Ludwig angeordnet hatte, die gemiethete Kutſche ſie erwarten ſollte. Nachdem ſie eine Zeitlang vergebens gewartet hatten, zwang ſie ein Regenſchauer, in ein nahes Wirthshaus zu treten. So frühe es war, ſo füllte ſich das Zimmer doch bald mit Menſchen, und Bernhard wurde nicht wenig überraſcht, als er plötzlich einige wohlbekannte Geſichter ſah; indeß blieb er mit Ludwig und ſeiner Tochter in einem Winkel des Zimmers noch immer ruhig und unbemerkt. Mehrere Reiſende traten herein und erzählten ſchreckliche Geſchichten von den Grauſamkeiten der Revolution, von der drohenden Annäherung des Feindes und von den Zeichen der Rebellion, die man ſchon diesſeits des Rheins an vielen vornehmen und gemeinen Leuten bemerkt. Ein Barbier von Gundelsheim, welchen Ludwig auf der Stelle erkannte, ſchrie; „Was wollt Ihr ſagen? ſogar unſern Odenwald hat die Atheiſterei ſchon angeſteckt; vorgeſtern hat der Förſter von Marchthal ſeine drei Barone wegen der Freiheit und Gleichheit erſchoſſen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Lieder aus Pfäfers.

1.

An der Quelle.

Hier, wo Felſen nur ſich zeigen,
Nur des Stromfalls Donnerſtimme ſpricht,
Deren Schall das hehre Schweigen
Schauervoller Wildniß unterbricht,
Mußt du, Pilger! allwärts ſteigen,
Tief zur Quelle, hoch zum goldnen Licht.
Hat dein Herz erquickt die warme Quelle,
Kehrſt du heitern Sinn's zur Sonnenhelle.

Schönes Bild vom Erdenwallen
Durch die Nacht und Dämmerung zum Tag!
Blüthen, Früchte, Blätter fallen;
Wehmuth folgt dem fröhlichen Gelag;
Oft beim Lied der Nachtigallen
Weckt aus ſüßem Traum ein Donnerſchlag;
Darum Muth gefaßt aus ew'gen Quellen,
Und dein Ziel wird wunderbar ſich hellen!

2.

Die Verſchwundene.

Biſt du, die vor wenig Stunden
Blühend unſer Aug' noch ſah,
Biſt auf ewig du verſchwunden,
Mädchen, gleich Proſerpina!

Welche Macht hat dich so plötzlich
Uns wie einen Traum entführt?
Das Verschwinden ist entsetzlich,
Wenn es sich in Nacht verliert.

Sagt uns, grause Felsenschlünde,
Strom, der wild im Abgrund tost:
Wo sich die Vermißte finde?
Gebt uns Kunde, gebt uns Trost!

Ach umsonst! Die bange Frage
Kehrt im Echo bang zurück;
Fühllos hört ihr unsre Klage,
Seht ihr unsern nassen Blick.

Doch der Himmel hüllt sich traurig,
Und die Fluth der Wolk' entfleußt,
Und es donnert dumpf und schaurig
Tief im Schlund des Bergstroms Geist.

Schäumend hebt sich eine Welle,
Die mit ehrfurchtsvollem Grau'n
Eine Leiche trägt zur Stelle,
Wo die Freunde niederschau'n.

Und es scheint ihr Haupt die Leiche
Händefaltend zu erhöh'n,
Rosig über ihre bleiche
Wang' ein Morgenduft zu weh'n,

Und der Augen Aetherbläue
Zu entstrahlen hehres Licht,
Da der Mond mit stiller Weihe
Aus zerriss'nen Wolken bricht.

3.

An ihrem Grabhügel.

Ruh' im Frieden! sanft umschwebe
Himmelsodem deinen Staub;
Seinen Hügel überwebe
Zart der Myrth' und Rose Laub!

Keine Schlange nahe, trübend
Durch Gezisch den Frühlingsklang
Deines Seyns, das frisch und liebend
Floß wie Nachtigallgesang!

Als mit dunkelm Vorgefühle
Du des Lebens Ernst erblickt,
Als du ahnetest die Schwüle,
Die so oft den Waller drückt,

Löste schnell die Sinnenbande
Dir dein guter Genius;
Oben blinkten Sternenlande,
Unten donnerte der Fluß.

Und den Leib empfing die Welle,
Doch den Geist das Sternenland,
Wo in reiner Aetherhelle
Ihm der Erde Qualm entschwand;

Wo ihm jezt den süßen Frieden
Kein Gewölk, kein Trugbild trübt;
Wo, vom Wechsel er geschieden,
Ewig liebt und wird geliebt.

J. H. v. Wessenberg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Ankündigung

eines höchst interessanten Werkes über die neueste französische Revolution.

In der Unterzeichneten erscheint in ganz kurzer Zeit:

Umständlicher Bericht

eines

Augenzeugen

über den

letzten

Auftritt der französischen Revolution

Ende Julius 1830;

erstattet von

J. M. Schnitzler,

Verfasser des „Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie."

Stuttgart und Tübingen den 5. August 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 191.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. August 1830.

So viel Einbildungskraft hat Jeder, daß er sich auf sich selbst etwas einbildet.

W. Menzels Streckverse.

J. J. Rousseau und Grimm.

(Fortsetzung von Nro. 176.)

Grimm, dieser deutsche Baron, der sich roth und weiß schminkte und sich stellte, als wollte er vor Liebe zu der Schauspielerin Fel sterben, auch sich in seiner Verzweiflung nur von eingemachten Kirschen nährte, ist unstreitig eine der widerlichsten Erscheinungen jener Zeit. Rousseau machte Grimms Bekanntschaft, als er blos noch Vorleser des Herzogs von Sachsen-Gotha war. Später stieg er bekanntlich noch viel höher, denn er wurde Sekretär des Marschalls d'Estrées, des Herzogs von Orleans, literarischer Korrespondent mehrerer deutschen Fürsten, Gesandter des Herzogs von Gotha am französischen Hof, und endlich Katharinens II. bevollmächtigter Minister bei den Niedersächsischen Ständen. So hoch konnte sich damals ein so leerer Mensch wie Grimm durch Witz, Politur und Schmeichelei bei den Fürsten emporschwingen! Er hing, wie Jean Jacques, der italienischen Musik sehr an, und dieß brachte beide einander nahe. Ja Rousseau stellte ihn in den Cirkeln vor, wo er selbst gern gesehen war, und wo man seinen Freund nicht aufnehmen wollte, blieb auch er weg. Dafür war Grimm auf seine Weise dankbar, denn er verdrängte Rousseau bei seinen Bekannten und Freunden, und machte sie einander aufsätzig. Grimm hielt, wie gesagt, sehr viel auf ausgewählten Putz, dessen er freilich auch sehr bedurfte. Seine lustige Geschichte mit der Schauspielerin Fel machte ihn in Paris zur Mode; deßgleichen sein Schmerz über den Tod des Grafen Fries, wo er immer ein Tuch vor den Augen hielt, das er in die Tasche steckte, um ein Buch herauszunehmen. Mit einem Worte, Grimm war ein guter Komödiant und sah ein, daß man es seyn müsse, um zu seiner Zeit zu Geld und Ehren zu gelangen. Auf einmal nahm er auch den Titel Baron an, worüber eine Zeitlang sehr in Paris gespöttelt wurde, bis eine noch größere Lächerlichkeit die Grimmsche verdrängte. Dieß nahm er auch nicht übel, denn er wurde nur über die Leute unwillig, die ihm nichts anhaben konnten und von denen er nichts zu fürchten hatte. Es ist heutzutage unmöglich, Grimms literarisches Verdienst mit Genauigkeit anzugeben, ja der Mann ist eine Erscheinung, die ihres gleichen nicht hat. Seine ganze lange literarische Laufbahn hindurch hat Grimm kein einziges Buch von einiger Bedeutung geschrieben, denn seine Flugschrift: le petit prophète de Boehmischbroda, ist nur eine witzige Schrift über den Modegegenstand der damaligen Zeit, über den Musikstreit, nichts weiter. In den lezten zwanzig Jahren seines Lebens schrieb er gar nichts öffentlich, und erst nach seinem Tod erschien seine literarische Korrespondenz, in der Urtheile voll Geschmack, Takt und Beobachtungstalent zu finden sind. Was gehört ihm aber davon, was ist sein Eigenthum? da wir jezt wissen, daß ihm Diderot, Raynal und andere talentvolle Schriftsteller viele Artikel für seine Korrespondenz lieferten, so ist dieß unmöglich zu bestimmen. Erst war er blos von der Herzogin von Gotha an-

gestellt, hernach aber wurde er Literaturminister von sieben andern Fürsten, unter denen drei gekrönte Häupter waren, nämlich die Kaiserin Katharina, die Königin von Schweden und der König von Polen; ferner der Herzog von Zweibrücken, die Landgräfin von Hessendarmstadt, der Prinz Georg von Hessen und die Prinzessin von Nassau-Saarbrücken. Allen sendete er seine literarische Korrespondenz. Naigeon gibt ihm Schuld, er habe die Diderot'schen Artikel entstellt, weil er fürchtete, dadurch den Fürsten zu mißfallen, von denen er doch Geschenke, Ordenskreuze und Titel haben wollte.

Um die Wahrheit von Jean Jacques Urtheil über Grimm recht einzusehen, muß man damit zusammenhalten, was die Freunde des Literaturministers von demselben sagen. Nehmen wir zuerst den Abbé Galiani, der übel auf Rousseau zu sprechen ist, und keinen Gefallen an seinen Schriften fand, der aber mit Diderot, Holbach, Grimm und Madame Epinay sehr genau bekannt war. Es ist merkwürdig, seine Aeußerungen über Grimm mit denen Rousseaus zusammenzuhalten. Jean Jacques sagt, Grimms hervorstechender Zug sey die Eitelkeit und eine unerträgliche Fadheit gewesen. Diese nahm noch zu, als er Baron wurde, man weiß nicht, ob durch einen der sieben Fürsten, deren literarischer Korrespondent er war, oder aus eigener Fabrik. Von nun an antwortete er dem Abbé Galiani gar nicht mehr, und dieser schrieb ihm daher im Jahr 1772 von Neapel: „Der colera morbus, an dem Sie leiden, kömmt aus dem Unterleib, den Sie durch Ihre vielen und tiefen Reverenzen beschweren. Lassen Sie sie doch seyn und kommen Sie hierher, um ein Bischen Unhöflichkeit zu lernen.“ Am Ende des Briefs heißt es: „Erzählen Sie dieß Alles dem „rechten Baron.“ Damit war der Freiherr von Gleichen gemeint, dessen Baronie nicht so jung war wie Grimms seine. „Wir müssen wahrhaft,“ sagt er einmal zu Madame d'Epinay, „einen Namen suchen, um Grimm von dem wahren Baron zu unterscheiden.

Grimms Aeußerungen über Rousseau gestalten und ändern sich in seiner literarischen Korrespondenz nach der Zeit, in welcher sie geschrieben wurden. Im Monat September 1753 setzte er ihn unter die berühmten Männer, da wo er von der Stelle spricht, die Marmontel unter Jean Jacques Bildniß schrieb:

A ces traits, par le zèle et l'amitié tracés,
Sages, arrêtez-vous, gens du monde, passez.

Er meint dabei ganz richtig, der erste Vers sey kalt und unnütz, und müsse daher weg. Damals trat Jean Jacques mit seiner ersten Abhandlung auf, und sein Devin de village war im Monat März mit großem Beifall in der Oper gegeben worden. Grimms Neid war noch nicht aufgeregt, denn er sah Rousseaus große Ueberlegenheit über ihn noch nicht. In dieser ehrenden Sprache redet er fort bis zu Ende 1757. In diesem Jahre wurde er uneins mit Jean Jacques. Bisher war die Abhandlung gegen die Wissenschaften mit Feuer und Kraft geschrieben, in der Vorrede standen Seiten, die Montesquieus würdig seyen; nur der beredte und tugendhafte Genfer war würdig, über die Natur und ihre Gesetze zu schreiben; die Abhandlung über die Ungleichheit der Stände war in einer einfachen und zugleich edlen Sprache geschrieben; sie ist voll Licht, Kraft und Wärme. Die Schriften Rousseaus erhalten durch ihre hinreißende Beredtsamkeit etwas gar Rührendes und durch sie wird sich der Verfasser einen großen Namen machen.

Im Jahr 1758, d. h. schon einige Monate nach Grimms Bruch mit Rousseau, spricht er aus einem ganz andern Ton. Nun ist Jean Jacques auf einmal nur ein Sophist und seine Gründe sind nur scheinbar, seine Schlüsse und Raisonnements sind voll Zwang und Künstelei. Bei alledem, denn es wäre unmöglich und lächerlich gewesen es zu läugnen, und hätte Grimm um allen Kredit bei seinen Korrespondenten gebracht, erkennt er seine beredte Sprache und das Zauberische seines Styls an, wodurch er ein sehr gefährlicher Gegner werde. Hier müssen wir an das erinnern, was Jean Jacques seiner Zeit selbst ausgesprochen und bewiesen hat, nämlich daß seine neuen Lehren schon in seinen zwei ersten Abhandlungen enthalten sind, daß selbst seine Oper, der Devin de village, ganz in Einklang mit dieser neuen Lehre steht, und daß alle seine spätern Werke nur eine Wiederholung und weitere Ausführung jener Grundsätze sind.

(Der Beschluß folgt.)

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Alles drängte sich um den Barbier, Alles schrie nach genauerem Bericht, und in dieser Verwirrung gelang es dem Förster, mit den Seinigen durch die Hinterthüre des Hauses unbemerkt zu entkommen. Unter dem Thor fanden sie mehrere Leute und einen Hausierjuden, der eben damit beschäftigt war, einem unglücklichen Emigranten seinen braunen Ueberrock und lichtfarbigen Hut abzupressen; Bernhard bot den doppelten Preis, wozu er noch seinen eigenen grünen Rock fügte, und versöhnte den aufgebrachten Juden dadurch wieder, daß er von ihm für Marie ein seidenes Kleid und eine Haube, und für Ludwig eine Art Livree kaufte. Bald darauf wurden sie vollends durch eine leere Kutsche erlöst, welche vorbeifuhr, und sie glücklich nach Heilbronn brachte. Sie setzten diesen Tag ihre Reise ohne einen sonderlichen Vorfall fort. Nachmittags zeigte ihnen der Kutscher eine kleine Stadt auf einem nicht weit

entfernten Hügel. „Wenn wir zwei Stunden seitwärts von der Landstraße fahren könnten, so würden Sie eine schöne Exekution sehen. Sie richten dort heute einen alten Mörder hin.“ Der Förster erblaßte, Marie zitterte. Kein Wort wurde mehr gesprochen, bis das Gasthaus einer alten Stadt sie aufnahm. Als sie am nächsten Morgen vor Tagesanbruch wieder in ihrer Kutsche saßen, welche die steilen Straßen in der hügeligen alten Stadt langsam hinauffuhr, wendete sich Bernhard mit folgenden Worten zu Marie: „Meine Tochter, wäre es möglich gewesen, ich hätte gewünscht, Dich auf immer mit der Welt unbekannt zu lassen. Du würdest von ihr außer Gottes schöner Natur nichts erfahren haben, als die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte und die Voraussagungen von dem tausendjährigen Reiche. Aber nachdem es der Fügung des Himmels gefallen hat, Dich aus dem stillen Garten Deiner Heimath zu reißen und Dich mitten in die Welt zu schleudern, so mögen Dich die Lippen eines Freundes in die Gegenwart einführen; und damit Du um so mehr die Sünden, Thorheiten und Leiden dieses Lebens fühlest und fürchtest, so lerne sie aus der Geschichte Deines eigenen Vaters kennen.“

III.

Ich bin geboren unter den ewigen Schneegebirgen Rhätiens. Mein Vater lebte in Wohlstand, aber einfach, als Landprediger in dem Graubündtner Hochlande. Er sowohl als meine Mutter waren streng und gottesfürchtig, hingen aber dabei doch an den Gütern dieser Welt. Ich wurde zu Hause zum Gelehrten erzogen, ganz in der pedantischen Weise jener Zeiten. Meine freien Stunden brachte ich zu wie ein Sohn der Alpen. Der Lieblingsspielplatz der Dorfjugend war unter dem hohen alten Baume, wo die Freiheit der Graubündtner beschlossen und beschworen wurde. Hier erzählten wir uns die Geschichten alter Schlachten und Tyrannen und die Sagen von den Geistern des Gebirges. Während meines Aufenthalts in der Schule zu Chur fand meine Eitelkeit reichliche Nahrung in dem Lob meiner Lehrer wegen meiner Fortschritte in den Sprachen und der Philosophie, während das Studium der Geschichte und der italienischen Dichter mir Herz und Einbildungskraft füllte. Endlich verließ ich die heimathlichen Berge und Thäler mit dem feierlichen Segen meines Vaters und meiner Mutter, um sie mit den traurigen Sandebenen zu vertauschen, in deren Mitte die deutsche Universität Halle liegt. Hier füllte ich mein Gedächtniß mit theologischen und schönen Wissenschaften aller Art, aber meine Seele blieb leer und wurde ein Spiel der Zweifel. Meine alten Gefühle, noch schmerzlicher aufgeregt durch das Heimweh, zogen mich oft zu den pietistischen Schülern Speners, während mein Verstand sich in den Argumenten und glänzenden Sophistereien Voltaire's gefiel, und meine Einbildungskraft nach Abentheuern dürstete. Ein anderer Zwiespalt bildete sich in meinem äußern Leben, welches mich auf der einen Seite mit gelehrten Männern und pietistischen Clubbs in Berührung brachte, auf der andern aber mit den rohen, lärmenden Studenten jener Zeit, die durch Nachtschwärmereien und Duelle mich gewaltsam aus der Einfalt meiner heimathlichen Sitten rissen. Ich bestand meine Prüfung mit vielem Lobe, und eilte nach Hause, um meines Vaters Stelle, während einer langen Krankheit desselben, zu versehen. Hier fand ich viele Bewunderer meiner gelehrten Beredtsamkeit; indeß glühte ich selbst innerlich vor Schaam über meine eigenen Phrasen, die mein Herz blos vom Hörensagen kannte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juli.

Das Irrenhaus des Kantons Waadt.

Die gegenwärtigen Verhältnisse und die Leistungen des zunächst bei Lausanne auf dem sogenannten Champ de l'air gelegenen waadtländischen Irrenhauses sind von dem Arzt der Anstalt, Doktor Perret, in einer sehr beachtenswerthen, so eben ausgegebenen kleinen Schrift dargestellt und gewürdigt worden, der wir die nachfolgenden Angaben entheben.

Wenn die Lage des Hauses und seine Umgebungen vortrefflich heißen können, indem solche in jeder Rücksicht für seine Bestimmung nicht günstiger gewählt oder gewünscht werden könnten, so bietet dagegen das alte, für ganz andern Gebrauch errichtete Gebäude, außer seiner Geräumigkeit, nichts Zweckmäßiges dar, und wenn durch Sorgfalt und Mühe aus dem unbequemen Hause der möglichste Vortheil gezogen ward, so muß darum nicht minder der Wunsch stets lebhafter sich regen, daß in nicht allzu langer Zeit die treffliche innere Einrichtung in ein entsprechenderes Gebäude möge versetzt werden können. Die Regierung des Kantons beschäftigt sich mit diesem Gedanken, und der blühende Staatshaushalt wird die Mittel darbieten, um auch für die Irrenanstalt zu leisten, was neuerlich mit dem besten Erfolg und auf die befriedigendste Weise für das nahe gelegene Strafgefängniß geschehen ist.

Die Anzahl der in der Anstalt versorgten Irren war in den letzten sieben Jahren ungleich beträchtlicher, als in den vorhergehenden. Von Eröffnung des Hauses im Jahr 1810 bis zum 1. Oktober 1822 betrug die Zahl der aufgenommenen Irren 241; von da bis zum 30. September 1829 wurden 213 aufgenommen, mit Einschluß von 51 zurückgebliebenen. Die Bevölkerung des Hauses hat sich demnach ungefähr verdoppelt, und wirklich ward auch durch ein vom großen Rath vor zwei Jahren erlassenes Dekret die früher geringere Zahl der Betten auf siebzig festgesetzt. Aber unrichtig wurde daraus die Folgerung gezogen, die Zahl der Irren oder Gemüthskranken im Waadtlande habe sich in der jüngsten Zeit vermehrt. Ein einziger vorübergehender Umstand scheint in dieser Rücksicht beachtenswerth. Die ungewöhnliche Sommerhitze des Jahres 1827 hatte plötzlich manche Verrücktheiten entwickelt, und im Zeitraum von zehn Wochen ward ein volles Dutzend eben erst von der Krankheit befallener Irren in die Anstalt aufgenommen. Mit dem Spätjahr trat alsbald auch wieder das gewohnte Verhältniß ein. Jene religiöse Ueberspannung, die im Kanton Waadt bekanntlich eben so auffallende Erscheinun-

gen darbot, wie in manchen andern Ländern, kann auch nicht als eine Quelle häufigerer Verrücktheit betrachtet werden; denn wenn zwar allerdings bei einigen schwachen Gemüthern ein Wahnsinn eintrat, der den religiösen Charakter jener Lehrsätze, die ihre Phantasie erfüllten, an sich trug, so war die Zahl solcher Fälle doch nur sehr klein, und es findet sich in sieben Jahren nicht über ein halbes Dutzend Irren dieser Art, welche in die Anstalt aufgenommen wurden. Die Zunahme ihrer Bevölkerung liegt vielmehr in Verhältnissen, die ihr eigenthümlich sind, in vermehrtem Gebrauch und Mißbrauch, welche Gemeinden und Privaten davon zu machen ihrem Vortheile entsprechend achteten. Dadurch sind unheilbare Irren, Blödsinnige, mit der fallenden Sucht behaftete und andere unglückliche Menschen in die Anstalt gekommen, denen freilich allen eine gute Versorgung zu gönnen war, die aber anderswohin als ins Irrenhaus gehörten, in welchem sie nur Störung verursachen und Nachtheil bringen konnten. Von den siebzig Irren, welche gegenwärtig im Hause sich befinden, mögen höchstens zehn heilfähig seyn, und die übrigen gehören zu den völlig unheilbaren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Volkselend. Neues Mehl. Platz Bellecour. Sonderbare Zufälle.

Da höre ich eben eine unser sittliches Leben ganz bezeichnende Geschichte, die vor einigen Tagen in dem Cordeliers-Viertel vorgefallen ist. Man hört dort das heftige Schreien eines Kindes, zu dem Niemand dringen kann. Endlich nach einigen Stunden schlägt man die Thüre ein und findet ein kleines Mädchen, das kaum noch so viel Kraft hat, um zu sagen, seit drei Tagen sey es ohne alle Nahrung und die Mutter weggegangen; es schreie aus Hunger und Durst so. Man gibt ihm etwas zu essen und zu trinken und schlägt die Thür wieder zu. Nach einigen Stunden geht das Hungergeschrei wieder an; da die armen Nachbarn aber wissen, warum, so bekümmern sie sich nicht weiter darum; endlich öffnet das arme Kind das Fenster und stürzt sich drei Stock hoch in die Straße herab. Am Abend endlich kommt die Mutter zurück, und da sie ihr Kind todt und zerschlagen findet, stürzt sie sich in die Rhone. So weit treibt Arbeitlosigkeit und Armuth die Seidenarbeiter, neben der Pracht und dem Luxus der höhern Stände in Wohnungen und auf Kaffeehäusern, wo den Abend Alles tagheil gelichtet ist, wo ungeheure Spiegel, Marmor, Bronzen, Krystall- und Silbergeschirr prangen, während in jenen Gäßchen eine Armuth und ein Jammer herrscht, von dem wir keinen Begriff haben. Für diese armen Leute wäre es ein großes Glück, wenn die Entdeckung des neuen Mehls sich bestätigte, die vor Kurzem in Dijon gemacht worden ist. Ein Müller hatte seine Mahlsteine ausbessern lassen. Man läßt sie in diesem Fall eine Zeitlang auf einander laufen und streut Kleie dazwischen, um den Steinstaub wegzunehmen. Dies sollte nun auch jetzt geschehen. Es fand sich aber, daß eben keine Kleie vorhanden war; daher ließ der Müller gehacktes Stroh zwischen die Mahlsteine schütten und sie damit umlaufen. Wie erstaunte er, als gleich darauf graulichtes Mehl aus dem Staubbeutel kam, das fast ganz schmeckte wie Roggenmehl. Man gab es zuerst den Pferden, die es mit Begierde fraßen, dann machte man einen Brei daraus den die Schweine verschlangen, endlich wurde auch Brod daraus gebacken, und auch dies aßen Alle ohne Widerwillen. Es wird leicht werden, dies neu entdeckte Mehl noch zu verbessern und dadurch Menschen und Vieh ein gesundes, wohlfeiles Nahrungsmittel zu liefern.

Während der General Bourmont vor seinem algierschen Triumphzug hier war und, umgeben von einem glänzenden Generalstab, Revuen auf dem Platz Bellecour hielt, konnte ich mich ergreifender Ideen über den Wechsel und Unbestand menschlicher Dinge und Herrlichkeiten nicht enthalten. Dieser Platz ist vor vielen geeignet dazu. In der Mitte des großen Vierecks steht die Statue des dünkelvasten Königs, der zu sagen pflegte: „l'état c'est moi.“ Was könnte er uns nicht Alles über die Leerheit alles höfischen Lebens und Glanzes sagen! über die Armuth und Armseligkeit, die sich hinter prächtig gestickten Kleidern, hinter Ordensbändern und stolz wogenden Federbüschen verbirgt! Dieser Platz hat Mannigfaches und Widerstreitendes in Menge in kurzer Zeit gesehen. Hier standen vor einigen Jahren noch die stolzen, sieggewohnten Heerschaaren und gehorchten lautlos dem Befehl ihres Heerführers, der ruhmgekrönt von Sieg zu Sieg eilte. Fragt man nun, wo ist der Heerführer, seine Schaaren, der Sieg und die Besiegten, wo ist Alles hin? Es ist, als wäre Alles ein Traum gewesen. Ueber diesen Platz zogen die Soldaten, die sonnenverbrannt aus Egypten zurückkamen; die trugen die Nase hoch. Ihr General setzte sich auf einen Thron. Wo sind nun Soldaten und Feldherr? Andere kamen bald darauf siegreich mit zerschossenen Fahnen aus Italien zurück; sie hatten das Land zwischen dem Po und der Adria unterworfen und erworben. Was haben wir noch davon? Bald darauf kam der Sieger selbst. Tausend Freuden- und Jubelrufe erschallten ihm auf diesem Platz; ebenso später, als er mit der eisernen Krone über ihn zog. Leerer Jubelschall! Er ist verhallt und die Krone ist verloren. Nun kamen schwere, unglückliche Zeiten. Fremde Truppen zogen als Sieger über den Platz, dann für einen Augenblick wieder der kleine Riese von Elba mit seinem Wunderheer. Aber bald trommeln die östreichischen Truppen von Neuem darauf und Alles versinkt. Und jetzt Bourmont und die Soldaten, die nach Algier ziehen! Sollte man dies Alles nicht für ein langes Alpdrücken, für eine Art von Wunder halten?

Wollte man bei uns von Wundern reden, so hätte man viel zu thun. Davon nur einige Exempel. Bei Vaucluse essen einige gute Freunde in einem Cercle zusammen. Es wird eine der guten Forellen aus der Sorgue aufgetragen und vertheilt. Alle essen mit Lust, nur einer ist dem Ersticken nahe; man hilft ihm, man klopft ihm auf die Schulter, denn Alle denken, daß ihm eine Gräte in den Schlund gekommen; endlich bringt er es heraus; es war aber keine Gräte, sondern ein schöner — Diamant, über tausend Franken an Werth. Wie ist dieser nun in den Bauch des Fisches aus dem kleinen Fluß gekommen? Dies will ich Ihnen sagen. Als Petrarch Lauren zum letztenmal vor dem Antritt seiner Reise sah, geschah es an dem schönen Wasserfall des Flusses. Zum Andenken schenkte er ihr einen Diamantring, den er vom Kaiser Karl IV. empfangen. Als Laura später, da Petrarch in Verona war, ihren sogenannten schwarzen Tod herannahen fühlte, ließ sie sich in einer Sänfte nach Vaucluse auf dieselbe Stelle tragen und warf den Ring in die Fluth, wie sie Petrarch einst versprochen, auf daß keine ungeliebte Hand das Kleinod trage. Der Ring ist nun so zwischen Steinen und Sand fast fünfhundert Jahre lang im Wasser herumgeworfen worden und hat dabei seine goldene Fassung verloren, bis eine junge Forelle das helle, leuchtende Korn verschlang und gleich darauf gefangen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. August 1830.

Mein, also hat sich noch die Wahrheit nicht verdunkelt,
Daß nicht ihr reiner Strahl durch Dampf und Nebel funkelt.

Haller.

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Ein Besuch in dem Bade von Pfeffers verschaffte mir die Bekanntschaft des gefürsteten Abtes von Pfeffers, eines ehrwürdigen Greises, dessen ganzes Wesen von der Religion durchdrungen war, zu der er sich bekannte. Bei ihm lernte ich seine Nichte, Therese, kennen, die eben die Kinderjahre zurück gelegt hatte, ein Wesen von so harmonischer Schönheit der Seele und des Körpers, daß ich mich bei meinem zerrütteten Gemüthe, ohne Glauben und ohne Hoffnung, mit meinem nagenden Ehrgeiz, in ihrer Nähe tief gedemüthigt fühlte. Auf meinem Spaziergange zu den heißen Quellen von Pfeffers öffnete ich ihr mein von Zweifeln zerrissenes Herz, dem in der Liebe zu ihr in diesem Augenblicke die erste Hoffnung des wiederkehrenden Friedens dämmerte. Sie tröstete mich mit kindlicher Freundlichkeit und bat mich, auf Gott zu vertrauen. Meine Seele war nicht stark genug, zu unterscheiden, daß der Friede der Ueberzeugung, der ihr und des Abtes Leben beseligte, unabhängig von der Form war, in welcher der Verstand seine Lehren ausspricht; außerdem hatte der katholische Glaube meine Einbildungskraft von jeher durch seine symbolische Pracht, durch sein Alterthum und seine Allgemeinheit mit heiligem Schauer erfüllt. Zwei Kapuziner von dem Kloster des heiligen Lucius, voll hitziger Bekehrungssucht und erfahren in der Welt und dem menschlichen Herzen, hatten mich bald, trotz der Warnungen des Abtes und Theresens vor unreifen Entschlüssen, zum Apostaten gemacht. Doch, Gott weiß es, meine Absicht war gut; ich wünschte allen zerstreuten Kirchen die Rückkehr zu ihrer ursprünglichen Liebe und Einigkeit.

Die Kühnheit, mit welcher ich meine Ueberzeugung predigte, die Thätigkeit, mit der ich auf Leute von allen Ständen zu wirken suchte, ließen meine Absichten nicht lächerlich erscheinen, sondern zogen mir die Verfolgung meines kleinen demokratischen Staates zu. Meinen Eltern wurden die gehäßigsten Anschuldigungen hinterbracht, man sagte ihnen, um Theresens Hand zu erlangen, habe ich mein Gewissen verkauft, und sie mißdeuteten einige heftige Worte meiner Leidenschaft als eine feierliche Bestätigung derselben. Sie trieben mich mit ihrem Fluche von sich. Zu gleicher Zeit hörte ich, daß Therese für das Kloster bestimmt, und meine Mutter vor Kummer erkrankt sey. Ich wandte mich um Trost zu meinen Freunden, den Kapuzinern; aber sie hatten von ihren Obern meinetwegen Vorwürfe erhalten, und behandelten mich mit kaltem Hohne.

An dem Abende dieses unheilvollen Tages, an welchem alle Uebel über mich hereinbrachen, wanderte ich auf dem schmalen Fußpfade, der von Pfeffers nach Ragaz führt, ein Flüchtling, verstoßen von den Menschen, und, wie ich meinte, auch vom Himmel. Ich wurde auf meiner Wanderung von einigen Offizieren eines französischen Regiments aufgehalten, unter denen ich auch Theresens Bruder erblickte. „Sieh da den neuen Propheten, den

inspirirten Hofnarren der Abtei Pfeffers," schrie er mit Lachen, „beliebt es vielleicht Ihrer republikanischen Herrlichkeit, uns etwas aus dem Wege zu gehen?" Der Pfad war enge, auf der einen Seite ein tiefer Abgrund, mit losem Schiefergerölle überdeckt, auf der andern stieg der steile Berg empor. Ich stand stille, und bat sie, mich in Frieden zu lassen. „Ihr Schwager scheint nicht gut gelaunt," rief ein anderer Offizier. „Ich will nicht einmal im Scherz den Namen meiner Schwester neben einem schweizerischen Bauerntölpel genannt hören," antwortete der Major. Mein Blut kochte. „Ausgewichen, ihr gemietheten Helden," schrie ich, und schwang meinen Alpstock. Die beiden vordersten klommen zur Seite den Berg hinan, aber Theresens Bruder stürzte mit gezogenem Degen auf mich los, und indem ich durch meinen starkgeschwungenen Stock seine Klinge parirte, flog sein Degen ihm aus der Hand und er, der, ohne an seine gefährliche Stellung zu denken, darnach griff, machte einen Fehltritt und stürzte in die schwarze Tiefe, Steine hinter und über ihm, in den Schaum der brausenden Tamina.

„Laß mich, meine Tochter, über die Tage des Elendes hinwegeilen, welche nun folgten. Mit Fluch belastet und als Mörder irrte ich umher; des Lebens überdrüßig, krank, ohne Geld, überlieferte ich mich gleichgültig den Werboffizieren des Herzogs von ..... Ich wurde mit einem Regimente verkaufter Elender nach Afrika gebracht. Drei Jahre lang lebte ich da im tiefsten Elende, und was ich Dir oft erzählte von den Wundern der brennendheißen Tropenländer, von Löwen und nächtlichen Lagern, und Gefechten mit wilden Stämmen, habe ich nicht aus Büchern entlehnt; es waren Erinnerungen aus der unglückseligsten Zeit meines Lebens. Ich war durch den Soldateneid gezwungen, der Mörder unschuldiger Kaffern in einem ungerechten Kriege zu seyn, aber endlich empörte sich mein Herz, und ich entwarf mit noch sechs andern verzweifelten Gesellen den Plan zur Flucht. Einige gefangene Hottentotten, die wir zu bewachen hatten, aber freiließen, wurden unsre Führer durch die Wildniß, über angeschwollene Ströme und durch wilde Feinde. Nach einer, viele Tage langen Wanderung längs der Seeküste, wurden wir in einem vorbeisegelnden Schiffe als Schiffbrüchige aufgenommen, und an der Küste Frankreichs ans Land gesezt. Noch ist der Abend mir lebendig wie gestern, als ich nach langer Reise durch Frankreich und Deutschland im Odenwald den Weg verloren hatte, und nachdem ich in den Wäldern herumgeirrt war, endlich einen freien Platz auf der Spitze des Gebirges erreichte und über die schwankenden Gipfel der Buchen ein steinernes Kreuz hervorragen sah, und bald darauf das niedrige Thürmchen einer alten Kapelle: es war die Kapelle vom Michelsberge.

(Die Fortsetzung folgt.)

J. J. Rousseau und Grimm.

(Beschluß.)

Da Rousseaus Ruf mit jedem Tag stieg, so erkundigten sich wahrscheinlich die Fürsten bei ihrem literarischen Minister Grimm, und wünschten Genaueres über den merkwürdigen Mann zu hören, dessen Schriften so viel Lärm machten. Darum schrieb er am 15ten Juni 1762 in seiner Korrespondenz folgendes: „Seit den vier Jahren, wo Jean Jacques in Montmorency lebt, wohnte er manchmal in seinem kleinen Haus in der Stadt, manchmal dort auf dem Schloß. All seine alten Freunde, zu denen besonders ich und der Philosoph Diderot gehörte, hatte er verlassen und sich mit ihnen überworfen, um an unsere Stelle Leute vom höchsten Rang zu setzen. Ich will nicht entscheiden, ob er beim Wechsel gewonnen oder verloren habe. So viel ist aber gewiß, daß er im Umgang mit seinen Freunden, Achtung und Freundschaft gefunden hätte. Ihr ausgezeichneter Ruf und ihr überlegenes Talent, das er bei mehreren anerkennen mußte, machte ihm aber wahrscheinlich den Umgang mit ihnen peinlich. In Montmorency hingegen hatte er gar keine Nebenbuhler und lebte allein von dem Weihrauch der größten und vornehmsten Personen des Königreichs. Die Sonderlingsrolle gelingt immer, wenn man den Muth hat, sie stets und unausgesezt zu spielen. So hat J. J. Rousseau sein ganzes Leben hindurch die Großen verschrieen, darauf erklärte er aber, nur bei ihnen habe er Tugend und Freundschaft gefunden. Beide Extreme sind gleich philosophisch. Ich machte mich oft über seine vorgefaßte Meinungen lustig, und es that mir wohl, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Ein großes Unglück für Rousseau ists unstreitig, daß er vierzig Jahre alt geworden ist, ohne zu wissen, daß er Talent habe. Das Schicksal hat ihn, ich weiß nicht wie, nach Paris geführt, da wurde er mit Herrn von Montaigu bekannt, der als französischer Gesandter nach Venedig ging, und ihn als Sekretär mitnahm. Diese beiden Männer waren durchaus nicht für einander gemacht, und konnten daher auch nicht lange zusammen bleiben, und trennten sich bald. Rousseau kam nach Paris zurück, ohne Geld, ohne Bekanntschaft. Damals gab er sich blos mit Musik und Versmachen ab. Er machte eine neue Methode zur Schreibung der Musiknoten bekannt, sie hatte aber keinen Eingang. Außerdem machte er ziemlich schlechte Verse, von denen einige im Merkur abgedruckt worden sind. Auch Komödien machte er; sie sind aber nie ans Tageslicht gekommen. Der Amant de lui-même, den er spielen und drucken ließ, beweist daß Rousseau für das Lustspiel kein Talent hat wie Molière. In derselben Zeit beschäftigte er sich mit einer Maschine zum Fliegen. Es blieb aber bei einigen mißglückten Versuchen. Indessen kam er doch nie ganz von seiner Idee zurück, und konnte es daher nicht leiden, daß

man sie für leer und chimärisch hielt. So können seine gläubigen Freunde hoffen, ihn einmal in der Luft schweben zu sehen. Damals rieth ich ihm, ein Kaffeehaus auf dem Platz des Palais Royal anzulegen. Dieser Gedanke machte ihm lange viel Spaß. Es war auch wirklich ein lustiger Scherz, da er aber auch eine nützliche Seite hatte, so war er zu verständig, als daß ihn der Citoyen de Genève hätte ernstlich auffassen sollen; statt dessen ging er in sein Vaterland, kam aber nach sechs Wochen schon sehr unzufrieden aus demselben zurück. Nun lebte er abermals zwei bis drei Jahre mit seinen Freunden, und da Madame d'Epinay im Wald von Montmorency ein kleines Haus besaß, so plagte er sie so lange, bis sie ihm dasselbe lieh, denn er behauptete, nicht lange in dem scheußlichen Paris leben zu können. Dieß sind die vorzüglichsten Punkte aus dem Leben dieses berühmten Schriftstellers. Sein Privatwandel und sein häusliches Leben wäre nicht weniger merkwürdig, aber nur zwei bis drei seiner ehemaligen Freunde kennen es genau, diese aber haben zu viel Achtung vor sich selbst, um darüber ein Wort zu reden."

Folgen wir dieser Schmähschrift Wort vor Wort, so finden wir überall den lügenhaften Grimm wieder. Nicht Rousseau hatte seine alten Freunde verlassen, er mußte sich wohl von ihnen trennen, weil sie ihn verriethen; Grimm erhielt zuerst nur durch Jean-Jacques Freunde, und er verstand es meisterlich, sie ihm alle abwendig zu machen. Er spricht auch von dem überlegenen Talent derselben wie von einer ausgemachten, unwiderleglichen Sache. Freilich meint er sich auch selbst mit dieser Superiorität. Nun bestanden aber jene Freunde, nebst einigen nähern Bekannten, in folgenden: Diderot, der Baron Holbach, Grimm, Francueil, Raynal, Duclos, Marmontel, Saint-Lambert, Mably, Helvetius, d'Alembert und Desmahis. Wer von ihnen wäre denn Jean-Jacques in irgend einem Genre überlegen, das dieser behandelt? Wenn sich Rousseau über Grimm beklagt, so betrifft es nie dessen Lustigmachen über seine vorgefaßten Meinungen, sondern das impertinente Ansehen, das sich der neue Baron gab, seine Falschheit, seine Steifheit und seine Heuchelei, um für einen gefühlvollen Mann zu gelten. Grimm — und dies beweisen alle Seiten seiner Korrespondenz — beobachtete immer gut, besonders wenn es seinen Vortheil galt. Was er beobachtet hat, spricht er auch mit Talent und Geschmack aus; er untersucht gut, wenn er seine Vorurtheile auf die Seite sezt. Aber mit Scherzen ging es ihm schlecht. Dazu hatte er nicht Leichtigkeit genug und trug selbst zu viel Lächerliches an sich. Gar komisch ist der Vorwurf, daß Rousseau so spät zum Bewußtseyn seines Talents gekommen sey. Zu dem, worin er all' seine Zeitgenossen übertroffen hat, gehörte besonders Reife, Erfahrung und Beobachtung. Emile hätte unmöglich von einem jungen Manne geschrieben werden können, selbst nicht von dem geistreichsten. Hr. v. Montaigu nahm Rousseau nicht nach Venedig mit, denn er reiste mit einem andern Sekretär dahin; dieser aber verließ ihn sogleich, als er den Hrn. Ambassadeur näher kannte. Darauf erst reiste Rousseau allein nach Venedig. Von dem Fliegprojekt hat von allen Zeitgenossen Niemand, und auch der aufrichtige Jean-Jacques in seinen Confessionen nicht gesprochen; es ist also höchst wahrscheinlich blos ein Spaß des Hrn. v. Grimm, um darauf einen andern Spaß zu gründen. Aus beiden kann man denn abnehmen, was der Mann für witzig hielt und worüber er sich selbst ein Kompliment machen zu müssen glaubt. Sollte man nach solchen Aeußerungen nicht meinen, Jean-Jacques habe nichts Nützliches, sondern nur Unverständiges geschrieben? Was Grimm von Frau von Epinay und Rousseau sagt, ist keine bloße Unrichtigkeit, sondern eine Lüge. Nicht er plagte diese Dame um ihr Haus im Wald von Montmorency, sondern sie ihn; dies geht aus den Memoiren jener Dame hervor, die im Jahre 1818 erschienen sind. Darin finden sich über diesen Gegenstand Briefe von beiden Theilen, aus denen erhellt, daß Frau von Epinay nicht bei Rousseau mit Bitten nachließ, diesen Zufluchtsort zu beziehen, und daß er ihn endlich nur unter den von ihm vorgeschriebenen Bedingungen annahm. Grimm mußte dies ja wissen, denn er hatte die Briefe und die Memoiren unter den Händen; er wußte auch recht gut, wie Alles zugegangen, er *wollte* aber die Wahrheit nicht sagen. Durch sein affektirtes Schweigen über Rousseau's innere und häusliche Verhältnisse will er sich ein Ansehen geben und seine Verschwiegenheit zeigen; gerade aber er und Diderot, die beiden Freunde Jean-Jacques, hatten dessen anvertrautes Geheimniß, die Aussetzung seiner Kinder, zuerst ausgeplaudert und unter die Leute gebracht. Niemand aber hat ihn lauter und bärter über dieses Unrecht angeklagt, als Rousseau selbst in seinen Confessionen, wo er kein Geheimniß aus seinem Vergehen macht. Dergleichen gezwungenes Schweigen ist ein herrliches Mittel, damit die Stellen auszufüllen, wo man keine Fakta und Beweise hat. Mit dem besten Erfolg dient dergleichen den Verläumdern, die nicht verläumden könnten, wenn sie die Wahrheit genau, offen und unverholen sagten. Grimm hat mehrmal diese Manier gegen Jean Jacques angewendet, und lange mit günstigem Erfolg, bis sein gehäßiges Verfahren durch die Memoiren der Madame Epinay klar geworden ist, und auch aus seiner fünfzig Jahre nachher herausgegebenen literarischen Korrespondenz, zusammengehalten mit Rousseaus Konfessionen, unwidersprechlich hervorgeht, daß er mit seltener Tücke gegen den alten Freund gehandelt hat, zumal in der Zeit, wo Jean Jacques unter der Last eines ungerechten Verhaftsbefehls in einer entfernten Provinz von England lebte, und sich nicht gegen Beschuldigungen und

Umtriebe in Frankreich vertheidigen konnte, welche die d'Alembert, Hume, Diderot und Grimm gegen ihn anzettelten und mit seltener Kunst durchführten. Grimm ist der einzige Mensch, gegen den Rousseau immer ein peinliches Gefühl behalten hat. Er machte auch zwischen ihm und Diderot einen großen Unterschied, und sagt darüber: als ich mit Diderot brach, wußte ich, daß er nicht sowohl boshaft und plauder haft, als indiskret und schwach war. Im Herzen bin ich ihm immer zugethan geblieben, ja ich denke sogar noch mit Freude, Achtung und Schätzung an unsere ehemalige Freundschaft zurück, die von seiner Seite so aufrichtig war, wie von der meinigen. Mit Grimm ist dieß ganz anders, denn er ist schon seinem Charakter nach ein falscher Mensch, der mir nie herzlich gut gewesen ist, ja der selbst unfähig ist, irgend eine Kreatur zu lieben; blos aus Laune, weil es ihm Freude machte, und er seiner schwarzen Eifersucht genug thun wollte, verläumdete er mich hinter der Maske herzlicher Freundschaft. Darum ist er mir auch gar nichts mehr. Diderot hingegen wird mir im Herzen immer der alte Freund bleiben."

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Sonderbare Zufälle. Garnerays Bild von der Schlacht von Navarin.

Das Sonderbarste bei obigem Wunder war aber, daß ein Nachkomme der Familie Sade das den Schatz bergende Stückchen Forelle aß und den Stein fand, der schon einmal in seiner Familie gewesen war. Kurze Zeit nach diesem Vorfall will ein hiesiger Koch einen Hecht zurechtmachen. Der Bauch des Fisches schien ihm härter und dicker, als gewöhnlich; er schneidet ihn daher auf, und nichts gleicht seinem Erstaunen, als er in den Eingeweiden einen kleinen goldenen Schlüssel findet, von dem Kunstverständige behaupten, er stamme ungefähr aus der Zeit Königs Franz I. Auf jeden Fall ist dies ein kurioser Schlüsselträger.

Aber nicht blos mit Flußfischen begibt sich hier Wunderliches, sondern auch mit Stockfischen. Da wohnte vor einigen Tagen ein junger Lord mit seinem Hofmeister in unserm prächtigen Hôtel de l'Europe. Das Kamin seines Zimmers ziert eine herrliche Uhr von vergoldeter Bronze und dahinter ein großer Spiegel. Der junge Britte will doch auch seines Lebens froh werden, deßhalb schlägt er mit seinem Stock Uhr und Spiegel in Stücken, gerade als der Wagen zur Abreise vorgefahren ist. Nach dieser Heldenthat, worüber er glücklicherweise ein gewaltiges Lachen ausstößt, das die Kellner aufmerksam macht, springt er schnell die Treppe hinunter, setzt sich in den Wagen und rollt fort. Aber gleich darauf muß der Postillon stillhalten, weil er ein wiederholtes arrêtez! arrêtez! hinter sich hört. Die Kellner kommen heran, erzählen den Casus, der Hofmeister steigt, ohne ein Wort zu sagen, aus, geht ins Wirthshaus zurück, betrachtet den Schaden, zahlt ohne Widerrede 1200 Franken dafür und setzt sich dann mit demselben Gleichmuth wieder in den Wagen zu seinem Zögling.

Ueber Garnerays Bild, vorstellend die Schlacht von Navarin, das lange hier ausgestellt war, hat schon ein anderer Korrespondent im Kunstblatt gesprochen, und ich bin so ziemlich seiner Meinung. Eine Seeschlacht zu malen, wie es Hinz und Kunz oder gar die Regierung haben will, ist allerdings ein sehr schwieriges und undankbares Unternehmen, das jeden Künstler hindern und beschränken wird, hätte er auch zehnmal mehr Genie als Garneray. Welche Aufgabe! eine Seeschlacht in engem Raum und im Halbzirkel zusammengedrängt. Da muß die gigantische Schlacht zu einem Protokoll werden, in dem die Nachwelt die Aktion lesen kann. Darum ja keine Brigg und keinen Brander vergessen, denn das würde Unzufriedene machen, die Schiffe auch alle hübsch neben einander gestellt, so daß man jedes sehen und erkennen kann, und daß keines verborgen wird. Rauch muß auch angebracht seyn, das ist natürlich, aber ja nicht zu viel und nicht zu dick, ja nicht wahr, denn sonst könnte man nicht zehn Schritte weit sehen. Ich bin nun neugierig, was uns Garneray aus Algier mitbringt, wohin er in gleicher Absicht abgegangen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, Juli.

(Fortsetzung.)

Das Irrenhaus des Kantons Waadt.

Der geheilten Irren waren bis dahin 50 Männer und 39 Weiber. Die Heilung der meisten war gründlich und dauernd; nur 13, also ein Siebtheil davon, kamen wegen Rückfällen in die Anstalt. Rechnet man nur die ganz Geheilten, d. h. die innerhalb Jahresfrist keine Rückfälle hatten, so ist ihr Verhältniß zu der Gesammtzahl wie 89 zu 243, oder ungefähr von $\frac{3}{8}$. Will man hingegen die immer in der Anstalt zurückbleibende Masse der unheilbaren Irren abziehen, so machen die Geheilten die volle Hälfte der Aufgenommenen aus. Von den 89 Geheilten wurden 9 Irren im ersten Monat nach ihrem Eintritt in die Anstalt geheilt und wieder entlassen, einer nach zweijährigem Aufenthalt, zwei nach dreijährigem Aufenthalt. Die Durchschnittszahl der Tage für eine Heilung war 142, und es ergibt sich, daß während des ersten halben oder auch ganzen Jahres Hoffnung zur Heilung der aufgenommenen Irren vorhanden ist, wogegen später nur einzelne und seltene Fälle der Heilung eintreten. Für eine eigentliche Heilanstalt von Irren sollte es demnach Regel seyn, die nach Abfluß eines oder spätestens zweier Jahre ungeheilten Irren zu entlassen, d. h. in eine Verpflegungsanstalt und Sicherheitshaus zu versetzen; denn ihr Zurückbleiben in der Heilanstalt kann nur störend auf die Einrichtungen und Zwecke der leztern zurückwirken. Hinwieder weist eben jenes Verhältniß der Heilungen nach, wie wichtig es seyn muß, daß die ersten Monate der Krankheit nicht vernachlässigt, und daß für zweckmäßiges Verfahren die Zeit nicht versäumt werde, in welcher das günstigste Verhältniß der Heilbarkeit angetroffen wird.

Ueberhaupt sind die Fälle des Wahnsinns, wenn er anfänglich meist als bizige Krankheit erscheint, verhältnißmäßig leicht und mehrentheils auch mit günstigem Erfolg zu behandeln, während der chronisch gewordene Wahnsinn, wenn er durch Gewohnheit und die Herrschaft, die der Irre über seine Umgebungen ausübt, eingewurzelt ist, die Monomanie, wenn die sie auszeichnende fixe Idee sich tief eingeprägt hat, schwerer zu heilen sind. In dieser leztern Periode der Krankheit werden inzwischen die meisten Irren in die Anstalt gebracht. Das beruhigende, kühlende, besänftigende und herabstimmende Verfahren, welches für den ersten Zeitraum durchaus passend sich erzeigt, muß hier einem abweichenden Platz machen. Störende und anfregende Mittel können nun wichtig werden; sie entrücken, für Augenblicke wenigstens, den Irren der ihn beherrschenden Vorstellung; sie bringen einen gewaltsamen Eindruck auf seinen Geist und Körper hervor, und der Schrekken, welchen sie einflößen, ist ein wahrhaftes Heilmittel. Für solchen Zweck werden in der Anstalt von Lausanne die kalten Douchen, kräftige Ausleerungsmittel, Canterisationen im Nacken, die Brechweinsteinsalbe u. s. w. angewandt; Blutentleerungen hingegen selten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 193.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 13. August 1830.

Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert,
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.

Goethe.

Wanderung durch die Gebirge der alten Volsker und Herniker.

Von Eduard Arnd.

Wir hatten beschlossen den Weg von Neapel nach Rom durch das Gebirge, d. h. über St. Germano, Ceprano, Frosinone und Ferentino zu nehmen. Wir hatten auf der Hinreise den unvergleichlichen Weg über Velletri, Terracina und Gaeta kennen gelernt, wo auf der einen Seite ein Meer glänzt, das wenigstens eben so schön als klassisch ist, auf der andern aber die schönsten Gebirge mit den mannigfaltigsten Formen, das Auge überraschen. Es wurde uns schwer, dieser Tour zu entsagen, wo die Mythen des Ulysses und Aeneas noch immer auf den malerischen Abhängen der Berge und in den kühlen, schönen Buchten zu leben scheinen. Wer könnte der Felsen und Ufer von Terracina und Gaeta, der himmlischen Gefilde von Minturná und St. Agatha vergessen?

Wir wünschten aber sowohl die Gegend als die Einwohner in den Gebirgen zwischen Rom und Neapel kennen zu lernen, den Boden und die Trümmer uralter Städte und eine Bevölkerung zu erkunden, deren Ansehen an überraschender Eigenthümlichkeit, an Erinnerung einer kräftigern, größern Vorwelt, selbst in Italien, dem Lande der Ruinen, nicht ihres Gleichen findet. Auch lockte uns Monte Cassino, einer der interessantesten historischen Punkte in Italien, der, wenn auch von seiner geistigen Höhe gefallen, seine herrliche Lage und geschichtliche Bedeutung nicht verloren hat.

Von St. Germano aus, wo während unserer Anwesenheit ein sehr besuchter Markt begann, und wo wir eine große Menge Landleute aus den Gebirgen sahen, unter denen uns die Frauen durch bunte malerische Tracht, die Männer aber durch äußerst scharfe charakteristische Gesichtszüge und freies, muthiges Wesen ergezten, gelangten wir, immer zwischen ansehnlichen Bergen schwebend, die aus der Entfernung angesehen, bald wie ein Wald zusammen standen, und wenn wir ihnen nahe kamen, wie Wellen auseinander traten, an einem Sonntag Nachmittag in Frosinone an, der Hauptstadt der Provinzen Maritima und Campagna und dem Sitz des päbstlichen Delegaten.

In dieser Gegend, wo die Räuber vor der Thronbesteigung Pabst Leo XII., wie in einer privilegirten Freistadt hauseten, und jede Art von Frevel verübten, reisten wir an einem schönen Sonntage so ruhig und sicher wie am Genfersee. Von Zeit zu Zeit begegnete uns ein Bauer, der mit seiner Frau auf Einem Pferde saß, zuweilen ein junger rüstiger Franziskaner, der sich besser in den Stall oder hinter den Pflug gepaßt hätte, nun aber auf seinem Esel, mit Bettelsäcken umgeben, friedlich einherzog. Auf den Bergen zwischen Ceprano und Frosinone schwebten kleine Städte, krystallartig, wie in die Lüfte gebaut. Auch gab es einige freie Punkte, wo sich eine Menge Hügel, auf diese Art gekrönt, dem erstaunten Auge zusammen zeigten. Der Boden war sehr ungleich, im Ganzen aber, bis

Frosinone hin, das eine hohe, außerordentlich schöne Lage hat, sehr mittelmäßig kultivirt; die Ebene dagegen, die Frosinone im Süden und Westen umgibt, ist äußerst fruchtbar und vollkommen gartenartig angebaut.

In Frosinone fanden wir eine Art Nachspiel des römischen Karneval, ein Pferderennen, das in einer langen, die Stadt fast durchschneidenden, Straße abgehalten wurde, bei dem wir die ganze Bevölkerung an Hausthüren und Fenstern versammelt fanden. Frosinone ist, den Umfang anlangend, keine kleine Stadt, aber wie sich von selbst versteht, von Allem entblößt, was bei uns selbst kleine Orte auszeichnet, d. h. ohne Spuren irgend einer Kultur. Jedoch sahen wir hier eine Bevölkerung, die wir, Rom selbst kaum ausgenommen, an Schönheit der Formen, an Kraft des Ausdrucks, über Alles stellen, was wir jemals in dieser Art gesehen haben. Bekanntlich ist in diesen Gebirgen die Bevölkerung eine der reinsten in Italien, in physischer Beziehung kein geringer Vorzug, da die Italiener hierin von den überalpischen Völkern wenig gewinnen können. Die Longobarden haben hier nicht gewohnt, und die Saracenen sind nur vorüber gestrichen.

In einer langen Straße, im Ganzen mit schlechten Häusern besetzt, saßen zu beiden Seiten Männer von so hohem und kräftigem Wuchs, so schattigen Gesichtern und blitzenden Augen, die so frei und muthig aussahen, daß uns das martialische Geschlecht ihrer Ahnen in diesen Enkeln wieder aufzuleben schien. Da es heiß war, so war der größte Theil dieser Leute nur sehr leicht bekleidet, im Winter oder bei schlechtem Wetter, wenn sie in ihre langen blauen oder braunen Mäntel gehüllt sind, müssen sie den Reisenden für einen Augenblick auf den altrömischen Marktplatz versetzen. Ihre, obgleich sehr belebten, doch etwas harten Gesichter, das Feuer ihrer Augen, und die Art ihrer Haltung und Bewegung, die eben so verschieden ist von der ungestümen, tollen, neapolitanischen Lebendigkeit, als dem nordischen Phlegma, erhöhte das Interesse, das wir ohne dieß an diesem alten, ungemischten Stamme zu nehmen geneigt waren. Die Frauen und Kinder waren großentheils an den Fenstern der Häuser versammelt. Vor einem der Häuser sahen wir mehrere Mädchen von so zarter Farbe und so schönen Augen, daß uns diese Blüthen jener Bäume nicht unwerth erschienen.

Das ungemein eigenthümliche, kräftige Ansehen dieser Bevölkerung beruht übrigens nicht auf einem blos zufälligen Eindrucke oder irgend einer Vorliebe für malerische, frappante Wirkung. Die ganze Gegend war einst von Volskern und Hernikern bewohnt, zwei Völkerschaften, deren Bezwingung den Römern mehr Mühe machte, als später die Eroberung mancher großen Reiche. In den Zeiten der römischen Republik, vom ersten punischen Kriege an, wurde diese Gegend, wie man in Livius liest, mit römischen Colonien wie übersät. Hier sind vielleicht die ächtesten Nachkommen der alten Welteroberer zu suchen, die ihren athletischen Stamm so zu sagen auf die Wurzeln der kleinen tapfern lateinischen und sabinischen Völkerschaften-propften.

In der Vorstadt erreichte uns ein junger Mensch, der schon eine Zeitlang dem Wagen nachgelaufen war, und forderte den Vetturin auf, in einer Lokanda der Stadt, die er äußerst anpries, zu übernachten. Der Vetturin, dem diese ganze Gegend, weil sie früher voller Räuber gesteckt hatte, sehr verhaßt war, antwortete ihm, daß die Bewohner von Frosinone als so arge Spitzbuben bekannt wären, daß er lieber unter Wölfen als unter ihnen die Nacht zubringen wolle. Zu unserer großen Belustigung nahm der junge Bürger von Frosinone diese offene Erklärung keinesweges übel; er lachte dazu wie zu einer Wahrheit, deren volle Kraft man zwar fühlt, die man aber doch nicht sogleich und nicht unbestritten zuzugeben gedenkt. Nach einigem Hin- und Herreden, was keinesweges die ehrenrührigen Titel, sondern blos die Lokanda anging, entfernte er sich. Der Vetturin war so schwarzen Humors und diese Gegend ihm so ärgerlich, daß er ohne Veranlassung den Leuten, die uns begegneten, die unangenehmsten Benennungen an den Hals warf. Beim Herausgehen aus Frosinone sahen wir hinter den Stäben eines Gefängnisses eine Anzahl Frauen, eine in Italien, und besonders im Kirchenstaate seltene Sache, wo es mit andern Ländern verglichen, wenig weibliche Verbrecher gibt, eine Erscheinung, die selten beobachtet und besprochen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Mein Auge streifte umher in den Schatten des Zwielichts, als wollte es hier meine Zukunft erspähen. Ich vergaß, daß ich keinen Weg wußte und keine Nachtherberge, und blieb auf einem Grabsteine sitzen, versunken in die Betrachtung meines Schicksals, bis endlich die Nacht den letzten Strahl des Tages überwältigte. Ich wurde aus meinen Träumen durch das Licht einer Lampe geweckt, das aus den Fenstern des Küsterhauses fiel. In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre, zwei Männer schüttelten sich die Hände und nahmen in geheimnißvollen Worten von einander Abschied; der Eine war der verstorbene Küster, Ludwigs Vater, der andere mein Vorfahrer auf dem Forstamte. Ich holte diesen ein und bat ihn, mir den rechten Weg zu zeigen. Er sagte mir, „das nächste Dorf und Wirthshaus Marchthal sey vier Stunden entlegen. Aber auf der Hälfte des Weges," fügte er hinzu, „liegt mein Haus, und Ihr sollt nicht davor vorübergehen. Niemand weiß," fuhr er in einem leisen und bedeutungsvollen Tone

fort, „wenn er einem andern begegnet, ob nicht für einen von beiden etwas Gutes daraus erfolgt.“ So wandelten wir mit einander dem Forsthause zu. Der Förster Schwarzbach war ein Schatzgräber; sein Gehülfe in diesem Geschäfte der Küster auf dem Michelsberge. Er war außerdem noch ein Alchymist, und hatte sein Laboratorium in einer kleinen Höhle in dem Felsen hinter unserem Haus. Dahin führte er mich jezt, und weihte mich, ohne ein sonderliches Geheimniß daraus zu machen, in seine Absichten und Pläne ein, wahrscheinlich durch mein bleiches Aussehen zu mir hingezogen. Ich hörte ihn an, ohne ihn zu unterbrechen, und durchblätterte einige magische Bücher in griechischer und lateinischer Sprache, welche er mir zeigte. Nun eröffnete ich ihm meine Absicht, eine Stelle als Wildhüter oder Förster zu suchen. Meine Kenntniß der alten Sprachen schien ihm sehr willkommen zur Entwirrung der griechischen und hebräischen Zauberformeln, mein wenig Chemie und Botanik für seine alchymistischen Versuche; und als ich ihm den nächsten Tag Proben ablegte, daß ich kein übler Schütz, und mit der Waldkultur nicht unbekannt sey, so ging er mit Freuden einen Dienstvertrag ein, mittelst welches er hoffen durfte, daß sein Forst und seine Geschäfte in Ordnung gehalten, und er so in den Stand gesezt würde, mehr Zeit auf seine goldenen Künste zu verwenden. Der alte Freiherr von Marchthal war bald zu meinen Gunsten gestimmt, als ich ihm vorgestellt wurde, und nahm mich zum Forstgehülfen Schwarzenbachs an, wofür der leztere einen kleinen Theil seiner Besoldung an mich abtrat. Ich hatte nun was ich gewünscht, Einsamkeit, Wälder und Unabhängigkeit von allem andern, als von meiner Dienstpflicht, die ich mit Eifer, aber ohne Freude verrichtete.

Mein Leben war in zwei Hälften zerfallen, von denen keine mit der andern etwas zu thun zu haben schien; mein äußeres Sinnen und Denken war auf mein Wild und meine Bäume gerichtet, während meine aufgeregte Seele sich in ihre eigenen Tiefen versenkte und sich darin quälte. Die Erinnerung an meine jugendlichen Hoffnungen, meinen kurzen Liebestraum, meine theologischen und philosophischen Systeme, mein Stolz auf klassische Gelehrsamkeit, meine phantastischen Reformatorenentwürfe, selbst die auf dem Kap erduldeten Leiden, ja jede heitere, freundliche Erinnerung erloschen allmählig so ganz in meiner Seele, daß sie mir wie Erzählungen von dem Schicksal unbekannter Personen vorkamen, die man vorlängst gehört und wieder halb vergessen hat. Nicht so die Qualen meines nagenden Gewissens. Oft erschien mir in Träumen, oder wenn ich durch den einsamen Wald schritt, das Bild meines Vaters, wie er seine alten Hände über seiner großen beschlagenen Bibel faltete, oder meine Mutter, wie sie dieselben rang; die Töne der Kirchthurmglocken zu Marchthal erinnerten mich wieder an meinen verlassenen Beruf und an die Seelen, welchen ich Trost und Segen hätte ertheilen können, oder Theresens mildes, lichtbraunes Auge sah auf mich und schien zu sagen, warum konntest Du nicht Deine Blicke zum Himmel emporrichten, statt zu mir, um meinen Besitz zu wünschen? und dann schaute sie mich ängstlich an, wie um ihres Bruders willen, während in meinem Ohr die düstere Tamina rauschte und die Steine hinunterdonnerten. Zuweilen schwang der braune Arm eines verwundeten Kaffers noch einmal schwach den Wurfspieß und sank und zuckte im Todeskrampf zusammen. Ich, ein freigeborner Sohn der Berge, hatte ihn getödtet, weil er seinen heimathlichen Boden vertheidigte! Dann lief ich oft durch den Wald mit leeren Gedanken und herzlosem Gebet, und saß so manche Nacht hindurch mit starren Augen auf meinem Lager. Ich fühlte mich von einigen Büchern des Försters angezogen. Sie handelten von den Elementargeistern, deren Streit ich in meiner Seele wüthen fühlte. Meine Gedanken versenkten sich in die geheimen Tiefen der Natur, und zeigten mir durch ihre Mysterien hindurch den Weg zur Religion und zum Frieden. Ich las Anfangs in der Bibel nur das alte Testament und die Offenbarungen. Die Herrlichkeit von Christus Frieden war zu gewaltig und zu mild für meine aufruhrvolle und wunde Brust; ich konnte seinen Anblick nur in dem süßen Dämmerlichte von Jesaias Prophezeihungen ertragen, oder ich suchte ihn mit Zittern auf in den Schrecken des Weltgerichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juli.

(Beschluß.)

Das Irrenhaus des Kantons Waadt.

Narcotische Mittel haben sich nicht erprobt, mit Ausnahme eines einzigen Falls von Monomanie, in welchem eine seit drei Jahren in ununterbrochene religiöse Verzweiflung versunkene Frau durch Opium völlig geheilt ward. Zehn Grane, die sie jeden Abend davon verschluckte, brachten ihr mit dem nächtlichen Schlaf Unterbrechung ihres Jammers, und das Wohlbehagen, das davon auch den Tag über zurückblieb, beruhigte ihren Geist dermaßen, daß sie nach drei Monaten völlig geheilt war und bisher ohne Rückfälle geblieben ist. Das ärztliche Verfahren im engern Sinne bleibt beim Wahnsinn meist nur von untergeordneter Wirksamkeit. Von dieser Ansicht geleitet, ist dasselbe in der Anstalt auch stets mehr beschränkt worden. Von 1815 bis 1825 war der Durchschnittsbetrag der Arzeneitaxen 531 Fr. jährlich; in den vier lezten Jahren betrug er 181 Fr.

Um so wichtiger erscheint die moralische Behandlung der Irren, bei denen mittelst einer neuen Erziehung irrige Vorstellungen bekämpft und ausgetilgt, wahnsinnige Gewöhnungen verändert werden müssen. Das wirksamste Mittel, welches hierfür in der Anstalt von Lausanne angewandt wird, ist die Arbeit, und sobald man es dahin gebracht hat, daß sie freiwillig und gern sich beschäftigen, so ist die Heilung zur Hälfte erzielt. Die Wärter müssen dafür mit dem Beispiel voranarbeiten, um die Irren zur Mithülfe desto geneigter zu machen.

Oefters sind im Umfang der Grundstücke des Hauses Versetzungen von Erdreich aus einer in die andere Oertlichkeit zunächst dafür veranstaltet worden, um in der guten Jahreszeit andauernde Beschäftigung für die Irren im Freien zu erhalten, und vielfältig hat sich der wohlthätige Einfluß von Arbeiten, die, während sie den Körper ermüden, zugleich die Aufmerksamkeit festhalten, erprobt. Ein Monomane (um nur ein einziges Beispiel zu erwähnen), der sich ausnehmend starrsinnig erzeigte, blieb jeden Tag unthätiger Zuschauer der Arbeiten seiner Kameraden; allzeit stand er unbeweglich an der Stelle, wo man ihn hingebracht hatte, und seit mehreren Monaten hatte er kein Wort gesprochen. Eines Tages gelang es dem Arzt, ihm ausgegrabene Kiesel in die Hände zu legen und ihn damit beladen an den nicht weit entfernten Ort, wo sie aufgebäuft werden sollten, viel mehr hinzuftetzen, als hinzuführen; nachdem dies mühsame Treiben und Nöthigen eine halbe Stunde war fortgesezt worden, entschloß er sich endlich, den Gang selbst zu unternehmen, und bei allseitigen Aufmunterungen ging es von Tag zu Tag besser mit dieser Arbeit, er fing nun auch zu sprechen an und konnte nach Abfluß weniger Wochen geheilt entlassen werden.

Wie preiswürdig die Verbesserungen aller Art sind, die seit dreißig Jahren ungefähr, in Folge der anerkannten Wichtigkeit der moralischen Behandlung, in den Irrenhäusern stattgefunden haben, so ist man doch auch wohl hierin wieder auf Extreme oder in Uebertreibungen gerathen, die eigenthümliche Nachtheile herbeiführen müssen. In mehreren Anstalten, die für Irren der höhern Klassen bestimmt sind, scheint man es zunächst darauf angelegt zu haben, den Gemüthskranken alle möglichen Arten von Zerstreuungen in stetem Wechsel darzubieten. Der hierin begangene Irrthum beruht aber darauf, daß man vergessen hat, wie dem Menschen, was immer auch sein geselliges und geistiges Verhältniß seyn mag, die Beschäftigung ein größeres Bedürfniß ist, als die Zerstreuung. Jegliche Arbeit übt die Kräfte und gewöhnt sie an regelmäßigen Gebrauch. Die Zerstreuungen hingegen, wie viel theilnehmende Aufmerksamkeit sie auch in Anspruch nehmen, regen doch zunächst die Leidenschaften nur auf und wirken auf die Sinne; so verhält sichs z. B. mit den Spielen, der Musik u. s. w. Beim Wahnsinnigen soll die Vernunft in ihre Rechte wieder eingesezt werden. Die Beschäftigung, wofern sie der obwaltenden Schwäche der Geisteskräfte angepaßt ist, liefert unstreitig dem Nachdenken die zweckmäßigsten Gegenstände; der Verstand wird angestrengt und je nützlicher die Arbeit ist, desto leichter und mehr wird der Irre sich davon angezogen fühlen, wenn vollends auch bei ihrer Auswahl seine Neigungen und Gewohnheiten zu Rathe gezogen worden sind. Handarbeiten und anstrengende Körperübungen haben vor andern Beschäftigungen noch den eigenthümlichen Vorzug, daß sie auf den Abend Ermüdung bringen und die nächtliche Ruhe begünstigen.

Ein dem Wahnsinn eigenthümliches, denselben charakterisirendes Verhältniß bilden die schlimmen Angewöhnungen der Irren, die aus einer bei ihnen vorherrschenden Neigung zu sonderbaren und seltsamen Dingen herrühren; mit der Andauer und dem Fortbestande dieser steigert und befestigt sich aber auch der Wahnsinn mehr und mehr, und bevor man diese wahnsinnigen Gewöhnungen zu tilgen und den Irren an Regel und Ordnung zu gewöhnen vermag, darf keine Herstellung gehofft werden. Für jenes aber bedarf es großer Ausharrung und Geduld; es wird dafür um so mehr Talent und Geschicklichkeit erfordert, als der Irre schlau und gewandt sich allen, seinen Wahnsinn störenden Bestrebungen zu entziehen sucht.

Für die Familien und Freunde der Irren muß es eben darum von höchster Wichtigkeit seyn, diese schnell und sobald das Daseyn der Krankheit außer Zweifel gesezt ist, in eine wohleingerichtete Heilanstalt zu bringen, und nicht mit fruchtlosen Versuchen unter ungünstigen Verhältnissen die köstlichste Zeit für die Heilung vorübergehen zu lassen. Ungünstig sind aber die Familienverhältnisse in jedem Fall, denn allzeit wird gefehlt, sey es, was öfter geschieht, durch Zärtlichkeit und nachgebende Schwäche, oder durch Strenge und Härte, die erbittert und gleich dem entgegengesezten Extreme den Wahnsinn steigert. Die Vermeidung des Einen und des Andern ist es, die das Verdienst guter Irrenhäuser bildet, und ihre schnelle Benuzung wird jederzeit den Erfolg und diesen in der möglichst kurzen Zeit sichern.

Lyon, Juni.

(Fortsezung.)

Chappuys-Montlaville's Antrittsrede in der Akademie der Wissenschaften.

In einer der lezten Sitzungen unserer Akademie der Wissenschaften kam einiges Interessante vor, bezeichnete es auch nur den literarischen Ungeist mancher Redner. Es sollte Hr. Chappuys-Montlaville als neues Mitglied aufgenommen werden. Der Mann hatte zum Gegenstand seiner Antrittsrede den Einfluß der Restauration und der konstitutionellen Regierung auf die Literatur. Schon nach den ersten fünf Perioden hatte ich weg, wo der Wind herkam. Ich hätte es im Grunde schon aus dem Gegenstand selbst merken können, denn die Restauration, die geistig so höchst unbedeutend ist, hat gar keinen Einfluß auf die Literatur geübt, sondern nur die konstitutionelle Gestaltung Frankreichs, die aber recht gut ohne diese Restauration gedacht werden kann. Die ganze Rede war recht hübsch gedacht und gerundet, es fehlte nicht an wohlklingenden und glänzenden Stellen, die die Franzosen nun einmal haben müssen, wie die Kinder Spielzeug, wenn sie nicht schreien sollen. Gegen die jezt lebenden Schriftsteller, besonders gegen die Historiker, war Chappuys sehr ungerecht. Sollte man's denken? Von Lacretelle, Mignet und besonders von Thiers, dem geistreichen Wiederhersteller von Frankreichs Geschichte, von dem Verfasser der Lettres sur l'histoire de France und der Geschichte der normännischen Eroberung Englands, war mit keiner Silbe die Rede, sondern nur von Barante unter den neuern, dem nach Verdienst großes Lob gespendet wurde. Warum aber das wohl? Nichts natürlicher. Chappuys ist ein Unfreier; Lacretelle aber und Mignet haben so von der Revolution gesprochen, wie es geistreiche, unbefangene Männer müssen, indem sie alles Lobenswerthe derselben, besonders in ihren Folgen und Beziehungen auf das Heute, herausheben; Thiers stellt das uralte Frankreich mit seinen Freiheiten dar, wodurch freilich ein nachtheiliges Licht auf die spätern Könige, ihre Unterdrückungssucht und ihren bösen Sinn fällt. Solche Geschichtschreiber gehören nun natürlich nicht in Chappuys Gram. Barante hingegen kann er leicht loben, da er nicht von Frankreich, sondern nur von Burgund spricht. Wie man aber jener drei Männer gar nicht erwähnen kann, wenn man von der neuesten französischen Literatur spricht, das begreift Niemand, der nicht weiß, daß der französische Parteigeist über Alles geht. Uebrigens kam nichts von einiger Bedeutung in dieser akademischen Sizung vor; kleine Poesien, armselige Witze über die romantische Schule u. s. w.

Die Regierung hat 2000 Fr. für die Nachgrabungen in der Stadt Vienne ausgesezt. Delorme leitet sie, und vor Kurzem ist ein sehr schöner antiker Torso aus Parischem Marmor und eine Menge seltene Münzen gefunden worden.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. August 1830.

Es ist die Himmelssprache des Gebets
Die angeborne Sprache jedes Geistes;
Auf Erden faßt sie zarte Liebe nur.

Lamartine.

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

So vergingen Jahre im Kampfe mit der Verzweiflung und unter furchtbaren Schreckbildern der Phantasie. Ich wurde immer mehr hineingezogen in die mystischen Lehren, und die Versuche, die göttliche Kraft in der Natur, der Geschichte und dem Geisterreiche aufzudecken. Da begann endlich der Sturm in meinem Innern sich zu legen; denn Gebete und Gedanken an Gott und seine Natur, wenn auch mit irrigen Begriffen und Wünschen verbunden, bleiben niemals ohne die Frucht des Friedens und der Wahrheit. Das Gefühl treuer Pflichterfüllung, das Bewußtseyn, daß meine Dienste vom Baron und vom Förster dankbar erkannt wurden, mußten Zufriedenheit in meine Brust bringen; meine religiösen Betrachtungen wurden weniger heftig aber mehr praktisch. Um diese Zeit starb Schwarzbach in Armuth und Schulden, bevor er noch das Lebenselixir oder den Stein der Weisen gefunden hatte, von dem er sich ewige Jugend und Gesundheit versprach. Ein Jahr vor seinem Tode hatte er eine Nichte aus Sachsen, ein Mädchen, das von ihrem Bräutigam verlassen worden war, in sein Haus aufgenommen. Es findet eine geheime Sympathie zwischen Unglücklichen und Traurigen statt, wenn auch die Ursache ihres Kummers noch so verschieden ist. So fanden auch wir eines in des andern Umgang Trost, und als an ihrem Oheim sein lezter Traum und seine lezte Hoffnung vorübergegangen, und sie allein in der Welt war, bot ich ihr meine Hand, und mein Haus, das ich jezt als Nachfolger des alten Försters in Besitz nahm. „Ich denke, es soll besser werden als Sie denken," mit diesen Worten gab sie ihre Einwilligung; „ich achte Sie als einen braven und gottesfürchtigen Mann, und vielleicht gelingt es mir, noch manche unserer Lebensstunden zu versüßen. Sie hielt mehr, als sie versprochen hatte, deine gute Mutter! aber kaum hatte der Himmel Dich als ein sichtbares Zeichen seiner wiederkehrenden Gnade mir geschenkt, da schied sie von mir."

Sie waren, während der Vater so erzählte, bis über Tuttlingen gekommen, als sie durch den Kutscher unterbrochen wurden, der ihnen von dem Berge oberhalb der Stadt am südlichen Horizont die fernen Streifen der Schweizergebirge und den Silberblick des Bodensees zeigte. Es war dieß nach langer Zeit der erste Augenblick der Heiterkeit, ja der Freude. Das Auge des Försters glänzte von jugendlichem Feuer beim Anblick seiner Heimath, und in der Hoffnung, seinen Vater wieder zu sehen. Mariens Blicke hingen bald an der wunderbaren Schönheit des fernen Landes, bald an dem ungewohnten Freudenschimmer auf dem Gesichte ihres theuren Vaters. „Nur wenig hab ich noch hinzuzufügen;" fuhr Bernhard nach einiger Zeit fort. „Dein eigenes Leben, das noch hinter Deinen Erinnerungen liegt, war nur eine Verheißung, die deine späteren Jahre in Erfüllung brachten. Du warst immer ein stilles, schönes Kind, und viele wunderten sich über dein schweigendes Lächeln, mit welchem Du alles Schöne um Dich her zu

betrachten pflegteſt. Ich erinnere mich noch, wie wir eines Abends, es war einer der lezten in deiner Mutter Leben, auf einem Boote von Gundelsheim zurückkehrten; Du ſahſt den erſten Stern aufgehen und ſich im Neckar ſpiegeln; da kamſt Du aus Deiner gewöhnlichen Ruhe, ſtreckteſt die kleinen Hände aus, zuerſt nach dem Stern im Waſſer, dann nach ſeinem Urbild oben am Himmel, und dabei glänzte dein Auge gerade wie jezt, da Du jene fernen Eisthrone von Gottes Herrlichkeit in der Natur begrüßeſt, an deren Fuß ich, wie ich hoffe, Ruhe und Schuz für dieſe grauen Haare und für Deine Jugend finden werde. Wie mächtig ruft mir dieſer Blick," fuhr er fort und legte die Hand zärtlich auf der Tochter Schulter, „wie mächtig ruft er mir die Jahre Deiner Kindheit und Deiner Mutter Leben zurück!" — „Es iſt mir ſelbſt," erwiederte Marie, „als könnte ich mich jenes Abends und der Geſtalt meiner Mutter noch erinnern. O, daß wir wieder ſo eine Heimath hätten, und ſo in Frieden lebten! Ach, Vater, wie hat mich der lezte Abend in Marchthal mit peinlicher Angſt für die Zukunft erfüllt, und," fügte ſie mit leiſerer Stimme hinzu, „wie war es mit dieſem Abende?" Mit finſterer Stirne und die Augen auf den Boden gerichtet, antwortete der Förſter: „die Plane des Generals und der drei Junker kannſt Du nicht ganz verſtehen, gute Marie, auch will ich Dein Herz mit Erklärung derſelben nicht noch mehr erſchüttern. Wenn Moritz von meinem Schuß gefallen iſt; ſo möge Gott der Hand eines verzweifelten Vaters vergeben!" Er mußte hier inne halten, und verhüllte ſein Geſicht. Marie hatte Troſt darin gefunden, daß Thereſens Bruder durch Zufall, nicht durch ihres Vaters Schuld ums Leben gekommen war; und die Kaffern in Afrika waren ſo weit entfernt, und es war ſchon ſo lange her; aber dieſer Mord war unter ihrem eigenen friedlichen Dache, an einem Menſchen verübt worden, den ſie im Leben gekannt hatte, und durch dieſelbe Hand, welche jezt auf ihrer Schulter ruhte! Sie ſchauerte bis in ihre tiefſte Seele hinein, und es war ihr, als ſtiegen alle Ermordeten in den romantiſchen Heldenſagen, die ſie geleſen hatte, mit lebenden Geſichtern vor ihr auf, und tadelten es als eine Sünde, daß ſie ſich an ihrer Geſchichte erfreut hatte. Es dauerte lange, bis der Förſter ſo weit die Faſſung wieder gewonnen hatte, um ſeine Erzählung zu vollenden. „So iſt dieß Leben, mein Kind, und ſo iſt die Welt um uns her! Ich habe ein Gefühl, daß ich mit beiden bald meine Rechnung werde abgeſchloſſen haben. Aber, meine Tochter, könnte ich mit dieſen Augen noch ſehen, wie Du zur Ehre Gottes die Anlagen, welche in Dir verborgen ſeyn müſſen, entfalten wirſt, wie zufrieden wollte ich ſie ſchließen. Doch Alles liegt in Gottes Hand!"

Indeſſen hatten ſie die Höhen und Schluchten der Alp verlaſſen und ſahen ſich in einem ebenen Thale, das ſich allmählig vor ihren Blicken erweiterte; die waldigen Gipfel und Felſen, die mit manchem alten Schloſſe prangten, traten mehr und mehr zurück, und vor ihren Augen erhob ſich, faſt ſenkrecht, der majeſtätiſche Fels-Kegel, welcher die, einſt für unüberwindlich gehaltene Feſte Hohentwiel trägt.

(Die Fortſezung folgt.)

Wanderung durch die Gebirge der alten Volsker und Herniker.

(Beſchluß.)

Hinter Froſinone kamen wir in eine beſſere Straße. Die Ausſicht blieb immer dieſelbe, gleich groß und frei. Wir ſahen die Gebirge, deren Anblick den Weg durch die pontiniſchen Sümpfe erleichtert, die das Land der Circe noch heute wie vor Jahrtauſenden, mit einem unbeſchreiblichen Zauber umgeben, die bei Terracina und Gaeta in den phantaſtiſchten Formen glänzen, hier im Rükken an, wo ſie zwar immer groß und ſchön, aber weniger mannigfaltig als von der Meeresſeite aus, erſcheinen. — Gegen Abend kamen wir in Ferentino (häufig, obwohl unrichtig geſchrieben Fiorentino) an, einer kleinen Stadt, deren Bürger ſämmtlich von ländlicher Arbeit leben. Auch dieſer Ort liegt auf einer Anhöhe, welche die ſchönſten Ausſichten gewährt. Ein großes Haus, wie ein verwünſchtes Schloß, in ächt italieniſchem Styl, d. h. mit wenigen ganzen Fenſtern und überall offenen Thüren, das von dem Vetturin für die beſte oder vielmehr einzige Herberge der Stadt ausgegeben wurde, empfing uns hier. Eine ſehr dicke aber gutmüthige Wirthin und ein originneller Wirth, der zwar unaufhörlich beſchäftigt war, eigentlich aber nichts vor ſich brachte, boten uns die beſten Betten und ein ſchönes Abendbrod, beſtehend aus mehreren Gerichten, an. Daß dabei Alles von der erſten Qualität ſey, verſtand ſich von ſelbſt. Da wir in Italien keine Neulinge mehr waren, ſo ſchenkten wir dieſen Verſprechungen wenig Glauben, ſchienen indeß mit Allem zufrieden zu ſeyn, und verbaten uns nur Lamm- und Ziegenbraten, zwei Dinge, die, ſo patriarchaliſch ſie ſeyn mögen, zu unſern Antipathien gehören.

Ein kleiner Junge von dreizehn Jahren, der jüngſte Sprößling unſeres Wirths, erbot ſich, uns die Merkwürdigkeiten von Ferentino zu zeigen, und wir folgten ihm um ſo lieber, da uns in dieſer Gegend, über welche die meiſten Reiſebeſchreiber ſchweigen, faſt Alles neu war.

Wir gingen durch kleine krumme Straßen hin, in denen gleichwohl Alles voller Leben erſchien, da dieſe Gegend, ihrer großen Fruchtbarkeit wegen, ſehr bevölkert iſt. An unſern jungen Wegweiſer ſchloſſen ſich einige Männer mit auffallend glänzenden Augen und ſchönen kräftigen Geſtalten

an, die sich freiwillig erboten, uns die Merkwürdigkeiten von Ferentino zu zeigen. Am westlichen Ende der Stadt fanden wir zwei römische Thore, fast völlig erhalten, in herrlichen Quadern erbaut, und Reste der alten Via Labicana, oder richtiger Latina. Wir waren erfreut in dieser schönen Natur auch Monumenten der Kunst zu begegnen, unsere Freude wuchs aber bedeutend, als wir nicht weit davon die cyklopischen Mauern von Ferentino fanden, die nicht zu den lezten Merkwürdigkeiten dieser Gegend gehören. Diese Mauern werden von ungeheuern Polygonen gebildet, die mit großer Kraftanstrengung zusammengefügt sind, auf deren Höhe sich aber ein zweiter, niedrigerer Bau aus spätern Zeiten erhoben hat, ohngefähr wie bei dem Grabmahle der Cäcilia Metella.

Es ist hier nicht der Ort, Vermuthungen über die Gründung dieser Bauwerke anzustellen, nur so viel ist historisch, daß anfänglich hier Volsker, dann Herniker wohnten, von den punischen Kriegen an römische Kolonien hergeführt wurden, und die aus Rom gesandten Prätoren, wie aus Ciceros pro domo sua gehaltener Rede hervorgeht, unter den Eingebornen häufig eine sehr harte Herrschaft ausübten.

Wir kamen in unser Wirthshaus zurück und hier erwartete uns ein ächt italienisches Abendbrod, voll Genusses auf der einen, und voller Entbehrungen auf der andern Seite. Unsere Kollation, die so viel besprochen, war noch nicht fertig, und wir begaben uns anstatt auf unser Zimmer, in einen großen Saal zu ebener Erde, der Schenkstube, Küche und Vorrathskammer zugleich war. Im Hintergrunde saßen an einer schmalen Tafel eine Menge junger Männer aus Ferentino, die anstatt zu Hause, nach italienischer Art, ihr Abendbrod in der Trattorie suchten, und da es Sonntag war, der Flasche fleißig zusprachen. Sie wurden von dem riesenhaften Sohne des Wirths, einem schönen jungen Menschen und einer Magd bedient, die in großem Staat, das heißt in phantastisch bunten Kleidern und einem glänzend weißen Schleier, in der Mitte des Saals an einem Balkon saß, und die Getränke austheilte. Diese junge Person, die in einen der ländlichen Gäste verliebt schien, würdigte uns keines Blickes. Wir, d. h. zwei deutsche Reisende, saßen indessen an einem freistehenden Herde, um den rings Bänke standen, und bildeten die Hauptpersonen, um die das Gros der Familie beschäftigt war. Der Wirth erschien von Zeit zu Zeit mit einem Löffel und nahm den Schaum aus einem Topfe, in welchem ein Huhn für uns gekocht wurde, indem er das Gefäß dem Feuer bald näher, bald entfernter rückte. Er bediente sich, um in dasselbe zu leuchten, einer Art Lampe, die uns bedenklich machte, da ihre Ingredienzen sich leicht mit dem Abendbrod vermischen konnten. Von Zeit zu Zeit ließ er einen Ausdruck der Zufriedenheit über das Verhalten des kochenden Huhns fallen, das uns zu verstehen geben sollte, daß Alles gut gehe. Während dieser Zeit saß seine Tochter, ein Mädchen von 15 bis 16 Jahren, uns gerade gegenüber und betrachtete uns mit ernsthaften, neugierigen Blicken, so, als wenn sie zum erstenmale Fremde sähe. Da sie ungemein hübsch war, so ermüdete uns ihre Art von stummer Aufmerksamkeit nicht, und wir vergaßen über dieser holden Figur der elenden Präparate, die zu unserm Abendbrod gemacht wurden, die uns jezt immer deutlicher einleuchteten. Diese italienische Wirthstochter wußte ihre edle Gestalt und ihr schönes Gesicht so anmuthig zu wenden, so leicht zu tragen, so sinnend zu stützen, daß wir uns nicht leicht eines hübschern Bildes erinnern. Endlich schlug die verhängnißvolle Stunde unsers Nachtessens, zu dem wir uns eine Treppe hinauf in das Zimmer der Familie, wie sich unsere Wirthin ausdrückte, begaben, wo ungeheuer große Betten standen und die Wände mit Heiligenbildern überdeckt waren. Bei unserer Aufwartung war, nach patriarchalischer Art, die ganze Familie beschäftigt und unser Liebling brachte uns den Salat, die einzige erträgliche Substanz unsers Soupé's.

Wir begaben uns endlich zur Ruhe neben dem Zimmer der Familie, was wir anfänglich für eine Art Auszeichnung zu halten geneigt waren. Wir hörten zwar die Stimme und den Tritt unserer schönen Hausgenossin, wurden dagegen von römischen Flöhen dermaßen zernagt, daß uns diese Nacht, die so angenehm begonnen hatte, in ihrem Verlaufe ungemein verdrießlich wurde. Keiner von uns konnte ein Auge schließen und diese Pönitenz dauerte bis zum Morgen, der für unsere Ungeduld spät genug herankam.

Die Erinnerung an die cyklopischen Mauern, das schöne Mädchen in Ferentino und die kleinen Vampyre, diese drei Dinge, so verschieden sie unter sich sind, werden noch lange ein lustiges Bild in unserm italienischen Reiseleben abgeben.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Geographische Gesellschaft. Beabsichtigte Weltumseglung.

Am 16. dieses Monats versammelten sich die Mitglieder der neuen geographischen Gesellschaft zum ersten Male zu einer nur vorbereitenden Sitzung unter dem Vorsitze des bei der Admiralität einen hohen Posten bekleidenden Herrn Barrow. So haben endlich die hiesigen Gelehrten sich entschlossen, zur Förderung der Erdkunde nach einem höhern wissenschaftlichen Standpunkte zusammenzutreten, und sich dadurch vom Vorwurfe befreit, den ihnen mehrere Hauptstädte des Kontinents mit Recht machen konnten. Das Ausland darf aber auch nunmehr mit Zuversicht auf manche ausgezeichnete Leistungen hoffen. Zuvörderst spricht dafür der Entschluß der Stifter, keine blos prunkende, sondern vielmehr eine arbeitende Gesellschaft bilden und eifrig ans Werk gehen zu wollen; Namen, wie Barrow, Leake, Franklin, Frazer, Elphinstone, Hall, Smyth und viele andere ausgezeichnete Männer, welche die Geschäfts-

führung als Ausschuß leiten, bürgen schon für ein kräftiges Streben; und in welchem Lande kann auch wirklich ein löblicher Ehrgeiz dieser Art leichter befriedigt werden? Herrn des Meeres, im Besitz unermeßlicher Länderstriche in allen Welttheilen und mit dem angebornen Hange zu weiten Reisen, besitzen die Engländer bei weitem mehr Hülfsmittel aller Art, als jedes andere Volk, und es fehlte nur ein leitender Verein, der die Anregung zu einer mehr wissenschaftlichen Behandlung dieses Zweiges der Literatur zu geben vermöchte. Die meisten Mitglieder des Ministeriums, wie der Herzog Wellington, Lord Aberdeen, Melville, Sir George Murray u. s. w. sind der Gesellschaft beigetreten, und der Vorsitzer gab die officielle Versicherung, daß sowohl die Admiralität, als das Colonialdepartement, an deren Spitze die beiden letztgenannten Minister stehen, mit der größten Bereitwilligkeit die Schätze ihrer Archive und Documente im Fache der Länderkunde, Statistik u. s. w. der Gesellschaft mittheilen werden. Die Zahl der Mitglieder übersteigt bereits vier Hundert, unter welchen sehr viele dem Auslande rühmlichst bekannte Geographen und Naturforscher sich befinden. In jener ersten Sitzung wurde beschlossen, vorläufig alle Gouverneurs sämmtlicher Brittischen Besitzungen in und außerhalb Europa von ihrer Constituirung in Kenntniß zu setzen, und sie zur Theilnahme und Mitwirkung einzuladen. Auch wurde auf eine Anfrage des Herzogs von Bedford die gegründete Hoffnung geäußert, daß die seit mehreren Jahren bestehende Afrikanische Gesellschaft sich mit dieser neuen vereinigen und derselben ihre Sammlungen überliefern werde. Auch der Präsident der ostindischen Compagnie hat als Mitglied seine thätige Mitwirkung versprochen; man darf daher mit Recht von dieser Gesellschaft viel Vorzügliches erwarten. Die erste allgemeine Sitzung ist auf den November d. J. anberaumt. Da hier einmal von Länderkunde die Rede ist, so mag auch eine neue Weltumseglung nicht unerwähnt bleiben, die der Reisende Buckingham beabsichtigt, und die wegen ihrer Eigenthümlichkeit — sie wird auf Subscription unternommen — gewiß der Aufmerksamkeit des Auslandes nicht unwerth ist. Die Schicksale Buckinghams sind bekannt. Als Seemann erzogen und später von der ostindischen Compagnie wegen Aufdeckung vieler Mißbräuche in Ostindien verfolgt, ist er im Bewußtseyn der Gerechtigkeit seiner Sache als der furchtbarste und wirksamste Feind der Compagnie aufgetreten; er hat das ganze Land gegen diese monopolistische Gesellschaft eingenommen und ihren außerordentlichen Einfluß*) tief untergraben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es ist Thatsache, die hier ohne Furcht einer Widerlegung angeführt werden kann, daß es beinahe keine einzige angesehene Familie der höheren und besseren Classen im ganzen Königreiche giebt, die nicht durch Dienstverhältnisse von Blutsverwandten in den asiatischen Besitzungen mittelbar oder unmittelbar im Verbande mit der ostindischen Compagnie stünde. Die unermeßlichen Länderbesitzungen in Asien, die Besetzung aller Civil- und Militärstellen von Fähndrich an durch Europäer, die Verheerungen des Climas, wodurch fortwährend eine Menge neuer Candidaten angestellt wird, und die Vortheile, welche der Dienst immerhin noch gewährt, erklären jenes Phänomen. Demnach wankt der Einfluß des mächtigen Körpers, weil auch nach seinem Hinscheiden der Länderbesitz der Nation verbleibt, und die Einzelnen nur einen sicherern Herrn — den Staat selbst — erhalten.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Jacotot'sche Zeichenmethode.

Die Anwendung der Methode Jacotot auf den Unterricht im Zeichnen hat hier schon viele Freunde, und selbst Manche von denen sind ihr geneigt, die sich früher dagegen erklärten. In dieser Beziehung kam vor Kurzem ein recht bezeichnender Umstand vor. An der Mauer der Zeichenschule von St. Pierre, wo die Methode Jacotot nicht angewendet wird, arbeitete ein Tüncher, dessen Bube, ungefähr zwölf Jahr alt, ihm Anfangs bei der Arbeit hilft, aber bald müde wird und zu seiner Schiefertafel greift, um darauf sehr verkleinert mit einigen feinen Strichen eine Büste abzuzeichnen, die in der Nähe stand. Eben war er im Begriff die Zeichnung wieder auszuwischen und eine andere zu machen, als Arthaud, der Director der Zeichenschule, zu ihm tritt. Der Professor urtheilt, der Knabe müsse drei Jahre lang Privatunterricht im Zeichnen gehabt haben. Darauf erfährt er, erst seit drei Monaten gehe er mit vielen andern Knaben in die Jacotot'sche Schule, und angefangen habe er mit dem Kopf des Apolls von Belvedere. Der Professor ergießt sich nun in bittern Tadel dieser verkehrten Methode, wo man damit anfange, wo andere Schüler aufhörten, vergißt aber ganz, daß der Knabe gerade durch diese Methode in so kurzer Zeit so weit gekommen. Man hält ihn vielmehr für ein ausgezeichnetes Genie und bewegt daher den Vater, ihn in die St. Peters-Zeichenschule zu schicken. Da dieselbe unentgeltlich ist, so willigte dieser ein. Was geschieht nun? Der geschickte Knabe schreitet nicht allein bei der da angewendeten Methode nicht vorwärts, sondern geht entschieden zurück, bis ihn der Vater da wieder wegnimmt und in seine ehemalige Zeichenschule bringt. Hier beginnen seine Fortschritte von Neuem und nehmen zu. Dieß ist aber gar nichts Außerordentliches, sondern bei allen Schülern wird das Gleiche bemerkt, was den Hauptgrundsatz der Jacotot'schen Lehrart — daß alle Schüler gleiche Anlagen hätten, und daß es nur Schuld des Lehrers wäre, wenn sie nicht gleich entwickelt würden — zu bestätigen scheint. Es ist nicht zu läugnen, diese Zeichenschule, die vorigen Winter begann, hat alle Erwartungen übertroffen, die selbst die Freunde der Jacotot'schen Methode von ihr gehegt hatten und die allen Andern übertrieben und lächerlich schienen. Jacotot, dieser Lyoner Pestalozzi, hat damit gewiß der Menschheit ein großes, nicht genug zu preisendes Geschenk gemacht. Unberechenbar sind diese Vortheile, die daraus für sie hervorgehen, denn in Beziehung auf Unterricht und geistige Ausbildung hört nun der doppelte, so niederdrückende Unterschied zwischen Bemittelten und Armen, Anlagevollen, Beschränkten und Talentlosen auf; von nun an wird der Unterricht weit weniger kosten, wie bisher, und mit einigem Eifer und Fleiß bringt es das geistesarme Kind, wenn auch nicht so weit wie das geistreiche, doch viel weiter, als bisher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 188:

Vielleicht.

Logogryph.

Immer, so lange du lebst, mußt thun du, was ich gebiete;
Krankheit nur und der Tod machen dich ledig der Pflicht.
Nimm mir ein Doppelzeichen, so nenn' ich die köstliche Mutter,
Deren Söhne dich oft machen den Himmlischen gleich.
Aber ein Zeichen entfernt, und ich hasse die Berg' und die Hügel;
Nur das Flache benenn' ich und das Niedrige stets.
Rücke noch eines hinweg, und ich bin ein hebräisches Wörtlein.
Nun noch eines, und dir nenn' ich ein Zeichen der Schrift.

H. D.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. August 1830.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis seyn?
Mit Niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schooskinde,
Der Phantasie.

Goethe.

Träume.

Von Viktor Hugo, übersezt von J. B. Werner.

I.

Ihr Freunde! fern von Städten,
Fern von der Kön'ge Haus,
Fern von des Hofes Ketten,
Mich von der Welt zu retten,
O suchet, sucht mir aus,

Wo sich an dunkler Stelle
Die Seele träumend wiegt,
An silberklarer Quelle,
Wohin nicht Wind noch Welle
Des Menschenhaufens fliegt,

Auf wild verschlung'nen Wegen
Von ehedem ein Haus,
Eine Bucht am Strand gelegen,
Ein Nestchen in Gehegen,
Ein Schloß in Waldesgraus!

Sucht es in düstern Räumen
Recht ruhig, und bedeckt
Mit vielen, wilden Bäumen,
Mit schwermuthsvollen Träumen,
Im Schatten tief versteckt.

Da soll mein Lied verschwiegen,
Auf unbetret'ner Bahn,
Auf Rosen bald sich wiegen,
Bald mächt'gen Schwunges fliegen
Zum hohen Berg hinan;

Den Flügel soll's entfalten,
Und soll der Lüfte Reich,
Von keinem Band gehalten,
Den Raum durchmessend, spalten,
Dem freien Vogel gleich.

II.

Ein Traum trag' mich von hinnen
Fort aus gewohntem Raum;
Es soll mir nicht entrinnen,
Daß Nachts ich möge sinnen
Ob meinem Tagestraum!

Weiß, wie die Segel schweben
An Horizontes Saum
Und einen Stern umweben,
Steh' zwischen meinem Leben
Und zwischen mir der Traum!

Du Muse, die in meine
Nacht niedertauchet licht,
Bestrahl' mit gold'nem Scheine,
Doch störe ja mir keine
Der Traumgestalten nicht!

Da sollen sich entfalten
All' die Gedanken mein,
Sich fest umschlungen halten,
Und freundlich mich umwalten,
Um meinen Heerd sich reih'n.

Und meinen Traum umschlingen,
Mit lichter Augen Schein,
Und wiegen und ihn schwingen,
Wie schwesterliches Singen
Das kleine Brüderlein!

III.

Auf hohem Meeresstrande,
In Wäldern, grün umlaubt,
Da athmet man, der Bande
So frei, daß man dem Lande
Den Himmel näher glaubt!

Und alles spricht und regt sich,
Gleich einem holden Traum,
Die Welle steigt und legt sich,
Es flüstert und bewegt sich
Die Luft im grünen Baum.

Der tiefsten Tief' entquollen,
Ein Lied erschallet, hehr;
Es ist der Sphären Grollen,
Es ist der Welten Rollen
Auf weitem Himmelsmeer.

Der Psalmen Wiederhallen
Ist's, zu Jehovas Lob,
In jenen Friedenshallen,
Wohin wir alle wallen,
Wer sich dem Staub enthob.

Wo keine Wunden bluten,
Kein Auge nimmer weint,
Wo sich, wie Gluth mit Gluthen,
Wo sich, wie Fluth mit Fluthen,
Mit Geistern Geist vereint!

IV.

Dieß Lied zu allen Zeiten
Süß weinender Natur
Hört man in Einsamkeiten;
Stadtlärm kann uns bereiten,
Ach! eitle Klänge nur.

Ein Fels, umschäumt von Wogen!
O Alt-Bretagnerland!
Ein Schloß mit goth'schen Bogen,
Vom Celtenwald umzogen! —
Nur trag' des Thurmes Rand,

Wo ich mir möchte bauen
Mein gastlich, wirthlich Haus,
Ein Thor, in Stein gehauen,
Und seine Stirn laß' schauen
Des Epheu's grünen Strauß!

Ein stolzes Wappen hange
Hoch an Kamines Saum,
Das hocherleuchtet prange,
Und ästereich umfange
Die Wand als wie ein Baum.

Im Sommer soll den reinen
Blauhimmel mir entzieh'n
Das Buchengrün, bescheinen
Im Winter soll die Meinen
Die Flamme im Kamin!

Und wenn des Nachtwinds Streichen
Die Lüfte seufzen macht
In meinen Wälder-Reichen,
Gespenstern sollen gleichen
Die Zinnen in der Nacht!

Auch sollen Mägdlein dienen
Mir aus dem Geisterland,
Umschwärmen mich wie Bienen,
Mit jugendlichen Mienen,
Im faltigen Gewand.

Von Helden, die gefallen,
Die Geister sollen zieh'n
Und flüchtig klagend wallen
Weiß, unter meinen Hallen,
Schwarz, vor den Fenstern hin.

V.

Wenn meine Mus' entschwungen
Ihr Nestlein trägt von dann'
Mit den beschwingten Jungen,
Wo einst der Tritt erklungen
Von einem Eisenmann:

So ist's, weil Herrlichkeiten
Der, wenn nicht bessern, doch
Viel schönern alten Zeiten
Ich lieb', und gern mag schreiten
Durch sie; — und dazu noch

Hat oft die Schwalb', errettet
Aus dem Gewitterſturm,
Die kleine Brut gebettet
In's Geyernest, gekettet
An einen Felsenthurm.

Und ihre Kleinen ſtachen,
In Spielen mancherlei,
Mit ihren zarten, ſchwachen
Gelbſchnäbelchen, und brachen
Des Rieſenvogels Ei.

So, unter Waffen werden
Im alten Heldenſchloß,
Meine Lieder ſich geberden,
Mit Helmen und mit Schwerdten,
Wie Zwerge, rieſengroß!

VI.

So ſollen meine Stunden
Im ſtolzen Ritterſchloß
Mir grünen, leicht gebunden,
Gleichwie zum Kranz gewunden
Des Epheus grüner Sproß.

Schloß aber oder ſchlichte
Strohhütte — von der Zeit
Getrennt, leb' ich vom Lichte,
Vom Traume, vom Geſichte,
Und in Vergeſſenheit!

Mariens Reiſe.

(Fortſetzung.)

Während ſie am Fuße dieſes merkwürdigen Berges vorbeifuhren, unterhielt ſie der Kutſcher von der wunderbaren Belagerung, da General Wiederhold im 30jährigen Kriege dieſes Schloß drei Jahre gegen die kaiſerlichen Heere vertheidigte. Sie fuhren durch die Gehölze, welche das Thal zwiſchen Hohentwiel und dem Bodenſee bedecken, und der Vater zeigte Marien ſchon die Stadtthürme und Kirchen von Rorſchach: „in einer halben Stunde ſind wir außer aller Gefahr der Verfolgung, dann wird uns ein Boot aus dieſem Hafen über den See in mein freies Schweizerland hinübertragen!

„Herr," rief Ludwig, „da kommen vier Reiter hinter uns im Galopp angeſprengt. Sind das Räuber oder ſchwediſche Reiter, die vom dreißigjährigen Krieg noch übrig geblieben ſind?" — „Es ſcheinen Landdragoner von Hohentwiel zu ſeyn," ſagte der Kutſcher; „ſie ſuchen vielleicht einen aus dem Schloß entwichten Verbrecher." In demſelben Augenblick hatten die Reiter die Kutſche erreicht, und während zwei von ihnen dem Kutſcher Halt zu machen befahlen, zeigte ſich an jedem Kutſchenſchlage unter einem dreieckigen Bortenhute mit Federbuſch ein altes rothbraunes Geſicht. „Sind Sie der Förſter Bernhard von Marchthal?" fragte der Korporal. „Ich bin's," antwortete nach kurzer Zögerung der Förſter mit einem troſtloſen Blicke auf ſeine Tochter. „Sie ſind des Mords und der Empörung angeklagt, und ich nehme Sie im Namen des Herzogs in Verhaft." — „Wie Gott will," ſagte der Förſter. „Aber ich hoffe, dieſes unſchuldige Geſchöpf wird ungehindert zu ihren Verwandten gehen dürfen." Förſter Bernhard von Marchthal, mit ſeiner Tochter und einem andern Mitſchuldigen, heißt es in meiner Ordre. Kutſcher, an der nächſten Ecke fährſt Du rechts. Iſt der Burſche vorn gebunden?"

Bald waren ſie am Berge angelangt. Die erſchöpften Pferde ſchleppten nur langſam und unter vielen Peitſchenhieben des Kutſchers und den Flüchen der Reiter die Kutſche die Höhe hinan. In derſelben wurde kein Wort geſprochen, nur ſagte der Vater: „Tochter, laſſe mir den einzigen Troſt, daß ich Etwas in dieſer Welt nicht vergeblich gethan, daß ich Dich beten gelehrt habe. Wenn wir getrennt werden, was vielleicht bald und für immer geſchieht, ſo wanke nicht in Deinem Vertrauen auf Gott, und bete für Deinen Vater!" Marie hö.te ihn kaum. Sie betete ſchon, ihre Augenlieder waren geſchloſſen, ihr Haupt geneigt, und ihre Hände ruhten gefaltet auf ihren Knieen.

Endlich raſſelte die Zugbrücke herab, die Angeln der Thore knarrten, und der hohle Schall der Hufe zeigte ihnen an, daß ſie durch den gewölbten Thorweg in das untere Schloß einfuhren. Man deutete ihnen an, zu halten und auszuſteigen. Kaum hatten ſie Zeit, einen Blick umher zu werfen, welcher ihnen zeigte, daß ſie ſich auf einem offenen Platze befanden, der von vier großen, regelmäßigen Gebäuden umſchloſſen war, ſo brach man ſchon mit ihnen nach der obern Feſtung auf. Sie mußten durch viele Thore gehen, bei welchen ſie von den Invaliden, die Hunderte von dergleichen Unglücklichen denſelben Weg hatten gehen ſehen, mit gleichgültigen Augen betrachtet wurden. Nur am lezten Thore ſagte ein ſilberhaariger, aber noch kräftiger Feldwebel in tiefem Baß, jedoch mit einem mitleidigen Blick auf Marie: „Faſt ein zu ſchöner Vogel für einen ſo alten finſteren Käfig!" Auf einem offenen Platz mußten ſie wieder Halt machen, Mariens Angſt ſtieg bei dieſem Verzug zur höchſten Pein; da lenkte der Vater ihre Aufmerkſamkeit auf die Landſchaft, die unter und vor ihnen ausgebreitet lag; im grauen Abendduft zeigten ſich die Alpen von Tirol, der hohe Sentis und die weiter entlegenen Gebirgsſpitzen von Glaris und Graubündten, eine Reihe mächtiger, ſilbergrauer Rieſen. Blitzende Streifen fielen von ihren Schultern nieder, ihre ſtarren Häupter erglühten in duftigem, durchſichtigem Purpurroth. Hinter ihnen hing ein dunkelſchwarzer Mantel von Regengewölk, vor ihnen, als wäre es zu ihren Füßen, breitete ſich mit ſeinen Buchten der klare Spiegel des Bodenſees aus, der das ganze Land, bis zu den glühenden Berggipfeln hinauf, wiederſtrahlte.

Zwei-, dreimal versuchte es der Vater zu reden, aber immer schlossen sich seine Lippen wieder. Endlich deutete sein ausgestreckter Finger in sicherer Richtung, und er sagte mit leiser Stimme: „Dort ist das Thal meiner Heimath; hinter jenen zwei Bergspitzen liegt meines Vaters Haus.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Buckinghams projektirte Reise um die Welt.

Buckingham gehört zu den Menschen, denen es zu Hause nie behagt, und so entschloß er sich, ein neuer Weltumsegler zu werden und dabei folgende Zwecke zu verfolgen: 1) einen größern Markt für die Consumption brittischer Kunsterzeugnisse zu suchen, 2) neue Austauschartikel aufzufinden, 3) unsere Kenntnisse des gesellschaftlichen Zustandes in China zu erweitern, und 4) europäische Kultur unter die Asiaten, durch Mittheilung von Modellen zum Ackerbau, Zeichnungen, Schriften u. s. w. zu verbreiten. Er will also den Handel in genauere Verbindung mit den Werkzeugen zu einer höhern Kultur bringen, als bisher geschehen war, und gerade von diesem Gesichtspunkte aus verdient sein Plan die allgemeine Aufmerksamkeit der Handelsstaaten. Wie selten segelt ein Kauffahrteischiff aus Europa nach andern Welttheilen ab, dessen Rheder die Absicht haben, der Wissenschaft oder der Kultur des Menschengeschlechts auch nur entfernt zu dienen! Und auf diese Weise kann doch so viel geleistet werden. Buckinghams Hauptaugenmerk bei seiner Unternehmung ist aber auf den indischen Archipel und alle Inseln und Küstenländer von der Straße von Malacca bis zum nordöstlichen China gerichtet. Vom Publikum verlangt er zu diesem Behufe ein völlig ausgerüstetes Schiff als Geschenk; allerdings ein großes Geschenk, da die Kosten eines zu einer solchen Unternehmung tauglichen Schiffes auf wenigstens 5000 Pf. angeschlagen werden müssen. Zweihundert Personen, worunter die Herzoge von Sussex, Glocester, Somerset, Bedford, Leicester, Devonshire und viele andere Lords und Parlamentsmitglieder, haben sich schon jeder für fünf Guineen unterzeichnet. Da aber eine Summe von 1000 Pf. lange nicht hinreicht, Buckingham mit einem solchen Meuble, als ein Weltumseglungsschiff ist, zu versehen, so wurde vor wenig Tagen unter dem Vorsitze des Herzogs von Sussex eine öffentliche Versammlung im Hörsale der Royal Institution gehalten, und somit das ganze Publikum zur Theilnahme eingeladen. Es war eine Freude, Männer, wie der Herzog von Sussex, Lord John Russel, Durham, Sir Sydney Smith, Sir Alexander Johnstone mit vieler Beredtsamkeit und in den wärmsten Ausdrücken ihre Gefühle und Ansichten über die Nützlichkeit einer solchen Unternehmung äußern zu hören. Der Saal war mit Damen und Herrn gefüllt; der Held von Acre, Sir Sydney Smith, wurde mit den größten Beifallsbezeugungen begrüßt, und als der Herzog von Sussex unter andern bemerkte, daß er in Folge des vertrauten Umgangs mit seinem königlichen Bruder die Versicherung geben könne, daß sein erster Gedanke die Beförderung des Glückes seines freien und geliebten Volkes sey, wollte das Beifallsrufen gar nicht aufhören. Solche Art von Oeffentlichkeit ist es, welche einen so mächtigen Einfluß auf die Nationalität dieses Volkes ausübt, und es zur größten und mächtigsten Nation der Erde stempelt, trotz aller Schreckbilde und Verläumdungen. Buckingham selbst entwickelte in einer meisterhaften Darstellung den Umfang seines Planes; durch den Tauschhandel hofft er alle Kosten seiner Unternehmung zu decken, nur ein Schiff verlangt er kostenfrei, und es ist kein Zweifel, daß er es zuletzt bekommen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Jacotot und das Urtheil der Universität über ihn.

Durch die Jacototsche Methode ist die Laufbahn der Wissenschaften und Künste Allen geöffnet, die sich mit Ernst damit beschäftigen wollen, Reichen und Armen. Genie und Talent ist nicht mehr das ausschließliche Privilegium einiger Wenigen, von der Natur Begünstigteren, sondern der gewisse Lohn für Arbeitsamkeit, Mühe und Beständigkeit. Diese Methode bewirkt jetzt in allen Lehrfächern eine so große Umgestaltung in Frankreich, daß ich noch einmal darauf zurückkommen muß, wiewohl ich schon früher in einem meiner Lyoner Berichte fürs Morgenblatt in Kürze davon gesprochen habe. Schon lange ist in allen Ecken die Rede davon, aber im Klaren sind nur Wenige. Es hat auch seine kleinen Schwierigkeiten, darüber ein klares und richtiges Urtheil zu fällen, zumal wenn sich Vorurtheil und vorgefaßte Meinungen einmischen. Das liebe Publikum horcht rechts und horcht links und wiederholt, was es eben zuletzt gehört. In gar manchen Ländern ist ein Vater recht in Verlegenheit, wenn er über den Unterricht seines Sohns einen Entschluß fassen will; da werden ihm hundert Methoden anempfohlen, von denen jede die beste seyn soll. Bei uns in Frankreich ist dies ganz anders, da sorgt die Universität für Alles; unter ihr steht, unter ihr lernt, wer Mediziner, Jurist, Theolog, Kaufmann, Diplomat oder Soldat werden will. Sie weiß Alles, sie kennt Alles, ihre Methode ist die allein herrschende, die allein seligmachende. Daß daraus entsetzlich viel Unwesen für den Unterricht hervorgegangen, begreift in Frankreich jedes Kind, außer die Herrn von der Universität, die davon leben. Gehört man aber nicht zur Universität, und bedenkt man mit kaltem Blut, daß diese uralte Anstalt und Körperschaft immer in ihrem alten Zustand aufrecht gehalten und gestützt wurde, während Alles um sie her in Staub und Trümmer fiel, dafür aber viel neues, junges und kräftiges Leben aufsproßte, so möchte man glauben, sie sey in ihrem Geschäft vollkommen geworden und habe darin alle Geschicklichkeit weg, ja sie habe sich wie Andere eine Art von Legitimität erworben. Dies erklärt, warum Jacotot so verschiedenartig beurtheilt worden, selbst von unterrichteten Männern. Sämmtliche Universitätsleute schrieen gleich, die neue Lehrart sey absurd und schädlich. Dies war nicht sowohl ihre Ueberzeugung, sondern das Handwerk forderte, das Publikum zu verdutzen und dagegen einzunehmen, ehe es recht nachdenke und prüfe. Es wird bei der Universität wie im Handel gemacht: neue Konkurrenten müssen erdrückt werden, es koste was es wolle. Dies ist im Grunde der Universität als Körperschaft gar nicht übel zu nehmen; wir würden es vielleicht eben so machen, wenn wir dazu gehörten. So viel ist gewiß, man muß die Universität nicht hören, wenn sie über Jacotot spricht, und ihn nicht, wenn er sich über die Universität und über gelehrte Körperschaften überhaupt äußert. Auch in Belgien, wo Jacotot zuerst auftrat und wo er noch lebt, besteht eine Universität; auch sie war dem Mann und seinem System abgeneigt; er aber hatte feste Beharrlichkeit, und die Sache war für ihn entschieden, als er mehrere ausgezeichnete Schulmänner gezogen hatte, die hernach mit ihm arbeiteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 196.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 17. August 1830.

Das Gespinnst der Lüge umstrickt die Besten; der Schein regiert
Die Welt und die Gerechtigkeit ist nur auf der Bühne.

Schiller.

J. J. Rousseau, David Hume und Horaz Walpole.

(Fortsetzung von Nro. 192.)

David Hume tritt nur für einige Monate in Jean Jacques Leben ein, stand aber in dieser Zeit in so genauer Verbindung mit ihm, und hatte so viel Einfluß auf dessen kurzen Aufenthalt in England, daß er unter seinen Zeitgenossen nicht fehlen darf. Wie Hume in seiner Geschichte von England falsch, partheiisch und unzusammenhängend ist, so auch in seinem übrigen Leben und Thun. Dieß hat Niemand besser dargethan als sein Freund und Landsmann Horaz Walpole, der ihn kurzweg einen Lügner nennt. Während er in Paris mit Jean Jacques in freundlichem Verhältniß stand, machte er in Gesellschaft Witze über ihn, unter andern über einen Brief, den Friedrich II. an Rousseau geschrieben haben sollte. Diesen Gedanken faßte Horaz Walpole auf, um darnach einen solchen Friedrichsbrief aufzusetzen und unter seinen Bekannten kursiren zu lassen, worüber denn nach damaliger Weise viel gelacht und über Jean Jacques gespottet wurde. Während Hume sich so über Rousseau äußerte, that er sein Möglichstes, um ihn zu einer Reise und zu einem Aufenthalt in England zu bewegen. Dieß geschah auch, und Hume gab sich wirklich viel Mühe, ihm dort eine angenehme Existenz zu verschaffen. Diese Bemühungen scheiterten aber an Jean Jacques Eigensinn und Verblendung. Unglücklicherweise erfuhr er eines Tags durch einen Brief aus Paris, wie sich Hume in derselben Zeit über ihn lustig gemacht, wo er ihn unter hundert Freundschaftsversicherungen einlud, mit ihm nach England zu gehen. Weiter bedurfte es nichts, um ein Gemüth, wie Rousseaus, leidenschaftlich aufzuregen. Er schrieb Hume einen heftigen Absagebrief. Hume fürchtete, derselbe werde in Paris bekannt werden und ihm durch so manches Wahre, das er enthielt, bei seiner Coterie schaden. Um ihm zuvorzukommen und die Gemüther für sich zu gewinnen, ließ er ihn selbst in einem Exposé succinct drucken, an dem Holbach, Suard und d'Alembert gearbeitet haben. In einer Vorrede lobt sich Hume selbst auf ganz unverschämte Weise, oder läßt sich von seinen Leuten lobhudeln. Dieß Betragen schadete ihm aber sehr bei allen Gutdenkenden, denn Jedermann sah ein, daß er nicht nöthig gehabt hätte, diese reine Privatsache öffentlich zu machen, wenn er sich damit nicht hätte weiß brennen wollen. Qui s'excuse, s'accuse, dachten alle. Rousseau hingegen schlug den richtigeren Weg ein — er schwieg. Hume charakterisirt sich vollständig in seiner unzarten Untersuchung über Jean Jacques Vermögensumstände, worüber mehrere Briefe von ihm vorhanden sind. Einmal sagt er, Rousseau habe doch wahrscheinlich ein ganz geringes Einkommen, was er ihm verschwiegen. Er wollte sogar darüber durch Madame Boufflers Nachfragen bei dem Wechsler Rougemont in Paris anstellen lassen, diese Dame aber that es nicht, denn sie kannte Jean Jacques recht gut, und wußte, daß er keiner Verstellung fähig sey. Später, als das Exposé succinct unter

Humes, Suards und d'Alemberts Zusammenwirken gegen Rousseau herauskam, war obige Vermuthung zur Gewißheit geworden, und Hume sagte: „ich weiß jezt ganz gewiß, daß Rousseaus Vorgeben von Elend und Armuth nichts ist, als eine Charlatanerie, wodurch sich der Mann nur interessanter machen, und das Mitleid anderer mehr rege machen will.“ Seitdem hat man mit Gewißheit erfahren, daß Hume die Unwahrheit gesagt hat. Nie hat Rousseau seinen kleinen Vermögenszustand verhehlt, im Gegentheil, er spricht manchmal davon, und das fand sich auch genau so nach seinem Tod. Er hatte 1140 Livres jährliche Leibrente, wovon 600 Livres Theresen blieben. Diese Rente kam von Jean Jacques Buchhändler, der sie aus Erkenntlichkeit für den großen Vortheil zahlte, der ihm durch Rousseaus Schriften geworden war. Rousseaus Leben in Trie, Bourgoing, Paris und Ermenonville hat hinlänglich dargethan, daß seine Dürftigkeit keine Affektation war. Er wäre also allein in England reich gewesen. Im Jahr 1770 und nachher wohnte er in der Rue Platrière zu Paris im vierten Stockwerk, und kopirte Musik zu vierzig Sous täglich; später, 1776, ließ er eine Schrift cirkuliren, worin er für sich und Theresen um die Aufnahme in ein Hospital bat, und zwei Jahre darauf, 1778, starb er bei fremden Leuten unter gastlichem Dach. Corancez und Saint-Pierre haben uns Genaueres über das innere häusliche Leben dieses Reichen berichtet, der nicht so viel Wein bezahlen konnte, als seine Gesundheit erheischte, und darum täglich nur einmal welchen trank. Wie ganz anders war dieß bei Hume, der am Ende seines Lebens Alles im Ueberfluß hatte. Merkwürdig ist der hohe männliche Muth, mit dem er täglich seine Kräfte abnehmen sah. In einem Brief an Madame Boufflers spricht er über sein ganz nahes Ende, und beschreibt dabei die Symptome seiner Krankheit mit großem Gleichmuth und vieler Laune. So war auch sein Ende.

Horaz Walpole war der Sohn des berüchtigten Robert Walpole, Grafen von Orford, Großkanzlers, ersten Lords der Schatzkammer und Staatssekretärs, den die Engländer Vater der Bestechung nannten, weil er sich rühmte, den Preis aller Parlamentsglieder aus Erfahrung zu kennen. Dieser Muth der Schande hat seines Gleichen nicht gefunden. Von solchem Vater wurde Horaz Walpole erzogen. Geburtsadel war ihm zu Folge das erste und höchste Verdienst eines Mannes. Dieses unbegreifliche und doch bei den Hoch-Torys so häufige Vorurtheil war auch Ursache, warum Walpole die französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts so sehr haßte, besonders Jean Jacques. „Ich bewundere Voltaire und Helvetius,“ sagte er oft, „kann aber Rousseau nicht ausstehen, weil er die Geburt nur für ein Werk des Zufalls hält.“ Deßhalb behauptete er auch, um sich einen Begriff von seinem persönlichen Charakter zu machen, müsse man zu vielen Prätensionen noch einen Gran Narrheit fügen. Indessen fiel doch auch Voltaire bald bei ihm in Ungnade, und aus seiner Achtung für ihn ward Verachtung. So schrieb er 1770: „ich habe alle Gemeinschaft und Verbindung mit ihm abgebrochen, weil mich seine Lügen und seine Niederträchtigkeit gar zu sehr erzürnen.“ Anders hätte er aber wohl von Rousseau gedacht, wenn er ihn persönlich gekannt hätte. Dieß war jedoch nie der Fall. Sie haben sich nie gesehen, und Walpole hat nur von dritten Personen von Jean Jacques reden hören. Denn als er im September 1765 nach Paris kam, war Rousseau auf der St. Pierre Insel, und im folgenden December kam er zwar für einige Wochen nach Paris, Walpole vermied aber mit ihm zusammenzukommen, denn er hatte schon im Sinn, den bewußten Brief des Königs von Preußen an ihn zu schmieden, um Jean Jacques damit lächerlich zu machen. Nicht ohne Interesse und Wahrheit ist, was Walpole 1765 über den Literaturgeist im Allgemeinen nach England schrieb: „Die Franzosen haben eine wahre Leidenschaft für alles, was Philosophie, Literatur und liberale Ideen betrifft. Ihre Philosophie hat mich jedoch nie angezogen und ihre Literatur bin ich herzlich satt. Ihre liberalen Ideen haben Sie mehr für sich, denn für andere.“ Walpole lebte in der Gesellschaft und war vielleicht gerade deßwegen Misanthrop. „Sie pressen mir das Herz zusammen,“ schrieb Madame du Deffand im Jänner 1767 an ihn, „wenn ich Sie so Ihren Haß gegen das Menschengeschlecht aussprechen höre. Hätten Sie denn so viel Ursache, sich über die Menschen zu beklagen? ich kann es nicht glauben. Sie sind also auf Ungeheuer, Hyänen und Krokodille gestoßen? Ich kann dieß nicht sagen, denn mir begegneten nur Narren, eitle Hansen, Charlatane, Neidhämmel und manchmal Hinterlistige. Nun sehen Sie, das hat mir den Muth nicht genommen.“

Es scheint, Walpole habe später seine Härte gegen Jean Jacques bereut, wenigstens sagt er in einem Briefe: „Rousseau ist ein großer Narr, aber man macht sich doch Vorwürfe, an seinem Unglück gearbeitet zu haben.“

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Die Sonne war niedergesunken, der Alpen glühendes Roth erlosch, in den Wolken am Horizonte rollte ferner Donner. Der Gefängnißwärter stand vor ihnen. Sie mußten nun eine hohe Treppe hinaufsteigen, bis sie ein steinernes Gebäude erblickten, aus dessen obern Fenstern die Köpfe mehrerer wohlgekleideten Damen herabsahen; auf einer Doppeltreppe standen mehrere Offiziere, meistens invalide, alte Männer, steif gekleidet und gepudert. Aus ihrer Mitte erscholl des Kommandanten Stimme: „ist's dieser? Werft ihn in's finsterste Loch,

und schließt ihn am Boden fest, den verdammten Rebellen! Laßt mir ihn ja nicht entwischen, sag ich Euch; die Franzosen können uns ohnehin jeden Tag auf den Hals kommen." — „Und die junge Dirne — führt sie auch weg, in den viereckigen Nordthurm!" fuhr der Kommandant fort. Als Marie sah, daß sie von ihrem Vater getrennt werden sollte, schrie sie laut auf, flog in seine Arme und lag lange sprachlos an seinem Halse.

V.

Der alte Förster saß in einem engen, dumpfen Gefängnisse, an den Boden gefesselt, auf einem Bunde Stroh; er fühlte wenig Neugier, die Namen und halbverwischten Bemerkungen zu entziffern, welche die früheren Bewohner dieses traurigen Aufenthaltes an den Wänden zurückgelassen hatten. Zwei Mauerlücken hoch oben an der Wand ließen einen matten Lichtstrahl in das Dunkel fallen, das jezt von Zeit zu Zeit durch einen Blitz erhellt wurde. Bald wendeten sich seine Gedanken auf seine eigene Lage zu. Nachdem er die Umstände ruhiger und verständiger erwogen, als man es von seinem Charakter und seiner gegenwärtigen Stimmung hätte erwarten sollen, war es ihm nur allzu gewiß, daß der Tod ihm bevorstehe. Aus der Zeitung im lezten Flecken hatte er ersehen, daß Baron Moritz an seiner Wunde gestorben war, und daß alle Umstände des Vorfalls, so wie der Beistand, welchen ihm seine Untergebenen geleistet hatten, schlau benüzt worden waren, die That zu erschweren, und ihm eine vorbedachte revolutionäre Absicht unterzuschieben. Er war entschlossen, alle ihm zu Gebot stehenden Mittel aufzubieten, um seine Tochter von allem Verdachte der Theilnahme zu reinigen, die Herzen der Richter zu ihren Gunsten zu rühren, ihr eine sichere Unterkunft in einem entlegenen Orte auszumitteln, und dann zu sterben wie ein Mann. Seiner Lage vergessend, sprang er rasch auf, fühlte sich aber sogleich wieder von seinen Fesseln zu Boden gezogen, und die traurige Wirklichkeit eines langwierigen Gefängnisses stand, in schneidendem Kontraste mit den schnellvorausgeeilten Gedanken seiner Seele, vor ihm. Seine Stimmung hatte schon lange, seinem Willen und seiner Vernunft zum Trotze, mit dem Donner außen zusammengeklungen, und nun erhob sich in ihm die alte leidenschaftliche Wuth, tobend gleich dem Sturm, der um die alten Festungswerke heulte. Längstentschlafene Qualen und Gewissensbisse kehrten wieder, und der ganze verwehte Zug vergangener Hoffnungen und Wünsche flüsterte ihm höhnend zu: „ist dieß dein Ende und deine Bestimmung?" Sein ganzes düsteres Leben lag in einem Bilde vor ihm. So tief gewurzelt ist in der menschlichen Seele die Idee gleichmäßiger Vertheilung des Guten und des Bösen, und so innig verflochten ist sie mit unsern Wünschen für Glückseligkeit, daß unser Geist, dem oft die Aussicht in das verheißene Land der Vergeltung getrübt wird, schon in der gegenwärtigen Welt sich nach Ausgleichung umsieht, und entweder mitten in unverdientem Glücke ängstlich zittert, oder unter den Leiden eines lang andauernden Mißgeschickes sich unwillig empört, und noch vor seinem Ende Gerechtigkeit fordert. So murmelte auch eine Stimme in Bernhards Brust: „Habe ich nicht immer allein das Gute gewünscht, und auch nach dem Besten gestrebt? Und habe ich nicht selbst im größten Elende alle Menschen geliebt, sogar die glücklichsten? Und muß Unbesonnenheit durch das Schicksal zum Verbrechen gemacht werden? Muß jedes gute und edle Gefühl und jede Hoffnung sich in Hohn verkehren und mein Gewissen zerfleischen? Soll ich keine Zeit haben, meine Fehltritte gut zu machen, wie ich so heiß und sehnlichst wünschte? O mein Vater! soll dies die Versöhnung mit dir seyn, dies die lezte Kunde, welche dein sterbendes Ohr trifft: mein Tod durch das Schwerdt des Henkers! Und meine einzige Hoffnung auf dieser Erde, meine Marie! — ist dieß der versprochene Hafen ihrer Ruhe? — das Schaffot ihres Vaters!"

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichter.

London, Juli.

(Beschluß.)

Owen. Wilhelm IV. Brittische Kunst.

Unter den mannigfachen Planen aller Art, welche die Engländer unaufhörlich in Bewegung erhalten, so daß der Ausspruch Bossuets noch immer auf England paßt: l'Angleterre plus agitée en sa terre et dans ses ports, que l'océan qui l'environne, verdient auch die Owensche Glückseligkeitsgesellschaft Erwähnung. Owens System ist bekannt; sein höchstes Prinzip ist Gütergemeinschaft im ausgedehntesten Sinne. In dieser Gemeinschaft findet er den Schlüssel zum ewigen Frieden. Religion, und zwar nicht blos die positive, will der enthusiastische Menschenfreund, wie Manche ihn hier nennen, wiewohl er diesen Namen gewiß nicht verdient, ganz verbannen. Damit nun seine Lehre Eingang finde, hält er jeden Sonntag zweimal Vorlesungen. Mit dem Schlage eilf Uhr Morgens und drei Uhr Nachmittags, wo sich sämmtliche Kirchthüren der Hauptstadt öffnen, nimmt auch der Hörsaal des Hrn. Owen in Leicester Place die gutmüthigen Anhänger seiner Lehre gegen die Eintrittsgebühr von drei und sechs Pence auf. Hier zieht der Weltweise furchtbar gegen alle Religion, alle bürgerlichen Institutionen los. Das Gefühl für erstere nannte er — ich war selbst zugegen — „mental slavery and cowardice;" gegen lezlere zieht er mit seinem Grundsatze „no individual responsibility" zu Felde. Nach Beendigung seiner Vorlesung fordert er gewöhnlich die Anwesenden auf, ihm Fragen vorzulegen oder ihm ihre Zweifel über sein System mitzutheilen. Der gutmüthige Mann hat aber selten Zuhörer, die im Stande wären, sein System mit der Waffe strenger Prüfung des Unabhängigkeitsprinzips in der menschlichen Natur zu bekämpfen. Gewöhnlich sind es ab-

geschmackte Fragen ohne Zusammenhang, die an ihn gerichtet werden, und die er, eine wahre ruse de guerre, eben so gewöhnlich mit begeisternden Deklamationen beantwortet. Glücklicherweise sind seine Spekulationen so ausschweifend, daß es ihm nie gelingen wird, für seine Meinung Viele zu gewinnen. Eine andere Aufregung gibt uns jetzt der neue König und die Parlamentswahlen. König Wilhelm der Vierte scheint schon lange den Entschluß gefaßt zu haben, seinem Volke nach seiner Thronbesteigung zu zeigen, daß zwei Brüder in ihren Gesinnungen wie zwei Pole getrennt seyn können. König Wilhelm ist offen, treuherzig, ohne Falsch, ein guter Gatte, Vater, Freund und eifrigst bemüht, sich die wahrhaftige, nicht blos die Zeitungsliebe seines Volkes zu erwerben. Nie ist darum wohl das Andenken an einen Fürsten bei einer gewiß biedern und treuen Nation so schnell in Vergessenheit gerathen, als das Georgs des Vierten. Kaum hört man noch seinen Namen nennen, wiewohl Jedermann noch in Trauerkleidung erscheint, weil der Brauch es so will, und dieser nebst der Mode der unumschränkteste Gebieter der Britten ist. Es wird jetzt als ein seltener Fall in der Geschichte angeführt, daß ein König von England in der Straße frei umherwandelt. König Wilhelm verschmäht gleich seinen Brüdern auf dem Kontinente jene Coquetterie seiner Vorgänger, und zeigt sich der Nation. Sollte man es nun glauben? die hohe Aristokratie und die Magnaten der Kirche rümpfen die Nase über diese Profanirung der königlichen Würde! Die Wahrheit ist, daß die Popularität des Fürsten ihren Stolz beleidigt. Die sprüchwörtlich gewordene Zurückgezogenheit des vorigen Königs in Windsor war für sie ein goldenes Zeitalter. Der hohe Adel stellte sich in den Vordergrund, die Krone war unsichtbar. Diese schönen Tage sind nicht mehr, und die Aristokratie muß vorläufig bon gré mal gré ihren Ton etwas herabstimmen, weil der König sich selbst als Herr seines Volkes zeigt. Als Seemann erzogen und einen Stolz darein setzend, ohne Prunk und einfach zu erscheinen, wo die Staatsformen es nicht anders fordern, ist er seinen Freunden ein Freund und will den Britten ein verlornes Paradies zurückbringen. Sein Benehmen gegen seinen vortrefflichen und gelehrten Bruder, den Herzog von Sussex, gegen Sir Sydney Smith und Sir Robert Wilson, welchem letztern er eigenhändig seine Beförderung zum Generallieutenant vom Jahre 1825 an angezeigt haben soll, zeugen für ein königliches Herz. Beim letzten Lever schlug er mehrere gelehrte Personen, unter andern den Astronomen Smith und den Präsidenten der königlichen Malerakademie zu Rittern. An letztern erließ er ein offenes Schreiben mit der Bitte, ihm Pläne vorzulegen, auf welche Weise die Kunst gehoben werden könnte. Dieses geschah kurz nachdem er mit der Königin unsere Gemäldeausstellung besucht hatte; wahrscheinlich fühlte dabei er und noch mehr die vortreffliche, kunstliebende deutsche Fürstin die in der englischen Schule, mit Ausnahme weniger ausgezeichneter Männer, herrschende Geistesarmuth. Allein alle Pläne, die Kunst zu heben, sind fruchtlos, wenn die Nation selbst keinen Kunstsinn hat und das Höhere nicht zu empfinden vermag. Der ausgezeichnetste der brittischen Künstler, Wilkie, wurde nach dem Tode des Sir Thomas Lawrence vom vorigen Könige zum ersten Hofmaler ernannt. Die Mitglieder der Akademie, auf diese so schnelle Ernennung eifersüchtig, sahen hierin von Seiten des Hofes einen Versuch, einen Eingriff in die Freiheit der Präsidentenwahl zu thun, und im Unwillen wählten sie zum Präsidenten einen Mann, der, so liebenswürdig und vortrefflich er im Privatleben auch seyn mag, als Künstler nicht werth ist, einem Wilkie die Schuhriemen aufzulösen, und das Publikum gab dieser Wahl seinen Beifall, weil — Hr. Shee, der neue Präsident, ein Gentleman ist! Eine solche Akademie und ein solches Publikum verdienen in ihrer Mittelmäßigkeit zu bleiben.

R—s.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Jacotot.

Von diesem Augenblicke an bekam der allgemeine Unterricht einen außerordentlichen Schwung in dem Lande. Jacotots Ruf drang auch nach Paris. Dies war aber zu einer Zeit, wo das ganze Wissenschaftswesen seinen heutigen Ernst noch nicht erlangt hatte. Man sprach freilich einige Zeit davon, dann wurden aber einige anscheinend geistreiche Witze darüber gemacht, und nun lachte Alles über Jacotot und seine Methode. An Ueberlegung und Urtheil war dabei nicht zu denken, es wurde nur gelacht. Dies war in der Zeit, wo der Miroir und das alte Journal de Paris ihr Wesen trieben. Schon in einigen Monaten war Alles vergessen, und den M. Jacotot hielt man längst für todt, als er vor kurzer Zeit wieder auftrat, und diesmal nicht nur Paris, sondern das ganze denkende Frankreich in Rumor brachte, so daß es jetzt fast zur Mode gehört, eine Reise nach Löwen zu machen, um sagen zu können: ich habe Jacotot kennen lernen. Der Mann selbst entspricht aber durchaus nicht seinem geistigen Ruf; er ist alt durch Jahre und Kränklichkeit, von vieljährigen Schmerzen, die ihm keinen Augenblick Ruhe lassen, niedergedrückt, und ein Schlag hat seine Halsmuskeln so gelähmt, daß er den Kopf immer in der Schlinge tragen muß, die er mit einer Hand hält. Dieser Kopf aber trägt den lebendigsten Ausdruck, wiewohl er immer zittert und das Gesicht über und über geruncelt ist. Sein Blick ist durchdringend und sein Lächeln voll Spott, seine Unterhaltung voll Leben und Interesse. All' seine Gedanken sind eigenthümlich, und er kleidet sie in lebendigen, metaphorischen Ausdruck. Leicht vergißt man das Alter und die körperliche Gebrechlichkeit eines Mannes, dessen Ideen voll Leben und Feuer sind, und der mehr malt als spricht. Dies Alles genügt freilich nicht, um eine neue gute Unterrichtsmethode aufzustellen, es beweist aber die dünkelhafte Ungerechtigkeit seiner Feinde, die ihm allen Geist absprachen, aber nicht wenig erstaunten, als er der Universität auf ihre groben Angriffe auf eine Art antwortete, welche die Lacher ganz auf seine Seite brachte. Seit seine Lehrart in Frankreich ein so großes Aufsehen macht, sieht man eine Menge kleiner Pädagogen, die ihren armseligen Schriften ein: à la méthode de Jacotot vorsetzen, um ihnen unter dieser Firma Abgang und Leser zu verschaffen; von des Mannes Geist ist aber nicht das Geringste an ihnen. Zuerst einige Worte über die Lehrart in Beziehung auf die Erlernung der eigenen Sprache und der fremden. Von allen Abhandlungen und Systemen, die je von Grammatikern, Rhetoren, Philosophen und Gelehrten aller Art ausgegangen sind, ist die Jacototsche die wunderlichste und unregelmäßigste. Gewöhnlich geben die Methoden-Verfasser von einem Syllogismus, von einer Sentenz zur andern über. Der Styl ist schwer, feierlich und langweilig, wie der Gegenstand. Alles dies ist hier nicht der Fall; Jacotots Werk fängt mit Witz und Spaß an, und der füllt auch den größten Theil des Buchs. Spott über die Universität und die gelehrten Gesellschaften, denen er nicht das geringste Verdienst läßt, aber zumal Spott über die auf zehn Jahre berechnete Lehrmethode der Universität findet sich häufig und allzuhäufig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. August 1830.

So tritt die Physiognomik auf den alten natürlichen Weg, auf den sie ihr Name weiset, nach welchem sie die Auslegerin der lebendigen Natur eines Menschen, gleichsam die Dolmetscherin seines sichtbar gewordenen Genius seyn soll.

Herder.

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker, in ihren Beziehungen zu Geschichte betrachtet.

Dritter Artikel.

Edwards hat zwar die Wohnplätze slavischer Völker, den Osten Europas, nicht besucht; dennoch aber fand er Gelegenheit, die physischen Charaktere dieser Volksstämme zu beobachten. Die kaiserlichen Truppen im lombardisch-venetianischen Königreich bestehen fast durchaus aus Schlesiern, Böhmen, Mährern, Polen und Ungarn. Er erhielt Erlaubniß, sie in allen ihren Quartieren zu besuchen und einen Zeichner mit sich zu nehmen. Zuerst suchte er auszufinden, ob an jedem dieser Völker Züge zu bemerken seyen, die jedes vom andern deutlich unterscheiden. Zu diesem Zweck stellte man in bedeutender Anzahl die Individuen zusammen, die aus Einem Lande waren und dieselbe Sprache hatten. So ward es ihm leicht, den charakteristischen Gesichtsausdruck dieser verschiedenen Nationen zu vergleichen; er konnte aber keine bestimmte Nationalphysiognomie herausfinden. Nicht lange aber, so bemerkte er, daß sich viele Individuen glichen, obgleich sie nicht aus demselben Lande waren, und bald stellte sich ihm der diesen Völkern allen gemeinschaftliche Typus rein dar. Die slavische Sprache ist auch fast allen gemeinschaftlich und die Sprachen dieser verschiedenen Völker sind nicht viel mehr als Dialekte derselben, worin alle Sprachforscher übereinstimmen.

Der Umriß des Kopfs, von vorne gesehen, stellt so ziemlich ein Viereck vor, denn die Breite beträgt fast so viel als die Höhe; oben ist der Kopf merklich abgeplattet und die Richtung der untern Kinnlade ist wagerecht. Die Nase ist nicht so lang als der Raum vom Kinn zur Nase; sie ist vom Einschnitt an der Wurzel an fast gerade, d. h. nicht merklich gebogen, und findet eine Krümmung statt, so ist die Linie der Nase etwas konkav, d. h. die Nasenspitze stülpt sich etwas nach oben; der untere Theil derselben ist ein wenig breit und die Spitze abgerundet. Die etwas tief liegenden Augen stehen genau in derselben Linie, und wenn sie einen besondern Charakter haben, so sind sie kleiner, als sie dem Verhältniß des Kopfes nach seyn sollten. Die nicht starken Augenbraunen stehen sehr nahe an den Augen, besonders am innern Augenwinkel; von hier laufen sie oft schief nach außen. Die Lippen sind nicht dick, der Mund springt nicht vor und steht weit näher an der Nase als am Rand des Kinns. Ein auffallender, sehr durchgreifender Charakter ist der schwache Bart; nur die Oberlippe macht eine Ausnahme davon. Diesen Typus findet man nicht allein bei Polen, Schlesiern, Mährern, Böhmen und Ungarn, er ist auch bei den Russen sehr häufig. Ohne Zweifel sind am Schädel dieser Völkerschaften noch andere Charaktere zu erkennen, um aber darüber ganz ins Reine zu kommen, müßte man an Ort und Stelle seyn. Edwards hat indessen seine Beobachtungen genützt, so gut er konnte.

Deutschland kann man nach den Völkern, die es bewohnen, in zwei ungleiche Hälften theilen: im westlichen

Deutschland wohnten Germanen, im größten Theil des östlichen Slaven, mit Germanen vermischt. Das eigentliche Oesterreich, wo durchaus deutsch gesprochen wird, ist fast überall von Ländern umgeben, in denen der Grundstock der Bevölkerung slavisch ist. Wahrscheinlich wohnten auch in Oesterreich vor der Eroberung der Deutschen Slaven, und diese Deutschen haben wohl, indem sie sich mit den Slaven mischten, die Sprache der Leztern verdrängt; auf den Gesichtern der jetzigen Bewohner werden aber ohne Zweifel die Charaktere beider Völker noch erkennbar seyn. Um sich davon zu überzeugen, ließ sich Edwards eine Anzahl geborner Wiener vorstellen, die, so weit sie wußten, aus deutschen Familien stammten, und erkannte bald zwei stark ausgeprägte Typen an ihnen, nämlich den slavischen und den germanischen.

Ein großer Theil der Bevölkerung Ungarns ist slavisch, aber mitten im Lande lebt ein Volk, das eine ganz andere Sprache spricht, die Magyaren, oder, nach Edwards, die eigentlichen Hungarn. Er hält sie für ein fremdes Volk, das sich erst später unter den Slaven, die von jeher im Besitz des Landes waren, niedergelassen hatte. Lange suchte er vergeblich unter den kaiserlichen Truppen nach Gestalten, die an die alten Hungarn oder ein anderes der Völker, die sich nach der Geschichte in jenem Lande niedergelassen haben, erinnern konnten. Endlich fiel ihm bei, daß er früher einmal zu Venedig auf den Galeeren Ungarn und darunter einen unter Mittelgröße gesehen hatte, der ihm sehr stark auffiel. Unwillkührlich rief er aus: „dieß ist ein Hunne!“ Während seiner bisherigen Beobachtungen zu Mailand hatte er fast lauter Grenadiere zu Gesicht bekommen; von jener Erinnerung geleitet, fragte er nun, ob es keine Ungarn von kleinem Wuchse gebe? Man führte ihm den einzigen vor, der sich fand, und zu seinem großen Vergnügen erkannte er an ihm dieselbe Schädelbildung, die ihm zu Venedig aufgefallen war, zwar nicht so stark ausgeprägt, jedoch ganz unverkennbar.

(Der Beschluß folgt.)

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Der alte Förster kämpfte mit aller Kraft seines Geistes gegen diese bittern Qualen, er rief in seine Seele alle jene Helden der stoischen Schule und die alten Schlachtfelder zurück; abermals sprang er auf, und abermals rissen die Ketten sein graues Haupt auf den Boden nieder. Einige Minuten lag er schweigend und betäubt da; dann aber, als flüchtete sich sein empörtes Gefühl, wie um Hülfe flehend, in seine harmlose Kindheit zurück, weinte er bitterlich, laut wie ein Kind. Ruhe, ja sogar Freudigkeit trat aus dem Sturm seiner erschütterten Seele hervor, seine Sorge für Marien ging im Vertrauen auf Gott unter, und wie keine Aufregung des menschlichen Gemüths lange von irdischen Elementen rein bleibt, so mischte sich jezt Aberglauben in seinen Glauben und diente dazu, ihn noch mehr zu kräftigen. Er erinnerte sich an jene alten Sagen, welche vor der Verbindung mit Menschen warnen, die das Glück flieht; aus diesem Gesichtspunkte erschien ihm sein Tod nur als Bürgschaft für den künftigen Frieden seiner Tochter, und während dieser Gedanken senkte sich ein sanfter Schlummer auf seine ermüdeten Sinne herab.

Marien ging es nicht besser: sie war in einen großen, runden Thurm gebracht worden, der, nach der Tiefe zu urtheilen, in welcher sie den Blitz zucken sah, sehr hoch und auf dem äußersten Felsen gelegen seyn mußte. Der erste Gedanke des unglücklichen Kindes, nachdem es, wie jeder Mensch unwillkührlich thut, einen Blick auf die Wände geworfen hatte, welche sie von der übrigen Welt trennten, war ihr Vater. „Angeklagt als Mörder und Rebell!“ flüsterte sie und stüzte die sorgenvolle Stirne auf die gefalteten Hände, „und getödtet hat er, und wer Blut vergißt, deß Blut soll wieder vergossen werden!“

Während sie so im tiefsten Schmerze lag, brüllte der Sturm außen wilder und wilder, jeder neue Donnerschlag rollte lauter und näher durch die Nacht, die kleinen runden Glasscheiben klirrten in ihrem Blei, und die flammenden Blitze verdunkelten das Licht der kleinen Lampe. Aber Marie fürchtete sich nur vor den Menschen; sie fühlte sich getröstet, als sie Gottes Stimme in den Elementen hörte; ihre Thränen flossen linder, ihre Gedanken sammelten sich, sie sah ein, daß ihr Vater aller Wahrscheinlichkeit nach das Leben verlieren müsse, aber auch, daß der Zufall, der sie und ihren Vater so unglücklich gemacht hatte, ihn wieder retten könne, und wenn nicht, daß er immer noch, wie sie selbst, in Gottes Hand stehe. Sie kniete nieder und flehte zu dem allmächtigen Gott, ihren Vater zu retten, und ihnen beiden in dieser harten Anfechtung beizustehen; erst rufte sie Gott laut an, dann leiser, und als sie keine Worte mehr fand, betete ihre Seele noch fort ohne Worte. Dann ergoß sich ein unaussprechlicher Friede in ihr Herz, alles stand vor ihr in einem so milden Lichte der Verklärung, wie es die Seelen der Märtyrer bei ihren irdischen Leiden schauen mögen. Selbst an das drohende Schicksal ihres Vaters dachte sie ohne Furcht, und mit sanftem Mitleid an die Schmerzen, durch die er seinem Ende entgegengehen mußte. Sie lächelte über ihr eigenes Schicksal, als ob die Engel Gottes sichtbar vor sie träten, in deren Schuz sie sich empfohlen hatte. Endlich erhob sie sich, und als stimmte die Natur zusammen mit den Gefühlen ihrer Brust, rollte der Donner nur fern und ferner, und milder, erquickender Regen ergoß sich

auf die lechzende Erde. Sie hatte gedacht, gefühlt und gebetet, was sie denken, fühlen und beten konnte, und in süßer Erschöpfung sezte sie sich jezt neben der mattdämmernden Lampe nieder. Da fiel ihr das Geschenk der Fremden und ihre Worte ein, es zu öffnen, „wenn sie eine Stunde der Ruhe finde.“ „O gewiß,“ sprach sie, „das ist Ruhe, was mir jezt die Seele füllt.“ Und so nahm sie das Kistchen aus ihrem kleinen Bündel. Das Gemälde, in einem alten goldenen Rahmen, mit seltsamem Laubwerk und einigen kleinen Rubinen an den Ecken, war kaum eine Hand breit und stellte in herrlichem Farbenschmelz den heiligen Christoph vor, der das Jesuskind durch die Fluthen trägt. Ueber die Landschaft war jene saftige Frische ausgegossen, welche dem ersten Dämmern des Morgenstrahls vorangeht und es begleitet; eine sinnvolle Allegorie des Lichts der Welt, welches in seiner Kindlichkeit auf der Schulter des heiligen Riesen durch die Schatten des Vordergrundes lächelt. Der fernste Streif des Horizonts hatte sich bereits an dem ersten Strahl des jungen Tags entzündet und spiegelte sich in den Wogen, hier in breitern und schwachen Massen, dann in kleinen funkelnden Streifen, während an der rechten Seite eine einsame Kapelle auf einem Felsen durch ihre Fenster noch einen freundlichen Strahl des ewigen Lichtes warf, bevor sein matter Schein in den Strahlen der aufgehenden Sonne ersterben mußte. Mariens Lampe war verlöscht, und sie saß im Dunkel, das Bild in ihrer Hand und ihr Herz voll von seinen himmlischen Strahlen.

VI.

Kürzer und kurzweiliger waren die Betrachtungen, mit welchen Ludwig seine einsamen Stunden ausfüllte. Er befand sich in seinen Ketten äußerst unbehaglich; aber da die Sache nicht zu ändern war, so that er das Beste, was ein Mensch in Fesseln thun kann — es wäre denn, er trüge sie mit Würde — er spielte mit ihnen. Als der Gefängnißwärter bei ihm nachsah, fragte er mit großer Treuherzigkeit, wo der Förster sey und wie sich Jungfer Marie befinde? Der alte Aufseher hielt ihm die Lampe vor das Gesicht, nahm ihn beim Ohre und sagte: „Spitzbube, deine kleinen Maulwurfsaugen haben zu viel Galgenmäßiges, als daß du solche Fragen thun könntest aus purer Dummheit.“ Ludwig fühlte sich durch dieses Kompliment geschmeichelt und lächelte. Als er sich wieder allein befand, warf auch er einen Blick auf sein vergangenes Leben, aber aus einem ganz andern Gesichtspunkte, als der Förster. Im Ganzen war er froh, daß durch ihre Flucht von Marchthal Wechsel in sein einförmiges Leben gekommen war. Auch freute er sich, dem Förster und seiner Tochter in ihrem Unglücke beistehen zu können; denn so sehr er auch äußerlich einem Schelm gleichsah, so schlug doch sein Herz für höhere Gefühle, und diese waren das Andenken an seine verstorbene Mutter, tiefe Hochachtung und Liebe für den Förster, und eine Bewunderung Mariens, in die sich kein selbstsüchtiger Gedanke mischte. Mit diesen Gefühlen Hand in Hand ging ein unbegrenztes Verlangen, die Welt zu sehen, etwas zu thun und sich mit andern Menschen näher zu befreunden, als blos mit seinen Kameraden im Försterhause, deren Neckereien über seine Häßlichkeit er mit boshaften Streichen zu vergelten pflegte. Vor Allem aber war er froh, daß er auf dieser Reise bereits so viel von der Welt gesehen hatte: neue Menschen, Soldaten, Städte und auf der Alp manch schönen Rehbock, in einem herzoglichen Wildgarten sogar große Wildschweine. Eine Erinnerung beunruhigte hier ein wenig sein Gewissen, wenn er einen gewissen Vorfall mit seiner jetzigen Haft in Verbindung brachte. An einem der lezten Abende nämlich, als der Förster und seine Tochter ihren Wagen leer durch eine kleine Stadt gehen ließen, und ihren Weg wie gewöhnlich zu Fuß um die Stadtmauer machten, um der Nachfrage nach ihrem Paß auszuweichen, war er etwas weiter von der Straße abgegangen, nämlich durch den nahen Wald, und zwar mit seiner Büchse. Ein stattlicher Hirsch hatte das Unglück, ihm im Mondschein zu begegnen, und war nicht so bald gesehen als niedergeschossen worden. So schnell als möglich hatte er ihm mit seinem Waldmesser das Fell abgestreift und dasselbe zu sich gesteckt, worauf er im Vorbeigehen bei einem entlegenen Hause eines Lederhändlers in der Vorstadt anfragte: Ob man hier zu Land solche Felle brauchen könne? Der Mann antwortete: „Zu Zeiten kauft man sie, und wenn Du sie mir für das Geld auf dem Tische da lassen willst, so entschließe Dich, denn ich bin gerade im Begriff nach der Stadt zu gehen, um einen Wilddieb henken zu sehen.“ Ludwig strich schweigend das Geld ein. Der Gedanke, dem Förster mit dem Geld aushelfen zu können, und der, daß er als Bernhards Mitschuldiger angeklagt sey, fuhren ihm zugleich durch den Kopf; aber sie konnten ihn nur einen Augenblick in Unruhe setzen; denn in der Tiefe seiner Brust regte sich die Ungeduld, so frischweg als möglich zu leben oder zu sterben. Er machte einige Versuche, ein Paar unbequem drückende Glieder seiner Ketten zurecht zu legen, und dem Donner und Sturm zum Troz, versank er bald in einen festen Schlaf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baaden, August.

Badleben. Namhafte Gäste. Frequenz.

Die Ereignisse in Frankreich haben wohl auf keinen deutschen Badeort so merklich eingewirkt, als auf den hiesigen.

Die drei Eilwagen, welche täglich zwischen Baaden und Straßburg hin und hergehen, und wovon zwei den romantischen Namen dame blanche führen, konnten die Heimkehrenden nicht mehr alle fassen, und wenn sonst in dieser Jahreszeit freie Wohnungen schwer zu finden waren, so werden jezt dergleichen öffentlich angeboten. Inzwischen haben jene Wagen ihre Fahrten nicht eingestellt und bringen noch täglich einzelne Kurgäste. In das Badeleben haben die französischen Begebnisse eine größere Bewegung gebracht; alles drängt sich zu den öffentlichen Blättern, und da die französischen Nachrichten hier sehr frühe bekannt werden (die telegraphischen an dem Tage, an welchem sie in Straßburg erscheinen), so erhält die politische Neugierde fast mit jeder Stunde neuen Stoff. Im Ganzen herrscht bei Engländern, Franzosen, Deutschen ꝛc. über die Pariser Katastrophe eine ziemlich übereinstimmende Ansicht, was allerdings zu ernsten Betrachtungen Anlaß gibt. Der Menschenfreund sieht nicht ohne Theilnahme den Fall eines alten Königshauses, während er sich gestehen muß, daß dieses Haus seinem Lande fremd geworden war, wie ihm selbst seine Zeit fremd geblieben. Ob der Stamm nicht neue Wurzeln hätte fassen können, ist eine andere Frage.

Von den ausgezeichneten Fremden, die gegenwärtig in Baaden verweilen, nennen wir blos Ludwig Tieck, Ernst Raupach, Paganini, Lafond, Mayerbeer ꝛc. Spontini blieb nur wenige Tage. Paganini gab am 3. August ein Konzert und erregte, wie allenthalben, Bewunderung, besonders in dem Gebet des Moses von Rossini, welches er mit Variationen auf der G Saite vortrug. Man glaubte flehende Menschenstimmen zu hören, und manche der Anwesenden wandelte ein Grauen an. Ein Hr. Ernst, der als Paganini's Vorläufer erschien und sich selbst als seinen Nachläufer ankündigte, ließ sich einige Tage früher hören, nebst einer Demoiselle Micolino, die als Prima Donna auf dem Frankfurter Theater figurirt haben soll. Dieser Hr. Ernst verdient Lob, sobald er auf eigenen Füßen steht und nicht nachahmen will, was einzig in einer ausgezeichneten Persönlichkeit liegt.

Unter der Menge von Zeichnern und Malern, welche auch jezt wieder an den herrlichen Veduten um Baaden sich versuchen, verdient vorzüglich Hr. Laurent, Professor am Forstinstitut in Nancy, bemerkt zu werden. Ein glückliches Auffassen der Natur, ein frisches Colorit, genaues Verständniß der Perspektive und leichte, geistreiche Behandlung zeichnen seine in Oel gemalten Ansichten aus. Auch als Schriftsteller verdient Hr. Laurent hohe Beachtung. Sein Cours de la peinture, der in den beiden ersten bis jezt erschienenen Heften die Linear- und Luftperspektive enthält, ist gründlich, neu und eigenthümlich. Eben so sein Cours des travails graphiques für die Forstschule in Nancy. — Das Theater wird mittelmäßig besucht, am meisten noch die Oper.

Die Zahl der Kurgäste dürfte in der gegenwärtigen Saison schwerlich so hoch kommen, als in der vorigen, da die französischen Gäste fehlen. Engländer kommen noch täglich an. Die Stahlbäder hier und in Lichtenthal, so wie die Molkenanstalt werden häufiger benuzt, als früher. Es ist bekannt, daß einer guten Sache oft mehr von ihren Freunden geschadet wird, als von ihren Feinden. Wenn, wie neulich in einer Druckschrift geschehen, die Stahlwasser und Molken in Baaden denen von Schwalbach und Gais gleichgestellt werden, so ist dies eine Uebertreibung, die der Verständige unmöglich billigen kann. Baaden besizt so viele reelle Vorzüge, daß es nicht nöthig ist, ihm noch problematische beizulegen.

Seit einigen Jahren bringen manche fremde Familien theils aus Oekonomie, theils ihrer Gesundheit wegen, auch den Winter in dieser Stadt zu. Dies würde ohne Zweifel noch weit häufiger geschehen, wenn für das gesellige Vergnügen in dieser Jahreszeit etwas gethan wäre.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Jacotot.

Der langen Rede kurzer Sinn ist nun folgender: Lerne irgend ein Buch, beziehe darauf alle andern, ja Alles überhaupt, denn Alles ist in Allem. Das sind die Einsetzungsworte; mit andern Worten: Lerne den Telemach, wiederhole ihn täglich, gib alle seine Stellen in mehrfachen Synonymen, Nachahmungen und Reflexionen wieder, nimm alle deine Worte und Ausdrücke aus dem Telemach, denke und überlege nichts, was nicht mit Fakten aus dem Telemach in Verbindung steht, übersetze ihn, ahme ihn nach, drehe ihn auf hundert verschiedene Weise, zerlege ihn in seine geringsten Theile; wenn du ihn dann recht hin und hergewendet, decomponirt, recomponirt und dadurch gänzlich durchgeknetet hast, so kannst du nicht allein die Orthographie und Grammatik ganz, sondern auch den Styl in allen seinen Feinheiten und mannigfaltigen Formen. Denn ein Buch, so behandelt, enthält alle übrigen: Alles ist in Allem. Bossuet, Pascal und Racine, ja Chateaubriand und Victor Hugo sind im Telemach. So viel für die Muttersprache. Will man eine fremde lernen, z. B. Griechisch, Lateinisch oder Spanisch, so nehme man nur ein Buch in diesen Sprachen, zur Seite in die Muttersprache übersezt. Da nehme man denn eine Redensart erst in lezterer und dann in der fremden Sprache vor, man vergleiche sie dann mit einander; im Anfang wird man nichts erkennen, als die Redensart im Ganzen, später wird man die Worte, die erst nicht losgemacht werden konnten, in andern Redensarten und Wendungen mit andern Nachbarn wiederfinden; dann wird deren wahre Bedeutung leichter. Damit muß immer fortgefahren und dabei das Durchgemachte in verschiedenen und neuen Wendungen wieder vorgenommen werden; dann treten alle andern Einzelnheiten, Endigungen, Beugfälle und Conjugationen heraus. Ist man endlich bis auf diesen Punkt gekommen, so legt man das Buch mit der Uebersetzung weg und nimmt den Telemach in griechischer, lateinischer oder spanischer Sprache, um damit, wie die Franzosen mit dem französischen Telemach, Auseinandersetzungen, Nachahmungen, Umschreibungen u. s. w. in derselben Sprache zu machen; diese führen dann zu demselben Ziel. Denkt man etwas nach, so zeigt sich, daß diese, alle Grammatiken und Dictionnaire beim Lernen überflüssig machende Sprachmethode nicht nur möglich, sondern auch zweckmäßig, nüzlich und naturgemäß ist. Wie lernt das Kind seine Muttersprache? fast auf dieselbe Art; ebenso ein Fremder die Sprache in einem fremden Lande. Beide beginnen mit Zeichen und einzelnen Lauten, die sich immer vervollkommnen und vermehren. Jacotot macht es seinen Lehrlingen noch viel leichter, denn eine Uebersetzung zur Seite ist eine viel größere Hülfe, als die ausdrucksvollste Pantomime. Wenn dann der Zögling seine erlernte Sprache fertig und schön spricht, dann sagt Jacotot zu ihm: „Nun nimm eine Grammatik, lies sie und überzeuge dich, daß du die Sprache ganz inne hast, ohne sie gelernt zu haben; ließ dann auch einen guten Schriftsteller in derselben Sprache, und du wirst dieselbe Ueberzeugung bekommen.“ Hier in Lyon ist nun diese Methode auch mit dem glücklichsten Erfolg auf Zeichnen und Musik angewendet worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. August 1830.

O lässige, saumsel'ge Kriegeszucht!
Wie sind wir eingehegt und rings umzäunt,
Ein kleiner Rudel scheues Wild,
Von Kuppeln fränk'scher Hunde angeklafft.

Shakespeare.

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag des andern Tags trat der Gefängnißwärter in Mariens Gemach und verkündete ihr mit niedergeschlagener Miene, daß die Festung den Franzosen übergeben werde. „Aber ich dachte an Sie, mein Kind," fuhr er fort, „und habe die Frau des Generals darauf aufmerksam gemacht, daß es wohlgethan wäre, Sie in dieser Verwirrung nicht zu verlassen; so ist Sie frei, und kann mir zu der Dame folgen, die Sie erwartet." — „Aber mein Vater!" rief Marie. Der alte Soldat blickte eine Zeitlang vor sich hin auf den Boden, endlich sagte er: „Ich will auch an ihn denken." Marie raffte ihr kleines Bündel auf, und steckte ihr Bild noch besonders zu sich, um es im Augenblicke der Gefahr allein retten zu können.

Die Frau des Generals Wolff besaß ein edles und kräftiges Gemüth. Kummer, welcher die meisten Menschen erbittert oder betäubt, machte ihre Seele nur noch ruhiger, klarer und gütiger, so daß sie in Mitte dieser Verwirrung, dieser Schmach und Beschämung, des schönen, unglücklichen Mädchens von gestern gedachte. Sie nahm Marien mit großer Güte bei der Hand, ließ sie auf einem Stuhle neben sich niedersetzen und sagte: „Mein liebes Kind, wir alle sind gleich Dir elende Flüchtlinge. Hier siehst Du," fuhr sie fort, indem sie durch das Fenster zeigte, „unsere Feinde in dem unbezwinglichen Schlosse, darum bleibe bei uns."

Vor dem Hause des Festungskommandanten waren drei Kompagnien Musketiere versammelt, meistens Invaliden, ungefähr hundert und fünfzig Kanoniere und fünfzig Dragoner, deren man sich gewöhnlich zum Transport und zur Säuberung der Umgegend bediente. Sie blickten niedergeschlagen, aber neugierig auf ihren Befehlshaber. Die Offiziere äußerten sich sehr verschieden; auf den Gesichtern einiger, im Dienst und untergeordnetem Range grau und invalid gewordener Soldaten, las man Unwillen und verwundeten Stolz; aber die höhern Offiziere, fast alle durch Hofgunst befördert, sahen verlegen aus, wie ihr Kommandant.

General Wolff gab nun seinem Adjudanten den Befehl, die Besatzung mit der Kapitulation bekannt zu machen. Dieser, ein junger, zierlicher Galanteriedegen, der Sohn von irgend einem weitläuftigen Vetter einer Excellenz, sprach einige Worte zur Einleitung: „Der tapferste und unerschütterlichste Held könne nicht gegen den Drang der Umstände, gegen die eiserne Nothwendigkeit kämpfen. So würde es jezt nur Wahnsinn seyn, die Festung, bei ihren geringen Vorräthen und bei so schwacher Besatzung, gegen die französischen Heere zu vertheidigen; deßhalb (hier wickelte er seine Rede in einen Blumenstrauß prächtiger Redensarten) habe der Kommandant nach angehörtem Kriegsrath den Entschluß gefaßt, so viel Menschenblut und das Leben so vieler tapfern Soldaten des Herzogs zu schonen und den Platz zu übergeben, unter der Bedingung freien Abzugs der Garnison mit klingen-

dem Spiel und fliegenden Fahnen.“ Gemurmel, verächtliches Gelächter und Flüche folgten dieser Rede. Einige Offiziere zerbrachen ihre Degen, aber die Augen Aller lenkte der Gefängnißwärter auf sich, der mit einigen seiner Gehülfen einen dicken Bund Schlüssel brachte und fragte: „General, was soll mit den Verhafteten und Verurtheilten geschehen?“ — „Wir können uns jezt nicht mit ihnen befassen; wir hinterlassen sie dem Feinde, das größte Uebel, das er von uns erben kann.“ — „Also auch die Gefangenen, die noch nicht verhört sind?“ — „Warum nicht? sie werden es jedenfalls besser finden, als sie es verdienen.“ „Gut, dann bin ich meines Amts quitt,“ sagte der alte Mann; „zwanzig Jahre habe ich als Soldat gedient, und fünfzehn Jahre habe ich hier mein Amt erfüllt, um es jezt beschämt niederzulegen. Verflucht sey die Stunde, die unsere Ehre durch Feigheit den Franzosen verrathen hat!“ Diese Worte machten allgemeinen und tiefen Eindruck. Nach einigen Augenblicken tiefer Stille rief der Kommandant: „Arretirt ihn, er soll vor den Herzog gebracht werden.“ Aber keine Hand rührte sich, den Befehl zu vollziehen.

Der Marsch begann, das Fußvolk voraus, hinter ihm einige Wagen mit den Familien der Offiziere. Marie hatte ängstlich, aber vergeblich ihren Vater zu sehen verlangt. „Es ist unmöglich,“ war die einzige Antwort, die sie erhalten konnte. Sie saß im Wagen der Gemahlin des Generals, deren strenge Würde, nachdem sie die Festungsthore verlassen hatten, sich in stumme Verzweiflung verwandelte. Die andern Weiber schluchzten laut, aber trotz ihres Schmerzes, erregte der Anblick, der sich ihnen jezt darbot, lebhaft ihre Neugierde.

VII.

Als sie die äußersten Werke der untern Festung verlassen hatten, sahen sie die ansteigenden Höhen gegenüber bis ins Thal herab, und die dazwischen liegende Ebene weit und breit mit bunten, in Waffen blitzenden Kolonnen bedeckt, die sich unter Geschrei, Lärm, Gelächter und enthusiastischen Liedern vorwärts bewegten. Sie kamen ihnen näher und erstaunten über den seltsamen Anblick dieser Menschen, die meistens mit dem Ausdruck eitler Beweglichkeit und rücksichtslosen Muthes, unter alten Helmen, rothen Mützen oder dreieckigen Hüten mit der dreifarbigen Kokarde, trotzig hervorblickten. Viele waren mit Ohrringen geschmückt und trugen Halsbinden, die über Kinn und Wangen hinaufreichten, während der untere Theil ihrer Kleidung, außerdem daß er im Ganzen völlig ungleichförmig war, oft sehr vernachläßigt erschien. Sie waren nicht, wie die Emigranten am Rhein, mit Waffen, aber häufig mit allerhand schmucken Sachen beladen, nur mit solchen nicht, die ihnen gehörten. Die vorüberziehende Festungsmannschaft wurde von ihnen mit mitleidigem Spott begrüßt, und ein Handkuß und ein gelauter Witz von dem ersten, welcher der Frauen ansichtig wurde, fand so viel Beifall und Nachahmung, daß ein allgemeiner Jubel und Lärm ausbrach, wodurch der Schmerz der unglücklichen Dame zum peinlichsten Unwillen gesteigert wurde. Sie vergaß der Klugheit, welche ihr geboten hätte, diese Neckerei stillschweigend zu ertragen, und rief laut: „Meine Herrn, ich würde Ihnen sehr dankbar seyn, wenn Sie mir einen bessern Begriff von französischem Edelmuthe gegen Frauen und besiegte Invaliden gäben.“ Diese Worte machten einen wunderbaren Eindruck auf die französischen Incrovabeln. Ernste Stille verbreitete sich nach kurzem Geflüster längs den Kolonnen, und die Frauen sezten ihren Weg durch diese halbwilden, halb übercivilisirten und überfeinerten Feinde ungestört fort.

Ein langer Aufenthalt in einem Dorfe, welchen französische Bagages-Wagen und einige kleine Feldstücke verursachten, gab Marien Zeit, wieder zu sich selbst zu kommen. Die rauchenden Trümmer einiger Häuser, mehrere Leichen ihrer Bewohner, die die Vertheidigung ihres Eigenthums mit dem Leben bezahlt hatten, die Soldatenschwärme, die, Siegeslieder brüllend, durch die Wagen hindurch sich Bahn machten, alles zeigte ihr, daß sie sich mitten in den Schrecknissen des Krieges befand, sie, ein verlassenes Mädchen, zum ersten Mal ohne die Obhut ihres Vaters, unter dem Schutz von fremden Menschen, die selbst zitterten und wahrscheinlich einen Weg einschlugen, der sie immer weiter von ihrem Vater entfernte. Aber sie stärkte ihr Herz durch die Erinnerung an die erste Nacht in ihrem Gefängnisse. Nun erkundigte sie sich nach dem Wege, den man nehmen würde, und erfuhr, daß sie auf der Straße zogen, welche nach Würtemberg führte, nach dem Land, das sie mit ihrem Vater eben erst verlassen hatte; aber kaum hatte sie die Einladung der Generalin gehört, mit ihr zu gehen und bei ihr zu bleiben, als wieder ein neuer Vorfall ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Die Franzosen hatten kaum von der Festung Besitz genommen, als sie sogleich alle Gefangenen und mehrere Hundert Sträflinge in Freiheit sezten. Die leztern, größtentheils der Auswurf der menschlichen Gesellschaft, steckten dreifarbige Kokarden auf ihre Mützen, ergriffen Flinten und andere Waffen, und stürzten sich, nachdem sie die Keller der Festung besucht hatten, brüllend wie Wahnsinnige in das Dorf, wo sie sogleich zu plündern begannen und nur durch die französische Bedeckung abgehalten werden konnten, die abziehende Besatzung und die Wagen der Offiziers-Frauen anzugreifen.

(Die Fortsezung folgt.)

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker.

(Beschluß.)

Man sagte Edwards, in der Kaserne San Francesco gebe es Ungarn, wie er sie haben wolle, genug; er begab sich dahin und sah sich in seiner Erwartung nicht getäuscht: alle zeigten denselben Charakter, mehr oder weniger rein oder verwischt. Er wählte einen aus der Gegend von Debrezyn, bei dem der Typus sehr stark ausgesprochen war, um ihn abzeichnen zu lassen. Während der Maler an der Arbeit war, holte ein Unteroffizier den Soldaten ab. Dieser Befehl fiel Edwards auf, und als er sich nach der Ursache desselben erkundigte, ergab es sich, daß man unzufrieden war, weil er das allerhäßlichste Subjekt, das für eine Art Mißgeburt galt, gewählt hatte, um ein Bild des Ungarnvolks zu entwerfen. Hübsch war der Bursche allerdings nicht, aber sein Typus war rein und der Beobachter durfte ihn nicht hinauslassen; zum Glück war er im Stande, sich zu rechtfertigen: er schickte den Offizieren verschiedene Porträts von hübschen Ungarn, die er schon hatte abzeichnen und ihre Namen nebst ihrem Geburtsort darunter schreiben lassen, und ließ sagen, den Häßlichen habe er gewählt, weil er in ihm einen Abkömmling eines alten Volkes erkenne, das sich einst unter den Ungarn niedergelassen. Diesen Grund ließ man gelten, und er durfte weiter zeichnen lassen.

Dieser Typus ist aber auch wirklich der Art, daß er trotz der Vermischung und Kreuzung der Raçen sehr erkennbar bleiben mußte. Der Kopf ist ziemlich rund, die Stirne niedrig, zurückweichend; die Augen sind schief gestellt, so daß der äußere Winkel höher stedt; die Nase ist ziemlich kurz und abgeplattet, der Mund vorspringend, die Lippen dick, der Hals sehr stark, so daß der Hinterkopf beinahe in gerader Linie mit dem Genick läuft und abgeplattet erscheint; der Bart ist schwach, dürftig, der Wuchs klein. Um sich von der Identität dieses Typus mit dem hunnischen zu überzeugen, braucht man nur obige Beschreibung mit den Schilderungen zu vergleichen, welche die Alten von den Hunnen entwerfen. Priscus beschreibt den Attila so: Er war klein von Gestalt, breit von Brust, sein Kopf war unmäßig groß, seine Augen klein, der Bart dürftig, die Nase abgeplattet, die Gesichtsfarbe schwarz. Ammianus Marcellinus sagt: „Die Hunnen werden alt, ohne einen Bart zu bekommen; sie haben alle plumpe, kräftige Glieder und einen dicken Hals.“ Nach Jornandes sind die Hunnen häßlich, schwarz, klein; ihre Augen klein und schief, die Nase platt. — Von der Gesichtsfarbe spricht Edwards nicht, weil er dieselbe in diesem Falle nicht für charakteristisch hält und sich die Nüanzen der Färbung überhaupt nur sehr schwer erhalten. Was Attilas großen Kopf betrifft, so kann dies zufällig seyn; bei dem Hunnen, den Edwards in Venedig sah, war der Kopf auch verhältnißmäßig ein wenig zu groß; er wagt indessen doch nicht auszusprechen, daß dieses Merkmal wesentlich zum hunnischen Typus gehöre. Das hält er aber für gewiß, daß die alten Hunnen im Wesentlichen denselben Typus hatten, wie die von ihm beschriebenen Ungarn. Nach der Bemerkung verschiedener Reisender findet sich dieser Charakter in Ungarn viel zu häufig, als daß man ihn einzig und allein von den Hunnen herleiten könnte, die sich im fünften Jahrhundert in diesen Ländern niedergelassen haben. Wie groß auch Anfangs ihre Zahl gewesen seyn mag, so haben sie, als sie von hier aus Europa überschwemmten und seine Geißel wurden, dabei sehr viel gelitten, und beim Falle ihres Reichs in Ungarn, kurze Zeit nach Attilas Tod, mußten sie nothwendig noch weit mehr gelichtet werden. Ja nach der Sage sollen sie damals ausgerottet worden seyn; man weiß aber, was man von solchen sogenannten Ausrottungen zu halten hat. Ihr physischer Charakter muß also durch die Magyaren, die derselben Nation angehörten und sich unter ihrem Anführer Arpad im neunten Jahrhundert in Ungarn niederließen, noch weiter verbreitet worden seyn.

Dieser charakteristische Typus der eigentlichen Ungarn oder Magyaren fällt zusammen mit dem Typus der mongolischen Raçe und fast aller Völker des östlichen Asiens; und dieß bestätigt ja auch die Geschichte und die Vergleichung der Sprachen vollkommen; nach allen Zeugnissen sind sämmtliche Völker mit mongolischer Gesichtsbildung im westlichen Asien und weiter heraus in den europäischen Grenzländern eines und desselben Ursprungs.

Noch spricht Edwards von einem kleinen Volke, das in den vicentinischen und veronesischen Gebirgen lebt und das bisher für einen Ueberrest der von Marius geschlagenen Cimbern galt. Er hat sich aber überzeugt, daß es Allemannen sind, die von Clovis verfolgt, in jenem Lande unter dem Schutze Theodorichs, Königs der Ostrogothen, Zuflucht suchten. Unser Beobachter zweifelt auch kaum daran, daß sich in einigen Gegenden Griechenlands die wahren Abkömmlinge der Hellenen, namentlich der Pelasger, auffinden ließen; leztere, meint er, wären besonders unter den Albanesern zu suchen, die in mancher Hinsicht in Griechenland das zu seyn scheinen, was die Basken zu beiden Seiten der Pyrenäen, die Britten in Frankreich, die Gallier in England, und die Erisch sprechenden Stämme in Schottland und Irland sind, nämlich Ueberreste der Ureinwohner.

So flüchtig diese Skizzen seyn mögen, so wünschten wir doch, über noch mehrere europäische Völker ähnliche Beobachtungen mittheilen zu können. Vorzüglich interessant wäre es, die germanischen Völker, die zwischen den Alpen und Scandinavien wohnen und denen die Kultur so viel verdankt, nach diesen Grundsätzen zu studiren.

ferner die von neuern Geschichtsforschern sogenannten iberischen Völker, die über Südfrankreich und die pyrenäische Halbinsel verbreitet sind; diese Völker haben sicher nicht blos Einen Typus. Leider sind ihre physischen Charaktere noch nicht bekannt genug, um sie in Verbindung mit der Geschichte betrachten zu können; kennen wir ja noch nicht einmal den eigentlichen Typus der Basken, auf deren hohes Alterthum und große Bedeutung im alten Iberien Wilhelm von Humboldt aufmerksam gemacht hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Nordischer Sommer. Forcirte Volksluft. Tivoli.

Mit Algiers Eroberung ist die lange dort zurückgehaltene Wärme zu uns gekommen, und statt der ewigen Westwinde haucht es aus Ost und Süd; aber das arme Geschlecht unserer Tage ist so an den neuen traurigen Nordsommer gewöhnt, daß es schon über Hitze klagt. Ihr Korrespondent hält dies für arge Versündigung, und wenn unsere Pietisten predigen (siehe die in der Reinschen Buchhandlung erschienene Schrift ꝛc.), daß die Sturmfluthen, der grausame Winter und der nasse Sommer mit allen meteorologischen Erscheinungen der lezten Monate nichts anders seyen als Vorboten des jüngsten Tages, so sollte der Nichtpietist wenigstens froh seyn, daß die Prophezeihung unserer Meteorologen: wir rückten dem Nordpol näher, für den Augenblick bald zu Schanden wurde. Die Zeit, wo man von Staatswegen in den Magazinen die Milch der fetten Kühe zum Besten der magern aufspeicherte, ist vorüber, und unsere liberale Handelspolitik will nichts von der eines Friedrichs wissen; aber sollte man nicht jezt, wo der Geist so mächtig über die Materie geworden ist, etwas von der Hize für die folgende Kälte aufsparen? Wo das nicht durch einen allgemeinen chemischen Prozeß staatsrechtlich thunlich ist, sollte doch das Individuum es sich zur Pflicht machen, um wenigstens dereinst in der Erinnerung warm zu bleiben, und gegen die Eulenstimmen der Frommen und Klugen die seinige erheben zu können. Einige zwar, Spekulanten auf Seidenzucht und Weinbau, hatten die entgegengesezte sanguinische Hoffnung genährt: die Kultur würde den Nordpol überwinden; allein wir haben noch keine Seide gesponnen und die Maistürme haben neulich in Grüneberg die Weinberge dergestalt gefegt, daß wieder Jahrhunderte vergehen können, ehe unsere Bauern Grüneberger Champagner trinken. Nun, die französischen thun auch noch nicht alle Sonntag ein Huhn in den Topf!

Zu jenen sanguinischen Sommerspekulanten gehören auch unsere Tivolibauer. Sie zaubern, oder wollen es, einen Sommer, der nicht in der Natur, und eine Lust, die nicht im Blute liegt. Möchte es ihnen gelingen, eine Volkslust zu erschaffen! Aber aber verwandelt unsere vorgerückte Chemie den Templower Berg in einen feuerspeienden, als die Feste auf demselben zu wirklichen Volksfesten, das heißt zu solchen, an denen das Volk als Volk Antheil nimmt. Indessen bleibt dies auch nur der vorgespiegelte Zweck, der erste und eigentliche heißt Geld, und dies fließt den Entrepreneurs zu, nicht so lange die Anstalt Vergnügen gewährt, sondern so lange, als sie Mode ist. Das Tivoli auf dem Kreuzberge lockt noch bedeutend und dürfte mit Vollendung der Chaussee, welche dahin führt, noch an Besuch gewinnen; man will indessen behaupten, daß die Auslagen noch immer nicht durch die enorme Einnahme gedeckt würden. Auch müssen sämmtliche Anlagen noch einmal, solider, angebaut werden, da die städtische Baupolizei das Fundament nicht billigen konnte. Desgleichen, meint man, könnte das Unternehmen von einer andern Seite bedroht werden, indem die Gebäude so hoch gewachsen sind, daß sie das Kriegsdenkmal auf dem Berge verdecken. Zum 3. August will der Unternehmer indessen ein Nachtkonzert auf den Dächern des Tivoli veranstalten. Die ausgezeichnetsten Sänger werden Festhymnen zu unsers verehrten Königs Geburtstag, der nächtlichen Stadt zugewandt, singen, und das heiligt vielleicht die eben nicht heilige Nähe an dem ernsten Denkmal. Die nächtlichen Feuerwerke auf der Höhe gewähren ein imposantes Schauspiel.

(Der Beschluß folgt.)

Lyon, Juni.

(Beschluß.)

Fortschritte des Elementarunterrichts.

Unsere für den Elementarunterricht zusammengetretene Gesellschaft, die endlich die königliche Billigung erhalten hat, ist im glücklichsten Gedeihen und Fortschreiten, wiewohl unsere Behörden durchaus nichts für sie thun, da in allen Schulen der Lancasterische Unterricht eingeführt wurde, der diesen Leuten noch immer ein großer Dorn im Auge ist. Ihre Einnahme von den 1311 Subscribenten betrug 32,800 Franken; dafür wurde nicht nur eine große Musterschule für 270 Kinder, sondern auch noch zehn andere Stadtschulen und Schulen für Erwachsene gewonnen. In allen zusammen erhielten 1092 Individuen Unterricht. Sehr groß ist der Vortheil, der daraus für alle Klassen hervorgegangen ist und der sich täglich mehr in unserer mit Menschen überfüllten Stadt fühlen läßt, wo so krasse Unwissenheit und Rohheit, so viel Verdorbenheit und Sittenlosigkeit auszumerzen ist. Sehr wohlthätig wirken besonders in dieser Hinsicht die Schulen, worin erwachsene Männer den in Frankreich so versäumten Unterricht nachholen können. Hier sitzen alte Soldaten und Handwerksbursche, rabenschwarze Kohlenträger mit weißen Müllersknechten traulich und friedlich zusammen, denn Alle fühlen das Bedürfniß des Unterrichts und Wissens gleich sehr. Diese Lancasterschulen äußern noch einen andern herrlichen Einfluß. Auch die frères de la doctrine chrétienne, die dem gegenseitigen Unterricht nicht hold sind, haben doch die Nothwendigkeit eingesehen, in ihren Schulen nicht hinter den neuen zurückzubleiben. Daher führen sie da bedeutende Verbesserungen ein, und benuzen die guten neuen Methoden. Schon jezt bemerkt man in ihren Schulen mehr Aufmerksamkeit, Eifer, freundliches Benehmen und Bemühen der Lehrer, die alten Schüler zu erhalten und neue dazu zu bekommen. Wie hat sich dies in Kurzem geändert! Es ist noch nicht lange her, da schrieen diese Herrn heftig nicht nur gegen den gegenseitigen Unterricht, sondern gegen den Volksunterricht überhaupt, den sie für höchst nachtheilig für Altar und Thron hielten; mit Händen, Füßen und Mäulern kämpften sie gegen die neuen Volksschulen, die sie für des Teufels Werk ausgaben. Wenn die frères chrétiens nicht alle ihre Schüler verlieren und als Ignorantins verachtet seyn wollten, so mußten sie dem neuen Beispiel folgen, und sie sind ihm gefolgt, weil die fortschreitende und reinigende Gewalt der Zeit stärker ist, als alles feindliche Streben dagegen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. August 1830.

Paris ist so groß als Ispahan; die Häuser sind so hoch, daß man schwören sollte, es wohnen lauter Astrologen darin. Eine Stadt, die in die Luft gebaut ist, wo sechs, sieben Häuser über einander stehen, ist natürlich sehr volkreich, und wenn all das Volk sich auf der Straße befindet, so ist der Wirrwarr nicht gering.

Montesquieu
lettres persanes.

Die Höhen über Paris.

Je länger der Fremde in Paris ist, er mag sich im bunten Gewühl der Boulevards und des Palais Royal herumtreiben, oder nach Luft und Freiheit in den stilleren Vorstädten suchen, desto mehr drängt sich ihm das Verlangen auf, einmal eine Höhe zu finden über dem grauen Häuser- und dem bunten Menschenmeer, in welchem er umherwogt, wie der Schwimmer, der von dem Ocean getragen wird und mit ihm kämpft, ihn aber nicht sieht. Die große Stadt bietet keine Terrassen. Eine enge hohe Gasse verliert sich in die andere; und wer einmal so viel über sich gewinnt, von der Pracht der Kaufläden, von dem Glanz der Passagen, von der Eleganz der Fußgänger und dem Rädergerassel der Fiaker, Kabriolets und Omnibus in die Höhe zu blicken, und so durch Paris spazieren zu gehen, möchte das nicht unebene Gleichniß finden: es sey ein ungeheurer, grauer Kalkfelsen, in den man ein Labyrinth von tiefen, engen und krummen Schluchten eingegraben. Die durch die Häuserquarrés durchgebrochenen Passagen wären dann Höhlen, durchgebohrt durch die stehen gebliebenen Felswände, um einen labyrintischen Gang mit dem andern zu verbinden. Sie bringen noch mehr Unordnung, noch mehr Verwirrung in dieß Straßenlabyrinth der eigentlichen Kaufmannsstadt, des Marais, der Cité und der Faubourg St. Jacques. Ohne die Kaufmannspracht der Souterrains, ohne die Vorhänge vor ganzen Häuserfronten mit rothen und weißen Kattundraperien, ohne die ellenlangen Mauerinschriften und die buntbemalten Schilder, hinaufhängend bis in den vierten Stock, kurz, ohne das, was in deutschen Städten als Marktschreierei gälte, blieben die Häuserfronten ein todtes, einförmiges Grau, denn die wenigsten Häuser haben, was wir eine Farbe nennen, erhalten. Auch nur wenige neuere Straßen sind mit architektonischer Schönheit aufgebaut, und die öffentlichen Gebäude, Kirchen, Theater, Schlösser, stehen so getrennt, so eingeschlossen von uralt fundirten Wohnhäusern, daß sie so wenig als die einzelnen Marktplätze zu Lichtpunkten werden. Es gibt viele alte Reichsstädte mit eben so engen, winklichen Gassen, wo auch das Licht nur sparsam durch ihre Höhe auf die Erde hinunter bringt; die spitzigen Ecken, die wunderbar getrennten Giebel, der Wechsel zwischen Hütten und gethürmten Schlössern, und dann auch die in der Linie laufenden unmassiven Häuser unterscheiden diese Städte indessen vollkommen von dem alten Paris, wo mehr italienisch geebnete Dächer oben eine gerade Linie hervorbringen.

Nur in der halbkreisförmigen Umwallung der eigentlichen Stadt durch die Boulevards bekommt man einen Begriff von ihrer Lage. Auch hier fehlt aber jede Aussicht. Nur von der höher gelegenen Porte St. Martin gewinnt das Auge eine Uebersicht, und wenn gegen Abend die Millionen Lichter auf den Boulevards sich entzünden, folgt das Auge von hier mit Vergnügen dem bunten Lichtstrom, der hügelauf, hügelab, links über den Boulevard Montmartre nach dem Boulevard des Italiens sich hin-

zieht. Die Quais an der breiten Seine sind schon etwas ganz anderes. Von dem Pont Louis XVI. über den Pont des Arts nach dem Pontneuf, hat man den großartigsten Anblick von Fluß und Stadt. Man sieht, die Seine hat das große Felsplateau gespalten, nach beiden Seiten starren die senkrechten Wände in die Höhe, und in der Mitte blieb eine Insel stehen. Hier wird das Gleichniß täuschend. Diese ganze Isle du Palais ist ein großes steinernes Gebäude, mit seinen Wänden in all den willkührlichen Formen fortlaufend, wie die Ufer der Insel, mit denen, von weitem gesehen, die Häuserfronten eins sind. An die scharfen Spitzen dieser Steinecke lehnt sich der Pontneuf, und hier thront auf einer würdigen Stelle die bronzene Reitergestalt des vierten Heinrich. Aber sie übersieht doch nur das Flußbett und nicht mehr. Wie die labyrinthischen Gänge sich durch die endlosen Straßen von St. Denis, St. Jacques u. s. w. rechts und links in die Häusermassen hineinschlängeln, bleibt dem Blick verborgen. Freilich ist die Isle du Palais, das alte Paris, allein schon eines Blickes werth, denn so höhlenartig verwachsen, so verschlungen durch Gänge, Corridors, Schwiebbogen, möchte man nirgends ein Stadtviertel von gleicher Ausdehnung finden. Mitten hinein verwachsen ist das Palais de Justice, dessen mächtige Hallen und Kreuzgänge einem unterirdischen Schlosse anzugehören scheinen. Eine Welt von Kaufleuten, Käufern, Neugierigen und Justizbeamten lebt und webt hier in den verschlossenen und doch lichthellen Räumen. Ueberall hin führen die Ausgänge dieses kleinen, unterirdischen Labyrinths, hier stößt man noch auf Alterthümer, und man findet nur mit Mühe den eigentlichen Eingang, die Hauptfacade des Gebäudes.

Die gewöhnlichen Punkte, die der Fremde aufsucht, um eine objektive Anschauung von der Weltstadt zu gewinnen, sind die Kuppeln der St. Genevieve (ehemals das Pantheon), die Plattform der Notre Dame und die Siegessäule auf dem Platz Vendome. Auf allen drei Punkten gewinnt man nur etwas, man sieht, wie groß das Element ist, in dem man sich gefangen befindet, aber man übersieht es nicht. Es ist das Aufflattern eines Meervogels, der wohl gewahrt, wie weit die Wasser, über denen er fliegt, rauschen, dem aber die Kraft der Schwingen erlahmt, ohne daß er ein Ufer erblickt, wohin er seinen Flug richten kann. Am malerischsten, oder wenn man will, am poetischsten ist, so partiell gesehen, die Ansicht von einem Hügel des botanischen Gartens aus. Das unten und zunächst liegende wird von Strauchwerk verdeckt und hindurch zwischen den Gipfeln der Bäume blickst du auf Kuppeln, Thurmspitzen und Dächer der verschiedenartigsten Theile der Stadt. Alles ist blaßgrau, verwittert, aber das Grün der Staffage vollendet das Gemälde. Der Anblick von der Siegessäule der Place Vendome hat nur deßhalb etwas magisches, weil man durch den dunkeln, engen Leib der Säule sich langsam auf einer Wendeltreppe hinaufwinden muß. Nach solchen Vorbereitungen wäre auch ein minder bedeutendes Rundgemälde überraschend. Aber die Säule ist doch zu niedrig und der nächstgelegene Theil der Stadt nicht interessant genug.

Der Kirchhof des Pater La Chaise erhebt sich auf den östlichen, die Stadt begränzenden Höhen. Wo ist ein Reisebeschreiber mit frommem oder sentimentalem Sinn, der nicht in poetische Entzückungen über diesen großen Todtenacker ausbricht, welcher die Chimäre einer allgemeinen Gleichheit realisirt? Selbst der Franzose von heut gedenkt nicht ohne Anklang von Rührung der weiten Wahlstadt, wo seine großen Männer schlummern und jeder ohne Ausnahme, weß Glaubens, weß Standes, welcher Nation er sey, neben ihnen sein letztes Lager aufschlagen darf. Er rechnet mit einer Art Ehrfurcht, daß der Kirchhof im Osten bald mehr Einwohner fassen wird als das lebende Paris unten zu Füßen des Berges. Nur einige bedenkliche Einwohner der Vorstadt St. Germain lassen ihre Leichen nicht hier beisetzen, der ketzerischen und liberalen Nachbarschaft wegen, dann aber auch, weil nur ein kleiner Theil des Grund und Bodens kirchlich geweiht ist.

(Der Beschluß folgt.)

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Unter der wilden Menge bemerkte Marie Ludwig, welcher mit dem Förster verabredet hatte, unter einem hohen Apfelbaume, den sie von der Festung aus im Felde sehen konnten, wieder zusammenzutreffen, und dann herabgeeilt war, um Marien aufzusuchen und ihrem Vater zuzuführen. Aber in dem Augenblick, wo er sie bemerkte, war auch der Weg wieder frei geworden, der kleine Trupp hatte sich wieder in Bewegung gesezt, und die Wagen folgten. Was sollte nun Marie thun? sich der Führung eines jungen Menschen, durch alle Schrecken, die sie umgaben, anvertrauen, oder vielleicht auf immer der Hoffnung entsagen, ihren Vater wieder zu sehen? Die Baronin, welcher sie ihren Kummer mittheilte, rief mit fast gebieterischer Stimme: „Kind, sey nicht wahnsinnig! Diesem Burschen und seiner saubern Gesellschaft wolltest Du Dich anvertrauen? schweig und folge uns.“ Ludwig schrie halb drohend, halb in verzweifelter Angst: „Dort ist der Apfelbaum, Marie, wo vielleicht eben Ihr Vater angekommen ist.“ Marie warf trostlos ihre Augen umher, dann rief sie plötzlich: „Vater im Himmel, Du wirst ein Kind nicht verlassen, das alles wagt, um seinen Vater auf Erden zu finden!“ Mit diesen Worten sprang sie aus dem Kutschenschlage, den Ludwig geöffnet hatte. Ein französischer Offizier, der zunächst stand, bot ihr in deutscher Sprache seinen Schutz an. Einige andere Soldaten thaten desgleichen; aber sie riß sich von ihnen los, faßte Ludwigs Hand

krampfhaft, und so eilten sie durch ein Seitengäßchen ins freie Feld. Da sahen sie den Förster, begleitet von einigen bewaffneten Männern, Bauern und weinenden Weibern, gleich ihnen dem Apfelbaum zueilen. Betrunkene Züchtlinge zogen hinter ihnen her. Die drei Parthien trafen fast zu gleicher Zeit unter dem Baume ein, und nicht lange, so erhob sich ein wüthender Angriff von Seiten der berauschten Züchtlinge. Die Weiber schrien, die Bauern griffen nach Feldsteinen und Baumästen, um sich zu wehren. Marie lag auf ihren Knien, Hände und Augen zum Himmel erhoben, geisterbleich. Ihr Vater stand vor ihr, ruhig und fest, Brust und Arm, an welchem noch ein Stück der zerbrochenen Kette hing, zur Vertheidigung seiner Tochter dem Feind entgegenstemmend. Ludwig schlug mit seinem Flintenkolben den Vordersten zu Boden; aber bald stürzte er, mit Wunden bedeckt. Bernhard hatte mit sicherer Hand und raschen Bewegungen bereits drei oder vier sich vom Leibe gehalten, als eine Kugel aus der einzigen Flinte, die geladen war, in seine Brust fuhr und er rückwärts zu Boden stürzte. In diesem Augenblicke kam ein Offizier mit einigen Franzosen dazu und verjagte die Freibeuter.

Marie stürzte in sprachlosem Jammer über ihren verwundeten Vater; endlich blickte sie zu dem fremden Offizier empor und sagte mit flehender Stimme: „Können Sie nichts thun für meinen Vater?“ — „Wir wollen thun, was möglich ist; meine Leute sollen ihn ins nächste Dorf tragen, und Sie selbst, wollen Sie sich meinem Schutze anvertrauen? Vertrauen Sie einem Manne, der auch Mutter und Schwestern zu Hause gelassen hat. Ich werde dafür Sorge tragen, daß Sie und Ihr Vater bald in Sicherheit sind.“ Der alte Mann blickte mit dankbarem Lächeln zu ihm auf und sagte mit schwacher Stimme: „Der Himmel lohne Ihnen in dem Maaß, als Sie uns Gutes thun. Tochter, folge ihm!“ Ludwig richtete sich mühsam empor, ein Ausdruck von Milde und Hoheit adelte zum ersten und lezten Male die Züge des Sterbenden und er rief: „Sie sind gerettet, Marie? O, nun glaube ich an Gott!“ Marie wandte sich mit dankbarer Rührung zu ihm, aber der Offizier drang in sie, zu eilen. Im Weggehen war es ihr, als hörte sie von den erbleichenden Lippen Ludwigs noch die leisen Worte: „War es nicht gut, daß ich Euch folgte?“ — Vier Soldaten blieben freiwillig bei dem verwundeten Förster, und nachdem sie, so gut es ging, in der Eile seine Wunde verbunden und seine Hand von dem Kettenringe befreit hatten, trugen sie ihn auf ihren Flinten in das Wirthshaus des Dorfes, wo der menschenfreundliche Elsäßer einen Wagen für ihn besorgt hatte. Ein Arzt hatte die Wunde, welche unter dem Brustbein durch die Lunge ging, nicht für durchaus tödtlich erklärt, aber angeordnet, daß der Kranke vor jeder geistigen und körperlichen Erschütterung bewahrt werden solle.

Der alte Mann sprach nur wenig, er drückte dankbar dem Offizier die Hand und sah mit heiterm Lächeln auf sein gerettetes Kind. Mit der Bagage eines französischen Regiments, welchem sie der Elsäßer empfohlen hatte, gingen sie nach Rorschach ab. Hier nahm sie ein Nachen auf und führte sie über den See. Kein Wort störte den Schlummer des Verwundeten, und nur das Plätschern der Ruder brach die Stille der Nacht. Alle Augen richteten sich, als der Tag anbrach, auf Hohentwiel, und die Schiffer klagten, daß eine so stolze Festung so schändlich den Händen der Feinde überliefert worden sey. Während sie noch sprachen, fuhr plötzlich ein breiter Blitzstrahl von dem Felsen auf, eine mächtige schwarze Rauchsäule folgte, einige Augenblicke darauf schlug ein Donnerknall an ihre Ohren, der rings an den Ufern wiederhallte: es war der Fall von Hohentwiel.

Unerfahrene Seelen, die, wie unsere Marie, aus einem selbstbeschaulichen Leben herausgerissen und mit einemmale in die Stürme der Welt hinausgestoßen werden, erstarren und bluten unter den Streichen der erbarmungslosen Nothwendigkeit; Marie aber stärkte sich an ihrem innigen Vertrauen auf Gottes Vaterhand, und sie liebte ihr Unglück, das sie mit ihrem Vater theilte. Dieses erweckte in ihr, trotz ihrer Unerfahrenheit und ihres zarten Wesens, die Kraft, alle nöthigen Anordnungen für ihren kranken Vater zu treffen, den ein heftiges Wundfieber besinnungslos und unfähig gemacht hatte, selbst für sich zu sorgen. Seine lezten Worte, die er noch mit Bewußtseyn gesprochen hatte, waren: „Tochter, wenn mich die Krankheit, die ich herannahen fühle, unfähig macht, zu handeln, so sorge, daß man mich zu meinem Vater bringt. Almosen für deinen Vater zu erbitten, ist keine Schande; lasse dich nicht aufhalten, ich mag mich befinden, wie ich will. Ich würde keine Ruhe im Grabe finden, nach dem ich mich sehne, müßte ich sterben, ohne seine Verzeihung erhalten zu haben.“ Marie versprach es feierlich und sie hielt Wort.

Zu Arbon, wo sie ans Land stiegen, umringte sie, nachdem die Schiffer den Verwundeten ins nächste Wirthshaus getragen hatten, ein Haufe neugierigen Volkes. Marie erzählte die Geschichte ihres Unglücks mit einfacher, ergreifender Wahrheit, ohne Furcht vor den vielen rohen Gesichtern, die sie im Kreis ihrer Zuhörer erblickte, und schloß, indem sie sich an die Aeltesten und Ehrbarsten der Versammlung wandte: „Ich habe keine Mittel, ihn zu seinem alten Vater zu bringen, wenn mich Gott nicht christliche Herzen finden läßt. Ihr seyd seine Landsleute; vierzig Jahre lang hat er darnach geschmachtet, sein Vaterland wiederzusehen; Ihr werdet einem kranken Manne und seinem hülflosen Kinde Euren Beistand nicht versagen.“ Viele Stimmen riefen: „Man muß ihm helfen, er ist ein Opfer der Franzosen.“ Und

so geschah es auch, die Frau des Hauses hieß ihren Mann einen Wagen anspannen, und gab Marien einen Brief an ihren Sohn zu St. Gallen mit. Sie reisten ab; von Stadt zu Stadt erneuerte sie ihre Bitten und nirgends vergeblich.

So gelangten sie in das glückliche und freie Land von Appenzell mit seinen grünen Alpen und zerstreuten Hütten. Hirten trugen den Verwundeten auf einer Bahre über das Gebirg, an den Bergströmen hin, unter Felsenklüften weg. Als sie die Straße am Stoß herabstiegen, wo einst in alten Tagen die barfüßigen Bergbewohner unter der Anführung von Mariens Lieblingshelden, Rudolph von Toggenburg, ihre schwer bewaffneten Feinde auf dem schlüpfrigen Boden geschlagen hatten, erinnerte sie sich mit wehmüthigem Lächeln, wie oft sie gewünscht hatte, den Boden zu sehen, wo die Helden jener Jahrhunderte gelebt und geblutet. Nun sah sie ihn, aber mit Augen voll Kummer. Ihr Vater kam die ganze Zeit nur auf einige Augenblicke zu sich; selbst wenn er sprach, schien er sich in seine Umgebung nicht finden zu können. Aber in seinen gebrochenen, unzusammenhängenden Reden konnte Marie oft die Worte unterscheiden: „Ilanz — Vater — Vergebung!“ Sie zogen an den wilden Krümmungen des Rheins hinauf, über Felder voll Felstrümmern, den Zeugen seiner Verwüstungen; sie kamen vorbei an der Abtei Pfeffers, wo die Tamina bei Ragaz in den Rhein braust; sie gingen durch Chur, durch alle Orte seines frühern Lebens, und er erkannte sie nicht. Da wo das Thal des vordern Rheins eine Biegung macht, auf dem Felsen, wo man die Häuser von Ilanz durch zerstreute Kiefern blicken sieht — hier schlug Bernhard zum ersten Mal nach langer Zeit die Augen auf.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Recreatorium, Elysium. Bauten. Vegas und Höckers Gemälde. Lear, Falstaff. Caspar Hauser.

Nun haben zwei gelehrtere Spekulanten auf der ganz entgegengesetzten Seite Berlins, auf dem ehemaligen Gesundbrunnen, einer morastigen Oase in dem großen Sandmeere, in dem eine eisenhaltige, dem Ort den Namen gebende Quelle entspringt, einen neuen Volksvergnügungsort geschaffen und ihm den Namen Recreatorium gegeben. Die Sache ist besser, als der barbarische Name. Endlich sind drei Thiergartenbesitzungen zusammengeschmolzen und daraus ein Elysium geworden. In diesem Elysium rutscht man, statt wie im Tivoli auf einem Sandberge, auf einem Lustberge umher, chinesische Pavillons, Terrassen, Schaukeln, Wippen, Feuerwerke zu Wasser und zu Lande machen die überirdische Lust aus, der es nur noch an Schatten gebricht. Sie sehen, es ist alles Spekulation, Nachahmung, nichts hier Geborenes, durch das Bedürfniß Hervorgebrachtes. Doch ist ein Bedürfniß geweckt, und wenn keine äußern ungünstigen Ereignisse dazwischen treten, werden sich die Etablissements unter dieser oder jener Gestalt halten. Ein neuer harmloser Sinn wird aber nicht dadurch geweckt.

In der Stadt wird weniger gebaut; der Lustgartenbau schreitet vorwärts, wiewohl die Fontaine in diesem Jahre wohl noch nicht springen wird; das Museum wird am 3. August eröffnet. Vor dem königlichen Schlosse hat man einen Candelaber errichtet, gewissermaßen den Repräsentanten der Gasbeleuchtung. Für den Zweck ist er nur zu kleinlich, Galanteriewaare. Es werden keine Flammen auf den großen, weiten Platz ausgesprüht, in kleinen Laternen flackern nur einige kleinliche Flämmchen, ganz unwürdig des großen Schloßgebäudes, das in seiner gigantischen Abendgröße eine verhältnißmäßigere Fackel verdiente.

Der Herbst bringt diesmal wieder eine Gemäldeausstellung, von der man sich viel verspricht, da Ausgezeichnetes aus Düsseldorf geliefert werden soll, und auch die hiesigen Künstler, Maler wie Bildhauer, sich geregt haben. Zwei einzelne Vorläufer der Ausstellung zogen vor einiger Zeit die Aufmerksamkeit besonders an. Es war ein Altarblatt von Vegas: die Auferstehung, für die neue Werdersche Kirche bestimmt, und eine: Maria mit dem Kinde in Glas, von Höcker aus Breslau. Ersteres Altarblatt ist das beste, in Composition und Ausführung, was von dem geachteten Künstler geliefert worden ist; die Anerkennung war allgemein, und der Effekt wird noch größer seyn, wenn es in der Kirche, wofür die besondere Lichtgebung berechnet ist, steht. — Hrn. Höckers Glasgemälde erregte eine Aufmerksamkeit anderer Art. Als Bild an sich ist die Composition nicht übel, würde indessen als Oelgemälde schwerlich jene besonders anziehen. Aber die technische Vollendung des Glasgemäldes erregt Erstaunen über den Fleiß, die Ausdauer und die Geschicklichkeit des Künstlers. Vier Jahre hat er daran gemalt und gebrannt, jeden Augenblick in Gefahr, durch einen Sprung im Feuer die Früchte von Jahren zu verlieren. Noch besitzt man kein Glasgemälde von dieser Größe aus einem Stück, und das auch als Gemälde auf Werth Anspruch machte. Indessen bleibt immer die Frage: weshalb so viel technische Mühe auf ein Kunstwerk verwandt, oder weshalb die Kunst vergeudet für ein technisches Kunststück? Bei der alten Glasmalerei denkt man doch immer nur an das Fenster, an die Wirkung aus der Ferne; die Feinheit der Malerei verschwindet dem Auge, das nur eine grelle Wirkung verlangt. Dies große schöne Gemälde in ein Fenster zu setzen, ein kostbares Kunstwerk der Vernichtung durch jedes Hagelwetter auszusetzen, wäre Thorheit, Verschwendung, schon der großen Glasscheibe wegen. Will man es aber im Zimmer aufstellen, weshalb dann auf Glas, weshalb die unsägliche Mühe, die Gefahr, die Zeitverschwendung, die Kosten, und kann der Künstler beim Wechsel alles Menschlichen erwarten, daß man eine Glasscheibe länger erhalten wird, als ein Bild auf Leinwand? Auch ist das theure Bild noch nicht verkauft worden; indessen ist sein Preis doch gering für die Angst und Anstrengung, die es seinem Meister gekostet haben mag.

Von Mordgeschichten will ich Sie nicht unterhalten, und über unser Sommertheater zu berichten, erlassen Sie mir heute. Man hat den „Lear“ zum erstenmal nach einer getreuen Uebersetzung des Hrn. Kauffmann (hier bei Nicolai erschienen) gegeben, und das war gut, den Falstaff hat man in der Königsstadt nach dem Französischen auf die Bretter gebracht, und das war nicht gut. — Caspar Hausers Schicksal erregt jezt durch Hitzigs Aufforderung in seinen Annalen hier größere Theilnahme, als näher liegende Vorfälle. Doch alles Auffallende und Wunderbare erregt auch den Geist des Widerspruchs. Es hat sich daher sogleich ein Champion dafür gefunden, daß Hauser ein Betrüger sey; der Polizeirath Merker will den Beweis in seiner polizeilichen Zeitschrift führen; wir hoffen, daß es ihm nicht gelingen wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. August 1830.

Natur! wohl braucht es solcher Stunden,
So innig und so liebevoll,
Wenn dieses arme Herz gesunden,
Das weilende genesen soll.

Uhland.

Mariens Reise.

(Beschluß.)

VIII.

In dem Pfarrhause zu Ilanz, in der obern Stube, durch deren Fenster die alte Kirche düster und ernst hereinschaut, stand eine traurige Versammlung: große starke Männer des Graubündtnerlandes in ihrer eigenthümlichen Volkstracht, Frauen mit Haarflechten, die auf dem Scheitel mit einem silbernen Pfeil zusammengeheftet waren, schon Jahrhunderte lang die Tracht dieses Gebirgsvolkes, vielleicht noch aus den Zeiten der alten etruskischen Ansiedler, deren Sprache, mit Deutsch vermischt, noch auf seinen Lippen lebt. In der Mitte des Kreises saß zurückgelehnt in einen großen ledernen Armstuhl, die Hände über der Bibel gefaltet, der Pfarrer Rudolph Bernhard, in seinem neunzigsten Jahre und in der lezten Stunde seines Lebens. Auf einer Decke zu seinen Füßen ausgestreckt, lag ein sterbender Mann mit grauen Haaren, sein Sohn, der Förster von Marchthal. Das Mädchen an ihrer Seite, welches mit einer Hand sich am Stuhle ihres Großvaters hielt, und das Haupt auf ihren Vater herabneigte, der ihre andere Hand an die verwundete Brust drückte, war Marie. Vater und Sohn waren versöhnt; der Vater hatte vergeben und seinem Sohne den Segen ertheilt. Dieser sah mit heitern Blicken in das Antlitz seines Vaters, der mit seiner lezten Kraft seine Pfarrkinder folgendergestalt anredete: „Ihr seht hier vor Euch, was ich seit siebzig Jahren Euch gepredigt habe, die Eitelkeit des menschlichen Lebens. So endigen unsere Sünden und Sorgen, unsere Hoffnungen und Bemühungen. Aber jenseits des Grabes empfängt uns Christus mit den Armen der Versöhnung. Glücklich diejenigen, die von ihrer Kindheit an diesen Frieden in ihrer Brust tragen, und ihn überall sehen in der Welt und in der Natur. Ich hoffe, dieß wird Dein Loos seyn, meine Tochter Marie. Ich fühle, es ist mein lezter Athemzug; er gibt Euch Gottes Segen! — Heinrich, mein Sohn, komme!“ — Und mit einem Mal raffte sich der Förster ohne Beistand auf und blickte strahlenden Auges jezt in seines Vaters, jezt in Mariens Antlitz, dann sagte er zu seinen Landsleuten: „Lasset meinen Tod diese Lehren Euch bekräftigen! Gott vergebe mir, und segne meine Tochter! — Vater, ich komme — Marie — Therese.“ Er sank zurück, und aus der aufgesprungenen Wunde strömte Blut und Leben dahin.

Bei seinen lezten Worten war eine Dame hereingetreten, die zwar schon bei Jahren war, aber nach der Sicherheit und Anmuth ihres Ganges und nach dem milden Glanz ihrer braunen Augen noch der Jugend anzugehören schien. Es war Therese; sie trat zur Leiche des Försters und sprach: „Du hast viel geliebt, und Dir wird deßhalb viel vergeben werden. Als Du jung warst, durfte ich Dir nicht sagen, wie sehr mein Herz Dich liebte; nun aber, da Du todt bist und ich alt geworden bin, sage ich es an Deinem Grabe, zeige ich es Deinem Kinde. Komm

Du mit mir," so wendete sie sich zu Marien, „Tochter meiner Seele! Dein Vater war kein Fremdling diesem Herzen, das Dich als Mutter aufnimmt. Theile Du mit mir meine Einsamkeit und meinen Frieden."

Oberhalb Chur auf einer Anhöhe, gerade über dem Felsen, unter welchem die Plessur einen schönen Wasserfall bildet, steht ein altes steinernes Haus, einst der Sitz eines adelichen Geschlechts, von grünen Matten umgeben. Gegenüber, nach Osten zu, erheben sich die weißen Hörner, oft in düstere Wolken gehüllt. Auf einem Felsen an ihrem Fuße, ungefähr zwei Meilen von dem Kapuzinerkloster, ist die Höhle mit der Kapelle des heiligen Lucius, des Bekehrers dieser wüsten Thäler, der, wie die Legende erzählt, von diesem Felsen herab dem Volke unten die Lehren des Heiles verkündigte, bis die Felsen und die Herzen davon widertönten. Gegen Süden liegt Chur mit seinen alten gastlichen Häusern, tiefer unten rauscht der Rhein zwischen grünen Wiesen, und weiter hinaus erheben sich wieder mit schneegekrönten Felsenspitzen die Berge von Kalanda, während sich im Westen eine anmuthige, aber beschränkte Aussicht nach der Via Mala hin öffnet und nach den Hochlanden von Graubünden. Hieher hatte Therese Marien gebracht, die nach dem Tode ihres Vaters, als hätte ihre ganze Kraft nur durch die Sorge für ihn sich aufrecht erhalten, in völlige Ermattung versunken war. Ihr Leben und ihre Gefühle verschlossen sich in ihrer Brust; sie äußerte keine Ungeduld, keinen Schmerz, und noch weniger Freude; sie sprach selten und verrieth kaum durch einzelne dankbare Blicke ihre Gefühle gegen Theresen. Da befreite eine körperliche Krankheit ihre Seele von der Last des Kummers, der sie erdrückte. In diesem Zustande schlummerte sie ganze Tage, während ihre nächtlichen Träume sich gewöhnlich mit einer Lebhaftigkeit äußerten, die ihr im Wachen fremd war. Endlich genaß sie wieder und begann Theil an ihren Umgebungen zu nehmen. Theresens ganze Thätigkeit war diese Zeit über größtentheils Marien gewidmet, aber nun kehrte sie zu ihren früheren Beschäftigungen zurück, zu welchen sie auch Marien zu vermögen suchte. In ihrer Abgeschiedenheit hatte sie sich alle Unglückliche der Nachbarschaft zu Freunden gemacht, und war ringsum nur unter dem Namen „der guten Nonne vom Hügel" bekannt. Die Zeit, welche sie zu Hause zubrachte, war getheilt zwischen der Sorge für einen kleinen Garten, zwischen dem Lesen religiöser Bücher aus dem christlichen Alterthum und dem Spiel der Harfe. Marie lauschte ihr mit Entzücken, aber sie zeigte kein Verlangen, sich von der Freundin in dieser Kunst unterrichten zu lassen, wie sie ihre andern Beschäftigungen zu theilen begann. Aber die Liebe, mit welcher Marie oft stundenlang das Bild der Fremden betrachtete, die Vergleichungen, welche sie zwischen ihm und der Natur anstellte, und einige gute Gemälde in der bischöflichen Kirche zu Chur und im Kloster des heiligen Lucius brachten Therese auf den Gedanken, ihr Unterricht im Zeichnen zu geben. Marie machte wunderbar schnelle Fortschritte, und bald erlaubte ihr die Lehrerin, sich, nach Anleitung ihres kleinen Gemäldes, ganz der Natur hinzugeben. Ihre Seele war so frei von aller sklavischen Nachahmung, als die Natur selbst; das Leben in der Natur, die Elementargeister, schlummernd oder lächelnd, oder im majestätischen Zorn, wußte sie durch den Zauber ihres begeisterten Gemüths und ihrer Kunst zu beschwören. Man bemerkte, daß sie niemals auf ihren Gemälden menschliche Gestalten anbrachte. Hatte sie das Leben zu sehr erschreckt unter der Gestalt des Menschen? — Aber wenn ein neblicher Herbstmorgen rauhe Felsen und grüne Matten, wilde Wasser und rauchumhüllte Dörfer in eine phantastisch duftige Harmonie verschmilzt; oder wenn der Donner in den Alpen rollt, während alles tief unten im Dunkel liegt, über den Gewitterwolken die ewigen Bergspitzen blendend emporragen, und der unendliche Himmel rein und mild darüber sich ausspannt; oder wenn am Abend der westliche Himmel glüht, und jeden Schatten in Purpur, und jedes Licht in Gold taucht; oder wenn von dem grünen Alpengras und hundert lebendigen Wasserfällen die uralten Pfeiler der Erde in jugendlicher Frische aufzuleben scheinen; oder wenn die Wogen eines stürmischen Sees wie durch einen mächtigen Zauber sich mit einer glatten, durchsichtigen Eisdecke überkleiden; des Mondes Wiederschein an den silbernen Bergen, die blauen Wogen der Alpseen — solche Bilder tauchten sich tief in ihr geistiges Auge, und ihre Farben verschmolzen sich zum Spiegelbild ihrer Seele.

So brachte Marie in Betrachtung und Darstellung von Gottes schöner Natur ihr Leben hin, überall, wo sie an Theresens Seite erschien, begrüßt wie ein wohlthätiger Engel Gottes.

Die Höhen über Paris.

(Beschluß.)

Wie oft liest man in Romanen von Besuchen auf diesem Kirchhof; getrennte Liebe weint hier auf den Gräbern, ernster gestimmte Gemüther blättern in Youngs Nachtgedanken; Ausländer erzählen, sie wünschten in Paris zu sterben, um hier begraben zu werden. Seltsam, auf mich hat der berühmte Kirchhof einen ganz verschiedenen Eindruck gemacht, und ich ging fort mit dem ernsten Wunsche, das Schicksal möchte es nicht fügen, daß auch mein Körper einmal unter diesem Walde von Marmorsäulen eingeschaufelt werde. Man denke an kein Vorurtheil, an keine ironische Stimmung. Weit entfernt von beiden, sehnte ich mich, nach wochenlangem Geräusch eines bunten und doch in seinen Resultaten für den Geist

so gleichgültigen Stadtlebens, nach der erhabenen Einsamkeit eines Kirchhofs, der durch solche Erinnerungen geheiligt wurde. Die metaphorischen Bilder unserer Sprache: „hier ruht in kühler Erde“ und „hier unter grünen Rasen schläft,“ haben für mich einen eigenen Reiz. Davon erwartete ich doch etwas, aber ich fand weder die Einsamkeit, noch die kühle Erde, noch den grünen Rasen.

Ich fand ein dumpfes Geräusch über den ganzen Berg schallend, von den Rädern der Leichenwagen, der Trauerkutschen, den Tritten der Neugierigen und den Hammerschlägen der Steinmetzen. Nicht der Todtengräber wühlte in der feuchten Erde, sondern der Maurer polirte drüber und seine Schaufel warf Kalk auf Kalk und er sezte Stein auf Stein. Von den schweren Rädern der Leichenwagen war der Weg zu Staub zerrieben und trotz der feuchten Witterung, war Busch und Halm ringsum weiß. Heut hatten sie zwar einen Marschall und Pair von Frankreich, den Fürsten von Hohenlohe, von dem einst der Constitutionnel sagte: ce n'est pas celui, qui fait des miracles, mit militärischen Ehren beigesezt, aber liefert nicht Paris täglich genug Todte, um einen Marschall vergessen zu machen? Schon von den Leichen und ihren Verwandten wird die Einsamkeit verscheucht. — Nun denke dir einen ganzen, weiten Bergabhang, nicht voll grüner Rasenhügel, wo dann und wann ein Kreuz, eine Urne, eine Trauerweide vorragt, nein, ein unermeßliches Feld steinerner, kalter Monumente. Wohl wuchert mancher grüne Strauch dazwischen, es sind aber meist Gewächse fremder Länder und Zonen, von der Kunst gepflegt, sie haben mit den Todten nichts zu thun. Die künstliche Anordnung, die Absicht ist zu deutlich. Ich will auf dem Kirchhof auch den Schierling sehen und den Stechapfel, die mit dem üppigen Sammtgrase aus dem feuchten Moderboden Nahrung ziehen. Was soll hier am Eingange Abelard und Heloisens gothisches Denkmal, aus der Kirche herüber verpflanzt? die modernen, fein polirten Denksteine moquiren sich darüber. Die Mode und etwas Sentimentalität läßt täglich Blumenkränze und Immortellen auf die Grabstätte der Märtyrer der Liebe werfen; trotz der Blumen und trotz der Kränze, sieht aber das Denkmal entsetzlich verlassen und verwaist aus. Da hat ein Marquis dicht am Wege auf seiner geschmacklosen Familiengruft eine Jungfrau Maria aushauen lassen, und die Mutter Gottes präsentirt ihr Kind den Vorübergehenden und sagt ihnen dabei, wie fromm der Marquis gewesen; der Mann hat es gefaßt, man muß der Welt sagen, daß man fromm war, sie glaubt es sonst nicht.

Etwas höher hinauf verschwindet auch das künstliche Grün. Hier liegt Stein an Stein, Säule erhebt sich an Säule, Sarkophag stößt an Sarkophag. Das Auge trifft nur auf platten, eckigen Marmor, der Fuß tritt nur auf Marmorstaub. Hier ruhen meistens große Männer, deren Wiege des Ruhms von der Revolution geschaukelt wurde. Wie glatt und kalt ist es in diesem Revier! die ächte Ruhestätte einer gemacht antiken Welt. Formen und Inschriften — es ist keine Wärme, es ist kein Trost darin. Die Nachwelt soll lesen und staunen, das ist alles. Nicht einmal, wenn Nebel darüber fährt, schweben ihre Geister dazwischen, wie die Halbwesen der ossianischen Welt. Es ist auf dem ganzen Kirchhof kein Plätzchen, kein Winkel für einen Geist. Aber auch viele Fremde haben die Nähe der tönenden, vornehmen Namen gesucht. Das Denkmal der russischen Familie Demidoff brillirt vor allen. Nur das, welches Frankreich seinem ersten Redner, dem General Foy sezt, soll es an Größe und Pracht überbieten. Es ist noch nicht vollendet und die Franzosen haben keine Schinkels und Rauchs. Ein spanischer Edelmann hat seinem Kinde ein Epitaph errichtet, und eine pomphafte kastilianische Inschrift sagt dem Wanderer in Versen, daß das Kind, obgleich nur zwei Monate alt, doch in tausend Jahren nicht werde vergessen werden. — Unbefriedigt wandte ich mich ab von diesen versteinerten Trümmern eines todten Ehrgeizes und suchte die von Unkraut und wildem Gesträuch verwachsenen Seitenpartien des Kirchhofes. Auch hier nur Kalkboden und kein duftiger Rasen; aber so mancher schon halb zerstörte Grabstein unbekannter Menschen fesselte mich länger, als die Sarkophage der Marschälle mit allen ihren Schlachten, und ein einfacher Stein, zur Hälfte in der Erde versunken und mit Nesseln überwachsen — aber die Inschrift war noch ganz zu lesen: „ma mère je l'attends“ — blieb für mich das sprechendste Denkmal unter allen auf dem Kirchhof des Pater La Chaise.

Von dieser glänzenden Ruhestätte der Todten hat man eine schöne Aussicht über Paris, und doch kein ganzes Bild. Man sieht den jenseitigen Triumphbogen an der Barriere von Neuilly, das große unvollendete Mark- und Wahrzeichen der Weltstadt im Westen; aber nach Nord und Süd will Paris kein Ende finden, und immer neue Häusermassen und Gruppen schließen sich den Parthien an, die wir für die lezten zu halten geneigt waren. Indessen gewinnt der Landschaftsmaler für seine Kunst von hier die beste Auffassung.

Nicht so der Dichter. Der betrachte, um es ganz in seiner Seele aufzunehmen, Paris von der höchsten Kante des Montmartre. Dicht an der nördlichen Seite der Stadt sich erhebend, ist dieser berühmte Berg der höchste Punkt in der Nähe. Das Auge überfliegt das weite, graubraune Dächermeer, von Rauch und Dampf schattirt. Die Sonne ist im Untergehen und das violette Licht gießt sich über das weite Seinethal aus. Dann hört man das dumpfe Geräusch aus der Tiefe, die tausend und tausend Stimmen der Jubelnden und der Klagenden, die Amboßschläge der Fabriken, das Rasseln der Maschinen, den Paukenklang der Musikchöre, den Gesang einer Sontag, das Geplärr eines Marktschreiers, das Gebrüll des

Schlachtviehes, alle diese Töne, die den Pariser betäuben, entzücken oder stumpf lassen, hier in der Höhe werden sie ein dumpfes Gebrause. Lege dich hier auf den dürren Gipsboden, blicke über dich, wo die ersten Sterne dich grüßen, schließe die Augen und du hörst unter dir den Strom der Zeit, heut wie gestern, und heut wie morgen. Das Leben lebt sich unten fort, bewußtlos, ohne Abtheilung, ohne Grenzen, ohne Aussicht. Die Gleichheit, so liebenswürdig in der Nähe, wie fürchterlich von hier oben! Das große Paris, worin die Welt aufgehen soll, wird ein einzelner Punkt, und alle Stimmen, die hier ertönen, werden ein dumpfer, unverständlicher Laut. Noch etwas höher, und man hört nicht mehr das Gebrause.

Meine Freunde wollten nie wieder auf den Montmartre, so unheimlich war ihnen von hier der abendliche Blick auf Paris. Wer die Einsamkeit in der Weltstadt sucht, der steige hier hinauf, und wenn er auch hundert Begleiter mitbringt, er wird sie finden.

W. Alexis.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juli.

Zunahme der Verbrechen im weiblichen Geschlecht. Maaßregeln dagegen.

Seit der Wiederherstellung der päbstlichen Regierung haben sich die Mordthaten, von Weibern an ihren Männern und Liebhabern oder auch an andern Weibern begangen, auf eine beunruhigende Weise vermehrt. Erst in diesen Tagen wurde ein junger Mensch von zwanzig Jahren, der erst seit neun Monaten verheirathet war, am Morgen früh, während seine Frau, kaum achtzehn Jahre alt, zum Scheine ausgegangen war, um einzukaufen, ermordet in seinem Bette gefunden. Der Frau läßt sich nichts beweisen; sie sagt, der Mann habe selbst Hand an sich gelegt. Das Sonderbarste bei der Sache ist, daß aus dem Schnitte im Halse durchaus nicht abzusehen seyn soll, ob er von eigener oder von fremder Hand herrührt. Diese Blutgier des weiblichen Pöbels schreibt man dem Umstande zu, daß hier kein Weib mit dem Tode bestraft werden darf, sondern daß jede mit lebenslänglicher Einkerkerung davon kommt. Es sollen daher mehrere bedeutende Männer dem Papste eine Schrift überreicht haben, in welcher sie die traurigen Folgen dieses Gesetzes schildern und um Abschaffung desselben bitten. Der Papst soll die Sache in reifliche Ueberlegung gezogen und sich geneigt gezeigt haben, dem Gesuche zu willfahren. Nun sollen, heißt es, in den nächsten Tagen zwei Weiber, welche ihre Männer ermordet haben, guillotinirt werden. Dabei, daß bis jezt die Capitalstrafe der Weiber in lebenslänglicher Einkerkerung bestanden hat, ist dem Menschenfreunde und Beobachter von jeher auffallend gewesen, daß die zu dieser Strafe verurtheilten Weiber nicht abgesondert, sondern mit andern weiblichen Gefangenen, und nicht allein mit eigentlichen Verbrecherinnen, sondern selbst mit solchen Personen, deren ganzes Vergehen in einem Verstoße gegen die Sittlichkeit besteht, vermischt werden. Welchen Nachtheil muß für Mädchen oder Frauen, die sich, trotz ihres regellosen Lebenswandels, recht gut vom Hange zu eigentlichen Verbrechen frei erhalten haben können, das Zusammenleben mit Diebinnen, Räuberinnen und Mörderinnen haben! Der vorige Papst hatte alle diese Weiber aus dem Michaels-Hospitale, welches eigentlich ein Waisenhaus ist, weg- und auf den Diocletianischen Termenplatz bringen lassen, „damit," war seine Aeußerung, „die Unschuld der im Hospitale erzogenen Kinder, durch das Zusammenseyn in einem und eben demselben Gebäude mit verworfenen Weibern, nicht gefährdet werde." Da der Termenplatz im Geruche der ungesunden Luft steht, hatte man diesen Grund geltend zu machen gesucht, um ihn von seinem Entschlusse abzubringen; er aber war standhaft geblieben, ja hatte sogar zur Antwort gegeben: „Was schadet es, wenn dieser Abschaum des weiblichen Geschlechts jährlich mit ein paar Fiebern zu kämpfen hat?" Ist dies wirklich seine Aeußerung gewesen (woran jedoch noch sehr zu zweifeln steht), so muß man sie für Ironie nehmen, denn er selbst glaubte an keine ungesunde Luft in Rom. Davon hat er durch seine beständige Residenz auf dem Vaticane, wo, nach dem allgemeinen Glauben, in den drei Sommermonaten der Sensenmann stark spuken soll, den deutlichsten Beweis gegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 194:

Streben. Reben. Eben. Ben. n.

Räthsel.

Die Kaserne.

Ich bin ein kleines Haus
Und gleiche grauem Löschpapier;
Viel schlanke Krieger zieh'n bei mir
Oft ein und aus.

Im schönen grünen Wald,
Da bauten sie mich selber hin,
Nach freier Beute steht ihr Sinn,
Die macht sich bald.

Sie haben keine Wehr,
Als jeder einen kleinen Spieß.
Der sucht sein Ziel und trifft's gewiß,
Der scharfe Speer.

Sie haben keinen Herrn,
Und sammeln keinen Vorrath ein,
Sonst würden's etwa Bienen seyn;
Frei sind sie gern.

Und wenn sie müde nun
In meinen Kammern sich versammeln,
Und künstlich sich darin verrammeln,
Um auszuruhn:

So störe du, mein Kind,
Die ruhenden Freibeuter nicht,
Sonst fahren die Spieße dir ins Gesicht,
Und du bist blind.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 201.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. August 1830.

Ein feuchter Schleier webt sich vor das Auge,
Wenn an das Herz des Herzens Stimme klingt.

V. Hugo.

Der Graf von Aichelberg.

„Seht ihr das Gut am Berge dort?
Es glänzt wie grüner Edelstein;
Deß Leben soll's von heute seyn,
Der zu mir spricht das liebste Wort!“

Und alle Mannen, die zu Pferd
Dem Grafen folgen in das Thal,
Zu sprechen heben an zumal
Ein Wörtlein, das ihm däuchte werth.

Da heißt er gütig, heißt er schön,
Ein reicher Herr an Volk und Feld,
Uralt von Stamm, ein starker Held,
Sein Schloß das herrlichste der Höh'n.

So hallt sein Lob zum Rosseshuf;
Da steht am Weg ein Mütterlein,
Am Stab gebeugt, vom Alter klein,
Die läßt ertönen ihren Ruf.

„Du lieber Sohn! Gott grüße dich!“
So schallt ihr Gruß am Pferd empor,
Der Graf neigt schmerzlich Aug' und Ohr,
Die stolzen Ritter wundern sich.

„Was sprichst du für ein thöricht Wort?
Die Mutter liegt im Grabe mir,
Sie war der Edeltöchter Zier,
Von ihrer Brust trug man mich fort!“

Da sprach das Mütterlein: „Ja, Sohn!
Man trug dich fort von ihrer Brust,
Doch eh du spürtest den Verlust,
Lagst du an meinen Brüsten schon!

„Dein Auge, das so traurig schaut,
Es lachte hold an mir empor,
Es lauschte meinem Lied dein Ohr,
Und sanft war deiner Stimme Laut.

„In deinen Adern floß mein Blut,
Ich stahl die Milch dem eignen Sohn;
Drum laß mir meinen Ammenlohn:
Ich nenne „Sohn“ dich wohlgemuth!“ —

Im Nebel schwamm des Grafen Blick,
Und vor ihm schwankte Berg und Thal,
Dann ward sein Aug' ein Sonnenstrahl,
Er bog vom Pferd sein stolz Genick.

Die Rechte bot er dar der Frau,
Sein Mund auf ihrer Lippe ruht,
Den Rittern stieg zu Haupt ihr Blut,
Er aber deutet' auf die Au':

„Siehst du das Gut am Berge dort?
Es glänzt wie grüner Edelstein;
Dein Leben soll's von heute seyn,
Du sprachst zu mir das liebste Wort!“

Gustav Schwab.

Ueber sympathetische Uhren.

Auch eine Ansicht von der Nachtseite der Natur.

Von Dr. Nürnberger.

Sympathetische Uhren? werden die Leser fragen, wir haben wohl von sympathetischen Kuren, von einer Sympathie der Seelen u. s. w. gehört, aber eine Sympathie zwischen Uhren?

Man hat schon vor Jahrhunderten mit Grund behauptet, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, von welchen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt, und die Natur besitzt eine Nachtseite, vor welche die besonnene Forschung mehr fragend und rathend, als errathend tritt. Mit den sympathetischen Uhren, d. h. mit den Uhren, zwischen welchen eine geheimnißvolle Sympathie besteht, wie wir sehen werden, hat es so gut seine vollkommene Richtigkeit, wie mit den sympathetischen Kuren. Was aber die lezteren betrifft, so weiß ziemlich Jedermann einzelne Erfahrungen darüber beizubringen, wenn auch der Begriff der Sache selbst in ihrem ganzen Umfange nicht scharf bestimmt seyn mag. Als das bei aller Sympathie wirksame Agens muß man schlechterdings eine gewisse, wenn auch unerklärbare, geheimnißvolle Wechselwirkung zwischen den verschiedenen organischen Wesen und unorganischen Körpern der Natur annehmen, eine Wechselwirkung, welche sich zwischen Menschenkörpern und Geistern, Gestirnen, Thieren, Pflanzen u. s. w. offenbart, und welche eben so wenig handgreiflich dargethan, als frech weggeläugnet werden kann. Es gehört diese geheimnißvolle Wechselwirkung, wie gesagt, zu der unendlich großen und noch unendlich interessanteren Nachtseite der Natur, zu welcher der aufrichtige Forscher nur mit ehrfurchtsvollem Schauer tritt.

Eine solche Sympathie nun, wie sie in diesem Sinne geheimnißvoller Wechselwirkung selbst zwischen leblosen Körpern bestehen kann, ist unlängst von dem berühmten Pariser Uhrkünstler und Mechaniker der französischen Marine, Breguet, auch zwischen Uhren entdeckt worden, und diese eben so geheimnißvolle als interessante Entdeckung ist es eben, die ich den Lesern hier vorlegen will. Zwei, mit der größten Sorgfalt und genau nach denselben Grundsätzen, Verhältnissen und Dimensionen verfertigte Uhrwerke werden in demselben Gehäuse dergestalt neben einander befestigt, daß beide Unruhen einander so nahe als nur irgend möglich kommen, ohne sich jedoch wirklich zu berühren. In diesem Zustande wird zwar der Gang beider Uhren, aller angewandter Sorgfalt ohnerachtet, anfänglich immer noch nicht vollkommen übereinstimmen, ja es werden sich in dieser ersten Zeit mitunter ziemlich beträchtliche Differenzen zeigen, deren gänzliche Wegräumung auch alle blos mechanischen Kräfte und Kunstgriffe selbst der vollkommensten Uhrmacherkunst übersteigt; allmählig aber fangen die solchergestalt eng vereinigten Uhrwerke an, einen geheimnißvollen sympathetischen Einfluß auf einander zu üben, dergestalt daß sie, wie unglaublich es auch klingt, fernerhin nicht im mindesten mehr von einander abweichen, indem die Schwingungen beider Unruhen nunmehr ganz genau mit einander übereintreffen und beide Zeiger durchaus denselben Strich zeigen. Am merkwürdigsten dabei ist, daß die Uhren in dieser Vereinigung nicht absolut richtig zu gehen brauchen, sondern daß vielmehr eine kleine Unrichtigkeit der einen den richtigeren Gang der andern sogar alteriren kann, um nur den sympathetischen Hauptzweck des Wechseleinflusses, nämlich die vollkommene Gleichheit des beiderseitigen Ganges, zu erreichen. An der vollkommenen Zuverläßigkeit dieser Resultate einer solchen Uhrenvereinigung darf aber gar nicht gezweifelt werden, da dieselben von den Astronomen des Pariser Bureau des longitudes sowohl ihrer unendlichen Merkwürdigkeit, als des davon zu erwartenden Nutzens wegen, einer langen und äußerst strengen Prüfung unterworfen und durchaus bestätigt worden sind. Von der geheimnißvollen Ursache dieses regulirenden Wechseleinflusses endlich haben die auf diese Weise konstruirten Uhren den Namen der sympathetischen Doppelchronometer erhalten.

Bei dem Interesse, welches diese Entdeckung darbietet, habe ich mich zuvörderst bemüht, noch andere Beispiele eines solchen sympathetischen Wechseleinflusses anscheinend frei und von einander unabhängig bewegter Körper aufzufinden, und habe Spuren ähnlicher Beobachtungen auch schon in älteren Schriften angetroffen. So bemerkt bereits der berühmte holländische Mathematiker und Naturforscher Huygens *), daß die Pendel zweier nahe neben einander gehender Uhren einen Wechseleinfluß auf einander ausüben, und ein Ungenannter theilt im Märzhefte des Journal des savans für 1665 eine Beobachtung mit, welcher zu Folge die Schwingungen solcher Pendel, ihre gleiche Länge vorausgesezt, nach einer gewissen Zeit übereinkommen. Noch wichtiger aber sind die Erfahrungen des englischen Naturforschers Ellicot **), welcher zwei Pendeluhren, jede in einem besondern Gehäuse, an die nämliche hölzerne Latte lehnte, und zu seiner großen Ueberraschung wahrnahm, daß in dieser Verbindung die Pendel beider Uhren, wenn sie Bogen von einer gewissen Größe beschrieben, ihre Ungleichheiten durch gegenseitige Beschleunigung oder Verminderung auf eine höchst merkwürdige Art ausglichen, bei Beschreibung sehr kleiner Bogen aber einander abwechselnd zum Stillstehen und zur Bewegung brachten.

Der gegenseitige Einfluß nahe neben einander gehender Uhrwerke ist also auch schon vor Breguet längst bekannt gewesen, und ihm kommt nur das Verdienst der Anwendung dieses Umstandes auf Regulirung des Uhrenganges

*) In seinem bekannten Werke: Horologium oscillatorium.

**) Philosophical Transact. 1741.

selbst und der Bezeichnung der geheimsten Natur dieses Wechseleinflusses, durch die Beziehung auf Sympathie, zu. In der That mag man das, was bei den sympathetischen Uhren vorgeht, analysiren wie man will, so bleibt kaum etwas anderes, als jene Beziehung auf eine geheimnißvolle sympathetische Neigung der Natur übrig. Das Plausibelste wäre vielleicht noch, anzunehmen, daß zwei neben einander gehende, durch dieselbe Unterlage oder andere Verbindung mit einander kommunicirende Uhrwerke beide dieser Unterlage ihre Vibrationen mitzutheilen streben und, bei getheilter Wirkung auf dieselbe, eine Kompensation hervorbringen, deren Rückwirkung sich hernach auf die Uhren selbst äußere; allein es bleibt, auch unter dieser Voraussetzung, bei näherer Betrachtung, noch so vieles im Vorgange unerklärt, daß man schlechterdings zur Sympathie seine Zuflucht nehmen muß.

Diejenigen Vorgänge in der Natur, welche man unter dem Namen der sympathetischen zusammen begreift, haben schon die Aufmerksamkeit der ältesten Naturforscher erregt. Man mußte gewahr werden, daß in unzähligen Fällen, ohne alle in die Sinne fallende Verbindung oder sonstigen Causalbezug, zwei oder auch mehrere Körper die auffallendsten Wechselwirkungen und Einflüsse auf einander zeigen. Dergleichen Einflüsse erklärte die scholastische Philosophie aus einer geheimen, unbekannten Verbindung, die sie zu ihren „verborgenen Qualitäten (qualitates occultæ)" zählte, und mit dem Namen Sympathie oder Antipathie belegte, nachdem der hervorstechende Charakter jenes Einflusses eine Neigung oder Abneigung anzudeuten schien. Weder der Ausdruck noch der Begriff sind also blos eine neuere Erwerbung, und tausendjährige Erfahrungen stehen ihnen, neben dem Volksglauben *), als Autoritäten zur Seite. Auch gibt es ganz unverkennbare Aeußerungen, sowohl der Sympathie als der Antipathie, bei welchen man sich gezwungen findet, eigenthümliche, geheime Gründe der Zuneigung und Abneigung anzunehmen, ohne darüber etwas Bestimmteres anzudeuten, weil sich diese Fäden in die dunkle Region der Gefühle verlieren. Die Philosophen, welche in der neuern Zeit jene Andeutungen der Scholastiker über Sympathie und Antipathie weiter verfolgt haben, und unter ihnen einer der hellsten jezt lebenden Köpfe, Krug zu Leipzig, haben daher auch keinen Anstand genommen, eine eigene Wahlverwandtschaft der Geister und Körper in der ganzen Natur als lezten Grund aller sympathischen und antipathischen Erscheinungen anzunehmen, und dieser fruchtbare Gedanke dürfte tief in das eigentliche Wesen des sympathetischen Naturgeheimnisses hinabführen. Die Sympathie der Seelen scheint sich demnach auf eine geistige Wahlverwandtschaft zu gründen, die aus der innigsten, uns vielleicht selbst kaum bewußten Beziehung zu ähnlich organisirten Gemüthern entspringt; und es wird leichter, nach einer solchen Voraussetzung, auf den Begriff einer Sympathie, welche durch die ganze Natur, und selbst durch ihren scheinbar unbelebten Theil herrscht, überzugehen. Der sonst fast unbegreifliche Wechseleinfluß unserer sympathetischen Uhren z. B. dürfte sich hiernach auf eine sympathetische Neigung der, jene Kunstwerke in Bewegung setzenden und erhaltenden Urkräfte der Natur zurückführen lassen, unter den rechten Umständen einen gewissen Rhythmus der Bewegungen zu begünstigen, eine Idee, auf welche der Verfasser dieses Aufsatzes Werth legt, und deren weitere Ausführung, die sich für die engen Grenzen dieser Blätter nicht eignet, er den Lesern selbst überläßt.

*) Wie sehr man die Thatsachen, welche der Volksglaube in seiner Unschuld geltend macht, zu respektiren hat, und mit welcher Vorsicht die scheinbar am besten begründeten Doctrinen angewendet werden müssen, wenn sie mit jenen Thatsachen in Widerspruch gerathen, davon hat die neueste Naturerscheinung wieder ein auffallendes Beispiel gegeben. Bekanntlich bezeichnet der Volksglaube die Eisschollen, mit denen sich die Ströme bei den ersten bedeutenderen Frösten bedecken, mit der Benennung Grundeis, und weist ihnen dadurch ihren Ursprung auf dem Grunde der Gewässer an. Gegen diese Behauptung hat sich die gelehrte Physik des ganzen vorigen Jahrhunderts erhoben, und Nollet z. B. beweist in der Hist. de l'acad. roy. des sc. 1773 nach seiner Meinung die gänzliche Unhaltbarkeit dieses Volksglaubens. Gleichwohl aber haben neuere Forschungen auf ganz unzweifelhafte Weise dargethan, daß er vollkommen gegründet sey, und ich will mit dieser Anführung nur nochmals diejenige Bescheidenheit einschärfen, welche eine umsichtige Naturforschung, dem so oft verlachten Volksglauben gegenüber, nie verläugnen sollte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Baaden, August.

Verschönerungen. Badeleben.

Die großen Veränderungen im gesellschaftlichen Leben von Europa seit der französischen Revolution haben sich besonders auch in den Bädern sichtbar gemacht. Man besucht jezt den Sommer über wenig mehr einsame Landgegenden, sondern strömt an Heilquellen zusammen, wo mit der schönen Natur zugleich alle Lockungen der Stadt sich auf einige Monate vereinigen. So ist es gekommen, daß unter acht- bis zehntausend Fremden, welche jährlich Baaden besuchen, wohl kaum zweitausend eigentliche Kurgäste gezählt werden. Viele weilen hier, um sich zu zerstreuen oder neue Zerstreuungen zu suchen, und mit dem zwanglosen Aufenthalte alle Annehmlichkeiten der Gesellschaft und alle Genüsse der verlassenen Stadt zu verbinden. Dadurch hat Baaden, wo man früher nur unbedeutende Wohnungen mit bescheidener bürgerlicher Einrichtung fand, sich seit ungefähr zwanzig Jahren so gänzlich umgewandelt. Elegante Wohnungen mit aller Pracht und Bequemlichkeit des Luxus, reizende Anlagen, glänzende Soirées, Konzerte, Bälle, Restaurationen, die es den Parisern gleich thun ꝛc., sind nach und nach entstanden, und wo sonst einsame Spaziergänger oder trauliche Gruppen zu Fuße wanderten, begegnet man jezt modernen Equipagen, hübschen Miethwagen, eleganten Reitern und Reiterinnen, theils auf kostbaren Pferden, theils auf Eseln, die besonders für Kinder und schüchterne Frauen gewählt werden. Auch das gehört unter die neuen Erscheinungen am hiesigen Kurorte, daß die Zahl von Kindern und Frauen die der Männer gewöhnlich über-

steigt, wodurch allerdings das Badeleben eine reizendere Mannigfaltigkeit erhält, und der Ort selbst mehr die Physiognomie einer großen Stadt, die sich plötzlich bildet, um dann wieder auf sechs Monate zu verschwinden.

Der Badebesuch beginnt mit dem Mai und endigt mit dem Oktober. Die größern Wohnungen werden gewöhnlich schon im Anfange des Frühlings gemiethet und meist für die ganze Kurzeit. Baaden ist allmählig ein europäisches Bad geworden; man kann das jährliche Verhältniß der Fremden aus allen Theilen Europas folgendermaßen annehmen: ⅓ Deutsche, eben so viele Engländer und Franzosen, und ⅓ Niederländer, Italiener, Russen, Polen, Amerikaner ꝛc. Die hier den Sommer über herrschende Sprache ist darum auch die französische. Dagegen bilden die verschiedenen, meist leicht kennbaren Nationalphysiognomien, die mancherlei Sitten, die bisweilen seltsam abstechenden Trachten ein überraschendes und anziehendes Gemälde. Die nationellen Verschiedenheiten der Badegäste machen sich hier auch im täglichen Leben bemerklich. Den Engländer erkennt man schon an Gang und Haltung, an seinem Frühstücke, an der Zeit seines Mittagessens; bei aller Wirthschaftlichkeit liebt er Eleganz und Bequemlichkeit, ist weniger umgänglich, und die Familien halten sich im Ganzen ziemlich abgeschlossen. Dagegen haben die meisten englischen Frauen bedeutsame Physiognomien; die häuslich-religiöse Erziehung ist überall in ihrem Thun und Wesen sichtbar; sie lieben Kunst und Natur und beschäftigen sich häufig mit Musik und Zeichnen. Schon zum Theil ihre Kleidung und Haltung verräth auf den ersten Blick die brittische Insulanerin. Der Franzose ist genügsamer, geselliger, anschließender, höflicher. Dabei bleibt er unverändert in der Fremde, wie in seinem Lande. Den Britten lernt man erst auf seiner Insel kennen, den Franzosen überall, wo man ihn findet.

Man sollte übrigens denken, der Aufenthalt an einem Badorte, der von so vielen Menschen aus allen Theilen des gebildeten Europa besucht wird, müsse sehr kostbar und für Manche außerdem ziemlich lästig seyn. Dies ist jedoch bei Baaden keineswegs der Fall, indem hier jeder Fremde ohne Zwang, nach seinem Sinn und seiner Börse leben kann. Auch bietet dieser Kurort, in seinen reichen Umgebungen, eine Menge Spaziergänge dar, wo der Freund der Natur und der ländlichen Stille vom Lärm und Gewühl der bunten Menge unberührt bleibt. Es sind hier nur zwei Punkte, auf denen sich die größere Menschenzahl (meist in den Abendstunden) hin und her bewegt: die Anlagen um das Conversationshaus und die heitern Alleen, die nach dem Kloster Lichtenthal und von da in das romantische Beurerthal führen. Aber auch hier, wo der Reichthum und die Mode ihren Schimmer entfalten, kann man sich unbeachtet, im schlichten Ueberrocke, in das wogende Gedränge mischen, und selbst Gecken, die durch bizarre Kleidung Aufmerksamkeit erregen wollen, wie dies bisweilen geschieht, erregen keine Aufmerksamkeit und finden sich in ihrem lächerlichen Calcul getäuscht.

Wer das: Freut euch des Lebens, zu seinem täglichen Morgensegen macht, der darf in Baaden nicht über Mangel an Gelegenheiten klagen, seine Zeit, sein Geld und, wenn er will, auch seine Gesundheit los zu werden. Für das öffentliche Vergnügen bestehen hier: 1) Ein gesellschaftlicher Verein unter dem Namen Union. 2) ein Theater. 3) eine Spielbank. Die Union versammelt sich Abends nach dem Theater im Conversationshause, wo zugleich eine Restauration ist. Nur Personen aus den gebildeten Klassen der Gesellschaft werden zugelassen. Man abonnirt sich auf eine bestimmte Zeit, oder löst jedesmal sein Eintrittsbillet. Die Unterhaltung besteht in Gesprächen, Musik und Tanz; jeden Sonnabend ist bal paré. Wer bloßer Zuschauer seyn will, geht auf die Gallerie. Höchst anziehend für den Beobachter ist dieser gesellige Verein durch die Mischung von verschiedenen Nationen; der Fremde findet hier eine günstige Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen; es herrscht dabei Anstand ohne Zwang, und die verschiedenen Nüancen von Rang und Stand verlieren sich in geselliger Lust und dem heitern Gefühl eines in solchen Momenten unabhängigen Daseyns.

In dem niedlichen, geschmackvollen Theater, welches einen Theil des Conversationshauses ausmacht, spielt gewöhnlich die Freyburger Aktiengesellschaft, die zu den besten kleinen Gesellschaften in Deutschland gehört. Manche Stücke geben mit einer Rundung, einer Lebendigkeit, wie man sie nicht immer auf größern Bühnen sieht. Die Oper wird mehr besucht (auch von Engländern und Franzosen ꝛc.) als das Schauspiel. Das Orchester könnte besser seyn. Die Blasinstrumente sind gut, aber es fehlt ein gutes Violinquartett.

Rom, Juli.

(Beschluß.)

Hitze. Krankheiten. Große Fruchtbarkeit.

Wir haben hier, seit Anfang des Juli, eine ungemein starke und anhaltende Hitze; das Barometer erhält sich fast stets auf 29 Grad Reaumür. Dabei hat es seit länger denn zwei Monaten nicht geregnet. Diese Dürre, bei stetem, heftig wehenden Nordostwinde, fängt an, nicht sowohl Fieber, als vielmehr Brustbeschwerden zu erzeugen, und die Krankheiten, deren während der Monate Mai und Juni auffallend wenige gewesen waren, bedeutend zu vermehren. Auch Diarrhöen, vom unmäßigen Genusse des unreifen Obstes erzeugt, grassiren in der untern Volksklasse. So können die Apotheker nicht genug Abführungsmittel anschaffen, und das Oglio di riccini steht bei ihnen in doppelten Reihen aufgeschichtet. Das Oglio di riccini ist die Panacee der Römer; wer zehn Oktaven davon im Leibe hat, glaubt sich unsterblich. Daher vergeht kein Monat, wo nicht eine Dosis genommen wird. Wer es versäumt hat und sich unpäßlich, das heißt außer Stande fühlt, seine gewöhnlichen vier Mahlzeiten in derselben genau abgemessenen Quantität zu halten, der sagt erbost zu sich selbst: „Geschieht mir doch recht; warum habe ich kein Oglio di riccini genommen!“ Trotz dem gibt es Leute, die einen unbesiegbaren Widerwillen dagegen haben; unter diesen mag der verstorbene Pabst Pius VII. den ersten Rang behauptet haben; nichts hat ihn in seiner letzten Krankheit bewegen können, eine Portion davon zu nehmen, selbst nicht der Fußfall seines Lieblings, des nun auch verstorbenen Kardinals Consalvi.

Gehe ich von den Riccinibeeren zu den übrigen Vegetabilien über. Diese sind alle ohne Ausnahme dieses Jahr besser gerathen, als man es seit langer Zeit erlebt hat. Die Kirschen wurden am Ende nicht mehr nach Pfunden, sondern wagenweise verkauft, und die Aprikosen hat man auf die Düngerhaufen werfen müssen; dasselbe wird wahrscheinlich auch mit den Pfirsichen geschehen, welche in noch größerer Menge vorhanden sind. Was aber die allgemeine Freude auf den höchsten Grad steigert, ist der ungemeine Ertrag, den die Weinlese verspricht; man sieht keine Blätter, sondern nur Beeren. Das Volk scheint schon in Voraus betrunken zu seyn. Der Wein hat daher beträchtlich abgeschlagen; derjenige, von welchem die Foglietta (zwei große Biergläser) fünf Bajocchi (ein Geringes mehr denn zwanzig Pfennige) kostete, wird jetzt für drei gegeben; ja die unterste Klasse kann welchen für zwei und für anderthalb Bajocchi trinken. So fließt der Wein, als wenn es Wasser wäre. Wollte der Himmel, es mischte sich nicht auch Blut darunter!

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 202.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 24. August 1830.

Was hier nicht ist, das siehst du dort,
Sein Eignes hat ein jeder Ort,
Und jeder liebt das Seine.

Cramer.

Parallele zwischen dem Reisen in Deutschland und in Frankreich.

Indem ich mir vornehme, im Folgenden das Reisen in Deutschland und in Frankreich neben einander zu stellen, hebe ich einige Hauptmomente heraus: die Landstraßen, die Menschen, die Gasthöfe, die Gegenden und die verschiedenen Reisemethoden.

Was zunächst die Straßen betrifft, so werden die Beschreibungen derselben, wie wir sie noch in Büchern, die vor dreißig Jahren geschrieben sind, finden, bald zu den Mährchen gehören. Fänden wir nicht glücklicherweise noch eine Menge Neben- oder sogenannte Landwege, die uns das Bild der ehemaligen Straßen vergegenwärtigen, so würden wir alle jene Beschreibungen für Fabeln, oder doch für die ungeheuersten Uebertreibungen halten. Vergleichen wir die jetzigen Straßen in Deutschland mit denen in Frankreich, so gebührt ohne alle Widerrede im Allgemeinen den ersten der Vorzug. Als Normal können die Chausseen in Böhmen an die Spitze gestellt werden. Wer einmal von Prag nach Karlsbad gefahren ist, dem genügt so leicht keine andere Straße. Ganz dieser gleich war im Anfange die von Breslau nach Berlin. Leider hat dieser aber die Zeit sehr schnell Runzeln eingedrückt. Die durch Oberschlesien dagegen steht noch in ihrer jugendlichen Blüthe da, und kann mit jeder wetteifern. In Bayern, Würtemberg und Baden hat man wenig zu klagen; auch ist man dort besonders der Ueberlast überhoben, alle Augenblicke durch einen Schlagbaum aufgehalten zu werden, um Wegegeld zu bezahlen, indem man es ein für allemal an der Grenze entrichtet. Schön ist es freilich, gute Wege zu finden, aber die Freude darüber wird sehr gemäßigt, wenn man, wie in Sachsen und Preußen, so viel dafür zu bezahlen hat. Da komme man einmal nach Frankreich; dort fällt es niemanden ein, sich den Weg bezahlen zu lassen, weil es der Staat für Schuldigkeit hält, gute Wege zu unterhalten. Sind nun auch dort die Straßen mitunter etwas uneben, so kommt dieß von dem unbeschreiblich vielen Fahren auf denselben. Nur die kurze Strecke vor Wien, wo die Straßen von Prag und Brünn sich vereinigen, gibt ein Bild von dem Treiben auf der Straße von Metz nach Paris. Wenn nun auch alles Mögliche gethan wird, einen solchen Weg gut zu erhalten, so kommt man bei schlechtem Wetter damit doch nicht zu Stande, weil wenige Stunden hinreichen, um sie wieder zu verderben. Im Ganzen sind auch die dortigen Straßen viel zu wenig mit Vorräthen von Kies und zerschlagenen Steinen versehen, um jede schadhaft gewordene Stelle sogleich wieder herzustellen.

Was die Menschen betrifft, mit welchen man auf Reisen in nähere oder entferntere Berührung kommt, so wird der Deutsche natürlicherweise in seinem Vaterlande mehr angesprochen als in Frankreich. Jedoch ist dieß in den verschiedenen Gegenden Deutschlands nicht überall gleich. Im Norden findet er eine Art von geschraubter Bildung, im Süden dagegen mehr Gemüthlichkeit.

Wenn in Deutschland, besonders im östlichen und nördlichen Theile desselben, die Menschen sich mit ihren Arbeiten zurück in die Häuser ziehen, so wird dagegen in Frankreich alles öffentlich getrieben. Man sollte dabei freilich glauben, daß durch das immerwährende Vorübergehen und Fahren die Arbeiter gestört werden müßten; es ist dieß jedoch wenig der Fall, und die Gewohnheit macht, daß die Menschen sich, trotz ihrer natürlichen Neugierde, wenig darum bekümmern, was vorbei passirt.

Werfen wir aber einen Blick auf Gestalt und Schönheit, und fassen wir dabei besonders das weibliche Geschlecht ins Auge, so verliert Frankreich sehr gegen Deutschland. Einen fast ununterbrochen unangenehmen Anblick hat man im Elsaß und Lothringen. Denn sind auch die Mädchen dort mitunter noch erträglich anzusehen, so wendet man doch seine Augen unwillkührlich ab, wenn man betagten Frauen begegnet. Man hätte sich zwar in Würtemberg und Baden schon mitunter an diesen Anblick gewöhnen können, aber die vielen scharf gezeichneten und mit lieblichen Zügen begabten jungen Gesichter geben hier reichlichere Entschädigung als dort. Vielleicht übt die Gewohnheit, von Jugend auf schwere Lasten auf dem Kopfe zu tragen, großen Einfluß auf die Verzerrung der Gesichtszüge. Könnte man einzelne Gegenden des übrigen Deutschlands, z. B. Salzburg, Oberösterreich, Schlesien, Sachsen u. a. unmittelbar nach dem Elsaß und Lothringen durchreisen, so würde man einen höchst angenehmen Eindruck empfinden. Denn die vielen dort vorkommenden, zartgeformten und mit so lieblichen Zügen begabten Madonnengesichter würden einen schroffen Gegensatz mit jenen braunen, verzogenen und tief gefurchten bilden. Trotz ihrer Eitelkeit, räumen selbst die Franzosen, als wahre Kenner, ein, daß Deutschland unter den Frauen ungleich mehr Schönheiten aufzuweisen hat, als Frankreich. Nach ihren Begriffen würden diese aber noch mehr Reiz haben, wenn sie plus de coquetterie hätten, wie sie sich ausdrücken. Und gerade daß sie diese nicht haben, das ist es, was wir Deutschen unsern Frauen zur Tugend rechnen. Man muß freilich den Begriff genau kennen, den die Franzosen mit dem Worte coquetterie verbinden. Bei ihnen bezeichnet es das Streben, sich angenehm und auf seine Umgebungen einen günstigen Eindruck zu machen. Daß es häufig in das übergeht, was wir Deutschen hineinlegen, nämlich in Gefallsucht, ist sehr natürlich.

Beobachten wir die Menschen in ihrer Nationalität, so kommen wir auf ganz verschiedene Resultate. Während man in Deutschland die Deutschen sucht, ist in Frankreich jeder Knabe, der uns aufstößt, ein Franzose. Seine charakteristische Lebhaftigkeit, sein Nationalstolz, sein Gemeingeist, der sich in allen Aeußerungen kund thut, alles macht ihn zu einer Partikel eines großen Körpers, der Nation. Welch ein Zusammenhang, welch eine übereinstimmende politische Ansicht fand ich im Mai dieses Jahrs, nachdem die Deputirtenkammer aufgelöst worden war. Es war darum auch gar nicht schwer, zu prophezeihen, daß, trotz aller Bemühungen des Ministeriums, bei den neuen Wahlen die Liberalen den glänzendsten Sieg davon tragen würden. Encore une dissolution et nous avons une revolution, war der vielfach wiederhallende Refrain. In Deutschland würde man, wenn in einem Staate desselben Aehnliches von Seiten der Regierung geschähe, sich Anfangs verwundern, und zulezt die Deputirten auslachen, die man nach Hause geschickt hätte.

Will man das Volk in Parade sehen, so geben die Sonntag-Morgen in Deutschland dazu die beste Gelegenheit. Im großen Staate wallt alles zur Kirche, und auf dem Lande kommen dann alle charakteristischen Nationaltrachten zum Vorschein. So ist es aber in Frankreich nicht, denn wenig merkt man dort vom Sonntage. Bis gegen Mittag werden alle Geschäfte, Handel und Arbeiten aller Art getrieben, und nur erst dann puzt man sich etwas und gönnt sich Ruhe. Der Besuch der Kirchen wird aber noch schwach getrieben, und so viel Mühe sich auch die Väter der Propaganda geben, noch ist es ihnen nicht gelungen, auch nur äußerlich die Ehre der Kirche wieder herzustellen. Die Ursache davon ist in zweierlei zu suchen. Einmal ist der Franzose nicht bigott, und jede etwaige Anlage dazu hat die Revolution zerstört; zweitens ist in Frankreich jezt die Religion in die Politik gezogen worden. Religiös seyn, ist fast synonym mit Royalist seyn. Die Liberalen können also das erste nicht, weil sie das zweite anzunehmen oder sich dessen verdächtig zu machen fürchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Cretinismus.

In der Versammlung der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher in St. Gallen am 27ten Juli d. J. wurde von Dr. Trorler aus Basel eine sehr scharfsinnige Denkschrift über das endemische Uebel der Schweiz, den Cretinismus und seine Formen, vorgetragen. Da die Schlußbetrachtungen dieser Abhandlung nicht nur allgemein interessant sind, sondern auch, weil jenes Uebel leider überall sich findet, gemeinnützig werden können, so theilen wir sie hier mit.

* * *

Das innerste Leben des Menschen, und zwar um so mehr, je näher er seinem Ursprung ist, beruht auf einer geheimen Wechselwirkung mit einer in der körperlichen verborgenen geistigen Außenwelt, die nur zuweilen, und alsdann mit auffallenden und der materialistischen Ansicht unerklärbarn Erscheinungen aus ihrer Hülle hervortritt. Unbefangene Naturforscher haben dieß auch schon längst geahnet, nur nicht zur Theorie ausgebildet. Eine Spur der

Art findet sich bei unserem Zimmermann; er sagt: „Der Sonnenstich ist in der Schweiz auf dem Lande nichts ungewöhnliches. Ich habe Landleute gesehen, die auf ihrem Acker plötzlich niedergesunken und gestorben sind, andere, die von dieser hitzigen Krankheit genasen, aber nachdem sie das Bett verlassen und von neuem der Hitze sich ausgesezt hatten, in wenig Stunden starben. Auch sehr heftige Tobsuchten sah ich auf diese Weise entstehen. Im untern Wallis müssen die Einwohner ihre Kinder im Sommer auf die hohen Berge versenden, damit sie nicht in den zwischen hohen Felswänden liegenden Thälern wahnsinnig werden. Vermuthlich gibt es nur aus dieser Ursache in dem von Rousseau so ungemein gelobten Wallis so viele Thoren, daß deren Zahl in den Ebenen zwischen den Bergen unglaublich ist.“ Um solche animalisch-tellurische Einflüsse in einer höheren Betrachtungsweise würdigen zu lernen, nehme man hinzu, was Ackermann von der sonderbaren Wirkung der von Schnee- und Gletscherfeldern zurückprallenden Sonnenhitze, was Sauffure von ähnlichen Verhältnissen in seinen Alpenreisen, was Humboldt und viele andere von sonderbaren Wirkungen athmosphärischer Störungen unter gegebenen Lokalverhältnissen erzählen. Man vergleiche die noch von Niemand erörterten höchst merkwürdigen Wirkungen des südlichen Alpenwindes, den wir Fön nennen, und man erforsche die hieher gehörige, ihrem Wesen nach immer noch dunkle Seekrankheit, die aus Sumpfluft entspringenden Wechselfieber u. s. w. Doch es muß genügen, zu unserem Zweck diese Idee angedeutet zu haben.

Kant hatte schon in seiner Anthropologie die Intelligenz der Taubstummen, die er nur für ein Analogon der Vernunft erklärte, Itard in seinem Buche über die Krankheiten des Gehirnorgans die Moralität derselben tief herabgewürdigt, indem er lehrte: „l'homme n'est aimant, que parce qu'il est éclairé et civilisé;“ andere Philosophen und Humanisten haben mit gleicher Befangenheit und Härte die Blindgebornen beurtheilt, indem sie wie kurzsichtige und engherzige Theologen wähnten, alles Licht und Heil könne nur von außen in den Menschen kommen, und nicht erkannten, daß nichts in ihn hinein kommen kann, was nicht in ihm liegt und schon auf halbem Wege entgegengekommen ist. Darum, sagen wir, sind einzig und allein die Cretine die wahrhaft elenden Geschöpfe und einzig unglücklichen. Ihr Geist ist wie ihr Körper, er kann sich nicht selbst helfen, und darum hilft ihm auch Niemand, weil bei ihnen kein Weg hat gefunden werden können, auf welchem die Heilkraft der Natur hätte geweckt, und kein Sinn, wodurch ein anderer etwa hätte ersezt werden mögen; weil die Sinnlichkeit, des Körpers Blüthe und des Geistes Wurzel, in ihrem organischen Grunde untergraben ist. Keine jener großartigen Methoden, wodurch, was nicht geheilt werden kann, ersezt wird, keine jener Methoden, wodurch de l'Epée und Hauy Blindheit und Taubheit bezwangen, und wie Schöpfer mit den hehren Künsten, welche ein Ulrich und Näf unter uns üben, Menschen aus dem Todtenreich der Finsterniß und Dumpfheit ans Licht und an den Tag der Kultur riefen, keine jener Methoden weiß hier Rath und Hülfe. Die Priester aller Stände, die mitleidigen Samariter der medizinischen, wie die hochschwebenden Leviten der theologischen Fakultät, eben so die Pädagogen und Diplomaten und namentlich die Landpfleger unserer zweiundzwanzig Gaue von A bis Z gehen an ihnen vorüber: sie sind an den Anblick gewöhnt und vom Mitleid entwöhnt. Glücklich und selig möchte ich hier jene in fremde Kriegsdienste verkauften Seelen und jene im Elend herumziehenden Heimathlosen preisen; glücklich und selig, im Vergleich mit den Unglücklichen und Armseligen, die von allen Menschen und von sich selbst verlassen sind, auf die sogar weder unsere Industrie, die sonst, wenn auch nicht aus Zähnen, doch mit Zähnen Menschen aus der Erde hervorruft, noch unser Pietismus, der seine überzähligen Schätze zu zweideutigen Bekehrungen wildfremder Horden spendet, ein Auge wirft, für die sie weder Spekulation, noch Liebeswerke haben.

An uns, schweizerische Naturforscher, scheint also der von so vielen Seiten abgelehnte Ruf ergangen zu seyn, Rath und Hülfe zu schaffen den elenden Geschöpfen, deren Zahl in unserm Vaterlande Legion ist; und sollten wir dies nicht vermögen durch Mittel und Wege, welche die Quelle des Unheils verstopfen oder verhüten? Nicht mit Verzweiflung, mit Begeisterung muß man beginnen. Auf diese Weise sind bereits in unserm Vaterlande stokkende Sümpfe ausgetrocknet und verdorbene Verfassungen verbessert worden. Die von Mitgefühl und Theilnahme geleitete Naturwissenschaft muß hier den ersten Schritt thun. Die Aufgabe ist groß und herrlich, und wenn nur etwas davon gelöst wird, muß in jedem Fall der Erfolg lohnend seyn. In dem Hauptsiz des Uebels kann und wird das Heilmittel dagegen erkannt werden. Die Schweiz ist das natürliche Land der Naturgeschichte; ihre Gebirgswelt ist eine ganze Erde, begreift alle Zonen und Klimate, alle Tiefen unter den Bergen, alle Höhen über dem Meere, alle Jahreszeiten und Regionen, alle Zustände der Atmosphäre und Temperatur, alle Arten von Wasser und Erde, eine unendliche Fülle von Pflanzen und Thieren, und endlich den Menschen in einer Vielgestaltigkeit und Verschiedenartigkeit, wie ihn die Erde anderwärts auf einer so kleinen Strecke wohl kaum hervorgebracht hat. Nur darum scheint unserm Vaterlande auch der Cretinismus, mit seinem ganzen Gefolge von so außerordentlichen Metamorphosen unsers Geschlechts, beschieden zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Der verewigte Herder sagte oft in seiner lezten Krankheit: „Ach wenn mir nur eine neue, große, geistige Idee irgend woher käme, die meine Seele durch und durch ergriffe und erfreute — ich würde auf einmal gesund!“ — Leider starb nicht blos Herder am Mangel einer solchen Idee, ganze Zeiten und Nationen sterben daran.

*

In ältern Zeiten beschlossen und wagten die Herrscher selten etwas ohne ihre Hofastrologen oder Hofnarren, in spätern nichts ohne ihre Hofpatres oder Hofprediger. Jezt richten sie ihren Blick gern auf die Hofdiplomaten und Hofpolitiker. Unter allen diesen Rathgebern waren, wie hundert Anekdoten beweisen, die Hofnarren weder die schlechtesten, noch die verrücktesten. — Wer schenkt unserer ernsten Zeit bald wieder einen lustigen Pfaffen vom Kalenberge, einen diplomatischen Eulenspiegel, und wenn die Noth am höchsten steigt, wie bei Sempach 1386, einen närrisch-gescheuten Heini von Uri?

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Beisetzung Georgs IV. Popularität Wilhelms IV.

Am 15. Juli fand die Beisetzung Georgs IV. zu Windsor statt. Der Zug sezte sich um 9 Uhr des Abends in Bewegung, und es wurde Mitternacht, ehe alle Anwesenden die Kapelle verlassen hatten. Die Anwesenheit des Königs und seiner Brüder, die Menge der Hofbedienten und Großen in ihren reichen und mannigfaltigen Trachten, das langsame Anschlagen der Glocken aller umliegenden Gemeinden, der Donner des Geschützes, die Trauermusik, die Tausende der Zuschauer in- und außerhalb der Kapelle, machten das Ganze zu einem imponirenden Schauspiel. Aber es war leider auch nur ein Schauspiel; die Feierlichkeiten waren ganz dieselben wie die, womit man die Hülle des edlen Georgs III. zur Ruhe geleitet hatte; aber damals war nicht blos äußere Trauer; denn obgleich schon seit Jahren das Gemüth des guten Fürsten verfinstert war, und folglich sein Hintritt kein unmittelbarer Verlust genannt werden konnte, auch sein Sohn, der schon lange als Regent geherrscht hatte, als Fürst nichts zu wünschen übrig ließ, so war es doch, als habe Jeder einen guten Vater verloren, und wo nicht wirkliche Thränen flossen, da verkündigte doch anständiger Ernst auf den Gesichtern, daß man wenigstens die Gesinnung der Nation theile. Am 15. aber stach die Heiterkeit der Gesichter und die leichtfertigen Bewegungen der Zuschauer ganz sonderbar gegen den Ernst der Feierlichkeit und die äußer Trauer ab. In London indessen war dieses noch auffallender; die Laden waren zwar wie bei der erwähnten Gelegenheit geschlossen, alle Glocken hallten Grabgeläute, das Innere der Kirchen war schwarz behangen und in den meisten ward Gottesdienst gehalten; aber damals waren die Kirchen voll von Betenden, und mit Begierde vernahm das Volk aus dem Munde der Prediger die Aufzählung der Tugenden des heimgegangenen Monarchen; am 15. Juli aber waren die Kirchen leer und voll nur — die Wirthshäuser. An 9000 Menschen sollen sich an diesem Tage auf den Dampfboten am Tower eingeschifft haben; dabei waren alle andern Lustfahrzeuge, Eilwagen, Miethkutschen und Pferde in Requisition gesezt; schon vor 12 Uhr war zu Gravesend alles Brod aufgezehrt, und die Wirthsleute mußten nach Rochester um neuen Vorrath schicken; fast in allen Städten und Dörfern auf viele Stunden in der Runde mußten in der Eile Lämmer und Schaafe geschlachtet werden, und das Fleisch wurde warm von den Thieren gebraten, denn die Londoner Million hatte sich den Tag, an welchem Georg IV. zu seinen Vätern versammelt wurde, zum Feiertag erkoren. Was sehr Vieles dazu beiträgt, der Nation einen Monarchen so schnell aus dem Gedächtniß zu bringen, zu dessen Lobe bei seinen Lebzeiten der ganze Journalistenwitz sich erschöpft hatte, das ist der Charakter des neuen Königs. Wilhelm IV. macht keine so elegante Verbeugung, und weiß vielleicht einen Zudringlichen nicht wie sein Vorgänger mit einem einzigen Blicke niederzudonnern; aber er ist thätig, leutselig, gutmüthig und vor allen Dingen — gerecht. In den wenig Wochen seit seiner Thronbesteigung hat er dem Volke mehr Gelegenheit gegeben, ihn in der Nähe zu sehen, als Georg IV., seitdem er Regent geworden ist. Nicht zufrieden, auf drei, vier Paraden und Musterungen gewesen zu seyn, erschien er ein paarmal unerwartet und ohne Begleitung unter der aufziehenden Wache im Schloßhof, so einfach gekleidet und ohne alle Auszeichnung, daß ein junger Offizier, den er einmal um den Namen des Regiments fragte, dem unbekannten Frager den Rücken zukehrte. Einmal ging er zu Fuße mit einem alten Bekannten in der Pall-Mall Straße auf und ab, und wurde von einem Weibe ungestüm umarmt und mit dem Ausruf begrüßt: „Wie gehts, lieber Will?“ Er fährt oft in einem offenen Wagen mit der Königin spazieren, und scheint überhaupt seine Freude daran zu finden, seinen Unterthanen recht nahe zu seyn. Auch sieht man es gern, daß Se. Maj. beständig die Mitglieder seiner Familie um sich hat, und alle gleicher Achtung und Liebe zu würdigen scheint. Zwar hat er nicht, wie Manche erwartet, seine alten persönlichen Freunde ins Ministerium gedrängt; aber darin handelt er weise.

Bei einer Musterung neulich fiel ein Zuschauer in der Nähe des Königs vom Pferde. Sogleich eilten ihm der König und der Herzog von Gloucester zu Hülfe, und während dieser ihm aufhalf, reichte ihm der König den entfallenen Hut und fragte ihn besorgt: „Ich hoffe, mein Herr, Sie haben keinen Schaden genommen.“ Der Mann war unbeschädigt, aber so verwirrt, daß er nicht einmal zu danken vermochte. Diese Anekdote, die ich selbst von einem Augenzeugen gehört habe, ist ein würdiges Seitenstück zu der menschenfreundlichen Aufmerksamkeit der Königin, welche eine Frauensperson, die vor der herantrabenden Reiterei außer sich vor Schrecken davon floh, beim Arm faßte und so lange unter ihrem Schutze behielt, bis der König sie durch einen seiner Begleiter aus dem Gedränge bringen ließ. — Als bei dem gestrigen Lever Sir Robert Wilsen Sr. Maj. vorgestellt wurde, faßte der König den ritterlichen Krieger freundlich bei der Hand, hörte seine Danksagungen für seine Ernennung zum Generallieutenant an und erwiederte: „Danken Sie nicht mir; meine Minister haben mir, was ich für Sie gethan, dringend empfohlen, und ich werde nie im Wege stehen, wenn die Krone einen verdienten Mann belohnen kann. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich Ihrer bedürfen sollte, ich einen guten Offizier und treuen Unterthan in Ihnen finden würde.“

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 203.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. August 1830.

Du heiliges und weites Meer,
Auf deiner Wogen blauem Schooß
Wiegt Dichters Phantasie sich groß.

F. L. v. Stolberg.

Erinnerungen an Adria.

Von Anastasius Grün.

Auf dem Meere.

Auf's Meer bin ich gefahren
Im Kahne ganz allein,
Begeisterung im Herzen,
Im Korb die Flasche Wein.

Auf's Meer bin ich gefahren,
Zu leeren die Flasche rein;
Sieht man so vieles Wasser,
Schmeckt doppelt süß der Wein.

Den vollen blinkenden Becher
Heb' ich empor in der Hand:
Hoch all' ihr fernen Lieben!
Hoch deutsches Vaterland!

Hinaus bin ich gefahren
Zu sehn, was bewegter wallt:
Mein Herz, wenn's denkt der Lieben,
Das Meer, wenn's in Wogen sich ballt?

Ein Zug von holden Gestalten,
Der schreitet über den Plan,
Als Heiland mit dem Oehlzweig
Wallt jede von ihnen heran.

Es sind viel Bilder der Lieben,
Sie sitzen zu mir herein;
Gottlob, daß es nicht die Leiber,
Sonst sänke der Nachen ein!

Auf's Meer bin ich gefahren,
Zu schwören festen Eid,
Beständ'ges hier inmitten
Der Unbeständigkeit:

Treu stets an dem zu halten,
Was wahr und recht und schön,
Kann ich zu den Besten nicht klimmen,
Doch nie bei den Schlechten zu stehn!

Wo edel der Kampf, zu kämpfen,
Doch fern, wo Wahnwitz ficht!
Und Herz und Mund und Thaten
Für Freiheit, Recht und Licht!

Liegt Einer krank auf dem Lager,
Der hat zum Scherzen nicht Zeit;
Trennt wen ein Brett nur vom Tode,
Der schwört keinen falschen Eid.

Auf's Meer bin ich gefahren,
Zu singen nebenbei
Ein Lied in den freien Aether,
Wie er so frisch und frei!

Hat guten Klang das Liedlein,
So klingt es doppelt gut,
Wenn's auf den Flügeln der Lüfte
Sanft hinschwebt über die Fluth.

Hat üblen Klang das Liedlein,
So hat es ja Keiner belauscht,
So wird's ja verweht von den Winden,
Und von den Wellen verrauscht.

Parallele zwischen dem Reisen in Deutschland und in Frankreich.

(Fortsezung.)

Ich komme drittens zu den Gasthöfen. Jeder Reisende weiß wohl, daß sie zum Vergnügen einer Reise wesentlich beitragen. Wer das Schicksal gehabt hat, viel in Böhmen, Mähren und Schlesien zu reisen, dem ist die Freude gewiß unzählige Mal durch die erbärmlichen Gasthöfe verdorben worden. Ich spreche hier nicht etwa von Dörfern, sondern von Städten, und zwar auch, mit weniger Ausnahme, von den großen. Man komme nur einmal nach Brünn oder Breslau. Eine schöne natürliche Teintüre (die Profanen nennen es Schmuz) glänzt dort in vielen Gasthöfen auf den recht einfachen Meublen. Schlechte Bewirthung und schlechte Bedienung schließen sich daran, und um das Ebenmaaß nicht zu stören, kommt hintennach eine theure Zeche. Auffallend ist es, daß man in Mähren und Schlesien jezt in den kleineren Provinzialstädten in Hinsicht der Gasthöfe weit besser daran ist, als in den Hauptstädten. Jedoch ist namentlich in Breslau auch nicht Unbilliges zu fordern. Stets strömen dort so viele Fremde hin, daß alle Gasthöfe besezt sind, und man müßte die Wirthe der Verschwendung anklagen, wenn sie Ausgaben, z. B. für Verschönerung der Zimmer, bessere Bewirthung ꝛc. machen wollten, da sie ihre schlechten Einrichtungen jederzeit anbringen und gut dafür bezahlt werden. Anders ist es freilich in Süddeutschland, und nur noch bis nach Wien haben sarmatische Gewohnheiten und Einrichtungen in einigen Gasthöfen sich erhalten. Dagegen ist die höhere Kultur schon bis nach Prag vorgedrungen. Kommt man aber über das Böhmer Waldgebirge hinaus, nach Nürnberg und von dort weiter, so findet man unter den Gastwirthen doch die wohlthätige Vorstellung verbreitet, daß anständige Menschen auch anständig bewirthet seyn wollen. Die ganze Länge des Rheins hinab erhöht die gute Einrichtung und Billigkeit der Gasthöfe das Vergnügen der Reise. Unmerklich ist dabei der Uebergang über den Rhein; denn jenseits findet man es in der Güte wieder, wie man es hier verließ. Der angenehme Taumel wird aber zerstreut, wenn man weiter gegen Paris vorrückt. Denn findet man auch hier überall tapezierte und mit großen Spiegeln bekleidete Zimmer, und hie und da marmornen Fußboden, so fällt einem doch unwillkührlich die Fioskel ein: „wenn ich nur was davon hätte!“ Man ist nämlich, was den Magen betrifft, wohl auch gerade nicht übel daran, ob man sich gleich erst an die französische Küche gewöhnen muß, aber die Rechnungen arten meist in Prellerei aus. So wie man das Haus betritt, wird man mit Fragen bestürmt und mit einem ganzen Schwall von hergezählten Gerichten überschüttet, wovon der Deutsche meist nicht das Zehnte der französischen Benennung nach kennt. Entfahren ihm aber, um sich vor der Fluth der Anerbietungen zu retten, die Worte: servez-moi de ce que vous avez, dann ist er verloren. Denn nun wird er mit drei bis vier Gängen traktirt, und jeder Gang bringt fünf bis sechs Schüsseln. Fragt man nun am Ende nach seiner Zeche, so antwortet der Wirth mit vielen Komplimenten: Monsieur, vous avez six francs. Zuweilen sind es zwar nur fünf, oftmals aber auch sieben. Selbst auf die Benennung kommt es an. Tritt man Nachmittags um sechs bis sieben Uhr in einen Gasthof, so fragt der Wirth sogleich: Monsieur dînera? Besteht man aber darauf, daß man nicht diniren, sondern soupiren will, so kosten dieselben Gerichte sogleich ein bis zwei Franken weniger. Was aber diese Ueberthenrungen besonders zu Wege gebracht hat, das sind die Messagerien (Eilposten). Denn da man auf diesen sehr schnell reist, und ihrer so viel sind, so kommt es seltener wie sonst vor, daß Fremde in Gasthöfen einkehren. Darum müssen sich die Wirthe an diejenigen halten, die ihnen das Schicksal zuführt. Ueberhaupt ist es ein Charakterzug des Franzosen, der sich bei den Gastwirthen besonders klar ausspricht, daß sie eine offenbare Prellerei eines Fremden sich gar nicht übel nehmen, so sehr sie auch sonst auf Ehre halten. Derselbe Mann, der es für eine unauslöschliche Schande halten würde, Jemanden auch nur einen Sous zu stehlen, findet gar nichts Entehrendes darin, auf die gedachte Weise die Fremden offenbar zu betrügen. Es scheint, als setzen sie sogar eine Ehre darein, die sie wohl in der Schlaubeit suchen, welche sie anwenden, um die Leute zu prellen. Am meisten ist man diesem ausgesezt, wenn etwas am Wagen zerbricht oder man sonst einen ähnlichen Unfall auf der Reise erfährt. Ein solcher traf mich in Chateau-Thierry, wo ich eine Reparatur an meinem Wagen vornehmen lassen mußte. Dort übersezten mich der Schmied und der Rademacher dermaßen, daß die Gastwirthin, die sich ihre Rechnung auch doppelt hatte bezahlen lassen, doch nicht schweigen konnte, und mit jenen über ihre Unverschämtheit in heftigen Streit gerieth. Um nun diesen offenbaren Betrügereien zu entgehen, ist nur ein Mittel übrig, es ist dasselbe, was man auch in Italien überall anwenden muß, nämlich: gleich vorweg über alles zu handeln und die Preise fest zu setzen. Viel honneter aber sind die Pariser, und man hat dort selten über Vertheurung zu klagen.

Viertens will ich meine Parallele auf die verschie-

dieſen Arten des Reiſens ausdehnen. So ſehr man ſich ehemals ſcheute, mit dem Poſtwagen zu reiſen, ſo iſt dieß doch ohne alle Widerrede jezt die wohlfeilſte, zeitſparendſte und faſt auch bequemſte Art. Seitdem in Deutſchland die Schnellpoſten und Eilwagen nach dem Vorbilde der ehemaligen franzöſiſchen Diligencen, aber in verbeſſerter Form, eingeführt worden ſind, hat das reiſende Publikum außerordentlich gewonnen. Die Koſten ſind nicht größer, wie ehemals in den rippenbrechenden alten Poſtwagen, und doch fährt man jezt mit aller möglichen Bequemlichkeit, und hat dabei noch den Zeitgewinn, indem man doppelt ſo ſchnell weiter befördert wird. Rechnet man dazu noch die größere Höflichkeit des ſämmtlichen Poſtperſonals, welche beſonders in Preußen der Generalpoſtmeiſter von Nagler wie mit einem Zauberſchlage herzuſtellen verſtand, ſo kann man wohl ſagen, daß im Ganzen nur noch wenig zu wünſchen übrig bleibe.

(Die Fortſezung folgt.)

Ueber den Cretinismus.

(Beſchluß.)

Es iſt nur eine und dieſelbe menſchliche Natur, welche hier umgewandelt wird, und nur eine und dieſelbe Außenwelt mit ihren verſchiedenen Elementen und Einflüſſen, welche auf ſie einwirkt, und je nach Maßgabe der gegenſeitigen und wechſelweiſen Verhältniſſe eben ſo wohl Veredlung als Entartung veranlaſſen kann. Die Möglichkeit des einen liegt nur neben der Möglichkeit des andern. Haller bemerkt daher wahr und treffend, daß in demſelben Land, wo der Cretinismus einheimiſch iſt, auch die ſtärkſten, lebendigſten, geſündeſten Menſchen angetroffen werden. Gewiß iſt, daß, wenn nur in tiefen Thälern und Niederungen, wo die Erde feucht, das Waſſer ſchlecht, die Luft dumpf und ſchwül, ſtockend oder nur von Süd- und Weſtwinden einförmig bewegt iſt und viel von Nebeln durchzogen wird, cretiniſche Uebel herrſchen, dagegen an Orten, welche 2400 Fuß über der Meeresfläche und unter offenem Himmel dem Sonnenſtrahl zugänglich liegen, oder auch in Ebenen und Thälern, die nicht zu tief und eng ſind, deren Atmoſphäre von Nord- und Oſtwinden bewegt wird, die mit frei über der Erde ſtehenden, nicht von Waldungen, Bäumen, Felſen u. ſ. w. zu dicht umſchloſſenen Wohnungen, mit guten Trinkbrunnen verſehen ſind, nirgends endemiſcher Cretinismus vorkommen wird. Deßwegen hat ſich auch im Wallis durch theils zufällig eingetretene, theils abſichtlich veränderte Lokalverhältniſſe und unter Mitwirkung günſtiger moraliſcher und phyſiſcher Urſachen, wie beſſere Lebensweiſe und Erziehung, der Cretinismus bedeutend vermindert und iſt an einigen Orten gänzlich verſchwunden. Auch iſt durch Erfahrung bewieſen, daß ſelbſt von cretiniſchen Eltern an Geiſt und Körper vollkommen geſunde Kinder erzeugt und geboren worden ſind, ſo wie daß Kinder mit beſtimmten und deutlichen Anlagen zu Cretinismus, mittelſt Verſetzung in höhere, freie Gebirgsgegenden geheilt, und an geringeren Graden leidende durch zweckmäßige ärztliche Behandlung, durch ſchickliche Erziehung zu menſchlichem Leben und Wirken gebildet worden ſind. Es iſt alſo auch darin mehr, als man gewöhnlich glaubt, in der Menſchen Hand und Macht gegeben. Gewiß iſt es Sünde und Schande, daß in der Schweiz, wo die Sonnenhöhen der weltbeherrſchenden Gebirge ſich als wahre Geburtsſtätten der Kraft und Geſundheit, als Veredlungsplätze unſers Geſchlechts und als wahrhaft wunderthätige Heil- und Gnadenorte für Kranke und Schwache, beſonders für Thalſieche aller Art erweiſen, noch immer der Cretinismus in vielen Gegenden endemiſch herrſcht. Wo aber der Menſch wirken und helfen will, muß er erſt das Uebel ergründet und erkannt haben, und dieſes iſt bei großen Naturverhältniſſen auch nur mittelſt der Vereinigung vieler Kräfte möglich.

Deswegen, vaterländiſche Naturforſcher, habe ich es gewagt, dieſen Gegenſtand zur Sprache zu bringen. Ich wollte aber die Sache hier keineswegs erſchöpfen, ſondern vielmehr nur Sie zu ihrer Unterſuchung anregen. Das Studium des Cretinismus, dieſer über ſo viele Theile der Schweiz und der Erde endemiſch und ſporadiſch verbreiteten Entartung des Menſchengeſchlechts, fordert weit umfaſſenderes Studium, als bis jezt darauf verwandt worden iſt. Von erſter und höchſter Wichtigkeit wäre die Ausmittlung der äußern und entferntern Urſachen, welche die cretiniſche Entartung im Ganzen und in ihren beſondern Formen, Arten und Graden bedingen. Um nun aber dieſe in ihren naturgetreuen Erſcheinungen, ſo wie die ihnen entſprechenden Gelegenheitsurſachen kennen zu lernen, wäre das Nothwendigſte und Zweckmäßigſte die Aufnahme einer allgemeinen topographiſchen Charte oder ſtatiſtiſchen Ueberſicht des Cretinismus in unſerm geſammten Vaterlande. Es iſt mit Grund zu erwarten, daß ſowohl die Naturwiſſenſchaft, als die leidende Menſchheit ſich glücklicher Erfolge von ſolch einem Unternehmen zu erfreuen haben werden.

Und wer wird wohl anſtehen, unter allen Aufgaben, die der Philoſoph und Menſchenfreund, in welchem Stand und Gewand er immer wandle, zu löſen wünſchen kann, diejenigen als die höchſten und dringendſten obenan zu ſtellen, welche darauf hinzielen, einen Theil der Nation vor dem Verluſt der lebendigen Seele zu bewahren und für die Menſchheit und ihre Kultur wieder zu gewinnen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

L'insurrection von Méry und Barthélemy.

Paris gleicht einem ungeheuren Lager nach einer gewonnenen Schlacht, und das Morgenblatt iſt kein politiſches Jour-

nal. Man weiß, was dies in Deutschland sagen will, über was soll ich also berichten? Wenn man in kürzerer Zeit, als sonst ein hiesiger Kleiderkünstler braucht, um eine neue Robe zu komponiren, einen König vom Thron stürzen und einen neuen auf den Schilden des Volks erheben sieht, so gehören natürlich alle Gedanken und Gefühle den ungeheuren Ereignissen an, und sogar ich, der ich nicht Franzose bin, habe noch nicht Zeit und Muße gefunden, mich umzusehen, was für Gesichter die Pariser zu ihrem Siege machen. Zwar zweifle ich nicht, daß Paris den Scepter der Kunst, des Luxus und der Mode, den es auf einen Augenblick bei Seite gelegt, um den Prätorianern eine Schlacht zu liefern, bald wieder ergreifen, und daß dann die Ausbeute für die deutschen nichtspolitischen Journale desto reichlicher seyn wird, aber für den Augenblick ist selbst die nichtperiodische Literatur rein politisch; Geschichten der Revolution von 1830, improvisirte epische Gedichte, Hymnen und Lieder erscheinen in Menge, und die Chorführer dieser patriotischen Poeten sind natürlich diejenigen, welche die dreifarbige Fahne so oft vor den Ohren der Herrn Villèle und Polignac besungen haben — Méry und Barthélemy. Sie haben so eben ein Gedicht erscheinen lassen: L'insurrection, das sich zwar ohne Zweifel mit reißender Schnelligkeit auch über den Rhein verbreiten wird, aus dem ich Ihnen aber doch zur Probe eine Stelle mittheile, die wenigstens für einen Theil Ihrer Leser, denen das Ganze nicht oder doch später zu Gesicht kommt, Interesse haben wird.

Ich schicke, als sehr charakteristisch, die Dedication an die Pariser voraus:

„Ihr seyd groß, wie eure Väter. Ein König verabschiedete eure Bürgerwache, eure Bürgerwache hat diesen König verabschiedet. Die Fremden, die euch sahen, erklären euch für das Volk, dem keines gleich kommt. Ihr habt euch voll Verstand gezeigt im Aufstande, erhaben im großen Kampf, großmüthig und ruhig nach dem Sieg. Handwerker, Künstler, Gewerbsmänner, Handelsleute, Greise, Kinder, Schüler, Schriftsteller, Reiche, Arme, junge Mode- und Lebemänner, du Wundervolk, das wiederhergestellte Frankreich hat nicht genug Kränze für dich. Zwei Marseiller weihen euch dieses Gedicht."

Voici ce que disaient les courtisans prophètes:
Voyez-la cette ville idolâtre des fêtes!
Comme aux jours décrépits de l'empire romain,
Dans l'ivresse du cirque où son peuple se plonge
Chaque soir de la vie il s'endort, sans qu'il songe
A ses maîtres du lendemain.

Ainsi passe leur vie. En ses faubourgs de fange,
Que fait la plèbe vile? Elle boit, elle mange,
Elle exhale sa joie en de cyniques chants;
Ignobles journaliers, grotesques politiques,
On les verrait encor trembler dans leurs boutiques
Devant le prévôt des marchands.

Ils ne sont plus ces jours où la voix de Camille
Convoquait la revolte au pied de la Bastille;
La rouille a dévoré la pique des faubourgs.
Tout ce peuple abruti dort d'un penible somme,
Et Santerre aujourd'hui, sans eveiller un homme,
Passerait avec ses tambours.

Osons tout, oublions leurs vieux anniversaires,
Deployons sans effroi des rigeurs nécessaires;
Le trône de Saint-Cloud est bâti sur le roc:
D'un brumaire royal faisons naître l'aurore,
Si Paris se levait, il tomberait encore
Devant le canon de Saint-Roch.

Eh bien! ils ont osé... Quand la lave voisine
S'apprête à secouer Agrigente et Messine,
D'abord la grande mer, par élans convulsifs,
Pousse des flots huileux sur l'algue des récifs;
De bleuâtres vapeurs s'échappent du cratère,
Et la voix d'un volcan gronde au loin sous la terre.
Tel bouillonnait Paris. Les travaux et les jeux
S'arrêtent tout à coup sur un sol orageux;
Un peuple entier, sorti des foyers domestiques,
Ondule en murmurant sur les places publiques,
Et partout sur les murs du splendide bâzar
De prophétiques mots menacent Balthazar.
Un cri tonne: à ce cri les fleurs de lys brisées
Tombent en provoquant de sinistres risées;
Ce vieil écu de France, orgueilleux écriteau,
Se disperse en éclats broyé sous le marteau;
Et l'obscur artisan, héroique Vandale,
Arrache à nos palais l'insigne féodale.
Voyons! qui vengera la sainte royauté?
Accourez, professeurs de légitimité!
L'heure sonne: au secours des vieilles monarchies!
Arborez le panache à vos têtes blanchies!
Héroiques Lambesc, superbes Besenval,
Montrez vous, c'est l'instant de monter à cheval;
Sortez du carrousel par les hautes arcades,
Poussez vos fiers chevaux contre nos barricades,
Appelez au soutien du trône et de l'autel
Les enfants de Melchithal et de Guillaume Tell.
Ils sont venus! voyez leur livrée écarlate;
Là, dans leurs pelotons, la fusillade éclate:
Ici les hauts lanciers, la javeline en main,
Sur les groupes massifs labourent un chemin,
Et dans les rangs confus surgit auprès du glaive
Le chapeau galonné des licteurs de la Grève.

La mort nous enveloppe, entendez vous nos cris?
Au secours, au secours, défenseurs de Paris!
Venez prendre une part dans nos combats épiques,
Vous qui sortiez jadis avec cent mille piques,
Redoutables faubourgs Saint-Antoine et Marceau,
Du vieil Hôtel-de-ville envahissez l'arceau;
Saluez en passent l'ombre de la Bastille,
Le canon du dix août va tonner à la grille:
Reprennez les marteux qui brisent sur les gonds
Les lourds battants de bronze où veillent les dragons.
Et vous qui prolongez vos lignes parallèles,
Saint-Denis, Saint-Martin, grandes cités jumelles,
Venez, armez vos bras du fer des ateliers.
Tombez du Panthéon, généreux écoliers,
Quittez vos bancs; payez par votre jeune audace
La grande inscription qu'aucun maître n'efface;
Montrez vous les premiers au front des combattants,
Enfants de Gouttemberg opprimés si long temps!
Gloire à vous, jeunes gens de plaisirs et de fêtes!
Quels bravos sont sortis de nos coeurs de poètes,
Quand vous avez paru dans le poudreux chemin,
Sous les habits de luxe, un fusil à la main!
Et vous dont les accents électrisent une âme,
Un rôle vous est dû dans ce merveilleux drame,
Artistes citoyens! Amoncelez ici
Les sabres de Corinthe et ceux de Portici;
Fouillez pour soutenir notre lutte civile
Tout, jusqu'à l'arsenal du joyeux Vaudeville.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. August 1830.

Moitié renards, moitié loups,
Notre règle est un mystère.
Nous sommes fils de Loyola,
Vous savez pourquoi l'on nous exila.

Béranger.

Ungedruckte Briefe Diderots.

In Kurzem werden in Paris vier bis fünf Bände ungedruckter Schriften und Briefe von Diderot erscheinen; diese Sammlung verspricht in mancher Hinsicht sehr interessant zu werden. Wir zweifeln nicht daran, daß die folgenden, dieser Sammlung entnommenen Briefe eines der merkwürdigsten und einflußreichsten Männer des vorigen Jahrhunderts den Lesern willkommen seyn werden. Sie sind an Mademoiselle Volland gerichtet, mit der Diderot fünf-und-zwanzig Jahre lang korrespondirte. Diese Briefe sind besonders dadurch interessant, daß Diderot, der sich überhaupt keinen Zwang anthat, sich darin noch mehr gehen läßt als gewöhnlich.

* * *

Paris, 12ten August 1762.

Liebe Freundin, da haben Sie den Leichenzettel der Jesuiten *). Ich habe ihn so knapp beschnitten, als ich konnte, damit die Post nichts davon merke; die Seiten sind übrigens alle numerirt. Da bin ich denn eine Menge mächtiger Feinde auf einmal los. Wer konnte dieß Ereigniß vor anderthalb Jahren ahnden? Sie hatten so viele Zeit, diesem Streich zuvorzukommen, daß nothwendig ihr Einfluß sehr gering, oder der König fest entschlossen gewesen seyn muß, sie auszurotten: lezteres ist wohl das Wahrscheinlichste. Was in Portugal vorgegangen ist, hat ohne Zweifel auf das, was in Frankreich vorging, so viel Licht geworfen, daß sie vor dem König in ihrer ganzen Gehässigkeit dastanden, und da hat er denn den Zeitpunkt abgesehen, wo er sich Leute, die ihm schon einmal zu Leib wollten und die, wie er wohl wußte, beständig die Hand drohend gegen ihn aufgehoben hatten, vom Halse schaffen konnte. Sie mischten sich aber auch in zu vielerlei. Unter den zweihundert Jahren, seit sie bestehen, ist fast nicht Eines, das nicht an einen großen Frevel von ihrer Seite erinnerte; sie brachten Verwirrung in Kirche und Staat; sie standen in ihren Häusern unter dem Zwange eines Despotismus ohne Grenzen, und warfen sich dagegen in der Gesellschaft zu den niederträchtigsten Lobpreisern desselben auf; sie predigten dem Volke blinden Gehorsam gegen die Könige und die Unfehlbarkeit des Pabstes, damit sie, einmal Herrn eines Einzigen, Herrn Aller wären. Außer ihrem General erkannten sie keine Autorität an; er war für sie der Alte vom Berge. Bei alle dem konnte Ein Mann wie Bourdaloue sie retten; aber er war nicht mehr unter ihnen. Gar komisch ist, mit welcher Treuherzigkeit die Jansenisten über ihre Feinde triumphiren; sie merken nicht, daß bald kein Mensch mehr an sie denken wird; es ist wie in der Fabel von den zwei gegen einander gestützten Sparren, die sich mit einander stritten: der Baumeister, des Zanks müde, hieb den einen ab und der andere fiel von selbst. Die unzufriedenen Bischöffe wissen weit besser, was ihr Vortheil ist. Dieser Jesuitenkram enthielt gutes und schlechtes Zeug aller Art; aber gut versehen war er,

*) d. h. den königlichen Befehl zu ihrer Verbannung.

und die Krämer waren große Charlatans; sie wußten Leute in Menge an sich zu ziehen und St. Peters Barke war herrlich flott. Diese Geschichten geben den Philosophen viel zu lachen. Die guten Väter hatten übrigens bis auf den lezten Augenblick Hoffnung behalten; dieß beweißt ihre Ueberraschung, ihre Bestürzung, als man ihnen die Befehle eröffnete; mehr als einer sah aus wie ein Uebelthäter, dem man sein Urtheil spricht. Einer meiner Bekannten, der, durch seine Stellung veranlaßt, in ihrer Gesellschaft lebt, und ihnen nichts weniger als hold ist, konnte es bei ihrem Jammer nicht mehr aushalten und ging davon. Jezt hat man Mitleid mit ihnen; morgen spottet man über sie in Versen, übermorgen denkt kein Mensch mehr an sie; so ist einmal das liebe Volk der Franzosen.

Gestern den ganzen Morgen lasen sie Messe in ihren drei Kirchen und ließen welche lesen, um Gott für ihre Erhaltung zu bitten; er hat sie aber nicht erhört. Zwischen eilf und zwölf Uhr war in ihrem Hofe ein Haufe Andächtiger, die die Hände rangen, sich die Mützen vom Kopfe rissen und wie unsinnig heulten. Sie können sich denken, was für Lärm dieß Alles macht. Man erwartet in wenigen Tagen einen dritten Erlaß des Parlaments, welches Inhalts weiß ich nicht, und unmittelbar darauf ein Edikt des Königs, welches die Erlasse des Parlaments bestätigen soll.

Ich meine, ich sehe und höre Voltairen; er hebt Augen und Hände zum Himmel empor und spricht: nunc dimittis servum tuum, domine, quia viderunt oculi mei salutare tuum.

Der unbegreifliche Mann hat ein Ding geschrieben, das er Éloge de Crebillon nennt. Sie werden finden, welch wunderliche Lobpreisung dieß ist: die Wahrheit ist es, aber Wahrheit im Munde des Neids verlezt. Eine solche Kleinlichkeit kann ich einem so großen Mann nicht verzeihen; wo er ein Piedestal sieht, fällt er darüber her. Er arbeitet an einer Ausgabe des Corneille; ich wette, was man will, die Anmerkungen, mit denen er sie durchspikt, werden lauter kleine Satiren. Aber immer zu, immer herabgezerrt! ich kenne ein Dutzend Männer im Volke, die, ohne auf die Zehen zu stehen, ihn um eine Kopflänge überragen. Der Mann ist nur der zweite in allen Fächern . . .

Paris, 5ten Sept. 1762.

Bereits habe ich gehorcht, theuerste Freundin, und im vorlezten Briefe mein Tagebuch wieder vorgenommen. Unter Ihren Augen zu leben, ist meine Lust; nur die Augenblicke, in denen ich mir vornehme, an Sie zu schreiben, haften in meinem Gedächtniß; die andern alle sind verloren. Ich war, glaube ich, bei unserer Reise nach Biche stehen geblieben. Ich kannte dieses Haus noch gar nicht; das Wasser, die Gärten, der Park, Alles ist wild schön. Damilaville und ich kamen zur Tafelstunde hier an; wir speisten sehr gut und waren sehr heiter. Nach Tisch fuhren wir spazieren; Damilaville, Grimm und der Abbé Raynal sprachen von Politik; die russische Revolution machte besonders dem Abbé viel zu schaffen. Vor dem Nachtessen wurde gelesen, gespielt, Musik gemacht, gesprochen, besonders schwazte man viel von der Jesuitengeschichte, die noch ganz neu war. Ich war so frei zu sagen, ihrer Geschichte nach seyen diese Leute eine Rotte von Fanatikern, die von einem machiavellischen Oberhaupt despotisch regiert würden. Dem Abbé Raynal, der Exjesuit ist, behagte meine Definition nicht sehr, wenn er gleich hat drucken lassen, die Gesellschaft Jesu sey ein Schwerdt, dessen Handgriff in Rom und dessen Spitze überall sey. So ist einmal der Mensch: er verfolgt den Schlechten, wenn es ihm gut geht, er vergißt ihn, wenn es ihm übel geht, er beklagt ihn, wenn er nichts mehr von ihm zu fürchten hat. Man rechnet sich das einemal seinen Muth, das anderemal seine Menschlichkeit zum Verdienst; unsere Eitelkeit weiß alles zu drehen. Zwar zuweilen vergißt man sich auch und gibt zum Spaß einem, der schon zu Boden liegt, einen Puff; der Art war, was einer dem Pater Griffet zur Antwort gab. Nach einem langen Klaglied, wie strenge man mit ihnen verfahre, fuhr Griffet fort: „Man jagt uns fort, man hat uns Kleider, Namen, Stand, das Haus genommen, wo die Herzen unserer Könige uns umgaben.“ — „Ehrwürdiger Vater,“ erwiederte einer, „Ihr konntet es aber auch gar nicht erwarten, bis Ihr Ludwigs XV. seines bekamet.“

(Die Fortsezung folgt.)

Parallele zwischen dem Reisen in Deutschland und in Frankreich.

(Fortsezung.)

In noch vollendeterer Art und weit größerer Ausdehnung finden wir diese Anstalten in Frankreich. Die ehemaligen Diligencen führen jezt den Namen Messagerieen, deren so viele auf allen Hauptstraßen und zu allen Zeiten fahren, daß fast das ganze reisende Publikum sich deren bedienen kann. So fahren allein zwischen Straßburg, Metz und Paris deren täglich zwölf, sechs hin und sechs her; das heißt, zwölf Wagen gehen an jedem Orte alle Tage durch. Rechnet man nun, daß die Fahrt drei Tage dauert, so sind sechs- und dreißig Wagen stets auf dieser einzigen Straße im Gange. Jeder dieser Wagen hat vier Abtheilungen. Die vordere, ganz in Form einer halbgedeckten Kutsche, heißt das Coupet, die zweite, ganz bedeckt, das Interieur, die dritte, eben so gestaltet, die Rotonde, und oben über dem Coupet ist noch ein gleiches

Verhältniß, die Banquette genannt. Im ersten sitzen drei, im zweiten und dritten je sechs, und im vierten wieder drei Personen, zusammen achtzehn. Wenn nun alle sechs und dreißig Wagen voll sind, und nur selten sind sie es nicht, so gibt dieß stets 648 Reisende auf dieser einzigen Tour. Nun kommen aber dazu noch eine Menge kleiner Wagen, die theils zwischen den größern Provinzialstädten hin und her, theils auch von diesen nach Paris fahren. Jezt nehme man zu diesen Passagierfuhrwerken noch die unzählige Menge von Frachtwagen aller Art, die oft auf ganze Strecken die Straßen im eigentlichsten Sinne des Wortes bedecken, so wird man sich eine Vorstellung von dem Treiben und Leben auf denselben machen können. Die Schnelligkeit dieser Messagerieen, der wohlfeile Preis, wofür man fährt (von Metz bis nach Paris nach der Ordnung der Plätze für siebzehn bis vier-und-zwanzig Franken), und die Bequemlichkeit erklären den Zudrang zu denselben. Sie sind meist von Privatunternehmern errichtet, und nur etwa ein Viertheil derselben ist königlich. Gegen diese großen Unternehmungen sind freilich die Eilwagen in Deutschland nur ein Schatten. Hier gibt es dagegen eine Menge Lohnkutschen, die zwischen den größern Städten, besonders im südlichen Deutschland, beständig im Gange sind, und mit denen man zwar ziemlich wohlfeil und bequem, aber bei weitem nicht so rasch fortgeschafft wird, wie auf den französischen Messagerieen. Es ist freilich sehr natürlich, daß von dieser wohlfeilen und bequemen Art zu reisen eine unzählige Menge Gebrauch macht, die es sonst nicht thun konnte, und daher zu Fuß gehen mußte. Darum nimmt die leztere Art zu reisen auch immer mehr ab, und selbst Handwerksbursche, die nur irgend die Mittel haben, setzen sich in solche Fuhrwerke, und sparen das, was sie hier zu zahlen haben, an der Zeit und an den Schuhen. Dadurch wird denn die Reisegesellschaft etwas bunt, und man muß es mit den Ansprüchen an Bildung nicht genau nehmen.

Mit eigener Equipage zu reisen, ist in Frankreich so selten, daß es auffällt, und man ist dabei den Uebertheurungen aller Art vorzüglich ausgesezt. Dasselbe gilt von dem Fahren mit Extrapost. „Monsieur est Anglais," ist die gewöhnliche Bemerkung der Gastwirthe, wenn man ankommt, und damit ist man denn gewissermaßen schon um einige Franken mehr besteuert.

Zum Schlusse mache ich noch einige Bemerkungen über Gegenden und andere dem Reisenden aufstoßende Gegenstände.

Nicht Eigenliebe ist es, die den Deutschen sein Vaterland wenigstens eben so schön finden läßt, wie Frankreich. Rechnet man die herrlichen Gegenden von Oestreich, Böhmen im nördlichen Theile, Schlesien, Sachsen, Magdeburg, Thüringen, Baiern, Salzburg, Tyrol, Würtemberg, Baden und die Rheinprovinzen zusammen, und nehmen wir dazu noch die erhabenen Ansichten, die man in Baden und Würtemberg von dem nördlichen Rande der schweizer Alpen hat, so gibt dies unstreitig ein Uebergewicht über alle Schönheiten Frankreichs. Nur der südlichere Himmel, den dieses vor Deutschland voraus hat, kann dies einigermaßen ausgleichen. Reist man in den Weinländern im Frühjahre, so gleichen sie einem Frauenzimmer, das noch nicht Toilette gemacht hat. Kaum erkennt man sie wieder, wenn man sie sonst immer im Sommer und Herbste sah. Da ist im April und zu Anfang des Mai alles noch so kahl; die sonst mit üppigen Reben prangenden Weinberge liegen wie verödet; denn noch deckt sie kein Grün. Selbst das Leben, das durch die Arbeiter in sie gebracht wird, verliert sich und bleibt unbeachtet. Anders ist dies aber mit romantischen und großartigen Gebirgspartien. Diese haben gerade zur gedachten Zeit einen eigenthümlichen Reiz, denn gewöhnlich sind dann die Häupter der Berge noch mit Schnee bedeckt, während an deren Fuße die Vegetation eintritt und das zarteste Grün überall hervorschimmert. Darum muß man jede schöne Gegend zu verschiedenen Jahreszeiten sehen, um ihre Vorzüge ganz zu würdigen. Wenn man aber in solchen herrlichen Gegenden überall von einer Schaar von Bettlern angefallen wird, wie das z. B. unbegreiflicherweise noch in Baiern, Baden, Hessen und auch in den meisten Gegenden von Frankreich der Fall ist, dann wird einem dieser hohe Genuß aufs Unangenehmste vergällt. Wann wird denn endlich die Civilisation die Landespolizei so hoch stellen, daß solchen Uebelständen allgemein abgeholfen wird? In Böhmen, wo diese Bettelei sonst mehr als irgendwo herrschte, ist sie fast ganz abgeschafft; in Schlesien bemerkt man sie kaum, so wie in fast allen preußischen Provinzen. Wäre es manchen Gegenden wegen vorherrschender Armuth auch wirklich nicht möglich, ihre Armen aus eigenen Mitteln zu ernähren, so müßten sie darin von andern unterstüzt werden. Ja selbst das äußerste Mittel, die Fremden zu diesem Zweck beim Eintritte in solche arme Provinzen eine Abgabe entrichten zu lassen, wäre nicht halb so belästigend, als dieses Lazern an den Straßen und dieses Umgeben des Wagens, sobald man anhält.

Ob ein Volk seinen Regenten liebe, das zeigt sich hie und da an besondern Merkmalen. So steht z. B. in der Gegend von Landshut in Bayern an einer Tafel beim Eingange in eine Obstallee: „aus Liebe zum Könige schont die Bäume," und ich fand an der ganzen Straße, die von diesen Bäumen eingefaßt war, dieselben gut erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Unsere scharfsinnigsten Professoren und Diplomaten waren in großer Verlegenheit, als Napoleon, von allen Groß- und Klein-Mächten zugleich angefallen, sich die Kaiserkrone hatte entreißen lassen. Sie meinten und glaubten und bewiesen sogar, jezt müsse er sich vergiften wie Hannibal, erhängen wie Marimianus Herculeus, oder erschießen wie Goethe's Werther. Nichts von alle dem. Sogleich behaupteten sie, es fehle ihm dazu an Muth und Lebenskraft. Da ward bekannt, wie richtig und scharf er auf dem Felsen von St. Helena dachte und schrieb, und welche Licht- und Feuerfunken er auch dann noch in die Welt hinausschleuderte. Nun blieb nichts übrig, als den klugen Satz anzunehmen: er werde seine stolze Rolle bis ans Ende spielen, aber bei Annäherung des Todes schon beten lernen. Auch hier täuschte sie die innere Kraft des angeschmiedeten Prometheus. Wer hätte sich auch einbilden können, daß Napoleon über den Tod gerade so denken würde, wie der ruhig-verständige Lessing, nämlich: „Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde zittere ich nicht.“

*

Kaiser Joseph II. besuchte seine Schwester, die Königin von Frankreich. Nicht weit von Paris schlummerte er in seinem Wagen, als man gerade durch den berühmten Wald von Rosny fuhr, und erwachte erst eine Stunde nachher. Nun erinnerte er sich, daß Sully einst diesen Wald, sein schönstes Eigenthum, für 70,000 Livres verkauft hatte, um das Geld seinem damals von allen Hülfsmitteln entblößten Heinrich IV. zu geben. Sogleich befahl Joseph den Postillons, umzukehren und den Wald in allen Richtungen zu durchfahren. Mit eigenen Augen wollte er die Größe des Opfers ermessen, welches Sully seinem königlichen Freunde gebracht hatte. — Welche Consequenzen er wohl daraus gezogen habe, läßt sich leicht errathen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Parlamentswahlen. Karrikaturen.

Allem Anscheine nach wird sich der König den größten Theil des Jahres in London aufhalten, und dieses, nebst den häufigen Levers und Courtagen, wird in die Stadt, welche durch des vorigen Königs Zurückgezogenheit merklich gelitten hat, neues Leben bringen. Die Krönung wird indessen wohl erst im Frühjahre stattfinden. Auch die bevorstehenden Parlamentswahlen verheißen eine bedeutende Bewegung im Lande, denn zu solcher Zeit geht das demokratische Element im Staate aufrecht einher, und die Aristokratie schmiegt und bückt sich und besticht das Volk entweder mit baarem Gelde, mit Versprechungen von Aemtchen u. dgl., oder doch mit starkem Bier; ein System, welches die Art des Abstimmens, die von jeher in England Sitte war, nothwendig herbeiführen mußte und welches auch häufig zu stürmischen Auftritten Anlaß gibt. Dies muß man durchaus ins Auge fassen, wenn, wie wohl jezt oft geschehen mag, die Frage aufgeworfen wird: wie kommt es, daß in Frankreich bei einer allgemeinen Gährung der Gemüther die Wahlen so friedlich vorübergegangen sind, während es in England und Irland, selbst in den ruhigsten Zeiten, fast allenthalben blutige Köpfe sezt? Doch glaubt man, daß es diesmal ziemlich friedlich hergehen wird, indem wahrscheinlich aus mancherlei Ursachen, vorzüglich aber, weil die Reichen ihre Beutel schonen wollen, wenige Wahlen stark bestritten werden. Merkwürdig ist es dabei, daß trez der großen Bewegung, welche der Vorschlag zur Emanzipation der Katholiken im Lande verursacht hatte, jezt, da die erste allgemeine Wahl seit dieser Emanzipation eintritt, Niemand sich darum zu bekümmern scheint, ob viele Katholiken ins Parlament kommen werden oder nicht. So gewöhnt man sich an Alles, besonders bei dem raschen Gang der Begebenheiten in unserer Zeit.

Die Subscription für Buckinghams Unternehmung einer Weltumsegelung ist schon bedeutend, und ich zweifle gar nicht, daß die Sache zur Ausführung kommen wird. Man sagt, die ostindische Gesellschaft werde heimlich die Ausrüstung befördern, weil sie dadurch eines sehr fähigen und beharrlichen Gegners los wird, welcher durch seine Schriften und öffentlichen Vorlesungen alle nicht mit ihr verbundenen Kaufleute gegen ihr Monopol in Harnisch gebracht hat.

Keine Nation in der Welt besizt den Humor im Karrikaturenzeichnen, wie die englische; bei den Franzosen ist die Zeichnung meistens unbedeutend, und der Scherz dreht sich gewöhnlich um ein Wortspiel; hier sind die Bilder, so roh sie auch hingeworfen seyn mögen, immer sprechend, die Gesichtszüge sind bei den willkührlichsten Uebertreibungen vollkommen ähnlich, und besonders seit den lezten Jahren Gruppirung und Faltenwurf sehr malerisch. Auf einem Blatte reiten der König und sein erster Minister auf einem Pferde; der erste sizt verne in breiter Bequemlichkeit, während der lezterе durch seine klägliche Stellung und Gebehrden zu erkennen gibt, wie wenig ihm ein solches Reiten behagt. Dagegen sieht man den Herzog in einer andern Karrikatur auf einem feurigen Rosse in edelstolzer Haltung dahin sprengen; ein Jüngling mit einer Peitsche in der Hand sucht ihm den Weg zu vertreten. „Sey ruhig,“ ruft der Stolze, „ich werde nicht über dich hinreiten“ — und in kleinerer Schrift auf der Seite — „wenn du mir aus dem Wege gehst.“ Eine andere heißt „der Gheber, welcher die aufgehende Sonne anbetet,“ und hier sieht man, als Anspielung auf eine von ihm im Parlamente gehaltene Schmeichelrede, Hrn. Brougham mit ausgebreiteten Armen vor der aufgehenden Sonne knien, welche nicht nur das Gesicht des neuen Monarchen vorstellt, sondern zum Ueberfluß Guilielmus IV. Rex. als Umschrift führt. Auf dem „Plan zu einer Regentschaft“ erblickt man die Herzogin von Kent als eine schöne Puppe auf einem Thronsessel, während Prinz Leopold ihre Tochter als ein junges Kind, dem die Krone weit über die Augen herabhängt, auf dem Schooße hat und ihm Kirchen zum Spielen vorhält; aber durch eine offene Thür im Hintergrunde sieht man den versammelten Rath, den, obgleich der Herzog von Cumberland mit dabei ist, eine Grenadierwache in Ordnung zu halten scheint, wobei der Herzog von Wellington von einem hohen Sessel herunterdonnert: „Ich bin Präsident des Raths, wer will mir widersprechen?“

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 205.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 27. August 1830.

Du kennst das alte Wort: es trügt der Schein.
Fest muß das Mark, nicht glatt die Rinde seyn.

Hensler.

Erinnerungen an eine Alpenreise.

Der Wanderstab.

Stab! mein Stab, was beugst du dich,
Wo fest zu stehen es gilt; —
Trugst so manche Jahre mich,
Wankest nicht, wo Alles wich,
Hielt'st aus, wo keiner hielt!

Stab, mein Stab, was soll das seyn?
Er kracht — o weh — er bricht! —
Seine Freundschaft war nur Schein,
Läßt uns in der Noth allein,
Und hört den Angstruf nicht!

Glatter Heuchler, fahr denn hin,
Der Bergstrom sey dein Grab!
Falschheit zeichnet dich wie ihn,
Seinen Wellen gleicht dein Sinn,
Hinab zu ihm, hinab!

Diesem nackten Schlehdorn hier
Vertrau' ich mich nun an,
Ohne Schmuck und ohne Zier
Ist er sicher treuer mir
Auf meiner Dornenbahn!

Fehlt ihm auch die Politur,
So fehlt ihm nicht die Kraft,
Sprößling ist er der Natur,
Keines falschen Schimmers Spur
Hat ihn noch erschlafft!

Schlehdorn, ja, du bist mir treu,
Denn, ob auch hart und rauh
Deine Außenseite sey,
Bricht kein Eisen sie entzwei,
Sie ist nicht blos zur Schau!

L. Hallrsch.

Die englischen Ehemänner.

Ich erinnere mich einmal zu London am Fenster eines Bilderhändlers eine alte Karrikatur gesehen zu haben; ich sage eine alte, denn die Jugend der Karrikaturen ist so vergänglich als die Jugend der Mädchen. Sie stellte einen Mann vor, der eine halbleere Weinflasche vor sich, den Kopf auf die Brust gesenkt, am Tisch saß und sanft in Gott Bacchus entschlafen war; eine junge Frau saß am Kamin, den Kopf in die Hand gestützt; unten stand: „Welch angenehme Gesellschaft habe ich da!“ Der Zeichner wollte darstellen, wie wenig die Frauen der ersten Stände in England von der Gesellschaft ihrer Männer haben, und ich versuche es im folgenden, dieses Thema etwas weiter auszuführen.

Die Ehe hat in England sehr viel vom Wittwenstande. Seht, wie es der Frau ergeht, deren Gemahl Parlaments-

glied ist: um vier Uhr geht er hin, bleibt bis Mitternacht dort, ja oft bis drei Uhr Morgens; ist er Mitglied eines oder mehrerer Ausschüsse, so ist es noch ärger. Die Richter, die Advokaten, die Prokuratoren, was einen schwarzen Rock und eine große Perrücke trägt, dieses Heer, das in England noch zahlreicher und furchtbarer ist als in Deutschland und Frankreich, lassen gleichfalls ihre keuschen Hälften fast das ganze Jahr allein; denn abgesehen von ihren gewöhnlichen Geschäften, sind sie, da es in den Provinzen keine Gerichtshöfe gibt, beständig auf der Landstraße von einer Grafschaft zur andern, die einen um zu richten, die andern um zu plaidiren. Die Bankiers, Spekulanten, Kommerzanten, Manufakturisten denken nicht viel mehr daran, sich ihren Frauen zu widmen; der Wechselkurs in den fremden Ländern, das Steigen und Fallen der Papiere, kurz, die Mittel, Geld zu gewinnen, nehmen sie völlig in Anspruch; für einen englischen Gewerbsmann hat kein Weib in der Welt so viel Reiz als eine Dampfmaschine.

Aber nicht alle Lords sind Parlamentsglieder, nicht alle reichen Leute sitzen in der Kammer der Gemeinden, nicht alle sind Richter und Handelsleute; es gibt eine wohlhabende, sehr zahlreiche Klasse, deren einzige Beschäftigung darin besteht, daß sie keine hat. Ganz richtig; die armen Frauen sind aber darum um nichts besser daran. Der verheirathete Mann setzt zu London seine Junggesellenwirthschaft fort; vor Tisch wird in Bondstreet spazieren gegangen oder im Hyde-Park spazieren geritten; gespeist wird im Kaffeehaus mit Bekannten; man ist Mitglied von zwei, drei Klubbs, dort wird fast immer der Abend zugebracht, und oft geht man nur weg, um in einem modischen Spielhaus den Rest der Nacht am Spieltisch zu verbringen.

Der Juni ist verflossen und die Mode, welche zu Anfang Februars die reichen Familien, die den sogenannten Ton bestimmen, nach London getrieben hat, jagt sie auf sieben Monate wieder hinaus; denn ist einmal die Sitzung des Parlaments zu Ende, so wäre es eine Schande, ließe man sich noch in der Hauptstadt blicken. Man riskirte, Johann ohne Land geschelten zu werden, oder für einen Menschen zu gelten, der keinen Bekannten hat, bei dem er den Sommer zubringen könnte, oder nicht Geld genug, um ins Bad oder auf's Festland zu reisen. In England kann man einem aber nichts Schlimmeres nachsagen, als man sey nicht reich, und so reist jeder auf seine Güter oder besucht seine Bekannten auf dem Lande. Sehr reiche Leute verschaffen sich auf ihren Schlössern mit großen Kosten die Vergnügungen Londons; die andern, und dieß ist die Mehrzahl, leben sehr sparsam und eingezogen, um wieder glänzen zu können, wenn man in die Hauptstadt zurückgekehrt ist. Kommen wir wieder auf die armen verlassenen Frauen: Man denkt vielleicht, in diesen sieben Pönitenzmonaten haben sie ihre Männer um sich; nichts weniger. Ihre Herrn und Meister jagen vom Morgen bis zum Abend mit den Landedelleuten in der Nachbarschaft; matt und müde kommen sie sehr spät mit ein Paar Jägern heim, die von nichts zu reden wissen, als von den Listen und Schlichen des Fuchses, den sie gejagt, von den Hecken und Graben, über die sie gesetzt, von den Stücken Wild, die sie geschossen, und was sich alles auf der Jagd zugetragen. Dieses Gespräch ist höchst anziehend für eine Frau; sie steht daher auch so bald als möglich vom Tische auf, und läßt den Gemahl bei Gästen, die so gute Trinker als muthige Jäger sind.

Daß die englischen Frauen so allgemein vernachläßigt werden, ist wirklich auffallend, denn sie besitzen alle Eigenschaften, welche Männer fesseln können. Allerdings fehlt ihnen die freie Beweglichkeit und die graziöse Haltung der Französinnen, aber ihre Züge sind sehr schön und ihr Teint herrlich. Vollkommene Schönheit ist überall selten, aber Häßlichkeit ist in England so gut wie unbekannt. Sie sind aber nicht nur hübsch, sondern auch gebildet: im Tanzen, Singen, in der Musik und im Zeichnen haben es alle mehr oder weniger weit gebracht; sie verstehen mehrere Sprachen und es ist auffallend, daß, während die Engländer das Französische schrecklich radbrechen, die meisten Damen es richtiger und nicht mit so viel Accent sprechen. In Geschichte und Geographie sind sie nicht fremd; ja manche besitzen sogar einige eigentlich wissenschaftliche Kenntnisse, und es gibt zwar auch sogenannte blue-stockings, Blaustrümpfe, d. h. gelehrte Weiber unter ihnen, aber die Bescheidenheit wird in der Regel unter ihren Tugenden nicht vermißt, und wenn sie gerne sprechen, so verstehen sie auch zuzuhören. Sie sind Muster von Mäßigkeit, und selten gehen sie über zwei kleine Gläser Wein beim Dessert. Es ist also garstige Verläumdung, wenn man ihnen Unmäßigkeit Schuld gegeben hat. Wer dieß that, kannte wohl blos jene Weiber vom Pöbel, welche in einem Glas Genever, das sie auf dem Schenktisch zu sich nehmen, auf einen Augenblick ihren Jammer ersäufen.

Die englischen Ehemänner aus den niedrigern Klassen schenken ihren Frauen nicht viel mehr Aufmerksamkeit. Die Kleinhändler sind den ganzen Tag allein mit ihrem Verkauf beschäftigt; ihre Frauen lassen sich fast nie in der Boutike blicken; Abends haben sie ihre Rechnungen zu stellen. Den Künstlern, den Handwerkern ist es, wenn der Tag herum ist, wohler in der Schenkenluft, als in der Gesellschaft ihrer Weiber. Sie kommen halb, wo nicht ganz betrunken nach Hause; es gibt Zank und Streit, und die Frau wird geschlagen, gesetzlich geschlagen, denn die englischen Gesetze erlauben dem Mann, seine Frau zu schlagen, wenn der Stock, dessen er sich bedient, nicht dicker ist als ein Daumen. Eine Frau, die es müde war, jeden Abend geschlagen zu werden, war davongelaufen. Der Mann, dem das Spiel mit dem Stock wohl

nicht so zuwider war als ihr, kundschaftete ihren Aufenthaltsort aus und führte sie vor das Polizeigericht des Sprengels, damit sie wieder unter die eheliche Zucht gesprochen werde. Die Frau erklärte, um alles in der Welt wolle sie nicht mehr mit einem Manne leben, der alle Abende betrunken nach Hause komme und sie jedesmal schlage. Der Mann, ein wahrer Herkules, erwiederte, er habe sie nie anders als mit einem daumensdicken Stocke gezüchtigt. „Ja," rief die Frau, zum Richter gewandt, „aber, gestrenger Herr, seht seinen Daumen an, er ist so dick als mein Arm." Dennoch ward sie gesetzlich verurtheilt, wieder zu ihrem Mann zurückzukehren.

Parallele zwischen dem Reisen in Deutschland und in Frankreich.

(Beschluß.)

Angenehm wird allemal das Ohr berührt, wenn man in einem fremden Lande seine Muttersprache hört. Denn so mächtig man auch der fremden seyn mag, immer bleibt sie fremdartig und erinnert an die Ferne der Heimath, die bei der gedachten Erscheinung gleichsam näher rückt. So war es mir wenigstens, als ich zwischen Straßburg und Paris mehreren Haufen von deutschen Auswanderern begegnete, die aus Hagenau (im Elsaß), aus Baden und Würtemberg waren. Aber wenn der erste frohe Eindruck, den die Sprache auf mich machte, vorüber war, empfand ich es traurig, daß mein Vaterland seine Kinder nicht mehr soll ernähren können.

Eine Eigenthümlichkeit, die man in den Rheingegenden schon ziemlich allgemein nachgeahmt findet, ist die, daß man in Frankreich überall, in Städten wie in Dörfern, an den Häusern mit großen Buchstaben angeschrieben sieht, wer darin wohnt. In der Bauart weichen die Häuser in Frankreich von denen in Deutschland sehr ab. Tritt man dort in ein Haus, so befindet man sich sogleich auf dem Schauplatze der ganzen häuslichen Thätigkeit. Was nämlich in Deutschland Hausflur ist, das ist in Frankreich Küche, Arbeitsstube und Gesellschaftssaal. Hier sizt die ganze Familie, wenn das Wetter nicht in's Freie lockt, um den Kamin und unterhält sich mit französischer Lebhaftigkeit. Ein großes Stück Holz, das, wenn ein Theil abgebrannt ist, immer weiter vorgerückt wird, unterhält das Feuer. Hier sezte ich mich oft in den Kreis und nahm Theil an der Unterhaltung, die mit vieler Lebhaftigkeit von einem Gegenstande zu dem andern sprang, immer aber bei dem Interesse des Vaterlandes am meisten verweilte. Besonders gern ließ man sich vom Herzog von Reichstadt erzählen, und ihn oftmals gesehen zu haben, galt für mich als beste Empfehlung. Aehnliche Conversationen geben wohl in Deutschland die Billardstuben, aber selten kommt es dort zu so traulicher Mittheilung.

Große Vorzüge hat die Landespolizei in Deutschland vor der in Frankreich auch darin, daß man dort überall die Ortsnamen auf Tafeln vor den Ortschaften angeschrieben sieht, so wie überall Wegweiser findet, was man hier fast allenthalben vermißt. Frägt man nun nach den Wegen, so wird man zwar mit vieler Zuvorkommenheit berichtet, aber die große Redseligkeit des Franzosen kann alle Neben- und Seitenwege nicht genug bezeichnen, und so wird man durch die allzugenaue Beschreibung oftmals gerade irre geleitet.

Eine dem Fremden eben nicht sehr angenehme Gewohnheit, die zwar in Deutschland auch, aber lange nicht in der Ausdehnung stattfindet, ist das Geben von Trinkgeldern. In jedem Wirthshause in Frankreich rechnet der, welcher uns nur die geringste Handreichung thut, wenn sie auch zu seinem Dienste gehört, darauf. Hat man an einen Kellner, der eine Tasse Kaffee gebracht hat, einige Sous zu bezahlen, so gibt man ihm fast die Hälfte davon an Trinkgeld. Damit man dabei nicht in Verlegenheit komme, bringen die dienstbaren Geister jederzeit, wenn man etwas zurückzuerhalten hat, Kupfermünzen, wenn sie es auch mit Silber abmachen könnten. Dieses Kupfergeld ist aber eben so schwer und unbequem, wie in Oesterreich, und man gibt die Sous gewöhnlich leichter weg, als man dieß mit kleinen Silberstücken thun würde, blos um die Last aus den Taschen los zu seyn. Nur summirt sich dieß in Frankreich mehr wie in Oesterreich, weil zwei Sousstücke, deren am meisten kursiren, schon mehr als sechs Kreuzer betragen.

Vergleicht man den französischen Landmann mit dem deutschen, so findet man, außer einer scheinbar größern Geschäftigkeit des erstern, wenig Unterschied. So wie in Deutschland kommt man in Frankreich durch große Landstrecken, wo an der Agrikultur noch viel auszusetzen ist, während man sie auf andern wieder in großer Vollkommenheit trifft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Ende Juli.

Schenkungen an die todte Hand. Eine Geistererscheinung. Vorfälle aus dem bürgerlichen Leben.

Ich schreibe in der furchtbarsten Krisis, in der peinlichsten Erwartung, wie sich das schreckliche Drama in Paris entwickeln wird. Doch ich verschone Sie mit Politik; wenn Sie diesen Brief erhalten, wissen Sie wohl schon, wie sich unser Schicksal entschieden hat. Ich bole heute nach, was ich noch über unsern bisherigen Zustand zu berichten habe; mögen

die Würfel so fallen, daß, wenn ich das nächstemal schreibe, unsere Stadt, in der schon so viel Elend herrscht, wenigstens keine trübere Zukunft vor sich hat.

Die bekannten und offiziell angezeigten Geschenke und Legate, die voriges Jahr in unserm Departement der Geistlichkeit, geistlichen Stiftungen und Institutionen gemacht wurden, betrugen 118,405 Fr., in ganz Frankreich aber 4.268,927 Fr. In den vier vorhergehenden Jahren hatten sich diese Donationen zusammen auf 20,750,981 Fr. belaufen. Dies macht also in fünf Jahren mehr denn 25,000,000 Fr. Dabei ist noch manches Auffallende zu bemerken. Die Summe dieser Schenkungen war 1829 nur halb so groß, als 1827 und 1828, aber um das Doppelte größer als 1825 und 1826. In den ersten sechs Monaten von 1829 wurden der Geistlichkeit nur 10,110 Fr. geschenkt, in den andern sechs Monaten aber, seit der Ernennung des Ministeriums Polignac, 4,172,750 Fr. Welcher Unterschied! Was müssen da für Mittel gewirkt haben! Die protestantische Kirche hat im Jahr 1829 nur 55,191 Fr. erhalten, in den Departements Unter-Charente, Drome, du Gard, de l'Oise, Niederrhein und Seine. Den Hospitälern wurden nur 2,683,579 Fr. vermacht, also mehr als die Hälfte weniger, als der katholischen Geistlichkeit; ein schrecklicher Abfall, denn in den vier vorhergehenden Jahren hatten sie nur ⅓ weniger, als die Geistlichkeit, nämlich 17,263,505 Fr. Die Gemeinden erhielten nur 585,639 Fr., also 3,500,000 Fr. weniger, als die Geistlichkeit; die öffentlichen Unterrichts- und Schulanstalten gar nur 105,580 Fr.! Im Jahr 1828 konnte man bemerken, daß die geistlichen Schenkungen in den Departements Jura, Niederalpen, Vienne, Somme und Morbihan, wo die Jesuiten zu Hause sind und ihre Schulen haben, in erschreckendem Verhältniß zunahmen. Ebenso war es 1829, denn in Vienne wurden 311,455 Fr., in Morbihan 99,038 Fr. und im Sommedepartement 88,802 Fr. an die todte Hand geschenkt. Diese drei Schenkungen haben aber erst seit dem Ministerium Polignac in der zweiten Hälfte des Jahres stattgefunden. In den ersten sechs Monaten — unter dem Ministerium Marrignac — wurde kein Heller geschenkt.

Als Beweis, daß nicht nur in Würtemberg Verstorbene wiederkommen, diene folgender Vorfall. Unter unsern Nonnenklöstern ist eins der heiligen Therese gewidmet, das der Kardinal Berulle 1601 für Karmeliterinnen gestiftet hat. In diesem Kloster soll kürzlich bei der nächtlichen Hora ein Geistlicher an das Chorfenster geklopft und einen Gehülfen zum Messelesen verlangt haben. Das erstemal glaubte man, es sey irgend ein loser Vogel, der sich in der Kirche versteckt habe; darum suchte die Pförtnerin am folgenden Tage Alles aus, ohne das Geringste zu entdecken. Demungeachtet geschah das Klopfen und Verlangen in der nächsten Mitternachtshora abermals. Man antwortete, um diese Stunde sey hier kein Geistlicher zu finden. Indessen wird der Hr. Bischof von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt und um Abhülfe gebeten. Die Kongregation versammelt sich auch unverzüglich und es wird beschlossen, daß der Großvikar in der nächsten Nacht in der Kapelle bleiben und Acht geben soll. Kaum war die Hora begonnen, so erscheint ein junger Geistlicher im Meßgewand und verlangt wieder einen Gehülfen. Der Großvikar begleitet ihn zum Altar und hilft ihm die Messe halten; gegen deren Ende erkennt er in ihm einen jungen Geistlichen, der vor mehreren Monaten gestorben war, man sagte damals, aus Liebe zu einer jungen Nonne im Kloster, die ihm, als er noch im weltlichen Stande lebte, versprochen gewesen, hernach aber von ihren Eltern ins Kloster gezwungen wurde. Seit dieser Messe, die den jungen Mann wieder zur Ruhe brachte, soll er nicht wieder erschienen seyn.

Vor Kurzem starb einer unserer ausgezeichnetsten Einwohner, Mitglied einer Freimaurerloge. Seinem Leichenbegängniß folgten eine Menge Maurer-Brüder aus allen Ständen und überdies sehr viele Arbeiter und Arme, denn der Mann war sehr geliebt und wohlthätig gewesen. Es war sichtlich, daß diese Menschenmenge dem Pfarrer von St. Michel, der die Leiche begleitete, nicht gefiel. Um seine Abneigung und Verachtung gegen den Todten und die Lebenden auszudrücken, die ihn jezt zur Ruhe begleiteten, hielt er sich mit seinen Chorknaben in auffallender Ferne von dem Sarg und warf verachtende Blicke rechts und links. Die Verwandten und Begleiter der Leiche thaten aber, als wenn sie es nicht sähen. Endlich war die Ceremonie vorüber und die Leiche ins Grab gesenkt; die Verwandten wollten sich eben wieder ordnen und zurückgehen, da gibt der Priester dem Kreuzträger und seinen Chorknaben einen Wink, und Alle eilen an den gerührten und betrübten Reihen mit Spott vorüber, der Geistliche aber sagt laut: „Wahrhaftig! wenn die Giraffe hier gestorben wäre, so hätten sie nicht mehr Leute beerdigen sehen.“

Nicht blos im vorigen harten Winter, sondern auch jezt noch ist viel Elend bei uns zu finden. Ich wollte vor einigen Tagen in St. Georges einige Leute aufsuchen, die das Wohlthätigkeitsbureau um Hülfe gebeten hatten. In einem dunkeln Gang im sechsten Stockwerk höre ich das Weinen und Wimmern einer Frau; schon dachte ich, es habe auch hier, was leider bei unsern Armen so häufig vorkommt, ein Mann seine Frau geschlagen, und öffnete daher eine zerbrochene Thür. Da fand ich es aber anders: vier Kinder kauerten um ihre noch junge Mutter, die bitterlich weinte, weil sie den Kindern kein Brod geben konnte. Der Mann, seines Zeichens ein Strumpfmacher, hatte acht Tage lang für einen andern Strumpfweber gearbeitet, und da dieser auch bei zahlreicher Familie arm war, so hatte er das für die Arbeit empfangene Geld zur Nahrung seiner eigenen Kinder verwendet. Der Arbeiter, dergleichen hier Compagnons heißen, hatte also seinen achttägigen Arbeitslohn nicht empfangen und war mit leeren Händen nach Haus gekommen; daher der Jammer. Die kleinen Kinder suchten selbst die Mutter zu beruhigen und sagten zu ihr: ne pleures pas, nous ne mangerons pas. Da fielen mir unwillkührlich die herrlichen Worte Victor Hugos ein:

Donnez, afin qu'un jour, à votre heure dernière,
Contre tous vos péchés vous ayez la prière
D'un mendiant puissant au ciel.

Schon vor einiger Zeit hatte der Pfarrer von Vault bemerkt, daß von Zeit zu Zeit alte römische Münzen, besonders aus Antonins Zeit, in den Opferstock und in den Klingelbeutel geworfen wurden. Zu Ende vorigen Jahres wurden diese Gaben häufiger. Dies bewog den Pfarrer, mit einem Winzer zu sprechen, den er deßhalb sehr in Verdacht hatte. Im Anfang läugnete der Bauer gerade weg; auf das gütige Zureden des Geistlichen gestand er aber endlich, diese Münzen kämen von einem Feld, das fast auf der Höhe eines bekannten Bergs, genannt Mont-Martre (mons Martis), liege. Außerdem fügte er noch hinzu, er habe in diesem Feld auch steinerne Bilder, dicke Backsteine und einen fürchterlichen Kopf entdeckt. Auf Verlangen des Pfarrers brachte er diesen Kopf herbei und es fand sich, daß er einer ziemlich roh gearbeiteten Statue angehört hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. August 1830.

Die Narrheit ist die Parodie der Vernunft und im Tollhaus ist das ganze Jahr Karneval.

Le Sage.

Bicêtre.

In der Salpetrière werden die weiblichen, in Bicêtre die männlichen Irren verwahrt. Wer hintereinander beide Häuser besucht, dem wird recht anschaulich, wie verschieden sich der Wahnsinn im Allgemeinen bei den beiden Geschlechtern äußert. Ein sehr durchgreifender Charakter des männlichen Wahnsinns ist Ernst und Ruhe. In Bicêtre sieht man nicht wie in der Salpetrière jene beweglichen Gesichter, deren Ausdruck jeden Augenblick wechselt, weil in dem kranken Hirn eine bizarre Idee die andere jagt; in Bicêtre hat man nicht jenes groteske, vielfach bewegte Schauspiel, wie wenn man in die Höfe der Salpetrière tritt. Der Wahnsinn der Weiber äußert sich weit mehr nach außen, ist viel geschwätziger, der der Männer dagegen mehr nach innen gekehrt, schweigsamer. An Ausnahmen fehlt es freilich nicht in dieser wunderlichen Welt, wo die menschliche Vernunft, tausendfach gebrochen, in tausend Farben spielt. Der Wahnsinn, und dieß bildet seinen Hauptcharakter, ist ewig wechselnd und immer originell.

Der Bicêtre ist, wie die Salpetrière, zugleich ein Hospital für alte Leute, jener für Männer, diese für Weiber. Im ersten Hof des Bicêtre wohnen die Siechen; dann kommen in einzelnen Abtheilungen die Epileptischen, die Züchtlinge und die Narren. Schnell eilte ich durch die ersten Höfe und an den grauen Veteranen vorbei, welche die Sträflinge bewachen, und betrat den ersten Hof der Narren, wo die Blödsinnigen sich aufhalten. Eben theilte man ihnen ihre Suppe in hölzernen Näpfen aus; einige aßen mit Löffeln, die meisten aber können dieß nicht, oder finden es bequemer, ohne Löffel zu essen; diese stecken den ganzen Kopf in den Napf, und ein Hund verzehrt sein Mittagessen ungleich reinlicher. Bei manchen stecken Arme und Hände in Zwangshemden; ohne zu warten, bis man sie frei macht, fahren sie lustig damit in die Suppe. Kurz, die Blödsinnigen stehen so ziemlich auf der Stufe der Thiere, und dennoch fand ich sie nicht so schrecklich tief gesunken, wie die Weiber in der Salpetrière; sie sahen doch noch aus wie Menschen; ja bei manchen äußert sich noch einige Geistesthätigkeit. So zeigte man mir einen, der sogleich lebendig wird, wenn man vom Wasserstoffgas spricht; um ihn aus seiner Apathie aufzurütteln, darf man dieses Wort nur nennen; er spaziert dann lebhaft umher, gestikulirt und deklamirt voll Feuer gegen das Wasserstoffgas, das er für die Quelle aller Uebel, für seinen ärgsten Feind hält. Woher diese seltsame Idee rührt, weiß man nicht. Ich hielt mich auch bei einem ehemaligen Kutscher der Schauspielerin Mars auf; die Erinnerung an seinen frühern Stand ist nicht ganz erloschen; er erzählt einige Geschichten von Mademoiselle Mars und von Personen, die zu seiner Zeit zu ihr kamen. Ich bin zu galant, um sie nachzuerzählen, und was will auch das Geschwätz eines Narren bedeuten? Dieser Kutscher wurde merkwürdiger Weise auf einmal ein Narr: eines Tags peitschte er auf dem Platze Vendome plötzlich auf seine Pferde los und fuhr, trotz Schreien und Drohen, im Galopp um die Vendomesäule herum, bis man den Pferden in die Zügel fiel.

Die wüthenden Narren waren gerade sämmtlich sehr ruhig. Die Zellen waren offen, einige gingen im Hofe oder unter dem Säulengange, der rings herumläuft, spazieren, andere saßen im Kreise um einen Kameraden, der ihnen eine Zeitung vorlas. Sah man sie so aufmerksam zuhören, hätte man nimmermehr gedacht, daß diese Menschen vielleicht gestern rasten und tobten. Es ist merkwürdig, daß die Aufseher immer von den Narren selbst aufmerksam gemacht werden, wenn das schreckliche Uebel bei einem auszubrechen droht; die Gesunden halten den Wüthenden, bis die Wärter kommen und ihn in seine Zelle sperren. Unter den wüthenden Narren ist ein ehemaliger Militär, der sich mit Abfassung von Romanzen, Madrigalen, Räthseln und Charaden die Zeit vertreibt. Er theilt seine Produkte unter die Fremden aus, singt ihnen etwas vor und erhält dafür ein Paar Sous, um seine Dose füllen zu können; denn es ist bekannt, daß für Narren beiderlei Geschlechts der Schnupftabak ein fast so dringendes Bedürfniß ist, als Essen und Trinken; tritt man in einen Hof, so bestürmen einen hundert Stimmen in flehendem Tone um einen Sou zu Tabak. Wir hielten uns einen Augenblick bei einem kleinen Buckligten auf, an dem lediglich nichts Verrücktes zu bemerken war; er schwazt recht geistreich, ist sehr munter, spaßhaft und voll von jener spöttischen Laune, mit welcher die Natur Wesen seiner Art fast immer ausstattet. Der arme, drolligte Bursche erlöste uns von einem langweiligen Schwätzer, der sich nicht zum Schweigen bringen ließ; dieß war ein Advokat, der ein Weltsystem erfunden hat und dasselbe jedem Besuch entwickelt; ich weiß nur noch so viel davon, daß das Meer darin das Urprinzip von Allem ist. Der Mann ist sehr ungehalten auf Thénard, weil er so ein fünfzig Elemente annimmt; nach ihm gibt es keines als das Meer. Er ist nicht der einzige Wissenschaftsnarr; das merkwürdigste Beispiel dieser Narrheit ist ein Pasetenbäcker, der seine Kuchen über der Chemie und der Physik verwahrlost hat; der arme Mann spricht jezt rein von nichts als von Encyklopädie, Mathematik, Krystallisation, alles bunt durcheinander.

Kein Hof ist bevölkerter und lärmender als der der Unheilbaren. Hier herrscht ewiger Tumult, ein bizarrer, ein lächerlicher oder empörender Auftritt drängt den andern. Hier geht ein Mann auf und ab, der sich mit viel Kunst und Scharfsinn von Kopf bis zu den Füßen bewaffnet hat; der lange Schnurrbart, der Hut mit der Feder, der martialische Gang, geben ihm ein sehr kriegerisches Ansehen; dort sizt einer ruhig im Winkel und liest; er hat ein griechisches Evangelium und einen Homer, den er zu seiner Unterhaltung übersezt. Weiter hin winkt uns ein Alter lächelnd zu sich; „sind diese Leute nicht Narren," fragt er, „die mich wider Willen hier halten wollen? Gestern habe ich die Säule auf dem Vendomeplatz mit der Hand aufgehoben, und sie bilden sich ein, ihre Mauern könnte ich nicht niederreißen!" Dieser Herkules ist indessen sehr ruhig und legt nie Hand ans Werk. Einer leidet gewiß schreckliche Qualen; schon auf seinem Gesichte war zu lesen, wie sehr er litt. „Was fehlt Dir?" fragt man ihn. — „Immer höre ich sie." — „Wen?" — „Immer die nämlichen." — „Was sagen Sie?" — „Man müsse mich guillotiniren." Neben diesem Unglücklichen stand ein kleiner Alter, dem, seinem lebendigen Auge und seiner frischen Gesichtsfarbe nach, sein Leben ruhig, angenehm verfloß; man hielt ihn für einen Sechziger und er ist fast hundert Jahre alt. Er wartete nicht, bis man ihn anredte, sondern machte uns sogleich damit bekannt, daß wir in ihm einen Sohn Ludwigs XV. erblickten; „aber," fuhr er lächelnd fort, „ein Kind der Liebe bin ich, jedoch anerkannt; der Pabst selbst hat mich nach Rom einladen lassen." Der lustige Bursche genießt seines schönen Alters und hat es durchaus kein Arg, daß man den Bastard eines Königs von Frankreich in Bicêtre aufbewahrt. Indessen sahen wir noch weit vornehmere Herrn; von dem nicht zu sprechen, der sich für Gott Vater hält, und den ganzen Tag die Vesper singt, ist da ein kleiner, aufs Wunderlichste aufgepuzter Mann, mit einem dreieckigten Hute, der von Flittergold glänzt; er ist König von Frankreich, England, Preußen, von ganz Europa; er beschenkte jeden von uns mit einem Diamanten im Werth von 500,000 Franks; er sammelt Glasstücke in den Taschen seiner gestickten Weste, um immer Präsente machen zu können. Ein großer, stolzaussehender Mann, mit starrem Blick und steifer Haltung hält sich für den Dauphin von Frankreich.

So groß die Zahl der Unheilbaren ist, so soll doch ein Fünftheil sämmtlicher nach Bicêtre gebrachten Irren geheilt werden.

In ernster, wehmüthiger Stimmung durch den Anblick der furchtbarsten Entartung der menschlichen Natur ging ich langsam nach Paris zurück, das ich Morgens früh verlassen hatte. Allmählig schwand der Gedanke an die gräßliche Gesellschaft, in der ich ein Paar Stunden zugebracht, aus meiner Seele, denn eine große, volkreiche Stadt, in der überall Vernunft und Ordnung herrscht, breitete sich herrlich vor mir aus. Wie konnte ich ahnen, daß diese Stadt mit den friedlichen, fleißigen Einwohnern Tags darauf der Schauplaz der blutigsten Verwirrung, fast das Opfer des Wahnsinns werden würde? Es war der 26ste Juli; ich kam nach Hause, und die Nachricht von den verhängnißvollen Ordonnanzen traf mich wie ein Donnerschlag. Wahrlich, die gefährlichsten Narren sind nicht in Bicêtre.

Ungedruckte Briefe Diderots.

(Fortsezung von Nro. 204.)

Paris, 5ten Sept. 1762.

Nach dem Nachtessen unterhielt uns Doktor Gatti. Er schilderte die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes in Ita-

lien und was Alles dazu beiträgt: Klima, Weiber, Malerei, Musik, Baukunst, Wissenschaft, Sitten, schöne Künste, ja sogar die Denkfreiheit. Wir gingen die verschiedenen Provinzen Italiens durch; besonders hielten wir uns in Venedig auf, und wie sollte man sich nicht an einem Orte aufhalten, wo der Karneval sechs Monate dauert, wo sogar die Mönche in Maske und Domino gehen, und wo man auf demselben Platze hier auf Gerüsten Possenreißer lustige, ausgelassene Farcen, und dort auf andern Gerüsten Priester Farcen anderer Art aufführen sieht. Es erzählte Jemand, ich glaube Doktor Gatti war es, zwei Geschichten ganz verschiedener Art, die Ihnen aber Vergnügen machen werden. Sie müssen wissen, daß die venetianischen Senatoren die elendesten Sklaven ihrer Größe sind; bei Lebensstrafe dürfen sie mit keinem Fremden ein Wort wechseln; das Haus eines Gesandten, gleichviel von welchem Hofe, zu betreten, ist ein Kapitalverbrechen. Ein Senator liebte eine Frau seines Standes und wurde geliebt. Jeden Abend, gegen Mitternacht, ging er, in seinen Mantel gehüllt, allein, ohne Diener aus und brachte eine, zwei Stunden bei ihr zu. Er mußte, um zu der Geliebten zu kommen, einen Umweg machen oder durch das Hotel des französischen Gesandten gehen. Die Liebe weiß nichts von Gefahr und der glückliche Liebende zählt die verlornen Augenblicke. Unser verliebter Senator besann sich nicht lange und schlug den kürzesten Weg ein. Schon öfters war er durch das Hotel des Gesandten durchgegangen, da wurde er endlich entdeckt, angezeigt und verhaftet. Man verhört ihn; es brauchte nur ein Wort, so war der Geliebten Ehre befleckt und ihr Leben gefährdet, aber das seinige gerettet; er schwieg und wurde enthauptet. Dieß ist schon recht; durfte aber auch die Geliebte schweigen?

Hier die zweite Geschichte, die ich Ihnen versprochen. Der Präsident Montesquieu und Lord Chesterfield trafen sich auf einer Reise in Italien. Beide Männer waren dazu gemacht, sich schnell an einander anzuschließen, und der Bund war auch bald geschlossen. Unterwegs stritten sie sich beständig über die Vorzüge beider Nationen. Der Lord gab dem Präsidenten zu, die Franzosen haben mehr Geist als die Engländer, dagegen fehle es ihnen an praktischem Verstand (sens commun); der Präsident läugnete dieß nicht, meinte aber, diese beiden Eigenschaften ließen sich gar nicht vergleichen. Der Streit dauerte schon mehrere Tage. Sie befanden sich zu Venedig; der Präsident war sehr geschäftig, ging überall hin, besah Alles, fragte, schwazte, und schrieb sich Abends seine Beobachtungen auf. Er war eine oder zwei Stunden zu Hause und saß an seiner gewöhnlichen Arbeit, da ließ sich ein Unbekannter melden. Es war ein schlecht gekleideter Franzose, der Folgendes zu ihm sprach: „Mein Herr, ich bin ein Landsmann von Ihnen. Seit zwanzig Jahren halte ich mich hier auf, aber mein Herz hängt immer noch an den Franzosen, und ich fühlte mich von jeher glücklich, wann sich von Zeit zu Zeit eine Gelegenheit darbot, einem einen Dienst leisten zu können, wie dieß jezt mit Ihnen der Fall ist. Hier zu Lande darf man Alles thun, nur nicht sich in Staatsangelegenheiten mischen. Ein unvorsichtiges Wort gegen die Regierung kostet den Kopf, und Sie haben bereits ihrer mehr denn tausend fallen lassen. Die Staatsinquisitoren sind aufmerksam auf Ihre Schritte, man lauert Ihnen auf, man schleicht Ihnen überall nach, man bemerkt sich, was Sie thun, man ist fest überzeugt, daß Sie schreiben. Ich weiß ganz zuverlässig, daß Ihnen vielleicht heute, vielleicht morgen ein Besuch bevorsteht. Besinnen Sie sich, mein Herr, ob Sie wirklich etwas geschrieben haben, und bedenken Sie, daß eine unschuldige Zeile, die man falsch auslegte, Ihnen das Leben kosten könnte. Weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen; ich habe die Ehre, mich zu empfehlen. Als einzigen Lohn für einen Dienst, den ich für nicht ganz unwichtig halte, bedinge ich mir aus, daß Sie mich, wenn Sie mir auf der Straße begegnen, nicht kennen, und sollten Sie sich zufällig nicht mehr retten können und verhaftet werden, mich nicht angeben.“ Mit diesen Worten machte sich der Mensch unsichtbar und ließ den Präsidenten Montesquieu in der äußersten Bestürzung. Das erste, was er that, war, daß er an seinen Schreibtisch ging, die Papiere nahm und ins Feuer warf. Kaum war dies geschehen, so kam Lord Chesterfield nach Hause. Es mußte ihm auffallen, in welch schrecklicher Verwirrung sich sein Freund befand, und er erkundigte sich, was ihm zugestoßen sey. Der Präsident erzählt ihm, was er für einen Besuch gehabt, daß er seine Papiere verbrannt und Befehl gegeben habe, seine Postchaise auf drei Uhr Morgens fertig zu halten; denn er war entschlossen, ohne Verzug einen Ort zu verlassen, wo ein Augenblick länger oder kürzer für ihn so schreckliche Folgen haben konnte. Milord Chesterfield hörte ihn ruhig an und sagte: „Das ist schon recht, lieber Präsident; aber ruhig im Kopf einen Augenblick! besprechen wir Ihr Abentheuer mit kaltem Blute.“ — „Sie sind nicht klug, erwiederte der Präsident; wie soll mein Kopf ruhig seyn, da er nur an einem Faden hängt?“ — „Wer ist aber der Mensch, der sich so edelmüthig der äußersten Gefahr aussezt, um Sie zu retten? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Franzose hin, Franzose her; die Vaterlandsliebe treibt einen zu keinen so gefährlichen Schritten, vollends nicht einem Unbekannten zu Liebe. Der Mensch ist kein genauer Bekannter von Ihnen?“ — „Nein.“ — „Er war schlecht gekleidet?“ — „Ja, recht schlecht.“ — „Hat er Ihnen Geld abgefordert, so ein Thälerchen für seine Warnung?“ — „Bewahre, nicht einen Liard.“ — „Das ist noch auffallender. Woher weiß er aber die Sachen alle, die er Ihnen gesagt hat?“ — „Wahrhaftig, das weiß ich nicht ... wohl von

den Inquisitoren selbst.“ — „Nicht davon zu sprechen, daß dieser Rath der geheimste in der Welt ist, wie käme dieser Mensch in seine Nähe?“ — „Es ist vielleicht ein Spion von ihnen?“ — „Warum nicht gar! Man wird einen Fremden zum Spion machen, und dieser Spion wird sich wie ein Lump kleiden bei einem Handwerk, das niederträchtig genug ist, daß es seinen Mann gut nährt, und dieser Spion wird seine Herrn um Ihretwillen verrathen, auf die Gefahr hin, erdrosselt zu werden, wenn man Sie aufhebt und Sie ihn angeben, wenn Sie entwischen und der Verdacht auf ihn fällt, Sie seyen durch ihn gewarnt worden! Das ist alles Larifari, lieber Freund!“ — „Was kann es denn aber seyn?“ — „Ich besinne mich schon lange, es fällt mir nichts bei.“

Nachdem sich beide in allen möglichen Vermuthungen erschöpft hatten, und der Präsident fortwährend darauf bestand, so schnell als möglich, um ganz sicher zu gehen, das Feld zu räumen, rieb sich Chesterfield im Auf- und Abgehen die Stirne, als käme ihm plötzlich ein luminöser Gedanke, blieb stehen und sagte: „Präsident, warten Sie, lieber Freund, mir fällt etwas ein. Wie wäre es . . . wenn zufällig der Mensch“ — „Nun, der Mensch?“ — „Wenn der Mensch . . ja, das könnte wohl seyn, und es ist so, ich zweifle nicht mehr daran.“ — „Nun, wer ist denn der Mensch? Wenn Sie es wissen, sagen Sie es nur schnell.“ „Ob ich es weiß? o ja, ich glaube, jezt weiß ich es . . . .“ „Wie, wenn einer den Menschengeschickt hätte, der“ — Haben Sie die Güte, schonen Sie mich!“ — „Ein Mann, der manchmal boshaft ist, ein gewisser Lord Chesterfield; er hätte Ihnen gern durch die Erfahrung bewiesen, daß ein Loth praktischen Verstands mehr werth ist, als hundert Pfund Geist, denn mit praktischem Verstand . . .“ — „Ha! Abscheulicher Mensch!“ rief der Präsident, „was haben Sie mir für einen Streich gespielt! Und mein Manuscript, mein Manuscript verbrannt!“ Der Präsident konnte dem Lord diesen Scherz nie verzeihen. Er hatte Befehl gegeben, seinen Wagen bereit zu halten, und er reiste noch in der Nacht ab, ohne von seinem Reisegesellschafter Abschied zu nehmen. Ich wäre ihm um den Hals gefallen und hätte gesagt: „Lieber Freund, Sie haben bewiesen, daß es in England Männer von Geist gibt, und ich finde vielleicht ein andermal Gelegenheit, Ihnen zu beweisen, daß es in Frankreich Leute von Verstand gibt.“ Ich schreibe Ihnen diese Geschichte in Eile; bauchen Sie meiner Erzählung den Geist ein, der ihr fehlt, und wenn Sie dieselbe dann wieder erzählen, so ist sie gewiß sehr hübsch.

Korrespondenz-Nachrichter.

Lyon, Ende Juli.

(Fortsetzung.)

Cornelles Denkmal. Ein Fastnachtsspaß.

Ein wohlhabender Mann kaufte dem Winzer sein Feld ab und stellte Nachgrabungen an, die auch schon in einigen Tagen gute Ausbeute gaben, denn man entdeckte die Mauern und den Porticus eines kleinen Tempels oder einer Kapelle (Sacellum), welche die Römer gewöhnlich an ihre Landstraßen bauten. Dabei wurden zwei Statuen ausgegraben, deren einer jener „fürchterliche“ Kopf angehörte. Aus einer Inschrift ging hervor, daß das Sacellum dem Merkur geweiht gewesen war. Dicht daneben wurden, ganz frei, hundert und vier römische Münzen gefunden, unter denen nur zwei silberne waren.

Eine der würdigsten und volksthümlichsten Ideen des neuen, jungen Frankreichs ist der Vorsatz, Corneille eine Statue zu setzen. Sie wissen, was in dieser Beziehung in Neuen geschah, wo man den Anfang damit machte, durch theatralische Vorstellungen, Deklamationen und dergleichen Beiträge für diesen Zweck zu sammeln. So war es denn auch hier. Es wurde Cinna gegeben und dabei Delavigne's etwas trockener Diskurs über Corneille gelesen. Ich meine, ein Dichter könnte doch über einen Dichter etwas Besseres sagen. Nach Abzug aller Kosten blieben 595 Fr. übrig, die der Theaterdirektor durch eine freiwillige Gabe auf 700 Fr. erhöhte.

Es fällt mir noch ein Curiosum aus dem vergangenen Winter ein. Im Februar machte sich ein Eisblock, ungefähr zehn Fuß im Durchmesser, vom Kay Saint-Clair los; darauf stand eine rüstige, weißgeschürzte Köchin vor dem Feuer und drehte saftige Poularden. Bald waren sie fertig und wurden auf den Tisch getragen, an dem drei lustige Gäste saßen. Die Köchin selbst setzte sich zu ihnen und munter wurde nun gegessen und getrunken; eine Violine machte dazu die Tafelmusik. Schon war der Eisblock glücklich unter dem Pont Morand weg und nahe bei der Brücke Charles X., als er an etwas stieß und mit Feuer, Tisch, Essen, Wein, Gästen und Musik umschlug. Dies focht aber die vier guten Schwimmer trotz des eiskalten Februarbades nicht im Geringsten an. Einen Augenblick schwammen sie zwischen den Trümmern ihres Diners und stiegen dann lachend in ein Boot, das ihnen immer gefolgt war. Es waren vier junge Männer aus guter Familie, die diesen Fastnachtsspaß glücklich ausführten und unter dem Jubel der Menge wieder ans Land kamen, wo Bedienten mit Mänteln und Pelzen sie erwarteten. (Der Beschl. folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 200:
Wespennest.

Charade.

Erste Sylbe.

Es soll Verbrechen furchtbar decken,
Soll sie mit schwarzem Schleier decken,
Es soll den Menschen feindlich seyn;
Sprecht lieber: hold! so stimm' ich ein.

Zweite Sylbe, homonymisch.

Ein Strich, ein Punkt — all' seine Gaben.
Doch ist's der ganze Mensch — in Schwaben.
Gerechter Mädchen schriller Ton.
Ein Ausruf, häufig im Robinson.

Dritte Sylbe.

Wie heißt der arge Hexenmeister?
Aus Nervenmark citirt er Geister.
An Knochenhügeln sieht er schon
Der Seelen Constellation.

Das Ganze.

Die Sontag, Milder, Catalani
Und Mara bin ich nicht, doch sah nie,
Nie eine größere Sängerin
Als mich die Welt. Sprich, wer ich bin?

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. August 1830.

Schweizerberge, undurchdringlich
Hohe Festung der Natur!
Aber, Brüder, unbezwinglich
Sind wir doch durch Eintracht nur.

Lavater.

Die Schwingfeste der Grindelwalder und Lauterbrunner.

Probe von F. J. Hugi's naturhistorischer Alpenreise.

Die Schwingfeste, sonst immer an Sonntagen abgehalten, sind jezt auf Montage verlegt. Die Alp, der Ort, wo die Hirten zusammenkommen, heißt Dorf. Den ersten Montag im August ist ein Dorffest auf Stadtalp, auf der Höhe an den Landmarken zwischen Bern und Unterwalden. Hier treten die Hasler und Unterwaldner im Kampf zusammen. Acht Tage später ist das Dorffest an der großen Scheidecke zwischen den Haslern und Grindelwaldern. Wieder acht Tage später wird es auf Itramenalp zwischen den Grindelwaldern und Lauterbrunnern begangen. So hat es jährlich jede Thalschaft zweimal zu begehen, das eine Mal mit der östlichen, das andere mit der westlichen Thalschaft. Das Fest bei Unspunnen, im Centrum des Oberlandes, ist dann allgemein.

In der angenehmen Gesellschaft der Familie des Pfarrers von Grindelwald, verließ ich das Thal. Man stieg empor gegen die westliche Scheidecke. Bei den obern Hütten trennte ich mich und stieg in gerader Linie zum Tschuggen hinan. Um den südlichen Fuß dieses Hornes zieht sich ein alter Arvenwald. Die meisten Bäume sind dem Alterstode nahe. Unten gegen die Alp herab geben viele Wurzelstöcke Beweise von der ehemals kräftigen Vegetation. Oben liegen noch Bäume, vom Sturme und dem Alter gebrochen, vermodernd über einander. Das Ganze gibt das traurige Bild baldigen Aussterbens. Der Abhang des Waldes ist nicht jäh ansteigend, die Erde zur Holzvegetation trefflich und die Gegend gegen Lawinen gesichert. Dennoch versuchte man keine neue Anpflanzung, die, von den alten Bäumen geschüzt, gewiß gelingen würde. Allein von solchen Dingen will der Aelpler nichts hören; er spricht sich sehr feindlich dagegen aus. Ich sah an manchen Orten auffallende Thatsachen, wie sehr man trachtet, heimlich oder auch öffentlich ähnliche Waldungen zurückzudrängen und jedes Aufkeimende zu zerstören. Einerseits wächst bei größerer Tiefe in dichtgedrängten Wäldern das Holz weit schneller und größer empor, als in den Höhen, wo in längerer Periode nur geringe Bäume emporsteigen. Anderseits gedeiht in jenen höhern Regionen das Holz nur in bedeutenden Waldungen; alle Bäume müssen jeden einzelnen und vorzüglich die jungen schützen vor Sturm, Kälte und herabgleitendem Schnee. Einzeln oder in kleiner Menge ist die Holzpflanzung sehr schwer oder unmöglich; ganze Waldungen aber erhalten in jenen Höhen den Schnee zu lange; sie machen die Alp kalt und das daraus abfließende Schneewasser macht sie sumpfig. Zudem sind der kräftigen Weide die schönsten Stellen dadurch entzogen. Der Holzbedarf für einige Alphütten während zwei oder drei Sommermonaten ist zu unbedeutend, als daß man es nicht lieber von unten herauf holen sollte; auch nach kühlendem Schatten wird sowohl der Hirte als das Vieh in einer Höhe von sechs bis sieben tausend Fuß nur selten sich sehnen. Einigen Vortheil gewährten solche

Hochwaldungen bei Sturm und Ungewitter allerdings; allein man achtet das so wenig, daß man nicht einmal trachtet, durch Stallungen dem Uebel abzuhelfen. Wenn ich allseitig das Ganze erwäge, so scheint es mir, ein Theil der Reisebeschreiber hat Unrecht, wenn er die Eigenthümer und Regierungen schlechter Wirthschaft bezüchtigt; ein anderer Theil hat Unrecht, wenn er die Natur für nicht mehr fähig erklärt, in jenen Höhen Holz zu erzeugen. In dem so sehr bewohnten Urserenthale müssen dem Beobachter freilich andere Urtheile sich aufdringen.

Ein starker Nebel hatte schon längst des Hornes Höhe umhüllt. Jezt aber senkte er sich tiefer, während ich durch ihn emporstieg. Wir glaubten den Gipfel beinahe erstiegen zu haben, als er aus dem Nebel halb sich zu entschleiern anfing. Aber wie staunten wir da! In gewaltiger Höhe und fast senkrecht thürmte sich vor unserem Blicke die Masse aufs Neue unersteigbar auf. Der Führer, oft schon hier, meinte, wir wären am unrechten Horne, denn da sey keine Möglichkeit, emporzukommen. Ich zog, die Sache besser einsehend, empor gegen das scheinbar Unerreichbare. Jeden Augenblick, wie der Nebel massenweise sich herabsenkte, änderte sich die Ansicht. Einen Augenblick wurde es oben lichter, und da sah ich einige hundert Schritte vor mir den leicht zu ersteigenden Gipfel mit dem alten Tannenbusche als Signal. Jezt drückte die Wolke wieder, alles halbverschleiernd, abwärts; die Felsgestalten verzerrten sich wieder sonderbar. So erreichte ich in einem wirklich merkwürdigen Momente die Höhe. Immerhin ist diese so außerordentliche Strahlenbrechung durch Nebelbläschen eine Erscheinung, die näher gewürdigt zu werden verdiente und wichtigere Aufschlüsse über mehrere Erscheinungen im Gebiete der Natur böte, als mancher künstlich in das Gebiet der Wissenschaft hereingezogene Körper. Mit Mühe gelangte ich von da hinab auf die Itramenalp, die frei vom Nebel, und reich mit zerstreuten Menschengruppen besezt war.

Auf der Höhe des Grates hob sich eine große Menschenmenge in buntem Gewirre hervor. Allenthalben hörte man Johlen und Gesang. Der Kampf der Erwachsenen war längst vorbei, da ich die Menge erreichte. Längs dem Itramengrate saßen viele Verkäufer und Verkäuferinnen von allerhand Eß- und Trinkwaaren. Einzelne Partien kauften Wein, Brod, Fleisch, und lagerten dann Familienweise sich ins Grüne der Alp hin. Auf dem Kampfplatz standen an zwei Stellen auf Gerüsten von Reffen und Körben drei Musikanten, der eine mit einer Schalmei, der andere mit einem Hackbrett, der dritte mit einer Geige; sie musicirten aus Leibeskräften darauf los. Rings um diese Virtuosen bewegte sich in weiten Kreisen das lustige Volk paarweise in kräftigen Sprüngen und hoch aufjauchzend. Etwas entfernt hatten die Buben beider Thalschaften sich gesammelt und waren im heftigsten Kampfe begriffen. Nie wollte da der Besiegte, war er auch rechtlich zwei Mal auf den Rücken geworfen, besiegt seyn. Immer griff er aufs Neue wieder den Gegner an. Oft glaubte ich, nun müsse schnell die ganze Menge gegen einander in blutigen Kampf gerathen; allein immer wurde gemittelt, und einzelne Kämpfer begannen aufs Neue wieder mit äußerster Anstrengung. Da nun Regen einbrach, späheten Väter und emsige Mütterchen rings umher, ihre Hausgenossen zu sammeln, man jauchzte hoch auf zum Abschiede, drückte gegenseitig sich die Hände und stieg dann Familienweise westlich hinab über schroffe Felsen nach Lauterbrunnen; östlich eilte man haufenweise über sanft geneigte Alpen hinunter nach dem enterustern Grindelwald.

In jeder Hinsicht schön darf man das vierzehn Tage früher gehaltene Dorffest auf Stadtalp nennen. Die Unterwaldner, bei 500 Mann stark, zogen in Ordnung hinauf gegen die Marken des Landes. Ortsvorgesezte und zwei Pfarrer begleiteten sie, was auch immer bei den Haslern und Grindelwaldern der Fall ist. Während die Hasler, von einem Schwinger angeführt, sich um den Kampfplatz sammelten, waren die Unterwaldner auf einer Anhöhe aufgestellt, ihre Schwinger in der Mitte. Auf ein gegebenes Zeichen stürzten sie unter Jubel herab. Beiderseits traten nun die gewählten Kampfrichter begrüßend zusammen. Die Hasler, ihren Vortheil berechnend, stellten gleich Anfangs ihren ersten Schwinger auf, weil man unbedingt Sieg von ihm hoffte. Die Unterwaldner stellten ihm ihren Mann gegenüber. Bald war der Hasler auf dem Rücken und der halbe Kreis brach in Jubel aus. Nun gab man, alles gegen den Sieger aufbietend, ihm andere Kämpfer, denen es nicht besser ging, bis Unterwalden seinen Helden zurückzog, wogegen Anfangs Hasli protestirte. Es wurde fortwährend mit äußerster Kraftanstrengung fortgerungen. Am Ende hatte Unterwalden mehr gewonnene Schwingen als Hasli, und war mithin Sieger. Nun gingen Sieger und Besiegte Hand in Hand zum Essen und Trinken; aber schon nach einer halben Stunde blies das Unterwaldner Horn. In zehn Minuten standen die Unterwaldner oben in Ordnung. Bei Strafe durfte keiner zurückbleiben. Allgemein jauchzend, nahm man Abschied; die Unterwaldner zogen unter dem Geschmetter ihres Hornes hinab in ihr Land, während die Hasler ebenfalls sich zu Thal begaben.

Früher fielen bei diesen Festen sehr oft blutige Zwiste vor, in neuster Zeit aber nie mehr. Die beiderseitigen Anführer und Kampfrichter kennen es als ihre erste Pflicht, gegenseitige Freundschaft zwischen den Landschaften zu erhalten und zu nähren. Ist die eine Thalschaft besiegt, sucht sie nächstes Jahr zu siegen. Es gibt kräftige Schwinger, gewandte und listige. Die erste Kunst der Anführer ist, dem aufgestellten Gegner einen angemessenen Mann entgegen zu stellen. Nicht immer wird Kraft durch Kraft besiegt.

Diese Schwingfeste sind für die Alpenbewohner nicht ohne Wichtigkeit. In den Hochgebirgen wohnen die Menschen außerordentlich zerstreut, oft einsiedlerisch. Durch jene Feste werden sie einander näher gebracht; sie lernen sich kennen, es entwickelt sich Sinn für das Ganze und Verträglichkeit. Der aufblühende Aelpler ist in fortwährender Uebung seiner sich entwickelnden Kräfte, der ein gemeinsames, geselliges Streben zu Grunde liegt. Einen ähnlichen Zweck haben die Schützen- und manche andere vaterländische Vereine, denen in anderer Sphäre die wissenschaftlichen zur Seite stehen und mit ihnen beitragen, daß die Einwohner der getrennten Staaten freundeidgenössisch sich kennen lernen als Bürger Eines Landes.

Ungedruckte Briefe Diderots.

Paris, 23ten Sept. 1762.

Ich weiß nicht, wo ich mein Tagebuch wieder aufnehmen soll; ich erinnere mich nur, daß, bei Gelegenheit der Geschichte mit Montesquieu und Lord Chesterfield, eine andere vom ersten aufs Tapet kam. Er war auf dem Lande mit Damen; es befand sich eine Engländerin darunter und an diese richtete er ein Paar Worte in ihrer Sprache; er verketzerte sie aber dergestalt, daß die Dame sich des Lachens nicht enthalten konnte; darauf sagte der Präsident: „Da bin ich schon ganz anders gebeugt worden in meinem Leben. Ich besuchte den berühmten Marlborough in Blenheim; bevor ich ihm die Aufwartung machte, hatte ich alle höflichen Redensarten auf Englisch, die ich nur wußte, in meinem Kopf in Reih und Glied gestellt, und im Durchgehen durch die Schloßzimmer sagte ich sie her. Bald hatte ich eine Stunde englisch mit ihm gesprochen, da sagte er: „Mein Herr, ich ersuche Sie, englisch zu sprechen; französisch verstehe ich nicht."

Derselbe Präsident sagte einmal in einem Gespräche über Religion zu Suard: „Sie werden zugeben, Herr Suard, es ist etwas Gutes um die Beichte." — „Allerdings, Hr. Präsident, erwiederte Suard; aber Sie werden auch zugeben, es ist etwas Schlimmes um die Absolution."

Wir fuhren Montag Morgens im Regen nach Marly, und wurden für unsern Muth durch den schönsten Tag belohnt. Welch herrlicher Ort ist dies! theuerste Freundin; ich glaube, ich habe schon einmal davon gesprochen... Noch im Gefühle der Bewunderung, die ich Le Nostre, dem dieser Garten ist, glaube ich, sein Werk und sein Meisterstück, nicht versagen konnte, ließ ich in diesen Räumen Heinrich IV. und Ludwig XIV. vor mir aufsteigen. Dieser zeigte jenem das herrliche Gebäude. Heinrich sprach: „Ihr habt Recht, mein Sohn, es ist sehr schön; aber die Häuser meiner Bauern von Gonesse möchte ich gerne sehen." Was hätte er gedacht, hätte er rings um die unermeßlichen, prächtigen Gebäude Bauern gefunden ohne Obdach, ohne Brod und auf dem Stroh?

Der beständige Wechsel nützlicher, mannigfaltiger Beschäftigungen ist es, was den Aufenthalt auf dem Lande so angenehm und das Stadtleben so widrig macht, wenn man einmal ländlichen Beschäftigungen Geschmack abgewonnen hat. Woher kommt es, daß man, je mehr man sein Leben mit Arbeit ausfüllt, desto weniger daran hängt? Ist dem so, so kommt es wohl daher, daß ein thätiges Leben in der Regel ein schuldloses ist; daß man weniger an den Tod denkt und ihn weniger fürchtet, daß man, sich selbst unbewußt, dem gemeinsamen Loose der Wesen sich unterwirft, die man immer und immer, ringsum und überall vergehen und wieder erstehen sieht. Nachdem der Mensch in einer Reihe von Jahren sein Tagewerk, wie es der Lauf der Natur Jahr um Jahr wiederbringt, gethan, sagt er sich allmählig los davon, er wird es endlich müde; die Kräfte schwinden, man fühlt sich schwach, man sehnt sich nach des Lebens Ende, wie man sich, nach tüchtiger Arbeit, nach dem Ende des Tages sehnt; lebt man der Natur gemäß, so lehnt man sich nicht gegen Gebote auf, die man überall nach nothwendigen und allgemeinen Gesetzen befolgen sieht; hat einer so oft in der Erde gegraben, so ist es ihm nicht mehr so zuwider, unter sie zu kommen; hat man so oft über der Erde geschlummert, so fühlt man sich aufgelegter, auch ein wenig unter ihr zu schlummern; um auf einen eben geäußerten Gedanken zurückzukommen, jedes von uns sehnt sich, nachdem man recht herzlich müde geworden, in sein Bett, sieht dem Augenblick, wo man sich niederlegen darf, mit inniger Lust entgegen; ist doch das Leben für gar viele Menschen nichts als ein langer Tag der Last und Arbeit, und der Tod ein langer Schlaf, und der Sarg ein Ruhebett, und die Erde ein Kopfkissen, auf das man am Ende mit Lust den Kopf niederlegt, um ihn nicht wieder aufzuheben. Ich gestehe Ihnen, aus diesem Gesichtspunkte und nach den Widerwärtigkeiten allen, die über mich ergangen, sehe ich dem Tode mit der größten Freude entgegen. Ich will mich immer mehr gewöhnen, ihn so anzusehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Sanitätsverhältnisse Algiers und der Armee.

Ein Mitglied des Sanitätsraths in Algier schreibt Folgendes an die Redaktion eines Pariser medizinischen Journals:

„Obgleich der Feldzug nur zwanzig Tage gedauert hat (vom 15. Juni bis 5. Juli), so war er doch einer der mühseligsten, deren sich die Offiziere erinnern; Hunger, Durst

und Schlaflosigkeit sind die geringsten Leiden, mit denen man zu kämpfen hatte. Nach forcirten Märschen durch den Sand mußte man häufig ohne Obdach in kühlen, feuchten Nächten bivouakiren. Da nur wenige Truppen in Algier selbst liegen, so dauert der Feldzug für vier Fünftheile des Heers wirklich noch fort. Die Mühseligkeiten hatten in Wahrheit mit dem Tage der Einschiffung in Toulon begonnen, denn durch das Zusammenpressen einer unverhältnißmäßig großen Menschenmenge in den Schiffen war bereits größtentheils die Gesundheit der Soldaten untergraben worden. Nun trat noch dazu die Zeit der Obstreife ein. Es gibt eine Menge Obst um Algier, es ist aber sehr schlecht; der Landbau ist noch in der Kindheit, und von Veredlung der bittern, faden wilden Früchte daher keine Rede. Die nicht gepfropften Bäume tragen fortwährend herbe Wildlinge; die Gemüsekräuter sind schwer, unverdaulich. Der Magen, schon geschwächt durch die übermäßigen Schweiße, gereizt durch das Uebermaaß geistiger Getränke, die einem scheinbar Bedürfniß sind, kommt durch den Genuß ungesunder Nahrungsmittel vollends in Unordnung. So oft Soldaten mit Begier Berberfeigen (cactus ficus indica), Wassermelonen mit rothem Fleisch, Trauben oder Pflaumen gegessen hatten, bekamen sie galliges Erbrechen oder Diarrhöen, die bald in Cholera morbus oder in Ruhr übergingen. Bereits beginnen die Verheerungen des Typhus in den überfüllten Hospitälern; in der Ambulance von Sydi-Ferruch sollen täglich bedeutend viele Menschen sterben. Man war so klug, so viel Kranke als möglich aus dem gefährlichen Klima und den überfüllten Spitälern wegzubringen. Zahlreiche Convois sind bereits nach Mahon und Toulon abgegangen. Eine Kommission beschäftigt sich mit einem andern wichtigen Sanitätsgegenstand, nämlich mit den Mitteln, die Stadt zu säubern und gesünder zu machen. Dabei wird es aber Augiasställe zu reinigen geben.

Algier ist an den Abhang eines Hügels gebaut; der Muselmann baut aber immer ohne Ueberlegung, und so ist es auch hier. Hat man auch einen Augenblick die Schädlichkeiten des Klima's nicht vergessen und bemerkt, in wie weit die Baukunst davor schützen kann, so hat man doch eines wie das andere bald wieder aus dem Gesicht verloren. So würden z. B. allzubreite Straßen in einem so heißen Land allzuviel Licht und Wärme zulassen; nun hat man aber die Straßen vier Fuß breit gemacht, und noch dazu springen die Stockwerke eins über das andere vor, so daß sich die Häuser oben berühren; dadurch wurden die Straßen dunkle, verpestete Kloaken. Die dunkle Farbe der Backsteine, oder der Steine und des Thons, womit man baut, zieht die Hitze an; allerdings; aber die Sucht, alles zu weißen, hat noch weit größere Nachtheile. Die Terrassen sind hier zu Lande die öffentlichen Plätze und die Spaziergänge. Bei Tag findet man hier etwas Kühle; aber Wände und Boden sind so sorgfältig geweißt, daß man unmöglich fünf Minuten hier verweilen oder auch nur einen Augenblick über die andern Häuser der Stadt hinblicken kann, ohne durch die zurückprallenden Sonnenstrahlen völlig geblendet zu werden. Dies muß nothwendig den andern, den Augen schädlichen Einflüssen mächtigen Vorschub leisten; diese sind die Unreinlichkeit, die Feuchtigkeit bei Nacht in völlig offenen Zimmern oder auf Terrassen, wo so viele Menschen den Abend und oft die ganze Nacht zubringen. Die Blinden, Einäugigen und Augenkranken sind hier aber auch so häufig als in Egypten.

Die gemeinste Krankheit außerdem ist sicher der Aussatz. Vorzüglich unter den Juden scheint er zu herrschen, und ihr Elend ist so groß als ihr Schmutz. Dieser unvermischte Menschenschlag scheint den Keim zu diesem alten Uebel, das im Pentateuch so gräßlich wahr beschrieben ist, unter sich fortzupflanzen. Die meisten Aussätzigen, die ich gesehen, scheinen aber in ihrer allgemeinen Gesundheit durchaus nicht zu leiden; sogar der übermäßige Umfang des leidenden Glieds scheint sie nicht sehr zu belästigen. Vielleicht bekomme ich noch Gelegenheit, die Krankheit in ihren spätern Perioden zu beobachten; nach dem, was ich von den Verwandten einiger Kranken weiß, muß das Uebel dann fürchterlich seyn.

Lyon, Ende Juli.

(Beschluß.)

Mortalitätsverhältnisse. Medizin.

Auffallend sind die nun bekannt gewordenen Ergebnisse bei der Vergleichung der persönlichen Statistik Lyons von 1829 mit 1828. Im Jahr 1828 wurden hier 5885 geboren, 1829 nur 5613. Getraut wurden 1828, 1292, im Jahr 1829 nur 1155. Es starben 1828, 4499, dagegen 1829, 5123. Es ergeben sich also für 1829, 272 Geburten und 137 Ehen weniger, dagegen 624 Todesfälle mehr als 1828. Seit Menschengedenken hat der Januar hier nicht so viel Menschen weggerafft, als 1830; denn es starben in seinen 31 Tagen 740 Menschen und darunter waren 262 Greise über 70 Jahre, denn den alten Leuten war dieser harte Monat besonders todtbringend. Im Jahr 1829 starben in diesem Monat nur 444, und 1828 gar nur 380. Auch in unsern Hospitälern war die Sterblichkeit im Januar entsetzlich. Im Hôtel-Dieu starben 237; 1829 nur 158 und 1828, 150. In der Charité war es noch viel ärger; da starben im vergangenen Januar von 560 alten Leuten (221 Männer und 336 Weiber) 123, also fast $\frac{1}{5}$ der ganzen Summe. Im Januar 1826 waren nur 34 und 1828 gar nur 16 gestorben. Um diese schreckliche Sterblichkeit zu erklären, sagt man freilich, daß nur Greise über 70 Jahre da aufgenommen werden; dies erklärt aber nicht Alles, und es liegen hier gewiß noch andere Ursachen zu Grunde, die wir im Publikum nicht wissen, die aber gewiß den Aerzten dieser Anstalt bekannt sind. In den Jahren 1826 und 1828 waren die Greise nicht jünger als heuer, und doch war da die Sterblichkeit viel geringer. Sie fand auch in andern ähnlichen Hospizen nicht statt. So werden im Dépôt de mendicité auch nur ganz alte und gebrechliche Leute aufgenommen und gewöhnlich sind 112 darin; von diesen starben in diesem Januar nur 4.

Seit einigen Monaten erscheint hier ein klinisches Journal über unsere Hospitäler, das eine große Lücke ausfüllt, auch die intellectuelle und literarische Unabhängigkeit des innern Frankreichs von Paris immer mehr begründen hilft, das bisher in Allem Norm, Model und Gesetzgeber seyn wollte. In der Medizin und Chirurgie kann Lyon um so eher nach Unabhängigkeit und individueller Bedeutung streben, als es reich an trefflichen Heil- und Versorgungsanstalten ist und immer die ausgezeichnetsten Aerzte und Chirurgen aufzuweisen hatte. Die hiesigen Aerzte wissen überdies recht gut, woran es ihren Pariser Commilitonen fehlt. Sie halten sich lediglich an die auf Erfahrung gegründeten Fortschritte ihrer Kunst, nicht an die sich alle Augenblick ändernden Pariser Systeme. Die Therapeutik ist ihr Leitstern, den sie, fortgerissen von dem Systemschwindel, leider auch für einige Zeit verließen, dem sie nun aber wieder folgen; sie lassen keine ausschließende Lehre mehr Herr werden und befolgen den Grundsatz: ars medica tota in observationibus.

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 31. August 1830.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

Schiller.

Ungedruckte Briefe Diderots.

Grandval, 20ten Oct. 1760.

Sie sollen hören, liebe Freundin, wie es uns weiter ergangen ist. Wir haben viele Leute hier, Herrn le Roy, Freund Grimm, den Abbé Galiani, Herrn und Frau R... Gegen sieben Uhr sezte man sich an die Spieltische; le Roy, der Abbé Galiani, Grimm und ich schwazten. Aber dießmal sollen Sie den Abbé kennen lernen; Sie haben ihn bisher vielleicht für einen süßen Herrn gehalten, für nichts mehr; er ist aber etwas ganz anderes. Grimm und le Roy handelten untereinander das Genie, als schöpferisches, und die Methode, als ordnendes Prinzip ab. Grimm kann die Methode nicht ausstehen; sie ist ihm nichts als literarische Pedanterie. „Wer blos zusammenzustellen versteht, thäte besser, er ließe es ganz bleiben; wer blos durch so Zusammengestelltes unterrichtet werden kann, thäte besser, er bliebe ganz unwissend.“ — „Aber nur durch die Methode bringt man es zu etwas.“ — „Und durch sie wird man verdorben.“ — „Ohne sie macht man sich nichts zu eigen.“ — „Außer man gibt sich Mühe; desto besser. Was brauchen denn auch so viele Leute mehr zu wissen, als zu ihrem Handwerk gehört?“ Sie brachten noch vieles vor, was ich Ihnen nicht wiederhole, und sie sprächen noch, wäre ihnen nicht der Abbé Galiani auf folgende Weise ins Wort gefallen: „Meine Freunde, da fällt mir eine Fabel ein, hört sie einmal an. Sie ist vielleicht etwas lang, aber Langeweile soll sie euch nicht machen.“

„Eines Tags entspann sich im Walde ein Streit zwischen der Nachtigall und dem Kukuk über den Gesang. Jeder Theil streicht sein Talent heraus. „Welcher Vogel,“ sprach der Kukuk, „singt so leicht, so einfach, so natürlich und so im Takt wie ich?“ — „Welcher Vogel,“ erwiederte die Nachtigall, „singt wohl sanfter, mannigfaltiger, brillanter, gewandter, rührender als ich?“ — Der Kukuk: „Ich gebe wenig von mir, aber was ich sage, ist von Gewicht, ist gut geordnet, und man behält es.“ — Die Nachtigall: „Ich spreche gern; aber was ich sage, ist neu, und ich ermüde nie. Ich entzücke die Wälder, der Kukuk macht sie trübselig. Er hängt so an dem, was ihn seine Mutter gelehrt, daß er nicht einen Ton wagte, den er nicht von ihr hat. Was mich anlangt, ich weiß und will nichts von einem Lehrmeister; ich spotte der Regeln. Just wenn ich mich über sie wegsetze, bewundert man mich am meisten. Wie kann man seine langweilige Methode mit meinen glücklichen Seitensprüngen auch nur vergleichen wollen!“ Der Kukuk versuchte es zu wiederholten Malen, die Nachtigall zu unterbrechen, aber die Nachtigallen singen in einem fort und hören Niemand an; dieß ist so ein kleiner Fehler von ihnen. Die unsrige überließ sich dem raschen Flusse ihrer Ideen und kümmerte sich um die Einwürfe ihres Nebenbuhlers nichts. Indessen wurden sie doch nach manchem Hin- und Widerreden einig, es auf den Ausspruch eines dritten Thiers ankommen zu lassen. Wo aber diesen Dritten finden, der so unterrichtet als unpartheyisch seyn mußte? Ein guter Richter ist nicht so

leicht gefunden. Sie machen sich indessen auf und sehen sich überall nach einem um.

Sie flogen über eine Wiese, da gewahrten sie einen Esel, so gesetzt, so feierlich, als man nur einen sehen kann; seit die Familie geschaffen war, hatte noch keiner so lange Ohren getragen. „Ach," sprach der Kukuk, als er ihn ansichtig wurde, „wie glücklich sind wir! unser Streit ist ein Ohrenhandel, das ist unser Richter; Gott schuf ihn ganz eigens uns zu Gefallen. Der Esel weidete; er dachte nichts weniger, als daß er noch musikalischer Kunstrichter werden sollte; doch die Vorsicht fügt es oft noch weit sonderbarer. Unsere beiden Vögel lassen sich vor ihm nieder, machen ihm ihr Kompliment über sein würdiges Aussehen und seinen Verstand, setzen ihm den Gegenstand ihres Streites auseinander und ersuchen ihn unterthänigst, sie anzuhören und einen Spruch zu thun. Aber der Esel wendet, immer kauend, seinen plumpen Kopf kaum nach ihnen um, und bedeutet ihnen mit seinen Ohren, er habe Hunger und sitze heute nicht zu Gericht. Die Vögel wiederholen ihre Bitte; der Esel weidet immer fort, aber im Weiden stillt sich seine Freßlust, am Rande der Wiese standen einige Bäume, und er spricht: „Wohlan, macht euch dorthin, ich komme nach; ihr singt, ich verdaue, höre euch zu, und dann sollt ihr meine Meinung hören." Die Vögel fliegen davon und lassen sich nieder; der Esel folgt ihnen mit der Miene und dem Gang eines Parlamentspräsidenten, der durch die Gemächer des Justizpallasts schreitet; jezt ist er an Ort und Stelle, er lagert sich und spricht: „fangt an, der Gerichtshof ist bereit, euch anzuhören." Der ganze Gerichtshof war er.

Der Kukuk sagte: „Gnädiger Herr, möge von Ihnen die Eigenthümlichkeit meines Gesanges nicht unbeachtet bleiben, und insbesondere belieben Sie zu bemerken, wie originell und kunstreich er ist." Drauf warf er sich in die Brust, schlug mit den Flügeln und sang: „Kukuk, Kukukuk, Kukuk;" er verschlang diese Laute auf alle denkbaren Arten unter einander, und schwieg.

Die Nachtigall stimmt ohne Einleitung ihr Lied an; sie verliert sich in den kühnsten Wendungen, entwickelt die neusten, die zierlichsten Melodien; jezt schlägt sie einen Triller, jezt trägt sie den Ton; bald hört man die Töne fallen und in der Kehle gurgeln, gleich der Welle des Bachs, die zwischen Kieseln dahinrollt, bald hört man sie sich heben, anschwellen, hoch die Lüfte erfüllen und darin schwebend verhallen. Sie war eins ums andere schmelzend, tändelnd, blendend, pathetisch, und malerisch dabei, sie mochte seyn wie sie wollte; ihr Gesang war aber nicht für Jedermann. Sie sänge noch, so riß sie die Begeisterung hin; aber der Esel, der bereits zu wiederholten Malen gegähnt hatte, fiel ein und sprach: „Ich denke wohl, was Ihr da gesungen habt, ist Alles sehr schön, aber ich verstehe nichts davon; es dünkt mir bizarr, verworren, ohne Zusammenhang. Ihr mögt geschickter seyn als euer Nebenbuhler, aber er ist methodischer als Ihr, und ich für meine Person bin für die Methode."

Der Abbé wandte sich nun zu le Roy, wies auf Grimm und sagte: „Der ist die Nachtigall, und Ihr seyd der Kukuk, und ich bin der Esel, der Euch gewonnen Spiel gibt. Gehabt Euch wohl." Des Abbés Mährchen sind gut, vortrefflich aber agirt er dazu. Man möchte dabei bersten; auch Sie hätten mehr als zu viel lachen müssen, hätten Sie gesehen, wie er bei der Nachtigall den Hals reckte und ein feines Stimmchen hören ließ, wie er sich beim Kukuk in die Brust warf und in einen rauhen Ton fiel, wie er die Ohren schüttelte und den Esel mit seiner dummen, plumpen Gravität nachahmte; und das Alles vollkommen natürlich und ungesucht. Er ist aber auch vom Wirbel bis zur Zehe Mimiker. Herr le Roy war so klug und lobte lachend die Fabel.

Bei Gelegenheit des Vogelsanges wurde die Frage aufgeworfen, wie die Alten dazu gekommen seyen, dem Schwan, der eine rauhe, näselnde Stimme hat, im Tode melodischen Gesang zuzuschreiben. Ich antwortete, der Schwan sey vielleicht das Sinnbild des Menschen, der im lezten Augenblick immer gut spricht, und wenn ich die lezten Worte eines Redners, eines Dichters, eines Gesetzgebers in Verse zu bringen hätte, würde ich mein Machwerk Schwanengesang betiteln.

Dadurch nahm die Unterhaltung eine etwas ernste Wendung; man sprach davon, welchen Schauer uns allen der Gedanke der Vernichtung einflöße. „Allen?" rief Vater Hoop, „Ihr werdet so gut seyn, mich auszunehmen. Man dürfte mir die ewige Seligkeit für einen Tag im Fegefeuer bieten, ich wollte nichts davon; nicht mehr zu seyn, ist das Beste." Dieß gab mir zu denken, und ich meine, so lange ich gesund bleibe, werde ich wohl denken wie Vater Hoop; im lezten Augenblick aber würde ich vielleicht das Glück, noch tausend Jahre zu leben, mit zehntausend Jahren in der Hölle erkaufen. Theuerste Freundin, da sähen wir uns wieder, da liebte ich Sie wieder, da würde ich glauben, was eine Tochter ihren sterbenden Vater glauben machte. Der war ein alter Wucherer; ein Priester hatte ihn versichert, er werde verdammt, wenn er das unrechte Gut nicht herausgebe. Er war entschlossen dazu, ließ seine Tochter rufen und sprach: „Kind, Du meintest, ich hinterlasse Dir großes Gut, und dem wäre auch so gewesen; aber der Mann hier bringt Dich um Alles: er versichert, ich müsse ewig in der Hölle braten, wenn ich sterbe, ohne Ersatz geleistet zu haben." — „Ihr seyd nicht klug, Vater," erwiederte die Tochter, „mit Eurem Ersatzleisten und Eurem verdammt werden; ich kenne Euch, Ihr seyd nicht zehn Jahre verdammt, so seyd Ihr daran gewöhnt." Dieß kam ihm nicht so unwahr vor und er starb, ohne Ersatz zu leisten. . . . .

Ueber einen galanten Sprachfehler.

Sprachfehler haben das mit allen Menschenfehlern gemein, daß es eben auch Fehler sind; es sind Handlungen gegen das (Sprach-) Gesetz, Mängel, welche die Ordnung, Reinheit, Klarheit der (Sprach- und Denk-) Welt stören, und, wenn sie auch nicht immer schädigend auf den Fehlenden zurückwirken, doch davon Kunde geben, daß er entweder kein Freund dieser Ordnung, oder nicht so gut organisirt, erzogen, gebildet sey, um in ihr einheimisch und ein Förderer derselben zu werden. Die Sprachfehler stecken auch, wie die sittlichen, in dem hintern der beiden Säcke, die uns, nach der Fabel, Jupiter angehängt, so daß wir sie an andern viel leichter als an uns selbst wahrnehmen. Wir sind sie so gewohnt, daß wir sie nicht spüren, bis man unser Bewußtseyn durch Rütteln am (Schul-) Sack weckt; wir sind aber auch so leichtsinnig, daß wir uns wieder hineinziehen lassen, so oft die Lockung eine neue Variation pfeift. Ihre Zahl ist Legion; denn schon der Gesetze gibt es eine Unzahl, und gegen jedes kann auf vielfache Weise gefehlt werden. Kein redender und schreibender Mensch ist ganz rein von Sprachsünden; nur strebt der Bessere stets dahin, es möglichst zu werden durch tägliches Insichgehen, durch Selbsterkenntniß. Wie aber auch der gottesfürchtigste Prediger sich im Bußgeber nicht ausnimmt, so mag auch der Sprachtugendprediger gestehen, daß er nicht fehlerfrei sey, und so will denn auch ich, Sprecher dieß, bevor ich der Gemeinde (dem Publikum) von den unzähligen in Schwang gehenden Sprachfehlern dießmal nur einen einzigen vorhalte und schildere, bekennen, daß auch ich täglich an mir zu säubern habe, und daß ich möglicherweise während der Rede selbst von dem oder jenem Fehl beschlichen werden könne.

Es ist ein galanter Fehler, von dem ich reden will; er gibt, wie so manches Lästerchen, kein Skandal, kein schreiendes Aergerniß; aber man darf ihn nur recht ins Licht stellen, die Umstände recht kontrastirend zusammentreffen lassen, um bemerkbar zu machen, daß ein wirklicher Uebelstand obwalte. Die Lehre, das Sprachgesetz voranzuschicken, wird nicht so räthlich seyn, als an einigen warnenden Beispielen das Rechte, gegen welches gefehlt worden, erscheinen zu lassen.

Die Fehlenden, die ich gerade (in einem eleganten Taschenbüchlein) vor mir habe, sollen nicht genannt werden. Halte ich die Sprachlehre in die Höhe, so bediene ich mich der erlaubten List jenes Pfarrers, der, von der ehelichen Treue predigend, die Bibel erhob und sie gegen einen ungenannten Hauptfrevler in diesem Punkt zu schleudern drohte, worauf sich die ganze verheirathete Gemeinde bückte. Der zu rügende Sprachfehler geht so im Schwange, daß sich im ähnlichen Fall fast die ganze Sprach- und Schreibgemeinde bücken dürfte.

In einer Erzählung von weiblicher Feder, die so gut angelegt und durchgeführt ist, daß ich sie gemacht zu haben wünschte, heißt es von der Heldin: „Sie gab sich ganz hin, wo sie liebte, und kannte weder Täuschung, noch Wandelbarkeit, aber ihre Brust war verschlossen wie das Grab, wo keine Neigung sie anzog. Nachgebend, gern gehorchend in dem leichten Verkehr des Lebens, konnte keine Rücksicht sie bewegen, gegen ihr Gefühl zu handeln, gegen ihr Herz zu kämpfen.“ Hier sollte es sprachrichtiger heißen: „konnte sie durch keine Rücksicht bewogen werden ꝛc.,“ weil sonst die "Rücksicht“ als „nachgebend“ und „gehorchend“ erscheint. Bald darauf lesen wir: „Erst beim Grauen des Morgens schienen die geheimnißvollen Gäste sich zu entfernen. Weit entfernt, einem bestimmten Gedanken Raum zu geben, vermehrten doch diese Bemerkungen A..s Widerwillen gegen ihren Wirth.“ Hier entsteht der Zweifel, ob A. oder ihre Bemerkungen weit entfernt waren ꝛc., und es sollte der Klarheit wegen etwa heißen: „fühlte sie doch durch diese Bemerkungen den Widerwillen gegen ihren Wirth vermehrt.“ An einer andern Stelle heißt es: „Unfähig, einen großen Plan zu fassen und durchzuführen, schwankten seine Entschlüsse zwischen kleinen Bedenklichkeiten, während er einzelne Meinungen, allen Gründen zum Trotz, mit eiserner Beharrlichkeit festhielt.“ Ich frage etwas peinlich: Waren denn die schwankenden Entschlüsse unfähig ꝛc. oder der Fürst?

In einer kleinen historischen Novelle sagt E. A. gleich am Anfang: „Christian der Vierte hatte seine Gemahlin durch den Tod verloren, und obgleich noch in dem kräftigsten Mannesalter, schien es doch, als werde er den nun vereinsamten Thron nicht wieder mit einer neuen Lebensgefährtin theilen.“ Es hieße richtiger: „schien er doch — nicht wieder theilen zu wollen.“ Später: „Im Feuer der Rede hatten sich ihre Wangen rosiger gefärbt und ihre Augen mit hellern Strahlen geschmückt. Vom lebhaften Gefühl dessen, was sie sprach, durchdrungen, war jede kleinliche Verlegenheit, jede störende Furcht in ihr gewichen.“ Wir fragen, und ärgern damit freilich den Verfasser (wahrscheinlicher eine Verfasserin), ob denn die kleinliche Verlegenheit von lebhaftem Gefühl durchdrungen gewesen sey und gesprochen habe? Auf demselben Blatt kommt: „Früh gewöhnt, den sorgenden Blick auf alle Lebensverhältnisse rings um mich her zu richten, um zu spähen, ob nicht aus irgend einem eine Hoffnung für mich und die Meinen hervorgehen könnte, hat keine Täuschung mich jemals in süßen Wahn gewiegt.“ Hier sollte man glauben, die „Täuschung“ wäre das „früh gewöhnte“ gewesen.

In allen diesen (Sprachsünden-) Fällen hat das Vorangehende nicht das richtige Verhältniß zum Kommenden, dieses steht jedesmal in fehlerhaftem Bezug zu jenem. Im Anfang erscheint eine Person als gedachtes Subjekt; im

Verfolg des Satzes tritt aber immer ein Sächliches als solches auf, zu welchem nun die Prädikate nicht passen. Die Auflösung der participalen Form in die indikative könnte alles klar machen. In den einfachen Sätzen kann jene Redeform gebraucht werden, wenn das Subjekt, an welches gedacht, von welchem gesprochen wird, das Einzige, Stehenbleibende ist, und wo dann auch der Beugefall sich nicht ändern darf.

Wem das Bisherige noch nicht genug seyn sollte, der nehme einige lustige Exempel in den Handel: „An beiden Füßen lahm geschossen, erschien vor ihm der Läufer des Fürsten und erkundigte sich nach seinem Befinden.“ „Vom Platzregen triefend, war mir des Wirths trockene Antwort sehr auffallend.“ „Waschend, fegend, kehrend ohne Unterlaß, konnte selbst der Beichtvater ihr keine religiösen Gefühle beibringen.“ „Rechtschaffen, gottesfürchtig, wie ihn die Welt kennt, wagt auch der Satan nicht, diesen Mann zu versuchen.“ „Sie machte mir allerhand Vorwürfe. Viel zu abgeschmackt, um sie beantworten zu können, schwieg ich still.“ „Ohne ein Vaterunser gebetet zu haben, fuhr ihm der Dolch in die Brust.“

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Die Elemente der englischen Sprache. Englische Capacität.

Aus der bereits in diesen Blättern erwähnten interessanten Geschichte Englands von Sir James Mackintosh theile ich folgende Stelle mit, welche die Freunde der englischen Sprache interessiren dürfte.

„Von den Angelsachsen haben wir die Benennungen für unsere ältesten Aemter, die meisten Abtheilungen des Königreichs und beinahe alle Städte und Dörfer; wir leiten aber überhaupt fast unsere ganze Sprache von ihnen her, deren Bau durchaus sächsisch ist. Von den 96 Wörtern, aus welchen das Vaterunser besteht, sind nur 5 nicht sächsisch; der beste Beweis, welche Wörter gewählt zu werden pflegen, wenn man unbefangen redet oder schreibt. Unter 81 Wörtern in Hamlets Selbstgespräch sind nur 13 lateinischen Ursprungs. Selbst in einer Stelle von 90 Wörtern im Milton, dessen Styl doch gelehrter als der irgend eines andern Dichters ist, finden sich nur 16 lateinische Wörter. In 4 Versen der kirchlich anerkannten Bibelübersetzung, welche ungefähr 130 Wörter enthalten, kommen nicht mehr als 5 lateinische vor. Unter 79 Wörtern Addisens, dessen reiner Geschmack keinem Theil der Sprache einen pedantischen oder gezwungenen Vorzug gab, finden wir nur 15 Wörter. In spätern Zeiten hat sich die Sprache gegen den schlechten Geschmack derer empört, welche, statt ihren Styl, wie Milton, durch Verbindungen und Wortfügungen zu veredeln, denselben durch ungewöhnliche und weitübergeholte Ausdrücke aufzuputzen suchen. Dr. Johnson selbst, von dessen verderblichem Einfluß sich der englische Styl eben erst zu erholen anfängt, hat unter 87 Wörtern in seiner schönen Vergleichung Drydens mit Pope nicht mehr als 21 lateinischen Ursprungs anzubringen gewußt. Die Sprache des gemeinen Umgangs, die Ausdrücke des Scherzes und der Tändelei, so wie die der nothwendigen Beschäftigungen, die Sprüchwörter, die Partikeln, von welchen die Syntax abhängt und welche beständig wiederkehren — alle diese Sprachgrundlagen sind noch entschiedenere Beweise des sächsischen Ursprungs der englischen Sprache, als selbst die große Mehrheit der sächsischen Wörter, deren man sich im Schreiben und noch häufiger im Reden bedient. Die weit tiefere Bedeutung der sächsischen Ausdrücke als der lateinischen ist oft äußerst auffallend. „Well-being arises from well-doing“ (Wohlseyn entspringt aus Wohlthun) ist ein sächsischer Ausdruck, welcher sich folgendermaßen in den lateinischen Theil der Sprache übersetzen läßt: „Felicity attends virtue;“ wie schwach aber ist das letztere gegen das erstere! Da in dem sächsischen Satze die Theile oder Wurzeln der Wörter in unserer Sprache Bedeutung haben und für Ohr und Auge geläufig sind, so theilen sie den Zusammensetzungen und Ableitungen ihre volle Bedeutsamkeit mit, während die gleichbedeutenden lateinischen Wörter ihre Grundwurzeln in einer andern Sprache haben, und folglich einem englischen Ohr nur einen kalten und konventionellen Sinn zuführen. Man darf sich übrigens nicht wundern, daß die Sprache mit unsern Gedanken und Empfindungen in weit innigerem Rapport steht, als unsere Philosophie zu erklären vermag.“

Ein sehr reichhaltiges Werk sind die Personal Memoirs etc. von P. L. Gordon. Ich hebe folgende Anekdote von dem berühmten Professor Porson aus, weil sie zugleich ein Beispiel von einer Capacität gibt, die unter den höhern Ständen in England nichts weniger als selten ist. „Ich hatte ihn zu einer Gesellschaft von Freunden eingeladen; aber der Professor irrte sich im Tage, und erschien in vollem Staate am vorhergehenden. Wir hatten bereits gegessen und waren eben beim Käse. Als er seinen Irrthum entdeckte, ward er ungehalten. „Ihr Irrthum, mein Freund, erwiederte ich, kostet mich ein Beefsteak und eine Flasche von Ihrem Lieblingssafe, so daß Sie dabei gewinnen.“ Er setzte sich und leerte bis nach Mitternacht jede Flasche, die ihm in den Weg kam. Da ich wohl wußte, daß, wenn er einmal hinlänglich mit Getränke versehen war, sein Zechen kein Ende nahm, so ließ ich ihn ohne Umstände bei dem Ueberrest von sechs Flaschen allein; es galt dem ehrlichen Professor gleich, von welcher Gattung der Stoff war, wenn es nur an der Quantität nicht fehlte. Als ich am folgenden Morgen zum Frühstück herunter kam, fand ich zu meinem Erstaunen meinen Freund auf einem Sopha, wo er mit großer Aufmerksamkeit eine interessante Sammlung italienischer Novellen las, die ich auf meinen Reisen aufgegriffen hatte. Ich erfuhr, da er das Getränke gut und die Novelle antiche anziehend gefunden, habe er die Lampe aufgefrischt und sey im Hause geblieben. „Ich denke, setzte er hinzu, mit Hülfe eines Rasiermessers und eines reinen Halstuches werde ich mich schon sauber genug für Ihre vornehme Gesellschaft machen können.“ Am Abend stellte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft ein, und Porson unterhielt dieselbe mit einer Uebersetzung (ohne Buch) der Erzählung, die ihn am meisten angezogen hatte. Sein Gedächtniß war so ausnehmend scharf, daß, obgleich über vierzig Namen darin vorkamen, er nur einen davon vergessen hatte. Die Gesellschaft blieb bis um 3 Uhr Morgens beisammen, aber Porson rührte sich nicht von der Stelle, und mit nicht geringer Mühe bewog ihn mein Bruder, um 5 Uhr aufzubrechen, nachdem er mich just sechsunddreißig Stunden mit seiner Gesellschaft bedient hatte. In dieser Zeit hatte er, meiner Rechnung nach, eine Flasche Branntwein, zwei Flaschen starkes Ale und sechs Flaschen Bordeauxwein getrunken, die leichteren Weinsorten gar nicht gerechnet; er leerte dabei eine Halbpfundbüchse Schnupftabak und rauchte in der ersten Nacht ein Bündel Cigarren.

Der König, welcher sich gern um Alles verdient machen will, hat beim Präsidenten der k. Akademie angefragt, auf welche Weise Se. M. am besten die Kunst fördern könne. Viele meinen, die beste Antwort würde seyn: durch die Auflösung der Akademie. So wird sie wohl aber nicht lauten, eher: durch den Ankauf der Werke der Akademiker, oder so ungefähr.

Auflösung der Charade in Nr. 206:
Nachtigall.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 69. u. Monatsregister August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

September.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparthevlichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Seherin von Prevorst, 219.
Wechsel, von A. Grün. 225.
Der Seherin von Prevorst Erscheinen, von Just. Kerner. 227.
Sonnette, von Schöll. 229.
Der Unzufriedene, von Manfred. 230.
Wanderers Herbstlied, von G. Fein. 233.
Räthsel: Das Wetter. 212. — Seifenblase. 218. — Wald. 221. — Holz. 230.

Romane und Erzählungen.

Das Brautfest in Venedig, von Schreiber. 209 — 213.
Historische Scenen aus der letzten Woche des Julius 1830. 214 — 217.
Die Kornetswittwe. 222. 223. 224.

Länder- und Völkerkunde.

Der Weissenstein bei Solothurn. 215. 216. 217.
Die Johannisfeste zu Florenz. 218. 219.
Römische Skizzen. 226.
Das Kirchgehen in Rom. 231. 232.

Geschichte.

Die Aufhebung Pius VII. aus dem Quirinal durch die französische Regierung am 6. Juli 1809. 210. 211. 212. 213.

Reisen.

Die Gegend von Salzburg. 224.

Alterthümer.

Das häusliche Leben der alten Egypter, nach den Gemälden in ihren Gräbern. 228. 229.
Egyptische Alterthümer. 231.

Naturgeschichtliches.

Veränderungen der Küstenländer durch die Einbrüche des Meers. 209.
Ueber die Irrwische. 230.
Die Erdrevolutionen und das Entstehen der Berge. 231. 232. 233.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Oberpriesterin Vancathai und Doctor Richardson. 214.
Ein Tag in Strassburg. 218. 219. 220. 221.
Ueber süddeutsche Dialektpoesie. 220. 221. 222. 223.
Patriotische Bemerkungen, von L. Bauer. 225 — 230.
Der Spanier und sein Hund. 225.
Erklärung des Stuttgardter Liederkranzes über die Stuttgardter Korrespondenz in Nr. 148 und den Aufsatz des Korrespondenten in Nr. 190 der Münchener Damenzeitung. 225.
Ueber Vogelflug und Flugmaschinen. 227.
Der Künstler und der Trödler. 233. 234.

Korrespondenz.

Paris. 209. 210. 211. 212. 221. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. — Petersburg. 210. 211. — Frankfurt. 213. 214. 215. — Genf. 216. 217. — Chambery. 218. 219. 220. 221. 222. — Berlin. 223. 224. 227. 228. — Basel. 231. 232. 233. — Aus der Schweiz. 234.

Kunst-Blatt.

Nro. 70.

Kunstausstellung in Mailand 1829. — Untersuchungen über den Unterschied von Genre und Historie in der bildenden Kunst. (Forts.) — Versteigerung von J. G. v. Müllers und Fr. Müllers Nachlaß.

Nro. 71.

Kunstausstellung in Mailand. (Forts.) — Untersuchungen über den Unterschied zwischen Genre und Historie in der bildenden Kunst. (Beschluß.) — Neue artistische Werke.

Nro. 72.

Kunstausstellung in Mailand. (Forts.) — Vermischte Nachrichten. — Anzeige.

Nro. 73.

Ueber die Kunstwerke des königl. Landhauses Rosenstein bei Stuttgart. — Kunstausstellung in Mailand. (Forts.) — Vermischte Nachrichten.

Nro. 74.

Ueber die Kunstwerke des königl. Landhauses Rosenstein bei Stuttgart. (Forts.) — Kunstausstellung in Mailand. (Forts.) Amerikanische Alterthümer.

Nro. 75.

Ueber die Kunstwerke des königl. Landhauses Rosenstein bei Stuttgart. (Forts.) — Resultate der Nachgrabungen des Fürsten von Canino. — Vermischte Nachrichten.

Nro. 76.

Ueber die Kunstwerke des königl. Landhauses Rosenstein bei Stuttgart. (Forts.) — Ravensburg. — Vermischte Nachrichten.

Nro. 77.

Ueber die Kunstwerke des königl. Landhauses Rosenstein bei Stuttgart. (Beschluß.) — Neue Kunstsachen. Portraits des chevaux anglais les plus célèbres, lith. par V. Adam d'après James Ward. — Köln.

Nro. 78.

Ueber das Technische der Glasmalerei, in besonderer Beziehung auf die Bereitung und das Wiederaufbringen des Ueberfangglases, von Dr. Schweighäuser. — Paris. — Florenz. — Neue Kunstsachen. — La Vierge aux balances d'après Leonardo da Vinci, gr. par F. Garnier.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Länder- und Völkerkunde. 18) Zweite Reise des Kap. John Franklin an die Küsten des Polarmeers. — 19) Neue Reise um die Welt, in d. J. 1823—26, von Otto von Kotzebue. — Vermischte Schriften. Anthologie der geistreichsten und witzigsten Gedanken Müllners ꝛc., von Dr. Schütz.

Nro. 90.

Länder- und Völkerkunde. 20) Reise des Generals Lafayette durch Amerika, 1824—25, von A. Levasseur. — 21) A new general Atlas of America, by Arrow Smith. — Geschichtschreibung. Histoire scientifique et militaire de l'expédition française en Egypte.

Nro. 91.

Länder- und Völkerkunde. 22) Mexiko im Jahre 1827. Nach dem Engl. des H. G. Ward. — 23) Reise in Kolumbien in d. J. 1825 und 26, von Gosselmann, aus dem Schwedischen von Freese. — Bitte.

Nro. 92.

Länder- und Völkerkunde. 24) Rio de Janeiro, wie es ist, von Schlichthorst. — 25) Pater Florian Pantes Reise in die Missionen von Paraguay, herausgegeben von Frast.

Nro. 93.

Länder- und Völkerkunde. 26) Wanderungen in weniger besuchte Alpengegenden der Schweiz, von Hirzels Escher. — 27) Paris, par Auguste Luchet. — 28) Promenades dans Rome par Stendhal. — 29) Vue de la Grèce par Stackelberg.

Nro. 94.

Länder- und Völkerkunde. 30) Reise durch Italien, von Halberg-Broich. — 31) Richters Reisen zu Wasser und zu Lande. — 32) Briefe eines Verstorbenen. — Physiognomik. 1) Das Gall'sche System der Schädellehre, nach den lezten von Gall gemachten Beobachtungen. — 2) Das Lavater'sche System der Physiognomik. — 3) Symbolik des Antlitzes, von Sibler. — 4) Versuch einer theoretischen Begründung der Physiognomik, von Dr. Diez.

Nro. 95.

Länder- und Völkerkunde. 32) Briefe eines Verstorbenen. (Beschluß.)

Nro. 96.

Länder- und Völkerkunde. 33) Fragmente aus dem Tagebuche dreier Reisen nach London und einigen Fabrikstädten Englands im Spätjahr von 1825—27, von J. C. Fischer. — 34) Handbuch für Reisende in England, von Dr. Neigebauer. — 35) Kurze Bemerkungen auf einer flüchtigen Reise am Rhein und durch das Königreich der Niederlande. — 36) Denkwürdigkeiten und Reisen des verstorbenen Obristen von Nordenfels, bearbeitet von Niedmann.

Nro. 97.

Taschenbücher auf 1831. 1) Musenalmanach von Amad. Wendt. — 2) Cornelia. — Länder- und Völkerkunde. 37) Vertraute Briefe auf einer Reise von Hannover über Braunschweig durch die Harzgegenden, von Dithmar. — 38) Meine Ferienreise von Wien durch das Land unter und ob der Enns über Linz durch das Salzkammergut ꝛc., von L. Chimani. — 39) Böhmens Heilquellen, von A. Gerle. — 40) Handbuch für Reisende in dem ehemaligen fränkischen Kreise, von J. Heller. — 41) Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen, von K. Faltenstein. — 42) Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten See- und Landreisen, von J. H. Jäck. — 43) Bibliothek der vorzüglichsten und neuesten Reisebeschreibungen, von Hörner. — 44) Taschenbibliothek der neuesten Reisen und Länderentdeckungen, von Ch. A. Fischer.

Nro. 98.

Zeitgeschichte. Ausführlicher Bericht eines Augenzeugen über die lezten Auftritte der franz. Revolution während der zwei Wochen vom 26. Jul. bis 9. Aug. 1830, von J. H. Schnizler. — Länder- und Völkerkunde. Rückschritte der Erdkunde in Frankreich.

Nro. 99.

Kulturgeschichte. 1) Geschichtliche Darstellung des Handels ꝛc., von G. Gülich. — 2) Ansicht von dem gegenwärtigen Zustande und den künftigen Aussichten des freien Handels ꝛc., von Crawfurd, aus dem Engl. von Dr. H. Fick. — 3 Der Handel, betrachtet in seinem Einflusse auf die Entwicklung der bürgerlichen, geistigen und sittlichen Kultur, von A. v. Mylius. — Taschenbücher auf 1831. 3) Urania.

N°. 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. September 1830.

Sie eine Capulet? O theurer Preis! mein Leben
Ist meinem Feind als Schuld dahingegeben.

Shakespeare.

Das Brautfest in Venedig.

Historische Novelle von Aloys Schreiber.

In der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts war Pietro Candiani Doge in Venedig. Sein Vater hatte dieselbe Stelle bekleidet und seinen Tod in einem Gefecht mit den Narentanischen Seeräubern gefunden. Der kühne, trotzige Geist des alten Doge schien verjüngt in dem Sohne und Nachfolger wieder aufzuleben. Unter den angesehenen Familien der Stadt herrschten seit lange erbliche Feindschaften, die nicht selten in geheime Verschwörungen und offene Gewaltthätigkeiten ausarteten.

Candiani hatte sich als Parteihaupt und noch außerdem durch seine Strenge bei mehreren Bürgern verhaßt gemacht, welche seinen Untergang schwuren. Als er einst in später Nacht von einem sterbenden Freunde, in Begleitung eines einzigen Dieners, nach Hause ging, wurde er auf dem St. Markusplatz, nicht weit von seiner Wohnung, von einigen Vermummten angefallen. Der Doge zog sein Schwert, aber beim ersten Angriff trafen die Dolche der Mörder seinen Diener, der todt zur Erde sank, und er erhielt eine Wunde in die Schulter. Sein Untergang schien unausbleiblich, ob er sich gleich mit Löwenmuth vertheidigte und bereits zwei seiner Gegner außer Stand gesezt hatte, den ungleichen Kampf fortzusetzen. Schon wollte der dritte ihm die Brust durchbohren, der Dolch glitt jedoch ab an einem Panzer, welchen Pietro unter dem Oberkleide trug, und in demselben Augenblick sank der Angreifer von einem furchtbaren Streich zu Boden, der sein Haupt traf. Ein junger Mann von hoher, edler Gestalt, der eben vorüber ging, war dem Angegriffenen zu Hülfe geeilt, und kaum lag der eine Mörder am Boden, als die übrigen die Flucht ergriffen.

„Ich weiß nicht, wer Ihr seyd," sagte der Doge, „aber Ihr habt mir das Leben gerettet. Begleitet mich nach Hause, ich werde dankbar seyn." — „Wo wohnt Ihr?" „Dort neben der Kirche des heiligen Dominikus." — „Das ist ja der Pallast des Herzogs," sagte der Jüngling. — „Ich bin Pietro Candiani, und werde redlich vergelten." — „Ihr seyd der Herzog," rief der Fremde, „der Herzog? nun, es sollte wohl so seyn!"

Pietro achtete nicht auf die Worte und den seltsamen Ton, womit sie gesprochen wurden. Er legte seine Hand in den Arm des Jünglings und ließ sich von ihm nach seinem Pallaste führen.

„Aber Euern Namen habt Ihr mir noch nicht gesagt," sagte der Doge, als sie am Eingang standen. „Ich heiße Flaminio de Ponte," erwiederte der Fremde, „bin aus Fiesole, und vor wenigen Tagen nach Venedig gekommen, um bei der durchlauchtigsten Republik Kriegsdienst zu nehmen." — „Gut, gut, morgen früh erwarte ich Euch bei mir." Dieß sagend, wollte Pietro die Pforte des Pallastes öffnen, aber der starke Blutverlust, dessen er bis jezt nicht zu achten geschienen, zog ihm eine plötzliche Ohnmacht zu, und er fiel leblos in die Arme seines Begleiters. Flaminio pochte an die Pforte und rief nach Hülfe. Der

Thürsteher kam augenblicklich herbei; bald folgten einige andere Diener; man trug den Doge in das nächste Zimmer und suchte ihn wieder ins Leben zu bringen. Der Lärm brachte bald das ganze Haus in Bewegung. Auch Ermengard, die einzige Tochter Candianis, stürzte im leichten Nachtgewande, mit aufgelösten Haaren, in das Gemach, und warf sich, mit allen Zeichen der Verzweiflung, neben ihren Vater auf die Knie nieder.

Ermengard war eines der schönsten Mädchen Venedigs, und ihre hohen Reize wurden in diesem Augenblick noch vermehrt durch den rührenden Ausdruck kindlicher Liebe. Flaminio, der bis zu ihrem Eintritt stumm und ernst dagestanden und seine Augen auf den starr daliegenden Verwundeten gerichtet hatte, wurde seltsam ergriffen beim Anblick der überraschenden Erscheinung. Er stand jezt noch unbeweglicher als vorher und seine Seele war nur noch in seinen Augen. Der Doge kam allmählig wieder zu sich, der herbeigerufene Arzt untersuchte die Wunde, die er für nicht gefährlich erklärte, und legte einen Verband auf. Pietros Blicke trafen zuerst seine Tochter; er legte seine Hand auf ihr lockigtes Haupt, dann betrachtete er schnell die Umstehenden, einen nach dem andern, und als er Flaminо gewahr wurde, winkte er ihm, näher zu kommen, reichte ihm die Hand und sagte mit leiser Stimme: „Morgen erwarte ich Euch.“

Ermengard bemerkte jezt erst die Anwesenheit des Jünglings und gerieth in große Verlegenheit; denn schon damals war es Sitte der unverheiratheten Frauen in Venedig, sich dem Anblick der Männer, welche nicht zur Familie gehörten, zu entziehen, und selbst der Bräutigam bekam die Braut erst am Altare zu sehen. Doch folgten ihm ihre Blicke unwillkührlich, als er sich jezt schnell entfernte, und eine Unruhe, die sie sich nicht zu erklären wußte, blieb in ihrer Seele zurück.

Der Jüngling traf des andern Tags zur bestimmten Zeit in dem herzoglichen Pallast ein. Man führte ihn in den Saal, welcher an das Schlafgemach des Dogen stieß, und hieß ihn warten. Kaum hatte er einige Minuten daselbst zugebracht, als Ermengard herein trat, die ihren Vater besuchen wollte. Sie erröthete beim Anblick des Fremden und zog sich schnell wieder zurück, in sichtbarer Verwirrung. Der Jüngling starrte die Thüre an, in welcher sie verschwunden war, als könnte er mit der Gewalt seiner Sehkraft das liebliche Bild wieder zurück zaubern, und er kam aus seiner Verzückung erst zu sich, als ein Bedienter aus dem Kabinet trat und ihm im Namen des Herzogs einen Beutel mit Gold überreichte, mit dem Bedeuten, er möge sich nach zwei Tagen wieder melden.

Der Jüngling warf abwechselnd finstere Blicke auf den Diener und auf den Beutel, und war schon im Begriff, das Geld auf den Tisch zu legen, als er sich plötzlich besann und mit den Worten entfernte: „ich werde wieder kommen.“

Es ist jezt nöthig, den Leser mit dem Jünglinge, welcher bis jezt etwas räthselhaft auftritt, näher bekannt zu machen.

Er war aus dem alten Geschlechte der Morosini, welches zu den heftigsten Gegnern des Candiani gehörte. Konstantin Marosini war von der Signoria, einer angeblichen Verschwörung wegen, aus Venedig verbannt und seiner Güter beraubt worden. Dieß war auf Antrieb des vorigen Dogen, Pietros Vater, geschehen, und der Haß zwischen beiden Häusern mußte dadurch vermehrt und unauslöschlich werden. Der alte Morosini hatte zu den Vielen gehört, welche sich nicht für das Gemeinwohl in den Parteikampf stürzen, sondern um Theil an den Genüssen der höchsten Gewalt zu erhalten. Doch verfolgte sein unruhiger Geist selten einen bestimmten Zweck, er gefiel sich vielmehr in jener wilden Thätigkeit, welche lieber zerstört als aufbaut, und nur an fortwährender stürmischer Bewegung ihre Lust hat. Der Verlust eines reichen Besitzthums schmerzte ihn nicht sehr, denn seine ganze Seele war mit Gedanken der Rache gefüllt. Bevor er das Schiff bestieg, das ihn nach Candia, dem Ort seiner Verbannung, bringen sollte, nahm er seinen damals zehnjährigen Sohn Flaminio bei der Hand, führte ihn in die Kirche des heiligen Petrus zu Castello, wo sein Vater und Großvater begraben lagen, und ließ den Knaben bei den Gebeinen derselben schwören, die Schmach ihres Hauses zu rächen, wenn ihm selbst der Himmel diesen einzigen Wunsch seiner Seele versagen würde.

Flaminio besaß den stolzen, unbeugsamen Sinn seines Vaters, aber die Natur hatte dieser gefährlichen Eigenschaft etwas von dem edlen, gefühlvollen Herzen seiner ihm früh entrissenen Mutter beigemischt. Unter günstigern Umständen hätte sich ohne Zweifel aus diesen Elementen ein herrlicher Charakter entwickelt, aber das Schicksal geht mit denen, deren Erziehung es unmittelbar übernimmt, seinen eigenen Weg.

Konstantin verlebte die ersten Jahre auf Candia in scheinbarer Ruhe. Aber still und verschlossen brütete er über unheilbringenden Entwürfen, auch unterhielt er fortwährend geheime Verbindungen mit den Mißvergnügten in Venedig. Später machte er verschiedene Reisen in Italien und einigen Nachbarländern, und suchte einige Herrn und Städte gegen die Republik in sein Interesse zu ziehen. Da und dort erhielt er unbestimmte Zusage, worüber mehrere Jahre hingingen. Endlich gelang es ihm, den Markgrafen von Istrien zu gewinnen. Zwar wollte sich dieser Fürst zu keinem Kriege mit der Republik bereden lassen, denn es fehlte ihm an Mitteln dazu, aber thörichterweise belegte er, auf Anrathen des Verbannten, die venetianischen Kaufleute mit schweren Zöllen, und die Unterthanen der Republik, welche Güter in seinem Gebiete besaßen, mußten ungeheure Abgaben entrichten.

Der Doge erfuhr bald durch einen Kundschafter, den

er am Wohnsitze des Markgrafen unterhielt, wer der Anstifter so unfreundlicher Maßregeln gegen Venedig gewesen, und verlangte gebieterisch die Entfernung des Morosini aus Istrien. Der Markgraf gerieth hierüber in nicht geringe Verlegenheit. Er wollte sich nicht gern in den Augen eines angesehenen, tapfern Mannes, dem er öffentlich Schutz versprochen, durch feige Aufkündigung desselben herabsetzen; auf der andern Seite erlaubte ihm die Klugheit nicht, es mit der mächtigen Republik zu einem Bruche kommen zu lassen. Er nahm daher zu einer List seine Zuflucht, indem er dem Verbannten im Vertrauen eröffnete, er wünsche mit den Narentanern ein Bündniß gegen Venedig zu schließen, aber zuvor die Gesinnungen ihrer Häuptlinge kennen zu lernen. Morosini sollte sich daher in aller Stille nach Narenta begeben und vorläufig Kundschaft einziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Veränderungen der Küstenländer durch die Einbrüche des Meers, seit dem achten Jahrhundert.

Die Veränderungen, welche die Gestalt des Landes seit den historischen Zeiten, besonders durch die Einbrüche des Oceans erleidet, sind allerdings im Vergleich mit der kleinsten der Revolutionen, welche dem gegenwärtigen Zustande der Dinge auf der Erde vorangegangen sind, höchst unbedeutend; der Umriß der Küsten ist jedoch durch die fortwährend langsame, noch mehr aber durch die periodisch gewaltsame Wirkung des Meeres weit beträchtlicher verändert worden, als besonders der Bewohner des Binnenlandes sich vorstellt, der nie die schrecklichen Wirkungen einer Sturmfluth gesehen hat. Dieß wird aus folgender chronologischen Uebersicht hervorgehen, in welcher die hauptsächlichsten Veränderungen der Küstenländer seit dem achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zusammengestellt sind. Wir entnehmen sie dem Edinburgh philosophical Journal. (Juli 1830).

* * *

800. Im Laufe des achten Jahrhunderts riß das Meer einen großen Theil der bedeutenden Insel Helgoland, die vor den Mündungen der Weser, Elbe und Eider lag, weg.

800 — 900. Im neunten Jahrhundert wurde durch Stürme der Umriß der Küste von Bretagne beträchtlich verändert; ganze Thäler und Dörfer wurden verschlungen.

900 — 950. Heftige Orkane veränderten die Gestalt der venetianischen Lagunen; die Inseln Ammiano und Constanziaco, deren in alten Chroniken Erwähnung geschieht, verschwanden.

1044 — 1309. Furchtbare Einbrüche des baltischen Meeres auf die pommersche Küste; sie richteten schreckliche Verheerungen an und gaben Anlaß zu den Volkssagen vom Untergang der vermeintlichen Stadt Vineta, deren Existenz, trotz Kants und anderer Gelehrten gewichtiger Autorität, rein chimärisch ist.

1106. Malamocco, eine bedeutende Stadt in den Lagunen von Venedig, verschwand.

1106. Eine große Ueberschwemmung bildete den Golf von Jahde, so benannt nach dem kleinen Flusse, der durch das fruchtbare, durch jene Katastrophe zerstörte Land floß.

1219 — 21. 1246 u. 1251. Schreckliche Stürme rissen die heutige Insel Wieringen vom Festlande los, und gaben Anlaß zu dem später erfolgten Bruch der Landenge, welche das heutige Nordholland mit dem Lande Staveren verband, das jezt zu der Provinz Friesland gehört.

1277. 1278. 1280 u. 1287. Ueberschwemmungen verschlangen die fruchtbare Provinz Reiderland, zerstörten die Stadt Torum, fünfzig Städte, Dörfer und Klöster, und bildeten den Dollartsee. Die Flüsse Ham und Ecke, die durch diese Gegend flossen, verschwanden.

1282. Die Landenge, welche die Provinz Friesland mit Nordholland verband, wurde durch heftige Stürme gebrochen, und so bildete sich die Zuydersee.

1240. Ein Einbruch des Meers brachte an der Westküste von Schleswig beträchtliche Veränderungen hervor; vieles Ackerland wurde verschlungen und der Meerarm, welcher die Insel Nordstrand vom Festland trennt, wurde weit breiter.

1300. 1500. 1649. Drei Viertheile der Insel Helgoland wurden weggerissen.

1300. Nach Fortis wurde die Stadt Eiparum in Istrien vom Meere zerstört.

1303. Nach Kant riß das Meer einen großen Theil der Insel Rügen weg und bedeckte mehrere Dörfer an der Küste von Pommern.

1337. Eine Ueberschwemmung verschlang vierzehn Dörfer auf der Insel Kadzand in Zeeland.

1421. Der Bergsewald wurde überschwemmt, zweiundzwanzig Dörfer zerstört und dadurch der See gebildet, der sich zwischen Gertruidenberg und der Dordrechter Insel ausbreitet.

1475. Das Meer riß ein großes Stück Land an der Mündung des Humbers weg; mehrere Dörfer versanken.

1510. Das baltische Meer bildete die Mündung des frischen Haffs bei Pillau, achtzehnhundert Faden breit, zwölf bis fünfzehn tief.

1530 — 1532. Die Stadt Kortgene auf der Insel Nord-Beveland wurde vom Meer verschlungen. 1532 wurde auch der östliche Theil der Insel Süd-Beveland weggerissen; die Städte Borselen und Stemerswalde nebst mehreren Dörfern verschwanden.

1570. Ein heftiger Sturm verheerte die Hälfte des Dorfs Scheveningen, nordöstlich vom Haag.

1625. Das Meer riß einen Theil der Halbinsel Darse

in Schwedisch-Pommern los und bildete so die Insel Zuigst, nördlich von Barth.

1634. Die ganze Insel Nordstrand wurde überfluthet; dreizehnhundert acht und dreißig Häuser, Kirchen und Thürme wurden fortgerissen; es kamen sechstausend vierhundert und acht Menschen und fünfzigtausend Stücke Vieh um; von dieser einst sehr blühenden Insel ist jezt nichts mehr vorhanden als drei kleine Eilande, Pelworm, Nordstrand und Lützamoor.

1705 — 1746. In diesem Zeitraum riß das Meer über hundert Faden von der Küste der Insel Kadzand weg.

1726. Ein heftiger Sturm verwandelte die Salzsümpfe von Araya in der Provinz Cumana in Columbien in einen mehrere Meilen breiten Meerbusen.

1770 — 1785. Strömungen und Stürme bildeten einen Kanal zwischen dem hohen und dem niedrigen Theile der Insel Helgoland und verwandelten so dieses Land, das vor dem achten Jahrhundert so ansehnlich gewesen war, in zwei kleine Eilande.

1784. In Folge eines heftigen Sturms bildete sich der See von Abukir in Niederegypten.

1791 — 1793. Neue Einbrüche des Meers rissen wieder einen großen Theil der Insel Nordstrand weg, welche schon so klein geworden war.

1803. Das Meer verschlang die lezten Trümmer der Priorei Crail in Schottland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Zustand der Stadt und der Regierung.

Der gewaltige Sturm hat sich gelegt, und die sichtbaren Spuren seiner Verheerung fangen an zu verschwinden. Beinahe in allen Straßen ist das Pflaster hergestellt; nur die Laternen beleuchten noch manches Quartier sehr kümmerlich. Es wird beträchtliche Summen kosten, das Innere der Tuilerien, des Louvre und der Kasernen wieder in brauchbaren Stand zu setzen; auch hat der Minister des Innern schon fünf Millionen Kredit für öffentliche Bauten begehrt, wohl eher die Beschäftigung müßiger Handwerksleute, als jeden andern Zweck beabsichtigend. Es war auch hohe Zeit, denn am Anfang dieser Woche regte sich's im Faubourg St. Antoine wieder; Gruppen bildeten sich, Unruhestifter — vielleicht von den Bourbonisten angestellt — suchten die Arbeiter aufzuwiegeln und zu der Zerstörung der Maschinen anzutreiben, zum Glück ohne weitern Erfolg; sonderbare Gerüchte verbreiteten sich schon in den entferntern Theilen der Hauptstadt; doch Bewegungen dieser Art bleiben wohl unvermeidlich; es ist das Hin- und Herwogen der aufgerührten Fluth nach geendetem Sturme.

Im Ganzen bleibt das Verhalten der niedern Volksklassen bewundernswürdig, und es möchte im Grund nicht schwer zu entscheiden seyn, wer auf einer niedrigern Stufe stehe, der gemeine Vorstädter (faubourien), der sein Leben unter den Kartätschen preisgab, oder der ferne Bewohner des Mobeaugartiers, der jezt, mit erlogenem Dienste prangend, sich in die Antichambres der neuen Minister drängt. Es ist in der That ein widriger Anblick um diese Höflingsnaturen, um diese Nachzügler (hommes du lendemain), welche hundertweise sich um die überall freigewordenen Aemter bewerben. Der eine begehrt, weil er nichts hat, der andere, weil er mehr will... Wer kann da Alle befriedigen! So trägt man sich in diesem Augenblick mit einer witzigen Antwort des Hrn. Guizot, Minister des Innern. Ein Solliciteur hatte mit Ungestüm eine Oberpräfektur verlangt; der Minister gab ihm, wohl aus guten Gründen, blos eine Unterpräfektur. „Non, Monsieur le ministre," sagte der Unverschämte, „non, je ne puis me contenter d'une sousprefecture!" — „Eh bien prenez en deux!" erwiederte der Minister. Nur kam die Lehre leider nicht an den rechten Mann.

In monarchischen Verfassungen mag oft die Ministerstelle für Manchen zum Polsterstuhle geworden seyn; bei einer konstitutionellen Regierung, besonders in gegenwärtiger, vielbewegter Zeit, findet nicht nur in Frankreich das Gegentheil statt, sondern ich begreife kaum, wie die ehrenwerthen Männer, welche jezt das Staatsruder halten, nicht unter der ungeheuren Geschäftslast erliegen. Täglich neue Gesetzvorschläge bereiten — denn es gilt einen neuen Bau aufzuführen von Grund aus — in der Kammer dieselben verfechten, dem Staatsrathe beiwohnen, mit dem König arbeiten, die laufenden Geschäfte jedes Ministeriums betreiben, dem Mückenschwarm der Bewerber und der Beeinträchtigten Rede stehen, nicht zu gedenken der ungeheuren Verantwortlichkeit, welche jezt auf jedem Wort der Machthaber ruht — wahrlich, es ist keine Kleinigkeit! Von Essens- und Schlafenszeit ist kaum die Rede. Von sechs Uhr Morgens bis um Mitternacht immer im Joche! Auch hat man bemerkt, daß einige dieser Herrn schon abgemagert sind, und doch stehen sie kaum drei Wochen im Amte.

Einfachere Sitten sind auch in die großen Hôtels der Ministerien eingewandert. Durch eine königliche Ordonnanz fällt der Titel Exzellenz und Monseigneur weg; man benennt die Minister künftig blos: Mr. le ministre. Der Herzog von Broglie, Minister des Erziehungswesens, hat seine Privatwohnung nicht einmal verlassen; seit 35 Jahren wohl das erste Beispiel dieser Art. Doch was sollten die Stellvertreter der königlichen Gewalt voraushaben vor dem Könige selber, der, als Privatmann gekleidet, mit einem Regenschirm unter dem Arme, durch die Straßen geht, oder auf dem Altan seines Pallastes vor versammeltem Volke die marseillaise anstimmt, jedem Bürger die Hand reicht und ihn wohl mitunter an seine Tafel ladet. Ob er wohl daran thut, ist eine andere Frage. Der Franzose überspringt leicht die Grenzen, wenn er den Machthaber nicht durch einen Nimbus und in gehöriger Entfernung erblickt. Die Folge wird zeigen, ob der ehemalige Herzog von Orleans den rechten Weg betreten oder nicht.

Es steht noch Großes und Seltenes bevor, das ist gewiß. Wenn die liberale Parthei in ihren Forderungen sich zu mäßigen wüßte, könnte aus der jezt ausgestreuten Saat eine segensreiche Erndte entsprießen. Die Angriffe auf die Pairskammer dienen indeß nicht als Beweise dafür; in der gestrigen Sizung der Deputirtenkammer fiel manches herbe Wort, und es ging ein Vorschlag durch, zufolge dessen jeder Pair, welcher nicht binnen eines Monats den neuen Eid der Treue geleistet, seiner Würde verlustig erklärt wird. Männer, wie Chateaubriand, sehen sich hiermit in die peinlichste Lage versezt; sie können unmöglich, ohne ihre frühere Laufbahn, ihre früher ausgesprochenen Ideen über Legitimität zu verdammen, dem neuen Gesetze Genüge leisten; und entsagen sie großmüthig ihrer Pairswürde, weiß ihnen doch Niemand Dank dafür, am allerwenigsten die verwiesene königliche Familie.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 210.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. September 1830.

— Wir sind nur Schergen des Gesetzes,
Des grausamen; Gehorsam heißt die Tugend,
Um die der Niedre sich bewerben darf.

Schiller.

Die Aufhebung Pius VII. aus dem Quirinal durch die französische Regierung, am 6ten Juli 1809.

Die zu Rom erschienenen geschichtlichen Memoiren des Kardinals Pacca, des Begleiters Pius VII. auf seiner Reise nach Fontainebleau, enthalten interessante Aufschlüsse über diese Reise. Eine der merkwürdigsten Episoden des Napoleonischen Dramas ist die gewaltsame Entführung des heiligen Vaters aus dem Quirinal, und man weiß, wie viele, zum Theil widersprechende Gerüchte in der damaligen Gährung der Gemüther über dieses Ereigniß in Umlauf kamen: ein Theil des Quirinals sollte verbrannt, der Pabst, wie der gemeinste Verbrecher ergriffen, an Stricken aus einem Fenster hinabgelassen worden seyn u. s. w. Alle diese Sagen, welche den französischen Behörden barbarische Rohheit Schuld gaben, widerlegen zum Theil die Memoiren des Kardinals, und der vor Kurzem erschienenen zweiten Auflage seines Buchs ist eine eigenhändige, umständliche Geschichtserzählung des Vorgangs vom Generallieutenant Baron Radet, der bei der Aufhebung im Quirinal den Befehl führte, beigegeben. Diesem Berichte ist ein vom 12ten September 1814 datirter Brief Radets vorangeschickt, in dem er den Pabst feierlich zum Zeugen der Wahrheit seiner Aussagen aufruft. Wir glauben, daß ein Auszug aus diesem Berichte, der in den Hauptpunkten mit der Darstellung des Kardinals übereinstimmt, dem Leser nicht unwillkommen seyn wird.

* * *

Ich befand mich von der Mitte Junius 1809 an als General-Polizeidirektor des römischen Staats in Rom. Die Regierungsveränderung, die Protestationen Sr. Heiligkeit und besonders die Excommunikationsbullen vom 10ten und 11ten Juni 1809 machten tiefen Eindruck auf das Publikum. Die Macht der alten Regierung war gelähmt, eine Menge Interessen durch die Einführung der neuen verletzt; die Folge davon war eine Art von Interregnum, ein augenblickliches Aufhören der vollziehenden Gewalt, und daraus entsprang Unordnung und Räuberei, Uebel, welchen das Klima und die natürliche Konstitution des Landes überhaupt Vorschub leisten. Maaßregeln wurden ergriffen, da erschien aber gegen Ende Junius eine englisch-sicilianische Flotte mit Landungstruppen im Angesicht Roms und lavirte drei Tage lang; drauf wurden Truppen, so viel wir ihrer in den römischen Staaten hatten, auf den Höhen jenseits Velletri zusammengezogen; sie marschirten auf Neapel, aber wenige Tage darauf bemächtigte sich die Flotte der Inseln Capri, Ischia und Procida.

Der Anblick dieser Flotte und der Abmarsch der Truppen hatten indessen zur Folge, daß die Räubereien sich augenblicklich über das ganze Land ausbreiteten; beträchtliche Banden zeigten sich namentlich gegen die Abruzzen zu bei Piperno, Frosinone, Norcia u. s. w.; keine Straße war frei; überall, ja sogar in Rom selbst, fielen der Räubereien so viele vor, daß die Konsulta ihren Sitz nach Spoleto verlegen wollte. Es waren uns in Rom blos 500 Mann Besatzung und 100 berittene Gensdarmen geblieben;

mit so schwachen Mitteln war es uns durchaus unmöglich, irgend eine kräftige Maaßregel zu Unterdrückung des Uebels zu ergreifen.

Zu der Zeit befand sich der Kaiser an der Donau und sah den wichtigsten Ereignissen entgegen; Italien war ohne Truppen, Bayern stand auf, Tyrol befand sich in vollem Aufruhr, und bis Ferrara, Bologna, ins Herzogthum Urbino, ja bis an die Thore von Florenz loderte seine Flamme. Die Schlacht von Wagram wurde geschlagen, der Friede folgte darauf, und es ist nur zu bekannt, was es trotz dieses Friedens kostete, die Ordnung wieder herzustellen.

Man kann sich nach dieser flüchtigen Skizze vorstellen, in welcher Lage wir uns zu Rom befanden und welche Wachsamkeit von unserer Seite erfordert wurde, wollten wir uns daselbst halten, namentlich um St. Johannis und St. Peters Tag. Indessen ließ der Generalgouverneur, da er sah, daß die Unruhe den höchsten Grad erreicht hatte, mich am 4. Juli Morgens rufen; er verbreitete sich weitläuftig über unsere Lage: die allgemeine Gährung gefährde die öffentliche Sicherheit und die Existenz der Franzosen in Italien aufs Aeußerste; alle Mittel der Strenge, um die Ruhe herzustellen, seyen vergeblich von ihm versucht worden, es bleibe ihm nichts mehr übrig, als Se. Heiligkeit von Rom zu entfernen, und er habe mich zu diesem wichtigen Geschäft ausersehen.

Ich bemerkte ihm, einen Schritt der Art thue man nicht ohne schriftlichen Befehl von oben, ohne reifliche Ueberlegung und ohne Truppen; er erwiederte, noch diesen Abend solle ich geschriebene Befehle und Truppen bekommen und ich habe meine Vorkehrungen dergestalt zu treffen, daß auch der leiseste Verdacht vermieden werde. Ich ging; der erhaltene Auftrag beunruhigte mich aufs Aeußerste, die peinlichsten Gefühle, Widerwillen, Besorgniß, vermochte ich, so viele Mühe ich mir gab, nicht aus meiner Einbildungskraft zu verbannen; meine einzige Hoffnung war, daß der Mangel an Truppen mich der Vollziehung dieses Befehls überheben möchte, da meldete mir der Generalgouverneur, in der Nacht werden neapolitanische Truppen eintreffen; ich habe meinen Operationsplan zu entwerfen und alles für die kommende Nacht anzuordnen. Ich machte dem General von Neuem Vorstellungen; er ermi[illegible]rte mir aber, daß der einreißenden Unordnung und dem Blutvergießen durchaus durch einen Donnerschlag Einhalt gethan werden müsse, und daß wir, als Militärs, unbedingten Gehorsam schuldig und mit unserem Kopf für die Vollziehung höherer Befehle verantwortlich seyen. Ich wußte, was Ehre und Eid mir geboten, und so entschloß ich mich denn, die Befehle zu vollziehen, welche ich schriftlich erhalten würde, sobald die Mannschaft zur Hand wäre.

In der Nacht kam auch wirklich ein 800 Mann starkes Bataillon neapolitanischer Rekruten, die zum Theil unbewaffnet waren. Ich entwarf einen Plan, nach dem ich Niemanden ins Vertrauen zu ziehen brauchte, theilte ihn dem Generalgouverneur Miollis mit, und dieser gab schriftlich seine Zustimmung dazu.

Am fünften mit Tagesanbruch traf ich die nothwendigen materiellen Vorkehrungen, die ich den Augen des Publikums durch kleine, sich kreuzende Patrouillen und durch Polizeimaßregeln glücklich entzog; ich ließ die Truppen den ganzen Tag in den Kasernen, um das Publikum und den Quirinal desto sicherer zu machen; was nur dazu dienen konnte, jeden Verdacht zu verscheuchen, wurde angewendet. Um 5 Uhr Abends ließ ich die Offiziere einen um den andern kommen und ertheilte ihnen meine Befehle. Um 10 Uhr war Alles beisammen auf dem Platze der heiligen Apostel und an der Kaserne della Pilota, nicht weit vom Monte Cavalle, auf den sich nun meine Operationen concentriren sollten. Zu Hause erwartete mich der Generalgouverneur; ich machte ihn mit meinen Anordnungen bekannt und auf mein Begehren händigte er mir den schriftlichen Befehl ein: den Kardinal Pacca, und im Fall der Pabst sich widersetze, auch seine Heiligkeit zu verhaften und nach Florenz zu führen. Ich wollte Einwendungen gegen diese bedingte Ordre machen, aber es war zu spät; der Generalgouverneur war bereits weg, 11 Uhr hatte es geschlagen, alles war in Ordnung und zum Aufbruch bereit; ich ging daher an die Pilota und auf den Platz Santi Apostoli hinab, woselbst ich meine Patrouillen, Wachen, Posten und die zur Ausführung bestimmten Truppe selbst abtheilte und ausstellte, während der Generalgouverneur, um die Trasteveriner im Zaume zu halten, die Brücken über die Tiber und das Kastell St. Angelo durch das kleine neapolitanische Bataillon unter den Befehlen des Generals Pignatelli Cerchiara besetzen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Brautfest in Venedig.

(Fortsetzung.)

Morosini, der nichts Arges ahnete und freudig jede Gelegenheit ergriff, die ihn seinem Ziel — der Rache an Venedig — näher bringen konnte, machte sich alsbald mit seinem Sohne auf den Weg, und zweifelte auch keinen Augenblick an einem günstigen Erfolge seiner Sendung.

Konstantin und sein Sohn machten die Reise auf einem griechischen Fahrzeuge, welches eben nach Narenta abgehen wollte. Der Himmel war trüb wie die Seele des Verbannten, der in düstern Gedanken verloren, auf dem Verdecke stand und in die See hinaus starrte. Bereits hatten sie sich einige Meilen vom Hafen entfernt, als Flaminio besorgt zu seinem Vater trat und ihm ins Ohr raunte: „Ich glaube, wir sind einem Schurken in die

Hände gefallen. Das Schiff scheint die Richtung gegen Venedig zu nehmen. Sieh nur nach dem Stand der Sonne.“

Konstantins geübter Blick erkannte schnell die Richtigkeit der Bemerkung seines Sohnes. Er gab ihm einen Wink zu schweigen, und sann nach über einen Entschluß, der den wahrscheinlichen Untergang noch von ihnen abwenden konnte. Einige Schiffe waren inzwischen schon ziemlich nahe an ihnen vorüber gesegelt, und in diesem Augenblicke näherte sich ein anderes von eigenthümlicher Bauart, welches gerade auf sie zuzusteuern schien. Konstantin flüsterte seinem Sohne einige Worte ins Ohr und rief den Schiffspatron herbei, der in diesem Augenblick aufs Verdeck trat. „Was ist das für ein Schiff, das auf uns zukommt?“ Der Schiffspatron erblaßte. „Das ist ein Korser von Narenta, wir sind verloren.“ — „Wie,“ rief Konstantin, „Du fürchtest Dich vor den Narentanern, denen Du Deine Ladung zuführst?“ Der Schiffsherr gab eine unverständliche Antwort und wollte sich entfernen; aber die Morosini hielten ihn fest. „Laßt mich um Gotteswillen, ich muß Anstalten zur Gegenwehr treffen.“ — „Nicht von der Stelle, schändlicher Verräther,“ sprach Konstantin, während er einen Dolch hervorzog und den Griechen zu durchbohren drohte.

Unterdessen kamen die Narentaner so nahe heran, daß man Leute und Waffen gehörig unterscheiden und die Anstalten, welche sie zum Angriffe gemacht hatten, übersehen konnte. Dieses Volk bestand damals aus den kühnsten, entschlossensten Seeräubern, welche sich allen Küstenbewohnern des adriatischen Meeres furchtbar machten, und häufige Landungen im venetianischen Gebiete unternahmen. An einen Widerstand durfte der Grieche, dem es an streitbarer Mannschaft fehlte, nicht denken, und da er auch seine Verrätherei entdeckt sah, warf er sich zu Morosinis Füßen und wimmerte um Schonung seines Lebens. „Du wolltest mich nach Venedig bringen,“ zürnte Konstantin ihn an; „wer hat Dich zur schändlichen That gedungen?“ — „Ein verkappter Kundschafter der Republik, der nämliche, welcher sich zu Euch im Hafen gesellte und Euch auf mein Schiff brachte.“ — „Mit Deinem Blute will ich meine Hände nicht besudeln,“ murmelte Konstantin und winkte ihm aufzustehen. Jezt stürzten mehrere Matrosen aufs Verdecke und zehn verwirrte Stimmen schrieen durcheinander: „die Narentaner, die Narentaner!“ Der Schiffspatron heftete sein dunkles Auge an den Boden und schien in eine Bildsäule verwandelt.

Das Geschrei der Schiffsleute erhob sich von neuem; der Grieche war nicht aus seiner Besinnungslosigkeit zu bringen. In diesem Augenblicke vernahm man auch schon vom Verdecke des feindlichen Schiffes den furchtbaren Ruf: „Ergebt Euch!“ Konstantin und sein Sohn machten Zeichen der Unterwerfung. Wenige Augenblicke, und der Anführer der Korsaren sprang mit einigen seiner Bewaffneten an Bord des griechischen Fahrzeugs. Es war ein Mann von kaum mittelmäßiger Größe, hagerm, aber nervigtem Körperbau, das Gesicht stark gezeichnet und vom schärfsten Gepräge, die Augen kalt, aber der Blick vernichtend. „Bist Du der Herr des Schiffs?“ fragte er den ältern Morosini. „Nein, dieser ists; ich hatte ihn gedungen, mich nach Narenta zu bringen, aber der Schurke wollte mich den Venetianern überantworten.“ Der Korsar warf dem Griechen einen schrecklichen Blick zu und gab seinen Leuten einen Wink, die ihn augenblicklich ergriffen und in die See warfen. „Wer bist Du und welch ein Gewerbe führt Dich nach Narenta?“ fragte der Korsar. „Ich komme vom Markgrafen von Istrien und bringe einen Antrag an die Häupter eurer Stadt,“ antwortete Konstantin. „Und Dein Name?“ — „Ich heiße da Ponte und dieser hier ist mein Sohn,“ erwiederte der Verbannte. „Da Ponte? Ich sehe wohl, die Mutterſöhnchen der Republik fahren noch immer fort, ehrlichen Leuten ihre Namen streitig zu machen, damit sie die Erbschaft allein in die Tasche stecken können.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Journale. Revolutionäre Literatur.

Unter den Tageblättern, welche jezt die vernünftigste Meinung vertheidigen, steht der National oben an. Er ist völlig orleanistisch gestimmt, predigt gesezliche Freiheit und entwickelt seine Grundsäze mit logischer Festigkeit und Konsequenz, geht aber auch keinen Schritt zu weit; es ist zu vermuthen, daß er zum offiziellen Journale werden wird. Sein Hauptredakteur, Thiers, Verfasser der besten Geschichte über die französische Revolution, ist zum Mitglied des conseil d'état ernannt, hat sich aber nichtsdestoweniger täglich einen oder zwei Artikel in den National zu liefern verpflichtet, und, wenn es seine Ueberzeugung mit sich bringen sollte, denkt er, nach wie vor, oppositionsweise gegen die Regierung zu verfahren. Thiers ist einer der umfassendsten, thätigsten Köpfe Frankreichs; seine Kenntnisse im Finanzwesen hat er schon in seinem größern Werke durch die Entwickelung des Assignatensystems, und in einer Zeitschrift durch die Erklärung des Lawschen Systems unter Ludwig XV. glänzend dargethan. Man will wissen, er arbeite viel an den gehaltvollen Reden, welche Hr. Lafitte jährlich über das Budget hält. Mit einem unbestrittenen Talente verbindet er große Charakterfestigkeit. Er war es, der einfache Journalist, der den Herzog von Orleans zur Annahme der lieutenance-générale, mithin der Krone bewog. Auf der Ecke eines Tisches schrieb er am 29. Juli, unter dem Getümmel der Revolution, in größter Eile die Bedingungen, welche das Häuflein der damals zu Paris versammelten Deputirten vorschlug, und brachte sie nach Neuilly, der Residenz des Herzogs, den er nie zuvor gesehen. Der Erfolg ist bekannt. Thiers, er ist kaum 32 Jahre alt, scheint zu einer wichtigen Rolle in der Zeitgeschichte bestimmt.

Unter den übrigen Journalen nimmt der Temps eine Hauptstelle ein. Er verfährt mehr oppositionsweise als der

National, ist aber im Grunde doch ein Vertheidiger der jetzigen Ordnung der Dinge. Der Globe dagegen, heißt es, hat ausgelebt und erscheint in Kurzem nicht mehr, oder geht wenigstens in andere Hände über. Die ganze Last der Redaktion fiel seit einiger Zeit auf Hrn. Dubois; die übrigen Mitarbeiter treten meist in bedeutende Stellen ein, und werden somit für ihr langes Bekämpfen der alten Ordnung belohnt. Kleinere Zeitschriften, den Figaro und den Corsaire z. B., möchte ich unzufriedenen Hunden vergleichen, die immer anbellen, ob Freund oder Feind vorübergeht. „Es muß auch solche Käuze geben.“ Wie ungesunde Pilze sprießt auch eine Unzahl revolutionärer Blätter hervor, als da sind, le Tocsin, la Tribune des départements, la Révolution u. a. m. Es ist ekelhaft, solche Auswüchse zu finden; mitunter mögen solche Journale Unzufriedenheit und ungebührliche Ansprüche erwecken; im Ganzen bleiben sie unbeachtet.

Die Literatur hat sich, wie natürlich, verschüchtert zurückgezogen. Wer möchte jetzt Romane lesen, da die unerhörtesten Begebenheiten sich unter den Augen eines Jeden abspielen! Wer kann mit ruhigem Gemüth sich in die stillen Musenhaine flüchten, wenn noch der Kanonendonner und das Volksgeschrei in den Ohren hallt! Produkte, die unmittelbar in die Zeit eingreifen, finden allein Abgang. Béranger, der Volksdichter, hat bis jetzt geschwiegen; nicht so Méry und Barthélemy, welche die Flinte kaum aus der Hand gelegt hatten, als sie sogleich die Feder ergriffen. Ebenso schnell als die Revolution in ihrem Wettergang, warfen sie ein freiheitglühendes Gedicht in die Welt hinaus: L'insurrection, der Aufstand, dieser Titel allein gibt Tendenz und Inhalt an. Es sind mitunter meisterhafte Schilderungen einzelner Kriegsscenen eingeflochten; an kräftigen Ideen fehlt es nicht, nur ist der Styl bisweilen mit Epitheten überladen und die Farben zu dicht aufgetragen. Auch tadelt jeder Gemäßigte die unvorsichtigen Ausfälle, welche die Verfasser sich gegen die Fremden erlauben. In der Hymne la Tricolore, welche das Gedicht schließt, herrscht eine wahre Patriotenwuth; sie ist angefüllt mit Versen folgender Art:

Si l'Europe nous jetait un roi,
Avec les tables de la loi
Que le peuple ecrase sa tête...

Zum Glücke regeln sich die Kabinette nicht nach den Wünschen so stürmischer Dichter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg, August.

Die Militärkolonien in Rußland.

Unter allen ruhmwürdigen Stiftungen des unvergeßlichen Kaisers Alexander I. ist besonders eine, welche in ihrer Fortbildung die ganze Gestalt unsers Reichs zu verändern, unsern kriegerischen Ruhm sicher zu stellen, unsere Sitten zu mildern und seinen Namen zu verewigen verspricht, das Institut der Militärkolonien, die so vieles Aufsehen in Europa verursacht haben.

Unter dem Militär in Rußland wird man freilich wenig Personen finden, die über diese große Maßregel nicht die Nase rümpfen und zu beweisen bemüht sind, daß sie den Waffenruhm des Reichs bedrohe. Niemand, sagen sie, kann zweien Herren dienen, Niemand zugleich Soldat und Ackerbauer seyn, ohne daß eins von beiden, das Schwerdt oder die Pflugschaar, darunter leide. Aber nach diesem Ausspruche darf man nicht urtheilen; die Sache ist neu, von ihrer glänzenden und vortheilhaften Seite noch wenig betrachtet, Vorurtheil und Neid aber reichen sich stets die Hände, das Neue und Große anzugreifen. Auf der andern Seite haben Fremde und Ausländer den militärischen Effekt dieser Maßregel zu hoch angeschlagen; besonders haben Engländer und Franzosen davon Veranlassung genommen, Europa zu schrecken und es mit der Furcht vor unserer Kriegsmacht zu allarmiren. Keins von beiden aber ist der richtige Gesichtspunkt.

Als Kaiser Alexander im Jahr 1817 den Vorschlag des Artillerie-Generals Araktscheieff, eines talentvollen Mannes, der von unten auf gedient hatte, annahm und die Kolonisirung eines Theils seines Heeres beschloß, leiteten ihn ganz andere Rücksichten als Zwecke dieses Planes, dem er seitdem vieles Geld und viele Arbeit gewidmet hat. Fortschritt und Beförderung der Landeskultur, physische und moralische Civilisation, Verminderung der Conscription, die den Landbau bedrückte, allmählige Gewöhnung des Landmanns zur Freiheit, und Hoffnung, den Finanzetat der Armee zu verringern — das waren Alexanders leitende Ideen. Wenige, selbst hier unter uns, wissen, daß die Niederlassung eines Regiments, als Kolonie, ein Sieg über die Natur, eine Eroberung über die Wüsten unsers Reichs ist; wenige wissen, welch mühevolle Arbeit derselben vorangeht, die Austrocknung der Sümpfe, das Lichten der Wälder, das Umbrechen wüster Ländereien, lauter Fortschritte der Landeskultur, die für Rußland unschätzbar sind, und Arbeiten, die, seitdem unsere Klöster sich nach dem Verlust ihrer Grundstücke unter Katharina II. nicht mehr damit befaßten, beinahe entschlummert waren. Welche Aussichten eröffnet allein diese Rücksicht, so wenig die Russen sie auch noch fassen und schätzen?

Der Gedanke der Kolonisirung selbst ist ganz einfach und zweckmäßig. Ich habe ihre Einrichtung vor zwei Jahren kennen gelernt und kann versichern, daß es ein eigenthümliches Wohlgefühl erregt, diese der Einöde abgewonnenen Länder mit hübschen Dörfern besetzt und gartenartig kultivirt zu sehen, welche sonst von Fröschen, Krähen und Heuschrecken bewohnt wurden.

Diese Ländereien gehören der Krone. Ist die Aufräumung des Landes, seine Eintheilung und der Bau der Wohnungen vollendet, so versetzt die Regierung aus ihren sechs Millionen Kronbauern die Wirthe des Regiments in ihre neue Heimath. Der junge Bauer führt seine Familie mit sich, erhält seine gesund und kräftig gebaute Wohnung, seinen Garten, sein Feld, 15 Deßätinen *) Landes und, was die Hauptsache ist, seine Freiheit. Denn von dem Augenblicke an, da er seine beiden militärischen Gäste aufnimmt, hört er auf, leibeigen zu seyn; er wird Soldat und freier Ackerwirth. Die beiden zur Kolonisirung bestimmten Bataillone rücken ein; jedes Haus erhält vier Wirthe und acht Gäste, welche das zweite Stockwerk bewohnen. Alle sind zugleich Soldaten und Ackerbauer. Der Wirth ernährt seine beiden Gäste und diese dienen ihm dafür bei seinen ländlichen Arbeiten. Er selbst wird Soldat und opfert zwei Tage in der Woche den militärischen Uebungen; das ganze Regiment baut das Feld. Jedes Haus liegt abgesondert, umgeben von seinem Garten und sein Feld hinter sich. Diese lange Gasse nimmt für jede Kompagnie einen Raum von drei Werften (fast eine halbe deutsche Meile) ein und besteht aus siebenzig Häusern für das Bataillon. Jede Kompagnie hat ihr Exerzierhaus, ihre Wache, ihre Kapelle, ihr Popenhaus in der Mitte.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ein Deßätin hält 3200 Quadratfaden (Klafter); er ist nämlich 80 Faden lang und 40 Faden breit.

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 211.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 3. September 1830.

Stark ist der Rache Geist; doch laßt uns sehn,
Wie sie im Kampf mit Liebe wird bestehn.

Johnson.

Das Brautfest in Venedig.

(Fortsetzung.)

Der Venetianer war überrascht und um eine Antwort verlegen. „Kennst Du mich nicht mehr?“ fuhr der Korsar fort; „die Natur macht die erste Anlage zu unsern Gesichtern, und überläßt der Zeit die Ausarbeitung. An dem meinigen hat sie seit fünfzehn Jahren gepfuscht, und da ist freilich vom Kopf des damals schmucken Coloprini fast kein Zug mehr geblieben.“ — „Du Coloprini?“ — „Und Du Morosini, ein Verbannter wie ich.“ Mit diesen Worten reichte der Korsar jenem die Hand.

Coloprini stammte aus einem alten Geschlechte in Venedig, und war wegen Theilnahme an einer Volksbewegung verbannt worden. Er trieb sich lange in Sizilien, Croatien, Ungarn und andern Ländern herum, nahm, wo sich Gelegenheit bot, an allen Fehden Theil, und ging zulezt nach Narenta, wo er sich unter dem Namen Crevello allen Seefahrern furchtbar machte. Das alles erzählte er seinem Landsmanne umständlich, während sie nach Narenta zusegelten, und fügte hinzu: „Das Handwerk eines Korsaren ist freilich nicht sehr ehrenvoll, aber eine treffliche Schule für Seeleute und Waghälse. Die ersten Helden Roms waren ja auch Söhne von Räubern. Ich hoffe nach und nach eine Macht zu bilden, die vielleicht den Löwen des heiligen Markus an die Kette legen wird. Erleb' ichs auch nicht mehr, so geht doch über meinem Grabe auf, was ich gesäet.“

Konstantin fuhr wild empor. „Ich habe all meinen Haß auf diesen Pietro Candiani geladen, er ist das Opferthier, das ich meiner Rache schlachten will. Sollt' ich aber den Tag nicht erleben, so wird mein Flaminio mein furchtbares Gelübde lösen.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen langten die Schiffe in Narenta an, wo die Morosini eine günstige Aufnahme fanden. Aber nach wenigen Tagen wurde Konstantin von einem bösartigen Fieber ergriffen, welches sein Leben schnell endigte. Flaminio saß im stummen, thränenlosen Schmerz bei des Vaters Leichnam, als Coloprini eintrat. Er betrachtete den Todten einige Augenblicke und sagte dann: „Ihm bleibt ein Rächer zurück und Dir ein Vater. Von nun an, Jüngling, betrachte mich als solchen. Ich bin kinderlos. Schätze besitze ich freilich nicht, denn wenn ich die Herzen der rohen Menge gewinnen wollte, müßte ich sie zum Siege führen und ihnen die Beute überlassen. Aber wo es Rath und That gilt, kannst Du auf mich zählen.“

Zwei Jahre waren vorübergegangen seit Konstantins Tod; Flaminio hatte während dieser Zeit an den gefährlichsten Zügen der Narentaner Theil genommen, und bei jeder Gelegenheit Beweise eines ungewöhnlichen Muthes und einer Einsicht gegeben, die über sein Alter ging. Er hatte jezt sein zwei-und-zwanzigstes Jahr zurück gelegt, da sagte Coloprini eines Tags zu ihm: „Es ist Zeit, daß wir etwas gegen die Herrn in Venedig unternehmen, aber vorher müssen wir über mancherlei Dinge

Kundschaft einziehen; Niemand kennt Dich dort; gehe hin und bewirb Dich zum Scheine um eine Stelle bei den Truppen der Republik, so wirst Du Gelegenheit haben, manches zu beobachten und Nachrichten einzusammeln, die uns von großem Nutzen seyn können. An Geld soll Dirs nicht fehlen.“ Flaminio übernahm mit Freuden den Auftrag. Doch war es weniger der Haß gegen Candiani und die herrschenden Geschlechter, was ihn dazu trieb, als Sehnsucht, den Schauplatz seiner Kindheit wieder zu sehen, der ihm nur noch in unbestimmten Umrissen vor der Seele stand, und ein dunkles Gefühl, daß das Schicksal seines Lebens an seine Vaterstadt geknüpft sey und ihm dort die Entscheidung seines Looses fallen müsse.

Flaminio befand sich erst seit einigen Tagen in Venedig, als der oben erzählte Vorfall sich ereignete. Die Gluth seines Hasses gegen Candiani schien bald durch ein anderes Feuer erstickt zu werden. Die Tochter des Doge hatte einen unbeschreiblichen Eindruck auf sein von Liebe bis jezt noch unberührtes Herz gemacht, und ohne auch nur daran zu denken, wohin diese Leidenschaft führen könne, sann er bereits auf Mittel, sie dem Gegenstande derselben zu entdecken.

Als er zum zweiten Male nach dem Pallaste ging, fand er einen neuen Thürsteher an der Pforte, einen dicken Burschen mit doppeltem Kinn und selbstgefälligem Lächeln, dessen kleine lauernde Augen sich in der Fleischmasse fast verloren. „Ich wünsche den Dogen zu sprechen,“ begann Flaminio. — „Wird schwerlich seyn können.“ — „Nun denn, der Doge will mich sprechen.“ — „Weiß nichts davon.“ Flaminio hatte Mühe, seinen Aerger zurückzuhalten, und er war im Begriff, das Haus wieder zu verlassen, aber der dicke Bursche stellte sich ihm in den Weg und sagte mit widerlichem Lächeln: „Ich habe das Glück, bei seiner Herrlichkeit ein Wörtchen reden zu dürfen, auch werdet Ihr mir wohl ansehen, daß ich nicht gemeiner Leute Kind bin. Ich — ja, ich könnte vielleicht selbst in der Signoria sitzen, aber mein Vater wollte mich nicht anerkennen, und meine Mutter, der Himmel tröste sie, hatte nie das Herz, mir seinen Namen zu nennen.“ Flaminio merkte nun wohl, um was es dem Ehrenmanne zu thun sey, zugleich kam ihm aber auch der Gedanke, ihn für seine Absicht zu gewinnen. „Das Glück ist ein Weib und hat Weiberlaunen,“ sagte er, „aber man muß es zu haschen und festzuhalten suchen, wenn es vorüber gehen will.“ Bei diesen Worten drückte er dem Thürsteher einige Goldstücke in die Hand. Der Dicke steckte das Geld ruhig in die Tasche, ohne auch nur durch eine Miene anzudeuten, daß er etwas empfangen. „Ich verkaufe meine Dienste nicht,“ sagte er mit einer Unverschämtheit, die Erstaunen erregen mußte, „ich verkaufe meine Dienste nicht, aber wenn ich mich für einen Menschen interessire, so kann er auf mich rechnen bei jeder Gelegenheit.“ — „Der Doge hat eine Tochter,“ flüsterte Flaminio mit kaum hörbarer Stimme, und hätte das Wort gern zurück genommen, nachdem es über seine Lippen war. — „Ja, und sie soll schön seyn, ich habe sie aber noch nicht gesehen, denn ich bin erst seit zwei Tagen im Hause. Wollt Ihr um sie werben?“ — „Um ihre Gunst bei ihr selbst,“ erwiederte Flaminio; „die Hand vergibt der Vater.“ — „Wo wohnt Ihr?“ Flaminio bezeichnete ihm seine Wohnung. „Ihr sollt von mir hören,“ schmunzelte der Thürsteher. „Jezt geht nur die Treppe hinauf, Ihr findet oben im ersten Zimmer rechts einen Diener, der Euch bei seiner Herrlichkeit melden wird. Der Bursche heißt Olivio und ist, wie die meisten Leute von gemeiner Geburt, auch sehr gemeiner Sinnesart; ein Goldstück wird ihn Euch zum Freunde machen. Man kann der Freunde in Venedig nie zu viele haben.“

Flaminio ärgerte sich über den unverschämten Gesellen; da er aber wohl einsah, daß die Dienste dieser Leute ihm in diesem Augenblicke nöthig seyen, verbiß er seinen Unmuth und befolgte den Rath des Thürstehers. Olivio war ein Bursche von mittlern Jahren, mit einem blassen, verschmizten Gesicht. Sein Lächeln glich dem Grinzen eines Affen, und er sprach mehr durch Gebährden als durch Worte. Als Flaminio ihm ein Goldstück hinreichte, warf er einen forschenden Blick auf den jungen Mann, legte dann die Hand auf die Brust und nickte mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „Du kannst auf mich rechnen.“ Er meldete ihn hierauf beim Dogen, den Flaminio an einer langen Tafel sitzend fand, auf welcher viele Papiere lagen. Der Alte schien seinen Eintritt nicht zu bemerken und seine ganze Aufmerksamkeit auf eine Landkarte zu heften, die er in der Hand hielt. Nach einigem Stillschweigen sagte er, ohne jedoch von der Karte aufzublicken: „Die Republik findet eine Vermehrung ihrer Landmacht nöthig. Ich werde sorgen, daß Ihr eine Offiziersstelle dabei erhaltet.“

(Die Fortsezung folgt.)

Die Aufhebung Pius VII. aus dem Quirinal durch die französische Regierung, am 6ten Juli 1809.

(Fortsezung.)

Sämmtlichen Führern der verschiedenen Truppe war eröffnet worden, wann und auf welches Zeichen die Ersteigung des Pallastes stattfinden sollte; auf den Glockenschlag Ein Uhr nach Mitternacht auf der Uhr des Quirinals sollte Hand ans Werk gelegt werden, aber ein unvorhergesehener Umstand gebot Aufschub. Ich erfuhr, ein Offizier der päbstlichen Garde wache auf dem vorspringenden Thurm neben dem großen Thor des Quirinals; jede Nacht werde diese Sicherheitsmaaßregel ergriffen, die Wache aber mit Tages Anbruch eingezogen. Ich gab daher Gegenbefehl, theilte meine Posten in der Nähe der Fontäne Trevi

in kleinere Haufen, ließ die vornehmsten Kirchthüren in der Nähe besetzen, damit die Sturmglocke nicht gezogen werden könnte, beobachtete den wachenden Offizier auf dem Thurm, bis er hineinging, und gab endlich um 2 Uhr 35 Minuten das Zeichen.

Während ein Trupp von dreißig Mann die Gartenmauer bei dem großen Thore hinter dem Hofe della Panetteria erstieg, um die Ausgänge dieses Hofs, und die Thüren der unterirdischen Gewölbe im Winkel bei der Kapelle zu besetzen, besetzte ein anderer Trupp von fünf und zwanzig Mann die kleine Hinterthüre an der Straße, die zum Lavatojo hinabführt; der Oberst Sirp stieg mit einem Trupp von fünfzig Mann durch das Fenster eines leeren Zimmers im Mittelpunkt der an den Quirinal anstoßenden Gebäude, woselbst größtentheils die Dienerschaft des Pabstes wohnte; ich meiner Seits hatte vierzig Mann bei mir, mit welchen ich über das Ende des Dachs der Dateria auf den Thurm steigen wollte, um von da in die Gemächer zu gelangen; aber zwei Leitern zerbrachen, und so mußte ich durch das große Thor des Quirinals hineinzukommen suchen. Der Oberst Sirp war indessen in den großen Hof des Pallastes gedrungen; ich hörte Geräusch und Alarmgeschrei, worunter deutlich die Worte all'arme, traditori! Die Uhr schlug drei und die Glocke der Kapelle wurde angezogen; dieses Läuten ließ meine Mannschaft fürchten, es sey die Sturmglocke, aber nach zwei Minuten hörte es wieder auf; ich beruhigte meine Leute und ließ zwanzig Mann von den fünf und zwanzig holen, welche an der Thüre des Lavatojo standen, durch welche sie nicht hatten eindringen können, weil sie von innen vermauert war. Eben war ich daran, das Pförtchen in einem Thürflügel des großen Thorwegs gewaltsam öffnen zu lassen, da ließ Oberst Sirp vom innern Hofe her das Thor öffnen und verschaffte mir so Eingang in den Pallast. Ich sammelte nun meinen um zwanzig Mann verstärkten Trupp und vereinigte ihn mit dem seinigen, ließ eine Wache an den Eingang stellen und rückte gerade gegen einen Trupp Arbeiter an, die sich im rechten Winkel hinten im Hofe vertheidigen zu wollen schienen; ich ließ sie zerstreuen und ging nun von Zimmer zu Zimmer bis zum Vorzimmer des Thronsaals, genannt delle Sanotificazioni. Hier fand ich die mit Einschluß des Kapitäns vierzig Mann starke Schweizer Garde Sr. Heiligkeit unter den Waffen und in guter Ordnung hinten im Zimmer aufgestellt; ich ließ meine Mannschaft hereinkommen und forderte die Garden auf, das Gewehr zu strecken; sie leisteten keinen Widerstand; ich ließ sie entwaffnen, wegführen und in ihrem eigenen Wachhause scharf bewachen.

Ich ging nun durch den Thürverschlag dieses Zimmers in den großen Thronsaal; hier zeigten sich mir mehrere Thüren. Ich hatte einen vertrauten Mann bei mir, der das Innere des Pallastes gut kannte; dieser wies mir die Thüre, welche zu den Zimmern des Pabstes führte, durch welche Zimmer ich gehen mußte, um zu der Wohnung des Kardinals Pacca zu gelangen. Da ich mich nun in der Nähe Sr. Heiligkeit wußte, so pochte ich an diese Thüre; es erschien Niemand; ich pochte noch einmal und verlangte im Namen des Kaisers Einlaß; Alles blieb still.

Die Augenblicke waren kostbar, und schon sah ich mich nach andern Mitteln und Wegen um, zum Kardinal Pacca zu gelangen, ohne an Sr. Heiligkeit vorüber zu müssen, da höre ich einen Schlüssel rasseln, und die Thüre geht auf; ein junger, großer, schwarz gekleideter Priester erscheint, ich frage ihn, wie er heiße . . . Pacca, war die Antwort . . . Se. Eminenz? fragte ich . . . Nein, sein Neffe. Der Name Pacca durchzuckte mich, denn er ließ mich hoffen, ich könne meine Sendung hier abmachen. Ich fragte ihn, wo der Kardinal sey; er neigte sich, trat an den Verschlag zurück und schwieg, man begreift leicht warum. Ich trete einen Schritt vor, blicke links und gewahre am Ende eines ziemlich schmalen Corridors ein Zimmer, Licht und mehrere Leute; ich schreite auf dieses Zimmer zu; im Hingehen bemerkte ich verschiedenfarbig, aber einfach gekleidete Geistliche; alsbald nahm ich den Hut in die Hand; an der Thüre des Zimmers angelangt, sah ich Sr. Heiligkeit im päbstlichen Gewand an ihrem Schreibtische sitzen, und im Gemach etwa zehn Personen, fast lauter ehrwürdige Gesichter, wie ich dachte, Minister, Großwürdenträger oder Prälaten Sr. Heiligkeit.

Denke sich ein Jeder an meine Stelle, und ist ihm nicht jedes sittliche, jedes menschliche Gefühl unbekannt, so kann er ermessen, wie peinlich meine Lage war. Ich hatte noch nicht Befehl, mich der Person des Pabstes zu versichern; tiefe Ehrfurcht vor diesem geheiligten, doppelt gekrönten Haupte erfüllte meine ganze Seele, verschlang alle meine Gefühle; so ihm gegenüber, bewaffnete Mannschaft hinter mir, fühlte ich meine Glieder wie gelähmt; daß es so kommen würde, hatte ich nicht vorhergesehen, und ich wußte mir durchaus nicht zu helfen: was sollte ich thun, was sagen, womit beginnen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, August.

(Beschluß.)

Die Militärkolonien in Rußland.

Der Stab des Regiments, die Wohnungen der Offiziere, die Kirche, das Hospital, die Bäckerei, die Garküche, die Badstuben, die Schule, die Bibliothek ꝛc. befinden sich in der Mitte des Regiments. Alle diese Häuser sind von Stein. Eine eigene Verwaltung und ein besonderes Gesetzbuch regiert diese Koloniedörfer. Das heranwachsende Geschlecht zerfällt in drei Klassen. Bis zum achten Jahre bleiben die Kna-

ben bei den Eltern, dann kommen sie bis zum dreizehnten Jahre in die Militärschule, wo sie lesen, schreiben und rechnen lernen. Hierauf werden sie Kantonisten und im siebenzehnten Jahre Rekruten.

Jede Kolonie hat ihren eigenen Gerichtshof, dessen Vorsitzer der oberste Offizier ist; militärische Zucht waltet überall. Der älteste Sohn, wenn er zum Soldaten tauglich ist, bleibt der Reservemann des Vaters und erbt sein Gut; nach 25 Jahren ist er frei und kann seinen doppelten Dienst verlassen. Von den sechs Millionen Kronsbauern genügen zwei Drittel, um die ganze Armee zu kolonisiren, und schon jetzt hat das Reich seine westliche Grenze von der Ostsee bis zum schwarzen Meere, und im Innern die Gouvernements von Nowgorod, Cherson, Charkow und Jekatherinoslaw mit dem Gürtel einer kriegerischen Bevölkerung umgeben, wo Jeder Soldat ist und welche die Stelle der hier fehlenden Festungen vertritt. Vor mehreren Jahren schon zählte man 400,000 Mann und 40,000 Pferde in den Militärkolonien, und das ganze System würde, vollendet, drei Millionen männliche Einwohner, von denen die Hälfte ins Feld ziehen kann, umfassen. Allmählig hört dann die Conscription auf, die Wüsten bevölkern sich mit Kriegern, die volksmäßig gebildet, an militärische Zucht gewöhnt und allesammt Ackerbauer sind, wobei die Sicherheit des Reichs über jede Gefahr erhaben ist.

Der Staat hat mehr als 16 Millionen Rubel auf diese Einrichtung verwendet, und das Dreifache wird nicht zureichen, sie zu vollendern. Allmählig aber bringt dieses Kapital seine Zinsen. Schon habe ich in Nowgorod Regimenter gesehen, die im Vollgenuß aller Früchte ihrer mühseligen Arbeiten stehen, und deren Erhaltung den Staat nichts mehr kostet. Eine andere Frage ist es freilich, ob unserm Throne auch immer die Kraft beiwohnen wird, eine gehäufte militärische Bevölkerung von 2 — 3 Millionen im Zaume zu halten, eine andere Frage, welche Härte, welche Zwangsmittel im Einzelnen die militärische Ausführung einer solchen Neuerung mit sich gebracht haben mag, wie viele gezwungene Ehen oder gewaltsame Trennungen dabei vorgekommen seyn mögen, und ob der Bauer, welcher die Leibeigenschaft mit der kriegerischen Strenge vertauscht, dabei für sich selbst viel gewonnen hat. Mit einem Worte, die Wage schwankt noch, und obgleich der jetzige Kaiser das Bestehende mit großer Sorgfalt erhält, so scheinen doch eben diese letztern Rücksichten den frühern Eifer für Vollendung dieses Systems etwas gemäßigt zu haben. Er selbst und sein erster Generaladjudant sind übrigens die Chefs dieser ganzen, so sehr gefürchteten Einrichtung, welche auch wohl so leicht keine Nachahmer finden wird und auch nicht wohl finden kann.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Delavigne. Neue Vaudevilles.

Andere Nationalgesänge entstehen im Uebermaß. Die parisienne von C. Delavigne ist ein ziemlich mattes Machwerk; einer der besten Verse:

Sous le canon voyez éclore
Ces vieux généraux de vingt ans,

ist nicht frei von akademischer Antithese. Ich fürchte, die schönen Zeiten dieses Dichters sind vorbei. Er hat einmal (1815) das Unglück und die Erniedrigung seines Vaterlandes mit warmem, hinreißend elegischem Tone besungen; jetzt sind jüngere, glühendere Sängernaturen nachgewachsen; ich betrüge mich gerne, aber daß die Riesenscenen des verflossenen Monats seine Stimmung nicht höher gehoben, ist von übler Vorbedeutung.

Die Theater beginnen seit einigen Tagen jene weltgeschichtlichen Vorfälle in Vaudevilles zu bringen. Im Odéon wurde gestern Abend zum erstenmal ein solches Gelegenheitsstück (Dix jours après, ou le gentilhomme de la chambre) mit ungemeinem Beifall aufgeführt. Die Fabel ist ziemlich vergriffen, aber auf den gemeinen Grund haben die Verfasser eine Menge höchst drolliger Scenen gebaut. Montags den 26. Juli, als die berühmten Ordonnanzen an das Tageslicht traten, bekam zufällig ein Kammerherr zu St. Cloud Anfälle von Podagra; unfähig seine Stelle zu versehen, läßt er sich nach Paris in seine Wohnung bringen; man hatte den Arzt herbeigerufen; er verordnete einen schmerzstillenden Trank; in der Verwirrung aber, welche schon das Haus ergriffen, gab man dem Kranken eine starke Dosis Opium; erst zehn Tage nachher kommt er aus einem Zustand von Erschlaffung und Bewußtlosigkeit zu sich selber. Es ergibt sich von selbst, wie sein Erstaunen bei jedem neuen Gegenstand, der ihm unerwartet zu Gesichte kommt, gesteigert werden muß. Zuerst hört er seinen Bedienten auf der Geige die Marseillaise spielen. In großer Hast ruft er ihn herbei. „Bruneau! Bruneau! qu'est-ce cela?“ Der arme Teufel fürchtet sich, seinem Herrn die Wahrheit zu sagen. „Es ist die charmante Gabrielle.“ — „Wie! mir schien es ganz was anders.“ — „Um Vergebung, gnädiger Hr. Marquis, es ist die charmante Gabrielle, mit einigen Variationen.“ Darauf erblickt der gnädige Herr die Büste des verwiesenen Königs nicht mehr. „Wo habt ihr sie hingethan?“ — „Mein Herr, seit einiger Zeit neigte sie sich zu sehr auf die rechte Seite, und ist endlich heruntergestürzt.“ — „Nun, könntet ihr sie nicht wieder an Ort und Stelle bringen?“ — „O nein, denn die Nase ist im Fall zerbrochen: il n'est plus présentable!“ Das Gelächter war ganz unbändig; denn nirgends wird wohl die gefallene Größe unmilder behandelt, als in Frankreich. Die komischen Scenen werden immer höher gesteigert. Der Marquis meint, es sey eine Verschwörung in seinem Hause angezettelt; er will nach St. Cloud, will ihre Exzellenzen, die Minister, benachrichtigen; da kommt ein liberaler Bierbrauer und begehrt für seinen Sohn, einen Zögling der polytechnischen Schule, die Hand der Nichte des Marquis. Der alte Herr glaubt bestimmt, er sey ein Narr, besonders da er ihm von Revolution, von dreifarbiger Fahne, von wiederhergestellten Rechten, als von wellbekannten Dingen spricht. Mittlerweile erscheint der Arzt, und in wenig Worten erfährt der Kranke, daß der Bierbrauer doch nicht ins Narrenhaus gehöre. Nun ergreift ihn aber ein panischer Schrecken. Die Königsfamilie gestürzt! 93 mit all seinen Schrecknissen vor der Thüre! Er will auswandern; cela nous a déjà réussi une fois! ruft er aus, und singt:

Noble France, qui regrettes
Ce nouvel éloignement,
Je te laisse quelques dettes,
C'est mon seul bien à présent.
Admire mon dévouement,
Fais qu'il ne soit point stérile,
Tu vois ce qu'il me coûté;
Je connais ton équité!
Je reviendrai, sois tranquille,
Pour toucher l'indemnité!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 212.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. September 1830.

Dies Priesterkleid und mein Gemüth für Gott
Nenn' ich allein jetzt mein.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Die Aufhebung Pius VII. aus dem Quirinal durch die französische Regierung, am 6ten Juli 1809.

(Fortsetzung.)

Meine Mannschaft betrat mit mir das Zimmer; die Anwesenheit des heiligen Vaters, seines hohen Kollegiums und der heilige Ort geboten Achtung und Anstand; ich wandte mich daher um, gab Befehl, daß die Mannschaft in den Thronsaal zurückgeführt, daselbst aufgestellt und Patrouillen von ihr abgeschickt würden, um die Ordnung im Pallast aufrecht zu erhalten. In der größten Verlegenheit, wie ich es anzufangen habe, um weder den Erfolg der Sache zu gefährden, noch den Gouverneur und mich einer Verantwortung auszusetzen, benuzte ich die rückgängige Bewegung meiner Leute und schickte eilends den Gendarmerie-Quartiermeister Cardini zum Generalgouverneur mit der Meldung: ich befinde mich dem Pabste gegenüber, habe aber zum Kardinal Pacca, den ich nicht kenne, noch nicht gelangen können, und erwarte Befehl. Ich hieß meine Mannschaft ihre Bewegungen immer noch fortsetzen, ließ aber nur wenige Offiziere bei ihr; die andern, so wie die Gendarmerieunteroffiziere, ließ ich mir zur Seite treten; sie kamen sehr höflich herein, mit dem Hute in der Hand; jeder verbeugte sich vor dem Pabste und stellte sich dann in die Doppelreihe, die sich von der Thüre nach innen bildete. Dies alles währte etwa fünf Minuten, da kam der Quartiermeister Cardini und meldete mir leise den Befehl des Gouverneurs: den Pabst sammt dem Kardinal Pacca zu verhaften und sie sogleich aus Rom zu führen; so streng mir auch dieser Befehl schien, ich mußte gehorchen.

Ich trat achtungsvoll, in einer Hand den Hut, die andere auf der Brust, dem heiligen Vater ein Paar Schritte näher, verbeugte mich und sagte zu Sr. Heiligkeit: „so weh es mir thue, einen so traurigen, harten Befehl vollziehen zu müssen, so streng verpflichten mich mein Eid und heilige Pflichten dazu.“ Bei diesen Worten erhebt sich der Pabst, sieht mich an und spricht mit der herzergreifenden Würde, die ihm eigen ist: „Warum stören Sie zu dieser Stunde meine und meines Hauses Ruhe? Was wollen Sie?“ Ich antwortete: „Heiligster Vater, ich bin hier, um im Namen der Regierung Ew. Heiligkeit nochmals aufzufordern, amtlich Ihrer zeitlichen Oberherrlichkeit zu entsagen.“ Der Pabst schlug ohne Zeichen von Ueberraschung die Augen auf und sprach mit aufgehobener Hand: „Was ich immer gethan, so habe ich zuvor gebetet, daß der heilige Geist mich erleuchten möge, und eher ließe ich mich in Stücke reißen, als daß ich widerriefe.“ Ich beschwor Se. Heiligkeit, einen aufmerksamen Blick nach außen zu werfen: überall werde sie Verwirrung, überall das Blut ihrer Kinder fließen sehen; ich bemerkte ferner, ich sey überzeugt, daß Se. Heiligkeit den Schrekken eines Aufruhrs zuvorzukommen wünsche, dessen unausbleibliche Folge ein Blutbad seyn würde. Se. Heiligkeit erwiederte mir: sie mißbillige Alles, wodurch die öffentliche Ordnung gestört und Menschenblut vergossen

werden könnte; sie sey unschuldig an den Dingen, die sie hören müsse und tief betrübt darüber, sie rufe des Allmächtigen Beistand zu Wiederherstellung der Ordnung in der Hauptstadt und dem Staate an. Der heilige Vater fuhr fort, er sey weit entfernt gewesen, sich solcher Mißhandlungen, solcher Geringschätzung und Undankbarkeit von Seiten des Oberhauptes einer liebenswürdigen Nation zu gewärtigen, dem er so starke Beweise seiner besondern Zuneigung gegeben habe.“ Ich erwiederte: fortwährend verehren wir Se. Heiligkeit als unsern geistlichen Oberherrn, als das Oberhaupt der katholisch-apostolisch römischen Kirche; so spreche das Gesetz, dieß sey der Wunsch und der Befehl unseres Souveräns; die Religion, die Furcht und die Liebe Gottes und die Liebe zum Nebenmenschen seyen in unser Herz geschrieben. Der heilige Vater antwortete: „Uebrigens vergebe ich ihm und Allen.“

Da der heilige Vater nicht zu vermögen war, der zeitlichen Herrschaft zu entsagen, und überdieß die mir gesetzte Zeit fast abgelaufen war, sah ich mich genöthigt, Sr. Heiligkeit zu erklären, ich habe Befehle, die mich in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzen, ihn aus Rom zu führen. Der Pabst erwiederte: „Weil dem so ist, so gebe ich der Gewalt nach; Sie werden aber doch mir und den Personen, die mich begleiten sollen, zwei Stunden zugestehen, um unsere Vorkehrungen zur Reise zu treffen?“ Ich antwortete, nach meinen Instruktionen habe ich dazu keine Vollmacht; wolle mir aber Se. Heiligkeit das Verzeichniß der Personen geben, welche sie mitzunehmen wünsche, so werde ich dieselbe dem Generalgouverneur zustellen und ihn um Befehl bitten lassen. Der Pabst, der stand, sezte sich nun wieder an seinen Schreibtisch, schrieb eigenhändig die Liste und erwies mir die Ehre, sie mir zuzustellen; auf der Stelle rief ich den Gensdarmerieoffizier Defilippi und gab ihm vor dem Pabst und allen Anwesenden die Liste mit dem Auftrag, sie Sr. Excellenz dem General Grafen Miollis zu bringen, ihm den Wunsch des Pabstes mitzutheilen und mir seine Befehle zurückzubringen. Es währte keine zehn Minuten und ich war noch zur Seite Sr. Heiligkeit, da kam der Offizier zurück und brachte laut die Antwort, welche ich vom Quartiermeister Cardini bereits leise erhalten hatte; hier ist sie Wort für Wort: „Se. Excellenz der Generalgouverneur befiehlt, daß der Pabst und der Kardinal Pacca unverzüglich mit General Radet abreisen; die andern Personen kommen nach.“ Ich verbeugte mich vor dem heiligen Vater; ohne ein Wort zu sagen, stand er auf, nahm das Buch, das auf seinem Schreibtisch lag, und stieg die Stufe herab. Der Pabst war leidend, ich trat vor und reichte ihm den Arm; ich fragte Se. Heiligkeit, ob der Kardinal Pacca zugegen sey, sie antwortete ja; da winkte ich einem Offizier und hieß ihn Se. Eminenz bitten, sich sogleich zur Abreise zu rüsten; darauf ging der Kardinal, im einfachen Leibrock, mit dem Offizier durch das Zimmer des Pabstes, um sich in dem seinigen, das blos durch einen Verschlag davon getrennt war, anzukleiden. Ich führte Se. Heiligkeit unter dem Arm in das anstoßende Zimmer; unter der Thüre mußte ich meinen Arm zurückziehen, um den Pabst ungehindert durchgehen zu lassen; da kam zufällig seine Hand in die meinige zu liegen, und hingerissen vom Gefühle der Verehrung, das mich durchdrang, küßte ich andächtig diese heilige Hand und den Fischerring daran.

Ich war ganz allein beim Pabste; diesen Umstand benützend, erbot ich mich gegen Se. Heiligkeit, mich zu entfernen, damit er ungestört, wem er wolle, seine Befehle ertheilen, seine Geheimnisse und die Kostbarkeiten, auf die er Werth legte, anvertrauen könnte. Se. Heiligkeit antwortete: „Wenn man nicht mehr am Leben hängt, hängt man auch nicht mehr an den Gütern dieser Welt.“ Erschöpft sezte sich der heilige Vater auf einen Stuhl oben an seinem Bette, das weder Himmel noch Vorhänge hatte, und ich ging in das Zimmer zurück, aus dem ich herkam.

(Der Beschluß folgt.)

Das Brautfest in Venedig.

(Fortsetzung.)

Ohne auch nur aufzusehen, entließ der Doge den Jüngling bei diesen Worten mit einer leichten Bewegung der Hand. In der Seele des jungen Venetianers kämpften Haß und Liebe zugleich, doch bald vereinigte sie gemeinsamer Vortheil zu einem Bunde. „Es ist Sünde an der Asche meines Vaters,“ sagte er beim Nachhausegehen zu sich selbst, „daß ich die Tochter seines Todfeindes liebe. Aber wie? wäre es nicht zugleich die empfindlichste Rache an diesem Candiani, wenn es mir gelänge, ihre Gunst zu erhalten und sie zur Flucht aus dem väterlichen Hause zu bereden? Das Unternehmen gegen Venedig geht dabei doch immer seinen Gang. Auch ist sie ja schuldlos an dem Unrecht ihres Vaters.“ Mit solchen Gedanken suchte er sein mahnendes kindliches Gefühl zu beschwichtigen. Einige Tage gingen vorüber, ohne daß er von dem Thürsteher Olivio Nachricht erhalten hätte; jede Stunde vermehrte seine Leidenschaft und seine Unruhe. Endlich am vierten Morgen in der Frühe trat Olivio in sein Zimmer. „Wenn Ihr Fräulein Ermengard zu sprechen wünscht, so kann es heute geschehen,“ sagte er. „Wann, wie, wo?“ fragte Flaminio, und sein ganzes Wesen schien in Feuer und Flammen aufgehen zu wollen. „In Venedig muß man leise sprechen, leise gehen und sogar leise beten,“ versezte Olivio. „Heftige Leidenschaft ist ein Fenster, durch welches man tief in die Geheimnisse der Brust hineinschauen kann.“ — „Nun,“ rief Flaminio, „ich will mich mäßigen.“

„Mäßigung ist eine löbliche und nützliche Tugend," entgegnete der Diener, „und ich kenne nur eine Tugend, welche jener nachgehen und die Schleppe tragen muß." — „Diese heißt?" — „Großmuth," erwiederte Olivio mit seinem widerwärtigen Lächeln. Flaminio drückte ihm einige Goldstücke in die Hand. „Meine Gebieterin," fuhr jener fort, indem er seinen Mund so nahe an das Ohr des Jünglings brachte als möglich, „meine Gebieterin geht heute um zehn Uhr in die St. Annenkirche zur Messe, wohin die alte Aja und ich sie begleiten." — „Weiter, weiter!" — „Hört nur. Nach der Messe theilt die Signora vor der Kirche Allmosen aus. Da müßt Ihr Euch nun unter die Krüppel und Taugenichtse mischen, um zu einem kleinen Gespräch mit ihr zu gelangen."

Flaminio schüttelte den Kopf. Olivio fuhr fort, ohne darauf zu achten: „Die Aja wird Euch nicht im Wege stehen, denn während meine Herrin ihre milde Hand öffnet, kniet die Alte noch einmal auf den Stufen der Kirche nieder und richtet ihr Gebet an die Heiligen, welche an der Thüre geschnizt sind, denn sie vernachläßigt keinen, der im Himmel etwas gilt." — „Wozu soll das führen?" fragte der Jüngling. Olivio machte eine Bewegung mit der Hand, um anzudeuten, man müsse einen Schritt nach dem andern thun. Flaminio wurde nachdenkend. „Ich muß gehen," sagte der Diener, „entschließt Euch ohne Grübeln. In der Liebe wie im Kriege fängt man mit einer Erklärung an."

„Der Schurke hat nicht so ganz unrecht," murmelte der Jüngling, nachdem Olivio sich entfernt hatte; „erst muß sie meine Neigung kennen, bevor ich erfahren kann, was für mich zu hoffen ist."

Zur bestimmten Stunde fand sich Flaminio bei der St. Annenkirche ein. Sein Anzug war ärmlich, aber nett und rein; um jedoch den Schein der Dürftigkeit zu haben, stüzte er den Arm auf eine Krücke. Olivio kam zuerst aus der Kirche. „Beim Löwen des heiligen Markus," rief er, „das Bettelvolk brütet sich in den Lagunen aus, wie Frösche. Jeder Tag bringt neues Ungeziefer. Weg, ihr junges Pack, dem Alter gebührt der Vortritt." Dies sagend, drückte er die Jüngern in den Hintergrund und flüsterte Flaminio zu: „Tretet zulezt vor." In diesem Augenblick erschien Ermengard. Der Schleier verhüllte ihr Gesicht bis an den Mund, aber die herrliche Zeichnung des Kopfes, die frische blühende Haut und das schwarze leuchtende Auge waren durch die leichte Hülle sichtbar. Die Armen entfernten sich, einer um den andern, so wie sie ihre Gaben empfangen hatten, und nur ein Paar Kinder hoben noch die Händchen zur schönen Geberin empor, als Flaminio sich ihr näherte. Sie reichte ihm ein Silberstück. „Ich bedarf keines Geldes," sagte Flaminio, „keine Schäze der Erde können mir Glück bringen, nur ein gutes Wort aus Eurem Munde, schönes Fräulein, entscheidet, ob ich leben oder sterben soll." — „Wer seyd Ihr, was verlangt Ihr?" — Als Ermengard bei diesen Worten einen Blick auf den vermeinten Bettler warf, erkannte sie in ihm den jungen Mann, den sie in den Zimmern ihres Vaters gesehen und der ihm das Leben gerettet hatte. Sie zitterte und hatte Mühe, sich aufrecht zu halten. „Mein Stern wollte," fuhr Flaminio fort, „daß ich Euch sehen mußte, um die Lösung meines Schicksals zu finden. Ich bin von edler Geburt, ich liebe Euch mit einer Liebe, die der Tod nicht bezwingen kann; sprecht, ob ich Euch wiedersehen oder hoffnungslos in mein Grab gehen soll?" — „Nächsten Mittwoch findet Ihr mich wieder hier," stotterte Ermengard in einer Verwirrung, die ihr beinahe die Sprache raubte. Schnell zog sie jezt den Schleier tiefer herab und kniete neben die alte Aufseherin hin, welche mit ausgespannten Armen auf den Kirchenstufen ihr Gebet verrichtete. Olivio, der sich während dieses Auftritts damit beschäftigt hatte, den steinernen Bildern an der Kirchthüre nach der Reihe die Füße zu küssen, zog sich jezt wieder auf die unterste Stufe zurück und machte unbemerkt gegen Flaminio ein Zeichen, wodurch er ihm Behutsamkeit empfahl. Der Jüngling entfernte sich langsam.

Zwischen dem heutigen und nächsten Mittwoch lagen sechs lange, qualvolle Tage für den Liebenden. Zwar hatten seine Worte die Jungfrau nicht beleidigt, sie wollte sogar ihn wiedersehen; aber das konnte unbedachte Aeußerung in der augenblicklichen Verwirrung seyn. So schwankte er zwischen Furcht und Hoffnung, und wenn jene finstere Nacht um ihn verbreitete, trat diese freundlich zu ihm, vom Schimmer der Morgenröthe umflossen.

Endlich näherte sich der ersehnte Tag. Am Vorabend kam Olivio, ihm anzukündigen, daß die Gebieterin gewiß erscheinen werde. „Ich weiß nicht," sagte er unter andern, „wie es kommt, daß ich in mir eine so innige Zuneigung zu Euch verspüre, als ob Ihr mein leiblicher Bruder wäret. Ich wage freilich nicht wenig." — Flaminio merkte wohl, worauf es abgesehen sey, und gab ihm abermals einige Goldstücke. Des andern Tags fand er sich zur bestimmten Zeit bei der Kirche ein. Ermengard theilte, wie das vorige Mal, ihre Spende aus, und Flaminio näherte sich zulezt. „Geht diesen Nachmittag zu meiner Amme," flüsterte sie mit bebender Stimme, „sie wird Euch mehr sagen. Nachdem sie ihm noch den Namen und die Wohnung der Frau bezeichnet hatte, verließ sie ihn schnell und in heftiger Bewegung.

Flaminio verfehlte nicht, Ermengards Amme aufzusuchen. Frau Marina, so hieß sie, saß in einem kleinen, dunkeln Stübchen, auf einem alten gepolsterten Stuhl und betete ihren Rosenkranz, als der Jüngling in ihre Thüre trat. „Ich komme —" hob er an; die Alte schnitt jedoch den Faden seiner Rede augenblicklich ab, indem sie ihm mit der

dürren Hand bedeutete, sie wolle vorerst ihr Gebet zu Ende bringen. Dieß dauerte noch einige Minuten, und Flaminio hatte inzwischen Zeit, sich im Gemach umzusehen. Es stellte ein Bild verfallenden Wohlstandes dar, der Tisch, die Stühle und ein Schrank, welche das Hausgeräth ausmachten, trugen noch Spuren ehemaliger Zierlichkeit. In einer Nische stand eine Madonna mit dem Kinde, von einem guten Meister, aber der kararische Marmor war von Staub und Lampenruß geschwärzt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Neue Vaudevilles und Tragödien.

Der Marquis ruft seine Nichte herbei; sie soll sich verkleiden, soll Holzschuhe anlegen und sich auf die gefährliche Reise bereit halten. Er selber schneidet seine ailes de pigeon ab und nimmt die dreifarbige Kokarde. Da erschallt ein wildes Geschrei auf der Straße: Vive, vive la Charte! — Es ist mein Todesurtheil, ruft der Marquis; sie holen mich ab! Nur mit Mühe wird er beruhigt und über den wahren Zustand der Dinge aufgeklärt. Eine Nationalgardenscene auf öffentlicher Straße schließt. Sehr ergötzliche Couplets sind in das Ganze eingestreut. So singt z. B. der Marquis, nachdem er aus seinem zehntägigen Schlafe erwacht ist, einen Traum erzählend:

Pourquoi me réveiller?
Ah le beau rêve,
S'il s'achève!
Pourquoi me réveiller?
Je voudrais encor sommeiller.

Plus de ces vils impôts
Qui vexaient la noblesse,
Plus de ces longs journaux
Qui troublaient son repos.
Nous n'étions plus égaux
Sous la loi qui nous blesse,
Nous avions nos créneaux
Et nos droits féodaux.

Tout noble sans argent
Allait à la pairie,
Et sa femme à l'instant
Obtenait le pliant. *)
Nos cadets en naissant
Avoient une abbaye,
Nos aînés, en tetant
Avaient un regiment etc.

Vizentini, in der Rolle eines verwundeten Vorstädters, ist eine rein komische Figur, ohne Uebertreibung; etwas mehr Karrikatur ist Ferville als Marquis. Der Gesang der meisten Schauspieler war erbärmlich; singen ist aber im Odeon ihre Pflicht keineswegs, und man nahm vorlieb. Das Beifallklatschen war so unmäßig, daß der Saal zu erzittern schien. Guillaume Tell, von Pichat, der denselben Abend aufgeführt wurde, besteht aus einem Wirrwarr von Schillerschen Scenen, ohne Plan aufeinander gehäuft und durcheinander geworfen, daß einem Hören und Sehen vergeht. Der Autor, er ist todt und Gott habe ihn selig, hat es besser machen wollen, als Schiller. Hätte man es darauf angelegt, ein Meisterstück zu zerfetzen, es hätte fürwahr nicht besser gelingen können. Ich war entrüstet; mehrere Franzosen, die neben mir saßen und mit der deutschen Literatur bekannt sind, theilten meinen Eindruck. Nichts mehr davon. Im Théâtre français wird ein Junius Brutus von Andrieux mit Nächstem erscheinen. Seit zwanzig Jahren hält die Censur die Tragödie in ihrem Carton zurück. Ich fürchte, das allein möchte das Verdienst des Stückes ausmachen. Andrieux ist ein höchst witziger, eleganter, netter Dichter, hat aber keinen tragischen Funken in seinem ganzen Wesen. Sollte ich mich irren, nun, ein Widerruf kostet nicht viel. Nach Brutus soll „der Neger" auf den Brettern erscheinen. Auch diesen hält die Censur seit zwei Jahren eingekerkert. Nächstens mehr von diesem merkwürdigen Drama und seinem bis jetzt wenig bekannten Verfasser.

Sph.

*) Das Recht, am Hofe zu sitzen.

Räthsel.

Ein launisches Weib bin ich, wie sie ja sind,
Bald wild, wie ein Mann, bald sanft, wie ein Kind.
Sie wollen's nicht anders, die Herren, der eine
Verlangt, ich soll lachen, der andre sagt, weine.
Drum macht mich, erröth' ich auch zehnmal darob,
Nicht besser der Tadel, nicht schlechter das Lob.

In dunkeler Klause, da koch' ich mein Gift;
Weh! wenn es die Unvorbereiteten trifft;
Vor meines Sohnes und meinem Namen
Fuhr mancher beherztere Krieger zusammen;
Und zieh' ich die herrischen Hosen gar an,
So fliehe! denn sonst ist um dich es gethan.

Den Reiter von seinem geschwinden Roß
Werf' ich im Zorne mit Einem Stoß;
Zertrümmre den Frechen, der's wagt, mir zu stehen,
Den schwirrenden Pfeil hemmt kein klägliches Flehen;
Wohl hat man mit Stangen mich glücklich bekämpft,
Doch nie in die Länge den Zorn mir gedämpft.

Oft reut mich die Bosheit, dann wein' ich so sehr,
Daß naß wird von Thränen mein Lager umher,
Und gut seyn will ich, und bin es wieder,
Dann preisen mich tausend der freudigsten Lieder,
Und was ich verdorben im zornigen Muth,
Das mach' ich, so viel es noch möglich ist, gut.

Dann schmückt mich ein festliches, blaues Gewand,
Dann zaubert ein strahlender Diamant
Aus meinen Thränen Smaragde, Saphire,
Rubinen, und reiht sie zum Gürtel an Schnüre,
Und flicht mir im Abend- und Morgentraum
Das Gewand mit goldnem und purpurnem Saum.

Und leg' ich das Festkleid in seinen Schrein,
So hüll' ich in dunkeln Talar mich ein,
Besetzt mit unzähligen, großen und kleinen,
Kunstreich gereiheten Edelsteinen,
Und seine silberne Spange glänzt,
Wie Nektar, von Hebe den Göttern kredenzt.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 213.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. September 1830.

Seht, welch ein Fluch auf Eurem Hasse ruht,
Daß Eure Freuden Liebe tödten muß!

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Das Brautfest in Venedig.

(Beschluß.)

Am meisten zog die Aufmerksamkeit des Jünglings ein Pergament auf sich, welches an der Wand hing und mit allerlei seltsamen Figuren und Charakteren bemalt war. Er betrachtete es mit Verwunderung, bis die Alte, welche jezt das lezte Ave an ihrem Rosenkranze hergesagt hatte, ihm mit heiserer Stimme zurief: „Sezt Euch hier neben mich, das Ding dort versteht Ihr doch nicht. Mein liebes Kind Ermengard war diesen Morgen bei mir, sie besucht mich manchmal. Von allen Menschen auf der Welt hab' ich Abschied genommen, weil ich bald meine große Reise antrete, nur meinem Kinde, meiner Ermengard kann ich nicht Lebewohl sagen. Es ist mir, als müsse sie mich begleiten. Verständet Ihr die Zeichen dort auf dem Pergament zusammen zu setzen, so würdet Ihr auch verstehen, was ich sage. Ihr wollt meine Ermengard heirathen?" — „Ob ich will?" rief Flaminio, doch die Alte unterbrach ihn auf der Stelle: „Sie war diesen Morgen bei mir und weinte helle, bittere Thränen. Der Doge meint es gut mit ihr, wenn er nur nicht ihr Vater wäre. Ihr seyd ein Orseoli und freilich von einem alten Geschlecht." — „Ich bin kein Orseoli, sondern ein Fremder, mein Name ist Flaminio da Ponte." — „Da Ponte?" fragte Marina. „Mir deucht, sie habe von Euch gesprochen, von einem da Ponte, der dem Dogen das Leben gerettet. Ich glaube, sie hat Euern Namen aus Dankbarkeit in ihrem Herzen aufgeschrieben."

Flaminio wollte etwas sagen, doch die Alte ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Wenn Ihr fremd seyd in dieser schönen, großen Stadt, so wißt Ihr wohl nichts vom Feste der Bräute im Dom zu St. Peter? Es sind jezt noch vier Wochen bis Mariä Lichtmeß, da könnt Ihr den Zug sehen. Meine Ermengard wird auch dabei seyn, mit einem Kranz von weißen Rosen im schwarzen Haar; das bedeutet eine Braut des Himmels, und die Himmelsbräute haben ihr Hochzeitbett im Sarge." Flaminio merkte wohl, daß es im Kopfe der Alten etwas bunt durcheinander lief, doch war auch wieder ein dunkler Sinn in ihrer Rede, der ihn ängstigte. Er wollte es versuchen, ihre Gedanken auf einen bestimmten Gegenstand zu heften, und fragte: „Ermengard hat also von mir gesprochen?" — „Ei freilich, wenn Ihr da Ponte seyd. Sie würde Euch ohne Zweifel gern am Tage vor Mariä Lichtmeß im Dom zu Castello finden; aber dort steht schon der finstere Orseoli und wartet." Jezt fiel es wie ein Wetterstrahl in die Seele des Jünglings. „Hat vielleicht der Doge seine Tochter dem Orseoli zugesagt?" — „Ei freilich. Darum hat das gute Kind diesen Morgen helle, bittere Thränen in meinen Schooß geweint." Flaminio sprang auf, bleich und zitternd. „Kommt," sagte die Alte, „ich will Euch das Horoscop stellen. Dort auf jenem Pergament steht's geschrieben." Sie nahm ihren Stab, der ihr zur Seite stand, und schleppte sich zu dem Pergament hin. „Mein Gott," rief sie, „meine Augen sind fast erloschen, aber das Licht geht, wenn die Nacht im Anzuge ist."

Flaminio hörte nichts von den Worten der Alten. Nachdem er aus der ersten Betäubung zu sich gekommen, ergriff er ihre Hand. „Lebt wohl, Frau Marina! Sagt der schönen Ermengard, daß ich nie ein anderes Weib lieben werde.“

Mit diesen Worten stürzte er aus der Thüre. Noch an demselben Tage vernahm er von mehreren Personen die Nachricht, der Doge habe dem jungen Orseoli die Hand seiner Tochter zugesagt. Schnell fuhr ihm jezt ein Gedanke durch die Seele, und er säumte keinen Augenblick, sich zur Ausführung anzuschicken.

In Venedig war es seit undenklichen Jahren Sitte der Vornehmen, sich an einem bestimmten Tage in der Kathedrale zum heiligen Petrus in Castello trauen zu lassen. Dieß geschah am Tage vor Lichtmeß; im feierlichen Zuge gingen beim frühen Morgen die Bräute, begleitet von ihren Verwandten, dahin, und jede trug in einem Kästchen ihren Schmuck und ihre Aussteuer. In einem zweiten Zuge folgten die Bräutigame. Der Bischof hielt in der Kirche eine Rede und verrichtete die priesterliche Einsegnung. Auf dieses Brautfest baute Flaminio seinen Entwurf. Er begab sich eiligst nach Narenta und theilte den Plan seinem väterlichen Freunde Coloprini mit, ohne jedoch des Vorfalls mit Candiani und der Liebe zur schönen Ermengard zu erwähnen. Coloprini billigte den Anschlag und traf in der Stille die nöthigen Vorkehrungen. Da ihn ein alte, wiederaufgebrochene Wunde verhinderte, das Unternehmen selbst zu leiten, so übertrug er den Befehl dem Andreas Pola, einem versuchten Seemann, der jedoch mehr Tapferkeit als Klugheit besaß. Um übrigens dem Verdachte vorzubeugen, welchen das plötzliche Verschwinden Flaminios bei dem argwöhnischen Dogen erwecken konnte, mußte dieser sogleich wieder nach Venedig zurückkehren.

Die zu dem Ueberfalle bestimmten Barken liefen einzeln aus und sammelten sich am Vorabend des Festes in den Gewässern von Venedig, wo sie sich leicht verbergen konnten. Sie waren mit den verwegensten Narentanern bemannt; die meisten hatte der reiche Gewinn zur Theilnahme vermocht, andere die Kühnheit und der Glanz des Unternehmens selbst.

Der Tag vor Mariä Lichtmeß stieg dießmal trüb und unfreundlich herauf. Flaminio säumte nicht, sich zeitig in der festlich geschmückten Kirche einzufinden. Er hatte sich in einen Mantel gehüllt und mit einem Dolche bewaffnet. Nahe dem Hochaltare lehnte er sich an ein Grabmahl; der Doge hatte es seinem Vater an dieser Stelle errichten lassen, und der Jüngling wurde von unwillkührlichem Schauer ergriffen, als er zufällig die Blicke darauf heftete und den Namen Pietro Candiani las. In diesem Augenblicke ertönte das Geläute der Glocken und verkündigte den herannahenden Zug. Bald öffneten sich die Thore, und herein trat zuerst die Reihe der Bräute, jede tief verschleiert, das Haupt mit einem Kranze von weißen Rosen geschmückt und von zwei Gespielinnen begleitet. Sie stellten sich zur rechten Seite des Chors, während ihre Verlobten, welche den zweiten Zug bildeten, ihren Platz auf der linken Seite nahmen. Ermengard war die vorderste in der Reihe der Frauen. Flaminio erkannte sie augenblicklich an der hohen, schlanken Gestalt und dem goldenen Löwen, der auf ihrem Schleier gestickt war. Jezt kam der Bischof, von der Geistlichkeit umgeben, aus der Sakristei, bestieg die Stufen des Altars und begann nach einem kurzen Gebet die Anrede. Er hatte kaum einige Minuten lang gesprochen, als man ein Getöse vernahm, wie von einem herannahenden Sturme. Es kam immer näher und plötzlich erhob sich ein wildes Geschrei, die Thüren der Kirche wurden aufgerissen, und herein stürzten dreihundert Narentaner mit hochgeschwungenen Schwertern. Ein Schrei des Schreckens und der Verzweiflung schlug an die Gewölbe des Doms empor, die meisten Bräute suchten Schuz bei ihren Verlobten, einige sanken halb ohnmächtig zu Boden, nur Ermengard stand eine Weile regungslos; als sich aber die Korsaren auf die Bräute stürzten, um sich ihrer Morgengabe und ihrer selbst zu bemächtigen, warf sie ihr Kästchen von sich und wollte hinter das Grabmahl fliehen, an welchem Flaminio wie festgebannt lehnte, aber bei seinem Anblick wurzelten ihre Füße am Boden. Er eilte auf sie zu, und indem er ihr zurief: „Vertrauet mir, Ermengard, ich schwöre, Euch zu schützen,“ faßte er sie mit den starken Armen, trug sie aus der Kirche und eilte mit ihr den Schiffen zu. Ihm folgten die übrigen Räuber, die zitternden Jungfrauen in ihrer Mitte. Von den anwesenden Jünglingen und Männern hatte keiner an Widerstand gedacht, da sie ohne Waffen waren; manche hatten schnell die Flucht ergriffen und waren nach Venedig zurückgelaufen, wo sich die Nachricht von dem Ueberfalle mit Blitzesschnelle verbreitete. Candiani, mehr von Wuth über die Schmach, welche der Republik widerfahren, als vom Schmerz über die verlorne Tochter ergriffen, traf auf der Stelle Anstalten zur Verfolgung der Korsaren. Aber noch bevor er die Venetianer unter die Waffen rief, kamen die Künstler und Handwerker aus der Pfarre Santa Maria der Schönen in zahlreichen Haufen und aufs Beste bewaffnet, und verlangten vom Dogen, gegen die Feinde geführt zu werden. Alle tauglichen Schiffe wurden eiligst mit wehrhaften Männern besezt, und Candiani übernahm selbst den Oberbefehl.

Die Korsaren erreichten unterdessen mit ihren Barken ungehindert die Kanäle von Caorle. Unterwegs entspann sich unter ihnen ein Zwist über die Beute, und Andreas von Pola, ihr Anführer, machte den Vorschlag, zu halten und Gold und Kostbarkeiten auf der Stelle zu theilen. Die Bräute aber sollten nach Narenta gebracht und nur gegen schweres Lösegeld zurückgegeben werden. Die Habsucht der Narentaner war so groß, daß jezt der Gedanke an die gemachte Beute jeden andern verschlang, und sie sogar die

Vorsicht vergassen, ein Wachtschiff auszustellen. Während aber die wilden Haufen mit der Vertheilung beschäftigt waren, wobei es nicht an stürmischen Auftritten fehlte, saß Flaminio neben Ermengard in einer Ecke seiner Barke, und suchte ihr Beruhigung einzusprechen. „Wie kann ich Euern Worten trauen, da Ihr im Bund mit diesen Räubern seyd?“ fragte sie mit einem Tone, der die Härte des Vorwurfs mildern sollte. „Das verdanke ich dem Schicksal und Eurem Hause,“ antwortete der Jüngling. „Ich bin ein Venetianer, aus dem Geschlechte der Morosini, mein Vater wurde durch Euern Großvater verbannt.“ — „Ein Morosini seyd Ihr?“ — „Ja, mein Vater starb in der Verbannung und ich, den nicht einmal ein Verdacht treffen konnte, irre als Geächteter umher.“ — „Gott,“ seufzte Ermengard und wollte in der ersten Bewegung die Hand des Jünglings fassen, zog aber die ihrige schnell wieder zurück. „Aber was soll aus mir und den übrigen gefangenen Jungfrauen werden?“ fragte sie nach einer Weile, mit zagender Stimme. „Man gibt Euch alle zurück gegen Lösegeld, und dann könnt Ihr noch Orseolis Gattin werden.“ Sie fuhr heftig zusammen. „Ich vertraue Eurer Ehre, bringt mich sicher nach Fiesole.“ — „Nach Fiesole?“ — „Ich habe dort eine Tante,“ fuhr sie fort, „sie ist Vorsteherin im Kloster der heiligen Jungfrau. Gelobt mir, meine Bitte zu erfüllen.“ — „Ich gelobe es bei dem, der die Menschen richtet und bei der Asche meines Vaters,“ rief Flaminio.

Plötzlich wurden sie aus ihrer Unterredung durch ein lautes Geschrei aufgeschreckt; „die Venetianer, die Venetianer,“ tönte es von allen Barken. Wirklich waren auch die Schiffe der Republik schon so nahe, daß an eine Flucht nicht mehr gedacht werden konnte. Alles griff zu den Waffen. Auch Flaminio sprang auf und zog sein Schwert. „Um Gotteswillen, rettet Euch,“ rief Ermengard, „wir sind hier nahe am Ufer, rudert ans Land.“ — „Wenn Ihr mir folgen wollt,“ versetzte der Jüngling. „Ich kann, ich darf nicht!“ — „Gut, so falle ich an Eurer Seite,“ antworte Flaminio.

Die Venetianer waren den Korsaren nicht nur an Schiffen und Mannschaft überlegen, sondern auch in der Kriegskunst. Candiani manövrirte so geschickt, daß sich die Narentaner in kurzer Zeit ganz umzingelt sahen. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken, es galt jezt einen Kampf auf Leben und Tod. Durch einen sonderbaren Zufall stieß die Galeere, auf welcher sich der Doge befand, mit Flaminio's Barke zusammen. Candiani, beherzt und kräftig wie ein Jüngling, erblickte kaum seine Tochter, als er an der Spitze von zwanzig Bewaffneten in das feindliche Fahrzeug sprang. Flaminio umfaßte mit der Linken die zitternde Ermengard, mit der Rechten hielt er das Schwerdt empor. Candiani stuzte, als er den Jüngling erkannte. „Da Ponte!“ rief er. — „Nicht da Ponte, ich bin Morosini, der Sohn des unglücklichen Konstantini, den Ihr gemordet habt.“ Der Doge wich einen Schritt zurück, doch faßte er sich schnell und sagte: „Du hast mein Leben gerettet, ich verbürge Dir das deinige, laß meine Tochter los!“ — „Komm und nimm sie,“ rief Flaminio mit fürchterlichem Lachen. Der Doge drang wüthend auf ihn ein; der Jüngling, mehr besorgt um die Geliebte, als um sich, vertheidigte sich mit unsicherm Arm und erhielt vom Schwerdte seines Gegners eine Wunde in die Brust. Dies geschah in demselben Augenblicke, als er seine Stellung ändern wollte, und verlor darüber das Gleichgewicht. Er taumelte und fiel mit Ermengard, die sein Arm noch immer fest umschlossen hielt, über den Rand der Barke ins Wasser. Dem Dogen gerann das Blut zu Eis; er stand da mit weitgeöffnetem Munde, bleich wie ein Marmorbild, und das Auge heftete sich starr auf die Stelle, wo seine Tochter verschwunden war. Einige seiner Leute sprangen nach, um sie zu retten, aber es war umsonst; nicht einmal die Leichname Ermengards und Flaminios wurden mehr gefunden.

Der stumme Schmerz des Alten ging schnell in die Wuth der Verzweiflung über; er stürzte sich ins Gefecht, welches sich jezt furchtbar erneuerte; alle Korsaren fielen unter den Streichen der Venetianer, und Candiani kehrte am Abend, in traurigem Triumphe, kinderlos nach der Stadt zurück.

Die Aufhebung Pius VII. aus dem Quirinal durch die französische Regierung, am 6ten Juli 1809.

(Beschluß.)

Ich trat wieder zu Sr. Heiligkeit und ließ dem Kardinal Pacca melden, der heilige Vater sey bereit; Se. Eminenz kam hinter mir mit dem Oberst Costé; der Pabst wartete unser mit einem Buche in der Hand, ich hatte die Ehre, ihm den Arm zu reichen, und nun gingen wir hinab und durch den großen Hof. Unter dem Thorweg am Montecavalloplatze angelangt, blieb der Pabst stehen und segnete Rom. Der größte Theil meines kleinen Trupps, ein Theil der Patrouillen und die Wache vom Pallaste Colonna waren an verschiedenen Orten des Platzes in Schlachtordnung aufgestellt; tiefe Stille herrschte, es war fünf Minuten vor vier Uhr und die Mannschaft empfing den Segen des h. Vaters in tiefer Ehrfurcht. Auch nicht Ein Bürger war auf dem Platz oder an den Fenstern, wenigstens ließ sich keiner blicken; ich wunderte mich darüber, und ich nicht allein. Diese starre militärische Ruhe war sehr sprechend, ja ergreifend, und noch gesteigert wurde dadurch der moralische Eindruck eines Akts, in dem sich ein doppelter Charakter aussprach: Vermessenheit und Verehrung.

Mein Wagen stand da; der Pabst geht darauf zu, der Kardinal Pacca steigt zuerst ein, ich helfe dem Pabst einsteigen, schwinge mich dann auf den Bock und befehle,

während der Quartiermeister Cardini sich neben mich sezt, dem Obrist Costé, den Befehl im Quirinal zu übernehmen und Ordnung darin zu halten, dann dem Kutscher, uns gegen Porta Pia zu durch Porta Salara und längs der Mauern vor die Porta del Popolo zu führen. Wir fuhren ab unter Gensdarmeriebedeckung.

Während man am Thor umspannte, suchte ich den Pabst zu zerstreuen; ich fragte, ob sich Se. Heiligkeit wohl befinde, und ob sie, da sie mit nichts versehen sey, mir die Gnade erweisen wolle, über mich und die Vorräthe, die ich für sie und Se. Eminenz den Kardinal Pacca in Bereitschaft habe, zu verfügen. Der Pabst antwortete: „Ich befinde mich wohl, unser Herr hat weit mehr gelitten.“ Darauf öffnete er seine Dose, es waren aber nur noch zwei Prise Tabak darin; sogleich nahm ich eine Flasche von meinem Vorrath und füllte die Dose; es war meine Schuldigkeit, ihre Erfüllung machte mich glücklich und es schien auch dem heiligen Vater Freude zu machen; er gestand, er habe nicht daran gedacht, das Geringste mitzunehmen; dann zog er ein kleines Geldstück aus der Tasche, hatte die große Güte, es mir auf dem Finger zu zeigen, und sagte: „Dies ist Alles, was ich habe.“ Ich nahm aus der Bocktasche einen Beutel mit Gold und Silber und bot ihn sogleich Sr. Heiligkeit an, mit dem Bemerken, er gehöre mein, und ich bitte unterthänigst, er möchte für seine Bedürfnisse und zum Almosengeben darüber verfügen. Er dankte mir, und erst hinter Radicofani gab er meinen dringenden Bitten nach und nahm etwas davon, um Almosen reichen zu können.

Während dieser Unterhaltung langte ein aus dem Quirinal abgeschickter Offizier mit der Meldung an, die Sbirren seyen über dem Plündern der heiligen Kapelle betroffen und der Schuldigste verhaftet worden. Der Pabst äußerte, ein französischer Soldat würde ein solches Verbrechen nicht begangen haben; das Bewußtseyn seines heiligen Charakters und seine unaussprechliche Güte verließen ihn keinen Augenblick, und er fragte: „ob bei dem Ereigniß Blut vergossen worden sey?“ ich erwiederte: „nicht ein Tropfen;“ „Gott sey gelobt,“ war seine Antwort, und wir fuhren ab.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Ende August.

Vorträge über Chemie und französische Literatur.

Während des Sommers entvölkern sich unsere gesellschaftlichen Cirkel; das Theater wird wenig besucht und alle jene Anstalten, welche die Unterhaltung der gebildeten Welt bezwecken, stellen einstweilen ihre Thätigkeit ein. Eine Ausnahme davon machte jedoch in den jüngst verwichenen Monaten der physikalische Verein. Hier vernahmen wir mehrere in wissenschaftlicher Hinsicht sehr interessante Vorträge, die der gelehrte Pharmaceut Schweinsberg über das Chlor und dessen wichtigste Verbindungen hielt. Um seine Zuhörer auf den Standpunkt zu führen, von wo aus dieser wichtige Naturkörper, bei den Fortschritten, welche die Wissenschaft in unsern Tagen gemacht hat, betrachtet werden muß, eröffnete derselbe seine Vorlesungen mit einem kurzen Abrisse der Geschichte der Chemie. Bei Darstellung der phlogistischen und antiphlogistischen Ansichten am längsten verweilend, theilte er besonders Stahls und Lavoisiers Erklärungen der chemischen Erscheinungen ausführlich mit. Hiernächst ging S., mit Rücksicht auf den praktischen Zweck seines Vortrags, zur Betrachtung des Kochsalzes und seiner Verbindungen in allen Naturreichen über, wo Salzsäure an Natron gebunden ist. Er bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß sich das Kochsalz, als Stein- und als Seesalz, überall verbreitet finde, in Salz- und Mineralquellen, daß es auch in verschiedenen Pflanzen vorkomme, einen Bestandtheil des organischen Körpers bilde, und endlich, daß es höchst wahrscheinlich eine Rolle bei der vulkanischen Thätigkeit spiele. Hiefür spreche z. B. der Ausbruch des Vesuvs im Jahr 1822; der Berg habe nämlich damals eine so starke Salzmasse ausgeworfen, daß viele Bewohner der Umgegend davon für ihren Hausbedarf einsammelten, und damit so lange fortfahren, bis sie die Aufmerksamkeit der Steuerbeamten erweckten, die nunmehr jene Salzmasse als ein Kronregale in Beschlag nahmen. In Folge der hierauf angestellten Untersuchung aber ergab sich, daß die Masse vorzugsweise Kochsalz, nebst salzsaurem Kali, Glaubersalz, Schwefelsäure, Eisenoxyd, Magnesia, Gips, Kiesel-, Thon- und Kalkerde enthielt. Es kommt ferner, an Ammonium gebunden, die Salzsäure als Salmiak in den Dämpfen vor, die den Kratern entsteigen und sich alsdann theils in der Atmosphäre zerstreuen, theils als Salmiak niederschlagen, wo man sie als Beschlag oder Efflorescenz in den Spalten und Höhlen der Krater findet, wie z. B. in den kraterähnlichen Vertiefungen des brennenden Berges bei Duttweiler (zwischen Saarbrücken und Ottweiler), der durch ein entzündetes Steinkohlenflöz in Thätigkeit ist. Auch Humboldt gibt Nachricht von verschiedenen Quellen in Neuspanien, wo Salzsäure theils ganz rein, theils, wie in dem sogenannten Essigflusse, mit Schwefelsäure verbunden vorkommt. — In der lezten Vorlesung stellte S. das Chlor selber dar und zeigte seine Eigenschaften, namentlich das dadurch bewirkte Zerstören aller Pflanzenfarben, worauf die Schnellbleiche beruht u. s. w. Wir sehen der Fortsetzung dieser Vorträge mit desto größerm Vergnügen entgegen, da S. dabei nicht blos ein gründliches Studium des Faches bekundete, sondern auch den Beruf an den Tag legte, durch eigene Forschungen das Gebiet der Wissenschaft zu erweitern.

Wer mit der französischen Literatur nicht unbekannt ist — und welchem Gebildeten dürfte man dies in unsern Tagen gestatten? — der wird auch mit Theilnahme den Wettkampf verfolgt haben, der sich zwischen Romantikern und Klassikern erhoben hat. Aus diesem Gesichtspunkte war ein Cours de littérature française, den in den lezten Monaten zu eröffnen Hr. Peschier aus Genf sich bewogen fand, eine sehr erfreuliche Erscheinung. Ein vielversprechender Ruf war dem Auftreten dieses jungen Gelehrten bei uns vorangegangen; denn schon im verflossenen Winter hatte derselbe zu Berlin Vorlesungen über das Jahrhundert Ludwigs XIV. gehalten, die sich des Beifalls selbst sehr hoher Personen zu erfreuen hatten. Daher fand denn auch hier sein Cours einen zahlreichen Zuspruch von Damen und Herrn des diplomatischen Corps, der Handels- und der gelehrten Welt, ungeachtet der zu literarischen Lucubrationen so wenig geeigneten Jahreszeit und der Abwesenheit eines großen Theils desjenigen Publikums, das sich sonst für dergleichen Dinge am meisten interessirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 214.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 7. September 1830.

Zu Pferd, ihr wackere Prinzen! flugs zu Pferd!
Seht nur die hungrige und arme Schaar,
Eu'r schöner Schein saugt ihre Seele weg,
Und läßt von Männern ihnen nur die Hülsen.

Shakespeare.
Heinrich V.

Historische Scenen aus der lezten Woche des Julius 1830.

Mitgetheilt von einer Haushälterin.

Der Charakter der Mäßigung, der die französische Revolution vom Jahr 1830 im Waffenlärm auszeichnete, verläugnet sich auch jezt nicht, da die Literatur sich der außerordentlichen Ereignisse zu bemächtigen beginnt. Nimmt man die Produkte einiger Poeten, welche der heilige Wahnsinn zu weit fortgerissen hat, und die Aufsätze mancher geringerer Journale aus, so stellen die folgenden Skizzen, die wir einem der besten literarischen Journale, der Gazette littéraire, entlehnen, so ziemlich den Typus dar, auf welche Weise die französischen Belletristen den gigantischen Stoff zu leichten Geistesprodukten verarbeiten.

* * *

Mein Herr, der Rath bei dem Pariser königlichen Gerichtshof, ist ein alter Junggeselle. Jeden Sonnabend nach der Sitzung geht er aufs Land und kommt Montag Morgens wieder. Am 26ten Juli schlief ich so sanft, als eine gnädige Frau nur schlafen kann; da hörte ich auf einmal die Glocke ziehen und an die Thüre pochen. So früh kommt der Herr sonst nicht nach Hause und die Leute, die Prozesse haben, pochen nicht so laut. Im Ankleiden besann ich mich hin und her, wer es seyn könne, und war nicht wenig erstaunt, als ich öffnete und sah, daß es der Herr Marquis war. „Nun, Alte," sagte er, „ein wenig flinker! Läßt man einen Mann von Stand so warten? führe mich zu Deinem Herrn." Eine ganze Zeitlang konnte ich nichts antworten, so verblüfft war ich: der Herr Marquis duzt mich sonst nicht; er hat einen Prozeß, der vor uns auf Appellation liegt, und er beweist mir sonst sogar einige Aufmerksamkeit. Heute war er ganz verändert; er pustete, war ganz roth im Gesicht und unruhig wie Quecksilber. Endlich antwortete ich sehr trocken, der Herr sey auf dem Lande und ich wisse nicht, wann er wiederkomme. — „Gleichviel," sagte er, „ich warte auf ihn." Er nahm ohne weiteres Besitz vom Salon, zog einen Moniteur heraus und deklamirte laut wie ein Advokat. Ich ließ ihn gehen und machte mich an meine Arbeit; ich hätte aber doch fürs Leben gerne gewußt, was ihn so in aller Frühe herbrachte. Sicher war da ein großes Geheimniß im Spiel, und das mußte ich wissen. Darum nahm ich mir fest vor, an der Thüre zu horchen; war dann von einem Prozeß die Rede, so konnte ich ja gehen. — Endlich kam der Herr; der Marquis nahm sich nicht die Zeit, ihm guten Morgen zu wünschen, und rief: Nun, Lieber, Sie wissen es schon?

Rath. Was denn? nein, ich komme eben vom Lande.

Marquis. Wahrhaftig? Sie wissen es nicht? Nun, rathen Sie.

Rath. Rathen! warum nicht gar! da haben Sie es ja schneller gesagt.

Marquis. Nun denn, ich kann es nicht länger halten; Sie sollen mein Glück theilen; umarmen Sie mich,

lieber Freund; ich weine vor Freuden. Endlich ist die Monarchie gerettet: ein Staatsstreich ist gefallen.

Rath. Wirklich? sicher ist dieß wieder ein falsches Gerücht.

Marquis. Falsches Gerücht? Hier, lesen Sie, da ist der Moniteur! Freund, was ist das für ein schöner Bericht! herrlich! Wie schön beweisen sie, daß Frankreich mit der repräsentativen Monarchie fürder nicht bestehen kann! (liest:) „ein materieller Wohlstand, der in unserer ganzen Geschichte beispiellos ist.“ Nein, nicht hier; weiter unten, wo sie sagen, je mehr der Zeitungen seyen, desto weniger Publicität gebe es, die öffentlichen Beamten stehen in Mißachtung, die Majorität der Wahlen sey gegen das Ministerium, man müsse auf die Charte zurückkommen und brauche die Kammern nicht; überall beweisen sie ganz vortrefflich, daß das allgemeine Interesse einen Staatsstreich verlange. Und dieser Staatsstreich ist gefallen! (Er geht gestikulirend auf und ab). Ihr 221 Herrn, ihr bildetet euch ein, man werde euch nachgeben, weil Tollköpfe, weil Krämer sich in den Kopf gesezt haben, euch zu wählen! Jezt wollen wir sehen, was für Leute ihr seyd; man wird euch beweisen, daß der König Herr in seinem Hause ist. Es wäre bei meiner Seele doch lustig, wenn ich, ein alter Diener Sr. Majestät, ich, den die Frau Dauphine als Kandidaten zu empfehlen die Gnade gehabt, nicht über einen Krämer oder einen Advokaten Meister würde. Die französische Monarchie muß sich selbst achten, dieß ist sie sich schuldig, der Hof muß die Bürger lehren, daß die rechten Leute rechts sind und die Lumpen links. Nun, Rath, wir rechnen auf Sie; es sind so ein Paar vorlaute Herrn bei eurem Gerichtshof; sehen Sie zu, daß sie die Majorität nicht bekommen.

Rath. O, seyn Sie unbesorgt, die gute Sache wird siegen. Ich stehe Ihnen gut für mich und die Meinigen.

Marquis. Bravo! das ist recht; ich gehe heute nach St. Cloud, da will ich mit Peyronnet wegen Ihrer sprechen. Nicht wahr, eine Präsidentenstelle am Kassationshof wäre Ihnen recht, nicht?

Rath. Gewiß.

Marquis. Sie sollen sie haben, lieber Freund. Die erste Präsidentenstelle am Pariser Parlament biete ich Ihnen nicht an; sie gehört von Rechtswegen Cottu; man ist ihm eine Verbindlichkeit schuldig.

Rath. Ich bin nicht ehrgeizig; ich versichere Sie, wenn ich jenes bekäme, wäre ich höchlich zufrieden. Aber Sie, Herr Marquis, Sie haben Ansprüche zu machen; was werden Sie sich ausbitten?

Marquis. O nicht viel; ich möchte vorerst nur wissen, ob wir eine Art von Pairskammer behalten, da lasse ich mich zum Pair machen; in jedem Fall bitte ich mir von Polignac so ein Lehn, etwa wie Fenestranges, aus.

Rath. Sie glauben, man werde wieder . . .

Marquis. Lehen ertheilen? ganz unzweifelhaft, lieber Freund. Du zwar bekommst keines, denn Du bist ein Ror . . . denn Du bist nicht von Adel; aber mit Deiner Präsidentenstelle, und was sie Dir einträgt, kannst Du zufrieden seyn. Nun, auf Wiedersehen, ich gehe ins Schloß.

Rath. Ihr Prozeß, Herr Marquis . . .

Marquis. O, den brauche ich nicht zu gewinnen; doch es geht in einem hin, die Sache muß abgethan werden; ich rechne darauf, Adieu.

Rath. Unterthänigster Diener, Herr Marquis.

27ten Juli, Abends sieben Uhr.

Marquis (kommt). Lassen Sie für mich decken, Lieber; ich bin heute Ihr Gast.

Rath. Was tausend, Herr Marquis! gar zu viel Ehre für mich. Sie kommen von Hof?

Marquis. Ja, Alles ist außer sich vor Freude; wir waren bei einander ganz wie ehmals, lauter alte Häuser. Der König beweist eine Mäßigung, eine Großmuth... Er hat den ganzen Morgen gejagt. Beim Nachhausekommen hatte ich die Ehre, ihn zu sprechen; da hatte er die Gnade, zu mir zu sagen: „ein schöner Tag, mein Herr.“ Er war wirklich äußerst liebenswürdig und herablassend. Umbringen liesse ich mich für einen solchen Herrn.

Rath. Ja, es ist ein ächter Bourbon, ein Muster von Ritterlichkeit. Aber wie, gejagt hat er?

Marquis. Auf Ehre, ganz wie sonst.

Rath. Wissen Sie, was im Kabinetsrath ausgemacht worden ist?

Marquis. Im Kabinetsrath? Ich weiß nicht einmal, ob nur einer war. Wir wollen einmal sehen: ich war beim kleinen Lever, darauf hat der König Messe gehört, dann gefrühstückt, dann ging es auf die Jagd; nachher hatte Monseigneur von Beauvais Audienz; nein, ich glaube nicht, daß Ministerrath war. Von was hätte man auch sprechen sollen? ist jezt nicht alles vorbei? Ich denke, der König wird mit den Ministern nicht mehr arbeiten. Nach fünfzehn langen Revolutionsjahren ist ihm ein wenig Freiheit wohl zu gönnen.

Rath. Gewiß; und die Minister haben dann ganz freie Hand bei ihren Wahlen.

Marquis. Apropos, Peyronnet hat mir versprochen, Alles für Sie zu thun, und er hält mir Wort; wir behalten den Mann, wenn er sich Mühe gibt und sich hält, wie er soll; das muß bei ihm für den Mangel an Geburt gelten. Wie wäre es aber, wenn wir speißten? Ich bin mit dem König auf der Jagd gewesen und habe...

Rath. Wann Sie wollen, Herr Marquis. Ich wartete nur auf meinen Neffen, der alle Dienstage kommt.

Marquis. Ach ja, ich erinnere mich seiner. Man muß aus dem jungen Mann etwas machen.

Rath. Wäre mir schon recht, aber unter uns ...

Marquis. Nun was?

Rath. Es ist ein junger Brauſekopf.

Marquis. Aha! Liebſchaften, Spiel, Schulden; nun, was iſt denn das?

Rath. Nein, Herr Marquis; Gott ſey Dank, es iſt ein guter Burſche, dem es nicht an Talent fehlt und der etwas gelernt hat; aber der Zeitgeiſt ſpuckt ſo ein wenig in ihm.

Marquis. Wie? er iſt liberal? Nun, Sie kann ich nicht begreifen; ſolche Sachen muß man nicht leiden, Lieber. Erklären ſie ihm rund heraus, er müſſe Royaliſt werden, Sie wollen es. Teufel! zu meiner Zeit waren die jungen Leute wohl luſtig, wie das denn nicht anders iſt, aber liberal!! Da haben wir es ja, Lieber: was wäre aus uns geworden ohne die Ordonnanzen! Doch Sie ſagen mir nichts Neues aus der Stadt. Was ſpricht man? wie geht es? Alles iſt hoch erfreut, nicht?

Rath. Alles — das nun eben nicht. Die Gutdenkenden ſehen wohl ein, daß Herr von Polignac die Monarchie gerettet hat, die Liberalen aber ſpeien Feuer und Flamme.

Marquis. Man läßt ſie ſchwatzen; mit Worten werden ſie nichts gegen den König ausrichten. Sonſt aber iſt Paris ruhig?

Rath. Ich bin heute gar nicht ausgegangen. Nun, da iſt ja mein Neffe, der kann uns berichten. Guten Tag, Lieber, wie geht es?

Neffe. Alles geht gut, Onkel, Alles geht gut; eben fängt man an das Pflaſter aufzureißen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Oberprieſterin Vancathai und Doktor Richardſon.

Die neuſeeländiſche Oberprieſterin Vancathai ſtattete einen Beſuch bei uns ab. Es war eine auffallende Geſtalt und ſie ſchien etwa 30 Jahre alt zu ſeyn; ihre Geſichtsfarbe war dunkelbraun, ihre glänzenden Augen pechſchwarz, ihre ſehr langen ſchwarzen Haare fielen in zierlichen Ringeln um ihre Schultern; ſie trug das ſeeländiſche königliche Gewand und ihr ganzes Weſen athmete wilde Majeſtät. Kaum ſaß ſie, ſo machte ſie die Bemerkung, die Luft ſey ziemlich friſch, und fragte, ob wir Rhum an Bord hätten und ob wir ſie nicht davon koſten laſſen wollten. Ich ließ ihr eine Flaſche Branntwein reichen; ſie ſah ſie aufmerkſam an, die Farbe gefiel ihr aber nicht, und ſie ſagte: „Das iſt kein Rhum; ſolchen habe ich noch nie geſehen; gebt mir welchen, wie die Wallfiſchfänger ihn bringen.“ Ich ließ ihr nun eine Flaſche Rhum reichen; ſie füllte ein Glas und leerte es auf Einen Zug. Darauf bat ſie ſich eine Cigarre aus, und nachdem ſie ein Paar Rauchwolken von ſich geblaſen, wurde ſie ganz geſprächig. Am meiſten fiel ihr ein alter Schiffswundarzt, Namens Richardſon, auf. Sie fragte, wer er ſey; ich erwiederte, er ſey unſer Prieſter und Arzt in Einer Perſon. Dies gefiel ihr ſehr; ſie verſicherte, auch ſie ſey Prieſterin und auch mit Heilkunde gebe ſie ſich ab, und fuhr fort: „Will mein Bruder aus Europa mich nicht nach Landesſitte begrüßen?“ Dieſer Gruß beſteht darin, daß man ſich gegenſeitig verneigt und die Naſenſpitzen zuſammenbringt. Der galante Doktor war gleich bei der Hand, aber unglücklicherweiſe ging, als er ſich verbeugte, ſeine Perrücke los und eine breite Glatze kam zum Vorſchein. Leicht, und beſſer, als wenn ich es beſchriebe, kann man ſich denken, wie gräßlich die Oberprieſterin ob dieſem übernatürlichen Gruße erſchrak. Sie glaubte nicht anders, als der Doktor habe ſich mittelſt eines Zaubers die Kopfhaut abgeſtreift; ſie ſtieß einen furchtbaren Schrei aus, denn zum erſtenmal war ſie jezt Augenzeuge von den Wirkungen einer Kunſt, in die ſie ſelbſt eingeweiht ſeyn wollte. Alle ihre Begleiterinnen kreiſchten beim Anblick eines ſolchen Phänomens laut auf und ſtürzten in einem Rudel ans andere Ende des Verdecks, unter dem Geſchrei: Es iſt ein Zauberer, ein Hexenmeiſter!

Während des Tumults fand Doktor Richardſon Zeit, ſeiner Perrücke habhaft zu werden und ſie wieder aufzuſetzen, zur höchſten Verwunderung einiger jungen Wilden, die den Muth gehabt hatten, einen verſtohlenen Blick auf ihn zu werfen. Durch meine Vorſtellungen beruhigte ich endlich Vancathai und ihr Gefolge in etwas; ſie ließ ſich wieder zu ihrem Sitze führen, warf aber immer von Zeit zu Zeit einen zweideutigen Blick auf den armen Doktor, von dem ſie nicht zum zweiten Mal bekomplimentirt ſeyn wollte. Sie fragte mich, ob er ſich nicht mittelſt Zauberei die Haare ſo abgenommen habe, und ob es nicht in ſeiner Macht ſtehe, ſich ebenſo den Kopf von den Schultern zu nehmen. Ich ſprach ihm dies nicht ganz ab, und meine Antwort ſtellte den Doktor in ihren Augen ſehr hoch. Sie wollte von mir wiſſen, über wie viele Geiſter er gebieten könne und ob er ſeinen Bart ebenſo abnehmen könne, wie das Haar. Ich antwortete, die Zahl der Geiſter könne ich nicht genau angeben, ſo viel aber ſey gewiß, daß ſich der Doktor mit der größten Leichtigkeit vom Kopf bis auf die Füße auseinandernehmen könne.

Während wir ſo ſchwatzten, wollte ſich eine junge Neuſeeländerin von etwa vierzehn Jahren überzeugen, ob die Fähigkeit, loszugehen, in den Haaren ſelbſt ſitze, oder ob es wirklich ein Kunſtſtück ſey; ſie ſchlich daher leiſe herbei, faßte einen Haarbüſchel, in dem aber natürliche und Perrückenhaare unter einander waren, und zerrte daran; da nun die Haare nicht nachgaben, ergriff ſie eilends die Flucht,

um nicht von dem furchtbaren Zauberer in ein Schwein verwandelt zu werden; denn diese Völker glauben an die Metempsychose. Dieser Vorfall trug nicht wenig dazu bei, sie in ihrem Glauben an die übernatürliche Kraft unseres Arztes zu bestärken, und gab uns auf Kosten des weiblichen Kasuisten viel zu lachen.

Bei einem zweiten Besuch wurde die Priesterin noch ärger erschreckt als das erste Mal, und zwar durch einen ächten Schiffswitz. Der Zeichner und die Offiziere an Bord vermochten Doktor Richardson, den kahlen Theil seines Hinterhaupts zu einer Malerei herzugeben. Nicht lange, so prangte hinten eine furchtbare Fratze und der Doktor war ein förmlicher Janus. Tags darauf kam Vancathai mit ihrem zahlreichen Gefolge wieder an Bord und bat mich inständig, den Zauberer kommen zu lassen und ihn zu vermögen, daß er sein Haar wieder abnehme, wie gestern; sie habe das Wunder am Lande erzählt und da habe man nicht glauben wollen, daß ein sterblicher Mensch im Besitz einer so übernatürlichen Kunst sey; sie habe die Ungläubigsten mitgebracht, damit sie sich durch den Augenschein vom Wunder überzeugten. Richardson war sogleich erbötig, eine zweite Vorstellung zu geben; er trat vor die Oberpriesterin, neigte sich tief vor ihr, riß sich auf einmal die Perrücke ab, und nun kam, nicht ein kahler Schädel, wie Tags zuvor, sondern ein wahres Medusenhaupt zum Vorschein. Diese magische Erscheinung erfüllte die Oberpriesterin und ihr Gefolge mit Entsetzen; in einem Augenblick war das Hinterkastell leer, der Zauberer blieb allein stehen, und die ungläubigsten Seeländer waren nun vollkommen von seiner Zauberkraft überzeugt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Ende August.

(Fortsetzung.)

Vergleichung des antiken mit dem modernen Theater.

Peschier gehört derjenigen Schule des Globe an, die man in Frankreich die romantische nennt und die, wie man weiß, sehr ausgezeichnete Literatoren in ihren Reihen zählt. Der Raum dieser Blätter gestattet es nicht, eine vollständige Analyse der Vorlesungen zu geben; immerhin aber dürfte ein denselben entlehntes Bruchstück darin eine Stelle finden. Wir wählten dazu die Vergleichung, die P. zwischen dem alten griechischen Theater und dem neuern Theater anstellt, gerade weil seine Ansicht von der unserer ersten deutschen Dramaturgen sehr abweicht, und um zu zeigen, wie sehr sich der Ton der literarischen Kritik in Frankreich seit der Epoche geändert hat, wo Laharpe, Voltaire's Echo, die schneidenden und oft sehr gewagten Urtheile seines Meisters über die Alten, in seinen Augenblicken übler Laune, mit Gewissenhaftigkeit kund machte; denn zu seinem eigenen Ruhme wollen wir gerne glauben, daß er, bei kaltem Blute, nicht immer die nämlichen Ansichten hegte. — Nachdem P. in kurzen Worten die Geschichte der Wandlungen vorgetragen, die in Frankreich der Begriff des Romantism seit der Zeit erfuhr, wo Frau von Staël zuerst sich dieses Ausdrucks bediente, legt er die Prinzipien beider Schulen dar, untersucht genau die Regel der Einheiten, widerlegt siegreich den Einwand der Unwahrscheinlichkeit, den die Klassiker unaufhörlich zur Unterstützung ihrer Thesis voranschicken, und gelangt so endlich auch zu jenem Argument, das diese für unwiderleglich halten, nämlich: es hätten sich die alten griechischen Tragiker in diese dramatischen Regeln gefügt, ohne daß ihr genialer Aufschwung dadurch gelähmt worden wäre. „Für den Augenblick zugegeben — sagt P. in dieser Beziehung — was jedoch der Geschichte widerspricht, es hätten sich die Griechen stets dem Gesetze der Einheiten unterworfen, wollen wir untersuchen, ob selbst in dieser Hypothese jenes Gesetz unmittelbar und streng auf das neuere Theater angewandt und Völkern aufgedrungen werden kann, deren Ideen und Geschmack es widerstreitet. Um den Ursprung und die Wichtigkeit der vorerwähnten Prinzipien richtig zu begreifen, müssen wir uns im Geiste in jene alten Theater selbst versetzen... Nicht in einem dunkeln Saale, durch den schwachen Schimmer von Lampen nothdürftig erleuchtet, nicht auf einem Bretterboden, vor Zuschauern, welche Mangel an Beschäftigung den Bänken zuführt, sondern an hellem Tage, unter dem weiten Himmelsgewölbe, bei den Strahlen einer erquickenden Sonne, auf einer geräumigen und belebten Bühne, von wo aus sich die Natur den Blicken des Zuschauers entfaltete und dem Auge ein unermeßliches und glänzendes Panorama gewährte, dort wurden jene großen, der Zeitgeschichte entlehnten Dramen aufgeführt, die das Interesse der Anwesenden im höchsten Grade fesselten. Dieser weite Circus war nicht dazu bestimmt, die Muße der Unbeschäftigten einer Stadt zu vergnügen, sondern derselbe diente zu religiösen Feierlichkeiten; er ward in langen Zwischenräumen eröffnet, um den Jahrestag vaterländischer Ereignisse zu begehen und deren Andenken zu heiligen. Dieses unbeständige und flatterhafte Volk, das sich vom Glücke so leicht berauschen, durch das Unglück niederbeugen ließ, besuchte das Theater, um dort, durch das Schauspiel bedrängter Könige, gefallener Reiche und der größten Unfälle, Lehren der Standhaftigkeit und Menschlichkeit zu erhalten. Zugleich wurden dort die Gemüther für Vaterlandsliebe, Nationalstolz, Anhänglichkeit an Gesetze und Staat begeistert... Jene zugleich politischen, moralischen und religiösen Feste, wo man, so zu sagen, in Mitte der Ceremonien und vor den Augen eines ganzen Volks die Bilder der Heroen und Götter, mit ihnen aber die lebhaftesten Rührungen, die ernstesten Lehren hervorrief, jene Feste erforderten, nothwendiger Weise, allen Prunk, alle Pracht des Schauspiels. Sie sollten die Sinne verführen, zugleich aber auch die Einbildungskraft erschüttern, die Seele rühren und erheben. Mit der Gewalt der Dichtkunst vereinigte sich der magische Einfluß aller andern Künste... Durch ein System hingerissen, das so die Nachahmung selber verwirklichte, bedurfte der griechische Zuschauer kaum der Einbildungskraft, um sich vorzustellen, daß die Handlung, die man gab, sich in der That unter seinen Augen zutrage; sein Genuß beruhte weniger auf einer Concession des Urtheilsvermögens, als auf dem Zeugniß der Sinne. Allein aus diesem Modus theatralischer Vorstellung entsprang ihrerseits die Nothwendigkeit der Einheit von Zeit und Ort."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 215.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. September 1830.

In schimmernd grünen Alpenwiesen,
Ein Sorgenfrei,
Liegt hier im Schirm des Felsenriesen
Die Sennerei. —
Hier fern von aller Welt geschieden,
Mein selbst bewußt,
Athm' ich Gesundheit, Kraft und Frieden
Aus freier Brust.

Friderike Brun.

Der Weissenstein bei Solothurn,

als Heilanstalt durch Milch- und Molkenkuren und Molkenbäder.

Unter allen Bergen im Schweizerlande, welche schöne Rundgemälde und Fernsichten darbieten, stand von jeher der weltberühmte, vielbesungene und vielbesprochene Rigi oben an. Wer hätte Helvetien je besucht, ohne von diesem Kolosse herab die Wiege der Schweizerfreiheit, das Grütli, den Vierwaldstätter-, Zuger- und Lauwerzersee, welche insgesammt dessen Fuß bespülen, so wie das fruchtbare Muottathal und die Felstrümmer über dem unglücklichen Goldau in dem mannigfachen Wechsel von Licht und Schatten bei Morgen- oder Abendbeleuchtung zu betrachten. Und doch ist dieser Liebling aller Reisenden, sowohl Fremder als Einheimischer, seit ungefähr vier bis sechs Jahren, wenn auch nicht eine ganz verlassene Waise, doch ein der mütlichen Liebe nach und nach entfremdetes Kind der Mode geworden.

Diese grausamste Tyrannin der Welt hat ihre Herrschaft selbst über die eisgrauen, schneigten Häupter der Alpen, selbst über unbesteigbare Gletscherfirnen ausgebreitet und, sich stolz von dem klassischen Boden der Wald- und Urkantone abwendend, ihren Thron auf den sanfteren Anhöhen des Jura aufgeschlagen.

Des mächtigen Rigi's erster Nebenbuhler in der Gunst alles Volkes ist jezt der Weissenstein bei Solothurn.

In der That, von allen Bergen der Schweiz, und — man darf das Wort ohne Kühnheit aussprechen — vielleicht aller Alpenländer unseres Erdkreises, bietet keiner solch ein vollendetes malerisches Bild, durch einen so erhabenen Hintergrund begränzt, so lieblich an den Seiten verlaufend, so großartig abgeschlossen, und — was nicht unberücksichtigt bleiben darf — aus so bequemer Wohnung dar, als jener beinahe 4000 Fuß hohe Gebirgsvorsprung des Jura, der geographisch unter dem 25°, 9′, 9″ östl. Länge und unter dem 47° 15′ 31″ nördl. Breite, der Stadt Solothurn gegenüber, mit freier Aussicht auf das ganze Aarthal und die Alpen hin, in gerader Richtung auf die Jungfrau und das Finsteraarhorn, liegt.

Der Weissenstein besteht aus einem erhabenen, von Osten nach Westen, in einer Ausdehnung von zwei Stunden, zwischen der Röthifluh und der Hasenmatt hinlaufenden Bergrücken, dessen Stirne durch die weise Fürsorge des Stadtraths zu Solothurn, der, laut einer von Kaiser Karl IV. im Jahr 1350 zu Nürnberg erneueten Urkunde, seit undenklichen Zeiten das Eigenthumsrecht auf denselben besizt, vor einigen Jahren (1827) mit einem schönen Kurhause gekrönt wurde, an dessen östlicher Seite sich bequeme Stallungen und die Sennerei mit einigen darüber gebauten Zimmern für Brustkranke befinden. Diese Wirthschaft samt dem Sennhofe ist nun auf mehrere Jahre der Familie Brunner, den Besitzern des ersten Gasthofs zu Solothurn (zur goldenen Krone) verpachtet worden, und von diesen mit allen erforderlichen Einrichtungen auf das Beste versehen. So prangt nun auf dem gegen Süden, gerade den Hochalpen gegenüber gelegenen Grate des

vordern Jura, an der Stelle der ehemaligen ärmlichen Sennhütte, das neue Kurhaus; es ist in einem eben so einfachen als edlen Style gebaut, das solide Mauerwerk aus sogenanntem wildem Marmor aufgeführt, und das Haus theils mit Schindeln, theils mit Schiefer gedeckt. Es hat von der Erde bis unter das Dach vierzig Fuß Höhe, in der Fronte 108 Fuß Länge und, mit Abrechnung des nördlichen Vorsprunges, ungefähr vierzig Fuß Tiefe oder Breite. Unten befindet sich unter andern der große Gesellschaftssaal, welchen eine gewählte Büchersammlung aus den neuesten Erzeugnissen der englischen, deutschen, französischen und italienischen Literatur, zur Benutzung bei schlechter Witterung und neblichter Aussicht, ziert.

Die Gastzimmer, so wie die beiden Säle, sind geschmackvoll, aber höchst einfach meublirt, durchaus mit neuen, feinen Betten, mit Tischen, Kommoden, Schränken, Stühlen und Sophas von Nußbaumholz versehen, mit einem Worte: das Ganze ist mit der bekannten Bequemlichkeit (Comfort) der größeren Gasthöfe in der Schweiz eingerichtet und in demselben Maaßstabe für Speise und Getränke gesorgt. Man kann an der Wirthstafel um bestimmten, und verhältnißmäßig billigen Preis (wenn man bedenkt, mit welcher Mühe und Zeitaufwand selbst die geringsten Nahrungsmittel aus der Stadt Solothurn auf den Berg geschafft werden müssen), ungefähr zu zwanzig Groschen das Kouvert, mit Inbegriff des Weines, oder nach der Karte speisen.

Außer diesem Gasthofe ist auf dem Weissenstein noch eine besondere Anstalt zur Heilung für solche errichtet, welche mit Brustkrankheiten behaftet sind. Auf der östlichen Seite des Kurhauses, in einer Entfernung von zwanzig Schritten, ward an das westliche Ende des großen Kuhstalles ein neues Sennhaus mit allen Einrichtungen für die Käserei erbaut. Ueber diesem Gebäude sind zwei Stuben, nebst zwei kleinern Zimmern, und zwischen diesen, gerade über dem Kuhstalle, noch vier Gemächer angebracht, welche am Fußboden mit großen Ventilen und Dampfröhren versehen sind, um die wohlthuende Ausdünstung der Kühe und die Stallluft nach Belieben dahin leiten zu können. Auf diese Weise wird der Aufenthalt im Kuhstalle selbst, der für Brustkranke von so hohem Nutzen ist, ersezt, und der Zweck desselben auf eine weit reinlichere und bequemere Art erreicht. Diese Einrichtung gewährt überdieß eine raschere und anhaltendere Wirkung, indem man sich in diesen Zellen Tag und Nacht aufhalten kann, und bei keiner Art von Witterung dieselben zu verlassen genöthigt ist. Im Erdgeschosse dieser Wohnung ist die Käserei eingerichtet, das heißt in der Mitte des Raumes gerade unter dem Schornsteine, in einer verhältnißmäßigen Vertiefung, hängt über dem Feuer der große, mehrere Centner haltende Kessel, der regelmäßig von einem oder zwei Sennen bedient wird; daneben befindet sich ein Milchkeller, und unter diesem, in Felsen eingehauen, ein neuer Käsekeller. Hinter der Käserei führt eine Thüre in zwei Badestübchen mit hölzernen und zinnernen Wannen, zum Gebrauche der Molken-, der einfachen Wasserbäder, oder endlich auch medizinischer Bäder. Bei den immer häufiger werdenden Trinkkuren, ist Sorge getragen, daß die Molken nicht nur jederzeit ganz frisch, sondern auch mit größter Reinlichkeit zubereitet und in hinlänglicher Menge und verschiedenen Stärkegraden vorräthig sind. Um dem Ganzen die möglichste Vollständigkeit zu geben, sind Vorkehrungen getroffen, daß die Kurgäste nach Verlangen auch Esel- und Ziegenmilch und die davon gewonnenen Molken gebrauchen können. Die ersten Molkenkuranstalten wurden in der Schweiz in Dottenwyl und Brunegg (Kanton Aargau), später in Gais (Kanton Appenzell), in Interlachen (Kanton Bern) und zulezt auf dem Weissenstein gegründet.

Was auf diese Weise die Kunst in ihren mannigfachen Bemühungen vorbereitet, vollendet die heilende Kraft der Natur in der azurblauen reinen, von den aromatischen Düften der Alpenkräuter gewürzten Bergluft. Bevor wir den Lesern den Gebrauch der Molkenkuren zum Trinken und Baden, und ihre überraschenden Wirkungen zu schildern versuchen, sey es vergönnt, sie mit der nächsten und fernsten Umgebung des Kurorts, so wie mit der in ihrer Art einzigen Aussicht vertraut zu machen.

Tritt der Reisende an eines der Fenster im Saale des Hauptgebäudes, oder lustwandelt er auf der Terrasse, so schweift sein Auge in weiten Kreisen über die wunderschöne Landschaft, von Osten nach Westen, über Hügel und Thäler, Höhen und Tiefen, und schwelgt in dem stets wechselnden Farbenspiele von Licht und Schatten, über Seen und Flüsse, über Wälder, Wiesen und Aecker, zumal im beginnenden Herbste und an sonnigen Tagen, wo die reifende Saat neben dem grüneren Rasen prangt, wo die dunkeln Tannen mit den hellgrünen Buchen und Eichen in lieblichen Waldgruppen wechseln, wo neben den Spiegelflächen der Seen die Flüsse in anmuthig geschlängelten Windungen schimmernd erglänzen. Auf dem Sammtteppich der grünenden Wiesen ziehen sich die Kunstwege und Heerstraßen, wie weiße Bänder in stundenlanger Strecke sichtbar, nach allen Richtungen hin. Dazwischen sind Ritterburgen und Kirchthürme wie Marksteine hingesezt. Städte und Dörfer erheben in bunter Mischung ihr Haupt, und endlich im Hintergrunde steigt das große Amphitheater der belebten Natur, die Alpenkette mit ihren Gletschern und Firnen, im ewigen Schnee und Eise erglänzend, mit ihren Riesenhäuptern hoch in das Gebiet der Wolken empor. Welch ein ungeheurer Rahmen — die ganze Reihe dieser Bergveste im Halbkreise, vom hohen Säntis im Osten (Kanton Appenzell Inner-Rohden, an der Grenze gegen Toggenburg) bis weit über den Montblanc

hinaus zum Salève (in Savoyen) im Westen, welche Herrlichkeiten in einem Blicke!

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Scenen aus der lezten Woche des Julius 1830.

(Fortsetzung.)

Marquis. Das Pflaster reißt man auf!

Neffe. Ja, mein Herr, meinen Sie, man wolle sich von der Reiterei in den Boden treten lassen?

Marquis. Nun, das ist ganz einzig, wahrhaftig! Sie werden sehen, wir bekommen wieder einen Barricadentag! Die Zeiten sind vorbei, junger Herr.

Neffe. Möglich, daß sie vorbei sind, aber sie kommen wieder, das ist nur zu gewiß, und zwar über ein Kleines.

Marquis. Nun, lieber Präsident, zu Tische! wir wollen sehen, ob wir über dem Essen nicht einen Gran Vernunft in das junge Gehirn da bringen, das so in den Tag hinein raisonnirt. Sie wollten, man solle durchaus Barricaden machen, und da haben Sie sich denn eingebildet, es seyen schon welche gemacht.

Neffe. Nicht doch, mein Herr; Einbildung! Ich habe sie gesehen, noch mehr, ich habe daran gearbeitet.

Rath (hitzig). Wie? was? nun das ist ein wenig gar zu bunt!

Marquis. Lassen Sie es gut seyn, Lieber, lassen Sie es gut seyn. Nicht hitzig! mit jungen Leuten muß man ruhig sprechen. Können Sie mir sagen, lieber Freund, wozu Sie das Pflaster aufreißen wollten und wer Ihnen dabei helfen würde?

Neffe. Wer? Jedermann. Wo leben Sie denn seit zwei Tagen? aus welchem fremden Lande kommen Sie?

Marquis (mit Würde). Ich komme vom königlichen Schlosse St. Cloud. Gestern und heute habe ich Se. Majestät zum Beweis meiner Ergebenheit auf die Jagd begleitet.

Neffe. Nun, mein Herr, wenn Sie dem König so ergeben sind, so laufen Sie hin, sagen Sie ihm, daß er in diesem Augenblick um Frankreichs Krone spielt.

Rath. Du bist ein Narr, die Monarchie geht nimmermehr unter.

Marquis (begeistert). Nein, nimmer geht sie unter! Hört ihr es, ihr Herrn Liberalen? Es lebe der König! dies ist das Losungswort der Franzosen.

(Im nämlichen Augenblicke hört man das laute Geschrei: es lebe die Charte!)

Neffe. Hören Sie, wie man Ihnen antwortet? Glauben Sie Ihren Ohren?

Rath. Was ist dies? Lumpengesindel, Leute, die gar nicht wissen, was sie wollen. Sie sind vom Comité direkteur bezahlt.

Marquis. Ja, ja, der Comité direkteur ist es! aber es soll ihnen ihr Recht geschehen; wir haben die Truppen für uns.

Neffe. Ach ja, und ihr laßt das Volk niederschießen.

Marquis. Den Pöbel! Damen der Halle! Kohlenträger! nein, nicht doch — diese sind für den König.

Neffe. Nein, Herr, täuschen Sie sich nicht. Was die Truppen thun werden, weiß ich nicht; aber so viel ist gewiß, Paris steht für Einen Mann. Gebe Gott, daß kein Blut fließt!

Rath. Blut fließt! man läßt eine Kompagnie Gensdarmen ausrücken, und die Handvoll Meuterer ist auseinandergesprengt. Kein Zündkraut wird abgebrannt.

(Man hört eine Musketensalve.)

Neffe. Abscheulich! nun, ihr Herrn, ruft doch: es lebe Karl X., der Vater des Volks!

Marquis. Desto schlimmer für die Rebellen! Der Revolution mußte ein für allemal ein Ende gemacht werden. Jezt haben wir auch unsern 18. Brumaire; jezt ist es aus mit dem ewigen Geschwätz von Bonaparte; heute ist Karl X., was der war! Meine Herrn, jezt ist unsers Bleibens im Zimmer nicht mehr; die ächten Diener des Königs müssen sich zeigen! Ich gehe, ich laufe durch die Straßen unter dem Feldgeschrei der Emigration: vive le roi, quand même! Auf Wiedersehen, Rath. Morgen früh gehe ich wieder zu Hofe, werfe mich Sr. Majestät zu Füßen und umarme den lieben Polignac.

(Er geht und ruft: es lebe der König! großer Tumult unten, verwirrtes Geschrei: nieder mit ihm!)

Neffe (am Fenster). Sie haben ihn gepackt.

Rath. Großer Gott! er ist verloren, sie bringen ihn um.

Neffe (im Hinabgehen). Warum nicht gar! ich hafte für ihn. (Er bringt den Marquis bleich und zitternd zurück.)

Marquis. Lieber Freund, ich danke Ihnen; Sie haben mir das Leben gerettet. Zählen Sie auf mich auf Leben und Tod; wenn ich morgen an den Hof komme, mache ich Sie, was Sie nun wollen, zum Generalpächter oder zum Kommandanten der Maréchaussée.

Neffe. Sammeln Sie sich; das Leben habe ich Ihnen nicht gerettet, und für Ihr gütiges Anerbieten danke ich. Ich glaube überdies, der Hof wird nicht mehr viel Stellen zu vergeben haben.

Rath. Ja, so ist die Jugend! weil eine Handvoll Lumpengesindel sich in einer Straße zusammenrottet, ist gleich die gute Sache verloren! Du bedenkst nicht, daß der König überall Vertheidiger finden wird.

Neffe. Und die Freiheit? meinen Sie etwa, ihr werde es daran fehlen? Horch, schon wieder Gewehrfeuer! Es ist aus, wir haben Bürgerkrieg.

Rath. Rebellion, willst Du sagen; doch ich fürchte mich nicht davor.

Marquis (hat ein Glas Zuckerwasser getrunken). Morbleu! auch ich nicht! Laßt ihn nur kommen, den Feind, wir wollen ein Wort mit ihm sprechen.

Die Haushälterin (außer sich vor Schrecken). Da sind sie im Hof, da sind sie!

Rath. Wer? die Genedarmen?

Haushälterin. Nein, Herr, das Volk. Der Gewürzkrämer an der Ecke ist vorne dran, und ein Arzt und ein guter Freund von Ihrem Neffen. Da kommen sie schon die Treppe herauf.

Neffe (geht hinaus). Ich will sehen, was sie wollen. (Kommt sogleich wieder.) Auf, meine Herrn, Sie müssen Hand anlegen! Man reißt das Pflaster auf, und wir müssen uns die Steine zureichen bis hinauf in das sechste Stockwerk.

Marquis. Ich soll Steine tragen gegen meinen König? Nimmermehr!

Neffe. Aber es muß seyn, mein Herr; Sie sind einmal nicht der stärkere Theil.

Marquis. Nimmermehr! sagen Sie ihnen in meinem Namen, meine Grundsätze erlauben mir nicht...

Viele Stimmen. Vorwärts, stellt euch ins Glied, hinauf und dann hinab damit auf die Genedarmen!

Ein Handwerker kommt. Vorwärts, tapfere Bürger, an eure Posten. Ein Mann alle fünf Stufen. Rasch vorwärts!

Rath. Wie kommt ihr dazu, in mein Hausrecht einzugreifen?

Handwerker. Da gibt's nichts einzugreifen; fort, macht keine Umstände. Vorwärts, oder ich brauche Gewalt.

Haushälterin. Der ist wohl grob?

Handwerker. Kann seyn, Alte; Du gibst uns zu trinken und wirst auf den Mund dafür belohnt. Auf, mein Herr! A ha! da ist der Mann, der eben rief: „es lebe der König!“ Nun, der wird nicht von selbst gehen wollen, den muß man tragen. (er trägt den Marquis auf die Ruhbank der Treppe.) Reicht ihm die Steine zu, da unten, und wenn er sie nicht nimmt, laßt sie ihm auf die Füsse fallen.

Neffe. Entschließen Sie sich, Onkel; jeder Widerstand ist vergeblich.

Rath. Ja doch, ich protestire aber gegen die Gewalt. Da sieh, zu was Deine schönen Freiheitsideen führen. Aber nur Geduld! wer zulezt lacht, lacht am besten.

(Der Rath, sein Neffe und der Marquis reichen Pflastersteine zu bis zwei Uhr Morgens).

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Ende August.

(Beschluß.)

Vergleichung des antiken mit dem modernen Theater.

„Den Zuschauer (fährt Peschier fort) von einem Orte nach einem andern hin versetzen. dies wäre dem Griechen lächerlich vorgekommen, da die großen, ihn umgebenden Gegenstände, Himmel, Luft, Feld, die zur Stelle blieben, ihm das Gefühl seiner eigenen Unbeweglichkeit gaben. Da nun noch überdies der Chor niemals den besondern Raum verließ, den er im Umschlusse des Theaters einnahm, da er niemals die Handlung aus dem Auge verlor und jeden Augenblick dazwischen einfiel, so waren die strengen Einheiten, welche die Handlung hinsichtlich auf Zeit und Ort begrenzten, gewissermaßen unerläßlich. Denn wie konnte ein Schauplatz wechseln, der unaufhörlich besezt war? wie konnte man sich über die Dauer eines Stückes täuschen, die mit Genauigkeit zu bemessen, der Anblick eines stets gegenwärtigen Akteurs gestattete? Daher mußte die Zeit der Nachahmung ungefähr mit der Zeit der Handlung selber übereinstimmen, wofern nicht bei dem Zuschauer jenes lebendige Gefühl der Wirklichkeit zerstört werden sollte, das man hervorzubringen beabsichtigte. — So hätte denn Aristoteles, indem er diese Regel festsezte, Ausnahmen davon aber nur in äußersten Fällen der Noth gestattete, lediglich ein Bedürfniß ausgedrückt, das sich durch die Natur des Täuschungs-Prinzips in der griechischen Tragödie von selbst begründete. — Versetzen wir uns nun zu den Neuern, so werden wir bald gewahren, daß sich hier die Formen der theatralischen Nachahmung und mit ihnen das Täuschungs-Prinzip gänzlich verändert haben. In einem geschlossenen Saale wird die Vorstellung gegeben; dort ersezt ein künstliches Licht den Glanz eines reinen Himmels und einer leuchtenden Sonne. Die Dekoration, ist sie auch noch so vollkommen, deutet doch nur vielmehr die Idee des vorgestellten Gegenstandes, als diesen selbst den Augen an. Wird auch das Kostüm von einigen Künstlern ersten Ranges treu nachgeahmt, so geschah dies doch nicht immer, zumal vor der durch Talma in der Theaterkleidung bewirkten Revolution... Ueberdies wird noch jeden Augenblick die theatralische Illusion, könnte sie auch bei solchen Mitteln bewirkt werden, durch die Unvollkommenheit der Maschinerie oder andere, von der Ausführung unzertrennliche, Zufälle gestört. Unter diesen Umständen ist die Wirkung des Stücks nicht mehr auf eine absolute und strenge Nachahmung gegründet, sondern es muß zwischen dem Verfasser desselben und dem Zuschauer eine stillschweigende und gegenseitige Uebereinkunft bestehen, die allein den Eindruck möglich macht, den der Eine hervorzubringen, der Andere aber zu erfahren sucht. Die Urtheilskraft macht den Bedürfnissen der Bühne gewisse Zugeständnisse; die Einbildungkraft thut alsdann das Uebrige. Auf dergleichen Zugeständnissen beruht gänzlich das neuere tragische System und vornämlich das der Franzosen.“ — P. hat seinen Cours noch nicht geschlossen; wir werden daher vielleicht Gelegenheit haben, darauf nochmals zurückzukommen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 216.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. September 1830.

Gut, gut! ich sehe dieser Waffen Ziel,
Ich kann's nicht ändern, wie ich muß bekennen;
Doch könnt' ich es, bei dem, der mich erschaffen!
Ich nähm' euch alle fest und beugt' euch nieder
Der unumschränkten Gnade unsers Herrn.

Shakespeare.
Richard II.

Historische Scenen aus der lezten Woche des Julius 1830.

(Fortsezung.)

Den 28ten Juli.

Rath. Wo ist mein Neffe?

Haushälterin. Fort seit heute früh um fünf Uhr.

Rath. Der Tollkopf, er wird einen Flintenschuß holen wollen. Sind Zeitungen da?

Haushälterin. Es kam eine, und die hat der Herr Marquis. Sie gefällt ihm nicht so, wie vorgestern sein Moniteur; er hat geflucht und getobt. Da kommt er.

Rath. Nun, Herr Marquis, haben Sie ein wenig ausgeruht?

Marquis. Ach, stille davon! ich bin wie zerschlagen. Die verdammten Pflastersteine! Der leichteste wog gewiß hundert Pfund. Ach, und diesen Morgen bringt mir vollends Ihre Alte da das alleraufrührerischste Blatt, den National. Nun wahrhaftig, ich möchte wissen, was Herr v. Mangin denkt. Warum hat er nicht Pressen und Drucker eingesteckt?

Rath. Aber was sagt die Zeitung?

Marquis. Was sie sagt? abscheuliches Zeug, sie fordert offen zur Rebellion auf. Warum hat man aber auch die Bastille nicht wieder gebaut! Ich habe es immer gesagt, da hatte aber kein Mensch Ohren.

Rath. Gleichviel; die Truppen werden ihre Schuldigkeit thun, dann mache man mich zum Präsidenten eines tüchtigen Kriminalgerichts, und fürs Uebrige will ich schon sorgen.

Neffe (kommt). Das ist abscheulich!

Rath. Was denn? was gibt's?

Neffe. Was es gibt? Karl X. hat Paris in Belagerungsstand erklärt; hier ist die Ordonnanz, unterzeichnet Polignac.

Marquis (voll Freude). Ich wußte wohl, daß sie nicht nachgeben würden! Das heißt auftreten! Nun, junger Herr, sagte ich Ihnen nicht, die Monarchie könne nimmermehr zu Grunde gehen?

Rath. Einer Maßregel der Art bedurfte es allerdings. Auf den Straßen ist es jezt wohl sehr ruhig?

Neffe. Ruhig! was denken Sie! Ganz Paris ist in furchtbarer Gährung. Wo man geht und steht, sieht man Bürger in Waffen; bereits organisirt man die Nationalgarde.

Marquis (lachend). Die Nationalgarde! denken Sie sich einmal, Rath, die Nationalgarde unter Herrn Pepins Befehl marschirt gegen die Schweizer oder die Kuirassiere der königlichen Garde! Das ist zu bedauern, auf meine Ehre!

Neffe. Zum Teufel, Herr, Sie könnten mich närrisch machen mit Ihrem Gelächter. Meinen Sie denn, man müsse just Soldat seyn, um sein Leben in die Schanze zu schlagen? Hätten Sie ein wenig mehr Muth gehabt...

Marquis. Herr, ich glaube, Sie wollen mich beleidigen.

Neffe. Herr, ich glaube, so wäre Ihnen vor dem Nachhausegehen nicht so bange gewesen . . .

Rath. Ich selbst habe den Herrn Marquis dringend gebeten, sich nicht unter das Gesindel zu wagen. Er hätte sich Allem ausgesezt.

Neffe. Nun ja, und ich habe mich ausgesezt, und wo ich hinkam, sah ich Menschen, die entschlossen waren zu sterben. Horch, das sind die Trommeln der königlichen Garde! ich wette, diesen Abend schlagen sie nicht mehr zum Angriff.

Marquis. Er ist toll, rein toll!

Neffe. Ja, toll wäre ich, wollte ich länger mit Streiten meine Zeit verlieren. (in entschlossenem Tone:) Onkel, die Straße ist verrammelt; die Truppen werden uns hier angreifen; ich brauche Ihre Fenster für mich und meine Bekannten.

Rath. Meine Fenster! und wozu?

Neffe. Um auf die Schweizer zu schießen.

Marquis (lacht überlaut). Ha! ha!

Rath (wüthend). Fort aus meinem Hause, Herr; ich verbiete Dir und Deinen Bekannten, den Fuß über die Schwelle zu seßen.

Marquis (lacht).

Neffe (ruhig). Lieber Onkel, ich gehe allerdings, um meine Flinte zu holen. Später werden Sie froh seyn, wenn wir hier sind. Sie müssen nicht glauben, das Volk werde sich lang besinnen, Ihnen Ihren Salon und Ihr Schlafzimmer abzuborgen, und da ist es doch besser, Sie haben uns, als Fremde (geht).

(Starkes Gewehrfeuer in der Nähe, furchtbares Geschrei; die königlichen Truppen rücken an; die Hausthüren werden erbrochen; ein Dutzend Handwerker kommt die Treppe herauf; später der Neffe mit einigen Studenten.)

Ein Handwerker. Auf, oder ich stoße die Thüre ein.

Haushälterin. Soll ich aufschließen?

Marquis. Nein, nein, macht dem Gesindel nicht auf.

Handwerker. Es ist wohl Niemand drinnen; aber das Haus liegt gut, es hilft nichts; brecht auf! (die Thüre wird erbrochen.) Verderbt nichts an den Mahagonimöbeln; stellt Euch an die Fenster. (bemerkt den Rath). Ho! ho! Ihr wart da, Hausherr? warum gabt Ihr nicht Antwort?

Rath. Ich verbiete Euch, hier zu bleiben; mein Haus soll keinen Schlupfwinkel für bewaffnetes Volk abgeben, das will ich nicht.

Handwerker. Vom Wollen ist nicht die Rede; wie ich sagte, so geschieht's.

Marquis (am Fenster). Gensdarmen, hieher!

Handwerker. Willst Du wohl schweigen? Hast Du nicht gesehen, der will uns packen lassen!

Neffe (kommt eilends). Freunde, diese Fenster sind für uns belegt, Ihr müßt sie uns abtreten. Ihr geht eine Treppe höher hinauf, nicht wahr?

Erster Handwerker. Meinetwegen, recht gerne.

Zweiter Handwerker. Ja, aber die beiden alten Bursche da kommen nicht so wohlfeil weg. Sezt Euch hieher, Alte; hier sind Kugeln und Pulver; Ihr macht Patronen für beide Stockwerke.

Viele Stimmen. Recht so!

Marquis. Ihr könnt mich nicht zwingen, Patronen gegen meinen König zu machen. Lieber lasse ich mich in Stücke hauen.

Handwerker. Der König? was sagt er? Nicht gegen seinen König; er ist nicht an der Spitze der Truppen, der König; gegen die Schweizer und die Gensdarmen brauchen wir Patronen. Frisch ans Werk!

Marquis. Meine Grundsätze erlauben mir nicht . . .

Handwerker. Nun, da könnte ein Kapuziner die Geduld verlieren! hinauf, ihr andern, ich will sie schon in Gang bringen. Da ist gutes Papier!

Rath. Gott! meine schöne Sammlung der Quotidienne! wie gehen sie damit um!

Neffe. Nun, lieber Onkel, Sie müssen nachgeben.

Rath. Ich protestire gegen die Gewalt.

Neffe. Protestiren Sie, aber machen Sie uns Patronen.

Handwerker. So, jezt machen Sie sich ja daran. Seht, das ist gar nicht schwer; da hat jeder seine Form; ihr rollt das Papier herum, die Kugel unten hinein, Pulver darüber; recht! Da kommen die Gensdarmen, ich muß auf meinen Posten.

Marquis (ist mit der ersten Patrone fertig). Es ist einerlei; die Monarchie geht nimmermehr zu Grunde; so sage ich bis zu meinem lezten Athemzug.

Rath. Ja, lieber Freund, es lebe die Legitimität! Hier, ihr Herrn, ist ein halbes Dutzend.

(Das Gewehrfeuer beginnt in der Straße; man hört Kanonenfeuer; das Gefecht dauert bis mitten in der Nacht.)

(Der Beschluß folgt.)

Der Weissenstein bei Solothurn.

(Fortsezung.)

Weilt das Auge des Beschauers auf dem zunächst vor ihm liegende Aarthale, so winkt ihm vor allem die Stadt Solothurn, die älteste und zugleich eine der freundlichsten Städte der Schweiz, dicht am Fusse des Weissensteins, kunstgerecht mit Wällen aus Quadersteinen, mit Bastionen, Schanzen und Gräben eingefaßt, von vier Seiten mit runden Thürmen bewacht, von der Aar durchschnitten, von schönen Gärten und Landhäusern wie von einem Kranze eingefaßt, und wegen der nicht allzubedeutenden Höhe so deutlich sichtbar, wie wenn man von einem Thurme herab schaute. Kein Fremder, der den Weissenstein besteigt, wird versäumen, diese in mehr als einer Hinsicht merk-

würdige Stadt mit ihren Ueberresten aus der Römerzeit einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Fast von einem jeden Punkte derselben tritt seinem Auge die auf einer sanften Anhöhe gelegene Stifts- oder Domkirche zum heiligen Ursus entgegen. Sie wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts (in den siebziger Jahren) von dem berühmten Baumeister Pisoni in einem eben so edlen als großartigen Style erbaut. Dem imposanten Aeußern entspricht die einfache Verzierung des durch eine Kuppel erleuchteten Innern. Man zeigt hier die alte Freiheitsfahne, welche der Herzog Leopold von Oestreich im Jahre 1318 Solothurns Bürgern zum Danke schenkte, nachdem sie dessen Krieger beim Einsturze der Brücke aus den Fluthen der Aar gerettet, und — obschon ihre Feinde — mit Waffen, Nahrung und Kleidern versehen, in das östreichische Lager zurückgesendet hatten.

An der Ostseite dieses Tempels erhebt sich ein hoher Thurm, auf dessen Gallerie durch die Bemühung des um Wissenschaft und Gewerbe so vielfach verdienten Apothekers Pfluger sich seit zwei Jahren ein kunstreich verfertigter Ortszeiger befindet. Der innere Raum des Thurmes enthält eilf Glocken von der schönsten Harmonie, darunter eine silberne. Der ehrwürdige Zeitglockenthurm auf dem Marktplatze, ein uraltes Denkmal aus der vorauguſtischen Römerzeit mit der Inschrift:

„In Celtis nihil est Solodoro antiquius, unis
„Exceptis Treviris, quarum ego dicta soror."

so wie mit der künstlichen Uhr und dem Stundenschlage durch Figuren, fesselt die Aufmerksamkeit jedes Beschauers. Das wohlgeordnete Zeughaus mit mehr als 1000 Harnischen aus den Burgunderkriegen, mit allerlei Waffen, Fahnen, Gezelten und Trophäen aus den Schlachten bei Granson, Murten, St. Jakob und Dornach, ist nebst dem Rathhaus, worin die Bildnisse aller Schultheißen seit Hugo von Buchegg und Pantaleon von Gebestraß (1320) bis auf unsere Zeit, nebst der ehemaligen Jesuitenkirche, jetzt Kollegienkirche, dem Waisenhause, dem Hospital, der Franziskanerkirche und dem neuen Bau, mit den Gefängnissen, den Inschriften unter den Schwibbogen des Rathhauses und vielem Andern der Aufmerksamkeit des Reisenden werth. Die ganz in der Nähe von Solothurn gelegene Einsiedelei zu St. Verena mit den senkrecht emporsteigenden Felsenmassen und der engen Thalschlucht, mit ihren künstlichen Anlagen und natürlichen Grotten, mit den Denkmälern des schweizerischen Geschichtschreibers Robert Glutz-Blotzheim, des Nachfolgers Johannes von Müllers, und der Schultheißen Hugo von Buchegg und Nicolaus Wenzi, verdient einen kleinen Abstecher.

Nach Südwesten hin, zwischen dem Jura und der Aar, entfaltet sich unserm Blicke eine bedeutende Fläche, und wir sehen längs dem Fuße des Läberbergs die Kirchen von Salzach, von dem durch seine römischen Alterthümer berühmten Fischerdorfe Altreu, Betlach und Grämpen; noch westlicher im Kanton Bern den ganzen Bielersee mit seiner anmuthigen Insel, berühmt durch den einstigen Aufenthalt des seltsamen Ringers nach Wahrheit, Jean Jacques Rousseau, und die Herbstfeste der Winzer, dann die an jenem See gelegenen Städtchen Biel, Nidau, Erlach und Landeron. Ueber die südwestlich gelegene Landenge hinweg sieht man einen Theil der Stadt Neufchatel, den schönen See gleiches Namens, und an dessen reizenden Ufern die Städte Granson, Estavayer und Yverdün. Wenden wir uns von diesem Punkte mehr gegen Süden, so erscheint uns der Murtnersee mit einem Theile der Stadt, und in einiger Entfernung die Thürme von Wistisburg oder Avenche (die Römerstadt Aventicum) im Waadtlande. Jenseits des Murtnersees, in der Richtung von Genf und Lausanne, verliert sich das Hochgebirge aus dem Hintergrunde des Gemäldes, und jenseits des Neuenburgersees tritt statt dessen die Jurakette auf. Ueber die erste Abdachung hinweg, zwischen welcher sich die Aar in vielen Schlangenwindungen hinzieht, erblickt man die Stadt Bern, und noch entfernter die Stadt Freiburg im Uechtlande; zwischen Solothurn und Bern aber das ehemalige Kloster Frenisberg, dann Hofwyl mit dem berühmten landwirthschaftlichen Institute des großen Schweizers Emanuel von Fellenberg; unweit davon das Grauholz, ausgezeichnet durch ein Gefecht der Berner mit den Franzosen im Jahre 1798. Etwas näher erhebt sich Fraubrunnen, ehemals ein reiches Frauenkloster, wo auf einer Anhöhe bei einer großen Linde das unlängst erneuerte Denkmal der folgereichen Schlacht der Berner mit den Engländern unter Loussi steht, in der lezterer im Jahre 1375 eine gänzliche Niederlage erlitten. Links von Fraubrunnen sehen wir das Pfarrdorf Hindelbank mit dem Schlosse der Edlen von Erlach und der Kirche, wo sich das berühmte Denkmal der Pfarrerin Langhanns vom genialen Künstler Stahl befindet, dann entfernter, in gleicher Richtung, das Schloß Wimmis, und etwas näher die Burgfeste Thorberg.

Südöstlich fällt uns mitten unter zerstreuten kleinen Ortschaften, zwischen den Kirchen von Aeschi und Seeberg und dem schöngelegenen Steinhof, der überaus tiefe Burgsee mit den Resten der ehemaligen Ritterburg Aeschi in die Augen, und noch etwas östlicher der kleinere Bolkensee. Jenseits dieser Seen stellt sich uns das reiche Dorf Herzogenbuchsee im Kanton Bern mit seiner auf einem Hügel stehenden Kirche entgegen, wo vor einigen Jahren auf dem Gottesacker ein schöner Mosaikfußboden aus der Römerzeit ausgegraben, dem Vernehmen nach aber auf höhern Befehl sogleich wieder verschüttet worden; dann noch etwas mehr gegen Osten das schöne Schloß Thunstetten mit seinem Kunstgarten, der gewerbsame Flecken Langenthal, und das

Bad Gutenburg. In südöstlicher Richtung erscheint zwischen Langenthal und dem Dorfe Roggrüf hindurch, im Kanton Luzern, das reiche Kloster St. Urban mit seinen Thürmen; etwas darüber hinaus der Sempachersee mit einem Theile der Stadt Sursee, die Kirche von Rußwyl, der Berg von Beromünster und der Lindenberg, welche jenen Kanton von Luzern bis ins Aargau durchschneiden. In weiterer Ferne erblicken wir den Roßberg im Kanton Schwyz, wo einst der tyrannische Zwingvogt Landenberg hauſete, und an dessen Fuße im Jahre 1806 das unglückliche Goldau von einem Bergsturze verschüttet ward.

Hat unser Auge dieß ganze große Naturgemälde überschaut, sich forschend an den einzelnen Gegenständen, Städten, Dörfern und Landschaften geweidet, so wird es unwillkührlich noch einmal von dem imposanten Hintergrunde angezogen, und von den Riesenkolossen der Alpen gefesselt. Da thürmt sich in der Mitte des Gesichtfeldes der ungeheure Obelisk des Finsteraarhorns in die Wolken empor; um ihn herum stehen, gleich ewigen Wächtern, der Eiger, der Mönch und die Jungfrau; rechts die Blümlisalp und die Alt-Eis nahe bei dem Gebirgspasse der Gemmi; links das Schreckhorn, die beiden Wetterhörner, das hohe Ritzlihorn in der Nähe der Grimsel, die Triftshörner, der Döbi, der Titlis, der Glärnisch im Kanton Glarus und der hohe Säntis in Appenzell.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

Eindruck der französischen Revolution auf die Bevölkerung.

Die großartigen Ereigniſſe in Paris haben bei uns einen vollönenden Wiederhall gefunden, und es zeigt sich recht, daß unser ganzes Herz an dem Land hängt, mit dem uns zwar nicht politische Meinung, wohl aber Familienbande, Sprache, Geschichte, Sitten und eine Menge pecuniärer Rücksichten verbinden. Die Mandate des 25. Juli waren für alle Gutdenkende ein Trauerereigniß. Männer, Frauen und Mädchen, die sich früher nie gesprochen, traten nun in den Straßen zusammen; in den Werkstätten, wo bei uns auch viel freier Sinn zu Hause ist, wollte Niemanden die Arbeit schmecken. In den Kabinets der Uhrmacher und Bijoutiers war überall Murren, und die Arbeit ging nirgends von statten. Die Herrn und Meister liefen kopfschüttelnd von einem Cercle zum andern und vergaßen die Mittagssuppe, vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben. Die Buben auf der Treille spielten Ordonnanzens, d. h. sie hatten ein armes kleines Mädchen erwischt, ihm eine mächtige Papiermütze mit gemalten Flammen und Teufeln aufgesezt und führten es unter Singen und Geplärre zum Scheiterhaufen, bis größere Buben kamen, sie mit Prügeln auseinander trieben und das kleine Mädchen, das die Charte vorstellen sollte, wieder frei machten. Gerade so gings indeſſen in Paris, nur war dort das Spiel etwas blutiger. In der Nacht des 28. Juli trafen durch außerordentliche Gelegenheit die ersten confuſen Nachrichten von den Ereigniſſen in Paris ein. Morgens um 9 Uhr waren sie durch die ganze Stadt gelaufen. Tausende von Menschen drängten sich an der Post zusammen, wo zwischen 10 und 11 Uhr der Pariser Kourier ankommen sollte; er kam aber nicht. Nun stieg die Unruhe aufs Höchste und es war, als könne man gar nicht zu Bette gehen. In der Nacht kam auch keine Nachricht. In Ferney, wohin Einige geritten und gefahren waren, wußte man auch nichts. An Geschäfte war gar nicht mehr zu denken. Plätze, Straßen und Kaffeehäuser waren voll Männergruppen. Da stand ein Staatsrath mit zwei Schneidern, dort der Professor der Astronomie, ein schwarzer Grobschmied, ein Korbflechter und drei Schusterbuben zusammen. Mich hielten mehrere Uhrmacher hinter einem der Marmortische des café de la poste fest, um mir zu beweisen, was gar keines Beweises bedarf. Endlich gab es Lärm auf der Straße. Il vient, il arrive! schrie es; es war der Pariser Kourier. Ich weiß nicht, wie die Postoffizianten ihre Expedition gemacht haben, denn in Einem Augenblicke hatten dreißig bis vierzig Menschen Pariser Briefe in den Händen. Es waren die Nachrichten vom 28. und 29. Wer einen Brief hatte, stieg auf einen großen Güterwagen, der vor der Post stand, um ihn laut vorzulesen. So kamen die Nachrichten schnell herum; Alles war nur frohe Hoffnung und Theilnahme an dem tüchtigen Volk, das sich selbst geholfen, damit ihm Gott helfe. Die sonst so kühlen und besonnenen Genfer waren nun wie ausgelaſſene Kinder, und diese dithyrambische Stimmung stieg noch am folgenden Tag, als die vollen Siegsnachrichten mit den Zeitungen kamen. Auf der Société de lecture, in den Cirkeln, in den Kaffeehäuſern und an allen öffentlichen Orten wurde immer laut vorgelesen. Allerdings kommt bei dieser Brudertheilnahme das pecuniäre Interesse in Betracht; denn sehr viele Genfer haben einen Theil ihres Vermögens, manche das ganze in den französischen Fonds; Frankreichs Glück und Unglück entscheidet also über ihr eigenes. Diese Leute kennt man jedoch; sie tragen feines Tuch, weiße Wäsche und Uhrketten. Dies waren aber nicht die, welchen die Pariser Nachrichten am mächtigsten zu Herzen drangen; es waren Männer, deren Gleichen dort kämpften, bluteten und siegten, wackere Handwerks- und Bürgersleute, die keine Kapitalien in der Truhe haben, sondern mit den Ihrigen durch Fleiß, Regsamkeit und Redlichkeit von heute auf morgen leben, ja Viele, die bei dem gestörten Handel und Verkehr sogar verlieren; daran dachten sie aber nicht. Ihre Theilnahme, ihr Gefühlsausdruck war wirklich rührend. Bei solcher Gelegenheit sieht man, glaube ich, auch einem Volk an, ob es seine Obrigkeit lieb hat und ehrt. Syndiken und Staatsräthe verkrochen sich nicht etwa in diesen Tagen, sondern ließen sich noch häufiger in den Straßen sehen, wie sonst. Sie hatten ein gutes Gewiſſen, und darum wurde ihnen auch, was sie verdienen. Wiewohl sie an manchen Gruppen vorüber gingen, die an die erste Pariser Revolution erinnerten, so bewies ihnen doch Jeder die alte Achtung und Höflichkeit. Dies ist eben der große und wesentliche Unterschied zwischen jener französischen Staatsumwälzung und der jezigen. Dort war das Volk noch nichts und der Pöbel Alles, hier der Pöbel nichts und das Volk Alles; das Volk aber ist überall achtungswerth gerecht und gut. In Paris war es überdies noch heldenmüthig, voll Mäßigung und Großmuth. Wenn Voltaire heute zurückkehrte, möchte er von den Franzosen noch sagen, daß sie moitié singe, moitié lion seyen?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№ 217.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. September 1830.

Hier, wie aus der Traube, quillet
Geist und Leben, frisch und rein,
Leben, das den Hirten füllet.

Bürger.

Der Weissenstein bei Solothurn.

(Beschluß.)

Aus der zweiten Kette blicken der Monte-Rosa und der ferne Montblanc, der König der europäischen Berge, in majestätischem Glanze herüber. Sich erholend, ruht dann der Blick auf den graßreichen Vordergen, dem Rigi, dessen Staffelhaus sichtbar ist, dem Pilatus, Mettenberg, Niesen, Stockhorn, Gurnigel, Moléson, dem Mole und Voirons. Und nun, von den hohen Alpen abgewendet, weilt das Auge, verscheucht von der Leere des flachen Horizonts im Westen hinter dem Neuenburger-See, auf den ernsten Häuptern des Jura: Dole, Mont-Tendre, Dent de Vaulion, Aiguille du Baume, dem Gesteler und der Hasenmatt.

Will man den Vollgenuß der schönen Aussicht haben, so muß man sich in der Frühe zwischen drei und vier Uhr auf die Röthi, einen, eine halbe Stunde von dem Weissenstein nach Westen hin gelegenen Felsenvorsprung, begeben, um beim Anfange der Dämmerung zu sehen, wie unter tiefem Schweigen aller Erdenwesen die Sterne immer mehr erbleichen und verschwinden, weiße Wolkensäume im Osten erscheinen, diese sich allmählig röthen, die fernen Schneeberge aus grauen Schatten ihre Häupter immer heller und heller emporheben, von der höchsten Spitze bis zum niedrigeren Gletscherfelde gradweise erglänzen, bis sie in ihrer majestätischen Reihe vom Montblanc bis zum Säntis verklärt dastehen; wie in allmählig erscheinenden und immer lebhafteren Farben die Morgenröthe am östlichen Himmel sich ausbreitet, während noch graues Dunkel auf den niedern Bergen und Thälern liegt, und öfters weiße Nebel auf den Seen und Flüssen schweifen; um endlich das herrlichste Schauspiel der Natur, die am östlichen Horizonte langsam und majestätisch auftauchende, glühend rothe Scheibe der Sonne, mit ihren hellbläulich blitzenden Strahlen zu schauen.

Nachdem wir so versucht haben, in einem leichten Umrisse das Gemälde einer Aussicht zu entwerfen, welche ohne Zweifel zu den schönsten der ganzen Schweiz gehört, sey es uns vergönnt, einige Worte, obgleich im Tone des Laien in der Arzneikunde, über Milch- und Molkenkuren und deren Anwendung als Getränk und Bad hinzuzufügen. Doktor Kottmann sagt in seinem Werkchen: Die Milch- und Molkenkuren, auch Molkenbäder auf dem Jura bei Solothurn, unter andern: „Obschon die Milch ihrem Wesen nach immer die gleiche Beschaffenheit hat, so ist doch ihr Mischungsverhältniß bei verschiedenen Thiergattungen verschieden. In unsern Gegenden haben wir besonders die Milch der Kühe, der Eselinnen und der Ziegen ins Auge zu fassen; die Milch besteht 1) aus fetten Stoffen, oder einer Art von thierischem Oele (Sahne, schweizerisch Nidlä genannt), welche meistens in Butter verwandelt und so benuzt wird; 2) aus dem Käsestoffe, und 3) aus wässrigen Theilen oder den Molken, welche noch Zuckerstoff enthalten. Die Chemie fand aber diese Stoffe in verschiedener Menge in den verschiedenen Milcharten, so daß Esels-

milch äußerst wenig Butter, nicht viel Käse, aber sehr viel Milchzucker, die Ziegenmilch viel Butter, viel Käse und wenig Milchzucker, die Kuhmilch aber alle drei Substanzen in ziemlich gleicher Mischung enthält. Vergleicht man die Frauenmilch mit der Milch der genannten Hausthiere, so finden wir sie am reichsten an Butter- und Zuckerstoff, sie ist die fetteste und süßeste zugleich, an Butterstoff der Ziegenmilch, an Zuckerstoff der Eselsmilch am nächsten stehend; sie gerinnt niemals oder doch lange nicht, welche Erscheinung man wohl der gemischten Nahrung, und vorzüglich den Mehlspeisen und zuckerstoffhaltigen Gemüse und den Gartengewächse überhaupt zuschreiben muß."

Wenn nun die Milch, als der Säfteextrakt frischer Kräuter, die gesündeste Nahrung darbietet, so ist die darin von der Natur geschenkte Emulsion, welche das thierische Oel in Zuckerwasser und schleimigem Käsestoffe aufgelöst enthält, zu gleicher Zeit ein treffliches einhüllendes, reizmilderndes und kühlendes Arzneimittel. Der Säugling greift nach der Brust, um die Kolik zu lindern, und der Landmann kennt keine bessere Arznei gegen Magenkrämpfe, als warme Milch. Frischgemolken und von der Kuh weg getrunken, belebt sie, nach Aussage vieler Aerzte, durch ihren flüchtigen, animalischen Geist auf eine ähnliche Weise, wie die Mineralwasser mit ihrer fixen Luft und ihren tellurischen Stoffen. Um wie viel mehr bringt eine solche Wirkung die Bergmilch hervor.

Die Molken, in der Schweiz Schottä genannt, sind der wässerige und zuckerstoffhaltige Bestandtheil der Milch, und werden als Nebenprodukte bei Verfertigung des Käses durch folgende Operationen gewonnen: der Käser verschafft sich den Magen von ganz jungen Saugkälbern, und hängt diesen wenigstens ein halbes Jahr ins Kamin zum Dörren auf. Ist er gehörig eingetrocknet, so wird er zerschnitten und in ungefähr vier Kannen lauer Molken während vierundzwanzig Stunden zur Auflösung an die Sonne oder einen mildwarmen Ort gebracht. Diese Substanz, bei den Sennen Scheidi oder Rönni genannt, wird in die Milch gegossen, sobald diese in dem Kessel über dem Feuer lauwarm geworden, und zwar in dem Maße, daß auf 160 Kannen Milch eine Kanne Rönni kömmt, welches Amalgam alsdann ungefähr einen halben Centner Käse geben soll. Nach einer halben Stunde gerinnt die Milch und fängt an nach und nach dicker zu werden. Nun wird diese Masse lange Zeit mit einem hölzernen Spaten in allen Richtungen durchschnitten, dann mit der Kelle überzogen, d. h. umgewälzt, hierauf mit der Hand eine halbe Stunde lang gerungen, (geknetet) endlich vom Feuer gezogen und mit dem Brecher geschwungen. Hat sich der Käse nun von den Molken gänzlich abgesondert, so wird er mit der Hand geballt und mit der Gebse, d. i. einer hölzernen Schaufel, herausgezogen, und in den gewöhnlichen runden Rahmen von Holz aufgefaßt. Nachdem auf diese Weise der Käse ausgeschieden und zum Trocknen und Pressen bei Seite gestellt worden ist, bleibt eine gelblichweiße, durch und durch flockige Flüssigkeit in dem Kessel zurück, welche in diesem Zustande auf den Alpen Sirte heißt und von den Sennen als nahrhaftes Getränk sehr geliebt wird. Gießt man nun acht Kannen guten Milchessig in diese Sirte, so wird nach einiger Zeit der sogenannte Zieger ausgeschieden, welcher bald oben aufschwimmt und dann abgeschöpft wird. Das Uebriggebliebene, eine klare, weißlichgrüne und süße Flüßigkeit, bildet nun die Molken, und das Merkwürdige dabei ist, daß sie von gleicher Natur sind, ob der Käser die Sahne ganz, oder nur zum Theil, oder auch gar nicht in der Milch zurückgelassen, d. h. ob er magere, halbfette oder ganz fette Käse verfertigt hat. In allen Berglandern, wo Alpenwirthschaft getrieben wird, kennt der Landmann kein besseres Getränk in Krankheiten und zum Nachtrinken auf Brech- und Abführungsmittel, als die Molken. Ja der Schweizer Aelpler kennt kein größeres Bedürfniß, als dieses seine ganze Heimath repräsentirende Getränk; es heftet ihn gleichsam an seine Berge, es ist seine Panacee, und er erkrankt, wenn sie ihm fehlt.

Die Molkenkuren werden hauptsächlich bei Schärfen im Körper angewendet, um das Blut zu reinigen und den Säften neue, reine und mildere thierische Stoffe zuzuführen. Wenn aber die Molken, als Getränk benuzt, zur Reinigung des Innern dienen, so haben sie nebenbei noch, als Bäder gebraucht, für Entfernung aller äußeren Uebel, namentlich aller Hautkrankheiten, einen erhöhten Werth. Daß die Molkenbäder, obschon eigentlich von negativer Wirkung, doch einen eigenthümlichen Reiz auf das Hautsystem, wie jedes Mineralbad, ausüben, beweiset der Ausschlag, welcher sich zuweilen schon in der dritten Woche der Badekur einstellt, und zuerst an den Armen und Schenkeln, später am ganzen Leibe in der Form von blaurothen Blütchen erscheint, welche eine runde Basis und die Größe einer kleinen Linse haben, und im Verlaufe von zehn Tagen unter Ausschwitzung klarer Lymphe, ohne auffallende Krusten oder Abschuppung, erblassen und verschwinden.

Die schicklichste Badezeit ist im Monate Junius und Julius, denn im August werden die Molken wegen der minder starken Futterkräuter schwächer und sparsamer, und die Gebirgsluft, zumal in den Nächten, wird für den leicht reizbaren und empfindlichen Badegast zu kühl. Die Erfahrung lehrt, daß Bäder auf höheren Bergen, wo die Luft reiner ist, jene wohlthuende Ausschlagskrisis weit leichter bewirken, als auf niedern Bergen. Mit um so größerer Sorgfalt ist daher die Zeit der Kur zu wählen.

Den größten Einfluß auf das Gelingen der Molkenkuren, sowohl beim Trinken als beim Baden, übt die reine Bergluft aus. Es kann hier der Ort nicht seyn, die

physischen und chemischen Verhältnisse der Gebirgsluft zu betrachten. Wer kennt nicht die über diesen Gegenstand angestellten Beobachtungen eines Saussure, Bourrit, Escher von der Linth, Humboldt, Neumann, Ebel u. a.? Wer hat es aber auch nicht erfahren, der mühsam Berge erstiegen, und von Ermüdung fast erschöpft, auf deren Gipfel angelangt ist, wie nach kurzer Ruhe ein Kraftgefühl sich einstellt und eine Spannkraft in allen Muskeln sich regt, die er früher niemals empfunden. Wie viel mag wohl die hohe Stellung, das „Sich erhaben fühlen," über die in der Tiefe weilenden Menschenkinder, verbunden mit der frischen, immer bewegten Luft, hierzu beitragen? Wie erhebend wirkt noch dazu auf dem Weissenstein die herrliche Aussicht auf die Sinne des Kurgastes und auf jeden Menschen überhaupt, dessen Seele noch Gefühl hat für die Eindrücke der Natur! — Doch genug der Schilderung, jeder überzeuge sich mit seinen eigenen Augen. Der Weissenstein bei Solothurn verdient es, der Wallfahrtsort zu werden, zu welchem vorzugsweise jeder pilgern sollte, dem körperliche und moralische Gesundheit das höchste Kleinod des Menschen dünkt, und der die Befestigung derselben für das wichtigste Geschäft des Lebens hält. K. F.

Historische Scenen aus der lezten Woche des Julius 1830.

(Beschluß.)

Den 29ten Juli Nachmittags 2 Uhr.

Neffe (kommt). Endlich ist Alles vorbei. Armes Volk, wie hast du dich schlachten lassen!

Marquis. Sagte ich es nicht? Der Aufstand konnte nicht lange währen, ich habe keinen Augenblick am Siege gezweifelt. Ich wundere mich nur, daß das Ding so lange gedauert hat.

Neffe (hat sich gesezt und nur die lezten Worte gehört). So lang! Sie sind der erste, den ich das sagen höre. Was! wenn man in drei Tagen alle Truppen aus Paris jagt, das, meinen Sie, seye nicht flink genug?

Rath. Was sagst Du da? das Volk hat die Oberhand?

Neffe. Nun ja doch, wer denn sonst?

Marquis. Wollen Sie sich über uns lustig machen? Bürger, Gewürzkrämer hätten die königlichen Truppen aus Paris gejagt? (lacht).

Neffe. Warum denn nicht? Schon gestern war das Stadthaus genommen.

Marquis (lacht). Ha, ha! warum nicht gar Louvre und Tuilerien dazu!

Neffe. Nun ja, diese auch.

Marquis. Und Sie glauben all das Zeug?

Neffe. Ich komme ja davon her; ich war darin, wir haben die Schweizer hinausgejagt.

Marquis. Wir schreiben noch nicht den 10ten August; warten Sie doch noch ein wenig.

Neffe. Es braucht nichts zu warten; alle Linientruppen haben sich General Lafayette unterworfen.

Marquis. Lafayette! ha! ha! Lafayette, dem Kommandanten der Nationalgarde, am Ende?

Neffe. Allerdings, mein Herr.

Marquis. Und Sie glauben, junger Herr, Se. Majestät werde Alles dies gutheißen?

Neffe. Nun ja, weil Karl X. abdankt.

Marquis. Freund, legen Sie sich zu Bett, Sie sind krank.

Neffe. Mit Ihrer Erlaubniß will ich essen, und wenn Sie Zeit haben, so nehmen Sie Ihre Brille und gehen Sie hinauf ins sechste Stockwerk, da werden Sie die dreifarbige Fahne auf den Tuilerien wehen sehen.

Rath (der einen Augenblick weggewesen war). Ja, lieber Marquis, es ist kein Zweifel; ich habe es mit eigenen Augen gesehen, und noch mehr, man hat mir eine Kokarde aufgedrungen; wenn Sie eine wollen...

Marquis. Ich und die Farben der Revolution!

Rath. Was Jedermann thut, das muß man eben auch thun.

Marquis. Da hätten wir also wieder 1793?

Neffe. Nicht doch, 1830. Apropos, es heißt, der Herzog von Orleans wolle nach Paris kommen.

Rath. Wer hat dir das gesagt?

Neffe. Man sagt es allgemein. Es heißt auch, Karl X. habe ihn in die Acht erklärt; das soll uns aber nicht hindern, ihn zum König zu wählen.

Rath. Zum König wählen! Nun, das lasse ich mir gefallen; ich sagte es ja, die Monarchie kann nicht zu Grunde gehen.

Marquis. Was sagen Sie da?

Rath. Ich sage, ich will meinen Nationalgardenrock anziehen. Ordnung und Ruhe geht über Alles!

Marquis. Was fällt Ihnen ein? Unter Lafayette dienen!

Rath. Lieber Marquis, hören Sie doch, die Zeiten sind schwer, die Umstände bedenklich; ich bin Rath am König... am Nationalgerichtshof von Paris. Jeder für sich! und gestehen Sie nur, Ihr Polignac war doch ein Narr.

Marquis. Rath, Rath, ich entziehe Ihnen meine Protektion.

Neffe. Und ich versichere Sie der meinigen, um Sie nach Haus zu führen.

Marquis. Lieber Freund, schon einmal haben Sie mir das Leben gerettet, da Sie mich dem revolutionären Gesindel aus den Klauen rissen; jezt retten Sie meine Ehre: machen Sie, daß ich über die Straße komme, ohne die Jakobinerfarben annehmen zu müssen. Adieu, Rath.

Morgen gehe ich in die Vendée oder fort in die Fremde; das ist das Sicherste für die Braven.

Rath. Ich kenne ihn; er macht es wie ich, er besinnt sich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Beschluß.)

Der Herzog von Orleans in Genf. Französische Flüchtlinge. Die Schweizertruppen.

Die Ernennung des Herzogs von Orleans zum König erregte hier wohl eben so viel Freude, wie in Paris selbst, denn Jedermann erinnert sich des einfachen, freundlichen, ganz bürgerlichen Fürsten, der vor vier Jahren einige Sommerwochen bei dem verstorbenen Baron von Staël zubrachte, mit ihm die interessantesten Anstalten und Werkstätten in Genf besuchte, überall Fragen that, überall ächt menschliche Theilnahme zeigte. Er kam zu einer Zeit nach Genf, wo er mit seiner zahlreichen Familie in keinem der hiesigen Gasthöfe Unterkommen finden konnte, weil Alles voll von Fremden war und weil er keinen Kourier vorausgeschickt hatte. Es blieb ihm also nichts übrig, als in einem Gasthof des kleinen Städtchens Carouge, dicht bei Genf, mit den Seinigen Unterkommen zu suchen. Platz war nun da wohl so ziemlich, aber lange nicht Möbeln genug in dem kaum vollendeten Haus. Dem wurde aber gleich abgeholfen: alle Nachbarn gaben Betten, Tische, Wäsche, Silberzeug, Spiegel u. s. w. her, so daß in einer Stunde nach des Herzogs Ankunft nichts mehr zu seiner Bequemlichkeit fehlte.

Nicht ganz so willkommen, als damals der Herzog von Orleans, war uns jezt die große Menge von Geistlichen, die seit Anfang Augusts aus Frankreich zu uns kommen, um von hier nach Savoyen, Piemont, Wallis und Freiburg zu gehen. Die mehrsten sind Jesuiten, aber auch sonst römische Geistlichkeit, zumal mehrere Bischöfe. Unsere Jugend und die Handwerksgesellen hatten im Anfang nicht wenig Lust, den schwarzen Herrn, bei ihrem Aussteigen aus den Diligencen, entschiedene Abneigung zu zeigen; es brauchte aber nur einen Wink unserer immer humanen und zartfühlenden Regierung, um ihnen bemerklich zu machen, daß solches Benehmen eines freien, glücklichen und gebildeten Volks gegen Flüchtige tadelnswürdig sey. Die fremden Geistlichen störte nicht nur kein zudringlicher Blick, kein halbhämisches Lächeln, man erlaubte sogar dem hiesigen katholischen Pfarrer, manche einige Tage und Nächte lang bei sich zu beherbergen, ohne bei der Polizei die erforderliche Anzeige zu machen. Aber darum waren die Herrn doch nicht weniger beobachtet, ja die Polizei kannte jeden ihrer Schritte. Diese Vorsicht ist um so nothwendiger, da wir dem französischen Süden so nahe liegen, wo viel mehr Gift- und Brennstoff unter einander gährt, und wo lange nicht Alles so ruhig ist, als die französischen Zeitungen berichten. So sagten sie z. B. nichts von dem in Nimes zu ziemlicher Reife gekommenen Plan, in der Nacht vom 8. auf den 9. August alle Protestanten der Stadt und Umgegend zu ermorden. Glücklicherweise kamen zwei Mediziner von Montpellier durch einen sonderbaren Zufall hinter das Geheimniß, und dadurch wurde der Plan vereitelt. Wer nun glauben wollte, Nimes sey durch die Aufsicht der gutgesinnten Behörden, durch die Schweizer und die Nationalgarden vor Gräueln gesichert, der würde sich sehr irren. Dies beweisen die Ereignisse am 15. und den folgenden Tagen. Tausend blutdürstige Trestaillons gehen dort mit geschliffenen Aexten heimlich umher und lauern auf den Augenblick, wo die Behörden und die Nationalgarden in ihrer Aufmerksamkeit erschlaffen. Glücklicherweise fürchten sie sich ein wenig vor dem energischen, ganz protestantischen Gardonenque, dessen Bevölkerung auf das erste Zeichen seinen Glaubensgenossen in Nimes und Alais zu Hülfe zu kommen versprochen hat.

Aber nicht blos Geistliche sehen wir in Menge ankommen und dann wieder weiter eilen, sondern auch Frauen, die eben nicht niedern Stands scheinen, viele nach dem Beispiel der Herzogin von Berry in Mannskleidern. Einige verfügten sich zu unsern ersten Bijoutiers, um da Brillanten, Perlen und sonstiges Geschmeide zu verkaufen oder darauf Geld zu leihen. Aus den Verzierungen und Wappen dieser Gegenstände läßt sich auf den vornehmen Stand dieser oft ganz allein reisenden Damen schließen. Unsere Geschmeidehändler und Uhrmacher empfinden es auch schon sehr, daß ein Theil der Reichen nicht mehr in Frankreich ist, daß die Zurückgebliebenen vorerst keinen Aufwand machen wollen und daß, was wohl das Schlimmste ist, die Kapitalien dem Handel und der Industrie entzogen werden, um sie bis auf Weiteres in eiserne Kasten zu verschließen. Man hat mich versichert, daß seit dem 1. August für mehr denn 700,000 Fr. Genfer Gold- und Geschmeidefabrikate abbestellt worden seyen.

Der Eindruck der französischen Umgestaltungen auf die Oligarchen, welche sich noch nicht ganz bei uns verloren haben, war im Anfang apoplektisch. Aber seit dem Mangel an Einheit, Besonnenheit und Kraft, welchen die neue Regierung zeigt, athmen sie wieder auf und behaupten, die Ereignisse werden ihre frühern Behauptungen bestätigen. Frankreich sey auf dem Weg, schwächer zu werden denn je; mit Liberalismus und Doctrinismus allein lasse sich kein großes Volk regieren u. s. w. Vielen mißfällt auch die große Hinneigung der neuen Regierung zu dem Imperialismus und seinen Leuten, und sie sehen darin ein Zeichen großer Schwäche.

Das Schicksal der Schweizertruppen in Frankreich beschäftigt uns Alle. Wir alle erwarten Schritte der Gerechtigkeit von Seiten der französischen Regierung gegen diese Truppen, die ihrem Eid gemäß gehandelt haben, und deren Kapitulation nicht allein von Karl X., sondern auch von den Kammern ausgegangen ist, also auch von diesen als ein Staatsvertrag Frankreichs betrachtet werden muß, von dem sich eine folgende Regierung nicht einseitig losmachen kann. Nach meiner Ansicht hat die schweizerische Tagsatzung richtig gehandelt, daß sie die Schweizertruppen nach den blutigen Ereignissen **nicht** aus Frankreich zurückrief, denn dadurch hätte sie ihre Ansprüche an die jetzige Regierung des Landes verloren und sich in eine falsche Stellung zu ihr gesezt. Darum hatten auch die verwundeten schweizerischen Offiziere und Soldaten Unrecht, die sich in ihre Heimath flüchteten. Erst dann, wenn die Regierung nichts für die Schweizer thun will, was wegen ihrer einseitigen Entlassung ausgemacht ist, hat die Tagsatzung ein Recht, einzuschreiten. Wie sie dies aber auf kräftige Art bewirken will, das ist schwer abzusehen. Allerdings war diese gewaltsame Aufhebung des schweizerischen Lohndienstes nöthig, um diese Schande des Landes zu vermindern und vielleicht deren völlige Abschaffung vorzubereiten, wiewohl nicht abzusehen ist, was die viele junge und alte Söhne aus den sogenannten vornehmen Schweizerfamilien, besonders in Bern, Freiburg, Solothurn und Waadt werden sollen, die nichts gelernt haben, als den rothen Rock zu tragen. Für die Gemeinen ist leichter zu sorgen und ihr Sinn ist auch wohl zu ändern und zu bessern, an Jenen aber verzweifelt Jeder, der ihr Denken, Leben und Treiben je gesehen und beobachtet hat. So ist denn die schwierige Frage über den neuen Kriminalkodex der Schweizertruppen in Frankreich sehr kurz, summarisch und bündig entschieden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 218.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. September 1830.

Nun ist die Jugend Englands ganz in Gluth,
Und seine Buhlschaft liegt im Kleiderschrank;
Die Waffenschmiede nun gedeihn, der Ehre
Gedanke herrscht allein in aller Brust.
Sie geben um das Pferd die Weide feil,
Dem Spiegel aller Christenkön'ge folgend;
Denn jetzo sitzt Erwartung in der Luft.

Shakespeare.
Heinrich V.

Ein Tag in Straßburg.

Ich kam beim Anbruch der Nacht in Kehl an, um am andern Morgen über den Rhein nach Straßburg zu gehen. In dem Posthause zu Kehl fand ich eine ziemlich gemischte Gesellschaft an der Table d'Hôte versammelt. Am obersten Ende des Tisches saßen badische Beamte, die sich von Familienangelegenheiten unterhielten, ohne von dem Gespräch der weiter unten sitzenden Fremden die mindeste Notiz zu nehmen. Dieses Gespräch betraf, wie sich von selbst versteht, die neuesten Ereignisse in Frankreich. Ein junger Mensch von ungefähr siebzehn Jahren war der Lauteste am ganzen Tisch. Er hatte seine Reisekappe auf dem Kopfe behalten, wahrscheinlich um der Gesellschaft die ungeheure dreifarbige Kokarde zu zeigen, die er daran befestigt hatte, und die nur wenig kleiner als die Kappe selbst war. Auf den ersten Blick konnte man ihn für einen Franzosen halten, es bedurfte jedoch nur eines zweiten, um in ihm ein Kind Israel zu erkennen. Er kam eben aus Frankreich, und war so voll von dem, was er gesehen hatte, daß seine Zunge unaufhörlich überfloß. Der Strom seiner Rede bedrohte vorzüglich seinen nächsten Tischnachbar, der ihm indeß eine unzerstörbare Ruhe entgegen setzte. Er war ein stiller Mann, ein Professor aus Sachsen. „Gibt es in Straßburg eine Blindenanstalt?" frug er sanft. „Blindenanstalt?" schrie der kleine Jude, „wie so? daß ich nicht wüßte." — „Nun, so hab' ich auch nichts in Straßburg zu thun." — „Aber die dreifarbigen Fahnen, die Nationalgarden, die Marseilladen." — „O mein Herr," fiel ein alter Edelmann aus dem Preußischen ein, „auch Blinde werden Sie genug in Straßburg finden. Ganz Frankreich ist jetzt eine Blindenanstalt, aber ohne Aufseher. Die Söhne taumeln wieder blind am Rande des nämlichen Abgrunds, in den schon einmal ihre Väter gestürzt sind." Dem kleinen Juden stieg das Blut ins Gesicht. „Blind war doch nur der Erkönig gewesen. Aber die Nation, die sieht weit, und wird bald noch weiter sehen. Man muß sie nur selber hören, mit dabei gewesen seyn. Das ist eine Nation, o!" Er sah mit seinen recht hübschen klaren Judenaugen wie begeistert nach der Decke des Saales, als plötzlich ein starker Mann, dem ein breiter Hieb quer über die Backe lief, mit gebieterischer Miene ihn anfuhr: „Es ist nicht schicklich, junger Mensch, am Tische die Mütze auf dem Kopfe zu behalten, — und überhaupt, wie kommen Sie dazu, hier mit der dreifarbigen Kokarde renommiren zu wollen? Selbst wenn Sie ein Franzose wären, dürften Sie sie hier nicht tragen, und wer sind Sie denn? Mich dünkt, ich habe Sie schon in Frankfurt gesehen, sind Sie nicht ein Jude?" — „Erlauben Sie, verzeihen Sie," sagte der hübsche Knabe mit einem unaussprechlich einfältigen Gesicht, indem er seine Mütze unter dem Tische verbarg, und warf höchst verlegene Blicke auf den starken Mann, der in der That in seiner Miene etwas Offizielles hatte, das einem demagogischen Judenjungen Schrecken einflößen konnte. Die Gesellschaft fand es nicht der Mühe werth, sich des beschämten Kleinen an-

zunehmen, und sein stolzer Sieger ergriff das Wort und hielt eine schöne Philippika gegen das leichtsinnige Franzosenvolk, aus der hervorging, daß er in den sogenannten deutschen Freiheitskriegen mitgefochten hatte. Ich erschrack über die große Veränderung, welche die Zeit hervorgebracht hat. Ich selbst war einst ein Freiwilliger, und wußte mir, da ich als Bombardier funktionirte, nichts Schöneres, als die Kuppel von Notre Dame einzuschießen. Ich hatte einst ungefähr eben so gedacht und gesprochen, wie der starke Mann mit dem breiten Säbelhiebe, — aber jezt? Ich gestehe, daß ich unterdeß gelernt habe, die Franzosen sehr liebenswürdig zu finden.

Der muntere Ton eines Posthorns vor den Fenstern unterbrach den Redner. Ein Wagen rollte vor die Thüre und bald darauf gesellten sich die eben angekommenen Reisenden zur Tischgesellschaft. Es war ein ältlicher Mann von streng militärischer Haltung und ein verschleiertes Frauenzimmer, deren Haltung ein noch zartes Alter verkündete. Sie nahmen mir gegenüber Platz. Die Dame schlug den schwarzen Schleier, der sie bedeckte, zurück, und — weg waren wir alle, die wir am Tische saßen, wie der Bürgermeister von Krähwinkel, da er seine Tochter Klavier spielen hörte. Ich sollte indeß etwas noch Angenehmeres hören, denn die ersten Worte, die aus dem lieblichen Munde des Mädchens hallten, waren polnisch, und welche Sprache stand einem schönen Munde jemals schöner, als die polnische? Süßer Wohllaut der Lippe, der alles verschönert, was er sagt, und nur das Wort Freiheit nicht aussprechen kann! Daß ich die reizende Polin in ihrer Muttersprache anredete, da ich diese verstand, versteht sich von selbst. Sie fühlte sich angenehm überrascht und antwortete sehr freundlich, gleich ihrem Vater, der mich als Landsmann laut willkommen hieß, denn für einen solchen hielt er mich. Er war ein Greis voll slavischen Feuers, und die lezten Ereignisse in Frankreich schienen ihn besonders exaltirt zu haben. Er träumte schon wieder von Krieg und Schlachten, da ich ihm aber einwandte, daß neue Kriege eben nichts Wünschenswerthes seyen, sah er mich mißtrauisch an und brach das Gespräch ab. Doch nahm er gleich darauf ein Messer zur Hand und sagte mit vieler Bonhommie: „Wir wollen Polen theilen. Da, mein Herr, nehmen Sie das russische Stück, es ist das beste; ich will Gallizien verspeisen, und Du, liebe Angelika, wirst Dich wohl mit der preußischen Portion begnügen.“ Dann mußte ich nach der Sitte seines Landes mit ihm zechen, und noch saßen wir bei den mit köstlichem Markgräfler gefüllten Bechern, als die holde Angelika schon längst verschwunden war.

Den andern Morgen fuhr ich sehr früh über die lange Rheinbrücke, an deren äußerstem Ende eine nicht sehr große dreifarbige Fahne ziemlich tief aufgesteckt war und bescheidener aussah, als ich erwartet hatte. Doch wehte die Fahne, vom Westwind geschwellt, gerade nach Deutschland hin. Auf der Ruprechtsau, einer großen, mit Alleen durchschnittenen Wiese außerhalb der Festungswerke, war die ganze Nationalgarde von Straßburg seit Tagesanbruch versammelt, um eine große Musterung zu passiren. Nur die wenigsten waren uniformirt. Der größte Theil trug nur Säbel, Patrontasche und Gewehr über der bürgerlichen Kleidung, und mehrere Offiziere kommandirten im runden Hut und Frack, ohne irgend eine militärische Auszeichnung, als den bloßen Degen, den sie in der Hand trugen. Allein ich bemerkte unter den ältern Männern nur wenige, die nicht den Orden der Ehrenlegion getragen hätten, und der Chef der Nationalgarde selbst war ein ehemaliger Offizier der großen Armee, dem ein Arm fehlte und dessen Brust mit Orden bedeckt war. Unter den Gemeinen befanden sich Graubärte und Schulknaben, dicke wohlhäbige Kaufleute und dürre Schneider, Gelehrte und Karrenschieber, die feinste Modetracht neben dem rohen Leinkittel, alles bunt durcheinander gemischt, was der Truppe ein gar revolutionäres Ansehen gab. Alle zeigten bei den Uebungen den größten Enthusiasmus und nicht weniger Lustigkeit. Obgleich erst seit drei Wochen unter dem Gewehr, zeigte diese Nationalgarde schon eine sehr militärische Tournure.

Apropos Tournure. Die Straßburger sprechen sehr viel von der neuen Uniform, allein ich hörte sie niemals, wie es gewiß diesseits des Rheins der Fall gewesen wäre, von dem Rock und seinen Trotteln selbst sprechen, sondern immer nur von der Art, wie er getragen werden müsse, von der Tournure. Sie ist es, die auch eine garstige Tracht graziös macht, und die den französischen Soldaten von jedem andern unterscheidet. Besonders schön nahm sich das treffliche Artillerieregiment aus, das in Straßburg liegt und durchgängig aus schönen Männern besteht. Desto garstiger aber fand ich die rothen Hosen der Linientruppen. Man sagt übrigens, daß diese rothen Hosen Straßburg bey den lezten Unruhen vor Blutvergießen bewahrt und gewissermaßen wunderthätig, wie das heilige Blut des Januarius, gewirkt haben. Ihr weiser Erfinder war nämlich Fürst Polignac, der sich die Elsäßer zu guten Freunden machen wollte, indem er ihnen für den in ihrem Lande reichlich wachsenden Färbestoff auf diese Weise Absatz verschaffte. Allein die Soldaten fanden keinen Geschmack an den rothen Hosen, weil sie glaubten, Polignac wolle sie dadurch den Engländern ähnlich machen, und die Erbitterung darüber soll nicht wenig zu ihrer Unbotmäßigkeit gegen die Exregierung beigetragen haben. So hörte ich.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Johannisfeste zu Florenz.

Die Erforschung des Ursprungs alter Sitten und Gebräuche, und der Veränderungen und Umgestaltungen im Laufe

der Zeit, ist namentlich für die Kulturgeschichte von Bedeutung. In den vielen italienischen Republiken des Mittelalters übten die Volksfeste, besonders die patriotischen, wie z. B. Venedig deren viele aufzuzählen hatte, auf die Bildung des Volkes einen großen Einfluß; sie erinnerten dasselbe an die Begebenheiten und Thaten der Väter, und hielten die Vaterlandsliebe immer wach, indem sie ihre Belohnung durch Ehre und immer erneuerten Ruhm bei der Nachwelt zeigten. Von dieser Art ist nun zwar das Fest nicht, welches im Juni zu Florenz gefeiert wird: es ist religiösen Ursprungs, steht aber in so naher Beziehung zum ältesten Zustande und zur Verfassung der Stadt, daß es in dieser Rücksicht Beachtung verdient.

Bis zu den Tagen der longobardischen Königin Theodelinde, die aus dem baierischen Fürstenhause der Agilolfinger stammte, der Gemahlin des Flavius Autari (585 n. Chr.) lassen sich diese Feste hinaufführen. Sie war es, welche unter Mitwirkung des Pabstes Gregors des Großen das Christenthum bei den damals noch heidnischen Longobarden einführte, und durch Verbreitung des Lichtes der Religion und Kultur dem Volke Alboins eine Wohlthäterin ward. Durch sie ward auch das Volk des Mars, wie man die Bewohner der damals noch unbedeutenden Fiesolanischen Siedelstadt am Arnoufer, nach ihrem Schutzgott aus den Römerzeiten, zu nennen pflegte *), unter die Obhut des heiligen Johannes des Täufers gestellt. Lange schon stand ein Tempel, dem Dienste des Kriegsgottes geweiht, in Florenz **), die christliche Zeit, unter oder nach Konstantin, hatte ihn in eine Kirche umgeschaffen, wo Christi Glaube gelehrt ward, und nachdem schon unter Alboins Regierung (568 — 573) das Land von den Alpen bis zur Tiber unter der Longobarden Herrschaft gelangt war, widmete Theodelinde Kirche und Ort dem h. Johannes. Erstere führt noch bis heute dessen Namen. Als nun zuerst (773) die longobardische Monarchie der Obermacht Karls des Großen erlag, dann die Gewalt der deutschen Kaiser in Italien immer mehr abnahm, erklärte sich endlich nach dem Tode der Markgräfin Mathilde (1115) Florenz für frei und schuf sich eine eigene volksthümliche Verfassung. Die stürmischen Zeiten während des so viele Kraft und Größe, im Gegensatz so vieler Schlechtigkeit und Laster, entwickelnden Kampfes, den Hierarchie und Kaiserthum, Adels- und Volksgewalt in dem zerrissenen Italien gegen einander stritten, hatten schon weit früher begonnen, und mit ihnen das leidenschaftlich aufgeregte Leben und die aufbrausende Jugendkraft der einzelnen Städte, die sich nun plötzlich zu einer Macht und Bedeutsamkeit emporschwangen, die ihnen vorher nie geworden, künftig nie werden wird.

In diese Tage der republikanischen Verfassung fällt auch die Epoche des größten Glanzes der Feste, deren Schilderung wir hier versuchen. Schon einen Monat vor dem Johannistage war der Podesta der Stadt verpflichtet, das Fest zu verkündigen. Große Tuchüberzüge, geschmückt mit den Wappenschildern der Stadt und der Adeligen, bedeckten den Platz der Signorie und überall flatterten Fahnen, auf denen der Florentinische Löwe prangte. Aus allen Städten und Schlössern Toskanas wurden die Herrn und Edelleute eingeladen, und die Monate Mai und Juni hindurch fanden Festlichkeiten, Ballspiele, Turniere und andere ritterliche Uebungen und feierliche Aufzüge mit Musik statt. Gesellschaften von Künstlern vereinigten sich, oft drei- bis fünfhundert an der Zahl, in phantastischem, reichgeschmücktem Kostüm Spiele und öffentliche Aufzüge auszuführen.

Am Vorabende des Johannistages, erzählt der Florentinische Geschichtschreiber Goro Dati, welcher die ausführlichsten Notizen über diese Feste hinterlassen hat, stellten alle Künste und Gewerbe früh Morgens ihre schönsten Erzeugnisse und reichsten Arbeiten, Zierrathen, Gold- und Silberschmuck und Juwelen, außerhalb ihrer Werkstätten zur Schau. Wie viele Tücher von Seide und Goldstoff flatterten da; wie viele Arbeiten in edeln Metallen, bewunderungswürdige Gemälde, vortreffliche Waffen und Sachen aller Art erblickte man da! Bei dem damaligen blühenden Zustande der Künste und Gewerbe war diese Schaustellung etwas sehr Schönes und Nützliches, und im Jahre 1322 wurde auf dem Prato Ognissanti am Johannisfeste eine Messe angeordnet, welche acht Tage lang währte. Um die Terz des Tages selbst nun begann die feierliche Prozession des gesammten Klerus und der Klosterbrüder, sämmtlich in ihren schönsten Gewändern. Ihnen folgten die vielen frommen Gesellschaften. Sinnreich gefertigte Wolken mit Kindern, die als Engel gekleidet waren, und viele Lichter, wurden dabei umhergetragen; auch Giganten, in den Kostümen des alten Mythus, und andere sonderbare Masken befanden sich dabei. Am Nachmittage nun zogen die Gonfaloniere (Bannerträger) und die sechszehn Kompagnien der Bürger, jede mit ihrer Fahne, auf den Domplatze und in das Battisterio die Bürger in zwei Reihen, von den Würdigsten und Aeltesten bis zu den Jüngsten, jeder eine Wachskerze opfernd. Die Kleidung der Gonfaloniere war eine lange Weste von rothem Sammt, mit goldenen Sternen bedeckt und mit Hermelin besetzt, und ein Barett von gleichem Stoffe, mit goldenen Ketten und Perlenschnüren geziert. Die Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit großen Schirmdächern von Lein-

*) „Il popolo di Marte" nennt der Dichter der göttlichen Komödie die Florentiner.

**) So nehmen die meisten Florentinischen Geschichtschreiber an, mit Ausnahme Ricordano Malespinis, der sich in seinen Istorie florentine dagegen äußert. Auf dem Ponte vecchio zu Florenz war lange eine Bildsäule des Kriegsgottes aufgestellt, die beim Einsturz dieser Brücke 1333 im Arno verloren ging.

wand verſehen, und wimmelten von jungen Frauen und Mädchen, in Seide gekleidet, mit Juwelen und Perlen geſchmückt. Nachdem der Zug vorbei war, begab ſich jeder nach Hauſe, für den folgenden Tag die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Chambery, Auguſt.

Eindruck der Revolution auf Hof und Volk.

Ich zweifle nun an nichts mehr, denn Unbegreifliches geht in unſern ſtillen, armen Thälern, auf den Alpen und am Fuß der Fauciguy-Gletſcher vor. Unſer König brachte einen großen Theil des vergangenen Monats mit frommen Uebungen im Schloß und in der Abtei Hautecombe zu, das unſer ſavoyiſches St. Denis iſt. Geiſtliche Herrn waren ſeine tägliche Umgebung, und auf ihren Einfluß waren ſelbſt die weltlichen Hofleute eiferſüchtig. Nur ſelten kam Se. Majeſtät hierher, und nach dem rauſchenden, mit Fremden angefüllten Aix mochte ſie gar nicht. In der Nacht vom 27. auf den 28. Juli kommt ein Kourier von Paris in Hautecombe an, der die Ordonnanzen vom 25. bringt; bald darauf wird ein Fenſter nach dem andern im Schloß und in der Abtei hell; Staffetten geben nach Chambery ab an die Jeſuitenväter, und dieſe verlieren keine Zeit, in der Nacht noch zu Fuß und zu Wagen nach Hautecombe zu eilen, denn da iſt Freude und Jubel in allen Ecken. Um zehn Uhr des folgenden Morgens hält der König großes Lever, dem alle Vornehmen aus Chambery beiwohnen. Natürlich iſt von nichts die Rede, als von den Ordonnanzen. In allen Kirchen iſt hierauf Hochamt. Dieſer Jubel dauerte aber nicht lange; denn in der Nacht vom 30. auf den 31. kommt abermals ein Kourier an; kurz darauf wird es nicht nur in allen Fenſtern, ſondern auch in allen Ställen und Wagenremiſen hell, und in zwei Stunden iſt Hautecombe wie ausgekehrt. Der König hat die nahe weſtliche Grenze ſeines Reichs verlaſſen, befindet ſich in Chambery, von Militärs und Beamten umgeben, und läßt ſich folgendermaßen verlauten: „Deſto ſchlimmer für meinen Bruder in Frankreich; ein König muß vor Allem ſein Wort halten. Ich habe das Alles vorausgeſehen, es mußte ſo kommen.“ Man meldet die Herrn Jeſuitenpatres an; lange müſſen ſie warten; endlich empfängt ſie der König, aber eiskalt, und ſpricht kaum ein Wort mit ihnen. Deſto lebhafter unterhält er ſich mit dem Gouverneur, einem alten Napoleoniſchen Schnurrbart. Auf deſſen Anfrage, wie man ſich nun in Beziehung auf Nachrichten und Zeitungen aus Frankreich verhalten ſolle, erwiederte der König: „Alles herein! Alles frei! Keine Zeitung ſey verboten: man muß der Wahrheit Thür und Thor öffnen, man ſoll Alles erfahren.“ Hierauf werden abermals Staffetten abgeſchickt, an die ſavoyiſchen Grenzen gegen Genf hin. „Keine Feindſeligkeiten, keine Chikanen mehr gegen die lieben Nachbarn; ſie brauchen Holz, man fahre es ſchnell hinüber, ſie brauchen Korn, man ſäume nicht, es ihnen zuzuführen; meine treuen, braven Savoyarden mögen ſich etwas mit der Ausfuhr verdienen; und daß ſich in Thonon und Evian kein Douanier mehr unterſteht, die Genfer und Waadtländiſchen Schiffe zu unterſuchen oder nur anzuhalten!“ Kaum waren dieſe neuen Befehle gegeben, ſo ſezte ſich der König in den Wagen und fuhr nach Turin ab. Ich aber ging am folgenden Tag ins Gebirg. Am Abend wurde mir mein Ranzen zu ſchwer und ich nahm einen jungen Bauer, um ihn mir zu tragen. Gleich nach den erſten Schritten begann folgendes Geſpräch zwiſchen uns: „Herr, ſie ſagen, drüben in Frankreich gehe es fürchterlich her, iſt's wahr?“ — „Nein, es ging fürchterlich her, jezt geht es gut.“ — „Sie ſagen, der König ſey geflohen?“ — „Ja, ſie haben ihn fortgejagt.“ — „Wer hat ihn denn fortgejagt?“ — „Sein Volk, die Franzoſen.“ — „So, das Volk, das Volk?“ — Dieſe Frage, welche im ganzen Land widertönt und ein drohendes Echo iſt, mag es erklären, was vielleicht in der Folge da geſchieht, wo noch Niemand die franzöſiſche Zeit vergeſſen hat.

Das Volk hatte bisher ſchwer zu tragen. Im Durchſchnitt arm oder wenig bemittelt, aber von Steuern und Abgaben gedrückt, von Geiſtlichen aller Art und Geſtaltung ausgeſogen, von Zöllnern oft geplagt, war es ihm doch ſtreng verboten, ſeine Naturerzeugniſſe nach dem einzigen Ort zu bringen, wo ſie gut bezahlt wurden, nach Genf. Piemonteſer und Sardinier hauſen im Lande; die einheimiſchen guten Familien, die ſich nicht ſchmiegen und biegen wollen, ſtehen unter Aufſicht der Polizei und haben ein trauriges Leben; di[illegible]öhne oder Väter ſind in Turin oder Sardinien angeſtellt und werden dort genau beobachtet.

Chambery beſaß noch vor Kurzem einen Mann, der durch ſeine großen Wohlthaten und Unterſtützungen den Mangel in unſerer Stadt weniger fühlbar machte, und deſſen Tod daher ein wahrer Landſchaden iſt. Ich meine den General, Grafen Boigne, der Ende vorigen Junius ſtarb und über deſſen Leben franzöſiſche Journale ohne allen Grund eine gehäſſige Lüge verbreitet haben. Denken Sie ſich, ſeine Geſchenke und Vermächtniſſe zur Gründung oder Erweiterung wohlthätiger und nüzlicher Anſtalten betragen 3.448.750 Franken. Dahin gehören beſonders folgende Stiftungen: zuerſt das Aſyl für vierzig alte Leute aus allen Theilen Savoyens, ein herrliches Gebäude, bei dem aber die innere Bequemlichkeit der äußern Schönheit nicht aufgeopfert iſt, denn jeder Inwohner hat da ſein eigenes Zimmer mit reinlichem Bett und Zubehör, gute und reichliche Speiſe, Wein, Arzenei, Tabak u. ſ. w. Die Gänge ſind ſehr breit, luftig und reinlich, ebenſo die Höfe; an dem Haus liegt ein weiter Garten, wo jeder Greis einige Beete zur Blumenzucht hat; die Lage dieſes Gartens an der großen Promenade iſt auch ſehr erheiternd für die alten Leute.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nro. 212:

Das Wetter. Das böſe Wetter in Bergwerken. Donner. Waſſer- und Sandhoſen. Blitz. Regen. Blauer Himmel. Sonne. Regenbogen. Abend- und Morgenröthe. Nacht. Sterne. Mond.

Räthſel.

Ein Luftball vor Montgolfier.
Mit zartem bunten Stoff umzogen,
Gefüllet mit lebend'gem Athem
Und ſchwimmend in des Aethers Wogen.

Der Unſchuld Hauch ſchwimmt hin mit ihm,
Sein Farbenſpiel, wie ſchön es ſchimmert:
Doch iſt ihm irdiſche Luft zu dicht,
Der zarte Ball iſt bald zertrümmert.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

N°. 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. September 1830.

Wer hat das Kreuz erhoben
Zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben,
Und hilft in Angst und Schmerz?

Geh zu dem Wunderstamme,
Gib stiller Sehnsucht Raum,
Aus ihm geht eine Flamme
Und zehrt den schweren Traum.

Novalis.

Die Seherin von Prevorst.

Rebus succurrant dubiis in tempore vates.

Ein neuer Fund ist aus des Geistes Schacht,
Von sondrer Art, ans Licht hervorgebracht;
Ist's eine Heilkraft, Weh' und Schmerz zu dämpfen?
Ist es ein Gift und weckt ein wildes Kämpfen?

Unschlüss'ger Zweifel bannt noch das Gemüth,
Ein banges Zwielicht zitternd es durchglüht;
Soll es des Wissens Wachsthum starr verneinen?
Soll schmerzhaft es entsagen und beweinen?

Ein leichter Sinn nimmt sich in bunter Wahl
Die goldnen Bilder aus des Lebens Saal;
Die höhre Pflicht wir in der Seele finden:
Zu kämpfen und im Kampf zu überwinden.

Für Wahrheit schlagen wir die Sehnsucht los;
Kein Opfer ist das letzte, keins zu groß!
Wer will der That Nothwendigkeit beschwören,
Wenn wir die Stimme des Orakels hören?

Wir zünden, hemmt er unsres Forschens Bahn,
Mit rother Fackel selbst den Tempel an;
Es wird der Gott der Wahrheit, dem wir trauen,
Sich neue Tempel aus der Asche bauen.

Bald sind's zweitausend Jahre, daß die Welt
Von einem neuen Sterne ward erhellt.
Ihn sehen Weise an entlegnen Grenzen
In überirdisch milder Klarheit glänzen.

Da ziehen sie mit Gold und Weihrauch aus
Und folgen seiner Spur ins arme Haus,
Und ihn, der Sünde soll und Tod besiegen,
Sehn sie, ein Kind, in Mutterarmen liegen. —

Und ach! kaum wurde seine Weisheit kund —
Da schloß der bittre Tod den süßen Mund.
In welchem Lande herrschet der Verhöhnte?
Von welchen Kronen spricht der Dorngekrönte?

Die Bahn war kurz und ohne Glanz sein Loos,
Das Ende seelig, und die Erbschaft groß.
Wenn wir vor dem Gekreuzigten uns beugen,
So wissen wir, warum wir von ihm zeugen:

Den Blick, der gramvoll war zum Grab gesenkt,
Hat er mit Götterhuld emporgelenkt:
„Ich will, daß Alle sie, die mir vertrauen
„Mich in des Vaters ew'ger Glorie schauen!"

Er, der hienieden heilte Schmerz und Noth,
Er heilet jenseits auch den bittern Tod,
Und der den Sündern kann die Schuld vergeben,
Er ruft die Reinen zu des Himmels Leben!

Nacht liegt und Tod noch zwischen Hier und Dort;
Wir haben für die Zukunft nur sein Wort;
Doch spinnt daraus von dieser Erden Staube
Ein starkes goldnes Band der stille Glaube.

Uns faßt ein Grauſen, wenn die Seherin
Mit wunderbar entſchloſſnem Geiſtesſinn,
Zu frühe reifend, wie mit ihres Gleichen
Verkehrte mit den abgeſchiednen Reichen.

Doch ſeht, ob ihr nicht läſtert, wenn ihr ſprecht:
„Daß jezt beſtätigt unſres Glaubens Recht.“
Mit Offenbarung weg und Himmelsleiter! —
Es iſt ein Riß im Vorhang — und nicht weiter!

Wer zweifelte, umrauſcht von dem Gewühl,
Daß dort ſich fortſezt ein bedeutſam Spiel?
Wer ſah nicht, hörte er die Unruhvollen,
Mit ernſterm Blick auf unſre Lebensrollen?

Doch ſchaut durch einen Riß man keine Welt,
Ein Lämpchen nicht der Bühne Nacht erhellt.
Wer räth der Fabel Sinn aus den Geſtalten,
Wenn nächtlich ſie zerrißne Probe halten?

Wer ließ ſo viel neugier'ge Gäſte ein?
Traun, ferne ſollten ſie geblieben ſeyn,
Als ſich der Seherin die lichten Sinne
Eröffneten zum ſchmerzlichen Gewinne.

Noch war geſchloſſen nicht die ird'ſche Bahn,
Und ſchon gehörte ſie den Geiſtern an,
Und mußte, ha! mir graut! im Traum ſouffliren
Und helfen ſchwere Rollen einſtudiren!

Doch Zeugen waren da! — und was ſie ſprach,
Das hallt uns in bewußter Seele nach —
Wir ſehen ſchon die Falten zitternd beben —
Und kann nicht morgen ſich der Vorhang heben?

Wer lauſchte lang dem trüben Geiſterchor?
Lichtdurſtig ſteigt der Geiſt zum Blau empor.
Einſt wird die Nacht wohl, die uns hält gebunden,
Doch in der eignen Mark nur, überwunden.

Bedenkt, daß nur ein Schatten aus der Welt,
Vor der wir ſchauern, uns herüberfällt!
Der Weiſe ſchaut die Schatten nicht vergebens:
Sie fallen ihm auf's Zifferblatt des Lebens.

St.

Die Johannisfeſte zu Florenz.

(Beſchluß.)

Wer am Morgen des Johannistages, fährt Dati fort, die Piazza dei Signori (jetzige Piazza del Granduca) ſah, mußte über den prachtvollen Anblick ſtaunen. Um den Platz herum befanden ſich an hundert Thürme, theils auf Rädern, theils von Männern getragen, auf denen Fahnenſchwinger mit ihren Bannern ſtanden, und vor den Stufen des Pallaſtes waren eine Menge von Kampfpreiſen, aus Tuch, Seide, Sammt gearbeitet, ausgelegt, welche die Städte Piſa, Arezzo, Piſtoja, Volterra, Cortona u. ſ. w., die edeln Herrn von Poppi und Piombino u. A. zu dieſem Zwecke hergeſandt hatten. Den Zug zur Kirche eröffneten die Hauptleute der guelfiſchen Parthei mit allen Rittern, Herrn und auswärtigen Geſandten und einer großen Zahl der vornehmſten Bürger von Florenz. Ein junger Mann auf einem geſchmückten Roſſe, deſſen weiße, langherabhängende Decke mit dem guelfiſchen Wappen verſehen war, trug ihre Fahne. Hierauf kamen die genannten Kampfpreiße, von Pferden auf ſeidenen Decken getragen. Bürger ſchloſſen ſich ſodann mit den großen, zuweilen 50 und 100 Pfund ſchweren Wachskerzen an, welche ſie dem Heiligen darbrachten. Ihnen folgten über 400 der angeſehenſten Tuchhändler, und hierauf die Herren Prioren der Republik, bekleidet mit einer rothen, bis zu den Füßen reichenden und mit Hermelin verbrämten Weſte, und mit einem, dem Kardinalshute ähnlichen Barett; die Rektoren und Podeſten, in großer Pracht, und von Dienern und Muſikern mit Pfeifen, Trommeln und andern Inſtrumenten begleitet. Die zum Rennen beſtimmten Pferde kamen nun, um dem Heiligen geweiht zu werden; ſodann die in der Stadt anſäßigen flämiſchen und brabanter Tuchweber. Ihnen folgten zwölf Gefangene, die aus Barmherzigkeit an dieſem Freudentage aus dem Kerker entlaſſen worden waren. So bewegte ſich der Zug zur Kirche, und nach der Opferung kehrten Alle in ihre Wohnungen zurück. An dieſem Tage, fügt der alte Hiſtoriker hinzu, ſcheint die ganze Stadt Hochzeit zu halten, und überall finden feſtliche Gaſtmähler mit Geſang, Muſik und großer Luſt ſtatt, ſo daß die Erde ein wahres Paradies zu ſeyn ſcheint. Nach dem Mittagsmahle nun, und wenn alle die Sieſte gehalten, begibt man ſich auf den ſogenannten Korſo — die, die Stadt ungefähr in ihrer Mitte durchſchneidende Straße — wo die Pferde nach dem Ziele rennen. Von einem Ende der Stadt bis zum andern ſind die Fenſter gefüllt mit Frauen in ihrem ſchönſten Putz und mit Blumen und Edelſteinen, und die Straßen voll von Edelleuten, Bürgern und Menſchen, die vom Lande und den benachbarten Städten hergekommen ſind. Auf das gegebene Zeichen nun laufen die Renner ab, welche man aus allen Gegenden Italiens dazu hergebracht hat, namentlich Barberroſſe, die wegen ihrer Schnelligkeit berühmt ſind. Das zuerſt anlangende Pferd gewinnt den Preis, welcher nun auf einem vierrädrigen Triumphwagen, auf deſſen Ecken Löwen abgebildet ſind und der mit rothem Sammt und Gold geziert iſt, umhergetragen wird. Drei Tage nach einander wird dieſe Feſtlichkeit wiederholt.

Bereits im ſechszehnten Jahrhunderte verloren dieſe Feſte viel von ihrem Glanze und ihrer Nationalität, blüh-

ten aber unter der Regierung Peter Leopolds wieder etwas auf, mit welchem für Toskana, das unter den späteren Regenten des Hauses Medici immer mehr gesunken war, ein besseres Daseyn begann. Dem dießjährigen Feste, am 23ten und 24ten Juni, fehlte es nicht an Reiz. Der bedeutendste Theil desselben war das Wagenrennen, Corsa dei cocchi, welches am Nachmittage des ersten Tages auf der Piazza S. Maria novella stattfand. Der Platz war amphitheatralisch mit hölzernen Gerüsten umgeben, welche eine ungeheure Menschenmenge besezte, während an einer Seite eine Loge für den Hof erbaut war. Dieses Wagenrennen hat das Eigene, daß die Wagen den antiken römischen nachgebildet sind; dieß gilt auch von den Kostümen ihrer Lenker. Dieses Schauspiel macht auf den Fremden einen ganz sonderbaren Eindruck, bei näherer Bekanntschaft mit der Sache wird es aber fast noch seltsamer, wenn man nämlich erfährt, daß die Lenker Postknechte sind und der Sieger im voraus bestimmt wird. Dieser zog denn nun auch mit seiner Ehrenfahne ganz stattlich umher. An demselben Abende füllte die Volksmenge den Lung' Arno, wo alle Wohnungen, Brücken u. s. w. erleuchtet waren, und auf der Carrajabrücke ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Der Effekt der Tausende von Lichtern im Strome, welcher von unzähligen erleuchteten Barken und Gondeln, zum Theil mit Musik, befahren wurde, war magisch, und das Fest wurde durch die schönste Sommernacht begünstigt. Am Morgen des 24sten fand der feierliche Gottesdienst im Battisterio, in Gegenwart des Großherzogs und des ganzen Hofes in Galla statt, wobei zugleich auch die schönen Marmorbildsäulen Arnolfo di Lapos und Filippo Brunelleschis, von dem geschickten hiesigen Bildhauer Pampaloni, der Seitenfacade des Doms gegenüber aufgedeckt wurden. Nachmittags war ein glänzender Korso und hierauf das Rennen der Cavalli scioli, die man noch immer aus alter Gewohnheit Barberi nennt. Ganz Florenz war an diesen beiden Tagen auf den Beinen; es herrschte ein Leben, wie man es in unserer, namentlich im Sommer ziemlich geräuschlosen Stadt nicht oft sieht; aber selten läßt sich, auch bei der lockendsten Gelegenheit, der Florentiner zur ausgelassenen Fröhlichkeit steigern. Und so ließ auch dießmal wieder dieß alte Fest bei dem Zuschauer und Theilnehmer eine angenehme Erinnerung zurück, welche durch nichts gestört wurde.

Alfr. Reumont.

Ein Tag in Straßburg.

(Fortsetzung.)

In Straßburg angekommen, bestieg ich sogleich den Münsterthurm. Man meint in der That, man könne, wenn man einmal in Straßburg ist, nirgends anders seyn, als auf dem Münster. Die Stadt ist gleichsam nur Vorstadt zum Münster, und wenn man von oben hinabsieht, so glaubt man in den grauen Dächern umher nur Schutt und Steine zu sehen, die von dem Riesenbau zurückgeblieben. Unten wirbelten die Trommeln und klang aus mehreren Gassen die Marseillade in halbverlorenen Tönen herauf, der Thurm selbst streckte nach allen vier Winden die dreifarbige Fahne aus, und auf dem Dache des Chores warf der Telegraph seine geschmeidigen Arme gleich einem italienischen Pantomimen rasch und leicht umher. Allein ich konnte auf diese Dinge nicht mehr Acht geben. Der Totaleindruck des Münsters machte alle diese Nebendinge vergessen. Wie kann man beim Anblick einer Rieseneiche an die bunten Schmetterlinge denken, die zufällig um ihre Krone spielen, und an den langbeinigen Käfer, der an ihrem Stamme hinaufläuft? Und doch fühlte ich, nachdem ich mich an der Beschauung des Wunderbaues gesättigt, daß ich wieder hinunter müsse in das Gewühl politischer Ameisen. Nirgends begegnen sich zwei Weltalter in so schneidendem Kontrast als hier: das ganze Mittelalter, im Tode versteinert, und umher der frohe Jubel der modernen Zeit in ihrer schönsten Stunde, das Brautfest mit der ritterlich errungenen Freiheit feiernd. Doch, warum hier ein Kontrast? war es denn nicht dieselbe ewig junge Kraft, welche damals den großen Münster gründete, und heute die Freiheit gründet? Diese dreifarbigen Fahnen, sie schienen mir nicht mehr den altergrauen Tempel zu entstellen. Die Freiheit, deren Symbol sie sind, entspricht dem Zeitalter Erwins besser, als die Affichen der Propaganda, auf denen am Fuße des Münsters zu lesen war: „Heute ist großer Ablaß zu gewinnen!“ Und um wie viel mehr entsprachen nicht diese Fahnen dem großen Sinn der Vergangenheit, als das geschmacklose Kreuz, das die jesuitischen Missionäre auf dem großen Münsterplatz zur Schande der Sculptur vor einigen Jahren aufgepflanzt haben? Ich sah aus diesem Kreuz noch lange eiserne Nägel herausstarren, an welchen große goldene Lilien befestigt gewesen waren. Die Jesuiten hatten sich nicht geschämt, auf diese freche Weise den Weltheiland zum Schildhalter des Bourbonschen Wappens zu machen, und es war daher auch sehr begreiflich, daß sich die Straßburger nach den lezten Begebenheiten in Paris beeilt hatten, die Lilien wegzureißen. Ich hörte, sie hätten auch das Kreuz selbst niederwerfen wollen, aber die jungen protestantischen Theologen hätten sich vor dasselbe gestellt und es beschüzt.

Eine große militärische Messe lockte mich in das Innere des Münsters. Hier war der Kontrast noch auffallender. Die hohen Säulen und Wölbungen, die großen gothischen Fenster, durch deren Glasmalereien eine heilige Dämmerung von oben hereinbrach, schienen einer

längstvergangenen Welt anzugehören, während das Parterre unten einem gemeinen lärmenden Markte glich. Soldaten unter dem Gewehr mit betäubendem Trommellärm, liebäugelnde Mädchen, gaffende Fremde, kleine Kinder, sogar einige Hunde, die im innern Raum der Kirche umherirrten, entweihten das Heiligthum mit einer Ungenirtheit, als ob es so seyn müßte. Mehrere Gruppen standen vor den Anschlagzetteln, die den großen Ablaß verkündeten, und spotteten darüber oder fluchten auf die Unverschämtheit der Jesuiten, die sich jezt noch dergleichen unterständen. Ich sah einige Offiziere, die hinter den Reihen der Soldaten mit den blanken Degenspitzen in die Säulen der Kirche kritzelten, und einer stemmte sogar den Fuß auf eine sehr unanständige Weise auf den Vorsprung der Säule. Das Alles während des Hochamtes. Die meisten Soldaten schwazten. Andächtig war Niemand als vielleicht einige Frauenzimmer, die an den Seitenaltären auf den Knien lagen. Eine darunter schien mir bekannt. Ich wartete, bis sie sich erhob. Es war Angelika, ein kleines katholisches Gebetbuch in der Hand, aber festlich geschmückt mit dreifarbigen Bändern. Sie erkannte mich sogleich wieder und lächelte. Ich begleitete sie aus der Kirche bis zu ihrem Wagen, wo sie ihr Vater bereits erwartete. Sie wollten sogleich weiter nach Paris. Warum durfte ich sie nicht begleiten? Ich nahm mit einem vielleicht zu schmerzlichen Blick von der lieblichen Polin Abschied, die mir noch aus dem Wagen ihre schneeweiße Hand zum Kuß reichte und dabei eine dreifarbige seidene Schleife fallen ließ. Der Wagen brauste davon, und ich glücklicher Thor hatte wenigstens die Schleife, mit der ich mich sogleich schmückte, stolzer, als wenn es der blaue Hosenbandorden gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, August.

(Fortsetzung.)

Boignes Stiftungen.

Das Asyl für Alte ist besonders für Leute von Stand, die unverschuldet in Armuth gerathen. Jedes Individuen ist auf 750 Franken berechnet; außerdem werden von derselben Anstalt jährlich vier arme, unbescholtene Mädchen aus solchen Familien ausgestattet und für vier Knaben Lehrgeld bezahlt. Das Ganze kostete, Bau und Dotirung, 850.000 Fr. Das Hospiz für Bettler zeigt auch großartige Einfalt in seinem Aeußern, hat zwei Stockwerke und liegt auf einem freien Platz, da, wo ehemals das Karmeliterkloster stand, am Eingang in die Stadt, wenn man von Italien kommt. Hier werden hundert Arme beiderlei Geschlechts beschäftigt und verpflegt; auch hier sind Säle und Gänge weit, luftig und hoch; eiserne Betten, ein Krankensaal, Refectorium, große Höfe, Gärten, eine Kapelle u. s. w., kurz nichts fehlt. Ein Verwaltungsrath steht dem Ganzen unentgeldlich vor, vier Josephsnonnen sorgen für die Krankenpflege; die Armen erhalten den Ertrag ihrer Arbeit als Gratifikation. Das Ganze kostete 629.150 Fr. Das Hospital, genannt Hôtel-Dieu, bestand schon früher, aber in kleinerm Verhältniß und mit geringerm Fonds. Der Graf Boigne ließ das Gebäude bedeutend erweitern, verschönern und für mehr Kranke einrichten; diese sind sehr gut verpflegt und reinlich gehalten. In den Krankenzimmern sind mehrere Einrichtungen, die kein anderes Hospital aufzuweisen hat und die sehr wohlthätig auf den Seelenzustand der Kranken wirken. Vier Betten sind ausschließlich für arme Kranke aus der Fremde bestimmt, von welcher Religion sie auch seyn mögen. Alles zusammen kostete 238.400 Fr. Das Irrenhospital wurde in einem schon vorhandenen Klostergebäude, sechs Meilen von Chambery, angelegt und kostete mit Einrichtung und Dotation 400.000 Fr. Auch die Jesuiten wurden bedacht, jedoch mit Vorsicht und Beschränkung. Auf dem Grund des ehemaligen Visitantinerklosters erbaute Boigne aus Quadern ein herrliches Hotel in Gestalt eines H, 75 Schuh hoch in drei Stockwerken. Es hat 254 doppelte Fenster, geräumige Lehr- und Schlafsäle für die Zöglinge. In einem verlängerten Flügel wohnen die Jesuiten. Durch einen großen Garten ist für freie Bewegung der jungen Leute gesorgt. Das Kollegium enthält deren jezt zweihundert, die zweimal in der Woche in Begleitung ihrer Professoren ausgehen. Einige dieser Lehrer sind Interne oder Jesuiten, andere Laien aus der Stadt; unter jenen befindet sich ein geschickter Physiker. Die Schüler aus der Stadt wohnen wie die Zöglinge des Instituts den Lehrstunden bei, so daß dies Kollegium die Stelle eines städtischen Gymnasiums vertritt. Dabei ist auch weislich ausgemacht, daß Gebäude und Stiftung der Stadt zufallen, wenn die Jesuiten Chambery verlassen sollten. Das Ganze kostet 270.000 Fr. Auserdem verwendete Boigne noch große Summen zur Verschönerung der Stadt, ließ ganze Straßen, Thürme und Kirchen bauen, machte den Bau eines neuen Theaters und eines neuen Stockhauses durch große Beiträge möglich, machte herrliche Stiftungen zum bessern Unterhalt der Gefangenen, für den Bau einer Bibliothek, beschenkte die akademische Gesellschaft u. s. w. Unsere schönste Straße, in gerader Linie vom Schloßplatz nach dem Boulevard, gegenüber der Charité, hat ihm ihre Entstehung zu verdanken und heißt deshalb Boignestraße. Sie ist dreißig Fuß breit, hat rechts und links hohe Portiken, zehn Fuß breit, und gewährt einen wahrhaft imposanten Anblick. Ein Privatmann, der solche Summen für Anstalten des öffentlichen Nutzens verwendet, ist schon eine fabelhafte Erscheinung, von der sich nur sehr wenig Exemplare auf der Welt finden. Boigne's ganzes Leben ist ganz romanhaft, und ich will es hier nur in seinen Hauptzügen mittheilen. De Boigne verließ 1768 seine Vaterstatt Chambery, um in Frankreich in der irländischen Brigade Kriegsdienste zu nehmen. Er war damals siebzehn Jahre alt. Nach fünf Dienstjahren nahm er seinen Abschied und ging nach der Insel Paros, um in ein griechisches Regiment zu treten, das die Kaiserin Katharina in ihre Dienste genommen hatte. Aber bei der Belagerung von Tenedos wurde er von den Türken gefangen und kam erst nach dem Frieden los. Da er keine Aussicht hatte, in russischen Diensten schnell zu avanciren, so stand sein Sinn nach Indien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 220.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 14. September 1830.

Des Gedankens Zwilling, das Wort, scheint Hall nur,
Der in der Luft hinfließt; heiliges Band
Des Sterblichen ist es.

Klopstock.

Ueber süddeutsche Dialekts-Poesie.

Zweiter Artikel.

Die schwäbische Grammatik.

Wir haben in einem kürzlich gegebenen ersten Artikel dieses Themas die etwas pompöse Behauptung aufgestellt, unser deutsches Vaterland schließe in seinem weiten Umkreis ein gewissermaßen noch unentdecktes Idiom ein, das sich seiner ebenbürtigen Schwester, der deutschen Schriftsprache, ungefähr wie das Portugiesische dem Spanischen gegenüberstellen lasse. Wir haben dort nach kurzer Erörterung die Sache im Experiment vor Augen gestellt, welches denn auch von vielen, dafür kompetenten Stellen als ziemlich plausibel erkannt worden ist.

Dem bedächtigeren Leser werden indeß bei alle dem noch mancherlei Zweifel über die Sache zurückbleiben, wie sich denn namentlich gegen das Probestück leicht einwenden läßt, daß drittehalb Seiten, auf denen sich die Vortheile der Mundart ins Licht stellen und die Lücken verdecken lassen, noch kein sicheres Zeugniß abzulegen im Stande sind. So wird es auch nicht sonderlich mit der Versicherung gedient seyn, daß wir das ganze aristophanische Lustspiel in diesem Styl wiedergegeben haben, ohne auf erhebliche Schwierigkeiten bei der Arbeit zu stoßen. Es wird also für uns das Gerathenste seyn, falls wir unserem Problem einige Gunst versprechen dürfen, uns über das Material des fraglichen Idioms etwas näher auszusprechen. Wir lassen also für dieß Mal die schwäbische Poesie noch ganz auf sich beruhen und beschäftigen uns mit der Sprache ausschließlich, wobei wir freilich alles Mögliche geleistet haben werden, wenn wir, ohne unsern Gegenstand aufzuopfern, der Geduld des Lesers nicht empfindlichen Zwang anthun.

In unserem gelehrten Jahrhundert könnte man erwarten, daß diese Sache auf gut historische Weise in ihrem Ursprung und Entstehen betrachtet würde, um das isolirte Gewächs in seinem Zusammenhang mit Verwandtem zu erkennen. Ich bin durchaus dieser Ansicht zugethan, glaube aber demungeachtet, auch der trocknen dogmatischen Darstellung ihren Werth in gewissen Fällen nicht absprechen zu dürfen, namentlich in dem, wo sichs fragt: ist denn die Sache überhaupt es werth, daß man ein Wort darum verliere. Wir möchten daher vor allem zur Sprache bringen, worin denn dieser sogenannte schwäbische Dialekt wesentlich besteht.

Wir haben uns hier gleich über die Willkühr aufzuhalten, mit der die Begriffe von Sprache, Dialekt, Volkssprache u. s. w. durcheinander geworfen werden. Hört Einer wo ihm halbfremde Töne, gleich ist er mit dem Titel Jargon zur Hand. Jargon oder argot bezeichnet im Französischen eine mit Willkühr in einer gewissen Sphäre angenommene Sprache oder doch eine Sprache, die mit solchen Wörtern gemengt ist. Ihm entspricht also zunächst unser Ausdruck Kauderwelsch, Rothwelsch, Zigeunersprache, ja das Wort stammt entschieden von einer nationalen Benennung dieser leztern Race. Man sagt

also: das Jargon der Astrologen, auch das Jargon der Philosophen, nämlich für den, dem ihre Terminologie fremd ist. Unsere Studentensprache ist ein Jargon. Auch ein Kind, das die Sprachtöne nur erst verworren auffaßt, spricht sein Jargon. Personen, die ohne Sprachbildung verschiedene Sprachkreise willkührlich vermischen, sprechen Jargon; so die Juden, wenn sie halb hebräisch, halb deutsch reden, so die Zigeuner u. s. w. Es ist nun offenbar bei uns von keinem Jargon die Rede.

Wer es besser meint, der ist mit dem Prädikat patois bei der Hand. Patois heißt bekanntlich die Sprache des Landbewohners im Gegensatz zum Städter, es müßte zu deutsch also durch Bauernsprache, wenigstens Volkssprache gegeben werden. Wir brauchen nun unsere Landsleute nicht daran zu erinnern, was schwäbische Bauernsprache ist, und möchten Auswärtige nicht damit erschrecken. Wem darum zu thun ist, der mag sie in den schon erwähnten Sailer'schen Schriften studiren. Es besteht in unsern Gegenden ein so schroffer Gegensatz, als irgend sonst wo, (wo nicht Völkermischung eintritt) zwischen der Sprache des Bauern und des gebildeten Städters, und da wir uns hier die leztere ausschließlich zum Ziel setzen, so ist dabei offenbar von keinem patois die Rede.

Von was nun aber? Von einer Sprache? Eine Sprache im besten Sinn ist das Eigenthum einer Volksmasse, die eine gegebene Zahl von Wurzeln und Sprachformen unabhängig von außen bei sich umtreibt, lokale Färbungen des Lauts unberücksichtigt. Die griechische Sprache ist von ihren ältesten Dialekten bis auf diesen Tag eine in sich ziemlich abgeschlossene Sprache geblieben; das übrige Europa befaßt sonst hauptsächlich drei Hauptsprachen oder Sprachstämme: die von Rom ausgegangenen romanischen Sprachen, die im Gothischen, als ihrem ältesten Denkmal, uns zuerst entgegentretenden gothischen, vielleicht richtiger gothinischen, insgemein germanischen Sprachen, und endlich die slavischen. Die einzelnen Idiome dieser Sprachkörper werden nun freilich ohne Bedenken selbst Sprachen genannt, besonders wo der Volksstamm, der sie spricht, sich früh politisch abschloß und arrondirte, ob sie gleich in Wahrheit nur Dialekte, Mundarten sind. Man sieht nun leicht, daß die Mundarten einer solchen Landessprache, die an sich selbst blos Dialekt ist, nur eine fortgesezte Spaltung derselben Art bezeichnen, die ins Unendliche gehen kann, und es ist kein wesentliches Moment vorhanden, beide Begriffe streng zu sondern. Wir haben es also hier mit dem schwäbischen Dialekt zu thun, wie die Schriftsprache ursprünglich auch einer war, und die, wenn sie sich selbst zum Zweck macht, wohl die populäre Bezeichnung schwäbischer Sprache sich beilegen mag.

Viele günstige Theilnehmer an den Dialekts-Poesien warnen doch vor zwei großen Uebelständen in denselben; man sollte einmal, sagen sie, den Dialekt nicht zu lokal auffassen, und zweitens, ihn nicht absichtlich ins Gemeine, der untersten Klasse der Gesellschaft Angehörige, herabziehen.

Was nun die erste Forderung betrifft, so glaube ich Folgendes anführen zu müssen. Es gibt zweierlei Mittel, eine Sprache, an sich reines Naturprodukt, zu berichtigen und zu bilden, von denen man das eine das falsche und das andere das richtige nennen könnte. Das erste, der Mehrzahl von Grammatikern eigenthümliche Verfahren besteht darin, daß man das, was sich für den ersten Blick in der Struktur eines Idioms als Regel ausweist, konsequent, wie man sagt, durchzuführen, und so mit aller Kraft der Abstraktion gegen dasjenige feindlich zu verfahren sucht, was man Ausnahmen betitelt hat. Es trifft sich nun sehr häufig hinterher, daß die Ausnahme gerade die ältere, bessere Regel, die Regel aber an sich eine schlechtere als die Ausnahme war, und daß endlich eine Ausnahme überhaupt nichts anders als eine neue Regel ist. Man bedenkt nicht, daß das Wort, außer seiner materiellen Struktur, auch praktische Stellung und praktischen Werth hat, und daß die Häufigkeit so wie die Seltenheit seines Gebrauchs ihm zwei Privilegien geben, anders zu seyn als die Masse der in der Mitte liegenden Wörter. Diese Motive mißkennend, haben sich die Grammatiker immer so gern gegen die Praxis feindlich gestellt, wie ihnen denn z. B. die Lehre von den Pronomen, als der privilegiertesten Wortklasse, meist als ein Aggregat von Anomalien erschien. Die wahre Bildung eines Idioms wird davon ausgehen, seine individuellsten Bildungen als sein reinstes Produkt voranzustellen, und alles sogenannte Regelmäßige, als minder durchgebildet, erst in zweiter Instanz nachfolgen zu lassen. Ich halte es daher für ganz wesentlich, daß jeder, der im Dialekt dichten will, sich in Hinsicht jener privilegirten Formen ganz an eine bestimmte Lokalität anschließe, wie dieß auch Hebel, und alle die ihn richtig gefaßt und ihm zu folgen gesucht, ohne alles Bedenken gethan haben; denn hier allgemeinere, der Schriftsprache, oder einer gewissen Ausgleichung aus weitern Kreisen entnommene Formen aufzunehmen, heißt nichts, als es mit allen Parteien verderben, um es keiner recht zu machen, und man käme auf diesem Wege zulezt auf eine Sprache ohne Ausnahmen, wie keine gelebt hat, so lange die Welt steht. Daß Halbgebildete ihren Dialekt zu Ehren zu bringen glauben, wenn sie ihn mit einem Dutzend der häufigsten Wortformen in hoch- oder halbhochdeutscher Gestalt versetzen, ist bekannt; das heißt, statt ihre Mundart herzhaft darzustellen, bringen sie sich ausschließendes zusammen, und sprechen nach unserer gegebenen Definition einen wahren Jargon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in Straßburg.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile zog die Garnison unter kriegerischer Musik aus dem großen Portal des Münster und stellte sich auf dem Markt auf, wo der neuangekommene Gouverneur, General Breyer, sie musterte. Eine große Menge Nationalgarden umringte sie und aus allen Fenstern schaute die Bevölkerung von Straßburg auf das Schauspiel herab. Man erwartete die gewöhnlichen Paradekünste, allein der General hatte den Einfall, dießmal statt der Gemeinen die Offiziere zu exerziren und dieselben eine Menge Evolutionen machen zu lassen, um zu prüfen, ob sie auch das Kommando verstünden. Man kann sich denken, in welchem ängstlichen Eifer sie umhersprangen, um alles recht zu machen, während die Zuschauer sich höchlich darüber ergötzten. Dieser Einfall gewann dem General auf der Stelle die größte Popularität bei den Straßburgern.

Bei Tisch führte mich der Zufall mit Offizieren, Nationalgarden, Bürgern und Fremden zusammen. Man sprach von den Folgen der großen Woche, und die Stimmung wurde zuletzt, da der Wein die Köpfe zu befeuern anfing, sehr kriegerisch. Einige Franzosen sprachen viel vom Rhein, als der natürlichen Grenze Frankreichs. Die Bemerkung indeß, daß einer ihrer Tischgenossen ein deutscher Gast sey, reichte hin, dem französischen Zartgefühl die Zurückgabe ihrer illusorischen Eroberungen am Niederrhein abzunöthigen. Mir mußten dabei die Desiderien der deutschen Patrioten in Betreff des Elsasses einfallen, obgleich ich nicht unhöflich genug war, sie zu äußern. Daß das Elsaß wirklich noch immer ein ächt deutsches Land ist, davon überzeugt man sich nirgends besser, als an Ort und Stelle. Die Straßburger wiederholen zwar gar gern den Ausdruck: „wir Franzosen;“ allein im nächsten Augenblick reden sie schon wieder von den Welschen, d. h. von den eigentlichen Franzosen jenseits der Vogesen, wie von einer ganz fremden Nation, und spotten nicht selten über kleine Gewohnheiten derselben, die den Elsässern noch immer fremd sind und es auch bleiben werden. — Noch muß ich erwähnen, daß bei Tisch ein Kaufmann aus Lyon, als er hörte, ich käme von Baaden, mir die sonderbare Frage that, wie denn der Kaiser von Oestreich aussehe? Der gute Mann hatte in den Zeitungen gelesen, Se. k. k. Majestät hielten sich in Baaden auf, und er besaß, wie die meisten Franzosen, so wenig geographische Kenntnisse, daß er Baaden in Oestreich mit Baaden bei Rastadt verwechselte.

Eine liebenswürdige Familie bewohnt gegenwärtig das Haus, wo die erste Buchdruckerei in der Welt errichtet worden ist. In einer kleinen Nische der Mauer befindet sich noch jetzt ein altes, in Erz gegossenes Brustbild des ehrwürdigen Guttenberg. Ich hörte, daß in den Tagen der Gährung die Vorübergehenden vor diesem Bilde den Hut abgezogen hätten, um dem Erfinder der Presse, für deren Freiheit ganz Frankreich zu leben und zu sterben entschlossen war, die verdiente Huldigung darzubringen.

Ein freundliches Mädchengesicht — die Straßburgerinnen sind überhaupt gar niedlich — lockte mich in eine Boutique, worin unter andern eine Menge frisch aus Paris angekommener Karrikaturen ausgelegt waren. Diese Bilder, meist flüchtig hingeworfene Steinzeichnungen, hatten den scharfen Ausdruck nicht, der gewöhnlich bei englischen Karrikaturen gefunden wird. Die meisten waren trivial erfunden, einige sogar schmutzig; doch zeichneten sich wieder andere durch bessere Zeichnung und feineren Witz aus. Auf dem einen sieht man den Dauphin, als Großadmiral von Frankreich in der Gestalt eines Delphins, seine Familie gleich dem Arion über das Meer führen. Karl X. sagt zur Herzogin von Angouleme: ma chère petite nièce, voila la troisième fois, que nous avons le bonheur de faire ce voyage. Sie antwortet: helas, mon cher oncle, je crois bien, que ce sera la dernière. Auf einem andern Bilde sitzt Karl X. neben dem Dey von Algier und fragt ihn: l'eusses tu cru? Am witzigsten kam mir folgendes vor. Cottu kniet vor Karl X. und beschützt ihn durch Vorhaltung eines Regenschirms gegen die Kugeln des Volks. Karl spricht: ah, qu' as-tu, Cottu, pourquoi trembles-tu? Cottu: Sire, nous sommes f—s. Mon parapluie ne resiste plus! Karl: qui l'eut cru, Cottu? Ueberaus abgeschmackt war dagegen eine Karrikatur, auf welcher Karl X. Hasen schießt, mit der Unterschrift: il nous regnait en tirant (en tyran), und dergleichen mehr.

Es war Zeit, ins Theater zu gehen, und ich beeilte mich, einen Sitz zu finden, da heute „die drei großen Tage in Paris“ als Vaudeville aufgeführt werden sollten. Das Schauspielhaus ist für eine so mittelmäßige Stadt, wie Straßburg, groß genug. Es war indeß ziemlich angefüllt und die Zuschauer saßen dergestalt ohne Rangordnung unter einander, daß ich auf der vierten Gallerie goldene und silberne Epaulettes bemerkte, während sich auf der ersten mitunter Epaulettes von rother Wolle befanden. Alle Hüte waren mit Kokarden geschmückt, und auch viele Damen trugen die drei Farben. Sie zeigten dabei eben so viel Geschmack als Abwechslung, und es läßt sich nichts Erfindungsreicheres denken, als die verschiedene Art und Weise, wie und wo die drei Farben angebracht waren. Im Parterre zeichnete sich unter den vielen Soldaten, Nationalgarden und französisch gekleideten Bürgern eine seltsame Figur aus. An dem kurzen Rock, der weit offenen Brust, dem breiten, etwas unreinen Hemdkragen und den ellenlangen Haaren erkannte man auf den ersten Blick den deutschen Studenten. Er bezeigte sich in nachlässiger Lage

auf einer Bank hin und stützte sein nachdenkliches Haupt auf den Arm. An seiner kleinen rothen Jakobinermütze war eine dreifarbige Kokarde befestigt, die sie beinah ganz bedeckte und ein eben so großes Rad bildete, als die des kleinen Juden in Kehl. Dieß waren die beiden ungeheuersten Kokarden, die ich gesehen habe. So sehr der junge Student aufzufallen die Absicht haben mochte, nahmen doch seine französischen Nachbarn keine Kenntniß von ihm, und dieß schien ihm zuletzt große Langeweile zu verursachen, denn er that, als ob er schliefe.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, August.

(Fortsetzung.)

Boignes Kriegsthaten in Indien.

Nach unglaublichen Schwierigkeiten kam Boigne 1778 in Madras an, fand sich aber in seinen Hoffnungen getäuscht, und um leben zu können, mußte er Fechtstunden geben. Endlich entschloß er sich, als Fähnrich in den Dienst der ostindischen Kompagnie zu treten. Gleich darauf machte er den Feldzug gegen Hyder-Ally mit. Im Anfang und bis zum Jahre 1784 schlug dieser und sein Sohn Tippoo die Engländer. Schon ein Jahr früher hatte Boigne seine Fähnrichsstelle wieder abgegeben, weil man ihm einen Andern vorgezogen hatte, und er war gesinnt, zu Land nach Europa zurückzukehren. Lord Macartney gab ihm Empfehlungsbriefe an Lord Hastings mit, der damals Generalgouverneur in Bengalen und der ihm auch für seine Reise behülflich war. In Lukuow, der Hauptstadt der Provinz Ude, wurde er durch den englischen Gesandten dem Nabob vorgestellt, und nach der damaligen Sitte empfing er von ihm ein Geschenk von 4000 Rupien (10.000 Franken). Hier und in Delhi, der Hauptstadt des Großmoguls, hielt er sich einige Zeit auf, um das Land, die Sprache und die Einwohner mit ihren Sitten kennen zu lernen. Endlich trug er dem Raja von Gohul und hernach dem Raja von Joypore seine Dienste an; letzterer ging auch darauf ein; er glaubte, den Generalgouverneur Hastings davon benachrichtigen zu müssen, und dieser schrieb ihm in Auftrag des indischen Raths, B. solle nach Calcutta zurückkommen. Dies that er auch, wiewohl dieser Befehl ganz willkührlich war. Nach einer einzigen Unterhaltung mit Hastings wurde ihm erlaubt, zum Raja von Joypore zurückzukehren und in seine Dienste zu treten; dieser traute ihm nun aber nicht mehr, weil Boigne mit den Engländern verkehrte, nahm ihn daher nicht in Dienste, entschädigte ihn aber mit 10.000 Rupien dafür. Nun trat Boigne in Dienste bei Sindiah. In allen seinen Feldzügen gegen die Mongolenfürsten zeichnete sich der Savoyer aus und ward reichlich dafür belohnt. Endlich ward Friede und beide schieden voll Achtung und Freundschaft von einander. Boigne ging nun nach Lukuow und fing an, mit den erworbenen Summen Handelsgeschäfte zu treiben; aber schon im Jahr 1790 rief ihn Sindiah wieder zu sich und übertrug ihm die Bildung eines Truppenkorps von 12.000 Mann. Bald war dies zusammen und zog unter Boigne mit dem savoyischen weißen Kreuz in den Fahnen zu Feld. Ein Vortheil, ein bedeutender Sieg folgte nun auf den andern. Sindiah stieg dadurch immer mehr in Macht und Ansehen und überhäufte Boigne mit kostbaren Geschenken; unter andern überließ er ihm einen großen Theil der von den besiegten Rajeputen erlegten Kriegskontributionen. Er befahl ihm, seine Brigade zu verdoppeln und eine Armee von 22.000 Mann daraus zu machen, ernannte ihn zum Haupt von zweiundfünfzig Distrikten, deren jährliche Einkünfte, 22 Lak Rupien, 5.000.000 Franken, ihm gänzlich überlassen wurden, um damit die Truppen zu unterhalten und zwei Prozent für sich zu nehmen. Außerdem hatte Boigne monatlich noch 6000 Rupien, 11.000 Fr., Generalsgehalt und genoß noch eine Menge anderer Vortheile, z. B. den Gehalt eines Kavallerie-Elitenkorps, dessen Proprietär er war. Durch alles dies ist es begreiflich, wie Boigne, der außerdem noch große und glückliche Handelsgeschäfte machte, zu einem so kolossalen Vermögen gelangen konnte. Aber sein Glück war noch nicht am Ende. Als Sindiah im Jahr 1790 gegen Decan zog, wo die Engländer Tippoo-Saib schlugen, entfernte er sich weit von Delhi, und übertrug seinem Generalissimus Boigne die Erhaltung und Vertheidigung seiner bisher gemachten Eroberungen. Darauf beschränkte sich dieser aber nicht, sondern schlug Ismaël-Rey, den mächtigsten Feind Sindiahs, und machte ihn gefangen, zerstörte gänzlich die Armee Holkars, unterwarf den Raja von Joypore und zwang ihn, eine Kontribution von zwanzig Millionen Franken zu zahlen. Als Sindiah in sein Land zurückkehrte, kannte seine Dankbarkeit gegen Boigne keine Grenzen. Dieser konnte nun thun, was er wollte, es war gut gethan. Er legte zu Horal und Paluet große Waffenfabriken und Kanonengießereien an. Als 1793 Sindiah wieder zu Feld zog, kam durch einen Zufall damals ganz Indostan faktisch unter die Gewalt Boigne's, denn damals war Bastia, Vizekönig von Indostan, gegen Sindiah aufgetreten; als dieser aber mit Uebermacht und siegreich angerückt kam, hoffte Bastia seinen Unwillen zu mäßigen, wenn er sich dem Generalissimus übergebe und all seine Gewalt in dessen Hände lege. So geschah es auch, und dadurch kam das unermeßliche Reich des Großmogols, die Hauptstadt Indiens und die Verwaltung des ganzen Reichs unter den Savoyarden Boigne, und das savoyische Kreuz war die geehrteste Fahne in Indostan. Von diesem Zeitpunkt an war er unumschränkter Herr über alle Marattenstaaten nördlich von Chumbal. Sindiah starb 1794 und sein Neffe Dolat-Rao-Sindiah folgte ihm auf dem Thron. Nun wünschte Boigne sich zurückzuziehen. Daran war aber nicht zu denken, denn der neue Regent war gleich wohlwollend gegen ihn gesinnt. Er mußte noch zwei Jahre in seinen Aemtern und Würden bleiben; da aber konnte er nicht mehr, denn Anstrengungen und Strapazen aller Art hatten seine Gesundheit untergraben, und es war die höchste Zeit, daß er in ein anderes Klima eilte. Endlich erhielt er seinen Abschied und zog im Februar 1796 nach Calcutta, wo er sich mit seinen Schätzen, seiner Dienerschaft und einem Korps persischer Reiter einschiffte, das sein Eigenthum war und deren Pferde mit Sattel und Zeug er an die Engländer verkaufte. Im September 1796 verließ er Indien gänzlich und schiffte nach England. Dort heilte ihn der berühmte Doktor Heme, so daß er 1798 schon wieder nach Indien zurückzukehren gedachte, zumal ihn Dolat-Rao-Sindiah dringend und unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu sich einlud.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 221.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. September 1830.

Wer bei gewissen Dingen den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.

Lessing.

Ein Tag in Straßburg.

(Beschluß.)

Ich nahm meinen Platz auf der ersten Gallerie, hinter einem sehr reich gekleideten Mädchen, die mir die schönste im ganzen Hause zu seyn schien. Sie war übrigens etwas zu auffallend in die drei Farben gekleidet, indem roth und blau an ihr das Weiße fast überstrahlte. Ihr Betragen entsprach aber auch dieser Kleidung, denn sie war überaus exaltirt, ihr schönes Gesicht glühte, bei jeder politischen Anspielung zerarbeitete sie ihre zarten Händchen, um so laut als möglich Beifall zu klatschen, und bei den patriotischen Gesängen schnitt ihr reiner Sopran durch die brüllenden Bäße der Nationalgarden scharf hindurch. Unter den Männern fand ich keinen, der in so hohem Grade begeistert geschienen hätte, als dieses rosenwangige Kind von höchstens achtzehn Lenzen.

Zwei ziemlich ennuyante Singspiele gingen dem Hauptstück voran. In einem dieser Stücke spielte die harlekinmäßig in die drei Farben eingewindelte Prima Donna ein armes Landmädchen, das wie Mamsell Aschenbrödel oder die Waise aus Genf zuletzt baronisirt wird. Es war wenigstens merkwürdig, auf diese Art die ganze alte aristokratische Sentimentalität über die Bühne laufen zu sehen, auf der eine halbe Stunde nachher sich die krasseste Pöbelherrschaft etabliren sollte. Endlich hatte der adlige Familienjammer ein Ende, der Vorhang ging wieder auf und die drei großen Tage der Pariser folgten Schuß auf Schuß. Im Hintergrunde wurde gehauen, gestochen und geschossen, im Vordergrunde schleppte man noch blutende Verwundete vorüber, wurde Charpie gezupft, haranguirt, deklamirt und gesungen. In einer etwas ruhigeren Zwischenscene traten zwei Arbeiter aus den Pariser Vorstädten auf, ein mit einem großen Haudegen bewaffneter nackarmiger Zimmermann und ein dick mit Kalk beschmierter Maurer, der als Waffe eine Picke trug. Beide ergossen sich in Schwüre und Flüche, Freudenbezeugungen und Drohungen, wie sie ihrem Kostüme angemessen waren. Der Refrain ihrer Reden war immer, daß sie, gemeine Bürger, das stehende Militär besiegt, niedergeschmettert, pulverisirt, und die Linienoffiziere im Parterre mußten sich von diesen derben Gesellen manchen plumpen Spaß gefallen lassen. Zuletzt stellte sich der Maurer auf einen Stuhl und spielte den König, eine sehr republikanische Posse, die aber unbändig beklatscht wurde. Der allgemeine Jubel, der gleichmäßig unter den Zuschauern wie auf der Bühne herrschte, nahm einen gewissen Rhythmus an, als ein graziöser Schauspieler hervortrat und mit sonorer Stimme patriotische Lieder intonirte, die vom ganzen Publikum mitgesungen wurden. Manche Verse wurden doppelt und dreifach wiederholt, und mit donnerndem Zuruf begleitet. Der Inhalt dieser Verse war durchgängig drohend und kriegerisch:

Mort aux tyrans! Vengeance et liberté!
Ce cri de guerre est le cri de la France;
Et dans Paris, de meurtre ensanglanté,
Un long murmure a répondu: Vengeance!

Aux armes! c'est dans les combats
Que la liberté nous appelle;
Jurons d'y mourir en soldats,
Ou de ne vivre que pour elle.
Rien que pour elle!

Den stärksten Effekt machten folgende Verse eines andern Liedes:

L'oppression, a l'air plein de fierté,
Voulait sur nous faire éclater la foudre;
Massue en main l'auguste liberté
En un seul jour la réduisit en poudre;
Ils espéraient, ces fils de Loyola,
Voir notre France et soumise et craintive,
Mais notre courage était là,
Et chaque Jésuite trembla.
La France est sur le qui vive!

Si l'étranger osait servir d'appui
Au roi félon que notre France abhorre,
La même ardeur qui nous guide aujourd'hui
Pour le chasser nous guiderait encore.
Dans ce combat il faut vaincre ou mourir,
La liberté ne fut jamais craintive;
Lâches, qui ne savez que fuir,
N'espérez jamais revenir,
Car la France est sur le qui vive!

Dazwischen schrie das Parterre mit wüthender Begeisterung: Oui, oui — chasser! — jamais, jamais révenir! Der vorsingende Schauspieler hielt eine dreifarbige Fahne in der Hand, die er nach jedem Verse zärtlich in die Arme drückte. Zwei Lieder waren ihr ausdrücklich gewidmet, und der Sänger sang sie wie ein Geliebte an, was sich oft eben so komisch als rührend ausnahm. Mehrere Verse waren zum Lobe des neuen Königs gedichtet, aber, was mir sehr auffiel, der Vorsänger mußte sie allein singen und es erhob sich kein Beifallgeräusch. Auch hatte sich die hübscheste unter den Sängerinnen eine papierne Affiche als Schürze vorgebunden, worauf mit großen Lettern Louis-Philippe stand. Welcher Leichtsinn beim blutigen Ernst, welche grausamen Sarkasmen beim reinsten Enthusiasmus! Der ganze Nationalcharakter spiegelte sich darin, und man konnte die ganze französische Geschichte im Spiel einer Stunde an sich vorübergehen sehen.

Ich ging endlich mit der jubelnden Menge nach Hause und der Sonntag war verlebt. Der nächste Werkeltag führt mich wieder über den Rhein zurück. Adieu, schönes Frankreich!

Ueber süddeutsche Dialekt-Poesie.

(Fortsetzung.)

Was den zweiten Punkt betrifft, so kann man den Dialekt auf verschiedenen Höhenpunkten auffassen, indem sich überall drei Kasten von selbst abscheiden, nach Landbewohnern, Bürgern von Städten, denen das Gewerbe vorzüglich anheim fällt, und endlich denjenigen Klassen, die in unausgesetztem Verkehr mit der Schrift stehen und darum als gebildete Stände zusammengefaßt werden. Es ist nun an beiden Polen zu befürchten, einerseits nämlich, daß die zu sehr isolirten Landbewohner ihr Idiom zu abentheuerlich karrikieren, von der andern Seite, daß Elemente der Schriftsprache eingeschwärzt werden, und es ist nicht zu läugnen, daß die Mittelklasse immer den sichersten Grund für unsern Zweck zu bilden hat, weil sie vor beiden Gefahren am ehsten gesichert bleibt; nur muß diese Linie nicht zu scharf gezogen werden. Der Dialekt findet nämlich eine eigenthümliche Stärke in der gelinden Schwankung nach einem und dem andern Pole; denn während die Sprache der Leidenschaft von Natur derb, energisch, konkret, also populär und gemein wird, so lenken List und Ironie wieder nach der Sprache der Bildung ein. Die ausgesprochenen Pole dürfen dem Dichter nur absichtlich als komische Masken entschlüpfen.

Noch bleibt übrigens zu bemerken, daß einzelne schriftdeutsche Wörter, die sich mit dem Begriff unentbehrlich in den Dialekt herein stellten, hier so wenig Anstoß geben können, als zum Beispiel die unzähligen französischen Wörter in der deutschen Sprache, d. h. es sind eben Fremdwörter. Solche Dinge sind überall Dissonanzen; ich will aber nur beiläufig bemerken, daß man in unserem Dialekt schwerlich mehr Wörter der Art (die seinem Organismus zuwider sind) wird auffinden können, als z. B. in der dänischen oder schwedischen Sprache hochdeutsche Wörter stecken, die dort gewiß keine bessere Figur machen. Endlich muß auch noch dem Dichter das Recht zustehen, einzelne glückliche Kontractionen der Volkssprache im treffenden Falle in sein gebildeteres Idiom heraufzuziehen, unter der Firma „poetische Licenz.“ Haben doch griechische und italienische Epiker die Sache nicht anders angesehen, und warum sollte man diesen oft wichtigen Vortheil versäumen in einem Element, das glücklicherweise noch nicht ins absolut Feste erstarrt, das noch weich und flüssig ist und der Hand des Bildners sich fügt.

* * *

Die Grammatik befaßt eigentlich zwei ganz geschiedene Doctrinen, die nur in der praktischen Verbindung stehen, daß sie eben die Sprache ausmachen, ohne der Wissenschaft eine nothwendige, organische, konkret-bestimmte Wechselwirkung aufweisen zu können. Diese beiden Doctrinen lassen sich als materielle, physiologische, und als logische, grammatische Motive auseinander stellen. Die erste Lehre betrachtet den Sprachstoff als Naturprodukt und um seiner selbst willen, und begründet eine Physiologie und Metamorphose des Sprachlauts, die wieder in zwei Hauptmaterien, nach Qualität und Quantität, oder, in der alten Welt, in die Lautlehre und Quantitätslehre, in der modernen Welt in Laut- und Tonlehre, oder Buchstaben-

und Accentlehre zerfällt. Der logische Theil der Grammatik hat es einerseits, als Wortbildungslehre, mit Wurzelkonstruktion, Derivation und Flexion, andernseits, als Wortverbindungs- oder Satzlehre, mit der sogenannten Syntax zu thun.

Wir wollen im Folgenden zur Probe Einiges aus der schwäbischen Grammatik mittheilen. Was die Syntax betrifft, so müßten wir fürchten, namentlich nicht schwäbische Leser zu ermüden, ja solchen, welchen die süddeutschen Mundarten ganz fremd sind, fast ganz unverständlich zu werden. Eher von allgemeinerem Interesse möchten ein Paar Kapitel aus unserer Lautlehre seyn. Wir haben hiebei zumal über die Vokale zu sprechen, und da schon die typische Darstellung unsers leztgegebenen Versuchs (die Probe einer Uebersetzung des Aristophanes) auf Bemühungen hinweist, nicht gemein-deutsche Vokallaute aufs Papier zu fixiren, so werden sich bei Aufzählung dieser eigenthümlichen Zeichen die nöthigen Erläuterungen am besten anbieten.

Vom ä.

Das deutsche a hat eine bekannte Neigung gegen das Gebiet des o, und trübt sich durch fast ganz Deutschland in der Volkssprache zu einem Mittellaut zwischen beiden. Gegen diese gemeindeutsche Corruption (wenn man will) machen nun die alemannischen Dialekte gleich den auffallendsten Kontrast. Dieselben sprechen, auch in der niedrigsten Sphäre der Gesellschaft, diesen Laut mit solcher Reinheit und Fülle, daß keine Theorie daran zu bessern wüßte. Diese Eigenheit ist aber nicht so zu verstehen, als ob jener Mittellaut, den wir ä bezeichnen, bei uns unbekannt wäre, sondern im Gegentheil, weil er ein eigenes grammatisches Motiv ist, konnte er mit a nicht zusammenfallen. Das historische Verhältniß ist nämlich folgendes: Von den ältesten deutschen Denkmälern her (das gothische diesmal ausgeschlossen) kennt die deutsche Sprache zwei verschiedene a, die sich, wie z. B. im lateinischen, blos quantitätisch, nach Länge oder Kürze abscheiden, also rhythmisch zu schreiben: ā und ă. Dies Verhältniß erhält sich erwiesenermaßen bis ins vierzehnte Jahrhundert herein. In dieser Zeit trifft ein Todesstoß die deutsche Quantität; der Accent hat sie erwürgt und um lange und kurze Sylben im Sinne der Quantität (ohne Position) ist es geschehen. Die Kürze der Vokale verdichtet sich in Schärfung durch erschlichene Doppelung des Consonanten, oder aber, und zwar viel häufiger, wird sie in dem neuen Tonsystem ohne Doppelconsonant als Dehnung präsumirt und in die Breite gezogen. Bei einigen Vokalen, wie e und o, ist dieser Nachtheil nicht sehr merklich, weil sie verhältnißmäßig selten gedehnt waren; desto bedeutender würde er bei den andern. Unser ā, in der alten Sprache häufig genug, soll sich mit dem alten ă, das jezt gleich jenem zu á (betont) geworden, auf gleiche Linie stellen. Dem schwäbischen Ohr muß die Unschicklichkeit dieser Vermischung zu rechter Zeit klar geworden seyn, und es suchte statt der zerstörten Quantitätsscheidung eine qualitätische, d. h. es gab der vielleicht in der alten Länge schon nicht ungehörten Abweichung des Lauts nach ä nach, um diesen vor der Vermischung mit dem nachdrängenden langen a zu bewahren. Und so haben wir denn ein materiell und grammatisch geschiedenes ä neben dem a. Dazu bemerke ich noch, erstens, daß der Däne und Schwede denselben Ausweg eingeschlagen hat, und also in einer Menge Wörter materiell mit uns übereinstimmt (der Schwede unterscheidet die Zeitwörter mala und mäla, mahlen und malen, wie der Schwabe); zweitens, daß in den andern deutschen Mundarten offenbar nur der Mißbrauch, den man vom ä-Laute machte, indem er alle a, ohne Unterschied, verschlang, die Theorie zwang, auch die ä wieder ins reine a zurückzuführen, und so das unorganische Verhältniß erst augenscheinlich zu machen; drittens, daß diese nun seit Jahrhunderten der Schrift und Nachbarschaft zum Trotz erhaltene Scheidung im Einzelnen freilich Schaden leiden mußte, so daß sie in manchen dem populären Gebrauch fremder gewordenen Wörtern die alte Dehnung vergessen hat, wie auch in den Nordsprachen, was übrigens Regel ist in allen Fremdwörtern, denen die alte Sprache fast durchaus lange, wir aber reine a zuschreiben; viertens, daß wir, falls Jemand diesen Laut für an sich häßlich halten sollte, wir ihn nicht nur an die Nordsprachen und ans Englische, sondern noch mehr an die drei Südsprachen erinnern, wo derselbe zwar nicht als ein zweites a, wohl aber als ein zweites o seine volle Geltung erhält, im Portugiesischen selbst typisch bestimmt ist. Der Laut hat sich übrigens bei uns nur in ganz wenigen, häufigen Formen in einen kurzen, geschärften zusammen gezogen. Resultat dieses Artikels wäre: dem Schwaben geben Wörter wie frägo, wägo, plägo, niemals Reime auf solche wie sago, clago, trago.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Larreys Bericht über die Pariser Verwundeten.

In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 30. August las Larrey eine chirurgische Abhandlung über die lezten Tage des Juli vor. Er sagt im Eingang, er habe vom Jahr 1789 an fast alle Kriegszüge der französischen Heere mitgemacht, nie aber sey ihm ein Beispiel von solchem Muth, von solcher Intelligenz vorgekommen, als die Einwohner von Paris in den Tagen vom 27., 28. und 29. Juli bewiesen haben. „Allein der Aufstand von Kairo gegen das französische Heer kann mit dem Heroismus der Pariser verglichen werden; und es ist dies ein Beweis, daß Liebe zum Vaterland und zur Freiheit der mächtigste Hebel des Muths ist und selbst bei Menschen, die dem Waffenhandwerk völlig fremd sind, die Quelle jeder kriegerischen Tugend wird. Diese heilige Begeisterung erfüllt das Herz mit Todesverachtung;

es ist, als ob dem Menschen in diesem Falle plötzlich ein Licht aufginge, so unglaublich schnell fällt ihm bei, was er zu thun; wie er es anzugreifen hat. In Kairo, wie in Paris, sah man auf das Signal zum Aufstand die Einwohner jeden Standes, jeden Alters sich waffnen, so gut sie konnten, überall Alles verrammeln, nicht nur mit großer Gewandtheit, sondern wirklich kunstgerecht den gemeinschaftlichen Feind auf allen Punkten angreifen, ihn in die Gefahr locken, kurz im Gefechte mit ihm die Kraft und Unerschrockenheit alter Truppen entwickeln; die Jüngsten und Schwächsten, die am Kampfe nicht Theil nehmen konnten, bereiten allermittelst Wurfgeschütz aller Art und Kanonenpulver. Aber ganz unbegreiflich ist es, wie die Einwohner von Kairo, die doch ziemlich in der Kultur zurück waren, in ganz wenigen Tagen lernen konnten, Mörser zu gießen, aus denen sie Körper von jeder Form und Größe schossen."

Der Umstand, daß in Paris die verwundenden Körper zum Theil ganz ungewöhnlicher Art waren, hat zur Folge, daß sich an den Verwundeten sehr häufig Erscheinungen zeigen, wie sie Larrey in seinen Feldzügen nie beobachtet hat, wieder den egyptischen Feldzug ausgenommen. Die Wirkung der geschossenen Körper auf die verletzten Theile ist sehr verschieden, je nach der Beschaffenheit, der specifischen Schwere und der Elastizität dieser Körper. So erschütterten kleine Steinkugeln, die durch ein Glied geschossen wurden, im Verhältniß der Masse des Steins und des Widerstands der zerrissenen Theile. Tiefe Risse, Ergießungen, Schwellen des Gliedes, Abscesse und Brand waren die Folgen davon; während Eisen oder Bleikugeln und cylindrische Bleistücke die Theile rascher durchschlagen, und eben damit eine nicht so heftige, oder nicht so weit verbreitete Erschütterung veranlassen.

Pflastersteine brachten ganz ähnliche Wirkungen wie matte Kanonenkugeln hervor, und da fast alle Schüsse ganz in der Nähe, ja in unmittelbarer Berührung des Rohres und des Körpers abgefeuert wurden, so waren sie in ihren Folgen, unter übrigens gleichen Verhältnissen, weit gefährlicher, als man gewöhnlich im Feld beobachtet.

Diese und andere Umstände mußten bei Behandlung der Verwundeten sehr in Betracht gezogen werden. Seine frühere Erfahrung war Larrey von großem Nutzen, und von etwa fünfhundert Blessirten hat er auch seit dem Tage, wo sie ins Spital kamen, bis zum 21. August blos fünf verloren.

Chambery, August.

(Fortsetzung.)

Boigne. Weiberhandel. Der gerettete Voltaire.

Indessen hatten sich die politischen Verhältnisse in Boignes Vaterland anders gestaltet. Napoleons Stern stieg schnell empor und versprach Savoyen, das mit Frankreich vereinigt wurde, eine schöne Zukunft. Als Napoleon auf den Thron gestiegen war, setzte sich Boigne in seiner Heimath fest und verließ sie seitdem nicht mehr. Sie begreifen, welcher Verlust sein Tod für Land und Stadt war, die er mit Wohlthaten überhäuft hat. Den französischen Blättern, die ihn beschuldigten, sein unermeßliches Vermögen sey durch Verrath erworben, denn es sey der Preis dafür gewesen, daß er Tippoo-Saib an die Engländer verrathen, kommt es nicht darauf an, einen anachronistischen Schnitzer bei dieser Behauptung zu begehen. Es ist aktenmäßig erwiesen, daß Boigne 1796 und 1797 in England war und daß er hernach nicht wieder nach Indien zurückgekehrt ist. Wie kann er denn Tippoo-Saib verrathen haben, dessen Hauptstadt Seringapatnam erst am 4. Mai 1799 von den Engländern erstürmt wurde, wo der heldenmüthige Fürst unter seinen Kämpfern fiel? Boigne hat auch während seines Aufenthalts und seiner Macht in Indien nie politische Verbindungen mit den Britten gehabt, deren Verfahren gegen die ihm sehr werthen Landesfürsten er bis auf seinen Tod höchlich verabscheute. Es läßt sich vielmehr behaupten, daß die Engländer 1799 nicht so siegreich gewesen wären, wenn nicht französische Schwindler und Abenteurer, wie du Bac, sondern ein kriegserfahrener Europäer wie Boigne an der Spitze des mysorischen Heers gestanden hätte.

Wenn man behauptet, der Handel liege bei uns in Savoyen ganz darnieder, so hat man doch im Grunde unrecht. Es läßt sich vielmehr sagen, daß unsere Bauern den Engländern nachstreben und ihnen kein Privilegium des Alleinhandels mit gewissen Artikeln zugestehen wollen. In Faucigny vertauscht einer seine Ehehälfte gegen eine armselige Efeitin, und in Tarentaise, wo die Waare noch niedriger im Preis zu stehen scheint, verkauft einer sogar seine Frau für vierzehn Sols piementesisch oder dreiundzwanzig Kreuzer rheinisch, also nicht einmal für einen Vierundzwanziger! Sie können sich denken, was dies für ein Skandal im Lande war; Geistliche, Gensdarmen, Advokaten und Richter legten sich sogleich in den Handel. Die Contravenienten sitzen noch, man weiß aber nicht, welches Gesetz man auf sie anwenden soll, da keins für diesen Fall vorhanden ist. Indessen muß doch gestraft werden, denn sonst griffe der Handel schnell um sich. Ich frage: wozu helfen nun die zahllosen Klöster, Kirchen, Mönche, Weltgeistliche, Congreganisten und Missionarien dem Lande, wo die Einwohner so roh, sittenlos und unchristlich handeln können? Fragt man aber nach der Grundursache dieses Unfugs, so liegt er auf platter Hand: es ist die ganz vernachlässigte Volkserziehung. So lange diese nicht anders wird, so lange die Geistlichkeit schreit und predigt, aber nicht beispielgebend gut und sittlich handelt, wird es nicht besser im Volke aussehen. Es ist auch ganz unnütz, gegen Licht und Aufklärung zu schreien, denn die Leute wissen schon recht gut, wo der Wind herkommt. Davon hatten wir kürzlich in Annecy, einem benachbarten Landstädtchen, einen offenbaren Beweis. Dort starb vorigen Winter ein reicher Mann; seine zwei verheiratheten Töchter kamen gleich aus der Nachbarschaft, um die Erbschaft der Mobilien zu theilen, worunter auch eine zahlreiche Bibliothek war; bei einigem Durchstöbern der Bücher fand sich darunter auch die ganze Reihe der Voltaireschen Werke; dies war ein Gräuel für die frommen Damen, die hier in vornehmer geistlicher Umgebung leben; gleich wurde beschlossen, die gotteslästerlichen Bücher zu verbrennen; mit freudigem Eifer soleppen sie dieselben selbst auf den Herd, und eben soll das Auto da fé beginnen, als eine der Schwestern bemerkt, daß der Schornstein voll Ruß ist, der sich bei großem, hochflackerndem Feuer leicht entzünden und das Haus in Brand stecken könnte; nun war guter Rath theuer; endlich kommt man auf den Einfall, die Bände in das große Becken des eben eingefrornen Springbrunnens zu bringen und mit dichtem Schnee zu bedecken, auf daß sie künftiges Frühjahr das Wasser zerstöre. Gesagt, gethan. Nach einigen Tagen zogen die Schwestern mit schwerbeladenen Wagen ab. Die warme Märzsonne schmelzte bald den Schnee, unter dem Voltaire lag, das Rohr des Springbrunnens aber war vor Frost geborsten und es kam daher im Frühling kein Wasser. Statt dessen kamen spielende Buben in die Nähe, die unter dünner Schneeschichte den Schatz entdeckten, hervorgruben, sich darein theilten und ihn nach Haus trugen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 222.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 16. September 1830.

Es zieht mich fort, ich weiß nicht, wie ich's nenne,
Unwiderstehlich fort zu seinem Grabe.
Dort wird mir leichter werden, augenblicklich!

Schiller.

Die Kornetswittwe.

Eben wurde es im Dorfe bekannt, daß die Waffen der Engländer und Spanier gesiegt hatten und die Franzosen im vollen Rückzuge begriffen waren. Die Unruhe machte mit einem Mal dem lautesten Jubel Platz; ein Freudengeschrei aus tausend Kehlen begrüßte die rückkehrenden Sieger; aber im wogenden Gedränge sah manche Schöne mit banger Neugier dem Augenblick entgegen, wo sich ihre Hoffnung in Entzücken verwandeln, oder ihr bang klopfendes Herz vom eiskalten Griff der Verzweiflung stillstehen sollte. Eine bleiche, liebliche Frauengestalt beobachtete hinter dem dünnen Musselinvorhang eines kleinen Fensters, das auf die Straße ging, mit halbabgewandten Augen die zerstreuten Gruppen, welche freudig mit den Mützen winkten, oder still trauernd über einen gefallenen Freund dem Wachthause zueilten. Es war die Gattin eines Kornets, der von seinem Regiment geliebt und geschätzt, von seinem Weibe angebetet wurde. Gleich einem, der am Rande eines Abgrunds dahinwankt, schloß sie jezt die Augen, als bebte sie vor dem Schicksal zurück, das ihrer wartete; jezt erwachte sie wieder, wenn der Siegesruf von Neuem erscholl, um die von Thränen schwellenden Augenlieder wieder zu schließen, wenn die leblose Hülle eines Freundes von ihrem Gatten vorbeigetragen wurde. Welche Pein gleicht der Pein banger Erwartung! Es ward ihr fast leichter ums Herz, als sie den Busenfreund ihres Arthurs in einiger Entfernung daher kommen sah, obgleich er allein kam. Unfähig, ihre Ungeduld länger zu meistern, lief sie ihm an die Thür entgegen. Er nahm sie bei dem Arm und führte sie in das Gemach zurück; krampfhaft ergriff sie seine Hand, sie war unfähig, eine Nachricht zu erfragen, die ihr Herz nur zu gut ahnte. Die großen Thränen, welche über die Wangen des männlichen Kapitäns Somers rollten, bestätigten ihre schlimmsten Besorgnisse; durch gewaltsame Anstrengung gewann sie jedoch eine Ruhe, die den tiefbewegten Krieger mit Erstaunen, ja mit Grauen erfüllte. „Er ist todt!“ Ein Druck der Hand war die bedeutungsvolle Antwort. „Es ist eine Fügung des Himmels — eine harte Lehre für ein Weib — meine armen Kinder!“ Auf einen Wink von Somers wurden sie hereingeführt, und ein Strom von Thränen, der erste, seit ihr Gatte von ihr geschieden war, linderte das Uebermaß ihres Schmerzes und brach zugleich jene Ruhe, die ihren nur an laute Wehklagen gewohnten Freund so sehr bestürzt hatte. „Ich darf meinem Unglück nicht erliegen!“ rief sie, die verwunderten Kinder von sich drängend; „geht, geht, arme, vaterlose, freundlose Waisen!“ „Nicht doch!“ sprach der würdige Somers; „mein Vermögen, meine Dienste, wie sie ein Soldat bieten kann, stehen zu Ihrem Befehl!“ Sie lächelte mild: „theurer Freund meines Lesley, mein Freund! — nein, ich darf hiebei nicht verweilen! und doch muß ich Sie um etwas bitten! Die Leiche, Kapitän Somers? seine theuern Ueberreste? Sie schweigen!“ Somers wollte, tief bewegt, dieser Frage ausweichen, aber die steigende Angst der Unglück-

lichen machte es ihm unmöglich. „Ich verweilte blos, um noch so viel als möglich aus den Händen der Plünderer zu retten; wir durchsuchten die Ebene, konnten ihn aber nicht erkennen.“ Sie sank mit einem durchdringenden Schrei in den Sessel zurück: „zu Tode getreten!“ — „Nein,“ rief Somers mit funkelnden Augen; „er starb den Tod eines Soldaten! Ich sah ihn fallen, eine Kugel war ihm durch die Brust gedrungen, und er verschied plötzlich. Im selben Augenblicke wich der Feind, und das Vorsprengen einer Kolonne —“ —„Genug, genug!“ rief sie, schwieg einige Minuten, raffte sich dann zusammen und sprach: „Verlassen Sie mich, guter, edelmüthiger Somers; ich ergebe mich in den Willen des Himmels, doch ich muß allein seyn!“

Der wackere Offizier achtete den Schmerz der Unglücklichen, bei der kein Trost fruchtete, wandte sich schweigend um und ging.

Die auf den Unglückstag folgende Nacht war kalt und stürmisch. Der Mond schoß durch schnell dahin eilende Wolken ein ungewisses Todtenlicht auf das Schlachtfeld, wo die Leichen der gefallenen Tapfern ein Raub der Verwesung lagen. Wachen waren aufgestellt, die Sterbenden und Todten, welche man noch nicht hatte wegschaffen oder beerdigen können, zu hüten, konnten aber nicht ganz die Geier in Menschengestalt abwehren, welche, von Raublust entbrannt, der Blutspur gefolgt waren. Eine der Wachen, ein Sergeant von Lesleys Regiment, stand nah bei dem Orte, wo der Kornet gefallen war, und sann still dem Loose eines Mannes nach, den er geliebt und geachtet hatte, als eine weiße, kaum erkennbare Gestalt an ihm vorüber schlich. Zu solcher Zeit überläuft wohl auch den Tapfersten ein flüchtiges Gefühl von Furcht. „Wer da?“ rief die Wache mit etwas bebender Stimme. Keine Antwort erfolgte; aber am weißen Gewand der nächtlichen Erscheinung, welche wie in den Boden gewurzelt stehen blieb, sah endlich der Soldat, daß es eine Unglückliche war, in deren Busen der Drang der Liebe die Furcht und das Entsetzen überwältigt haben mußte. Tief ergriffen, eilte der Sergeant ihr zu Hülfe und erkannte in ihr plötzlich mit Schmerz und Erstaunen die Wittwe des gefallenen Kornets.

„Sagt mir,“ fragte sie mit kaum hörbarer Stimme, „sagt mir, wo — den Ort.“ — „Theure Lady,“ erwiederte der Soldat, unfähig, sich der Thränen zu erwehren, „dieß ist kein Ort für Sie; es ist vergeblich, wir haben gesucht.“ — „Ich weiß, ich weiß,“ rief sie ungeduldig, „aber ich — haltet mich nicht ab, Wilmot; es ist die Pflicht eines Weibs, nein, nein, einer Wittwe.“ Sie lehnte sich bewußtlos auf den Arm des Sergeanten, faßte sich aber bald wieder: „zeigt mir den Ort.“ Er reckte den Arm nach einem wenige Schritte entfernten Haufen unbeerdigter Leichen aus, stand mit wahrem Zartgefühl von jedem weiteren Versuch, sie zurückzuhalten, ab und trat zurück, aber nicht weiter als hinter eine zertrümmerte Mauer, von wo er, ungesehen von der Trauernden, ihre Bewegungen beobachten und für ihre Sicherheit wachen konnte. Mit furchtsamen Schritten ging sie nach der Blutstätte hin, wo das Auge der Freundschaft vergeblich gesucht hatte; was kann aber dem Scharfblick der Liebe entgehen? Ein Schrei, der fast freudig klang, verkündete, daß die Leiche des Theuren gefunden war. Welch ein Anblick für das Auge des innig liebenden Weibes! Der obere Theil von Lesleys Gesicht war völlig verstümmelt und entstellt; aber ein Lächeln ruhte noch auf dem Mund, auf welchen sich die kalte Lippe der kaum noch athmenden Wittwe im vollen Ungestüm des Schmerzes preßte. Nach dem ersten Ausbruch der Leidenschaft schien die Stimme der Religion, der einzig wahre Trost der Bekümmerten, in dem Gemüthe der Unglücklichen obzusiegen. Sie sank auf ihre Knie neben der Leiche des geliebten Gatten, und flehte mit gen Himmel gerichtetem Auge Segen auf den Verblichenen herab. In diesem Augenblick trat der Mond aus seinem Wolkenschleier hervor und zeigte, da sein Schein die blassen Züge der Wittwe streifte, ein Gesicht, auf welchem die innigste Liebe und die frommste Entsagung lag. Sie neigte ihr Haupt, als ergebe sie sich in den Willen der Gottheit, drückte einen herzlichen Abschiedskuß auf die kalten Lippen ihres Gatten, stand auf und schien entschlossen, sich wegzubegeben; aber immer warf sie wieder einen Blick nach der geliebten Leiche zurück, immer noch zögerte sie, als wäre sie des Entschlusses, die Stelle zu verlassen, nicht fähig. Mit einem Mal schien sie ein neues, dem sie beobachtenden Sergeanten unbegreifliches Gefühl zu beleben. Sorgfältig nahm sie dem Todten die Mütze ab, als fürchte sie, ihn aus seinem Schlummer zu erwecken, schnitt eine Haarlocke ab, und barg sie mit zitternder Hand in ihrem Busen, dann sah sie sich mit wildem Blick nach dem freundlichen Wilmot um, der ängstlich auf sie zueilte, wies auf die Stelle hin und sagte leise: „diese todte Hülle —“ — „Es soll dafür gesorgt werden, verehrte Lady!“ rief der Sergeant, feierlich die Rechte auf die Brust legend. Sie drückte ihm die Hand; er brach in Thränen aus. „Ich wollte gerne mit Euch weinen,“ sprach sie freundlich, „aber jetzt kann ich nicht, lebt wohl.“ Der gerührte Sergeant ersuchte sie, einige Minuten zu verweilen, bis die Wache ihn ablösen würde, damit er sie nach Hause geleiten könnte. „Ich bedarf keinen Schutz, als den des Himmels,“ entgegnete sie. Die Wittwe deutete noch einmal nach der Stelle, die sie verlassen, der Sergeant winkte zum Zeichen, daß er sie verstehe, sie drückte ihm noch einmal die Hand und verschwand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber ſüddeutſche Dialekts-Poeſie.

(Fortſetzung.)

Vom o.

Das tonloſe o hat bekanntlich auch in guter deutſcher Sprechart in vielen Fälle den trüben Laut des franzöſiſchen e muet, und dieſe Fälle werden in den ſüdlichen, beſonders ſüdweſtlichen Dialekten, noch dadurch vermehrt, daß es auch im Auslaut, und namentlich als Stellvertreter der ſchriftmäßigen Endung en, gebraucht wird. Freilich darf dieß nicht als allgemeine Regel verſtanden werden, weil das ſchriftdeutſche en in manchen Fällen ganz abfällt, in andern in einen andern Konſonant umſpringt, und anderſeits jene Dialektsendung auch ohne en der Schrift eintritt. Das Urtheil garſtig iſt auch bei dieſem Laut ein Vorurtheil; wir brauchen nur an Nord- und Südſprachen, an's Engliſche u. ſ. w. zu erinnern. Der Portugieſe ſpricht alle tonloſen, alſo namentlich die Schluß-a, eben ſo ſtumpf, während die andern Südſprachen (theoretiſch) dieſelben ſcharf wie a ſprechen, was doch wir in unſerer Bauernſprache gemein finden. Wenn alſo der Laut an ſich gewiß nicht unſchön iſt, ſo kann doch ſeine zu häufige Stellung zuweilen durch Eliſion vermieden werden.

Analog und wohl gleichzeitig, wie ſich das alte ă durch Auflöſung der Quantität in das ā zu miſchen drohte, und dieſes den Ausweg ins ă nahm, haben ſich die kurzen ĭ und ŭ in die langen ī und ū zu miſchen begonnen, ſo daß auch dieſe genöthigt waren, einen qualitätiſchen Ausweg zu ſuchen und aufs diphthongiſche oi, ou verfielen. Dieſen Schritt, den der Schweizer und Plattdeutſche nicht anerkennt, haben wir in Uebereinſtimmung mit Holländern und Engländern gethan. So iſt das altdeutſche is und hûs in unſer ois, haus (Eis, Haus) wie ins engliſche ice, house übergetreten. In der Schriftſprache haben ſich dieſe Doppellaute bekanntlich unhiſtoriſch mit denen der alten (noch platten) ee und oo vermiſcht, welche bei uns als ae und ao wieder nur einen Schritt von der Urgeſtalt abgewichen ſind; nämlich die plattdeutſchen breed, loof in unſer braet, laob (breit, Laub) u. ſ. w. Wer die beiden erſten für unangenehm hielte, wäre ganz im Irrthum, denn ſie ſind die primitivſten und darum reinſten aller Diphthonge; die zweiten aber ſind wenigſtens durch ganz Deutſchland bekannt, obgleich ſie die Theorie eleganter unter der Geſtalt au und ai (oder gar ei) aufſtellt, während unſere Bezeichnung überall die populäre und naturgemäße iſt. Uns reimt alſo kein roixe, weide, foil, (reichen adj. Weide, Feile), auf raexe waede, fael (reichen verb. weiden, feil); kein hout, grouw, (Haut, Grauen) auf haot, graow (haut, grauen adj.) u. ſ. w.

Den mittlern Längen ee und oo kommt außer der obgenannten (in ae, ao) noch eine andere eigenthümliche Art zu, ſich in Diphthonge zu brechen, indem nämlich ihr Anlaut (der erſte Laut des langen oder Doppellauts) ſich in die höhern Laute i und u hinauftreibt, der zweite dagegen um ſo tiefer ins tonloſe o zurückfällt. Dieſen Prozeß hat romaniſcher Seits namentlich die ſpaniſche und italieniſche Sprache durchgebildet. So ſind z. B. die lateiniſchen Formen ferus, bonus vorerſt in fiero, buono übergetreten, und von da hat ſie die nachhelfende Theorie in die Geſtalt fièro, buòno oder buòno verwandelt. Denſelben Prozeß haben auf deutſcher Seite die ſüdlichſten Dialekte, die alemanniſchen und oſtlechiſchen, durchgeführt; ſo iſt z. B. aus den urſprünglichen (plattdeutſchen) Formen leed, goot das hochdeutſche lied, guot entſtanden, welche im Mittelhochdeutſchen ſogar in die Gemeinſprache (als liet, guot) gedrungen, ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert aber wieder in ihre lokalen Grenzen zurückgeführt worden ſind. Auch dieſe Wörter nun ſcheiden ſich bei uns (wie obige mit oi und ou) von den urſprünglich kurzen, ſpäter langgewordenen i und u ab, ſo daß uns fyl, spyl, kyl (viel, Spiel, Kiel) nicht zuſammenfallen mit fiol, spiol, kiol (fiel, ſpüle, kübl), noch der Vokal in uur, spuur (Uhr, Spur) derſelbe iſt wie in guot u. ſ. w. Dieſe Doppellaute ſind nun freilich in keiner der gebildeten Sprachen mehr legal vorhanden. Ohne daß dieſes aber ein gültiges Zeugniß gegen ihre Möglichkeit abgäbe, *) will ich doch verſuchen, zu zeigen, wie auch ihnen mit der Zeit die Kultur beikommen könnte. Da man bei uns nicht ſo gewaltſam verfahren kann, wie die Theorie der romaniſchen Sprachen ſich erlaubt hat, die den Laut des Nachſchlags (o) völlig verändert und dazu noch größtentheils gedehnt haben (wie in den angeführten Beiſpielen fièro, buòno), wäre es dennoch möglich, dieſem Nachlaut, ohne ihn zu verkürzen oder ihm ſeine eigene Färbung zu rauben, mehr Ton, wenn auch nicht allen zukommen zu laſſen, und ſo würde das, was jezt noch entſchieden gûot, sios, fiol heißt, in Zukunft vielleicht guott, siöss, fiall lauten dürfen, unbeſchadet der Einſylbigkeit des Diphthongs. **)

Vom ã, ẽ und õ

Jedem Hochdeutſchen wird es mit dem erſten Blicke auffallen, daß eine gewiſſe Klaſſe von Lauten, die man als trübe oder Mittellaute aufzuführen pflegt, nämlich das ü und ö, unſern ſüddeutſchen Mundarten ganz ab-

*) In der romaniſchen Sprachwelt iſt das Element des Diphthongs überhaupt, obgleich überall als Mundart vorhanden, faſt allgemein verbannt, und doch treten in Einer Sprache, der portugieſiſchen, wieder legale Diphthonge auf.

**) Kenner des Engliſchen mögen ſich z. B. das erwähnte guatt in engliſcher Orthographie gwutt geſchrieben vorſtellen, und ſie werden ganz verſtehen, was wir meinen.

geht. Es ist eine mehrfach zu erkennende Thatsache, daß andere Vokalmittel, besonders Uebergreifen des Diphthongsystems, jene Laute zu verdrängen pflegen. Dieselben sind übrigens im heutigen Europa als dem Norden lokal angehörig zu betrachten; im Englischen sind sie auffallenderweise niemals aufgekommen, in dem doch romanischen Frankreich dagegen durch ein großes Uebergewicht der nördlichen, normannischen Provinzen zu großer Bedeutung emporgestiegen; in Holland bestehen sie sogar neben den Diphthongen, und in Deutschland ist derselbe Fall, nur aber sind sie aus dem populären Gebrauch aller der Provinzen gewichen, die nicht noch entschiedenes Plattdeutsch sprechen, also der Mehrzahl auch der nördlichen Provinzen; die gebildete Sprache aber hält sie fest. Wie weit nun dieselben in unserem Süddeutschland je populär gewesen sind, ist eine nicht genau ermittelte Frage, da aus der Orthographie allein nichts bewiesen ist. Gewiß ist, daß im ganzen heutigen Süddeutschland, mit entschiedener Ausnahme des größten Theiles der Schweiz, diese nordischen Laute einer andern Gattung von Vokalen Platz gemacht haben, die man nicht ohne Grund als südliche prädiciren kann, da sie im gothischen Europa nur in unserem Südstreifen, im Romanischen aber bis in den äußersten Süden angetroffen werden. Diese, mit den Diphthongen, mußten einen Theil des alten Lautvorraths zerstören; denn keine Mundart in der Welt kann alle Vokalmittel in sich vereinigen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, August.

(Beschluß.)

Jesuiten. Plan und Schritte der Regierung.

Nun begann das Lesen, Staunen und Köpfezusammenstecken der Väter; der vom Verbrennen, Erfrieren und Ersäufen gerettete Voltaire ging nun wie ein Leckerbissen von einer Hand zur andern; man begnügte sich nicht damit, einander die Bände zu leihen, man schnitt die einzelnen Abhandlungen heraus, um den Schatz so schneller in Umlauf zu bringen. Alles dies geschah aber in Geheim, denn man wußte, daß unsere Pfarrer und Obrigkeiten nicht leiden können, wenn die Leute lesen. Endlich kamen ein Paar Kapuziner doch dahinter; nun ging es an ein Untersuchen und Fragen; es war aber nichts zu finden, als die leeren Einbände; es wurde mit dem Bischof und mit Exkommunikation gedroht: umsonst; es wurde hier und dort sogar Haussuchung gehalten; man fand aber dabei kein Blatt des Verruchten. Der Bischof kam, sprach, schalt und drohte mit allen Höllenstrafen; man ließ ihn reden, donnern und wieder abreisen, dann begann das Lesen von Neuem und es dauert bis auf den heutigen Tag, nur mit dem Unterschiede fort, daß die Bücher, Abhandlungen und Blätter auch in die benachbarten Orte geliehen werden.

Sie begreifen, daß unserer Geistlichkeit das nahe Genf und Lausanne gewaltige Aergernisse, Anstöße und Hindernisse sind. Sie hatten dagegen ein gutes Mittelchen erdacht. Am Fuß des Salève's liegt ein altes Schloß, Crevin genannt; da sollte ein Ableger der hiesigen Jesuiten ein Filialkollegium errichten. Alles war schon bestimmt, da führt der böse Geist den Hrn. Vens, einen aufgeklärten Franzosen, her, und er schnappt es den verehrten Brüdern vor dem Maul weg. Nun hoffen sie in Genf selbst ein Haus zu kaufen und eine Abrichtungsanstalt da anzulegen, was allerdings nicht schwer ist, da volle Religions- und Unterrichtsfreiheit dort herrscht. In einem alten Saal jenes Schlosses hängt unter andern eine hübsche Gobelinstapete, welche die nackte, angefesselte Andromeda vorstellt, wie sie eben von dem Ungeheuer verschlungen werden soll, das Perseus erlegt. Die ganze Tapete ist gut erhalten, bis auf das arme Mädchen. Dies hängt so zusammen: ihre Nacktheit war dem benachbarten Pfarrer von Monneti ein so großer Anstoß, daß er oft hierher kam, und jedesmal mit der Spitze seines Stocks etwas davon zu zerstören suchte.

Unsere kleine Stadt Evian am Genfersee hebt sich als Bad durch ihre guten Anstalten und Einrichtungen immer mehr. Die Regierung hat aber noch weit mehr damit im Sinn, denn sie will den Transit von Genua nach der Schweiz dahin leiten, der bis jetzt über Genf geht. Dadurch soll Evian ein kleines Genf werden. Dieses ministerielle Hirngespinnst erinnert mich an den Plan des französischen Ministers Choiseul unter Ludwig XIV., der durch die Gründung der neuen Stadt Versoix am Genfersee auch eine Nebenbuhlerin von Genf schaffen wollte. Es wurde der Plan der neuen Stadt mit schönen Plätzen und Straßen abgesteckt; dabei blieb es aber, denn Genfs Reichthum und seinen Handelskredit konnte man sich nicht verschaffen. Voltaire sagte einmal in seinem nahe bei Versoix liegenden Ferney: Versoix est une belle ville, il n'y a qu'une seule choses qui lui manque, des maisons. Jetzt ist das Forum von Versoix ein wahres campo vaccino. So dürfte es auch mit Evian gehen. Wenn unsere Regierung keine andern Mittel hat, dem ganz gesunkenen Handel und Wohlstand in Savoyen aufzuhelfen, so kann wohl kommen, was neulich in Genf gesagt wurde: Vû la nouvelle direction qu'a prise depuis seize ans le commerce de la Savoie, il est question de transférer la capitale de ce duché à l'Hôpital. Zum Verständniß dieses Calembourgs dient, daß eine kleine Stadt Namens l'Hôpital sechs Meilen von Chambery liegt. Gegen den klaren Inhalt des Traktats von Turin griffen unsere Douaniers auf der neutralen Zone bei Thonon und Evian Genfer und Waadtländische Schiffe an, um sie zu untersuchen. Dies bekam ihnen aber schlecht, trotz der Flinten und Seitengewehre der Zollpanduren. Der Waadtländische Schiffer schien ganz nachgiebig und timid, und ließ sein Schiff ruhig untersuchen; dann fragte er den einen Zollsoldaten, ob er schwimmen könne? als es dieser bejahte, warf er ihn flugs ins Wasser, worauf er denn auch glücklich nach Haus schwamm. Der andere aber, der nicht schwimmen zu können versicherte, wurde säuberlich mit nach Ouchy genommen; da gab man ihm zu essen und zu trinken und ließ ihn dann über Vevey und Villeneuve zu Fuß wieder nach Haus gehen. Die Genfer Schiffer haben den Visitatoren noch ärger mitgespielt, denn einer soll an seinen Wunden gestorben seyn und der andere liegt noch im Spital. Seit dieser Zeit ist Ruhe und die Schweizer Schiffe bleiben unangefochten.

Bei dem Schluß dieses Briefs will ich hinzufügen, daß die liberalen Verordnungen hinsichtlich der französischen Zeitungen in vierzehn Tagen zweimal wieder zurückgenommen und wieder erneut worden sind. Heute dürfen wir Alles lesen, morgen wahrscheinlich nichts, und doch hat unsere Regierung das neue Frankreich anerkannt. Was wollte sie auch sonst thun?

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 223.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. September 1830.

— Entflohen sind des schönern
Jahres Sommer und Herbst; entflohn des Frühlings
Lachende Stunden;
Nur der Winter bleibt.

Herder.

Wechsel.

Es lag ein kräftiger Jüngling
Am blüh'nden italischen Strand,
Zum blauen, ewigen Aether
Das flammende Auge gebannt.

Die Glieder streckten sich wonnig
Im üppig schwellenden Grün,
Die hohen, schlanken Palmen
Umrauschten, wie Harfen, ihn.

Es schlangen sich Rebengewinde
Von Palme zu Palm' empor,
Draus blickten purpurne Trauben,
Wie küssende Lippen, hervor.

Es guckten mit gaukelnden Häuptern
Die Rosen aus duft'gem Gesträuch,
Wie blühende Mädchengesichter
Erröthend und nickend zugleich.

Es raschelte fröhliches Leben
Durch schattige Blätternacht,
Gesänge von tausend Kehlen
Sind rings in den Zweigen erwacht.

Und vor des Jünglings Blicken
Glänzt' unermeßlich und hehr,
Besät mit silbernen Segeln
Das alte, heilige Meer.

Durch Luft und Erd' ergossen,
Lag über dem Meeresplan
Die flammende Morgenröthe
Ein zweiter Ocean.

Der Jüngling schaut: so selig
Die Erde, das Aethergezelt,
Und staunt in den herrlichen Himmel
Und freut sich der herrlichen Welt. —

Der Jüngling, von allen Wonnen
Italischen Himmels umglüht,
Er war das Bild meiner Liebe,
Wie sie mir einst geblüht.

Es wallt ein greiser Pilger
Durch afrikanischen Sand,
Ein schmales Bündel am Rücken,
Den Knotenstab in der Hand.

So weit sein Ruf auch töne,
Kein Ruf, der wiedertönt!
So weit sein Herz sich auch sehne,
Kein Herz, das nach ihm sich sehnt!

Bei Gräbern und Pyramiden
Verweilt er gar manche Zeit,
Es mahnt die verwitterte Inschrift
Ihn schöner Vergangenheit.

In staub'gen Papyrusrollen
Liest er das Aug' sich blind,
Und liest und enträthselt die Kunde
Von Lenzen, die hin nun sind.

Gern möcht' er in Tempeln beten,
Nur Trümmer findet er mehr!
Altäre und Götter liegen
Zerstückelt am Boden umher.

Dann wankt er sinnend weiter
Tief in die Wüste hinein,
Schwer schleppt er an seinem Bündel,
Das doch gar ärmlich und klein.

So wallt er allein und schweigend
Durchs weite, wüste Land;
Rings über ihm glühender Himmel,
Rings um ihn glühender Sand!

Kein Quell, der ihn erquicket,
Kein Baum, der Schatten streut!
Kein Moos, darauf er schlummert,
Kein Strauch, der Früchte beut! —

Wer hätt' in dem armen Graukopf
Den kräftigen Jüngling erkannt,
Der einst so selig geruhet
Am blüh'nden italischen Strand?

A. Grün.

Ueber süddeutsche Dialekts-Poesie.

(Beschluß.)

Der Entstehungsprozeß der neuen Lautreihe besteht nun darin, daß ein (größtentheils schon gedehnter) Vokal mit einem (größtentheils einfach auslautenden) n zusammenschmilzt und aus beiden ein Nasalvokal hervorgeht. So wird aus Zahn zã, aus an ã, aus Mann mã, mit dem Laut des französischen an. Das ẽ erzeugt sich aus den verschiedensten Lauten: aus lang en und än, als gẽ (geben) zẽ (Zähne); aus ön: shẽ (schön) sẽ (Söhne); aus kurz in: bẽ (bin) kẽ (Kinn); aus lang in fremder Endungen: kamẽ (Kamin) u. s. w. Das õ entsteht aus lang on: sõ (Sohn) aus u in tõ (thun), õ (die Privativsylbe un) u. s. w. Endlich treten die Nasenvokale auch willkührlich statt der ursprünglichen reinen ein, in Fällen, wo die Etymologie keineswegs ein früheres n der Wurzel nachweisen kann; z. B. nãs (Nase) mẽ (mehr) nõ (nur, noch — außer nun) lãis (leise) u. s. w. Diese Beispiele können nur eine dem Idiom eingeborne Neigung zur Nasalität beweisen, die man auch beim Portugiesischen anzuführen pflegt. Die Laute finden sich durch ganz Süddeutschland, doch im Schwäbischen reinlicher entwickelt als anderwärts, was namentlich auch von seinem reinen a sich herschreibt; nur der Schweizer läßt, wenigstens großentheils, das etymologische n häufig völlig aus, indem er dem Nasenlaut den reinen Vokal als Auslaut substituirt. So klingt z. B. unser kã sãi (kann seyn) beim Schweizer xaa sy (jenes portugiesisch, dieses spanisch ausgesprochen). Auslautende m endlich werden nur in seltenen Fällen auf diese Art verschmelzt, obgleich auch sie den Vokal infiziren; z. B. zãum, hãim.

Die Nasallaute scheinen sich mit Vorliebe und noch begieriger als andere Vokale zu diphthongiren. Man kann dieß an Beispielen des Englischen erweisen, als find, mind, found, count, crown u. s. w.; noch passender vielleicht am Französischen; denn hier ist die Aussprache der Sylbe in physiologisch nicht zu begreifen, wenn nicht eine Doppellautung historisch in die Mitte geschoben wird; durch diese war es möglich, daß das erst gedehnte, dann diphthongisch-gebrochene in in denselben Laut mit dem ursprünglichen ain und ein herabsank. Ebenso haben sich bei uns die mittelhochdeutschen langen in und oin in einen gemeinschaftlichen Nasendiphthong vereinigt, der nach gemeiner Aussprache näher durch ãẽ bezeichnet werden müßte, dem wir aber in unserem ersten Artikel die elegantere Lautung des französischen in zugewiesen haben. So klingt Wein, wãi, fast wie das französische vin; Bein, bãi, wie französisch bain u. s. w. Ebenso sind die mittelhochdeutschen ûn und oun in ein einziges ãu zusammengeflossen, das aber sehr unhäufig ist und schwerlich einer Contraction fähig, z. B. zãu (Zaun). Sein wahrer Laut ist ãõ und im Portugiesischen unter der Gestalt ão (früher am) der Lieblingslaut des Idioms. Der dritte Laut õi, näher õẽ, gehört unserer Volkssprache ausschließlich an, welche damit die aus dem mittelhochdeutschen ein stammenden Wurzeln von denen aus in abscheidet, indem sie õi, kõi, bõi, stõi für ein, kein, Bein, Stein u. s. w. sagt, während Wörter wie mãi, dãi, sãi, wãi, mein, dein, sein und seyn, Wein u. s. w. den Laut ãi beibehalten. Dieselbe Scheidung machen auch alle uns benachbarten Dialekte auf eine noch entschiedenere, aber auch grellere Weise, und bei uns hat nur die Unurbanität des Lauts offenbar denselben in das feinere ãi zurückgeführt und vermischt. Endlich sind die Diphthonge ẽə und õə in den südlichsten Dialekten aus den mittelhochdeutschen Verbindungen ien, ün, uon erwachsen, indem hier merkwürdigerweise die ganze Nasalität sich auf den Anlaut des Diphthongs geworfen hat, während der Nachschlag ə (freilich keiner Nasalität empfänglich) ihm entgeht. Dahin gehören kẽə (Kinn) grẽə (grün) hõə (Huhn).

*

Zur Probe theilen wir den Lesern noch etwas aus der Flexionslehre mit.

Vom Diminutiv.

Die dem Süddeutschen so sehr geläufige und in der Form so unendlich wandelbare Diminutivsylbe hat sich bei uns für die Einzahl (Singularis) in le, für den Plural in le fixirt. Wurzeln mit den Endsylben el, en, er, behalten dies e bei und l dient einfach für Wurzel- und Flexionslaut; so heißt der Diminutiv von taal, täle, von tafel, täfele, von Weg, wäg, wägle, aber von Wagen, wage, wägele; Feinheiten, wohin uns der Hochdeutsche nicht folgen kann. Zusammenstoßende nl schieben ein d ein: mändle, kändle, pfändle, zäidle u. s. w.

Abgesehen von diesen Bildungsgesetzen, scheidet unser Dialekt (wie andere süddeutsche) zwei logisch ganz geschiedene (sogenannte) Diminutive, wovon man das eine richtiger Liebkosungsform nennen könnte. Diese leztere verlangt Nicht-umlaut und Einschaltung eines bildenden e nach der Wurzel, die wahre Verkleinerungsform dagegen jeden möglichen Umlaut (auch wo er im Plural nicht eintritt, mit wenigen Ausnahmen), dagegen gedrängte Form, ohne e.

Da man sieht, daß hier die materiellen und logischen Forderungen sich durchkreuzen, so ist in der Anwendung keine strenge Konsequenz zu erwarten, und wir führen deshalb nur einige der gangbarsten Beispiele an, nach deren Analogie sich denn der lebendige Gebrauch nach allen Seiten fortbildet. Von Mann lassen sich wenigstens drei Formen aufführen: mändle heißt kleiner Mann; mäle heißt lieber Mann oder gutmüthiger Mann; mandele heißt lieber kleiner Mann, welche lezte Form beide Motive vereinigt; fraele heißt liebe Frau, fraele aber liebe kleine Frau; weible muß alle Begriffe bezeichnen; mädle läßt sich für beide Begriffe in mädele dehnen; bue bildet buele für lieber Junge, biele für lieber kleiner Junge, und bieble für kleiner Junge schlechtweg; so gehören kopfele, handele, fueßele der mütterlichen Liebkosungssprache an, während kopfle, händle, fießle wahre Verkleinerungen sind. In die erstere werden aber endlich Wörter aller Arten aufgenommen, und man hört guetle von gut, duule von du, kommle von komm, suexxele von suchen, gessəlad von gegessen, und so durch die ganze Conjugation, ohne Bedenken.

Die Kornetswittwe.

(Fortsezung.)

Leslevs Leichnam wurde durch Somers Fürsorge von dem Haufen der Gefallenen fortgeschafft und beerdigt. Nach diesem Geschäft war es seine schmerzliche Pflicht, noch einmal das Trauerhaus zu besuchen. Er fand die Wittwe bläßer als zuvor, aber still, ruhig und gefaßt. „Somers," sprach sie, „ich habe meinem Arthur das lezte Lebewohl gebracht;" ihre Augen begannen sich zu füllen; „ich darf mich meinem Schmerz nicht überlassen, ich habe Pflichten gegen den Todten und die Lebenden zu erfüllen, die mir verbieten, mich selbstsüchtig meinem Gefühl hinzugeben. Sie verkünden mir, daß seine Ueberreste mit militärischen Ehren zur Erde bestattet worden sind, es ist gut! Aber diese Ehren, raubten sie mir nicht mein Theuerstes? Hätte er nie dieses grausame Gewerbe ergriffen! dann hätte vielleicht einst seine Asche in dem einsamen Grab seiner Väter, unter den hohen Buchen geruht, wo wir einst lustwandelten. Besser für ihn, daß es nicht so werden sollte! Sie sehen mich verwundert an, theurer Freund meines Arthurs? Wissen Sie nicht, daß er durch seine Verbindung mit mir Erbe, Vater, Alles verloren hat?" Die Heftigkeit ihrer Gefühle überwältigte allmählig ihre erzwungene Festigkeit. Somers bat sie angelegentlich, sich die schmerzliche Erzählung zu ersparen. „Nein," rief sie, „Sie, der Herzensfreund meines Gatten, müssen die Geschichte seiner Wittwe und ihren Entschluß für die Zukunft wissen. Ich war die Tochter des Pfarrers in dem Dorfe, wo der Vater meines Gatten, General Lesley, wohnte. Wir waren Gespielen von Kindheit auf; aber der frühzeitige Tod meiner Eltern brachte mich in das Haus einer Muhme, und der Aufenthalt Arthurs in der Schule und nachher auf der Universität trennte uns auf mehrere Jahre. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß mein Gatte einer der vollkommensten Männer war, edel von Gestalt, noch edler an Herz und Geist. Er konnte, er mußte die ehrgeizigsten Hoffnungen seines ihn innig liebenden Vaters erfüllen. Warum mußte ich diese glänzende Aussicht zerstören? Wir sahen uns wieder, die Liebe unserer Kindheit entzündete sich zu einer innigeren Empfindung. Ich gab dem Zureden meines Arthurs, den Bitten einer ängstlich besorgten, armen Verwandten, und ach, den Einflüsterungen meines eigenen Herzens nach, ich ward sein Weib. Da wir die Gesinnungen des Generals kannten, ließen wir uns insgeheim trauen. Liegt nicht ein Fluch auf heimlichen Verbindungen? Wäre mir doch vom Schicksal beschieden gewesen, allein unsern Fehltritt zu büßen! Doch der Himmel wollte es anders! Nein, nein, kein Mitleid! Hier sizt der Stachel, doch ich ertrage ihn. — Ungerührt durch unsere Thränen, unser Flehen, stieß uns der General von sich; meines armen Arthurs Kornetstelle war seine lezte unselige Wohlthat. Das Uebrige wissen Sie: unsere Liebe, unsere Leiden, unsere Entbehrungen und dieses furchtbare Ende. — Doch ich werde wieder schwach und muß Ihnen noch meinen Entschluß mittheilen. Somers, ich trage den Keim des Todes in mir; die Krank-

heit, die meinen Eltern das Leben raubte, nagt auch an dem meinigen, und bald bin ich wieder mit meinem Arthur vereinigt. Glauben Sie nicht, daß ich mich darob gräme! Wäre es mir nicht um diese armen Kinder, welche Wohlthat, welche Wonne für mich, in diesem Thale des Jammers meine Augen zu schließen und in einem bessern Jenseits zu erwachen! — Aber ich betrübe Sie: wenige Worte noch und ich bin fertig. Wir sind nahe bei der Küste; es ist meine Absicht, mich unverzüglich nach England einzuschiffen und die theuern Pfänder der Liebe meines Arthurs der Sorge und dem Schutz ihres natürlichen Vormunds, seines Vaters, zu übergeben. Der Groll kann den Tod nicht überleben; der gute alte General wird sich nicht weigern, seine Enkel aufzunehmen, oder wenn er es sollte —" — „So stehen sie unter meinem Schutz!" rief Somers lebhaft. Die Wittwe sprach nicht, aber der Druck ihrer Hand und die Thräne in ihrem Auge waren beredt genug. „Ich kann mich Ihrem Vorhaben nicht widersetzen," fuhr er fort; „Sie folgen ja nur der Stimme Ihres edeln Herzens; aber vergessen Sie nicht, daß, so lange Somers lebt, Sie und die Ihrigen einen Freund an ihm haben. Ich will Anstalt treffen, daß Sie sicher an den nächsten Hafen geleitet werden und sich dort einschiffen können. — Nein, keinen Dank!" Schweigend und ehrerbietig drückte er seine Lippen auf die dargebotene Hand, während sie, mit von Dankbarkeit strahlenden Augen, ihrem edelmüthigen Freund ein inniges, leztes Lebewohl sagte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Die Politik, Siegerin aller andern Interessen.

Einige blasse Leute an den Fondsbörsen ausgenommen, dürfte im jezigen Augenblick wohl kein Mensch aus den untern Ständen so sehr in Verlegenheit seyn, als ein nicht-politischer Korrespondent eines nicht-politischen Tageblatts, wie z. B. ich so eben einer bin. — Das Pariser, oder vielmehr Weltereigniß, welches, in kurzen drei Tagen, den großen, von zahlloser Pferde Kraft getriebenen und auf glatter Eisenbahn nach dem fünfzehnten Jahrhundert zurückrollenden Dampf-Staats-Wagen .... Da haben wir's! Man kann jezt kein Wort schreiben, ohne unwillkührlich in die Politik zu gerathen. Bitte tausend Mal um Verzeihung! — Ich wollte eigentlich nur sagen, wie gut es jezt die Korrespondenten politischer Zeitungen haben: sie haben alle Hände voll zu thun, diese, um ihre Freude und Bewunderung ob Heldenmuth und Mäßigung, jene, um Trauer und Besorgniß auszudrücken, daß der stets verheerende Ausbruch der Volksgewalt den Gang ruhiger Bildung hemmen und verrücken dürfte, noch Andere, die alles dieses zugleich fühlen und entwickeln; Alle aber haben den ungemeinen Vortheil, im Voraus versichert zu seyn, einen regen Antheil bei ihren Lesern bereits vorzufinden. In welcher Verlegenheit aber befindet sich der Korrespondent einer nicht-politischen Zeitschrift? welche Nachricht, die die gebildeten Stände interessiren dürfte, könnte ein Berichterstatter dem Morgenblatte jezt einsenden? — Von hier aus wenigstens kann er nichts als eine Elegie schreiben; und ach! — da ein Kunstbeurtheiler und ein Künstler zweierlei Menschen sind — eine Elegie, die den Reiz des prosodischen Rhythmus entbehrt. Nun, vielleicht wird sie eben deshalb um so trauriger klingen. — O Traurigkeit! o Herzeleid! hüllet euch in schwarzen Krepp, ihr tonangebenden Sprecher ästhetischer Kuchenladen, ihr klimpernden und trillernden Zierden musikalischer Theezirkel! Erscheinet mit einem breiten Trauerrande, ihr Unterhaltungsblätter der fliegenden Tagesliteratur! Das Pariser Ereigniß, das ungeheure, hat jedes andere Interesse verschlungen. — Da sizt sie am Pianoforte, die Krone aller Dilettantinnen, sie bewegt die zierlichsten Finger, sie spendet so künstliche Blicke, daß man die Natur selbst zu sehen glaubt, jezt singt sie leidenschaftlich-gefühlvoll, jezt siegbewußt und schelmisch. Aber ach! wer hört, wer sieht nach ihr? In jeder Ecke ein anderes Grüppchen, von Männern, von Jünglingen, von Frauen sogar, die immer nur von dem einen unkünstlerischen prosaischen Ereigniß sprechen. — Man eilt von Kuchen- zu Kuchenladen, von Stebeli zu Kranzler, von Fuchs zu Josty, man will ein Wort über Theater hören. Umsonst! Es ist, als ob dieses sonst überall einzige Gespräch nie statt gefunden hätte. Hr. Rösle, der treue Hohlspiegel der Berliner Originalität, mag von seiner Kunstreise auf den Alexandersplatz zurückkehren, die gefeierte Krelinger die ihre nach Petersburg antreten; wer trauert, wer freut sich darüber? Die großartige Schröder sollte bei dem königlichen Theater engagirt werden und wurde es nicht, wie Vieles, was dort sollte und nicht wird — wer nimmt Notiz davon? — Ein neues Lustspiel von Raupach, oder vielmehr ein altes von Sheridan: „der Nasenstüber," in drei Akten, muß dem Gespräch über die drei Tage weichen. Die Spontinische Gesangsheldin, Madame Schulz, die uns schon verloren war, hat wieder die Bühne betreten — es ist, als ob es nicht geschehen wäre. Eben so geht es mit einer Gastsängerin, die uns Paris mit den besten Empfehlungsschreiben wieder heimsendet: sie, die große Heinefetter, läßt vergebens die Gewalt ihrer Stimme ertönen, sie findet keinen Widerhall im Stadtgespräch; die hunderttausend sonst nur von Musik schwazenden Zungen sind verstummt. Ein zweiter Rizio, Hr. Manzius, wird auf den weichsten Damenarmen vom Piano des Salons auf die Bühne getragen; umsonst! Er bezaubert dort in der Zauberflöte die bekannten Sterblichen vergebens. Selbst Nachrichten von der wandernden Nachtigall geben nicht mehr von Mund zu Munde, es sey denn in den unsiegbaren Reihen ihrer alten schmachtenden Garde. Wenn nun von dem lichten Gipfelpunkt der heutigen Musik nicht mehr die Rede hier ist, wie sollte das Drehen auf Einem Bein, selbst der sinnverdrehendsten Tänzerin, noch Gegenstand des Gesprächs werden? Unbeachtet verklingt die tröstende Nachricht, daß die Sontag der Tanzkunst, die holde Grazie Taglioni, für den nächsten Winter hierherberufen ist, und daß der Nero der Pantomime, unser Berliner-Ballet-Erfinder Hr. Titus, von dem kunstsinnigen Vater der anmuthigen Taglioni wird abgelöst werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. September 1830.

Wohin das Auge hier oben blickt,
Hat's Frieden und Freuden gefunden;
Denn was im Herzen uns engt und drückt,
Das bleibe im Thal dort unten.

Körner.

Die Gegend von Salzburg.

Zweite Skizze.

(s. Nro. 66. 67.)

Auf dem Wege von Salzburg nach Ischel kommt man vor St. Gilgen auf eine Höhe, von welcher herab man den St. Wolfgang-See wie einen silbernen Teppich in einem überaus reich und mitunter grotesk dekorirten Saale vor sich liegen sieht. Ringsum von Alpen, die sich im Hintergrunde bis zur Gletscherhöhe erheben, eingeschlossen, wälzt er seine grünschillernden Wogen gegen seine klippenreichen Ufer und wird von diesen überall in schäumender Brandung zurückgeworfen. Das Dorf St. Gilgen liegt am Abhange des Berges, und von ihm aus kommt man auf einer sehr gut erhaltenen Straße am See vorbei. An manchen Stellen windet sich der Weg so dicht an überhangenden Felsen hin, daß man mit einer Art von Beklemmung die Fahrt macht, zumal die Steinmassen hie und da große Sprünge zeigen, und die in den See gerollten Blöcke den Beweis liefern, wie oft ganze Felswände sich losgerissen haben und herabgestürzt sind. Dieses beängstigende Gefühl aber kann nicht Oberhand erhalten, da man an jenen gefährlichen Stellen schnell vorüber ist und stets im Anblicke der herrlichen Gegend schwelgt. Ein unaussprechlich wonniges Gefühl ist es, was die Brust bei den stets wechselnden und immer schöner werdenden Ansichten erfüllt. Da klimmen Rinder und Ziegen an der steilen Bergwand; dort klettern Menschen hinauf, um die Früchte der Erde, die sie bis zu einer ziemlichen Höhen anbauen, herabzuholen; hier stürzen Quellen, zu kleinen Bächen in ihrer Vereinigung angewachsen, von Fels zu Fels und bilden die herrlichsten Caskaden, und in den Schluchten grünen liebliche Matten, die den schönsten Farbenwechsel mit den grauen Steinen und dem über denselben blinkenden Schnee bilden.

So wie man in die Nähe von Ischel kommt, sieht man die Wiederholung des großartigen Charakters der Gebirgsmassen, die man bei Salzburg verläßt. Die reine Gebirgsluft und die ewig wechselnde und sich stets schöner darstellende Landschaft muß hier nebst den Bädern aufs Wohlthätigste auf die Kranken wirken, die hierher kommen und Genesung suchen. Jedes Thal, deren hier so viele in allen Richtungen zwischen den nahe an einander gereihten Bergen hinlaufen, bildet eine Einsiedelei, in welcher der Mensch, nur von der großen Natur umgeben, seinen Gefühlen freien Lauf lassen und sich von den oft so drückenden Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens auf kurze Zeit ganz entbunden fühlen kann. Hier nehmen alle seine Empfindungen und Gedanken eine andere Richtung, die Verhältnisse des äußern Lebens treten zurück, und ein neues Leben geht ihm auf. Das Rauschen des Waldstroms, das ferne Rufen des Wildes, der mannigfache Gesang der Vögel, alle scheinbaren Dissonanzen werden zur Harmonie. Auch die Dissonanzen in seinem Busen lösen sich, und der lange verhallte Einklang in seinem Innern wird ihm wieder hörbar. Umfängt ihn auch anfänglich eine bange Melancholie,

wenn er die Thäler durchdringt, bis nach Hallstadt hinauf, so währt dieß nicht lange, weil die Vertrautheit, zu welcher er mit der hier so großartigen Natur gar bald gelangt, immer wohlthätiger auf seine innern Gefühle wirkt.

Von Ischel am Traunstrome hinab bemerkt man in der wildromantischen Natur ein ungemein reges Treiben der Menschen. Pfeilschnell fliegen die Kähne den Fluß hinab, und aus ihnen blinken, dem Schnee ähnlich, die in Ischel gewonnenen Salzbrodte heraus.

Die Straße führt stets dicht am linken Ufer des Flusses fort und ist die und da dem leztern erst abgewonnen worden. Wir hatten das seltene Schauspiel, schon in der Mitte des Oktobers, wo wir hier reisten, die Gebirge mit Schnee bedeckt vor uns zu sehen. Ein sonniger Tag schmolz diesen, und so flossen in unzähligen kleinen Schluchten Bäche herab, die meist über die fast senkrechten Gebirge hernieder die schönsten Wasserfälle bildeten. Wenn nun diese, von der Sonne beschienen, wie silberne Bänder durch die grauen Gründe zogen, wenn sie unten im raschen Lauf über Steingerölle der Traun zurauschten, wenn zwischen den Gebüschen die Alpenröschen hervorguckten, als wollten auch sie sich unter den großen Naturschönheiten bemerkbar machen, was konnte da wohl noch fehlen, diese Gebirgsparthie zur reizendsten zu machen? Ja etwas fehlte noch. Indem wir ausstiegen, um Alpenröschen zu pflücken, erschreckte uns ein donnerartiges Getöse, was uns ganz nahe zu kommen schien. Wir blickten nach den Wolken und suchten ein Gewitter, aber der Himmel war wenig umzogen und leuchtete hie und da blau durch die dünnen Wolken. Endlich sahen wir an dem, aus den gegenüberliegenden Thälern aufsteigenden Dampfe, daß eine Lawine dort niedergestürzt war.

Wie von Hallein nach Golling, windet sich auch hier die Straße oftmals durch so enge Thalschluchten, daß man um ihren Ausgang besorgt wird. Endlich öffnet sich das Thal bei Ebensee, welches sich durch seine Rauchsäulen schon von fern verräth; es sind nämlich hier bedeutende Salzsiedereien. Wunderbar überrascht wird man aber, wenn man nun am Ende dieses Ortes eine Ebene zwischen den Gebirgen zu finden hofft und statt dessen einen See vor sich sieht. Dieser ist hier auf seiner östlichen und westlichen Seite mit schroffen Felsen eingefaßt, die auch nicht einmal einen Fußsteig, geschweige denn einen Fahrweg gestatten. Was hier weiter will, muß sich einschiffen. Da nun der Verkehr aus der ganzen hiesigen Gebirgsgegend hinab ins flache Land nur auf dieser Straße und großentheils auch auf dem Traunflusse geschieht, so ist hier stets ein reges Leben und ein beständiges Drängen und Treiben. Da warten Fußgänger, dort Wagen auf die Ueberfahrt; hier treibt man eine Viehheerde heran, um sie über den See zu schiffen; dort kommen Kähne die Traun herab und laufen eben in den See ein; immer wechselt das Schauspiel. Es ist der Traunsee, von dem ich spreche. Wenn du nun auf den Wellen dahin schaukelst, wenn auf allen Seiten Kähne den See herauf und hinab fahren, wenn der Wind sich verstärkt und die Wellen am Kahne heraufsteigen, dann wird dir die Brust bald weit, bald beklommen; du fühlst dich entzückt und beängstigt, denn oftmals schon strafte der leicht empörte See den kühnen Schiffer, die sich im Sturme auf ihn wagte. Wie in der Traun, ragen in ihm Felsen hoch empor, die man mit Kreuzen geschmückt hat. Gleich im Anfange der Fahrt leuchtet die Kirche von Traunkirchen herauf, die auf einem in den See hineintretenden Felsen erbaut ist. Die Fahrt von Ebensee bis nach Gemunden dauert bei günstigem Wetter und raschem Rudern ein und eine halbe Stunde; sie kann jedoch bei ungünstigen Umständen auch doppelt so lange währen. Die lieblichste Ansicht der ganzen malerischschönen Gegend hat man ungefähr auf dem dritten Theile der Fahrt, die den See abwärts geht. Da steigen gegen Osten die Gebirgsmassen wie die Ruinen von alten Burgen empor; im Westen treten die schroffen Gebirge etwas zurück, und es haben sich im Vordergrunde durch die Länge der Zeit grüne Auen gebildet, auf denen die Menschen sich in kleinen, freundlichen Häusern angesiedelt haben. Ihre kleine Landwirthschaft, die die Wohnungen umgibt, ist wie en miniature angelegt. Ein Gärtchen, ein Wiesenanger und Fleckchen mit Getreide bebauten Landes liegen alle so nahe an den Häusern, daß deren Bewohner nur wenige Schritte zu thun haben, um auf jedes derselben zu gelangen. Endlich kommt man hinab nach Gemunden; man steigt in einem, dem Landungsplatze gegenüber liegenden Gasthofe ab, und genießt, im Anblicke des Sees versunken, die Fahrt in der Rückerinnerung noch einmal.

Hier wäre nun freilich die Reise durch die Salzburger Gegenden geschlossen. Ich stelle aber zu dem ganzen Gemälde noch das des Traunfalls. Zwischen Gemunden und Lambach hört man fast auf der Mitte des Weges in der Nähe der Straße ein tosendes Rauschen. Man schaut hinab und sieht die Traun mit einer Hast dahin strömen, als gälte es einen großen Kampf, an welchem Theil zu nehmen, sie sich aufs Möglichste beeilt. Unten im Thale liegt eine Mühle mit einem Gasthofe. So wie man in deren Nähe kommt, sieht man schon den Sturz des Wassers und hört das verstärkte Getöse. Mitten auf der Brücke, die hier über die Traun führt, ist man dem Falle des Flusses gegenüber. Dieser stürzt sich mit einer Heftigkeit über die Felsen herab, die unglaublich ist. Durch das harte Gestein hat sich das Wasser mit Riesenkraft Bahn gebrochen, und einzelne Trümmer der Felsmassen zeigen noch, daß sie ehemals eine ganze Wand bildeten. Der Fall ist, seiner Höhe nach, gar nicht merkwürdig, denn diese wird kaum zwanzig Fuß betragen; aber er ist so heftig, daß er unten die schauderhaftesten Strudel bildet und

den Schaum ſeiner Fluthen in weitem Kreiſe herumſprizt. Am furchtbarſten erſcheint er, wenn man unter die Brücke hinab geht und ſich dem Waſſer etwas nähert. Der Sturz deſſelben, ſein Toſen, der erzeugte Sprühregen, die Preſſung der Luft und vor allem die unwillkührliche Vorſtellung, als werde man in den Strudel hineingeriſſen, beängſtigen das Gefühl in einem Grade, wie ich es noch ſelten empfunden.

Neben dem Falle geht ein Theil des Waſſers der Traun in einem Kanale fort, durch welchen die Kähne ihren Lauf nehmen. In dieſem fließt es mit einer ſolchen Schnelligkeit, und preßt ſich dermaßen zuſammen, daß Steine, die man darauf wirft, nicht ſogleich niederſinken, ſondern erſt ein Stück auf dem Waſſer hingetragen werden. Dieſer Kanal wird, wenn die Schiffahrt unterbrochen iſt, durch ein Schleuſſe geſperrt. Einſt, ſo geht die Sage, fuhr eine fröhliche Hochzeitgeſellſchaft von Gemunden Abends zu Schiffe die Traun herab, und kam, da ſie vorausſezte, die Schleuſſe offen zu finden, bis in dieſe Gegend. Unglücklicherweiſe war ſie aber geſperrt, und als man dieß inne ward, war es zu ſpät anzuhalten, um ſie zu öffnen. Die ganze Geſellſchaft wurde alſo über den Fall hinabgeſchleudert und dermaßen zerſchellt, daß man erſt nach einigen Tagen einzelne Trümmer aus dem tiefen Waſſerbecken hervorkommen ſah.

Wer ſeine Reiſe von hier weiter hinab macht, dem winkt die ſchöne Stadt Linz, wo er ſich auf ein Schiff ſezt und eine ſehr anmuthige Fahrt die Donau hinab nach Wien macht.

Elzner.

Die Kornetswittwe.

(Beſchluß.)

Es war ein ſtürmiſcher Nachmittag im November, da die Wittwe mit ihren Waiſen in der kleinen Schenke des Dorfs anlangte, wo General Lesley wohnte. Die düſtere Farbe der Landſchaft, das abgefallene Laub, der kalte, unfreundliche Wind, Alles ſtimmte mit den wehmüthigen Gefühlen der Reiſenden zuſammen. Der Anblick ihres Geburtsorts, der Stelle, wo ſie ihren Gatten zuerſt wieder geſehen, der friedlichen Kirche, in der ſie ihre kindlichen Gebete zum Himmel ſchickten, alles dieß, und der Gedanke, daß der, der einſt allem dieſem Reiz verlieh, nicht mehr ſey, ſtellte ihren Muth, den ihr die Religion eingeflößt und aufrecht erhalten hatte, auf eine harte Probe. Selbſt die naiven Fragen ihres älteſten Kindes, eines Knaben von ſechs Jahren: „Wo iſt Großvaters Haus? iſt er ſo freundlich und gut wie der Vater?“ erinnerten ſie ſchmerzlich daran, daß ſie noch gar nicht wiſſe, welche Aufnahme ſie finden werde. Ohne ſich zu erkennen zu geben, erfuhr ſie, daß die Nachricht von dem traurigen Schickſal ſeines Sohns dem General bereits zugekommen, daß ſein Gram unausſprechlich, daß er zwar zu Hauſe ſey, aber bisher ohne Ausnahme alle Beſuche abgelehnt habe, und jeden Troſt von ſich weiſe. Nur kurze Ueberlegung bedurfte es, um einzuſehen, was hier zu thun war. Ihre Gefühle in kurzer, rührender Schilderung auf das Papier zu bringen und das Geſchriebene durch einen Diener der Schenke in das Haus des Generals zu ſchicken, war das Werk weniger Minuten. Der Schmerz iſt beredt, aber das Gefühl, mit dem ſie dieſe Pflicht erfüllt hatte, machte bald einer tiefen Niedergeſchlagenheit Platz, die ſie vergeblich zu bemeiſtern ſuchte. Um ihre Gedanken von einer Entwickelung ihres Schickſals, die ſie bis dieſen Augenblick nicht gefürchtet zu haben ſchien, abzulenken, beſchäftigte ſie ſich damit, ihre kleine Tochter zur Ruhe zu bringen, und ſchickte ſich an, dieſelbe mütterliche Pflicht auch an dem Knaben zu erfüllen; aber ſeine unſchuldige Bitte, noch eine Stunde aufbleiben zu dürfen, war ſo rührend, nie war ſeine Aehnlichkeit mit ſeinem unglücklichen Vater ihr ſo auffallend erſchienen; ſie umarmte ihn weinend, da ging die Thüre auf und der General ſtand vor ihr. Kaum wiſſend, was ſie that, ſank die bekümmerte Mutter vor ihm auf die Knie, ihr Sohn, den ſie immer noch bei der Hand hielt, blickte die Mutter mit naivem Erſtaunen an und kniete ſtillſchweigend neben ihr nieder. Die auffallende Aehnlichkeit des Knaben mit ſeinem verſtorbenen Vater mußte unwiderſtehlich zum Herzen des Großvaters ſprechen. Er zog ihn an ſein Herz, hielt ihn wiederholt von ſich ab, ſeine Züge genauer zu betrachten, Thränen, die erſten, die er kannte, ſtürzten dem alten Krieger aus den Augen, gleich Quellen in einer verſengten Wüſte, und mit Entzücken erwiederte er die Liebkoſungen des Kindes. „Liebe Mutter, ſag' doch, iſt dies auch gewiß mein Großvater?“ — „Ja, ja, leibhaftes Ebenbild meines verlornen Arthurs!“ rief der graugelockte Großvater, „jenes Arthurs, der durch ein Wunder in dieſem theuren Knaben mir wiedergegeben iſt. — Soll ich auch Dich verlieren! — Ellen, mein Kind!“ rief er und ſank auf ſeine Knie neben die immer noch kniende Wittwe, die, vom Gefühl übermannt, ſchweigend und regungslos da lag; „Ellen, liebe Tochter, kannſt Du mir jemals vergeben?“ Die Wittwe vermochte nicht zu ſprechen, ſuchte ihn aber mit kindlicher Zärtlichkeit aufzurichten. „Nicht doch! nicht doch!“ rief er, ihr Kind ſanft niederſetzend, und blickte mit aufgehobenen Händen in ſtummem Dankgefühl gen Himmel. Schweigend kniete auch der verwunderte Knabe zwiſchen Großvater und Mutter, und hob, wie er gelehrt worden war, ſeine kleinen Hände zum Gebete empor, während die Mutter ihre Arme um ihn ſchlang und in einem Strom von Thränen ſich ihrer Wonne überließ. Es war ein Augenblick des Segens, wohlfeil erkauft ſelbſt durch die ſtarke Erſchütterung, welche die Auflöſung ihrer bereits untergrabenen Lebenskraft zu beſchleunigen drohte.

„Ellen, liebes Kind!“ ſagte der General einige Tage

später, als die Wittwe mit ihren Waisen bereits in seinem Hause heimisch geworden war, „Ellen, diese Augen, diese Wangen sind ein beständiger Vorwurf, daß ich euch so unnatürlich verstoßen habe. Du mußt ärztliche Hülfe suchen. Ich kann nicht glauben, daß Du mir vergibst, so lange ich Dich so blaß, so leidend sehe.“ — „Mein Freund, mein Vater!“ sprach die Wittwe, seine Hand ergreifend, „wir müssen scheiden!“ — „Scheiden!“ wiederholte der alte Mann, tief ergriffen, „scheiden, Ellen! Warum willst Du mich verlassen? Willst Du mich meiner Kinder, meines theuren zweiten Arthurs berauben?“ — „Nein, nein!“ sprach sie, „jezt, da ich sie Ihrer väterlichen Obhut übergeben, sie an Ihren schützenden Busen gedrückt habe, ist meine lezte Pflicht, mein lezter Wunsch erfüllt.“ — „Und glaubst Du denn, Ellen,“ versezte der General, „ich liebe Dich weniger als Deine Kinder, ich werde Dich je verlassen?“ Sie hielt ihre bleiche, abgemagerte Hand empor, und plözlich drang die schauderhafte Wahrheit dem Greise durchs Herz. „Ich, ich habe Dich getödtet, habe Arthur gemordet! — Aber es ist vielleicht noch nicht zu spät — wir haben gute Aerzte —“ — „Suchen Sie nicht des Himmels Willen abzuwenden,“ sprach sie, sanft lächelnd; „ihm läßt sich nicht widerstreben; und, mein Vater!“ fuhr sie fort, indem sie ihre dünne Lippe auf seine harte Hand drückte, „sollen wir ein Schicksal betrauern, das mich für immer mit meinem Arthur vereinigt? Ich bitte Sie nicht, seine Kinder zu schützen, sie in der Liebe zur Tugend zu erziehen.“ Ueberwältigt von Gefühl versuchte er vergeblich, zu sprechen; da aber gerade die Kinder hereinkamen, umschlang er sie mit einem Arm und suchte durch diese stumme Gebehrde den feierlichen Entschluß seines Herzens auszudrücken. Die Wittwe zog lächelnd aus ihrem Busen die Haarlocke, die sie in der Nacht von ihres Gatten Tod von seinem Haupte getrennt hatte, reichte sie dem General und sprach: „Dies ist mein einziges Legat — kann ich ein theureres vermachen?“ Er sah auf das Vermächtniß mit glänzendem Auge, da bemerkte er, wie die Wittwe ihre gefalteten Hände zum Himmel aufhob und ohnmächtig in ihren Sessel zurücksank. Das Jammergeschrei der Kinder rief die Dienerschaft in das Zimmer, die sie wieder zum Leben zu bringen versuchte, aber vergeblich — des Kornets Wittwe war nicht mehr!

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Beschluß.)

Die Politik, Siegerin aller andern Interessen.

Gleichwie bei dem langverhaltenen Ausbruch eines furchtbar donnernden und flammenden Vulkans auch die fern gelegenen Quellen trocken und trockener werden und endlich versiegen, so auch hat Paris jezt dem trägen Strom unserer Theatergespräche alle Nahrung entzogen. Früher schon — ein böses Anzeichen — hatte es diesen ästhetischen Strom verflucht, von deutschen musikalischen oder dramatischen Produktionen war nicht die Rede mehr, jezt ist dieser Redestrom gänzlich ausgetrocknet; selbst von französischen Kleinigkeiten wird nicht mehr gesprochen, weder von Auber, noch von Scribe, noch von Druineau's Franzdsin von Rimini; so übersezt nämlich ein gelehrter Kritiker in einem norddeutschen Unterhaltungsblatte Françoise de Rimini. Wenn ich nicht irre, so ist es einer von denen, die hier bei den französischen Vorstellungen immer am lautesten nachlachen, wenn Leute, die französisch verstehen, vorher gelächelt haben. Doch sey es, wer es wolle! Wir haben hier nur zu klagen über das Verstummen von Hunderttausenden, die jüngst noch Alle von nichts als vom Theater sprachen, und Jeder nach seiner Weise. Jeder auf eine andere Manier, so daß Alles, was auf den Brettern geleistet ward, zugleich belebt und zugleich betadelt wurde. So ist es leider nicht mehr! Und was noch trostloser ist, es gibt hier Bösewichter, die sich darüber freuen. In ihren ästhetischen Umtrieben behaupten diese Radikalen, daß es zu der wahren Bühnenkunst gar nicht kommen könnte, als bis von der falschen und koketten gar nicht mehr die Rede wäre. Wovon sollen wir armen Mitarbeiter der Unterhaltungsblätter denn unterdessen leben? Oder haben wir etwa gelernt, uns über wahre Kunst einträglich zu verbreiten? Es ist straffällig, unser Bischen geistiges Eigenthum so räuberisch anzugreifen! es ist abscheulich! — Doch kein Ding ist so schlimm, daß es nicht auch seine gute Seite hätte, und so finde ich denn auch Trost darin, daß der Pariser Vulkan nicht die Theatergespräche allein verschlungen hat, sondern Gottlob! auch das ewige Gerede der hiesigen sauer-süß bittern Kirchenzeitung. Es war wirklich höchst langweilig und widerlich, die unvernünftigen Bemühungen zu sehen, der Vernunft durch Vernunftgründe beweisen zu wollen, daß sie unvernünftig sey. Ob dieses Gespenst aus dem dreizehnten Jahrhundert noch umgeht, weiß ich nicht zu sagen. Bei Tage wenigstens wird es nicht mehr gesehen. Einige Leute behaupten, es sey seit der Auswanderung der Jesuiten aus Frankreich wieder zu Grabe gegangen. Dieser Meinung ist z. B. der hiesige Gesellschafter, weil das Gespenst noch immer keine Antwort gegeben hat, trotz dem, daß man ihm Rechenschaft abforderte ob seiner süßen Angriffe auf Schiller und Goethe. Der Herr der Vernunft wolle, daß dem also sey!

Auflösung des Räthsels in Nro. 218:
Seifenblase.

Räthsel.

Ein Tempel, herrlich Von Säulen-Hallen,
Wo statt der Predigt Gesänge schallen,
Wo Bässe brummen Und Flöten beben,
Und Orgelpfeifchen Im Chore schweben,
Uneingeläutet Frühmette singen,
Daß seine Bogen Davon erklingen.

Ein Göttertempel, Wo sie sich drängten,
Und öfters wohl sich Den Raum beengten;
Wenn's auch nicht grade Die höchsten waren,
Doch von der niedern Gepriesnen Schaaren;
Von Einer Hohen Auch oft durchzogen,
Von ihrem Geleite Wie oft durchflogen!

Jezt in des Tempels Verlassnen Hallen
Haust selbst ein Pächter Ganz nach Gefallen,
Daß Flötenstimmen Vor ihm verstummen,
Und allen Bässen Verging das Brummen,
Daß vor ihm stürzen Die schönsten Säulen,
Und durch Ruinen Die Winde heulen.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 225.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. September 1830.

Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist,
Sprache des Tonikon, Göttin, dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel.

Klopstock.

Patriotische Bemerkungen.

Von L. Bauer.

Hätten wir uns vor französischen Ausdrücken gehütet, so würden wir zwar immerhin an Schiller den Schwung der Gedanken, an Goethe die Leichtigkeit der Ausführung bewundern, aber nicht darüber streiten, welcher von beiden das größere Genie gewesen sey. Bei keiner Gelegenheit zwar würden wir uns amüsiren, nichts desto weniger aber des Lebens uns freuen, an einem vollen Tische uns laben, am Schönen ergötzen, in der Gesellschaft erheitern, bei Freunden uns glücklich fühlen. Vielleicht hätte uns dann die despotische Nadel französischer Schneider verschont; denn unsere Sprache weiß nur von Putz und Staat, von Anzügen und Trachten, nichts aber von jener grillenhaften Göttin, welche dem Stutzer das Stöckchen in die Hand gibt, und den Geschmack der Völker wie einen Haubenstock meistert. Ueberhaupt so manche konventionelle Thorheit können wir nicht früher mitmachen, als bis ein Ausdruck dafür gefunden ist, der uns das Rothwerden erspart. Derlei Ausdrücke haben wir immer von Paris bezogen. Und in der That, sie klingen so vornehm nichtssagend und unschuldig, daß man vor lauter Decenz des Namens das Unschickliche der Sache vergißt. — Wir Bürgersleute machen uns über unschädliche Eigenheiten lustig, wir verspotten die Finsterlinge, wir nehmen uns die Freiheit, den Adel zuweilen auszulachen. Der Adel thut nichts von dem allen, er macht sich über nichts lustig, er stichelt, spottet, höhnt und lacht nicht; es ist ihm genug, sich zu moquiren. Ein unzeitiger Besuch kann uns stören, eine steife Gesellschaft beengen, ein mühseliger Auftrag belästigen, eine rasche Frage verwirren, genieren aber kann uns Eines so gut als das Andere. Wer sich die Mühe nicht nehmen mag, zu unterscheiden, ob ihm etwas als Neuigkeit oder Ausnahme erschienen sey, ob es ihn in Staunen gesezt, befremdet oder überrascht habe, der sage nur schlechtweg: es hat mich frappirt, so sind mit Einem Wort alle Fälle gedeckt. Nicht nur der Franzose, auch der Genius seiner Sprache ist ein Witzkopf; denn er hat ein unnachahmliches Geschick, den verschiedenartigsten Gegenständen einen Familienzug von Aehnlichkeit abzuhaschen. Der überrheinische Ausdruck verhält sich zu dem deutschen meistens wie der Umriß zum Bilde, oder vielmehr so, wie sich zu einem Dutzend Porträts ein einziger jener wunderlichen Züge verhält, die wir oft an Wänden oder im Getäfel entdecken, und die uns, je nachdem wir sie gerade ansehen, bald ein heiteres, bald ein ernstes, bald ein lächelndes, bald ein grinsendes Gesicht erblicken lassen. Ich hätte Lust, einmal das ganze Guthaben der französischen Sprache an die unsere zu revidiren und zu beweisen, daß wir meistens zehn ererbte Sechser unbenüzt liegen ließen, um mit einem erborgten Guldenstücke zu wuchern. Damit will ich der französischen Sprache nicht zu nahe treten. Sie hat gleichfalls ihre scharfen, individualisirenden Ausdrücke. Aber diese sind, wenn wir von der Sprache der Köche, Haarkräusler und Taktiker

abſehen, nicht über den Rhein gewandert. Die hohe Klaſſe der Geſellſchaft, bekanntlich keine Freundin vom Diſtinguiren, ſobald es nicht auf den Unterſchied der Stände, ſondern auf den der Begriffe ankommt, fand höchliches Gefallen daran, wenn ſie mit einem einzigen, noch dazu fremden Worte die hervorſtechendſte Mannigfaltigkeit der Dinge breit ſchlagen konnte. Längſt darauf bedacht, ſich, wie jeder Arbeit, ſo auch wo möglich noch des Denkens zu überheben, ſchob ſie die deutſche Beziehungsweiſe der Arten zurück und griff nach den franzöſiſchen Gattungswörtern; denn es iſt immer leichter, eine Fläche zu überſehen, als einen Punkt zu treffen. Nicht, um ſich das Denken zu erſparen, ſondern um es zu befördern, ſuchte der Gelehrte griechiſche und lateiniſche Wörter hervor. Die Wiſſenſchaft ſtrebt entweder nach dem Allgemeinen hin, oder geht ſie von demſelben aus. Das Allgemeine und Höhere nun glaubte man immer in den Benennungen der Alten zu finden. So mußte uns Einbildungskraft die unterſte, Phantaſie die höchſte Stufe des geiſtigen Schaffens bezeichnen. Bei dem Worte Begriff denken wir an die abſondernde Thätigkeit des Verſtandes, bei dem Worte Idee an die umfaſſende der Vernunft. Menſchlichkeit iſt uns eine beſondere Tugend, Humanität überhaupt eine Geſinnung und ein Handeln, wie es dem Menſchen geziemt. Die undurchdringlichen Nebel, worein ſich mancher Philoſoph zu hüllen wußte, ſind ſie nicht größtentheils aus dem todten Meere der Vorwelt aufgeſtiegen? Woher haben wir denn unſere transcendentalen Deductionen, unſere transcendenten Concluſionen? woher unſere Axiome, Reflexe, Radien und Potenzen? woher den ganzen Apparat von Schematen, Tendenzen und Modifikationen, ſobald wir uns einmal vorgenommen haben, recht geſchraubt und unverſtändlich zu ſeyn? Leſen wir dagegen Dichterwerke aus früherer Zeit, beachten wir das Eigenthümliche verſchiedener Mundarten, welch eine Fülle der Beziehung fürs Einzelne, welch eine Scale ſchallnachahmender Wörter vom Schrillen des geſchleuderten Steines bis zum Rollen des Donners; wie viele Dämpfungen des Lichtes vom Glühen geſchmolzener Metalle bis zum Dämmern der Morgenröthe; wie mannigfaltige Mittelſtufen zwiſchen weich und hart, ſchön und häßlich, Beſonnenheit und Raſerei, Ruhe und Erſchütterung. Es iſt vorherrſchende und urſprüngliche Neigung unſerer Sprache, ins Einzelne zu bilden, ein Umſtand, der eben ſo ſehr die Gründlichkeit als auch den Kunſtſinn der Deutſchen befördert haben mag. Dagegen haben wir unſer „Sinn und Trieb,“ unſer „Herz und Gemüth,“ unſer „Geiſt, Beziehung, Verhältniß.“ Warum iſt die urſprünglich ſo beſtimmte Sprache in gewiſſen Fällen ſo weit? warum ſo erfinderiſch und biegſam, wenn es darauf ankommt, für das, Anfangs nach Arten Bezeichnete allgemeine Ausdrücke zu bilden? Was für ein Geſetz muß bei ſolchen ſpäteren Bildungen beobachtet werden? Wie weit dürfen wir von der Biegſamkeit unſerer Sprache Gebrauch machen, ohne ihre Beſtimmtheit zu verletzen? Viele Ausdrücke, die ehemals geläufig, ja ſtehend geworden waren, ſind aus unſerem Wörterſchatze gänzlich verſchwunden; andere haben in verſchiedenen Zeiten eine verſchiedene Bedeutung erhalten: warum in dieſer Zeit gerade dieſe Bedeutung? Von dem Urdeutſchen bis zu ſeiner jetzigen Geſtaltung läßt ſich eine fortlaufende Reihe von Uebergängen nachweiſen; und der Sprachforſcher muß, wie der Geolog, bei der unterſten Schichte anheben, wenn er die Bildung der Oberfläche erklären will. Dieſes Studium würde die darauf verwendete Mühe reichlich belohnen. Denn ich glaube, wer den Bau der Sprachen bis ins Innerſte erforſchen und ihr gegenſeitiges Verhältniß mit Sicherheit abwägen könnte, wäre auch im Stande, den Charakter jedes Volkes richtig zu zeichnen und manches von ſeinen Schickſalen zu weiſſagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Spanier und ſein Hund.

Das ſeltſame ſpaniſche Gedicht, das wir im Folgenden in einer proſaiſchen Ueberſetzung mittheilen, erſchien zu Sevilla im Jahr 1581, mit verſchiedenen Stücken ähnlicher Art, unter dem Namen Fernando Luppos, eines Schülers von Las Cazas. Dieſer Name iſt wohl unterſchoben; wie dem aber ſey, der Dichter, der eine ſolche Schilderung ſichtbar mit Liebe entwarf, und der geſchilderte Spanier ſind pſychologiſch gleich merkwürdig, und die ſchauderhafte innere Wahrheit macht dieſes Gemälde eigentlich zu einer geſchichtlichen Urkunde von der unfaßlichen Barbarei der Spanier. Nur dieß konnte uns vermögen, es mitzutheilen.

* * *

Ein Offizier in Pizarros Heer, der tapfere Padinnes, ſaß im Hintertheil der langen Pirogue, in der er einen Fluß in Peru hinauffuhr; mit der Hand ſtreichelte er liebkoſend den Kopf eines ungeheuren Hundes, der vor ihm lag; es war Berezillo, ſein Kriegshund, der ihn dreißig Sklaven gekoſtet hatte *). Seine düſtern Blicke ſchweiften jetzt ohne Ziel über des Fluſſes fruchtbare Geſtade, an denen er raſch dahinfuhr; jetzt flogen ſie noch düſterer über die von Schweiß triefenden Sklaven, welche die Ruder zogen. Lauernd und ſtets bereit, ihre Trägheit zu ſchelten, ſaß er da in drohender Haltung. — Der Hund Berezillo blickte ſeinen Herrn an; ſeine Zunge hing ihm

*) Der Spanier Pigafetta erzählt, ein großer europäiſcher Hund ſey mit zwanzig Sklaven bezahlt worden. Der Name Berezillo iſt hiſtoriſch.

über die dicken Lippen herab; er öffnete die Augen und schloß sie wieder, je nachdem des Spaniers Hand über seinem Kopf hinstrich oder sich davon entfernte. So oft er sich bewegte, blizten im Sonnenlicht die langen stählernen Stacheln an seinem reichen Halsbande gleich Sternen. — Mit einem Mal macht er einen Satz an den Rand der Pirogue, taucht unter und packt einen Sklaven, der sich über Bord gestürzt hatte. Er faßt ihn mit seinen spitzen Zähnen am Hals und schleppt ihn zu Padinnes Füssen, der gleichgültig auf seinem Sammtpolster sitzengeblieben war. „Brav, Berezillo, brav," sprach der Spanier zu seinem Hunde, der sich mit blutender Schnautze seiner sterbenden Beute zur Seite lagerte; „brav! ein Narr der Indier, der da zu den Caimans in den Fluß sprang!" dabei erhob er die Stimme und überflog mit spöttischem Lächeln die zitternden Sklaven, er, der einzige Spanier unter den Zwanzigen. — Er liebkoßte wieder Berezillo mit der Hand, während dieser mit gespizten Ohren den mit dem Tode ringenden Sklaven im Auge behielt; „treuer Gefährte," sprach er, „du wachst für mich, du kämpfst für mich, Padinnes hat an dir in dieser neuen Welt, was der Abencerrage in Granada, als da noch die Mauren herrschten, an seinem flüchtigen Renner hatte." — „Heiliger Jakob, wie komme ich dazu, mich mit einem Ungläubigen zu vergleichen!" sprach er und bekreuzte sich. „Braver Berezillo," fuhr er dann fort, „du hättest verdient bei den Kriegern zu seyn, die mit Ponce de Leon zogen, als er die Insel suchte, wo die Quelle der ewigen Jugend fließt. Findet man sie einst, so nehme ich dich mit hin; ein Diener wie du darf nimmer altern." — „Wir waren beisammen, als man die große Stadt Arequipa verbrannte. In ihre Flammen jagtest du die Rudel der Indier zurück, die fliehen wollten. Alle Hunde des Heeres waren berauscht vom Blute, das sie getrunken, du allein warst unersättlich, du verdientest, im Triumphe geführt zu werden, du verdientest dreifachen Sold." — „Aber der Weiber schontest du; wußtest du doch, daß die einen kostbare Früchte unter dem Herzen tragen — für die Tage zumal, wo es den Hunden im Lager an Futter gebricht; wußtest du doch, daß die andern . . ." Zärtlicher liebkoste hier der wilde Padinnes den Hund; er schwieg einen Augenblick, und ein Lächeln, sprechender als seine Worte, schwebte um seine Lippen. „Ha! wie floß der Madera und Porto nach jenem Siege, der uns zu Herrn von Oberperu machte! Durch die Waffen des katholischen Königs siegte der wahre Gott auf ewig über die Götzen, und wir, auch du, Berezillo, waren die Werkzeuge seines Ruhms und seiner Rache. Unsere Väter in Spanien verscheuchten in der alten Welt die Finsternisse des Korans; wir, Kinder Spaniens, schenkten der neuen Welt das Licht des Evangeliums." — „Wir wollen des Siegs genießen, wollen diesen zaghaften Indiern das Gold aus den Händen reißen, das sie nicht zu benützen wissen; wollen sie in Heerden zusammentreiben, uns das Leben angenehm zu machen; Gott hat sie in unsere Hand gegeben; unser sind die schönsten ihrer Töchter. Können alle Freuden, alle Schätze Amerikas uns den reinen Himmel, die blühenden Orangen Galliziens und Murcias bezahlen, von denen wir ferne sind?" — „Schönes Spanien! du alte Kirche meines Dorfs! edles Vaterhaus, an dessen Mauern die Waffen der Ungläubigen hängen, soll ich euch nicht wiedersehen?" Der Spanier hob die Hand vom liebkosenden Hunde auf und wischte sich die Augenwimper; drauf drillerte er ein Liedchen nach der Weise des Bolero. Während er so sang, bemerkte er, daß der Sklave, den sein Hund aufgefangen, verschieden war; „faß, Berezillo, faß!" rief er. Sogleich schlug der Hund Krallen und Zähne links am Halse des Indiers ein, das Blut sprang hervor; der wilde Berezillo wühlte mit dem Kopf tief in der Brust des Unglücklichen, sein Auge funkelte und Padinnes feuerte ihn noch an mit einem eigenen Pfeifen. — Es war geschehen, man warf den Körper ins Wasser, Berezillo lagerte sich wieder und leckte die rothen Lippen. Der Spanier machte eine drohende Geberde, und die zwanzig Sklaven legten sich mit doppelter Kraft auf die Ruder. Eben erhob sich der Wind, er schaukelte die Lianenbüsche über der Barke und streute die weißen Blumenblätter über Sklaven, Herrn und Hund.

Erklärung des Stuttgarter Liederkranzes über den Stuttgarter Korrespondenz-Artikel in Nr. 148 und den Aufsatz des Korrespondenten in Nr. 190 der diesjährigen Münchener Damenzeitung.

Der in Nr. 148 der Münchener Damenzeitung von diesem Jahre erschienene Korrespondenz-Artikel aus Stuttgart und der in Nr. 190 dieser Zeitung abgedruckte Aufsaz des Verfassers dieses Artikels machen uns, wegen der sowohl in Hinsicht des Stuttgarter Liederkranzes, als auch des Herrn Professor Gustav Schwab darin gehäuften Unwahrheiten und Schmähungen, eine ernste Berichtigung zur Pflicht.

In dem Korrespondenz-Artikel Nr. 148 gibt der A—st—unterschriebene Korrespondent eine Beschreibung des am 8. Mai d. J., wie jährlich, vom Stuttgarter Liederkranz gefeierten Schillersfestes, und behauptet von der dabei aufgestellten kolossalen Büste des Gefeierten: „Sonst schaute das Haupt gegen das freundliche Thal hinab, an diesem Tage aber wählte man sonderbarer Weise die Richtung gegen das Wirthshaus hin." — Nun war allerdings wegen einer vom Eigenthümer des Lokals damit vorgenommenen Veränderung auch eine Abänderung in der Stellung der Büste nothwendig geworden, aber insofern diese von der Anordnung des Liederkranzes abhing, wurde nicht die Richtung gegen das Wirthshaus hin gewählt, sondern das hehre Haupt schaute in einem rechten Winkel vom Wirthshause in ein noch freundlicheres und großartigeres Thal, in welchem Stuttgart liegt, eine Richtung von noch höherer, bedeutungsvollerer Beziehung, als die frühere.

Dann apostrophirt der Korrespondent den Geist Schillers mit folgender Phrase: „Du wirst Dich auch nicht betrüben lassen durch die Schaar der Heuchler, die heute aus aufgesperrtem Munde Deinen Namen in das Thal hinabschreit, während sie einem fremden

Götzen opfert und sich den Kopf zerbricht, wie sie Dir Dein Priesterthum entreiße." — Wir glauben, eine solche Behauptung nur berühren zu dürfen, um den Geist des ganzen Artikels zu würdigen.

Eine strengere Rüge verdient aber die Reihe von Unwahrheiten und Schmähungen, die sich der A—st.— aus Stuttgart gegen den verdienten Dichter erlaubt, welcher mit dankbar anzuerkennender Bereitwilligkeit noch stets, und stets Würdiges auf Bitten des Liederkranzes zu dieser Feier beitrug. Er gibt einen Abdruck der von Hrn. Professor Schwab auch diesmal auf dringende Aufforderung gedichteten und vom hiesigen königlichen Kapellmeister Hrn. Lindpaintner in Musik gesetzten Cantate, dem er die Versicherung vorausschickt: „Ich gebe die Worte wörtlich, bei meiner Ehre, ohne Zusatz und Uebertreibung," und ergießt sich dann in höchst beleidigende Invectiven gegen Gedicht und Dichter. Da nun trotz jener Versicherung „bei meiner Ehre" der Korrespondent A—st.— aus Stuttgart sich die Auslassung des ganzen ersten Männerchores und andere Verstümmelungen hatte zu Schulden kommen lassen, so fand sich Hr. Professor Schwab gedrungen, in den Leipziger „Blättern für literarische Unterhaltung" Nr. 211 in sehr gemäßigten Ausdrücken und mit Würde dieses einfach zu rügen, und zur Berichtigung das von ihm nicht zum, von der Komposition abgesonderten Drucke bestimmte Gedicht vollständig mitzutheilen. Gegen diese Berichtigung entblödet sich nun der Korrespondent A—st.— aus Stuttgart nicht, mit Verläugnung aller Schicklichkeit und Wahrheit in dem, Damenzeitung Nr. 190 zu lesenden Aufsatz, überschrieben: „Der Stuttgarter Korrespondent der Damenzeitung an Hrn. Schwab," seine frühern falschen Angaben dem Publikum als Wahrheit aufdringen zu wollen, mit der Behauptung, er habe es so mit Hunderten gehört und gelesen.

Dagegen erklären wir der strengsten Wahrheit gemäß:

1) Die Bemerkungen in dem Korrespondenz-Artikel Nr. 148 über Gedicht und Dichter sind keineswegs, wie's in Nr. 190 heißt, bescheiden, sondern vielmehr, wie sich Jeder davon überzeugen kann, höchst unbescheiden und unschicklich.

2) Wenn der Korrespondent in Nr. 190 sagt: „Herr Schwab beschuldigt mich, einen ganz entstellten Abdruck eines von ihm nie zum Druck bestimmten Gedichtes in der Damenzeitung gegeben, den ersten Vers weggelassen und die Wiederholungen und Abänderungen des Komponisten mit in den Text aufgenommen zu haben; es ist mir rein unfaßlich, wie man sich auf eine solche arrogante Weise dem Publikum gegenüber stellen mag. Das Ding war nicht zum Drucke bestimmt, aber fünf bis sechs Tage vor dem Schillerfeste war es in Stuttgart in allen Enden und Ecken zu haben;" so müssen wir sagen: einen solchen Ton von einem Ungenannten gegen einen genannten hochgeachteten Mann erkennen wir für höchst anmaßlich und unschicklich an sich; aber es wird uns auch rein unfaßlich, wie ein solcher Ungenannter sich auf eine solche arrogante Weise dem Publikum und der strengsten Wahrheit gegenüber stellen mag, denn:

Der erste Vers, den der Korrespondent in Nr. 148 der Damenzeitung weggelassen hat und auf den zum Verständniß des Gedichts alles ankommt, ist nicht in der Komposition und auch nicht bei der Aufführung im Gesange weggelassen worden, wie Nr. 190 der Damenzeitung glauben machen will; und

Das Gedicht ist als Gedicht früher nicht abgedruckt, am wenigsten in allen Enden und Ecken vertheilt, sondern es ist für die einzelnen Singstimmen als Text zum Gesange mit den Noten lithographirt, und blos an die Singenden unter Bedingung der Zurückgabe als Eigenthum des Liederkranzes vertheilt worden. Sein Unstern hat dem Korrespondenten A—st.— aus Stuttgart ein solches unvollständiges Blatt in die Hände gespielt, ohne daß seine Unwissenheit ahnete, daß dies nur die weibliche Singstimme sey und die männliche fehle, und ohne sich die Mühe zu nehmen, sich von der Vollständigkeit seines Textes zu überzeugen, erdreistet sich der Korrespondent, einen achtungswürdigen Mann, der seinen Irrthum berichtigt, öffentlich der Unwahrheit und der Arroganz zu zeihen!

3) Es ist, wie sich das wohl bei Schwab von selbst versteht, Niemand bei Aufnahme der Beschreibung des diesjährigen Schillerfestes im Morgenblatte eingefallen, des Dichters Cantate ausschließen zu wollen oder sich ihrem Abdrucke zu widersetzen, wie der Korrespondent behauptet, sondern ganz im Gegentheil hat der Berichterstatter den Dichter schriftlich um die Mittheilung des Gedichtes zum Abdrucke ersucht, und nur Herr Prof. Schwab selbst wollte nicht bei jeder Feier mit einem Gelegenheitsgedichte im Drucke auftreten.

4) Hr. Kapellmeister Lindpaintner, der auf unsere Bitte sich der Komposition mit ausgezeichnetem Erfolge im Eindringen in die Idee des Dichters unterzog, und freudig zu einer solchen Feier ein Gedicht vom Dichter Schwab komponirte, hat sich nicht erlaubt, Zeilen oder Strophen zu streichen, wie der Korrespondent meint. Doch das dahin Gehörige wird auf unsere Bitten hier unten aus des Komponisten eigener Feder erfolgen.

Wir sprechen die vollkommenste Ueberzeugung aus, daß ein Jeder unsere tiefe Indignation über diese beiden wahrheitslosen Artikel in der Münchener Damenzeitung mit uns theilt, und halten uns auch dessen von dem Redakteur der Zeitung versichert, der einen Namen mit Würde zu behaupten hat, und gewiß, entrüstet über einen solchen entwürdigenden Mißbrauch seines Blattes, dies durch die Aufnahme dieser unserer Erklärung in sein Blatt öffentlich darthun wird.

Gefühl der Rechtlichkeit macht uns diese Erklärung zur Pflicht, da die Sache uns zunächst betrifft.

Stuttgart im August 1830.

Im Namen des Stuttgarter Liederkranzes:
Der Gesellschafts-Ausschuß.

In Bezug auf voranstehende Erklärung des Stuttgarter Liederkranzes, und aufgefordert von demselben, berichtigt der hier Unterzeichnete die in Frage stehenden Abänderungen und Abkürzungen, die sich der Komponist an dem Gedichte des Herrn Professor Schwab erlaubt haben solle, dahin, daß er — nicht ohne vorhergegangene Rücksprache mit dem Verfasser — bei Wiederholung der Strophe, nachdem sie also schon einmal unverändert abgesungen war, um den Effekt des concertirenden, sich gegen das Ende hin steigernden Wechselchores zu erhöhen, außer der Umwandlung des Wortes „strömet" in „strömend" mit dem vorangesetzten Beiworte „mächtig" durchaus keine Silbe an dem Texte der Cantate abgeändert oder abgekürzt habe. Für eine solche musikalische Freiheit aber spricht das Ansehen größerer Komponisten, und sie kann keinenfalls dem Dichter zur Last fallen.

Stuttgart, am 31. August 1830.

Lindpaintner.

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 226.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 21. September 1830.

Das Rom des Knechts der Knechte Gottes
Neben dem Rom der Triumphatoren.

Platen.

Römiſche Skizzen.

Die alten und die neuen Benennungen.

Von hundert Seiten betrachtet, wird Rom noch immer für die erſte Stadt der Erde gehalten. Eine einzige iſt dabei, dünkt mich, außer Acht gelaſſen worden, und dieſe iſt doch, mehr als jede andere, im Stande, den Zauber, welcher ſich an die ehemalige Weltbeherrſcherin knüpft, zu erklären: die Wiedergeburt der antiken Stadt in der nicht minder merkwürdigen modernen; ein wirklicher Phönix iſt das ewige Rom, nicht in der Fabel, ſondern in der Wahrheit, verjüngt aus ſeiner Aſche hervorgegangen. Alle übrigen berühmten alten Städte ſind von der Oberfläche der Erde verſchwunden, oder exiſtiren nur noch in einer Erniedrigung, welche ſchmählicher iſt, als der völlige Untergang; Rom allein lebt und blüht fort, in ſeiner Art eben ſo groß, als ſein großer Ahn. Aus dieſem Alten und dieſem Neuen, aus dieſem Ehemals und dieſem Jezt geht, als ein erzwungener Zuſtand, das heutige Leben Roms hervor, ein Leben, deſſen üppige Kraft einſt zum zweiten Male die allgemeine Zerſtörung um ſich herum überleben dürfte. Es iſt hier der Ort nicht, dieſe Betrachtungen weiter zu verfolgen; ich begnüge mich, eine einzige der vielen Eigenthümlichkeiten, welche die moderne Exiſtenz Roms charakteriſiren, und zwar eine der ſcheinbar unerheblichſten, hervorzuheben. Es ſind dieß die neuen Benennungen, welche viele Dinge in Rom bekommen haben, ſo daß darüber die alten, unter dem Volke wenigſtens, entweder ganz in Vergeſſenheit gerathen, oder doch außer Mode gekommen ſind. Folgende können als die vornehmſten bemerkt werden. Die ſieben Hügel ſind dem Namen nach alle, der That nach (das heißt, in ſofern ſie bewohnt werden oder nicht) zur Hälfte verſchwunden. Das Capitolium iſt bewohnt, heißt aber jezt Campidoglio; er iſt dies das korrupte Erzeugniß aus Capitolium. Den Palatinus kennt Niemand mehr, weder den Berg noch ſeinen Namen; lezterer iſt längſt verſchollen, und die wenigen Villen, nebſt den Ueberreſten des kaiſerlichen Pallaſtes, können erſtern nicht wieder ins Leben rufen. Daſſelbe gilt vom Aventinus, Cölius und (dem Namen nach ganz, der That nach zur Hälfte) vom Esquilinus. Die zweite Hälfte dieſes leztern, welche bewohnt iſt, wird nebſt dem Viminalis, welcher dem Namen nach ganz verſchwunden, der That nach vorhanden iſt, unter dem Collektivnamen der Berge (Monti) begriffen. Da dieſe Gegend von der allerunterſten Volksklaſſe bewohnt wird, auch ohnehin am weiteſten von dem Mittelpunkte der Stadt entfernt liegt, ſo betrachtet man ſie als nicht in Rom liegend. Daher ſagen die Römer: „Non abita in Roma, ma ai Monti,“ und die Monticciani: „Oggi andrò dentro Roma.“ Ueberhaupt ſpricht der Römer von den Monti wie ehemals der Athenienſer von Böotien. Der lezte Hügel, der Quirinalis, exiſtirt, gleich dem Capitolinus, der That nach, der Name iſt verſchwunden; Jedermann kennt ihn als Monte Cavallo, von den beiden antiken Pferden ſo genannt, welche auf dem Platze deſſelben, dem päbſtlichen Pallaſte gegenüber, ſtehen. Zu-

gleich bildet dieser Berg mit den vielen Dicasterien, Palästen u. s. w., besonders mit der Via di Porta Pia, welche auf demselben liegen, eins des elegantesten, obgleich unbewohntesten Stadtviertel Roms. Was Wunder, daß der Name der übrigen, innerhalb der Mauern liegenden Nebenberge gleichfalls in Vergessenheit gerathen ist, da die sieben königlichen Hügel den übrigen nicht zu behaupten vermocht haben? Dem Collis hortulorum, unmittelbar am Volksthore, ist am übelsten mitgespielt worden; er hat sogar seinen modernen Namen, Monte Pincio, verloren; heutzutage nennt man ihn la Passeggiata, von dem Spaziergange, welchen die Franzosen auf demselben angelegt haben, den die vorige Regierung hat fortsetzen, die jetzige aber noch nicht vollenden lassen. Der Vatikan, obgleich in der kirchlichen Diplomatik fortwährend bei seinem antiken Namen genannt, ist im gemeinen Leben gleichfalls umgetauft worden, hat aber bei dem Tausche nichts verloren; denn er heißt heutzutage San Pietro, ein Name, der auf das Erhabenste, was Kunst und Religion in der neueren Zeit hervorgebracht haben, hindeutet. Was aber sind alle diese Namen, so hoch auch das Alterthum derselben hinaufreichen mag, gegen den Janikulus, vom fabelhaften Könige Janus also genannt? Je älter der Name desselben ist, je vollkommener hat ihn die Zeit aus dem Andenken der Einwohner verwischt: er heißt jezt Montorio (Monte aureo), vom gelben Sande, sagt man, also genannt, aus welchem er bestehen soll. Im bizarren Gegensatze mit diesem wird der Mons Testaceus oder Doliolus noch immer mit seinem vormaligen Namen Monte Testaccio (Scherbenberg) benannt. Woher diese Sonderbarkeit? Vielleicht weil er der jüngste der römischen Berge ist? Wer Witz machen wollte, könnte sagen, weil er aus Scherben bestehend, der zerbrechlichste von allen und folglich der solideste ist, wie kränkliche Personen sehr oft länger leben denn robuste. Haben die Leser je vom Ziegenberge gehört? der Ziegenberg ist nichts Geringeres, als der ehemalige Tarpejische Felsen (Rupes Tarpeja). Hieße er Gänseberg, so wäre die Benennung wenigstens durch die historische Anspielung gerechtfertigt. Vom Ziegenberge auf das Forum Romanum ist nur ein Sprung. Daß lezteres jezt Ochsenmarkt (Campo Vaccino) genannt wird, ist bekannt. Von hier gehts durch die heilige Gasse (Via sacra) in gerader Linie auf das Vespasianische Amphitheater zu. Erstere hat gar keinen Namen mehr; lezterem ist dagegen mit seinem modernen (Kolosseo) vollkommen Recht geschehen; er ist der entsprechendste, welcher sich für die Sache finden läßt. Wo aber die Franzosen ihr Kolisée hergenommen haben, läßt sich nicht absehen. Von hier zurück über den Campo Vaccino, zwischen dem Capitolinus und Palatinus durch, gehts über den antiken Ochsenmarkt (Forum Boarium), der jezt gar keinen Namen mehr hat, an den Fluß. So heißt jezt die Tiber. Wahrscheinlich nennen ihn die Römer verächtlicherweise, der vielen Ueberschwemmungen wegen, welchen er sie Preis gegeben, nicht mehr bei seinem Namen. Von hier sind nur zwei Schritte zum Theater des Marcellus und zum Portikus der Oktavia. Wer Lust hat, ersteres zu besehen, frage nach dem Pallaste Orsini, sonst wird es ihm selbst der Schuhflicker nicht nachweisen können, der an der Mauer desselben seine Bude aufgeschlagen hat, und beim zweiten nach dem Fischmarkte (Pescheria), widrigenfalls sogar das Fischweib unter demselben ihr „Was weiß ich?“ (so molto) statt der erbetenen Auskunft zum Besten gibt. Nicht unmöglich, daß, wer einmal in dieser Gegend ist, einen Spaziergang am Pulchrum litus (am schönen Ufer), welches sich längs der Tiber, von der hölzernen Brücke (Pons Sublicius) bis zur Cloaca maxima erstreckte, machen möchte. Statt aber nach dem Bel Lido, oder sonst wie zu fragen, suche man gleich die Piazza di S. Maria Egiziaca auf. Muß er über Berge von Schutt steigen und Thäler von Morast durchwaten, oder stürzt er gar, um den Ausfluß der großen Cloake in Augenschein zu nehmen, am lockern Tiberufer einen Fehltritt thuend, in die Tiefe hinab, so tröste ihn der Gedanke, daß er nicht, wie andere Menschen, auf der gemeinen Heerstraße, sondern auf klassischem Boden gefallen, und daß es antiker Koth ist, mit dem er sich besudelt hat. Von hier, rückwärts den Fluß hinaufschreitend, gelangt man, nach einer ziemlichen Strecke Weges, zum Mausoleum des Hadrian. Diese ungeheure Steinmasse (daher man sie auch Mole di Adriano nennt), schon etwas auf der Anhöhe zum Vatikane hinauf liegend, kann weit und breit gesehen werden; dennoch, wette ich, wird sie jedem entgehen, der unter den beiden eben angeführten Namen darnach fragt. Wer aber die Engelsburg (il Castello di S. Angelo, oder auch kurz weg il Castello) sucht, den weist jeder Lazzarone zurecht, denn es gibt keinen, der nicht einmal in seinem Leben darin gesessen hätte. Immer weiter den Fluß hinaufgehend, nach dem Volksthore zu, stößt man auf den Pendant des hadrianischen Mausoleums, oder vielmehr auf dasjenige, dessen Pendant lezteres ist, nämlich auf das Mausoleum des August; denn bekanntlich ließ Hadrian das seinige nur aus Eifersucht auf dieses errichten, und zwar demselben gerade gegenüber. Wer jedoch unter dem antiken Namen darnach fragen wollte, möchte lange suchen; sein heutiger ist Correa, nach dem Pallaste also genannt, in dessen Mauern es eingeschlossen ist. Wer noch sicherer gehen will, erkundige sich nach den Fuochetti (den Feuerwerken), welche während der drei Sommermonate jeden Sonntag Abend darin gegeben werden. Von hier nach dem Pantheon ist es zwar nicht nahe. Da aber ein anderes merkwürdiges, obgleich nur einem sehr kleinen Theile nach erhaltenes Gebäude in der Nähe liegt, so wird der Weg dahin nicht unbelohnt bleiben. Man weiß, daß auch der Tempel aller Götter sei-

nen vorigen Namen verloren hat. Lezterer, als zu heidnischer Art, scheint sogar den neueren christlichen: di S. Maria ad Martyres, welcher ihm 609 vom heiligen Bonifaz IV. und späterhin, im Jahre 830, den Namen di Tutti i Santi, welcher ihm von Gregorius IV. beigelegt worden, mit fortgerissen zu haben. Er heißt heutzutage kurz weg la Rotonda, von der runden Gestalt der Kuppel also genannt. Was das Pantheon, von welchem Bramante, und nach ihm Michelangelo, die Idee der Kuppel der Peterskirche genommen haben, in seiner ursprünglichen Gestalt gewesen seyn mag, lasse ich auf sich beruhen; nur so viel scheint mir ausgemacht, daß es nicht allein der Idee nach (da das Runde mit dem Geradlinigten in kontrastirendem Verhältnisse steht), sondern auch in der materiellen Bauart absolut vom Portikus verschieden und bei weitem früher als dieser erbaut worden ist. Jenes zweite Gebäude, in der Nähe der Rotonda gelegen, ist der berühmte, von Pompejus erbaute Minerventempel. Es verdient bemerkt zu werden, daß, während alle übrigen ganzen und halben antiken Götter in den Staub der Vergessenheit getreten worden sind, so daß das heutige römische Volk, wie es ächten Katholiken gebührt, keinen einzigen der heidnischen Götternamen mehr im Munde zu führen braucht, der Name der Minerva sich allein noch im Andenken desselben erhalten hat. Woher das kömmt? Mich dünkt daher, weil die Idee, welche mit dieser Göttin verbunden ist, den einzigen rein menschlichen Sinn, in seiner abstrakten Bedeutung hoch erhaben über allen andern Personificirungen stehend, denen die weltliche Zerbrechlichkeit anklebt, als da sind, der Gerechtigkeit, der Tugend, der Hoffnung u. s. w., in sich schließt. Daß schon die Griechen die Idee der Weisheit (oder Vernunft) über alle andern moralischen Gottheiten stellten, beweist nicht allein die Abstammung dieser Göttin aus dem Gehirne des Jupiter, (welcher Ursprung eben nicht für die Qualität des Produkts zeugen möchte, obgleich das Kind oft physisch und moralisch besser organisirt ist, als der Vater), sondern besonders die Klassificirung derselben unter die oberen Götter, während den übrigen genannten Gottheiten nur der dritte Platz angewiesen war. Dies sind, salvo errore, die sämmtlichen antiken Gebäude, welche, mit dem bürgerlichen Leben mehr oder minder in Berührung stehend, einen modernen Namen erhalten haben. Die übrigen liegen entweder in zu entfernten und verödeten Gegenden, oder stehen ungebraucht, beides Gründe für das Volk, sich nicht weiter darum zu bekümmern.

Patriotische Bemerkungen.

(Fortsezung.)

Es ist offenbar von dem entscheidendsten Einflusse, ob die Sprache, die wir von Kindheit an redeten und reden hörten, überall Anlaß zu Zweideutigkeiten gibt, oder ob sie uns in Sprüchwörtern einen Reichthum gesunder Lebensweisheit überliefert; ob sie den Geist durch ein stehendes Heer von Redensarten im Schache hält, oder durch ihre vollen und malerischen Klänge mit der Außenwelt in Rapport sezt. Auch kann es durchaus nicht gleichgültig scheinen, welche Dinge durch Reim und Assonanz einander nahe gerückt werden; denn Vorstellungen, die sich im Ohre berühren, werden auch Nachbarn in der Einbildungskraft. Die Sprache ist der Leib des Gedankens. So wenig unser Geist, in einen andern Körper versezt, ganz dieselbe Persönlichkeit behaupten würde, so gewiß muß in jeder Sprache eine eigene Gedankenwelt herrschen. Die Sprache ist das urväterliche Erzlager, welches von allen Nachkommen bearbeitet wird, und woraus sie ihre geistigen Schätze zu Tage fördern. Was auch immer gefunden wird, durch den Schmelztiegel muß es zwar wandern, man wird es läutern, veredeln, mit Zusätzen mischen, aber aus Blei kann nie Gold, aus Eisen nie Quecksilber werden. Selbst unsere Schiller waren gewissermaßen schon vor Jahrhunderten im Entwurfe vorhanden, und mit Recht ist die Nation auf ihre Werke stolz, weil diese Werke nur in Deutschland geschaffen werden konnten.

Hierüber nachdenkend, werden wir uns mit Schrecken erinnern, daß Napoleon bereits Hand anlegte, um zwischen dem Rhein und der Elbe das Französische anzupflanzen. Dies hätte unfehlbar den Zerfall unserer Sprache nach sich gezogen. Und doch, was wäre selbst ein solcher Verlust gegen den damit nothwendig verknüpften des Vaterlandes gewesen! Es gibt drei ursprüngliche Verhältnisse, die das Leben des Einzelnen bedingen: das Verhältniß zu Gott, zu den Eltern und zu dem Vaterlande. Sie sind daher auch die heiligsten, die Grundsäulen der Sittlichkeit, die ausschließlichen Gegenstände der Pietät. Wer für die Kindheit keine Erinnerung hat, keine Sehnsucht empfindet, dessen Leben ist ein Gemälde ohne Hintergrund. Wer eben so wenig etwas besizt, als zu besitzen trachtet, einen eigenen Herd weder sucht, noch erbaut, einem bestimmten Berufe weder zueilt, noch obliegt, der findet für seine Thaten keinen Ort, für sein Streben kein Ziel, zur Begeisterung keinen dauernden Antrieb; er hat nichts zu vertheigen, als sich selbst, nichts zu befriedigen, als seine Nothdurft, und der Leichtsinn ist die einzige Bürgschaft seiner Ruhe; er will genießen ohne Arbeit, berühmt werden ohne Verdienst; er glaubt, Alle zu lieben, während er Keinem nüzt, und ein Bürger der Welt zu seyn, weil er nirgends zu Hause ist; er fährt blind mit auf der weiten Reise durch's Leben; er gleicht den Zugvögeln, die unsere Gäste sind, wenn wir Erndte haben, und uns den Rücken kehren, wenn der Frost einbricht. Aber unsere Kindheit hat ihre Wurzel, das Eigenthum seine Sicherheit, das Familienleben seinen

Schlußstein, das Amt seinen Zweck im Vaterlande. Das Vaterland also ist der höhere Begriff, der die andern umfaßt, und dem im Nothfalle jedes Gut, selbst das Leben geopfert werden muß. Wenn Napoleon Deutschland zu Frankreich schlug, was hätte uns den schrecklichen Verlust gemildert? Etwa der unsterbliche Name des Siegers? Doch um so gewisser eilte unsere Schande zur Nachwelt. Oder der Ruhm, den wir unter seinen Adlern erfochten? Allein der Ruhm des Sklaven ist nur eine sternhelle Winternacht. Oder ein fränkischer Marschallsstab? Nein! lieber im Vaterlande gehorchen, als in der Fremde gebieten. Besinne dich, lieber Deutscher, mit welchem Europäer du die Heimath vertauschen möchtest? Bist du denn in einem Lande geboren, wo dich neun Monate lang der Schnee und die übrigen drei ein hügelloser Fichtenwald langweilt? oder in einem Zaubergarten, wo du dich bei Tag vor der Sonne und Nachts vor Dolchen verbergen mußt? Was für Gestalten sind es, die sich, als du noch Kind warst, deinem Auge eingeprägt haben? Klimpernde Lazaroni's, die immer Feierabend haben, sobald sie nicht sündigen? oder rührige Bauern, die sechs Tage arbeiten und am siebenten beten? süßliche, leistretende Stutzer, oder ernste, kraftvolle Geschäftsmänner? schmachtende Cicisbei's, oder glückliche Ehegatten? anmaßende Phrasendreher, oder bescheidene Freunde der Wahrheit? Mäkler, die sich erschießen, wenn sie Bankerott machen, oder ehrliche Hausväter, die sterben, wann Gott will?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende August.

Glückswechsel durch die Revolution.

Nach einer großen Staatsumwälzung, wie die eben stattgefundene, sieht eine große Hauptstadt sonderbar aus. Die Leute sind noch wie betäubt von den großen Begebenheiten, die sie selbst bewirkt haben, und kaum können die Pariser begreifen, wie zwei Tage tapfern Kampfes so wichtige Veränderungen bewirken konnten in Allem, was sie umgibt, in Allem, was sie treiben. Zuvor gingen Geistliche und Adelige stolzirend einher; jezt sind sie zerstreut, flüchtig und demüthig; zuvor waren die Offiziere der sogenannten grande armée außer Thätigkeit und außer Sold gesezt; jezt kommen sie wieder empor, und man sieht Männer in Thätigkeit treten, deren Laufbahn man seit fünfzehn Jahren als geendigt ansah. Familien, die sich vor sechs Wochen einbildeten, die Hofgunst werde sie auf ewig beschützen und bereichern, und ihr Glück sey so fest begründet als das Königthum, können sich von ihrem Sturze nicht erholen, und begreifen nicht, wie es zugegangen ist, daß sie, die vorher Alles hatten, nun gar nichts mehr haben, wogegen Andere, die sich den Zugang zu den Ehrenstellen, Aemtern und Gnadenbezeugungen versperrt sahen, jezt am Ziele aller ihrer Wünsche stehen und wieder frei athmen, seitdem der plözlich veränderte Glückswind sie emporgehoben hat. Die Bischöfe, die sich in ihren wohlgepolsterten seidenen Sesseln gütlich thaten, und in ihren Hirtenbriefen auf die verderbte Welt schimpften und den Zeitgeist verklagten, sind flüchtig geworden oder verstecken sich; weg ist der Glanz, den sie um sich warfen, weg ist der Einfluß, den sie ausübten, um die Aufklärung zu zerstören und die alte Zeit, in welcher sie reich und mächtig waren, wieder zurückzurufen; und diejenigen, die sie als furchtbare Frevler, als gefährliche Revolutionärs verschrien, sitzen jezt am Staatsruder, und von ihnen hängt, so zu sagen, das Schicksal der Geistlichkeit ab. Abbé Clausel de Coussergues, der rüstige Vertheidiger der heil. Inquisition, war Rath bei dem öffentlichen Unterrichtswesen und Almosenier bei Hofe; der Mann bezog einen Gehalt von 20 bis 25,000 Franken; dies ist wie weggewischt; er geht bürgerlich gekleidet einher und tröstet sich mit dem bereits erworbenen Vermögen. Aus der St. Genevieve'skirche, deren sich die unter dem Namen Missionarien bekannte wandernde Geistlichkeit bemächtigt hatte, ist diese wie weggeblasen, und Rousseau's und Voltaire's Gebeine, die sie in einen Winkel versteckt hatte, sind wieder hervorgezogen worden, um an dem verdienten Ehrenplatze beigesezt zu werden. Man hat bisher allzu wichtige Dinge zu thun gehabt, als daß man sich mit den Bischöfen hätte abgeben können; allein die Zeit wird doch kommen, da man den geistlichen Herrn die Stelle wird anweisen müssen, die sie künftig im Staate einnehmen sollen. So viele Hofleute, die noch vor kurzer Zeit keine andere Beschäftigung kannten, als sich nach Hofe zu begeben und in den Tuilerien zu zeigen, gehen jezt müßig und können sich nicht überreden, daß man sich ohne sie behelfen könne. Generale und andere Offiziere, die wie Pilze aufgeschossen waren, sind in ihr voriges Nichts zurückgekehrt, und der Marschallsstab, den sie schon in der Ferne vor sich sahen, ist auf ewig verschwunden. Sie bahren mit Aerger ihren Platz den Generalen aus der Napoleonschen Armee räumen müssen, die sie vor vierzehn oder fünfzehn Jahren verdrängt, und die auch wohl nicht gehofft hatten, daß für sie die Zeit des Befehlens wieder kommen würde; manche von ihnen kommen aus Fabriken und andern Anstalten hervor, die sie angelegt oder angekauft hatten, um sich einen Erwerb zu verschaffen. Erstere treten mit eben so viel Erstaunen zurück, als leztere wieder emporsteigen. In der ersten Zeit war der Andrang der Kriegslustigen gewaltig, und der Kriegsminister konnte sich nicht anders helfen als dadurch, daß er eine Kommission einsezte, um die Hunderte und Tausende von Bittschriften, die angestürmt kamen, zu untersuchen. Ueberhaupt hatte der plözliche Glückswechsel allen denjenigen, die von den Bourbons zurückgesezt oder nicht beachtet worden waren, eine erstaunliche Lust zu Aemtern und Ehrenstellen gemacht. Bei dem neuen Könige kamen an einem einzigen Tage über zweitausend Bittschriften ein, und Lafayette bekam eine solche Schaar von Briefen, daß er in den Zeitungen das Publikum um Schonung bitten mußte. Daß es an Anklagen und Beschuldigungen gegen die von den Bourbons eingesezten Beamten nicht fehlte, läßt sich denken; es gab wohl wenige unter den noch Angestellten, gegen welche nicht eine Anklage oder eine ehrenrührige Beschuldigung von irgend einem Amtslustigen eingekommen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. September 1830.

Bin ich allein denn nicht? aber ein Freundliches muß
Fernher nahe mir seyn; und lächeln muß ich und staunen,
Wie so selig doch auch mitten im Leide mir ist.

Hölderlin.

Der Seherin von Prevorst Erscheinen.

(Im Winter 1830).

Dort droben im Gebirge, wo rauh der Nordwind weht,
Von reinem Schnee bedecket, ihr stiller Hügel steht.

In üpp'ger Blumen Fülle bei warmem Sonnenschein
Da legten sie die Hülle, die leichte, leicht hinein.

Da sang ich ihrem Sterben ein Lied aus tiefer Brust,
Da gab ich, ach! ihr Leben, weh! in des Marktes Wust.

Die Nachtigallen schweigen, die Lerche schläft im Thal,
Die Blumen sind erstorben, kalt blickt der Sonne Strahl;

Und mancher Rabe stellt sich auf ihrem Hügel ein,
Erhebt aus frost'ger Kehle auf ihm ein heiser Schrey'n.

Doch sieh! was schwebt dort nieder licht durch die dunkle Nacht?
Du bist's! hat dich das Krächzen der Raben hergebracht?

„O Freund! der Menschen Wähnen, das störet nicht mein Licht,
„Dein Zürnen und dein Grämen, das läßt mich ruhen nicht."

„Ist nicht in dich gedrungen, was ich halb sterbend sprach
„An die, die mir im Leben zufügten Kreuz und Schmach?"

„„Wie soll ich euch denn nennen, ihr die ihr mich betrübt?
„Ich nenn' auch euch nur Freunde, ihr habt mich nur geübt!"" *)

„Betrübt mußt du auch werden, damit du wirst geübt,
„Wer hier nicht hat geduldet, der wird dort nicht geliebt."

„Oft sagt' ich's ja dienieden: dein Glaube ist noch klein;
„Lies' oft im Buch der Bücher und laß die Menschen seyn."

Justinus Kerner.

*) Eigene Worte der Seherin. S. der Seherin von Prevorst 2ten Thl. S. 260.

Patriotische Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Wo und in welchem Gewande hast du, Deutscher, die Andacht kennen gelernt? auf dem Paradeplatze, wenn ein Soult mit grämlicher Miene die Kerze trug, oder in der elterlichen Stube, wenn dein Vater das Haupt entblößte und den Morgensegen sprach? Erinnert dich der Dom zu Köln an eine heidnische Vorwelt, die du nie ganz begreifen kannst, oder an den tröstlichen Glauben, der sich aus deinem Volke über Europa verbreitet hat? Gährt es unter dir von feindseligen Kräften, die jeden Augenblick sich zu entladen und dein Glück in die Luft zu schleudern drohen? Mußt du zum Schwerte greifen, um die Feder führen zu dürfen, ein Aufrührer werden, um deine Rechte zu behaupten, nach Amerika wandern, wenn man in Sachsen deine Meinung verdammt? Denke dir, du würdest mitten in Deutschland vor ein ungeheures Marmordenkmal geführt, und dieses wäre dazu bestimmt, die kolossalen Standbilder gefeierter Deutschen zu tragen. Im Hintergrunde

erschiene der fränkische Karl, zu seinen Füßen die Flußgötter des Ebro und der Raab; in seiner Nähe der städtebauende Heinrich, die Mauerkrone auf dem Haupt; weiter vorwärts, nach Süden das Schwert, nach Norden den Oelzweig haltend, der erste Friedrich; am Rand der Zinne, ein Opfer des Abgrunds, der jugendliche Konradin; und so, sinnreich gruppirt, all' unsere Herrscher und Helden bis auf den preußischen Friederich; auf einer zweiten Kuppel sodann, in erhöhter Mitte, der herkulische Luther, mit der Ferse den lezten Bannstrahl zertretend, die Bibel in der Hand, das Auge zum Himmel gewendet; rings um ihn her die große Zahl unserer Gelehrten, die, wie er, geistreich und redlich geforscht, theils über dem stürzenden Aberglauben die Geisel schwingend, theils mit dem Schilde des Glaubens, oder dem Griffel der Geschichte, oder dem Senkblei der Wissenschaft bezeichnet. Auf einer dritten Zinne endlich, in heiterer Versammlung, unsere Künstler, von Erwin bis auf Dannecker und Rauch, von Franko bis auf Mozart und Beethoven, vom Sänger der Nibelungen bis auf Uhland und Tieck. Warum doch würde dir bei diesem Anblick das Herz höher schlagen, als da du den Riesenbau des Kolosseums betratst, oder an den räthselhaften Pyramiden hinaufschauetst? Warum würdest du dich hier gerade um so freier und stolzer fühlen, je gewaltiger dich die Gegenwart so vieler überlegenen Geister durchschauerte? Gewiß deßwegen, weil es in dir riefe: sie sind von meinem Volk, sind Kinder der nämlichen Mutter, und diese Säulen sind auch Ehrensäulen für mich!

Ein solches Denkmal besitzen wir freilich nicht in Stein, und seine Ausführung möchte unsere zersplitterten Kräfte übersteigen. Doch wir besitzen es auf andere Art, wahrer und allgemeiner, als wenn es der Meisel gearbeitet hätte. Du brauchst nicht von Stuttgart nach Berlin, von Kolberg nach München zu reisen, wenn du seines erhebenden Anblicks froh werden willst. Gleichviel, ob du die Zeller Heide, ob das Rheingau bewohnst, du kannst am heimischen Heerde dir selbst es aufbauen, oder unsere Müller und Pfister, unsere Raumer und Luden müßten vergeblich geschrieben haben. Indem du die Geschichte der Deutschen studierst, wirst du mehr und mehr ein Deutscher werden; und während du die Vergangenheit aus dem Mittelpunkte des Vaterlandes betrachtest, wirst du die Gegenwart auf dasselbe beziehen lernen und für die Zukunft die Hoffnung schöpfen, daß Gott keinen Deutschen verlasse. Wir sind oft geraume Zeit mit Jemanden umgegangen, haben ihn zu Hause und in der Gesellschaft, im Arbeitszimmer und beim Spiele beobachtet, und gleichwohl fehlt uns zu seiner Beurtheilung noch der leitende Gedanke. Endlich, in einer vertrauten Stunde, erzählt er uns den Gang seines Lebens, und mit einem Male sind wir über ihn im Klaren. So können wir unter einem Volke geboren und groß geworden seyn, und es doch nicht begriffen haben, bis uns seine Geschichte bekannt wird. Dieß gilt besonders von dem, was die eigenthümliche Natur eines Volkes ausmacht. Der Romanschreiber ist im Irrthum, wenn er das Persönliche blos als ein Aggregat gewisser Eigenschaften betrachtet, und daher einen Charakter eben so zusammensetzen will, wie der allopathische Arzt seine Mixtur. Nein, was die Mischung durchdringt und zusammenhält, ist ein unwägbarer Stoff, der in jeder besondern Eigenschaft schon miteinbegriffen ist, und selbst dem durch Nachahmung Aufgenommenen noch ein bestimmtes Gepräge gibt. Ein Deutscher sey in Paris eingebürgert, er treibe sich in den Salons und den Kaffeehäusern herum, politisire, ergreife Parthei, trage die dreifarbige Kokarde, kurz, er werfe sich ganz in den Strudel der französischen Welt; dessen ungeachtet wird immer noch etwas übrig bleiben, was ihn vom Franzosen unterscheidet, und dieß ist die ihm einwohnende deutsche Natur. Diese volksthümlichen Unterschiede herauszufinden, ist eben so wichtig als schwer: wichtig, denn das Bewußtseyn der Nationalität verhindert voreiliges Nachahmen und begründet eine öffentliche Meinung; schwer, denn was Allen gemeinsam ist, und jeder zur Beobachtung mitbringt, wird gewöhnlich am spätesten bemerkt. Wir bedürfen hiezu der Geschichte, dieser großen Scheidekünstlerin des menschlichen Geistes. Denn indem sie die Völker an wechselnde Umstände knüpft, in außerordentliche Lagen versezt, bald unter den Druck des Despotismus, bald in die Hitze des Aufruhrs bringt, entbindet sie vor unsern Augen jene feineren Stoffe, die hinter der starren Hülle des alltäglichen Lebens nur sparsam zum Vorscheine kommen. Das Studium der Nationalgeschichte also ist der Weg, der uns auf den gegenwärtigen Standpunkt der Nation und auf den unsrigen in ihrer Mitte führt. Doch er ist mühsam, gedehnt, erfordert beharrliche Aufmerksamkeit, reifes Nachdenken; und du sollst jezt schon handeln, nicht nur als Bürger des Vaterlandes, sondern als Glied einer bestimmten Staatsverbindung im Vaterlande. Dir ist eine Familie, ein Amt anvertraut: du bedarfst schon der Ergebnisse eines Studiums, indem du Anstalt machst, dich demselben zu widmen. Mit Recht siehst du dich daher nach Mitteln um, die rascher zum Ziele führen. Gibt es solche? und wo bieten sie sich dar? Wir wollen die Antwort darauf suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Vogelflug und Flugmaschinen.

Fliegen zu können, war von jeher ein Lieblingstraum des Menschen, und es ist ganz menschlich, daß der Grieche seine Gottheiten, denen er überhaupt übermenschliche Kraft lieh, sich auch fliegend, und zwar ohne Flugmaschine, durch den Raum bewegen ließ. Die Flügel, die er ihnen

als beständiges oder wechselndes Attribut gab, waren nicht sowohl Instrumente als Symbole des Flugs; aber schon der Vater aller Flugmaschinenerfinder, Dädalus, mußte zur Steifleinwand greifen, und seit in neuerer Zeit die Fortschritte der Mechanik und Chemie das ersehnte Ziel der Phantasie der Projektmacher immer näher rückten, kam mancher Icarus unsanft nieder, nur eben nicht, weil er zu hoch geflogen war, und dieß ist ein Glück.

In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 6ten September wurde über einen neuen dädalischen Apparat eines Herrn Chabrier berichtet. Er besteht aus Flügeln, die mit Wasserstoffgas gefüllt sind, und die der Mensch mit den Armen bewegen soll. Der Berichterstatter Navier thut dar, daß nicht nur diese Vorrichtung ihrem Zwecke nicht entspricht, sondern daß auch alle Versuche, die sich auf die Muskelkraft der menschlichen Arme gründen, nothwendig fehlschlagen müssen. Vorzüglich interessant ist seine Vergleichung zwischen der Muskelkraft, welche die Vögel beim Fliegen entwickeln, und der Kraft, deren die menschlichen Arme fähig sind.

Man muß die Vögel betrachten, einmal, wenn sie, ohne sich von der Stelle zu be- .en, blos in der Luft schweben, blos die Kraft der Schwere überwinden, und dann, wenn sie sich rasch horizontal bewegen. Schwebt der Vogel in der Luft, ohne sich zu bewegen, so kann man annehmen, daß der Flügel in der Mitte mit der Schnelligkeit von etwa sieben Meter in der Sekunde sich senkt; die Schnelligkeit der Hebung ist dagegen fast doppelt so groß; der Flügelschläge sind etwa drei-und-zwanzig in der Sekunde. Die Kraftmenge, welche der Vogel in einer Sekunde verzehrt, ist gleich der Kraft, welche erforderlich wäre, sein eigenes Gewicht acht Meter hoch zu heben. Bewegt sich aber der Vogel horizontal, z. B. fünfzehn Meter in der Sekunde, was man bei Wandervögeln häufig beobachtet, so senkt sich der Flügel vierthalb mal schneller, als wenn der Vogel blos schwebt, und die Kraftmenge, die er in der Sekunde verzehren muß, ist gleich der Kraft, welche erforderlich wäre, um sein eigenes Gewicht 590 Meter hoch zu heben; in diesem Falle wendet er also eine Kraft an, die gegen fünfzig mal größer ist, als die, deren er bedarf, um sich blos schwebend zu erhalten. Vergleicht man demnach die Anstrengung, deren der Vogel und deren der Mensch fähig ist, so sieht man gleich, daß der Vogel, der sich auf seinen Flügeln schwebend erhält, weniger müde wird, als der Mensch, der auf seinen Füßen steht.

„Man hat berechnet, daß ein Mensch, der acht Stunden täglich eine Kurbel dreht, im Durchschnitt in der Sekunde ein Gewicht von 12 Pfunden ein Meter hoch hebt. Nimmt man nun an, der Mensch wiege 110 Pfund, so ist jene Kraftmenge nur im Stande, sein eigenes Gewicht 86 Tausendtheile eines Meters hoch zu heben; diese Kraftmenge ist also, unter übrigens gleichen Verhältnissen, noch nicht der 92ste Theil von derjenigen, welche der Vogel verzehrt, um sich in der Luft zu halten, da diese, wie wir gesehen haben, hinreicht, sein eigenes Gewicht acht Meter hoch zu heben. Stände es in der Macht des Menschen, die Kraft, welche er gewöhnlich in acht Stunden verzehrt, in so kurzer Zeit, als er wollte, zu verzehren, so könnte er sich täglich fünf Minuten lang in der Luft erhalten, da ihm aber bekanntermaßen diese Eigenschaft so gut wie jedem Thiere fehlt, so sieht man leicht, daß er sich mit aller Kraft, die er zusammenzuraffen im Stande ist, nur weit kürzere Zeit halten könnte, ja daß diese Zeit wohl nur ein sehr kleiner Bruch einer Minute wäre.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende August.

Sympathie der Preußen mit der französischen Revolution.

Unsere nicht-preußischen Landsleute machen sich wohl zuweilen über den außerordentlichen Aufwand von Enthusiasmus bei uns und unsere patriotischen Aufopferungen in den Jahren dreizehn und vierzehn lustig, meinend, man habe damals eine solche Dosis davon vorausgenommen, daß unser Sinn auf einige Decennien für alles Politische abgestorben sey; und daher lasse sich der Preuße Alles gefallen und begnüge sich mit Pietismus und Theater! — Wir meinen, die uns näher kennen gelernt, haben sich überzeugt, daß unsere Ruhe und Zufriedenheit nicht Apathie, sondern eine sehr erquickliche Ueberzeugung zum Grunde hat. Daß aber noch Leben und Theilnahme für Volks- und Staatsinteressen bei uns rege ist, davon hätten Sie sich in den vergangenen Wochen zur Genüge überzeugen mögen. Kaum glaube ich, daß außer Paris in irgend einer großen Stadt der glückliche Erfolg der Revolution so tief und so allgemein empfunden worden ist. Greise und Knaben, jeder Stand, sogar unsere Schönen, die so gern die Politik aus dem Gespräch verbannen, lasen und verschlangen die Zeitungen. Die Theater hatten ihre Anziehungskraft verloren, in der Gesellschaft lebte nur ein Thema, es hallte auf den Straßen wieder. Die Staatszeitung, welche jeden Abend ausgegeben wird, daher in diesen Tagen der Spannung vor den beiden Morgenzeitungen schon um deshalb einen Vorzug hat, übrigens die vollständigsten Mittheilungen gibt, wurde des Abends in den Konditoreien öffentlich vorgelesen, und man kann sagen, selbst die gewöhnlichsten Geschäfte stockten. Bei unserer liberalen Freude spricht eine religiöse Stimme mit. Auch der eifrigste preußische Loyalist im ältern Sinne — im neuern sind wir es wohl Alle — sah in den drei Ordennamen den Jesuitismus, dessen Wesen dem protestantischen Prinzip Preußens mehr widerstreht, als dem französischen Atheismus. Wir freuen uns nicht über das aufgewärmte Phantom der Volkssouveränität, sondern über die unwiderstehliche Macht der Entrüstung, die ein anderes göttliches Recht in sich schließt, als das prätendirte des Königthums. Es gibt auch bei uns Narren, die an ein Prinzip sich klammern, diesseits und jenseits. Warum sollten hier gerade keine Phantome herrschen? Preußen wird aber eben so wenig je

eine Republik, als der Ultraismus auf die Dauer hier das Ruder führen kann. Das Preußen, das sich in Europa einen Namen gemacht hat, wäre wenigstens damit zu Ende. — Die segenvolle Regierung unsers Königs wurde nie aufrichtiger anerkannt und inniger empfunden, als in diesem Augenblicke. Daher war man nicht wenig über die Pariser Gerüchte entrüstet, welche uns Invasions- und Kriegsgedanken zutrauen. Wir haben Bürgschaften dafür, daß, was auch andere Monarchen beschlossen, der unsere den Frieden mit Frankreich um keiner Theorien willen brechen wird.

Nicht genug ist die edle Offenheit anzuerkennen, mit der man uns in den ersten Augenblicken von allen Vorfällen in Kenntniß setzte. Eulenstimmen dagegen sollen sich zwar haben vernehmen lassen, sie konnten aber nicht durchdringen gegen den gesunden Sinn unserer höchsten Beamten und den richtig würdigenden unsers Monarchen. Nur hie und da macht noch die Censur einen Strich, häufig nur aus vorsorglicher Aengstlichkeit des Censors oder um die Staatszeitung gegen die beiden andern zu begünstigen. Das kommt mehr lächerlich heraus, als drückend. In diesem Augenblick hören wir, daß der französische außerordentliche Gesandte, Graf Lobau (Mouton), Audienz beim Könige erhalten hat. Weil dies auf dem Lustschloß in Charlottenburg zufällig geschehen, wollen einige Ultras auf eine mindere Berücksichtigung der französischen Ambassade schließen. Wer sich in ein System fest eingesponnen hat, muß noch ärgere Dinge sehen, als Riesen in Windmühlen! — Wie allgemein verlautet, ist Alexander von Humboldt zum außerordentlichen Ambassadeur unserer Seits bestimmt, um den neuen König der Franzosen zu begrüßen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Ende August.

(Fortsetzung.)

Glückswechsel durch die Revolution.

Ein auffallendes Glück haben die liberalen Zeitungen gemacht, das heißt ihre Redaktoren. Freilich haben sie nicht wenig zur lezten Staatsumwälzung beigetragen; sie haben beständig den Muth des Volks bei der Bedrückung der Nation während des Polignacschen Ministeriums aufrecht gehalten; sie haben dem Volke gezeigt, durch welche rechtliche Mittel es den gesetzwidrigen Staatsstreichen desselben Widerstand leisten könne; sie haben bis zum lezten Augenblicke für die Aufrechthaltung der Verfassung gestritten; und als nun endlich der Staatsstreich geschehen und die Verfassung aufgehoben war, waren sie die ersten, welche das Beispiel des Widerstandes gaben, und nicht eher aufhörten zu erscheinen, als bis sie mit Gewalt daran verhindert wurden. Ihre feierliche Protestation wider den Ausbruch der Gewalt gab der Volksbewegung einen mächtigen Impuls, und erst zwölf Stunden nachher unterzeichneten auch die Deputirten ihre Protestation wider die gesetzlosen Staatsstreiche. Mehrere junge Journalisten haben tapfer mitgekämpft zur Erhaltung der Freiheit, und einige von ihnen sind auf dem Kampfplatze gefallen. Die Journalisten haben also die Auszeichnung verdient, die ihnen zu Theil geworden ist. Bekanntlich haben sie, wie die Militärzöglinge der polytechnischen Schule und wie die Studenten der juristischen und der medizinischen Schulen, die Ehrenkreuze ausgeschlagen, die ihnen zuerkannt worden sind; gegen Aemter sind sie jedoch nicht so unempfindlich gewesen, als gegen Ordensbänder; denn viele von ihnen sind zu wichtigen Staatsämtern befördert worden; man hat ihrer wohl bedurft, um der öffentlichen Verwaltung die Richtung zu geben, die man jezt beabsichtigt. Vielleicht aber ist man bei der Vertheilung der Belohnungen oder Gunstbezeugungen nicht mit der strengsten Gerechtigkeit verfahren. Am meisten hat man die Redaktoren des National belohnt, weil diese vor allen auf die Nothwendigkeit gedrungen haben, den Herzog von Orleans auf den Thron zu erheben. Thiers, einer derselben, ist zum Staatsrathe ernannt worden; er ist ein inniger Freund Lafitte's und arbeitete sonst am Constitutionnel; von diesem trennte er sich erst in diesem Jahre, um ein eigenes Blatt zu beginnen, das sogleich bei seinem ersten Erscheinen von den Ultrablättern als ein gefährliches republikanisches Tageblatt verschrien wurde und gerade dadurch in Aufnahme kam. Der Dienst, den es der jetzigen Regierung geleistet, hat seine Belohnung nach sich gezogen. Unter der vorigen Regierung hatte Thiers nichts zu hoffen, als was er als Schriftsteller erwerben konnte; jezt bekleidet er einen der wichtigsten Posten im Staate. Sein Mitarbeiter Mignet war bloßer Advokat, aber bekannt als Schriftsteller; ihm ist der Posten als Aufseher des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten anvertraut worden. Diesen Posten bekleidete sonst der Staatsrath d'Hauterive, ein Mann, der die Kunst verstanden hatte, sich unter allen Regierungen, die auf einander gefolgt sind, aufrecht zu halten. Zufolge dieser Lebensklugheit hatte er seinen Neffen in seinem Archiv angestellt, demselben einen beträchtlichen Gehalt zusichern lassen, und als er alt wurde, den Herrn Neffen zu seinem Nachfolger bestimmt. An demselben Tage, an welchem die verrüchtigten königlichen Ordonnanzen unterzeichnet wurden, welche den Sturz der Bourbons nach sich gezogen haben, unterzeichnete der König auch noch die Ernennung des Hrn. d'Hauterive zum Nachfolger seines auf dem Todenbette liegenden Onkels; dieser starb ganz ruhig mit der festen Ueberzeugung, daß er nun einen wichtigen und einträglichen Posten in seiner Familie fortgepflanzt habe. Allein wer auf die Fortdauer des Glücks in den französischen Ehrenämtern rechnet, baut auf Sand. Die lezte Revolution brach aus, eben als der Oheim die Augen geschlossen hatte, und der Hr. Neffe, welcher sich schon in dem bequemen Archivgebäude eingerichtet hatte, mußte fort, um einem Journalisten Platz zu machen. Solcher Umwälzungen und plötzlicher Glückswechsel haben eine große Menge statt gehabt. Man sieht jezt überall Staatsräthe, Präfekten, Unterpräfekten, Stabsoffiziere, die vor zwei Jahren an Journalen arbeiteten oder in der Verborgenheit lebten; für die talentvollen und aufgeklärten Schriftsteller ist diese Zeit eine glückliche Epoche, wie sie vielleicht nicht wiederkehren wird; alle sind gleichsam berufen, um die gehaltlosen Menschen zu ersetzen, welche sich in die Staatsverwaltung eingeschlichen hatten, und deren einziges Verdienst in einer blinden Ergebung in den Willen der Minister, oder in einer fast fanatischen Anhänglichkeit an die Grundsätze der berüchtigten Kongregation bestand. Diese heimliche Kongregation ist nun wie mit einem Donnerschlage auseinander gesprengt; die Mitglieder irren betäubt umher; der Gold- und Gunstregen, der auf sie herabfiel, bleibt aus; es wäre indessen möglich, daß im Geheimen Umtriebe stattfänden, um die Fäden dieses furchtbaren Gewebes wieder anzuknüpfen und eine heimliche Gesellschaft zur Verbreitung des Obskurantismus wieder in Gang zu bringen; ein Versuch, der freilich von keinem großen Erfolge seyn kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 228.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. September 1830.

Die Egypter halten sich an die Bräuche ihrer Väter, ohne jemals fremde dazu aufzunehmen.

Herodot.

Das häusliche Leben der alten Egypter, nach den Gemälden in ihren Gräbern.

Der österreichische Konsul zu Alexandria, Acerbi, hat zu Mailand einen sehr interessanten Bericht über die Resultate von Champollions wissenschaftlicher Expedition in Egypten bekannt gemacht. Nach diesem Bericht muß diese Reise wirklich für Geschichte, Chronologie, Mythologie, Geographie, Naturgeschichte schöne Früchte tragen. Eines der interessantesten Kapitel ist wohl dasjenige, das von den Gebräuchen, Zeitvertreiben, Handwerken und täglichen Beschäftigungen der alten Egypter handelt. Es hat etwas unbeschreiblich Anziehendes für uns, wenn wir einen Blick hinter den Vorhang der Zeit auf das tägliche Leben und Treiben eines Volkes werfen können, das eine Reihe von Jahrhunderten und, so meint man, völlig verschiedene Sitte und Verfassung von uns trennt; fast rührend ist es aber, wenn dieser Blick uns ein Volk, das sich in unserer Phantasie stets mit dem Begriffe seltsam paart, menschlich so nahe rückt und die alte, nur oft vergessene Wahrheit predigt, daß der Mensch immer und überall nach denselben Gesetzen schafft, erfindet und empfindet. Es war eine liebliche Sitte der alten Egypter, daß sie die Gräber ihrer Angehörigen mit Schilderungen der Geschäfte und unschuldigen Freuden dieses irdischen Daseyns schmückten. Dieser Brauch kommt jezt unserer Neugier sehr zu Statten; denn aus diesen egyptischen Grabgemälden lernen wir noch weit mehr über die Sitten und die Lebensweise der Eingebornen, als aus den Pompejanischen Wandmalereien. Die Cartons der französisch-toskanischen Expedition enthalten über tausend Schilderungen aus dem täglichen Leben, und den Lesern ist es sicher nicht unwillkommen, sie ein wenig mit uns zu durchblättern.

* * *

Ackerbau. Die Philologen behaupten, der heutige italienische Pflug sey ganz derselbe, den Ennius und Virgil besingen, Columella und Varro beschreiben. Der heutige egyptische Pflug mit allem Zubehör ist noch weit ältern Ursprungs. Nicht nur sind diese Werkzeuge, wie wir sie heutzutage in Egypten sehen, ganz dieselben, wie sie vor der achtzehnten Dynastie, d. h. vielleicht vor mehr als dreitausend Jahren waren: durchaus alle Feldgeschäfte, die Weinlese, das Einerndten der Früchte des hybiscus esculentus, die Aussaat, die Erndte, das Ausdreschen des Getreides, wurden damals ganz wie jezt getrieben. Wir erwähnen hier eines kleinen Gemäldes, welches sich auf das leztgenannte Geschäft bezieht; es stellt zwei Ochsen auf der Tenne vor, die halb in den Aehren versteckt sind und von einem Bauer mit einem spitzen Stock angetrieben werden; in Hieroglyphenschrift steht darunter: „hier wird Korn ausgetreten und der Bauer singt dazu: Stampft recht, ihr Ochsen, stampft, denn ein Maaß Korn ist für euch, das Uebrige für den Herrn.“ Noch sind drei andere Personen auf dem Gemälde; ein Landmann kommt vom Felde mit dem vollen Getreidekorb, ein anderer geht weg

mit dem leeren Korb, den er eben auf den Haufen ausgeleert hat; die dritte Person ist ein Kind mit dem Besen in der Hand, welches das Korn, das unter dem Stroh hervorkommt, zusammenfegt. Die Bildwerke und Malereien in den Gräbern von Beni Hassan und Elethia zeigen uns auch aufs Deutlichste, auf welche Weise die Egypter die Trauben traten, den Most preßten und ihn in Krügen von gebrannter Erde gähren liessen. Die Mittel waren sehr einfach, mangelhaft, und Menschenkraft dabei keineswegs gespart. Die Presse kannten sie nicht, die Füsse mehrerer Bauern, die einen am Dache befestigten, unten mehrfach getheilten Strick anfaßten, vertraten ihre Stelle. Die Trebern that man in einen Sack, den man dann zusammenwand, wie wir beim Waschen die Leinwand auswinden. Die Gefässe, in denen man den Wein aufbewahrte, waren klein; sie faßten nur fünfzig, höchstens hundert unserer Flaschen.

Auch die andern Ackerwerkzeuge des alten Egyptens sind ausnehmend einfach; ihre Anzahl ist nur gering und sie sehen ganz aus, wie die Werkzeuge, deren sich noch der heutige Egypter bedient.

Viehzucht und Viehartzneikunst. Die Sammlung ist sehr reich an kostbaren Details über dieses Kapitel. So sieht man einen Hirten mit einer großen Schweinheerde, zum Beweis, daß die Religion den Genuß dieses Fleisches nicht verbot. Aus einer Andeutung Herodots geht hervor, daß die Egypter die Aussaat durch darübergetriebene Schweine in den Nilschlamm stampfen liessen; auf den Denkmalen aber scheinen Schaafe dieses Geschäft zu versehen. Man sieht ferner Schaafhirten, Ziegenhirten, Kuhhirten; eine Kuh, an der zu gleicher Zeit ein Kind und ein Kalb trinken; hier milkt man Kühe, dort bereitet man Käse; weiter hin wird eine Ziege geschlachtet und abgezogen, und jeder dieser Verrichtungen ist ein koptisches Wort in Hieroglyphenschrift beigesezt. Auch Schilderungen von ärztlicher Behandlung des Viehs kommen vor; so sieht man einen Ochsen fesseln und niederwerfen; der Thierarzt greift dem Thier in das Maul; eine Gruppe von drei kranken Ochsen ist ausnehmend wahr gezeichnet. Auf andern Gemälden nimmt man einer Gans den Pfips, es kommen Männer vor, die Ziegen und Gazellen behandeln, ferner ein Aufseher von Störchen; daraus schließt man, daß es den Egyptern gelungen war, Gazellen zu zähmen, und daß sie Störche aßen. Aeerbi selbst hat einen in Nubien gekostet und versichert, sie schmekken vortrefflich. Es ist bemerkenswerth, daß auf den Denkmalen keine Spur vom Kameel und vom Büffel vorkommt; diese Thiere sind wahrscheinlich erst von den Arabern eingeführt worden; aber schwer zu begreifen ist, wie ohne das Kameel, der Handel mit Indien und dem innern Afrika die Ausdehnung erhalten konnte, die er zur Zeit der Ptolemäer hatte.

Künste und Handwerke. Die Sammlung ist so reich in diesem Fache, daß wir die Gegenstände nur andeuten. Es kommen verschiedene Darstellungen von Töpfern vor, worauf die Gefäße ganz die Form haben wie die Krüge der heutigen Araber. Die Scheibe, die heutzutage mit dem Fuße getrieben wird, wurde damals mit der Hand in Bewegung gesezt. Man sieht alles, was bei der Weberei vorkommt, vom Spinnen an bis zum fertigen Gewebe; die Kunst ist noch ganz in ihrer Kindheit; aber ganz ebenso wird noch jezt unter den Zelten der Beduinen gewoben, ganz ebenso woben die Patriarchen der Bibel. Auf andern Gemälden sieht man Leute, die Holz spalten, Tischler, Schuster und Gerber, Waffenschmiede, Maler, die hölzernes Hausgeräthe bemalen, Lastträger, die schwere Balken tragen, Bildhauer die Sphinxe hauen, Künstler, die Kolosse hauen, glätten und bemalen, Leute, die einen Kriegswagen samt allem Zubehör bauen, Steinhauer, Farbenreiber, Goldschmiede, Verfertiger von eingelegter Arbeit, Seiler, Schiffbauer, Glasmacher, die Flaschen und falsche Perlen blasen, Leute, die Grüfte graben, Goldwäger, Wäscherinnen u. s. w. Auf manchen Gemälden sieht man Arbeiten verrichten, die wir uns jezt nicht mehr zu erklären wissen. Beim Wägen kommt etwas sehr Interessantes vor; auf einer der Schaalen einer Wage sieht man eine kleine Figur, die einen Ochsen vorstellt, in der andern liegen verschiedene goldene Ringe. Auf einem andern Gemälde steht, statt des Ochsen, ein Kalb auf der Wage, auf einem dritten, eine Ziege, auf einem vierten ein Frosch. Champollion glaubt nun, dieß einigermaßen so erklären zu können: die Skarabäen, die man in ganz Egypten in Menge, von jeder Größe, aus Materien aller Art gearbeitet, findet, waren eine Münze, an deren Stelle bei Gegenständen von einigem Werth silberne und goldene Ringe traten; die kleinen Figuren von Ochsen, Kälbern, Fröschen, waren nichts als Gewichte, die ursprünglich vielleicht so viel galten als die Thiere, welche sie vorstellten, später aber verschiedene Werthe ausdrückten. Hieß es also, ein Waffenstück oder ein Gefäß sey zwei Ochsen oder zwei Kälber werth, so meinte man ein Gewicht Gold oder eine Anzahl Goldringe, welche das bestimmte Gewicht in Ochsen oder Kalbgestalt zwei Mal aufwiegt.

(Der Beschluß folgt.)

Patriotische Bemerkungen.

(Fortsezung.)

Der Bürger von Athen oder Thebä durfte nur nach Olympia reisen, wenn er die Nation sehen wollte. Der alte Römer hatte gleichfalls seine Spiele, seine Komitien,

ſein Kapitol. Der jetzige fühlt ſich doch wenigſtens dann im Volke, wenn er am Karneval mit demſelben zum Narren wird; der Britte beſorgt die öffentlichen Intereſſen, ſo oft er auf die Börſe geht; der Franzoſe hat ſein Paris. Unſere Väter begrüßten ſich auf Reichstagen, bei der Wahl und Krönung des Kaiſers. Wo aber wir? Wir ſehen ein Fiſcherſtechen zu Ulm, ein Volksfeſt bei München; wir leſen in der Zeitung von den Ferien, nichts aber von den Beſchlüſſen der Bundesverſammlung. Während ſich Hamburg bereichert, können wir Hunger ſterben, und die Liberalität des einen deutſchen Königs, verſchafft dem Bürger von Dresden keine ächten Landſtände. Wenn gewiſſe Naturforſcher Recht haben, ſo iſt Deutſchland ein treues Abbild des Erdkörpers. Denn es beſteht, wie jener, aus zwei verwachſenen Magneten, die ihre ſüdlichen Pole in Wien und München, ihre nördlichen in Berlin und Hamburg haben. Am Neckar begegnet uns der ernſte Schwabe, am Inn der vergnügliche Tiroler; drüben der betriebſame Rheinländer, dieſſeits der behagliche Bayer, wo aber der Deutſche ſelbſt? Der Sachſe iſt fein und doch bieder, der Preuſſe geſchmeidig und voll Feuers; wie viel müſſen wir von ſächſiſcher Feinheit und von preuſſiſchem Feuer abziehen, um den Durchſchnitt zu finden? An dieſem Punkte überwiegt der Gewerbfleiß, an jenem der Kunſtſinn; hier die Anhänglichkeit des Unterthanen, dort das Selbſtgefühl des Bürgers; im Süden die Häuslichkeit, im Norden die Thätigkeit nach Außen. Man ſpielt in jeder Provinz aus einem andern Tone: wer will die Melodie heraushören? Auf der Reiſe von Stralſund nach Baſel lernſt du zwar das Vaterland, aber nicht die Nation, wohl den Unterſchied der Theile, nicht aber ihr Verhältniß zum Ganzen kennen. — Verſuchen wir denn einen andern Weg. Fremde kennen uns oft beſſer als Verwandte. Wir wollen an ein auswärtiges Volk appelliren. Gut, doch an welches? Der Ruſſe iſt zu ſehr unſer Zögling, als daß ihm ein Urtheil über uns zuſtände. Der Italiener muß ſich ſeltſame Begriffe von uns machen; denn ehemals haben wir ſeine Städte zerſtört, und jezt beten wir ihre Trümmer an. Alſo der Engländer vielleicht? Ja er fühlt an unſere Taſchen, um zu ſehen, ob ſie voll ſind; er bereiſt Leipzig und Frankfurt, um unſere Waaren herabzudrücken; er fliegt mit der Eilpoſt durchs Rheingau, wenn er in Italien ſchwelgen will, und ſiedelt ſich bei uns an, wenn ihm England zu theuer iſt. Oder der Franzoſe? Kennen ſollten wir uns allerdings. Wir haben manche Geſchäfte ſeit der Roßbacher Aktion zuſammen gemacht; aber er hat gerade da ſeine ſtärkſte Seite, wo wir unſere ſchwächſte, iſt auf ſeine Vorzüge nicht nur ſtolz, ſondern eitel, und überhaupt in ſeinem ganzen Weſen das Wiederſpiel von uns. Es wäre unnütz, ihn zu fragen, und ſchwach, wenn wir ſeinem Urtheile glauben wollten. Wenden wir uns lieber an Deutſche, die geraume Zeit im Auslande verweilt ſind, an fremden Nationalſitten ſich gebrochen und geſpiegelt, häufige Vergleichungen angeſtellt und mehr geprüft, als bewundert haben. Freilich, Männer wie Schubert oder Prokeſch gehören zu den Seltenheiten, und es iſt große Vorſicht nöthig, wenn ſich der Patriot aus dem Tagebuche eines Reiſenden belehren will. Iſt der Reiſende Mitglied einer Akademie, ſo nimmt er vornämlich auf ſeine Wiſſenſchaft Bedacht; iſt er Spekulant, ſo bringt er viele Zahlen, aber wenig Begriffe zu Papier; ſtürmt er aus bloßer Reiſeluſt in die Welt, ſo iſt des Schilderns kein Ende. Die meiſten Berichterſtatter ſind Enthuſiaſten, die mit ihren Gefühlen wichtig thun, Jünglinge ohne Grundſatz, die alles Neue beklatſchen. Kaum haben ſie den Po oder die Maas paſſirt, ſo ſchlägt ein Bülletin das andere. Sie kennen von Deutſchland blos die Bierkeller; darum bringen ſie Berlin und Biberach unter eine Rubrik, wenn ſie vom Vaterland ſprechen. Gelingt es ihnen endlich, ein Paar fremde Wörter durch die Zähne zu murmeln, dann wird in ausländiſche Zeitſchriften geliefert, dann taugt die deutſche Literatur von Anfang bis zu Ende keinen Sou, dann muß man in Frankreich geweſen ſeyn, um zu wiſſen, was Geiſt und Leben heißt. Ja, und euch muß man von früher her kennen, um über eure Unverſchämtheit nach Verdienſt zu erſtaunen. Wie? ihr hättet eine Anſtellung in Deutſchland verſchmäht? Beweiſt erſt, daß ſie euch angeboten wurde. Unſere ſpießbürgerliche Welt ſey euerm Genie zu eng geweſen? Ihr habt neuerdings eine Revolution erlebt: wir ſind begierig, eure Thaten zu hören. Iſt es euch noch nie eingefallen, daß ihr eine ſchlechte Rolle ſpielt, wenn ihr den Franzoſen zu lieb Deutſchland verläſtert?

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Auguſt.

(Beſchluß.)

Einfluß der franz. Revolution auf franz. Journaliſtik und deutſche Tagsliteratur. Hoffel's ſchleſiſche Gedichte. Pirchs Reiſe durch Serbien.

Was aus der franzöſiſchen Revolution politiſch hervorgehen wird, wer wollte es jezt ſchon divoniren; wir wünſchen und hoffen, daß die gerühmte Mäßigung der Pariſer auch in die Reformationswuth der Deputirtenkammer einkehre. Aber welche Revolution ſteht einem Etwas, das uns näher angeht, bevor, nämlich der Journaliſtik! Durch ihre immer gerechter und feſter werdende Oppoſition hatte ſie den Culminationspunkt ihrer Blüthe in Frankreich erreicht; wird ihr durch ihren Sieg jezt nicht der Lebensſtoff abgehen? Zur Gediegenheit einer Times iſt noch keine franzöſiſche Zeitung gediehen, und ebenſowenig weiß der Franzoſe als Franzoſe Zeitungen zu

schätzen, welche, wie die „Allgemeine.“ in aktenmäßiger Mittheilung der Thatsachen ihren Werth suchen. Man will Parthei, man will Deklamation, man will eine melodramatisch drastische Entwickelung. Nichts stabiles hält sich; selbst das Journal des Débats, am meisten vielleicht mit deutscher Gesinnung befreundet, mußte in lezter Zeit etwas weiter rücken und wird einen schwierigen Standpunkt für die Folge haben. Der Figaro war in lezter Zeit ein Lieblingsblatt der Berliner. Seit er seine gute Zietschreibe, die Polignacs und die Jesuiten, verloren hat, in Hanswurstsprüngen die Republik predigt und schonungslos um sich schlägt, um nur zu schlagen, hat er hier seinen Kredit verloren und man nimmt ihn mit Ekel in die Hand. Unangenehmer wirkt noch die Verwandlung des Tons im Globe. Man war gewohnt, ihn als einen französischen Widerhall deutsch-ästhetischer Gesinnungen zu betrachten; auch seine Politik, ein auf historische Kenntniß und Würdigung begründeter Liberalismus, sagte uns mehr zu, als der des Constitutionnel oder gar des uns ganz fremden Courrier français. Jezt ist der junge Romantismus auf eine unangenehme Weise in die Politik gefahren, und man sieht, daß, wenn unsere französischen Freunde auch viel von uns aufgenommen haben, dies mit der deutschen Mäßigung noch nicht der Fall ist.

Von Berlin selbst ist wenig zu schreiben, da Alles, was geistig lebte, im Gedanken nach Paris flog. Zufälliger Weise trafen die ersten Nachrichten von dort am Geburtstage unsers Monarchen hier ein. Sie konnten das frohe Fest nicht stören, erhöhten vielmehr die Freude, einen König zu besitzen, dessen angestammter Gerechtigkeitssinn uns die sicherste Bürgschaft dafür ist, daß Scenen, wie die Pariser, nie bei uns eintreten werden. Die Festlichkeiten des 3. Augusts nehmen mit jedem Jahre zu, indem die öffentlichen Vergnügungsorte nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, durch besondere Veranstaltungen Besucher herbeizulocken. Daß von Obrigkeitswegen etwas geschähe, liegt nicht im Sinn unsers Staats, und die Freude macht sich so selten laut. Geht doch selbst unser Volksfest: der Stralower Fischzug, der am 24. August. immer, auch dieses Jahr gefeiert wurde, still vorüber. Es drängen sich Menschen an Menschen, bunte Gondeln schwimmen auf der breiten Spree. Schwärmer und Raketen prasseln allenfalls, und die Leute sagen, sie sind vergnügt, man merkt es ihnen aber nicht an.

Literarisch ist seit Ostern nichts bedeutendes erschienen. Unsere Buchhändler drucken die neue französische Charte, Chateaubriands Rede, Casimir Delavigne's Parisienne, und das sind allerdings Artikel, welche gehen. Auch unsere Zeitschriften bequemen sich zu Gegenständen, welche wenigstens an die Politik streifen. Der Freimüthige gibt Raisonnements über Zeitumstände und Zeitgenossen, und die Vossische Zeitung liefert Biographien der neuerdings aufgetretenen französischen Generale. Doch mache ich Sie auf ein Buch aufmerksam, welches, vor einiger Zeit bereits erschienen, gar nicht dahin gehört, aber Beachtung verdient: Holteis Gedichte in schlesischer Mundart. Sie enthalten bei vielem Artigen manches Lied von poetisch tieferer Auffassung und reihen sich verdienstvoll an die mannigfachen Versuche, den deutschen Provinzialdialekten durch schriftliche Wiedergabe Autorität und Festigkeit zu verleihen. Das ist auch ein Werk an der Zeit, und an manchen Orten ist es die höchste Zeit. — Ebenfalls beachtenswerth ist eine Reise durch Serbien, von einem preußischen Gardeoffizier, Hrn. von Pirch, im vorigen Jahre unternommen, von ihm beschrieben und jezt herausgegeben (hier, Dümmler, 1830, zwei Bände); ein äußerst schätzenswerther Beitrag zur Kenntniß eines Landes und Volkes, das in seiner schönsten Entwickelung begriffen ist, und ebenso durch seine Heldenthaten, wie durch seine Lieder das Interesse von ganz Europa erregt hat.

Von dem Museum, welches endlich am 3. August dem Publikum geöffnet worden, werden Sie schon für das Kunstblatt Mittheilungen erhalten haben; doch behalte ich mir vor, gelegentlich auch für das Morgenblatt darüber zu referiren. Ebenso über die Theater, wo übrigens außer den Gastvorstellungen der Heinefetter kaum etwas Bemerkenswerthes vorgefallen ist.

Paris, Ende August.

(Fortsetzung.)

Theater.

Da in Frankreich das Theater beständig ein Abbild des die Nation belebenden Geistes ist, so hat es durch die lezte Revolution einen neuen Schwung erhalten; auch diesem Zweige der Nationalliteratur ist die mit den Waffen erfiegte Freiheit zu Gute gekommen; es ist von seinen Fesseln befreit, obschon die Sklaverei der Dramatik, über welche man sich zuweilen beklagte, eben nicht viel zu bedeuten hatte. Wahrscheinlich würde aber auch auf die Theater derselbe Zwang gefallen seyn, den man der Presse zudachte, wenn Hr. v. Polignac und Consorten länger ihren Unfug hätten treiben können. Einige Tage vor dem Ausbruche des allgemeinen Unwillens wider die Herrn hatte man ein von dem jungen Dichter Pichald, Verfasser des Leonidas, hinterlassenes Trauerspiel: Wilhelm Tell, auf der Odeonsbühne gegeben. Pichald ist jung gestorben, und seiner Wittwe und seinen Kindern bleibt wenig anders übrig, als seine wenigen dramatischen Stücke. Aus Barmherzigkeit für die Wittwe beurtheilten die meisten Tagblätter seinen Wilhelm Tell sehr günstig und behaupteten, er habe Schiller sehr gut nachgeahmt und die Schönheiten des deutschen Stückes mit geübter Hand auf die französische Bühne verpflanzt. Der Globe aber, ein eifriger Bewunderer der deutschen Literatur, behauptete, Pichald habe Schillers Trauerspiel in seiner vorgeblichen Nachahmung verhunzt, und diese Behauptung war ziemlich gegründet. Da jedoch die patriotischen Ausbrüche des Schweizer Freiheitshelden das Gemüth der Pariser sehr ansprachen zu einer Zeit, da die Freiheit des französischen Volkes eben mit Unterdrückung bedroht war, so ward dem lezten Stücke des jungen Dichters Beifall zugejauchzt, und die rege Theilnahme an dem Helden des Stückes schien der Polizei bedenklich genug, um sie zu bewegen, die fernern Aufführungen des Stückes zu verbieten; so wird wenigstens in den Zeitungen behauptet, und es ist auch leicht zu glauben, daß es einer mit Untersuchungsgedanken umgehenden Polizei sehr unwillkommen seyn mußte, daß die Pariser den für ihre Befreiung Leben und Gut wagenden Schweizerhelden des Mittelalters rauschenden Beifall zollten, zumal da man heimlich damit umging, die Nachkommen dieser Schweizerhelden zur Bezwingung der Pariser zu gebrauchen, und sie auf die um Freiheit kämpfenden Franzosen losschießen zu lassen. In der lezten verhängnißvollen Woche des Juli war vom Dienstage an kein Schauspiel mehr. Paris selbst war ein Schauplatz geworden, und der Kampf um Freiheit und Menschenrechte war das großartigste Schauspiel, das hätte aufgeführt werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 229.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. September 1830.

— Du säumetest noch, dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? Du säumst, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

Herder.

Patriotische Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Auch dieser Weg führt zu keinem Ziele. Vielleicht sollten wir geradezu das Nächste aufgreifen. Denn man hat oft nach langwierigen Untersuchungen nichts anderes entdeckt, als was bereits ins Sprüchwort übergegangen war. Es sind ja Redensarten genug im Schwange, die sich auf Deutschland und die Deutschen beziehen. Hören wir einmal diese. Der Deutsche, sagt man, ist fleißig. Gewiß, ich sehe die Belege dazu aus meinem Fenster. Gründlich; dieß hat uns noch Niemand bestritten. Methodisch; ohne Zweifel, in sofern es ohne Methode keine Wissenschaft gibt. Aber ein Kleinigkeitskrämer; es fehlt nicht an Pedanten; aber man muß auch Regenwürmer suchen, wenn man Naturgeschichte studirt. Gutmüthig; ein Glück für Leute, die dummdreist über uns absprechen. Phlegmatisch; vielleicht auch um so beharrlicher. Schwärmerisch und überspannt, ein Idealist und Hypothesenjäger; ganz recht, aber Tollköpfe, die sich in der Luft versteigen, können wir nicht herunterholen; für Irrenhäuser ist gesorgt, und was die Schwärmerei betrift, so siehe den Artikel Viktor Hugo. Ein Mensch ohne allen Patriotismus. Scherz bei Seite; es ist unedel, einer Nation ihr Mißgeschick vorzuwerfen. Frankreich verdankt seine Einheit der langen Regierung mehrerer schläfrigen Könige und der boshaften List Ludwigs XI. Der Kampf, durch welchen Deutschland für immer in zwei Hälften zerfiel, macht unsern Vorfahren mehr Ehre, als den Franzosen die Blutbäder, worin sie dieselbe Zwietracht ertränkt haben. Doch es soll gelten, was ihr behauptet. Unermüdlich und doch ein Phlegma, gründlich, aber ein Hypothesenjäger, methodisch, und daneben Schwärmer, Idealist, und zugleich ein Kleinigkeitskrämer, was werdet ihr nicht alles aus uns machen? Fürwahr, eine Komposition von dieser Art ist seltsam genug, um interessant zu seyn. Guten Tag, lieber Britte! Es ist zwar weltbekannt, daß es in John Bulls Hirne bisweilen spuckt. Doch halt, laß sehen, wem von uns beiden die Schellenkappe besser steht, und wer mehr Quasten daran hat, ich oder du?

Weil denn auch die im Umlaufe begriffenen Phrasen über Deutschthum keine Auskunft gewähren, so wollen wir das bisher Besprochene vorerst zur Uebersicht bringen und dann einen lezten Versuch wagen. Das deutsche Volk hat von jeher eine gesunde Lebenskraft gezeigt. Oefter als andere Nationen ist es am Rande des Untergangs gestanden, und hat jedes Mal wieder sich neu geboren. Die Fluthen der Völkerwanderung drohten es zu verschlingen, aber es tauchte verjüngt hervor im Reich der Franken. Karls Länderherrschaft löste sich auf, Räuberschwärme von Norden und Osten fielen über die Trümmer her; alles scheinbare Unglück diente nur dazu, unser Volk zu fixiren und zu üben. Aus innerem Zwiespalt wurde es durch das Haus der Staufen gerettet. Nach dem Sturze dieses Hauses blühte es im Bürgerthum auf. Durch Religionskriege zerfleischt und verarmt, flüchtete es sich aus der Wirklich-

keit in die idealen Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Da tastete Napoleon mit roher Gewalt die Rechte jedes Einzelnen und selbst das wenige Gemeinsame an, das wir noch im Vaterlande besassen. Hieraus erfolgte der Freiheitskrieg. Wenn nun dieser nicht ganz fruchtlos bleiben soll, so muß er die Wiederbelebung der Nationalität zur Folge haben. Zwar in bürgerlicher Hinsicht können wir einmal nicht mehr nach Einem Impulse handeln, weil bei möglichster Vereinfachung der Gegensätze sich immer noch ein österreichisches Interesse gegenüber von dem preußischen behauptet. Aber in anderer und höherer Beziehung sind wir eine Nation, sobald wir eine öffentliche Meinung haben. Die Studierstuben müssen gelüftet, nutzlos aufgespeicherte Gedanken in Cirkulation gesetzt, die Wissenschaften, bisher Domänen des Gelehrtenstandes, zum Nationaleigenthum geschlagen werden. Der Kunstphilosoph mache sich unmittelbar die Ausbildung des Geschmacks, der Moralist die Veredlung der Sitten, jeder Sachverständige die Hebung des Gewerbfleisses zum Ziele. Das öffentliche Recht werde einmal ein öffentliches, indem man uns darüber aufklärt. Die Bildung bahne sich durch zweckmäßige Schulen einen Weg bis zur Menge herab; der Gedankenverkehr werde geregelt und in großen Strömen durch Deutschland fortgeleitet. Jedoch vergessen wir nicht, daß alles Neue nur dann gedeihen kann, wenn es auf sicherem Grunde beruht. Eine öffentliche Meinung soll hervorgerufen werden; aber eine solche, die es nicht verhehlt, daß sie auf deutschem Boden wurzelt und das Ergebniß unserer Anstrengungen und unserer Bildung ist. Denn sobald ihr dieses Merkmal fehlt, kommen wir als Nation um keinen Schritt weiter. Sie muß folglich an das Nationelle angeknüpft werden. Aber an welches? An das, was uns bis heute geblieben ist, vornehmlich an die von fremden Zuthaten geläuterte Ursprache und an die Geschichte unsers Volkes. Allein diese Studien führen zu tief, als daß sie, allgemein verfolgt, eine rasche Wirkung hoffen liessen. Einzelne also, die sich damit vertraut gemacht und dadurch begeistert haben, müssen Hand ans Werk legen, das Chaos entwirren, des schwankenden Urtheils sich bemächtigen, zersplitterten Kräften eine bestimmte Richtung geben, lustwandelnde Denker und Künstler zur Fahne rufen. Und wer sollte sich zu diesem Geschäfte aufgefordert fühlen, wenn nicht unsere Kritiker, unsere wahren Kritiker? Wie die Landstände den Willen, so sind sie bestimmt, das Urtheil des Volkes auszusprechen. Dieß können sie aber nicht, so lange das Volk kein Urtheil hat, oder doch nur ein unsicheres und verworrenes. So gewiß es nun ehrenvoller ist, ein selbstständiges Volk zu vertreten, als ein haltungsloses am Gängelbande zu führen, so gewiß muß es den Kritikern um die Bildung und Feststellung einer öffentlichen Meinung zu thun seyn.

Die öffentliche Meinung hat dann ihre Reise und ihren Zweck erreicht, wenn das Volk zu der feinen Sensibilität herangebildet ist, daß jeder auf einen einzelnen Punkt gerichtete Schlag von dem Ganzen mitempfunden wird, daß jede Wahrheit, jeder große, auf die gemeinsamen Interessen sich beziehende Gedanke überall im Vaterlande sein Echo findet, und, wie auf einem rein gestimmten Instrumente, nur ein Ton berührt zu werden braucht, um den verwandten Saiten den Nachklang des Akkordes abzulocken. So kann der Bürger nur dann fühlen, wenn er sich in der Nation fühlt, d. h. wenn er sich der Nationalität bewußt ist. Und weil er eben sich selbst in der Nation fühlen soll, so ist dieses Bewußtseyn nicht ohne Selbstgefühl möglich. Weil er die Vorzüge seiner Nation kennt, so ist er stolz darauf, ihr anzugehören, und um darauf stolz seyn zu können, muß ihm die Nation ein Gegenstand der Hochachtung seyn. Wo dieses Selbstgefühl gestört oder noch nicht hinreichend entwickelt seyn sollte, muß man sich vorerst darüber vereinigen, künftighin nichts, was demselben zuwiderläuft, weder aussprechen, noch ohne laute Mißbilligung anhören zu wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Das häusliche Leben der alten Egypter, nach den Gemälden in ihren Gräbern.

(Beschluß.)

Speisen und Hausrath. Hier befriedigt die Sammlung unsere Neugier in reichem Maaß. Da sieht man Geräthe aller Art, Sophas, Betten, Schränke, Stühle, Krüge, goldene und silberne Gefäße von seltsamer Form, aber trefflichem Styl u. s. w. Männer und Frauen am Putztisch lassen sich auf der Harfe vorspielen und von Zwergen oder Narren unterhalten. Auch die Küche ist nicht vergessen; der Koch bereitet Fleisch zu, dem er mannigfache Formen gibt, um zugleich Auge und Gaumen zu ergötzen; das Dessert besteht aus Früchten und Leckereien; hier schält man Zwiebeln; dort knetet man Brodteig mit den Füßen; dort werden Gänse gemästet, gerupft, gesotten oder gebraten; ein Fleischer zerlegt einen Ochsen; Weiber, mit Eßwaaren beladen, kommen auf den Gemüsemarkt, und der Hausmeister schreibt auf, was er ausgibt, um dem Herrn Rechnung ablegen zu können. Auf zwei Abbildungen sieht man zwei Sänften verschiedener Art; die eine, sehr reich verzierte, wird auf den Schultern getragen, die andere, ohne Räder, auf einer Art von Schlittengestell gezogen.

Spiele. Es kommen welche vor, deren Sinn und Zweck nicht abzusehen ist; auf einem Gemälde sieht man aber ganz deutlich zwei Spieler Schach oder Damen spielen;

die Steine gleichen den arabischen Schachbauern. Auf einem andern werfen mehrere Personen eine Pike oder einen spitzen Pfahl nach einem Ziel. Wohl schwerlich wäre es einem eingefallen, daß man in den egyptischen Gräbern ein Spiel finden würde, das man heutzutage nur noch in den Schenken Italiens antrift und von dem die heutigen Egypter nichts mehr wissen, nämlich das Morraspiel; es kommen wirklich zwei Personen vor, welche die Finger gegen einander ausstrecken; der egyptische Name des Spiels, der beigeschrieben ist, bedeutet errathen. Auf der Wand einer Grotte zu Beni-Hassan, die sehr reich an Scenen aus dem häuslichen Leben ist, sieht man Athleten in den verschiedensten Stellungen, deren Zahl sich auf zweihundert beläuft. Um die Bewegungen und die verschlungenen Glieder der Ringenden mehr herauszuheben, hat der Maler beständig den einen weiß, den andern schwarz gemacht.

Gesang, Musik und Tanz. Unmöglich können wir uns einen hohen Begriff vom Gesang der alten Egypter machen, wenn er dem heutigen auch nur einigermaßen glich, und dem Händeklatschen nach, womit Zuschauer und Musiker zugleich den Gesang begleiten, scheint er nicht viel anders gewesen zu seyn. Es kommen indessen auf den altegyptischen Gemälden Harfen von äußerst zierlicher Form vor, Leiern, die wohl später den Griechen als Vorbild zu ihren Leiern dienten, Doppelflöten, Cymbeln, gerade und Querflöten, Trompeten und eine Mandoline mit sehr langem Hals, wie es jezt noch welche gibt.

Der Tanz war von jeher bei allen Völkern Aeußerung der Freude, und meistens nehmen beide Geschlechter gemeinschaftlich Antheil daran. Bei den alten Egyptern aber tanzen die Männer unter sich und ebenso die Weiber; Tänze, wobei die Geschlechter gemischt wären, kommen gar nicht vor. Es scheint übrigens, daß die Weiber zu gleicher Zeit tanzten und sangen, wie die heutigen Tänzerinnen, welche man Almé nennt, nur daß jene sich besser halten; ja ihre Stellungen sind oft so leicht und zierlich, als man sie im Vatikan nur sehen kann. Andere führen groteske Tänze auf und machen Kunststücke; sie schlagen nach hinten über und bilden auf Händen und Füßen einen Bogen.

Schiffahrt. In der Sammlung befinden sich mehrere Barken von verschiedener Größe, mit sehr reichen, in vortrefflichem Geschmack gearbeiteten Verzierungen. Die Segel sind viereckig; die Barken sind theils mit Ruderern besezt, theils nicht. Die Reiseschiffe waren anders als die Lastschiffe und hatten ein oder zwei Zimmer, ähnlich den heutigen Cangie und Dahabie. Die altegyptischen Schiffe sind äußerst sorgfältig verziert; die Segel z. B. sind durchaus in zwei und mehrfarbige Felder getheilt, ringsum läuft ein breiter Saum mit Malereien; am Steuer sieht man geschnizte Figuren; die Wände der Kajüte sind durchbrochen; ein sehr schöner, thronartiger Sitz aus eingelegter Arbeit war für den Schiffsherrn bestimmt, wenn er der freien Luft genießen wollte.

Jagd. Es ist nur ein einziges Gemälde vorhanden, das eine Krokodiljagd vorstellt, und noch dazu ist es sehr mangelhaft. Aber Hasen-, Gazellen-, Antilopenjagden, ja Jagden auf wilde Thiere in der Wüste kommen häufig vor. Den Vogelfang sieht man ganz deutlich abgebildet; die Garne sind voll Enten, Gänsen und andern großen Vögeln. Man sieht auch Vögel mit der Schlinge fangen; wirklich höchst interessant ist es, zu sehen, wie die alten Egypter diese sinnreiche Jagd ganz so wie wir trieben; Schleife, Schnur, Alles ist wie bei uns. Wie alt sind doch manche Ergözlichkeiten, die wir für gar neue Erfindungen halten!

Naturgeschichte. Die Sammlung zerfällt in so viele Abschnitte, als die Naturgeschichte Hauptklassen hat. Am wichtigsten ist der zoologische Theil wegen der treffenden Wahrheit und feinen Ausführung der Zeichnungen. Es kommen Vögel vor, wie man sie gegenwärtig nicht besser und schöner malen könnte; manche Fische und vierfüßige Thiere sind wahre Porträts. Doch sieht man auch fabelhafte Thiere, unter andern ein vierfüßiges Thier mit Flügeln, und solche, deren Art ausgestorben seyn muß; manche sind grob gezeichnet und gemalt, z. B. die Giraffe.

In einem zweiten Artikel sprechen wir von der Ausbeute für Geschichte und Mythologie, welche die wissenschaftliche Expedition nach Egypten zu geben verspricht.

Sonnette.

An einen jungen Künstler.

1.

Wen nie der goldne Strahl von dort getroffen,
Der lebt dahin mit glücklichem Genügen;
Vom Spiel der Stunden läßt er sich betrügen,
Und trägt ein blindes, unverlornes Hoffen.

Doch wer nur einmal sah den Himmel offen,
Wo sich die ewig schönen Kinder wiegen,
Der lernt so schwer hinieden sich begnügen;
Er sucht den Aufgang, ihm enteilt das Hoffen.

O Lust, des Himmels Glorienspiel erblicken!
Doch wiederfinden sich in einer herben,
Verwirrten Welt, und mit erblaßtem Herzen

Durch ein entfremdet Leben sich zu drücken,
Wohl, Freund, ist das ein unaufhörlich Sterben,
Wohl ist es einer von den Todesschmerzen!

2.

Ich aber sah in Deinem Auge Thränen,
Der wachen Sehnsucht stillverklärte Zeugen;
Und meine Lippen, längst gewöhnt an Schweigen,
Weckt Deines Auges Sprache sanft zu Tönen.

Denn ich verstand dies unvergeßne Sehnen;
Was Du betrauerst, das ist noch Dein eigen;
Die Tropfen, die Dir hell zum Auge steigen,
Sind aus dem unversiegten Quell des Schönen.

Des Künstlers Thränen sind wie Maienregen,
Des Künstlers Sehnen ist gleich Morgenlüften,
Und einer Frühlingssonne gleicht sein Glühen:

Tief im Verborgnen keimt ein reicher Segen,
Das heiligste der Wunder steigt aus Grüften,
Und alle Herzen seh'n entzückt es blühen!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende August.

(Fortsetzung.)

Revolutionäre Theaterstücke.

Sobald die Revolution zu Ende ging, das heißt, in der nächstfolgenden Woche, begannen auch die Schauspiele wieder, und nun kam natürlich Wilhelm Tell an die Tagesordnung. Die Pariser Tells, die man zu hunderten zählte und welche den Nachkommen der Schweizer Tells während der lezten Revolution übel mitgespielt haben durch Erschlagen und Vertreiben, fanden die in dem Pichaldschen Trauerspiele ausgedrückten Empfindungen den ihrigen ganz entsprechend und äußerten einstimmig ihren Beifall. Bei der ersten Vorstellung hatten manche Verse ganz ausbleiben müssen; hernach aber ward das Stück ohne Verstümmelung gegeben, wie es der Verfasser geschrieben hatte. Solch ein Wilh. Tell mit dem Marseiller Marsch hinterdrein, den das ganze Publikum einstimmig absingt, und zuweilen auch noch mit einem andern Chant patriotique, erbebt das Gemüth der Zuschauer und bestärkt sie in ihrem patriotischen Entzücken. Einige Zeit vor der Revolution hatte man ein Vaudeville auf die Bühne gebracht unter dem Titel: Les Brioches à la mode; eine Art von witziger Uebersicht einiger Thorheiten und Tagesbegebenheiten, welche damals in Paris Aufsehen erregten, z. B. der vielen Spekulationen auf Aktien. In diesem Vaudeville kam folgendes witzige Wortspiel über das Wort Action vor, welches Handlung und auch Aktie bedeutet:

La mode qui fait des miracles
Veut que l'on mette maintenant
En actions jeux et spectacles,
Journal, banque, dessèchement.
On y met dans la capitale
Le gaz, les voitures, les ponts;
Et je ne vois que la morale
Qu'on ne met pas en action.

Seit der lezten Revolution hat man folgendes Endlied zu diesem Vaudeville hinzugesezt:

Un ministère qui fut sans éclat,
Mais non sans reproche,
Voulait chez nous faire un coup d'état,
Il n'a fait qu'une brioche.

Bekanntlich gebraucht man im Französischen das Wort brioche scherzweise, so wie im Deutschen das Wort Bock. Natürlich hat das Théâtre de Madame, das jezt wieder Gymnase dramatique heißt, sogleich Scribe's beliebtes Vaudeville: „Vor, während und hernach," das eine geistreiche Vergleichung der vor- und nach-revolutionären Zeit enthält, wieder hervorgezogen, da es ganz auf die jetzigen Zeitumstände paßt. Damit hat man sich aber nicht begnügt, sondern sogleich schon im August die tragischen Begebenheiten der lezten Tage des Juli für die Vaudevillebühne dramatisirt. Das Stück heißt: „Der 27., der 28. und der 29. Juli." Wie Alles jezt darauf abzielt, das Volk in seinen patriotischen Gesinnungen zu bestärken, sieht man aus diesem übrigens mittelmäßigen Stücke. Ein Faßbinder und ein Militärzögling der polytechnischen Schule kommen darin zusammen und wollen die Rechte des Volks mit verfechten helfen. Der Faßbinder sagt zu dem jungen Krieger: „Ihr seyd der unterrichtete Theil der Nation; ihr führt die Waffen mit Kunst; ich stelle das Volk vor; nun so laßt uns die Hände ineinander schlagen und uns nie trennen: ça ira toujours bien!" Das war es eben, was dem Volke in der lezten Revolution den Sieg erleichterte; die Linientruppen stimmten mehr mit dem Volke, als mit der königl. Garde überein; das Volk und die Linientruppen schüttelten einander die Hand, und nun blieb nur noch die vereinzelte königl. Garde zu bekämpfen übrig. In jenem dramatischen Stücke haben die Verfasser auch einen Engländer eingeführt, welcher bei den blutigen Gefechten in den Straßen von Paris zufälligerweise mit ins Gedränge geräth, und in einem Liede auf die unglückliche und unbändige Neigung Karls X. zur Jagd anspielt:

Je n'aime pas ces chasseurs;
Verser le sang avec indifférence.
Voyez où cela vous conduit!
C'est par le gibier qu'on commence,
C'est par le peuple qu'on finit.

In den Mund eines Engländers hätte diese scharfe Aeußerung nicht gelegt werden sollen, denn die Engländer sind leidenschaftliche Jäger. Dann kann man auch Karl X. nicht beschuldigen, daß ihn die Jagd grausam gemacht habe. Allein mehr gleichgültig hatte sie ihn gemacht gegen alle ernsthafte Arbeit; er verwendete auf das beständige Jagen eine kostbare Zeit, welche seinem Vaterlande und seinem Volke gehörte, und während er dreißig Rebhühner in einem Tage schoß, oder einigen Dutzend mühsam zusammengebrachter Hasen den Garaus machte, trieben seine Minister und seine geistlichen Herrn ungestört ihren Unfug, und wenn dann der König müde und zerstreut nach Hause zurückkam, war an kein Arbeiten zu denken; er unterschrieb, und weil die besoldeten Tagblätter seiner Regierung schmeichelten und von dem Glücke der französischen Nation sprachen, glaubte er wohl im Ernste, es bleibe dem Volke nichts zu wünschen übrig, weil er von Zeit zu Zeit Gnadenbezeugungen ertheilte und den Armen reichliche Almosen zukommen ließ. So war er unvermerkt ein Werkzeug der berüchtigten Kongregation geworden; Geistliche und Emigrirte bedienten sich seiner, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, und wer sich ihren Umtrieben widersezte, wurde als ein Aufrührer verschrien.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 230.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 25. September 1830.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Dürstenden
In der Wüste.

Goethe.

Der Unzufriedene.

Finster war ich, trüb und stumm,
Die Welt lag blühend um mich herum,
Die Sonne mit heiterem Frühlingsstrahl
Vergoldete Berg und Wiese und Thal:
Ich aber sah in mich selbst hinein
Und fühlte nur Qual und dachte nur Pein.
Das Herz zerrissen, das Leben zerstört,
Die Hoffnung in Todeswunsch verkehrt,
So saß ich, das Haupt in die Hand gesenkt,
Tiefsinnerst von Welt und Menschen gekränkt.

O Leben mit deiner gleißenden Pracht,
Wie hast du mein Hoffen und Sehnen verlacht,
Vernichtet, was ich still genährt,
Und was mir heilig war, zerstört!
Du warfst den lodernden Feuerbrand
In mein friedlich Dach mit grausamer Hand,
Du gossest Gift mir in Ader und Mark,
Du machtest mich nur zum Verderben stark;
Du pflanztest mir in die Seele die Saat
Der Sehnsucht nach unendlicher That,
Lenktest den tausendfältig bewegten Blick
Auf Liebe und Ruhm und Freude und Glück.
Trugbilder nur haschte mein Wahn;
O Leben, o Welt, ich klage dich an:
Nun du dich an meinem Irrthum satt geschwelgt,
Nun steh' ich in der blühenden Schöpfung verwelkt,
Verwelkt, verlassen, vernichtet durch Pein,
Und unter tausend Menschen — allein!

Allein? so fragtest du mit bitterem Hohn,
Du des lauschenden Felsens äffender Ton?
Allein, ja allein! —
Und doch, nein!
Sieh, Welt, ich habe dir Unrecht gethan,
Es lebt noch Einer; ein guter alter Mann,
Sein Auge ist blau, die Locke ist weiß,
Und die Thräne, die er um mich weint, ist heiß.
Oft saß ich auf seinem Schooß als Kind,
Er hielt mich so gut und sprach so lind,
Und wenn mein Kopf aufwärtsgelehnt
Nach seinem milden Blicke sich gesehnt,
Da küßt' er mich oft mit so innigem Kuß,
Daß ich ewig seiner gedenken muß.
Ja, den alten Mann, dem Himmel sey Dank,
Den hab' ich noch und den behalt' ich noch lang!
Aber er leidet seit Jahren schon,
Er weint um den fernen, unglücklichen Sohn,
Er weint, den ich liebe, Er!
Und außer ihm hab' ich Niemand mehr!

Niemand mehr?! — und doch, halt!
Was wandelt dort unten für eine Gestalt?
Jugendlich, kräftig, entschlossen und fest,
Ein braves Herz, das nie von mir läßt,
Ein Herz, das mit mir lacht und mit mir weint,

Ein anderes Ich, mein Troſt, mein Freund.
Den hab' ich dir noch abgetrozt, o Welt,
Der mich mit treuem Arm umſchlungen hält,
Dieß Herz, worein ich gelegt mein Sinnen und Thun,
Um von den Stürmen des Irrthums auszuruhn,
Dieß Herz, ich ſag' es mit Stolz, iſt mein,
Doch außer ihm — bin ich in der Welt allein!

Allein? Ganz allein? und Niemand mehr mir lieb? —
Lieb? — O mein Gott, vergieb! vergieb!
Ich bin ein Frevler, ein Läſt'rer, o mehr noch als das!
Ich dachte des Höchſten nicht, das ich beſaß.
Lieb! und ich dachte nicht an Sie? — An Sie,
Die meiner Seele das Leben verlieh,
An Sie, die mein Denken, mein Thun, mein Tag, mein Licht,
An Sie, der mein Leben zum Kranze ſich flicht;
Sie, die der Liebe blühenden Wunderbaum
Gepflanzt in meines Herzens ſonnigen Raum,
Sie, die in des Lebens Drang und Krieg,
Die Waffe des Liedes mir zeigte zum Sieg:
Geliebte, kannſt du es je verzeih'n,
Daß ich mir im Leben erſchienen allein?
Allein! — und ich habe Dich, und Vater, und Freund,
Und einen Frühling, der mir entgegenſcheint,
Und eine Welt voll Blüthen und Sonnenglanz,
Und ein Herz, dieß alles aufzufaſſen ganz;
Ein Meer von Hoffnungen, worauf meiner Wünſche Kahn
Wohl einſt noch findet die richtige Bahn,
Eine Bruſt, die freudig ein Morgenroth
Von jungen Geſängen der Welt entbot, —
Dieß alles Liebe und Gute iſt mein,
Und mehr noch kann künftig gewonnen ſeyn!

So dacht' ich, —
Und freundlich von ſeiner Himmelsbahn
Sah mich der roſige Frühlingsabend an;
Heim ging ich, —
Und daß ich nicht bliebe allein
Kam bald der liebe Mond zu mir herein;
Und ſpäter ſchrieb ich den ganzen Gedankenverlauf
Zu Nutz und Frommen manches Klagenden auf.

Manfred.

Patriotiſche Bemerkungen.

(Beſchluß.)

Wir können uns einmal nicht ſchlimmer mitſpielen, als wenn wir gerade jezt den Kopf verlieren und an uns ſelbſt verzweifeln. Was uns äußerlich zuſammenhält, iſt ein lockeres Band. Dieß braucht man nicht zu beweiſen, ein Blick auf die Karte genügt zur Ueberzeugung. Darüber wollen wir auch weder klagen, noch ſpotten; denn das Eine wäre zwecklos, das Andere gegen die Natur. Die Folgen zweier Jahrhunderte können eben ſo wenig zurückgenommen als ins Lächerliche gezogen werden. Aber der gegenwärtige Augenblick gehört uns, und den wollen wir gemeinnützig anwenden. Wir haben einen falſchen Begriff von Nationalität, wenn wir ſie blos an politiſches Zuſammenwirken geknüpft glauben. Andere Völker zwar ſind in Verfall gerathen, ſobald ſie aufgehört hatten, einen geſchloſſenen Staatskörper zu bilden. Um ſo ruhmvoller, wenn wir das erſte Beiſpiel vom Gegentheile geben. Und ich glaube, wir dürfen dieß hoffen, denn unſer Volk hat bisher ſeine ſittliche Kraft und, trotz aller Nachahmung, ſeine Eigenthümlichkeit bewahrt. Was läßt ſich erwarten, wenn Schätze von Wiſſenſchaft, wie ſie nur in Deutſchland angehäuft liegen, ein Gemeingut des Volkes werden? wenn alle die ſchöpferiſchen Geiſter, die ſich bisher in ihrer Einſamkeit gefielen, auf den Ruf der Kritik die Sache des Vaterlands ergreifen? wenn deutſche Erfindungskraft und deutſcher Tiefſinn, ſchon damals bewundert, als ſie noch einer Gelehrtenkaſte fröhnten, endlich vermocht werden, in die Dienſte der Nation zu treten und an ihrem Triumphe zu arbeiten? wenn unſere irrenden Blicke, die bisher bald träumeriſch auf Italien, bald bewundernd auf Frankreich, bald neidiſch auf England, bald furchtſam auf Rußland verweilten, nach innen gekehrt werden, um dort über vergeſſene Reichthümer zu erſtaunen? wenn alle die kleinlichen Eiferſüchteleien zwiſchen Provinz und Provinz in einen großartigen Wettſtreit auf der Bahn des Jahrhunderts umſchlagen? Welch ein Schauſpiel, dreißig Millionen, deren bürgerlichen Verhältniſſe ſo verſchiedenartig abgeſtuft ſind, im Pantheon der Wiſſenſchaften und Künſte ſich begegnen und als Ein Volk begrüßen zu ſehen! Wahrlich ein ſchönerer Anblick, als der des franzöſiſchen Hofes unter Ludwig XIV., der das Licht um ſo begieriger an ſich ſog, je mehr er ſelbſt der Finſterniß angehörte; eine Erſcheinung von mehr Farbe und Abwechslung als da, wo das gebieteriſche Beiſpiel der Hauptſtadt eben ſo ſehr bindet, als mit ſich fortreißt; ein Leben, das die Bürgſchaft ſeiner Fortdauer in ſich ſelbſt trüge. Denn dieſe Schichten heterogener Volksſtämme, die durch Deutſchland her gelagert ſind, bedürfen nur eines Leiters, um nach jeder Richtung hin Feuer auszuſtrömen. Allein zweifeln dürfen wir nicht, daß dieß alles geſchehen könne. Viele Dinge ſind erſt dann möglich, wenn ihre Möglichkeit geglaubt wird. Mit jedem Zweifel tritt die geſchilderte Zukunft weiter zurück; man braucht ſie nur als Chimäre anzuſehen, ſo iſt ſie auch nur eine Chimäre. Aber ſie hat begonnen, ſobald wir alle überzeugt ſind, daß ſie beginnen werde. Wir brauchen keine Veränderung am politiſchen Himmel zu fürchten, weil unſere Sache nicht von Ereigniſſen abhängig iſt, ſondern von Entſchlüſſen. Wir dürfen keine günſtigen Vorfälle abwarten; im Gegentheile haben wir eben darin gefehlt, daß wir einen

Impuls von außen erwarteten, den wir nur uns ſelbſt geben können. Oder entmuthigt uns das frühere Schickſal der Nation? Jedoch davon iſt ja die Rede, daß ſeine lähmende Nachwirkung aufgehoben werden müſſe. Wir haben nicht nur eine düſtere, wir haben auch eine große Vergangenheit, und jene hätte nicht ſo verderblich gewirkt, wenn wir dieſe nie vergeſſen hätten. Nicht ohne Grund haben die Stürme der Völkerwanderung unſern Urſtamm durch Europa fortgetragen. Es war ein deutſches Element, wodurch das erſchöpfte Saatfeld der Geſchichte auf's Neue befruchtet werden ſollte. Von Deutſchland iſt der erſte Funke ausgegangen, als mit dem Schluſſe des Mittelalters die Entwicklung der Intelligenz begann. Ein Volk, das zwei Mal dem ſtockenden Strom der Geſchichte Bahn gebrochen hat, und einmal kühn genug war, die Herrſchaft der Welt anzuſprechen, wird hoffentlich ſich ſelbſt für eine Idee begeiſtern können, die nichts erfordert, als jene gereifte Geiſtesbildung, wodurch der Deutſche ſich auszeichnet. Und daß ich die erſte Veranlaſſung dazu von der Kritik erwarte? Ich thue dieß wegen ihrer jetzt ſo hohen Bedeutung. Nachdem jede einzelne Wiſſenſchaft durch außerordentliche Entdeckungen bereichert worden iſt, gibt es in der Welt keine ſchwerere Aufgabe, als das Ganze mit Einem Blicke zu überſehen. Um ſo weniger werden ſich Leute auf jenen Gipfel wagen, die vor dem Schwindel nicht ſicher ſind, und um ſo einflußreicher kann ein Mann wie Menzel von dort aus wirken. Aber unſer Glaube an die Nation und an das Vaterland könnte uns dennoch täuſchen? — Wohlan, ſo ſey er unſere Grabſchrift: „Sie waren größer als ihr Schickſal. Sie haben den Untergang des Vaterlandes nicht begriffen, weil ſie nicht „aufgehört hatten, eines Vaterlandes würdig zu ſeyn.“

Ueber die Irrwiſche.

Zu den Naturerſcheinungen, welche man in Amerika ungleich häufiger beobachtet als in Europa, gehören namentlich diejenigen, welche Folgen der größern Feuchtigkeit der neuen Welt ſind, und beſonders in den ungeheuren Moräſten, wo organiſche Stoffe in allen Graden von Zerſetzung zuſammengehäuft ſind, ſich entwickeln. Die, wenigſtens am meiſten in die Augen fallende Erſcheinung der Art ſind die Irrwiſche, welche in dem ungeheuren Becken des Amazonenſtroms und am Orenoko in ganzen Rudeln tanzen; aber ſelbſt manche Gegenden der Vereinigten Staaten, die doch ſeit mehr als hundert Jahren bebaut und ziemlich ſtark bevölkert ſind, ſcheinen noch nicht hinlänglich ausgetrocknet. So ſieht man im Flußthale des Connecticut noch jetzt Irrwiſche genug, und wir wollen hören, was ein Bürger des Staates Connecticut von dieſen flüchtigen Weſen erzählt.

„Meine Wohnung war ſehr günſtig gelegen, um die Flatterlichter zu beobachten, welche man bei uns will o' the wisp und jak a latern nennt. Meines Vaters Haus beherrſcht von einem Hügel herab einen weiten Wieſenſtrich am Flußufer; dieſe Wieſen ſind im Frühjahr zum Theil überſchwemmt, und hier konnte ich die Irrwiſche in allen ihren Formen, ihre Evolutionen, Sprünge und Tänze nach Muße beobachten. Ein Bekannter ging einmal ſpät von mir weg und die Nacht überfiel ihn an einem Sumpf, durch den die Straße lief. Auf einmal ſah er ein Licht am Rand des Wegs; er meinte, es ſey Jemand mit einer Laterne, und verdoppelte ſeine Schritte, um einen Geſellſchafter zu bekommen; bald hatte er das Licht erreicht, denn es war unbeweglich und weit näher, als er geglaubt hatte. Er blieb ſtehen, um die Erſcheinung zu beobachten; da ſah er, daß die Flamme brennendes Gas war, das aus einem kleinen Loch im zähen Schlamm hervorſtrömte; zuweilen hörte man ein Pfeifen oder Ziſchen, und dann wurde die Flamme einen Augenblick größer; ſie nahm dann wieder ab, erloſch, entzündete ſich wieder, ohne von der Stelle zu rücken.

Die Irrwiſche ſind faſt immer unbeweglich, wie der eben beſchriebene; der Volksglaube ſchreibt ihnen aber bekanntlich die ſeltſame Tücke zu, vor dem, der ſie verfolgt, zu fliehen, und den, der ihnen davonläuft, zu verfolgen; dieſe Bewegungen ſind indeſſen meiſtens optiſche Täuſchung. Weiß der Beobachter nicht, daß die Flamme bald größer, bald kleiner, bald heller, bald ſchwächer wird, ſo meint er, wenn ſie wächſt, ſie komme näher, im umgekehrten Fall, ſie entferne ſich; erliſcht das Licht, ſo hat es ſich hinter etwas verſteckt, entzündet es ſich wieder, ſo kommt es dahinter hervor. Selbſt wenn man vollkommen von der Sache unterrichtet iſt, fällt es oft ſchwer, ſich dieſer Täuſchung ganz zu entſchlagen. Man glaubt allgemein, die Irrlichter laſſen ſich nicht fangen; ſo ſteht es ſogar in der Edimburger Encyklopädie, und doch iſt es nicht wahr. Dies bewies vor Kurzem ein Nachbar von mir. „Ich habe einen, rief er, da iſt er in meinem Hute!“ Und wahrhaftig, in ſeinem Hute war ein heller Schein; eine kleine Flamme, die aus einem ganz kleinen Stücke gallertartiger Materie kam, brannte ein Paar Minuten und erloſch dann.

Trotz ihrer Harmloſigkeit, möchte es nicht leicht ſeyn, die Irrlichter ganz von dem Verdachte zu reinigen, daß ſie eine beſondere Tücke auf Leute haben, die, nach etwas allzu reichlich Gott Bacchus dargebrachten Opfern, bei Nacht unterwegs ſind. Ein reicher Pflanzer hatte bei einem Nachbar, der ſeinen Branntwein nicht ſparte, zu Nacht gegeſſen und ging nach ſeinem Hauſe, das nur eine Viertelmeile entfernt lag, zurück. Die Nacht war finſter; er verirrte ſich bald und nahm die Richtung gegen einen Moraſt. Da ſah er auf einmal ein Licht; er

meinte nicht anders, als es sey die Lampe in seiner Schlafkammer, und ging rüstig darauf zu; aber nicht lange, so stak er im Morast und konnte keinen Fuß mehr rühren. Mit Tages Anbruch suchten ihn seine Leute und zogen ihn heraus. Der Mann könnte dadurch gewitzigt seyn, daß er keinem Licht mehr traut, oder wenigstens sich nicht auf den Weg macht, wenn er bei seinem Nachbar zu Nacht gegessen hat."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende August.

(Fortsetzung.)

Sieg des persönlichen Verdiensts. Italienisches Schauspiel.

In demselben Vaudeville regnet es Epigramme auf die Jesuiten, auf die königlichen Anwälde, welche in der lezten Zeit der Bourbonschen Regierung auf eine übertriebene und zuweilen auf eine abgeschmackte Art die sogenannten Preßfrevel verfolgten, die jezt den Schriftstellern, welche sie begangen haben, zum Verdienst angerechnet werden. Fontan, den sie zu einer fünfjährigen Gefangenschaft zu Poissy hatten verurtheilen lassen, wie ich vor zwei Monaten berichtete, ist nun wieder auf freien Füßen; seine Theaterstücke, welche damals von der Bühne entfernt worden waren, sollen nun einstudirt werden, und der Dichter wird vielleicht eine glänzende Rolle spielen, indeß diejenigen, die ihn ins Zuchthaus hatten setzen lassen, jezt selbst im Kerker sitzen; der Dichter Beranger, den die Bourbonschen Minister gleichsam geächtet hatten, ist mit Ehren aus seiner Verborgenheit hervorgezogen und Mitglied einer Regierungskommission geworden; wahrscheinlich würde es nur von ihm abhängen, noch etwas mehr zu werden; denn wer Verdienst hat und von der öffentlichen Meinung ausgezeichnet wird, kann jezt beinahe zu Allem gelangen. Es gelten keine Vorrechte mehr; persönliches Verdienst empfiehlt die Menschen jezt in Frankreich; zwar werden nach wie vor Aemter und Ehrenstellen erschlichen; aber im Allgemeinen ist kein Zeitpunkt günstiger gewesen als der jezige, um verdienstvolle Männer, aus welchem Stande sie auch seyn mögen, hervorzuheben und an den ihnen gebührenden Posten zu stellen. Den Vortheil haben die Staatsumwälzungen, daß sie manchen schätzenswerthen Mann, der sonst immer in seiner beschränkten Sphäre geblieben seyn würde, manch verborgenes Talent ins helle Licht setzen und Bürgertugenden aufdecken, die in ruhigen Zeiten kaum würden Gelegenheit gehabt haben, sich auszuzeichnen.

Ueber der Staatsumwälzung ist die italienische Schauspielertruppe vergessen worden, welche in Paris ruhig ihre Darstellungen gab, als das politische Ungewitter losbrach und vor der Hand alle Schauspiele in Stillstand versezte. Diese Truppe wollte den Parisern einen Begriff von der Art geben, wie in Italien Trauer- und Lustspiel behandelt wird. Bisher hat man beständig in Paris eine italienische Oper gehabt, und man weiß jezt sehr gut, wie die Italiener singen; wie sie aber spielen und deklamiren, das war uns hier nicht sehr bekannt; daher denn das Auftreten einer Truppe unter der Leitung eines gewissen Hrn. Paladini eine neue und erfreuliche Erscheinung für die Liebhaber der dramatischen Kunst in Paris war. Allein Hr. Paladini und seine Gehülfen hatten keinen Ruf als große Schauspieler; ihr Name übte keinen Zauber über die Pariser Neugierde aus, und auch das italienische Schauspiel ist nicht berühmt genug, um bei den Ausländern, besonders bei den Parisern, welche auf ihr eigenes Theater so viel halten, eine lebhafte Theilnahme zu erregen. Alfieri und Goldoni waren fast die einzigen Namen, womit die Italiener hier etwas wirken konnten. Sie begannen mit Alfieri's Rosamunde; aber dies von vier Personen gespielte Trauerspiel gefiel wenig. Wie können vier Personen die langen fünf Aufzüge hindurch handeln und sprechen, ohne die Zuschauer zu ermüden oder ihnen Langeweile zu machen? Alfieri hatte doch ein sonderbares System bei seinen tragischen Dichtungen. Für die Franzosen taugt diese nackte und einförmige Darstellungsart nun vollends nichts.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 224:

Wald.

Räthsel.

Auf Erden geboren,
Dem Schwimmen so hold,
Gesucht von den Menschen
Wie köstliches Gold.

Ins Wasser geworfen,
Gleich find' ich die Bahn;
Viel Trinken macht Sinken,
Mich greift es nicht an.

Ich schwämme zum Meere,
Zum offnen, hinaus;
Doch holt aus den Flüssen
Man meist mich heraus.

Einst trug mich das Wasser,
Nun trag' ich es auch;
Wein füllt mir bisweilen
Den künstlichen Bauch.

Bald darf ich ins Meer selbst
In neuer Gestalt,
Bald werd' ich auf Erden
Gar dürr und gar alt;

Je dürrer, je besser
Von Menschen geehrt,
Und pfeifen und trommeln
Und flöten gelehrt;

Verfeinert, verkleidet,
Verziert und geschminkt,
Bis endlich mein Körper
Zu Staube versinkt.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 231.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. September 1830.

Ueber die ersten wesentlichen Revolutionen der Erde wünschte ich, daß ich eine Theorie erlebte. — Gewiß ist Buffon nur der Descartes dieser Art, den bald ein Keppler und Newton durch rein zusammenstimmende Thatsachen übertreffen und widerlegen möge.

Herder.

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

Erster Artikel.

Jedermann hat schon von den Umwälzungen sprechen hören, welche die Oberfläche der Erde erlitten hat, bevor sie ihre jetzige Gestalt annahm; der Glaube an diese Revolutionen ist ein Artikel im wissenschaftlichen Glaubensbekenntnisse jedes auch nur halb Gebildeten, obgleich keiner selbst dabei war; wir wissen, daß es eine Zeit gab, wo die Krokodille, eine andere wo die Mammuths die Herrn der Erde waren, ehe der Mensch zu dieser Würde kam, wie wir wissen, was einmal der Römer war und was er jezt nicht mehr ist. Vorzüglich Cuvier hat jene behaarten Elephanten der Vorwelt, jene Paläotherien und gigantischen Eidechsen ganz populär gemacht, und alle Welt weiß jezt, daß mehrere Generationen von Pflanzen und Thieren, die sowohl unter sich als von den jetzigen verschieden waren, nach einander auf dem Erdboden gelebt haben und untergegangen sind. Ja man weiß, daß gerade die Ueberreste jener untergegangenen organischen Körper, die sich in Menge in den Ablagerungen der alten Flüsse und Meere finden, die vornehmsten Charaktere der übereinandergelagerten Steinschichten bilden, aus denen die Erdrinde besteht. Diese Ueberreste sind gleichsam natürliche Medaillen, die den Schichten, in denen sie eingeschlossen sind, einen bestimmten historischen Charakter ertheilen.

Durch dieses und durch andere dem menschlichen Geiste zu Gebote stehende Mittel, hat es die Forschung dahin gebracht, daß die Ordnung, in welcher die Schichten, aus denen unsere dünne Erdrinde besteht, immer und überall auf einander folgen, ziemlich unzweifelhaft festgesezt ist, und die Resultate davon bereits populär und zum Theil wirklich praktisch geworden sind. Denken wir uns also einen ein Paar tausend Fuß tiefen Schacht, an dessen Wänden die Scale der unzähligen übereinandergelagerten Schichten sichtbar wäre, und wo Demarkations-Linien die verschiedenen Umwälzungen der Erdoberfläche bezeichneten, wie auf einer historischen Tabelle die Revolutionen bezeichnet sind, welche auf demselben Boden Völker und Dynastien gestürzt und geschaffen haben.

Erst nachdem der grabende, bohrende, nach Kohlen, Salz, Metall suchende, deducirende und kombinirende Mensch die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß man immer und überall unter den sichtbar aus Wasser niedergeschlagenen, aufgeflözten Gebirgsmassen, mochten sie noch so mächtig aufgelagert seyn, endlich auf ein, vorzüglich granitisches, sichtbar aus Schmelzung erstarrtes Urgestein stoße, erst dann hatte er eine Basis gewonnen, auf der er ein Gebäude der Geologie aufführen konnte, erst dann konnte er vernünftigerweise auch die Frage aufwerfen, wie die Berge entstanden seyen?

Diese Frage ist nun auf die verschiedenste und widersprechendste Weise beantwortet worden; aber eine der sinnreichsten und wichtigsten Hypothesen ist diejenige, welche annimmt, daß der Kern aller Höhenzüge, welche das Basrelief unserer gegenwärtigen Erdoberfläche bilden, das

Urgebirg, in geschmolzenem oder halbgeschmolzenem Zustande durch Kräfte, welche im Innern des Erdballs walteten, aus seinem Schooße emporgehoben worden sey. Diese Ansicht wurde schon früher hin und wieder geäußert, aber erst von Leopold von Buch ausgebildet und wissenschaftlich begründet.

Setzen wir nun eine Reihe von gewaltsamen Revolutionen auf der Erde, ein Faktum, das keinem Zweifel unterliegen kann, und die Bildung der Bergketten durch Emporsteigen aus dem Schooße des Erdballs, eine wenigstens sehr scheinbare Hypothese, als zwei große Thatsachen voraus, so fragt man sich natürlich, ob sie wohl von einander unabhängig waren; ob wohl Bergketten sich erheben konnten, ohne eine völlige Umwälzung auf der Erdoberfläche hervorzubringen; ob nicht vielleicht gar die furchtbaren Erschütterungen, welche mit dem Aufsteigen so gewaltiger, so hoch aufgethürmter Massen, wie die Gebirgszüge, verbunden seyn mußten, eins sind mit den sogenannten Erdrevolutionen, deren Spuren sich uns in den Schichten der Flötzgebirge, namentlich in den Ueberresten untergegangener Thiergeschlechter vor die Sinnen stellen; ob nicht die deutlichen Abschnitte, die wir in der Folgereihe der Gebirgsarten beobachten, wo es ist, als ob die Bildung des Flötzgebirgs gleichsam jedes Mal wieder von Neuem angefangen hätte, nichts mehr und nichts weniger sind, als Folgen der Veränderungen, welche mit den Grenzen des Oceans durch das in verschiedenen Epochen erfolgte Aufsteigen der Berge vorgingen?

So natürlich und einladend es scheinen mag, diese Fragen vorneweg bejahend zu beantworten, so überhebt uns dieß doch nicht der Verpflichtung, die Behauptung, daß jene beiden großen Reihen von Erscheinungen in Wechselverhältniß zu einander stehen, näher und sicherer zu begründen. Wie dabei zu verfahren ist, das ergibt sich gleichsam von selbst: es darf nur ausgemittelt werden, welche Schichten des Flötzgebirges zu der Zeit, als diese oder jene Gebirgskette sich, wie man voraussezt, zu ihrer jetzigen Höhe erhob, bereits vorhanden waren, und welche dagegen sich erst seit der Bildung des Gebirgszugs abgesezt haben; es ist klar, daß die Entstehung der fraglichen Berge in die Zwischenzeit der Bildung jener beiden Reihen von Flötzen fallen muß. Wie wird nun aber dieß ausgemittelt? Es führen uns dazu just die wesentlichsten, durchgreifendsten und am wenigsten in Zweifel zu ziehenden Eigenschaften und Charaktere der oberflächlichen Schichten unsers Erdkörpers.

Wie allgemein bekannt ist, sind die Naturforscher jezt so ziemlich einig darüber, daß die äußern Schichten der mineralischen Rinde unsers Erdballs, die kein krystallinisches Gefüge zeigen, aber fast immer und überall Reste untergegangener organischer Körper in sich schließen, aus Wasser, und namentlich aus Meerwasser niedergeschlagene Gebilde sind. Der Name Flötz schließt schon gleichsam Alles in sich, was wir über diese Schichten der Erdrinde wissen, und erweckt so natürlich den Begriff von wagerechter Lagerung, daß sich gewiß Anfangs jeder gewundert hat, wenn er, wie wohl der Fall ist, von Flötzschichten sprechen hörte, die senkrecht oder doch sehr schief laufen. Zwar mußten Schichten, die sich im Wasser niederschlugen, die oft starken Unebenheiten des Grundes, den sie bedeckten, annehmen; indessen sieht man leicht ein, daß sie ein für allemal, nach dem allgemeinen Gesetz der Schwere, wagerecht werden mußten, wie wir ja sehen, daß der Boden eines ausgetrockneten Sumpfes, eines trocken gelegten Flußes, und bei der Ebbe die Lager von Sand, Schlamm und andern Materien, welche das Meer an das Land wirft, im Allgemein horizontal sind. Man kann sich leicht denken, daß, wenn das Meer bei der Ebbe, statt ein Paar Fuß, ein Paar hundert Klafter zurückwiche, die Ablagerungen, die auf dem Grunde zum Vorschein kämen, verhältnißmäßig nicht stärker geneigt wären, als das angeschwemmte Erdreich, das die See in den unbedeutenden Schwingungen von Ebbe und Fluth bald bedeckt, bald trocken läßt.

Diese horizontale Lage springt bei den Massen, welche Produkte organischer Wesen sind, fast noch deutlicher in die Augen, als bei blos mechanischen Niederschlägen aus dem Meere. Es ist bekannt, daß die Austern- und Madreporenbänke, ob sie gleich oft in Meeresgegenden vorkommen, wo der Grund sehr uneben ist, ziemlich wagerecht streichen; so weit sie sich erstrecken, ist auf den Seekarten ihre Tiefe unter dem Wasserspiegel überall fast gleich angegeben. Dieser Umstand ist Folge eines sehr wichtigen Gesetzes der organischen Natur: jedes Seegewächs nämlich, jeder Polypenstamm, jedes Schaalthier kann seiner specifischen Organisation nach nur in einer bestimmten Meerestiefe leben, wie auf dem trockenen Erdboden, wenigstens den Gewächsen, auch eine bestimmte Zone über dem Meeresspiegel zum Wohnplatz angewiesen ist. Denken wir uns also wieder, wie oben, daß sich das Meer zurückgezogen hätte, so wären die obern und untern Grenzen der Zonen, welche jedes Pflanzen- und Thiergeschlecht bewohnt, durch mehr oder weniger deutliche horizontale Linien bezeichnet. Kurz, wagerechte Lage ist immer und überall durchgreifender Charakter aller Meeresniederschläge.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Kirchgehen in Rom.

Ich weiß recht gut, daß es vermessene Klügler gegeben hat und noch gibt, welchen der äußere Glanz des römischen Gottesdienstes herz- und seelenlos geschienen hat, und die darin nichts als einen Mechanismus, an welchem das Innere des Menschen keinen Antheil nimmt,

haben sehen wollen. Aber glücklicherweise können wir hier einen unverdächtigen Zeugen reden lassen, einen Zeugen, der für Tausende gilt, Lessingen. Lessing, den man wohl eher des zu freien, als des zu eingenommenen Geistes beschuldigen kann, sagt: „die gottesdienstlichen Feierlichkeiten während der Charwoche zu Rom seyen das Erhebendste und Erhabenste, dessen das menschliche Herz theilhaftig werden könne.“ Noch dazu nimmt er hier blos einen Theil fürs Ganze, und irrt sich obenein, freilich nur in einer Nebensache. Es gibt nämlich in der Charwoche zu Rom keine religiösen Feierlichkeiten, welche das menschliche Herz erheben könnten: der finstere Frühdienst, der Mittwoch, Donnerstag und Freitag Nachmittags in der Sixtinischen Kapelle auf dem Vatikane gefeiert wird, und dem der Pabst und die Kardinäle beiwohnen, wenn sie nicht krank sind, ist so wenig im Stande zu erheben, daß vielmehr das tödtlich langweilige Absingen im Canto Fermo von fünfzehn Psalmen und neun sogenannten Lektionen, eine Erstarrung erzeugt, aus welcher selbst das Allegrische Miserere, unverfälscht und nicht, wie in den drei lezten Jahren, mit dem Vaischen verschmolzen, gesungen, nicht erwecken kann, besonders wenn man das Leiden des Pabstes und der Kardinäle, welche während desselben auf den Knieen liegen müssen, gewahr wird. Wenn Lessing der Charwoche erwähnt, so meint er wohl damit den ersten Ostertag und die große Messe, welche der Pabst an diesem Tage in der Peterskirche liest. Diese ist in der That herzerhebend, wenn man den Hopswalzer, welchen die Trompeter im Augenblicke der Vorzeigung des Kelchs, zur Anmahnung des Volks, daß es niederknieen müsse, blasen, und den Lärmen abrechnet, den die ungeheure Menschenmenge macht, welche meist von der Messe weder etwas hören noch sehen kann.

Rom ist die einzige Stadt auf der Erde, wo das Individuum gezwungen ist, es mag wollen oder nicht, an jedem Sonn- und Festtage einmal Messe zu hören. Es hieße aber das römische Volk verläumden, wollte man behaupten, die Hast, mit der es an den genannten Tagen in die Messe eilt, rühre einzig und allein von der Furcht vor Verweigerung der Absolution her. Die Eilfertigkeit, mit der hier Sonntags Alles den Kirchen zuströmt, muß indessen wirklich dem Fremden auffallen. In den protestantischen Ländern wird erst Toilette gemacht, ehe man zur Kirche geht; wer möchte bestimmen, ob es Gottes oder der Menschen wegen geschieht? Ich habe eine Frau in Norddeutschland gekannt, welche keine Kirche besuchte, wenn unglücklicherweise ihre Kerkenmütze (sie sprach plattdeutsch) nicht im gehörigen Stande war. Wie groß dort auch die Armuth eines Individuums seyn mag, so ist die Eitelkeit, ein besonderes Kleidungsstück für die Kirche zu besitzen, noch größer, und mit dem Gang zur Kirche hat es keine Eile.

Ganz anders ist es dagegen bei den Römern. Wie gesagt, müssen diese (und mit ihnen eigentlich alle römisch-katholischen Christen) an jedem Sonn- und Festtage (jedoch nur, wenn lezterer ein ganzer Festtag (Festa di precetto) ist; an den halben Festtagen (Festa di devozione) kann es jeder halten, wie er will) eine Messe hören. Man muß wenigstens der Hälfte der Messe, das heißt, von da an, wo der Priester das Evangelienbuch umwendet, beiwohnen; wer später kommt (in der hiesigen Kirchensprache: Dopo voltato il libro), muß ohne Gnade eine zweite Messe hören. Thut er es nicht, so verweigert ihm, besonders wenn es ein hoher Festtag gewesen ist, der Beichtvater die Absolution, und er muß alsdann in einer Bittschrift an den Vikarius um Vergebung der Sünde, welche er durch den Nichtbesuch der Messe begangen hat, anhalten, worauf lezterer, nach Befinden der Umstände, entweder dem Beichtvater Vollmacht zur Absolution ertheilt, oder die disciplinarische Strafe verhängt. Ein solches Gesuch ist jedoch mit Geld- und Zeitverlust verbunden, denn die Abfassung der Bittschrift kostet Geld und die Ueberreichung derselben Zeit, geschweige den Fall, wo die Kirchenstrafe verhängt wird, welche gewöhnlich in acht- oder vierzehntägigem Aufenthalte und damit verbundenen Bußübungen in einem Kloster besteht. Daher ist es kein Wunder, wenn Jedermann eilt, um zur rechten Zeit in die Messe zu kommen. Daß diese Vorschrift nicht zu drückend werde, dafür hat die Kirche gesorgt: einmal braucht, wie schon gesagt, Niemand eben mehr, als die Hälfte der Messe zu hören, eine große Erleichterung, und zweitens wird bekanntlich dreimal geläutet. Das dritte Läuten zeigt den Anfang der Messe an. Bei der Menge der Kirchen hat jeder Römer eine vor seiner Thüre; der Weg dahin kostet ihn also keine Zeit. Dabei tritt nur der Uebelstand ein, daß er nicht aufs Haar berechnen kann, wie viel Zeit vom Anfange der Messe bis zum Umwenden des Evangelienbuchs vergeht; denn der eine Priester macht es kurz (spiccia presto), der andere dehnt in die Länge (tira in lungo).

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, September.

Die Schweiz, das Land der Gegensätze u. Widersprüche.

Die Verhältnisse und Bedürfnisse der hiesigen Hochschule, und mit ihnen zugleich diejenigen der höheren Bildungsanstalten der Eidgenossenschaft überhaupt, sind in einer kraftvollen Schrift sehr befriedigend geschildert und nachgewiesen worden, die der für die Universität Basel gewonnene berühmte und ausgezeichnete Lehrer, Doktor Troxler, ungefähr gleichzeitig mit dem Antritt seines Professorats erscheinen ließ. Es wird darin der Gedanke einer, der Schweizernation gemeinsamen Hochschule, wie ihn seit einem Jahrhundert manche pa-

triotische Schweizer angedeutet und empfohlen hatten, sorgsamer und gründlicher, als bisher geschehen ist, erörtert, und es werden die Hülfsmittel gewürdigt, die für dessen Realisirung in Basel bereits vorhanden sind und die Wahl des Ortes bestimmen dürften. „So wie die Schweiz, dies Wunderland der Natur, mit ihren Kontrasten in Berg- und Thalgeländ, mit Flüssen und Seen, in ihrer Verschiedenheit der Klimate, dem Wechsel der Jahrszeiten, mit dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit ihrer Fauna und Flora eine, möcht' ich sagen, breite und reiche Basis zu Leben, Schönheit und Erhabenheit darbietet, so bietet die mit ihrer äußern Begründung stets harmonische Menschenwelt eine gleiche Basis zu geselligen Verhältnissen und geschichtlichen Entwickelungen, zu eigenen Formen und Erscheinungen des religiösen und politischen Lebens, wie Glaube und Meinung, Sitte und Recht, auch Wissenschaft, Kunst und Thätigkeit jeder Art sattsam beweisen. In Menge und Verschiedenartigkeit der Berufsarten und Bildungsstufen kommt nicht leicht ein Volk dem schweizerischen gleich, der bürgerschaftlichen Unterschiede, die sich in Gesinnung und Gesittung, in Sprache und Tracht ausdrücken, nicht zu erwähnen, und noch weniger der religiösen und nationalen, die oft so weit, als beinahe nur Himmel und Erde Menschen von Menschen scheiden können, auseinander liegen. Daß hier Kirche und Staat zur Vereinigung nichts thun, versteht sich von selbst; ja sie selbst, durch Reformation und Revolution geschieden und zerlegt, und durch Konkordate und Mediationen schwach unter sich gruppirt, wie durch Kapitulationen und Handelsverträge mit diesem oder jenem Ausland verbunden, erliegen Spaltungen und Zwisten ohne Ziel und Maaß. — Das traurigste Ereigniß in diesem Zustande ist aber, daß selbst der Geist, der doch weder katholisch, noch protestantisch, weder ultralegitim noch revolutionär ist, und der allein die alten und neuen Risse am Ende hätte heilen können, in den Zwiespalt eingegangen und dem Zerwürfniß unterlegen ist. In dem Lande des ewigen Friedens und der gesicherten Neutralität haben selbst Wissenschaft und Kunst, die sonst ja Kultur und Barbarei versöhnen, jede Berührung vermieden und fliehen sich in entgegengesezten Strebungen. Wie fliehen sich nicht das aufgeklärte Genf und das lichtscheue Schwyz, wie das humanistische Zürich und das jesuitische Freiburg einander gegenüber? Ist nicht, wenn man aus dem einen Stand oder Ort in den andern kommt, als ob man vom Ganges an den Obio versezt würde? Und in den Zwischenstufen und Mitteltiefen von Schule und Bildung, welche Gegensäze und Widersprüche von Licht, das der Finsterniß dient, und von gefärbten Schatten, die nur das Licht trüben! Da zeigt sich denn auch das Daseyn ohne Gehalt und Werth, leer von wahren Genüssen und Strebungen, das Leben ohne Würde und höhere Richtung, zerfließend in zwecklos hinbrütender Dumpfheit; denn der Geist nur knüpft die Bande, welche das Zeitliche und Ewige vermitteln, und wo diese fehlen, zersezt sich das menschliche Wesen und tritt der Tod mitten in das Leben."

Nach einer durchgeführten Vergleichung der Kulturstufen, die in vielfachem Kontraste in den Schweizerkantonen und ihren Institutionen angetroffen werden, weist Troxler auch noch auf die beziehungsweise Ueberbildung hin. „Bern und ganz besonders Zürich (sagt er) sind reiche Pflanzstädte der Wissenschaft und Kunst, und somit natürlich auch der Bildung von jeher gewesen. Schon in den Zeiten, als Basel seinen Pirkh. und Geiler, hatte Bern bereits auch seinen Wölflin und Manuel, Zürich seinen Ulrich Zwingli und Luzern die Amühl und Geisshüsler als Lehrer und Meister, und von jener Zeit an erlosch weder da noch dort die heilige Flamme des Geistes und der Bildung. Ja Zürich überragte in späterer Zeit in Ruhm und Glanz der Wissenschaft und Kunst mehr als einmal Basel. In Zürich, und auch in Bern nach seinem Maaße, standen aber die Wissenschaften und Künste mehr vereinzelt im Leben, und sie wurden nicht an einem eigenen gemeinsamen Herde gepflegt, wie an der Hochschule zu Basel."

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Ende August.

(Beschluß.)

Italienisches Schauspiel.

Der Darstellung von Alfieri's Rosamunde im italienischen Theater habe ich nicht beigewohnt, wohl aber derjenigen des Trauerspiels Virginie. Hier sind der Personen doch mehrere, aber auch nicht mehr, als im strengsten Sinne zur Entwickelung der dramatischen Geschichte der jungen Römerin erforderlich sind. Alle Personen, die der Dichter handeln läßt, sind von der Geschichte angegeben, ausgenommen die Mutter der Virginie, die, so viel ich mich erinnere, von den Geschichtschreibern nicht erwähnt wird. Der Schauplatz bleibt das ganze Stück hindurch derselbe, nämlich das römische Forum, mit der Rednerbühne zur Linken. Der Dichter hat nichts hinzugethan; sein Trauerspiel ist, so zu sagen, rein historisch, oder eine blos dramatisirte und dialogisirte Geschichte; aber was ihm angehört, ist der kräftige, bündige Styl, der republikanische Geist, der in allen Reden der handelnden Personen herrscht, und die geschickte Gegenüberstellung des Uebermuths der römischen Patrizier und des Hasses der unterdrückten Plebejer. Die wüthenden Ausbrüche des Tribuns und der übrigen Römer wider den Tyrannen Appius wurden von den Zuschauern lebhaft beklatscht. Es war einige Wochen vor der Staatsumwälzung; Niemand ahnte damals, daß die Pariser Plebejer in wenig Tagen auch das Joch ihrer Patrizier abschütteln würden; allein an der Freude, welche die republikanischen Gesinnungen der Helden des Trauerspiels gewährten, konnte man schon abnehmen, welcher Geist die Pariser beseelte. Seitdem ist Virginie noch mehrmals aufgeführt worden, und zwar jedesmal mit Beifall. Nach dem Trauerspiele wurde ein kleines Lustspiel oder eigentlich eine Posse gegeben: „Das unbewohnte Haus." vom Grafen Guiraud. Dieser Dichter hat einigen Ruf in Italien; allein was bisher von ihm in Paris gegeben worden ist, beschränkt sich auf unbedeutende Possen oder kleine Lustspiele; in dem „unbewohnten Hause" wird einem furchtsamen und armen Dichter, welcher zufälligerweise um Nachtlager bittet, arg mitgespielt, um den allgemein verbreiteten Verdacht, als ob Gespenster in der Wohnung hausten, zu bestätigen. Diesen magern Stoff muß der Schauspieler, der die Rolle des armen Poëta zu spielen hat, durch seine Späße beleben, welches denn auch der Schauspieler Taddei mit vieler Laune that. Man kann diesen Schauspieler einigermaßen mit Potier vergleichen; so wie dieser, ist er auf der Bühne ganz wie zu Hause, und unerschöpflich in seiner komischen Laune, ohne Uebertreibung und Zwang; nur hat er als Italiener etwas Possenhafteres und minder Edles als Potier, der Pariser Komiker. Bei den andern Darstellungen hat man noch andere kleine Stücke des Grafen Guiraud gegeben, aber kein einziges scheint besondern Werth zu haben. Die französischen Kunstrichter haben aus diesen Darstellungen geschlossen, daß es mit der komischen Bühne in Italien jezt schlimm aussieht, und daß sich vielleicht nicht eher ein zweiter Goldoni zeigen wird, als bis manches Andere in dem so tief gesunkenen Italien sich wird verändert haben.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 232.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. September 1830.

Wehe, wer nicht spielend im Schoos der Kirche
Als ihr Kind ruht!

Das Kirchgehen in Rom.

(Beschluß.)

Zu spät will Niemand in die Kirche kommen, aus den oben angeführten Gründen, zu früh auch nicht, besonders die Frauen, welche an den Sonn- und Festtagmorgen, wo ein Dutzend Kinder gewaschen und gekämmt, wo Suppe gekocht und das Zimmer gereinigt werden muß, mehr als in der Woche zu thun haben. Da ihnen somit jede Minute kostbar ist, so horchen sie mit der größten Aufmerksamkeit auf das dritte Läuten und gehen dann, da die kürzeste Messe gewöhnlich nicht unter einer halben Stunde dauert, noch ohngefähr eine Viertelstunde zu. Während dieser ist aber die Herzensangst groß: im Hause soll noch der letzte Junge gekämmt, in der Kirche aber das Umwenden des Evangelienbuchs nicht versäumt werden! Ist dann endlich, ihrer Meinung nach, der letzte Augenblick gekommen, so stürzen sie fort, wie sie gehen und stehen, mit fliegenden Haaren, da der Kamm, und mit herabhängenden Strümpfen, da die Strumpfbänder nicht gefunden werden können; den Rock, an welchem das Tragband fehlt, tragen sie in der einen Hand, und mit der andern halten sie das Leibchen auf der Brust zusammen, denn Nadeln führt das Haus nicht. Vielleicht ist auch der Rock zerrissen, denn im Hause sind die Römerinnen sehr ökonomisch in Kleidern. Das Alles verschlägt ihnen aber nichts, denn Eitelkeit kennen sie nicht im Gotteshause. Nur Eins suchen sie nicht zu vergessen, das Tuch, in welches sie den Kopf hüllen müssen, weil seit dem verstorbenen Pabste kein Frauenzimmer in bloßen Haaren in der Kirche erscheinen darf.

Die äußere Andacht der Römerinnen — über die innere kann Gott allein richten, der in die Herzen schaut — ist exemplarisch; die lesen können (freilich unter denen, welche ich eben zum Vorbilde meiner Darstellung gewählt habe, keine einzige) heften ihren Blick ins Meßbuch, die andern auf den Boden. Freches Herumschauen nach den Männern oder nach den Frauen, um ihren Putz zu kritisiren, wie es in protestantischen Kirchen vorkommt, ist in Rom unbekannt, und in dieser Hinsicht können die Protestantinnen von den Römerinnen lernen, andächtig zu seyn. Die Rendezvous während der Messe, deren man leztere beschuldigt hat, sind reine Erfindung. Gesezt auch, es ereignete sich dann und wann, daß eine Mannsperson neben einem Frauenzimmer kniete und daß beide in Unterredung mit einander geriethen, wer weiß denn, ob sie von verbotenen Dingen reden? Angenommen selbst, ihr Gespräch hätte eine Intrigue zum Zweck, so besteht der ganze Unterschied zwischen den Römerinnen und Protestantinnen darin, daß leztern die Augensprache genügt, während erstere, als Naturkinder, nur die Zungensprache kennen. Was in den Nachmittagsstunden, wo die Kirche nur von wenigen Personen besucht ist, oder während der Vesper darin vorfällt, davon kann ich nicht urtheilen; denn in die leere Kirche gehe ich nicht.

Was ich bis jezt von der Eile der Frauen, Messe zu

hören, gesagt habe, gilt auch von den Männern, nur mit dem Unterschiede, daß leztere sie nicht so auffallend an den Tag legen, weil sie an den Festtagen keine Geschäfte haben und folglich die Sache mit mehr Muße abthun können. Ein Beispiel, mit welcher Herzlichkeit auch das männliche Geschlecht dem Besuche der Messe ergeben ist, möge diese Darstellung beschließen. Ein achtzig- und mehrjähriger Maurermeister erzählte vor einiger Zeit in meiner Gegenwart, er habe eines Morgens, seiner Gewohnheit nach, vor Anbruch des Tages Messe gehört und sich dem Schutze der Mutter Gottes empfohlen, während zwei seiner Kameraden, welche unterwegs zu ihm gestoßen, eine Branntweinschenke besucht hätten. Nachdem sie darauf alle drei die Arbeit angetreten, seyen die Bretter, auf welchen sie gestanden, gebrochen, die beiden Kameraden in die Tiefe hinabgestürzt und auf der Stelle todt geblieben, er aber habe Gelegenheit gefunden, auf einen in der Nähe befindlichen Balken zu springen und sein Leben zu retten. „Das kam daher, meine Herrn," so schloß der Greis seine Erzählung, „daß ich Messe gehört und den Schutz der Madonna angefleht hatte, während meine Kameraden ins Branntweinhaus gegangen waren."

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Einige weitere Bemerkungen werden die Anwendung dieses Naturgesetzes noch leichter und deutlicher machen. Geht man über eine Kiesbank, von der eben das Wasser abgeflossen ist, und wohin es, wenn es wieder kommt, neue Materien schleppt, so sieht man, daß die Kiesel nicht senkrecht auf ihrer scharfen Kante stehen, wie Eier, die auf der Spitze ständen; die Muscheln halten sich nicht auf ihrem Rande, die Blätter und andere Pflanzenstücke sind nicht aufrecht wie im Leben; alle diese Dinge *liegen*, dem Gesetze der Schwere gemäß; und so sieht man auch, wenn man weiter hinab gräbt, alle in dem aufgeschwemmten Lande begrabenen Körper liegen; alle sind in einer Richtung gelagert, die mit den Flächen der kleinen Schichten, aus denen die ganze Bank besteht, deutlich parallel ist.

Die Vermuthung, die sich einem nach dieser Analogie aufdrängt, daß die Schichten des Flötzgebirges sich ursprünglich wirklich wagerecht niedergeschlagen haben, wird zur Gewißheit, wenn wir sehen, daß in den Flötzschichten enthaltene Gegenstände, z. B. Muscheln, die doch unmöglich von selbst in einer Flüßigkeit unter einem starken Winkel ganz oder halb aufrecht liegen bleiben konnten, unter einander und mit den Ebenen der Schichten, die sie in sich schließen, immer parallel liegen. Die Gesetze der Schwere, deren natürliche und ganz nothwendige Folge dieser Parallelismus ist, sind ja zum mindesten so alt, als unser Planet selbst, und es wäre daher kaum nöthig, zu beweisen, daß sich die alten Niederschläge und diejenigen, die wir unter unsern Augen entstehen sehen, in allen Punkten gleichen, hätte nicht der Umstand, daß viele jener alten Flötzschichten sehr stark geneigt sind, dieß nothwendig gemacht, und zwar wegen der Schlüsse, die sich hinsichtlich der Ursache dieser Neigung daraus ziehen lassen. Sieht man, daß die Ebenen der Körper, die sich nothwendig horizontal lagern mußten, immer in derselben Richtung und unter demselben Winkel geneigt sind, wie die Schichten selbst, so führt dieß ganz unmittelbar zur Annahme, daß die Neigung dieser Schichten, sobald sie beträchtlich ist, daher rühre, daß sie *verrückt* worden sind. Seit Saussures Beobachtungen in Savoyen sind auch die Geologen so ziemlich einig darüber, daß Flötzgebirgsschichten, die unter sehr starken Winkeln geneigt oder senkrecht stehen, oder gar zum Theil völlig übergestürzt sind — und solche Schichten finden sich in den Gebirgen sehr häufig — sich unmöglich in dieser Lage gebildet haben können, sondern daß sie im Gegentheil durch Naturerscheinungen, die sich längere oder kürzere Zeit nach ihrer ursprünglichen Bildung begeben haben müssen, in diese Lage gewaltsam gerückt worden sind.

Nur in sehr wenigen Gegenden hat sich diese Naturerscheinung so *spät* begeben, daß man an den Bergen *alle* aus Wasser gebildeten Schichten der Erdrinde, vom ältesten Flötzgebirge bis auf das neuere sogenannte aufgeschwemmte Land, aufgehoben und verrückt findet. Im Gegentheil beobachtet man fast allen Bergketten entlang, daß die *obersten*, also *jüngsten* Schichten sich in den Thälern wagerecht bis an den Fuß der Berge erstrecken und hier plötzlich abbrechen; so mußte es sich, wie man leicht sieht, begeben, wenn diese neuen Schichten sich aus Meeren oder großen Seen niederschlugen, deren Gestade jene Berge zum Theil bildeten; *tiefere*, also *ältere* Schichten dagegen laufen schief an den Seiten der Bergen hinauf, ja erstrecken sich an manchen Stellen bis zum Kamm des Gebirgs. An jeder einzelnen Bergkette zerfällt also die Reihe der Flötzschichten in *zwei scharf geschiedene Klassen*: in Schichten, die wagerecht bis an den Fuß der Berge auslaufen, und in solche, die, aufgehoben, die Seiten der Berge bedecken.

Woher soll nun aber die Verrückung und Aufhebung dieser ältern Schichten anders rühren, als daher, daß die Berge sich erst nach der Bildung derselben erhoben, sie zerbrochen, aufgerichtet und zum Theil mit sich emporgerissen haben? Eben jenes Aufgehobenseyn mancher Schichten ist aber allerdings so gut als der einzige, aber dafür sehr materielle, bündige Beweis für die Annahme, daß die Berge zu verschiedenen Zeiten aus dem Schooß der Erde sich erhoben haben.

Der Mann, der durch glänzenden Witz und gewandte Darstellung mancher philosophischen Wahrheit Eingang verschafft, durch beißenden Spott die Protestation gegen manches Vorurtheil populär gemacht hat, Voltaire, machte sich schon vor langen Jahren über die geologischen Theorien lustig, welche nicht von der Annahme des spätern Emporsteigens der Berge ausgingen, sondern die Bildung der Berge in ihrer jetzigen Gestalt aus dem wiederholten Steigen und Fallen des Oceans zu erklären suchten; und diese Theorien haben sich bekanntlich zum Theil bis auf unsere Zeit gehalten. Schon vor fünfzig, sechzig Jahren spottete er der armen Gelehrten, die auf den höchsten Bergen nach Muscheln suchten und mit ihrem Fund so wichtig thaten. Er meinte, dieser Muscheln seyen gar nicht viele, und vorübergehende Pilger haben sie da wohl liegen lassen. So groß nun auch hierin seine Unwissenheit, oder vielleicht sein böser Wille ist, da schon Er wissen konnte, daß die Zinnen der Alpen Millionenmal mehr Muscheln tragen, als es je Pilger gab, so war doch im Uebrigen sein Raisonnement nach Newtonschen Grundsätzen so mathematisch scharf, daß es jene geologischen Theorien, zu denen damals der Grund gelegt wurde, in der Geburt zu ersticken drohte. Er kam immer darauf zurück, wie unmöglich es sey, sich vorzustellen, daß das Niveau des Meeres durch natürliche Ursachen bis über die höchsten Berge hinauf gestiegen sey, und man muß gestehen, manche seiner Gründe wären noch jezt ganz triftig, manche seiner Späße ganz schlagend, hätte nicht in neuester Zeit die Wissenschaft eben dadurch, daß sie annimmt, die Berge seyen erst später, nach und nach emporgestiegen, jene Schwierigkeit umgangen und dadurch Voltairen und die Vernunft auf ihre Seite bekommen. Durch die neusten Entdeckungen ist die Geognosie im Stande, allen Witz, den Voltaire gegen sie aufgeboten hat, für sich als Waffe zu gebrauchen; kurz, die Freunde der neuen Theorie können den Anhängern der alten wirklich so ziemlich Alles entgegenhalten, was in Voltaires Ausführungen nicht gegen den Catechismus der Geologie verstößt, in dem er nun freilich nicht sehr bewandert war und an den er daher auch nicht sehr glaubte.

Um wieder zu unserem Thema zurückzukehren, so sieht man leicht, daß das geologische Alter der Erdschichten, welche an dieser oder jener Bergkette aufgehoben sind, ein Mittel an die Hand gibt, das relative Alter dieser Bergkette zu bestimmen; die Reihe dieser aufgehobenen Schichten wird zu einer Art von geologischem Chronometer, mittelst welches man angeben kann, zu welcher Zeit sich dieses oder jenes Gebirg erhoben hat, wie man, bis zu einem gewissen Grad, das Alter, in dem ein Baum gefällt worden ist, an der Zahl der koncentrischen Holzringe erkennt.

Als ein Hauptpunkt ist aber nun zu bemerken, daß die Trennung jener beiden oben angegebenen Klassen von Schichten immer scharf ist, daß sich kein Mittelglied zwischen den aufgerichteten und den wagerechten Schichten findet, und daraus folgt nothwendig, daß das Aufrichten nicht langsam und allmählig, sondern in einem Zeitraum vor sich ging, der zwischen den Bildungsperioden zweier Flötzschichten (einer aufgerichteten und einer wagerechten) in der Mitte lag, in welchem Zeitpunkte sich keine regelmäßigen Schichten niedergeschlagen haben; daß, mit einem Worte, der Berg sehr rasch emporstieg.

Nun bleibt uns aber noch eine wichtige Frage zu beantworten übrig, nämlich die, ob die beiden Reihen von Ereignissen, die wir hier in ursachlichen Zusammenhang zu bringen suchen, nämlich die Perioden der Flötzbildung und die Perioden der Bildung der Gebirge, gleich viel Glieder zählen? denn ergäbe sich in dieser Hinsicht eine bedeutende Verschiedenheit, so wäre jeder Versuch, jenen ursachlichen Zusammenhang herzustellen, vergeblich. Wir müssen also untersuchen, ob etwa die Zahl der Scheidungslinien, die wir an den auseinander gelagerten Flötzgebirgsschichten bemerken, der ganzen Anzahl von Bergerhebungen ungefähr entspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Geheimer Inquisitionsbericht über Voltaire.

Die Revolution vom Juli hat nicht nur Projekte zu Staatsstreichen und bequemern Gesetzen, von denen wir aber noch nichts wissen, sie hat auch schon Urkunden aus den Archiven der Censur zu Tage gefördert, und diese sind bereits zum Theil im Publikum. Es ist bekannt, welche weitaussehende Plane zu einer umfassenden Bücherinquisition das Ministerium Villèle entworfen hatte. Plane, welche durch seinen Sturz nicht sowohl vereitelt, als vielmehr blos hinausgeschoben wurden. Eines der thätigsten Werkzeuge dieser Verwaltung war der Abbé Mutin; sein Geschäft war, über die neuen Erzeugnisse der Presse dem Polizeikommissär Franchet zu berichten, den Geist der Schriften zu bezeichnen und die Stellen, gegen welche etwa gerichtlich eingeschritten werden könnte, herauszuheben. Dieses Amt versah er nun treulich: Schriften aller Art und Farbe, nicht etwa blos Memoiren, Geschichtswerke, politische Flugschriften, auch Gedichte, Romane, Schauspiele, nicht blos die Schriften lebender Autoren, auch die neuaufgelegten Werke längst verstorbener wurden von ihm nach den strengsten monarchischen und ultramontanischen Grundsätzen gerichtet. Eines der besten Pariser Blätter theilt eine Anzahl dieser wirklich authentischen Berichte mit, und ich glaube, daß in der Zwischenzeit, bis vom Prozesse der Minister etwas bekannt wird, Ihr Publikum mit einigem Interesse lesen wird, wie ein im Dunkeln richtender Censor Voltairen den Prozeß macht. Einer der Berichte über politische Schriften wäre allerdings wohl pikanter gewesen; ich weiß aber, daß das Morgenblatt in der Politik strenge Neutralität beobachtet.

Oeuvres complètes de Voltaire, 1) Edit. in 18. 2) Edit. in 32.

Den 29. Septbr. 1826.

Der größte Theil der Werke Voltaire's besteht aus gottlosen und unsittlichen Schriften. Von den siebzig Bänden der Kehler Oktavausgabe dürften, meiner Rechnung nach, vernünftigerweise blos zwanzig geduldet werden; nicht als ob diese ganz rein von Gift wären, sondern weil das Gift wenigstens nicht die Substanz davon ausmacht und es aussieht, als ob dasselbe nur wie im Vorbeigehen sich eingeschlichen hätte. Was die fünfzig übrigen Bände betrifft, so läßt sich ohne Uebertreibung sagen: sie wimmeln von Spöttereien, Blasphemien, Gottlosigkeiten in jeder Gestalt und in jedem Ton, von Verfälschungen der heiligen Schrift, um sie lächerlich zu machen, von Verläumdungen des katholischen Kultus, um ihn zum Gegenstande des Hasses zu machen, und obendrein sind häufig mit den Gottlosigkeiten noch Obscönitäten gepaart, die jenen als Würze dienen und der Irreligiosität durch Sinnenkitzel den Eingang ins Gemüth bahnen sollen. Das Gesetz bestraft die Vergehen der Presse wider die Staatsreligion und die Sittlichkeit. Es nimmt dabei keine Rücksicht darauf, ob das Buch zum ersten- zweiten- oder drittenmal erscheint. Da das Vergehen just in der Bekanntmachung besteht, so ist jede neue Auflage eines verderblichen Buchs ein neues Vergehen vor dem Gesetz. Ohne allen Zweifel ist man also berechtigt, die neuen Ausgaben des Erzvaters des neumodischen Unglaubens, so oft welche erscheinen, gerichtlich zu verfolgen. Bis jezt ist dies nicht geschehen; was war die Folge davon? Wir wollen sehen:

Während unter der Regierung des Usurpators, der gewiß nie für einen frommen Mann galt, der aber einsah, wie es sein eigener Vortheil heische, die moralischen Interessen der Gesellschaft zu wahren, nur eine einzige Ausgabe von Voltaire veranstaltet wurde; während die beiden Kehler Ausgaben in 8. und in 12., die im Hôtel d'Uzes lagen, damals nur sehr langsam und in herabgesetztem Preise verkauft wurden, sahen wir seit der Wiedereinsetzung der Söhne des heiligen Ludwigs zwanzig neue Auflagen allein unter den Pressen der Hauptstadt hervorgehen; nämlich zwölf von 1817 bis 1824 und acht (man sieht, welche rasche Früchte die Straflosigkeit trug) acht allein in den Jahren 1825 und 26. Nach den Bücherverzeichnissen gaben diese zwanzig Ausgaben eine Masse von 52.900 Exemplaren und diese eine Masse von 2.857.600 Bänden. Dabei rechne ich den Voltaire in Einem Band blos für Einen, den Voltaire in zwei Bänden blos für zwei Bände, obgleich die erstere Ausgabe siebzig, die zweite sechzig Lieferungen hat.

Ist da nicht Gift genug, um nicht Frankreich allein, nein, um die ganze Welt zu verderben? Nicht zum erstenmal mache ich heute auf die Gefahr dieser neuen Auflagen aufmerksam; ich thue es seit bald sieben Jahren, aber immer vergeblich. Sonst hieß es: die Erfahrung der Väter ist für die Kinder verloren; jezt heißt es anders: die Erfahrung der Väter ist für Väter und Kinder miteinander verloren. Was für eine Generation steht noch jezt an der Spize der bürgerlichen Gesellschaft, und bekleidet jezt noch der großen Mehrzahl nach die verschiedenen Aemter? Ist es nicht eben die Generation, welche die Revolution selbst erlebt hat? Also durch die Lässigkeit, ja ich möchte sagen unter den Auspizien der Männer, welche die unseligen Früchte von Voltaire's Schriften gesehen haben, wird das Publikum aufs Neue damit überschwemmt, und zwar in einem Uebermaaß überschwemmt, daß keine frühere Periode darin mit der unsern entfernt in Vergleich kommt. Also auch für sie, welche die Erfahrung durchgemacht haben, ist sie jezt verloren; und nun mögen sie sich noch wundern, wenn sie für ihre Söhne verloren ist, die vom Hörensagen nur mangelhafte Eindrücke davon haben.

(Der Beschluß folgt.)

Basel, September.

(Fortsetzung.)

Die Hochschule zu Basel den Züricher und Berner Akademien gegenüber.

„Es scheint jedoch (fährt Trexler fort), daß wie die Hochschule in Basel zerfiel, mit ihr auch immer die Kultur sank, und dagegen, wie in Zürich und Bern die Bildung wuchs, aus ihr die Schule hervorging. Ein großer und schöner Theil der Studien beruht daher dort jezt noch auf freien Vereinen geistvoller, kenntnißreicher Männer, die keinen höhern Ruf kennen, als Wohlthäter der Jugend und Menschheit zu seyn. Was in Bern sich findet, ist mehr aus einem vorsichtigen und wohlwollenden Geist einer großartigen Regierungskunst hervorgegangen. So sind an beiden Orten, nebst mehreren andern vorzüglich guten Schulen, auch Anstalten entstanden, welche, höherer Bildung gewidmet und mehr als gewöhnliche Lyceen oder Pädagogien leistend, auch die Grundlagen von Theologie, Jurisprudenz und Medizin in sich aufnahmen. Sie nennen sich daher Akademien; es sind im Grunde höhere Mittelschulen zwischen Gymnasium und Universität, können allerdings mit unvollkommenen und unvollständigen Hochschulen verglichen werden, und bildeten gleichsam Parallelen zu Basel in der Zeit, als die Universität nicht in gehöriger Ausdehnung und Vollendung unterhalten ward. Betrachtet man aber das innere Wesen des Verhältnisses der Akademien Zürich und Bern zur Universität Basel genauer, so zeigt sich der merkwürdige Kontrast, daß wie die Universität durch eine verderbliche Herabsezung der philosophischen Fakultät gleichsam in das Pädagogium hinabgezogen ward, so jene Akademien nichts anders sind, als das über die Lyceenbühe hinaus getriebene philosophische Studium, mit einigen Anhängseln und Zuthaten von Theologie, Jus und Medizin. Das Eine wie das Andere zeugt von unserer unglückseligen Zerrissenheit, welche auch die schönsten Ideen in der Ausführung verstümmelt und die besten Kräfte des Vaterlandes in ihrer Abgeschiedenheit lähmt. Was jeder Ort mit bestem Willen für sich haben will, hat am Ende in gemeinsamer Verblendung keiner; was Bern und Zürich zu viel thun, vermag dann Basel zu wenig. So sind wir Eidgenossen, wir rennen sammt und sonders nach dem Höchsten, aber weil wir es einander nicht gönnen oder nicht miteinander zu Stande bringen, müssen wir dasselbe im Auslande und in der Ferne suchen, oft ohne es so gut und sicher zu finden, wie wir es in der Nähe und mitten unter uns haben könnten. Für uns sind leider auch die guten Beispiele des Auslandes verloren; von uns hat es gelernt, die Feinde schlagen, die Kunst des Krieges, wir aber noch nicht von ihm, uns selbst bilden durch die auch mitten unter uns wohnenden und in verschiedenen Lichtpunkten freudig sprossenden Künste des Friedens. Dicht an unsern Grenzmarken liegen kleine deutsche Fürstenthümer, nicht so ausgeschieden durch eigenthümliche Verfassung und Kultur von andern deutschen Stämmen und uns in keinerlei Mitteln überlegen, die uns jedoch seit Jahrhunderten durch Begründung und Unterhaltung ihrer Hochschulen beschämen."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. September 1830.

Wenn der Mensch mit offenem Auge die Welt um sich her betrachtet, so wird die ganze Natur ein belehrendes, erinnerndes, liebendes Wort an ihn.

Schubert.

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Nichts unterscheidet die verschiedenen Bergketten, wenn man sie unter einander vergleicht, stärker von einander, als die Richtung, welche sie durch das Aufheben ihrer Schichten erhalten haben, eine Richtung, in welcher ganz natürlich auch der Kamm läuft, den eben diese Schichten bilden. Schon vor mehr als dreißig Jahren hat Humboldt auf Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten in der Richtung benachbarter oder entfernter Bergketten aufmerksam gemacht, die beide gleich merkwürdig sind. Längst schon hat auch Leopold von Buch gezeigt, daß die Gebirge Deutschlands in vier Systeme zerfallen, die durch die bei jedem derselben vorherrschende Richtung streng von einander geschieden sind. Schon dieser so auffallende Unterschied führt von selbst auf den Gedanken, die verschiedenen Bergsysteme könnten in Folge von Ereignissen entstanden seyn, die ganz unabhängig von einander sind. Versteht es sich auch nicht von selbst, daß, wenn wir hier die Schichten in der Hauptrichtung von Süd nach Nord, dort in der Richtung von Ost nach West aufgehoben sehen, dieß nicht zugleich, sondern zu verschiedenen Zeiten geschah, d. h. versteht es sich auch nicht von selbst, daß von zwei Gebirgszügen, die in verschiedener Richtung streichen, der eine jünger oder älter ist als der andere, sich früher oder später als der andere erhoben hat: so kann man doch, wie schon Saussure bemerkt, sagen: der Umstand, daß die Schichten bei einem Gebirgssystem immer nach einer bestimmten Richtung aufgehoben sind, rührt höchst wahrscheinlich daher, daß in diesem ganzen Gebirgssystem die Schichten auf einmal, durch ein und dasselbe Naturereigniß aufgerückt worden sind, und schon daraus geht hervor, daß der Epochen der Gebirgsbildung nicht unendlich viele, sondern daß ihrer wahrscheinlich höchstens so viele waren, als es scharf geschiedene Richtungen der Bergketten gibt; dieß wäre aber eine Zahl, welche mit der Zahl der Umwälzungen der Erdoberfläche, die wir kennen, und der Perioden von Ruhe zwischen denselben lediglich nicht im Widerspruche stände.

Aus allem Bisherigen geht hervor, daß kein allgemeiner Grundsatz, weder der Physik, noch der Geologie, noch der Logik, den Naturforscher zum Voraus abhalten darf, sich an die, an sich zwar einfache, aber mühselige materielle Arbeit zu machen, welche allein ihm die volle Gewißheit geben kann, daß die Epochen, welchen die Störungen des Zusammenhangs in der Reihe der Flötzbildungen entsprechen, Störungen, die man als die Spuren von ebensovielen Revolutionen betrachtet, welche der Erdboden erlitten, wirklich mit den Epochen der Erschütterungen zusammenfallen, in deren Folge die Verrückungen und Aufhebungen der Schichten eintraten, die sich uns jezt als ebensoviele Gebirgssysteme darstellen; oder mit andern Worten: der Geologe muß wirklich durch Beispiele beweisen, daß jedesmal die Verrückung, Emportreibung eines gewissen Theils der äußern Erdrinde einen wesentlichen

Theil der plötzlichen Veränderungen bildete, deren Spuren der Zoologe in den verschiedenen, nach einander auftretenden und untergehenden Thier- und Pflanzenbildungen, der Geologe in den verschiedenen, jedes Mal von Neuem beginnenden Meeresniederschlägen erkennt.

Diese Arbeit hat der französische Physiker Beaumont in seinen Recherches sur quelques-unes des révolutions de la surface du Globe unternommen. Wenn er auch zuweilen, im Eifer, Rapprochements zu finden, zwei Dinge zu hastig in einen Knoten schürzt, oder ein ander Mal einen von andern geschürzten Knoten lustig durchhaut, wenn auch manche Behauptungen etwas gewagt, manche Sprünge etwas kühn sind, so ist doch das Werk so reich an geistreichen Zusammenstellungen, das scheinbar Paradoxe hat häufig so viel innere, logische Wahrheit, daß Beaumonts Ansichten ein Eigenthum auch des größern Publikums zu werden verdienen. Wir wollen versuchen, ohne uns tief in die Geologie einzulassen, das Interessanteste, Schlagendste kurz und deutlich mitzutheilen. Ohnehin sollte die Unterhaltungsliteratur zu einer Zeit, wo sie sich bitter über die Invasionen der Politik beklagt, mit der sie doch weder sogleich noch offen gemeinschaftliche Sache machen kann, sich bemühen, nicht Loseres, sondern im Gegentheil Ernsteres zu bieten. Ein Interesse bleibt ja auch in bewegter Zeit, wo große Ereignisse fast alle Aufmerksamkeit verschlingen, dem Gebildeten ungeschwächt, das Interesse für Geschichte, für Menschengeschichte und Naturgeschichte. Der Nutzen und Reiz der Weltgeschichte in gegenwärtiger Zeit versteht sich von selbst, und was die Naturgeschicht betrift, so dünkt uns das Kapitel von den Erdrevolutionen jezt ganz zeitgemäß. Hat man bei den Revolutionen in den Ameisenhaufen und Bienenstöcken von Europa lange genug über Europas alte Zeit und sein künftiges Geschick nachgedacht, so denkt man zur Abwechslung auch einmal daran, wie der Erdboden, auf dem dieß Alles vorgeht, seine gegenwärtige Konstitution erhalten hat und was sein einstiges Loos seyn wird. Unser Erdboden befindet sich gegenwärtig, nach Besiegung der Titanen und Restauration der legitimen Elementarmächte, in einem Zustande des Friedens. Der Genius der Erde verkündet jedes Jahrhundert, wie die Monarchen bei Eröffnung der Parlamente, daß er in gutem Einverständnisse sey mit allen Mächten in der Höhe und der Tiefe. Erdbeben und speiende Vulkane sind nichts als diplomatische Mißverständnisse und Konsularzwiste. Das Reich, in welchem das Menschengeschlecht sein Drama abspielt, scheint auf ewig gegründet; ob aber dennoch der vernünftige Mensch, der weder ein blinder Polignac, noch ein revolutionärer Visionär ist, mit einigem Fug an einen tellurischen 29. Juli glauben darf, wird uns, nicht etwa die Erfahrung, sondern der zweite Artikel dieser Abhandlung lehren.

(Beschluß des ersten Artikels.)

Der Künstler und der Trödler.

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts war die Straße Della Carita zu Neapel bereits, wie der Ghetto zu Rom, das besondere Viertel der Juden, die größtentheils mit dem Gewerbe des Wucherers das des Trödlers verbanden. Jeder junge Mann von guter Familie, welchen seine Seepartien nach der Grotte des Pausilipps mit den Signorinen Catharina oder Leonore zu Grunde gerichtet hatten, jeder arme ex voto oder Madonnenmaler, der für die Rivenditori in Erwartung von Bestellungen der Fürsten oder Kardinäle arbeiten mußte, konnte einem die Straße Della Carita weisen. Unter den Buden der engen Gasse zeichnete sich die des Meisters Abraham Giudeo durch einen Ueberfluß an alten Sachen aus, die den Eingang zierten oder vielmehr versperrten. Hier sah man in buntem Wirrwarre Mailänder Harnische, Bologneser Degen, Cremoneser Geigen und neapolitanische Lauten; allein die Hauptrolle im Handel und Krame Meisters Giudeos spielten Gemälde aller Art. Niemand wußte besser als er unter einer Schichte von Rauch und Staub den Pinsel irgend eines großen Meisters zu erkennen, oder in dem Versuche eines jungen, unbekannten und hungernden Künstlers den Keim eines künftigen Talents zu entdecken; allein Niemand wußte auch besser auf die Bedürfnisse des Verkäufers zu spekulieren und mit einer Gleichgültigkeit, über welche man in Verzweiflung hätte gerathen mögen, den Werth eines Werkes herabzusetzen, dessen Verdienst er wie durch Instinkt errieth. Eines Abends trat ein junger Mann aus einem armseligen Dachkämmerchen, wo er den ganzen Tag über gearbeitet hatte, und richtete seine Schritte nach der Straße Della Carita, wobei er unter seinem abgetragenen Mantel etwas sorgfältig verbarg. Die zunehmende Dunkelheit erlaubte kaum seinen äußerst bescheidenen Anzug und seine stark ausgeprägten Züge zu erkennen, die, unter einem schwarzen und dichten Haupthaare, den Ausdruck eines fast wilden Stolzes trugen. Wenn die Weiber aus dem Volke, die unter Gesange vor den Thüren ihrer Häuser spannen, gewußt hätten, daß der Vorübergehende der Verfasser der damals so beliebten Volkslieder: „Dolce pace del cor mio," und „Piu che penso à tuoi," sey, sie würden nicht gezweifelt haben, daß er, seine Guitarre unter dem Mantel, sich unter das Fenster irgend einer unerbittlichen Iris begebe. Vor Abrahams Bude blieb er stehen, trat endlich nach einigem Zaudern ein, und gelangte durch Haufen alter Waffen und Gemälde bald in eine Art Hinterstube. Hier saß das Kind Israel in einem breiten, alterthümlichen Lehnsessel, beschäftigt, die Einnahme des Tages zu zählen, als ihn die Ankunft des jungen Mannes in seiner wichtigen Arbeit störte. — „Was steht zu Euren Diensten, junger Herr? Ihr wißt, die

Zeiten sind hart; die Dukaten Neapels wandern alle zu unsern spanischen Herrn, die ihre Pistolen lieber an Buhlerinnen und an Bravi, als an arme Leute, wie ich, geben; dies unter uns gesagt und unbeschadet des Respekts, den man dem Repräsentanten seiner allerkatholischsten Majestät schuldig ist." Dabei zog er seine breite Mütze ab. „Habt Ihr daher," fuhr er fort, „bei Eurem Besuche den Zweck, den ich vermuthe, so habt Ihr klug gethan, irgend ein gutes und werthvolles Pfand, wie das, welches Ihr unter dem Mantel da habt, mitzubringen." — „Ihr irrt Euch," versezte der Unbekannte, indem er eine Tafel, etwa vier Palmen hoch, zeigte; „ich komme nicht um zu leihen, sondern um zu verkaufen." — „Ach!" das ist etwas anderes!" rief der alte Trödler, nahm eine Linse und betrachtete aufmerksam das Gemälde, welches der junge Mann ihm im gehörigen Lichte vorhielt. Vergebens spähte der Künstler mit unruhigem Blicke, welchen Eindruck sein Werk auf den geübten Beobachter mache, dessen unbewegliche Züge nichts als Aufmerksamkeit aussprachen. Er glaubte das Wort nehmen zu müssen, um ihm den Gegenstand des Gemäldes zu erklären: „es ist Hagar mit ihrem Knaben in der Wüste von Bersheba." — „Ein Gegenstand, welchen schon der göttliche Guercino behandelt hat," sagte Abraham. — „Wenn Ihr sein Gemälde kennet, so werdet Ihr wissen, daß der Moment nicht derselbe ist," erwiederte der Maler; „und was liegt auch daran?" fuhr er stolz fort; „es handelt sich darum, was das meinige werth seyn mag."

(Der Beschluß folgt.)

Wanderers Herbstlied.

Welkend stehn des Waldes Bäume,
Leer der Felder weite Räume,
Schwalb' und Storch von dannen zieht;
Doch der deutsche Wandrer munter
Singt bergauf und singt bergunter
Durch den Sturm sein frohes Lied.

Freundlich Dorf und Stadt und Flecken
Ihm den Arm entgegenstrecken,
Winken liebend ihn herein;
Ueberall ihn deutsche Blicke,
Deutsche warme Händedrücke,
Deutsche Küsse ihn erfreun.

Stolz auf seinen sieben Hügeln
Mag sich Rom im Tiber spiegeln,
Und Paris sich eitel blähn,
London sich im Golde brüsten,
Und nach aller Länder Küsten,
Wie nach Raub der Adler spähn!

Ich, und könnt' auf weiter Erde
Frei ich schalten ohne Fährde,
Wählte dich nur, Vaterland,
Land der heil'gen Eichenhaine,
Wolfenberge, goldnen Weine
An des Rheins und Maines Strand.

Aber mehr als Eich' und Reben,
Mehr ist's deines Volkes Leben,
Was mit Liebe mich durchglüht;
Dieser Geist, so leicht und rege,
Jedes Guten treue Pflege,
Und das innige Gemüth.

Wie Dein Himmel, nicht zu glühend,
Doch des Nordens Kälte fliehend,
So ist deiner Kinder Sinn.
In der hohen Einfalt Gleise
Ziehen sie, vergnügt und weise,
Ihrer Pflichten Straße hin.

Drum so welkt nur, Büsch' und Bäume,
Durch der Felder öde Räume
Pfeifend zieh' der kalte Wind!
Durch den Sturm bergauf, bergunter
Singt sein Lied der Wandrer munter,
Wo nur deutsche Hütten sind!

G. Fein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Geheimer Inquisitionsbericht über Voltaire.

Als wir in den blutigen Stürmen der Revolution (heißt es in dem Berichte Mutins über Voltaire'n weiter) litten und duldeten, ja, da fluchten wir Voltairen als ihrem Haupturheber, und die Revolutionsmänner ihrerseits priesen ihn laut als die vornehmste Triebfeder der Umwälzung. Alles erklärte ihn damals einstimmig für den Hauptursächer der Ereignisse. „Voltaire," sagten im Jahr 1790 seine nächsten Vertrauten, die Marmontel, Laharpe, Condorcet, „Voltaire hat nicht gesehen, was er alles geschaffen, aber er hat alles geschaffen, was wir sehen. Der erste Urheber dieser großen Umwälzung, die Europa in Staunen sezt, die die Völker mit Hoffnung erfüllt und die Herzen bang schlagen macht, ist unzweifelhaft Voltaire. Er war der Erste, der des Despotismus furchtbarstes Bollwerk, die geistliche Macht, die Priestergewalt niederriß. Hätte er nicht das Priesterjoch gebrochen, nie wäre das Tyrannenjoch gebrochen worden; beide waren in so innigem Verbande, daß, war einmal jenes abgeschüttelt, dieses nicht mehr lange liegen bleiben konnte. Der Weisen Gedanken bereiten die Revolutionen vor, des Volkes Arm führt sie aus." (Mercure de France. 7. August 1790.)

Wie Voltaire auf die früheren Geschlechter gewirkt hat, so wirkt er auf die jezt lebenden; das sehen wir ja alle Tage. Dieselbe Richtung, welche die Jugend damals durch ihn be-

kam, bekommt sie jezt wieder; diese, wie jene, wird durch ihn darauf hingeleitet, das Joch der Religion zu zerbrechen, und ist dieses Joch wiederum abgeschüttelt, so wird und muß auch das Joch des Königthums abgeschüttelt werden, jezt wieder, wie schon einmal. — Nicht Ich spreche hier, die Erfahrung spricht für mich. — Aber wie! die Uebelgesinnten wissen diese Erfahrung zu nüzen, um Böses zu thun, und wir sollten sie nicht nüzen können, um Gutes zu thun? Die Uebelgesinnten arbeiten ohne Unterlaß am Umsturze des Staates mit den Werkzeugen, die ihn schon einmal umgestürzt haben, und wir bemühen uns nicht ohne Unterlaß, ihnen die Werkzeuge der Zerstörung aus den Händen zu reißen? Schon oft haben wir es den Regierungen Ludwigs XV. und XVI. zum Vorwurf gemacht, daß sie sich der Verbreitung von Voltaire's Schriften nicht kräftig genug widersezten. Zu ihrer Entschuldigung ist aber nicht zu vergessen, daß sie die Gefahr, welche dem Staate von Seiten der neuen Philosophie drohte, noch nicht aus Erfahrung kannten. Wir aber, die wir diese so schmerzliche Erfahrung gemacht haben, wie wollen wir uns vor Gott und den Menschen rechtfertigen? Man wird antworten: das Uebel ist geschehen; allerdings, und ein großes Uebel, aber es geschieht noch immer fort und wird alle Tage größer. Will man es denn ins Grenzenlose wachsen lassen, da man doch gesezlich die Macht hat, ihm Einhalt zu thun? Ich weiß wohl, man hat bis jezt die neuen Auflagen von Voltaire darum geduldet, weil, wie es hieß, diese bändereichen Sammlungen nur in die Bibliotheken der Wohlhabenden kommen, und ihr Preis sie der Jugend und dem Volke unzugänglich mache. Leicht könnte ich, wie ich schon einmal gethan habe, diesen Irrthum durch Thatsachen widerlegen; was braucht es aber dies? — hier liegen zwei neue Ausgaben in 18. und in 32. vor mir; diese zu dulden, kann wohl schwerlich ein auch nur scheinbarer Grund angeführt werden. Diese Ausgaben sind offenbar zum Verderben der zarten Jugend und des niedern Volks so veranstaltet, daß die Bücher sich in den Schulen ohne Wissen der Lehrer, in den Hütten ohne Wissen der Eltern verbreiten können. Dies ist der fluchwürdige Plan der Herausgeber, und sie sprechen ihn mit einer Schamlosigkeit, welche die Zeit des sittlichen Verfalls, in der wir leben, ganz bezeichnet, offen aus. — In dem Prospektus, den ich diesem Bericht beilege, sagt der Herausgeber des Voltaire in 18.: „Der Oktavausgaben werden immer mehrere, aber an eine Ausgabe in 18., die man unbemerkt in der Tasche trägt, die man herausziehen und wieder einstecken kann, wie es kommt, hat man bis jezt nicht gedacht, oder es sind doch nur einzelne Schriften unsers grossen, universellen Schriftstellers in diesem Format erschienen. Es ist hier eine Lücke auszufüllen und einem wahren Bedürfniß abzuhelfen.“ Der heutige Constitutionnel (vom 29. September) empfiehlt die Ausgabe in 32., und sagt mit deutlichen Worten, sie sey vorzugsweise für die Armen und Handwerker bestimmt. „Voltaire's Schriften,“ heißt es, „predigen Vernunft und Philosophie, und diese sollen auch in die Hütten dringen und durch die Liebe zur Wahrheit die Vorurtheile daraus verjagen (nämlich den Katechismus und das Evangelium). Marseille läßt 2000 Exemplare von Voltaire's Werken verbrennen; als Antwort auf diese unschuldige Feindseligkeit druckt Paris 3000 neue, und dennoch haben wir bei weitem noch nicht Ausgaben genug, daß die gewerbfleißigen und dürftigen Stände sich damit hinreichend versehen könnten. Dazu braucht es vielleicht noch 100,000 Exemplare.“ Diese beiden Stellen sind klar; sie beweisen zu gleicher Zeit, was die Aufwiegler von der Verbreitung der Schriften Voltaire's erwarten, und was wir davon zu fürchten haben.

Das Geschick der Gesellschaft liegt in der Hand der Richter; in ihrer Macht steht es, dem reißenden Strome einen Damm zu seyen, wie sie noch nicht lange dem Wust von Schmähschriften in 32. ein Ende gemacht haben. Mögen sie wohl bedenken, daß ein Buch von Voltaire hundertfach gefährlicher ist als jedes andere Buch; daß Voltaire der verderblichste Schriftsteller ist und bleiben wird, weil er der populärste, beissendste, witzigste ist und bleibt. Von der Ausgabe in 32. ist noch keine Lieferung erschienen, in der etwas zu rügen wäre. Für den Augenblick ist also nichts zu thun.

Basel, September.

(Beschluß.)

Was den Schweizern bei Stiftung einer Hochschule Noth thut.

„Dort in Sachsen (schließt Troxler) leuchtet uns sogar das Beispiel von einer der ersten Universitäten Deutschlands, jenes lichtvolle und berühmte Jena, lange Zeit eine Art wahrer Muster- und Pflanzschule anderer deutschen Universitäten; wie entstand es und wodurch erhielt es sich? — durch nicht weniger als vier verschiedene Fundatoren und Nutritoren, deren jeder sein nicht sehr großes Scherflein beitrug, um, was keiner für sich konnte und vermochte, was Ganzes und Rechtes zu stiften, das mit Würde und Ehre und mit lebendiger Fruchtbarkeit dem Größten und Besten, was die größten und besten Fürsten in ganz Deutschland geschaffen, Jahrhunderte lang zur Seite stand. Und wann wird endlich auch erkannt werden, um was es sich in dieser Sache und Angelegenheit handelt? Um Geld? Nein, um etwas mehr, um Geist! Um eine Hochschule? Auch um dies nicht blos, sondern um Nationalbildung, auf der die ganze Zukunft unsers Vaterlandes und das Wohl und Heil all unserer Nachkommen ruht. Und habt ihr Größeres, Wichtigeres und Dringenderes, Heiligeres als dieses? Wisset ihr von etwas, das euch Alle, von Genf bis Chur, und von Lugano bis Basel, näher und gemeinsamer angeht, und was die geistlichen und weltlichen Vorsteher eurer Sprengel und Gaue, ohne Unterschied von Kirchhör und Staatsthum, was euch Schweizer, Hohe und Niedere, alle gleich und ganz als Christen, Menschen und Bürger zu Theilnahme und Mitwirkung erregen und aufwecken muß?“

Kräftige Einladungen zu allseitiger Mitwirkung machen den Schluß der Schrift; sie sind zunächst und am dringendsten an Basel selbst gerichtet; denn mehr als alles Uebrige entscheidet in dieser Sache Basel mit seinem neu erwachten Hochsinn; und dieser Hochsinn vermag selbst auch mehr als Basels äussere Schätze, mit welchen auf diesem Gebiete sich nichts dingen und nichts kaufen läßt. Mehr aber, als Basel und die Schweiz, entscheidet und vermag der Geist jener hohen Freundschaft und lebendigen Liebe, der die ersten und größten Universitäten mitten in scholastischer und hierarchisch feodaler Barbarei schuf, der auch jezt noch gebildete Männer zu ähnlichen großen Werken verbindet und die nach Licht und höherer Erkenntniß gierige Jugend ruft. Geistesbildung ist eine Pflanze, die mehr von Licht und Aether, als von Boden und Erde lebt; deßhalb ist gezeigt worden, daß, wie einst die Universität Basel durch Erschlaffung der ersten geistigen Eidgenossenschaft, durch Intoleranz und Engherzigkeit sank, sie nun durch neue Emporhaltung des Reiches und der Herrschaft der Ideen, durch gesicherte Unabhängigkeit der Geister und durch freie Vereinigung der Gemüther wieder aufblühen müsse. Man nähre nur die Wurzel, den Wuchs aber überlasse man der Pflanze unter freiem Himmel.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. September 1830.

Aus Trümmern, Gräbern redet in unartikulirten Tönen, wie man sich, die aus dem Geisterreich denkt, eine unbekannte Vorwelt zu uns herab.

Johannes Müller.

Egyptische Alterthümer.

Ausbeute der französischen Expedition für Chronologie und Geschichte.

Die wissenschaftliche Expedition unter Champollion verspricht, wenn sie auch kein großes und neues Licht in die alte Nacht Egyptens wirft, doch über manchen historischen Punkt interessante Aufschlüsse. Aus den vielen Zeichnungen wird vielleicht eine eigentliche Iconographie der Herrscher Egyptens gewonnen, die, trotz Lücken und Unrichtigkeiten, merkwürdig werden dürfte. Ganz besonders auffallend sind auf diesen Abbildungen die verschiedenen Raçen der Könige; so haben die äthiopischen Könige, wie z. B. Saraca, völlig den Gesichtswinkel der Neger; andere haben so abschreckende Gesichter, daß man sieht, der Künstler durfte sie nicht schöner machen. Die Egypter wußten aber auf ganz andere Art zu schmeicheln: statt Menschen götterähnlich zu machen, gab man den Göttern die Züge der Könige; so haben alle Gottheiten in einem Tempel, den Möris oder Sesostris gebaut hat, das Profil von Möris oder Sesostris.

Bekanntlich beginnt es erst mit der achtzehnten Dynastie der Könige etwas Licht in der egyptischen Geschichte zu werden, ums Jahr 1822 vor unserer Zeitrechnung. Der Einfall des barbarischen Volks, das unter dem Namen der Schäfer oder Hirten aufgeführt wird, trennt gleich einem undurchdringlichen Gewölke diese Dynastie von den vorhergehenden; und bereits unter diesen wurden ganz bestimmt die Pyramiden von Memphis und viele andere Gräber in Ober- und Unteregypten erbaut, auf denen man zwar Königsnamen aus frühern Dynastien als die achtzehnte, aber nie ein Bildniß fand. Die Expedition hat dagegen die Bildnisse sämmtlicher siebzehn Könige der achtzehnten Dynastie und ihrer Weiber und Kinder zusammengebracht. — Diese achtzehnte Dynastie ist die wichtigste von allen, sowohl für die Volks-, als für die Kunstgeschichte. Ihr Stifter ist der Amenothph, der die Hirtenkönige vertrieb und das Land wieder unabhängig machte. Die berühmtesten Herrscher dieser Dynastie sind: Amenothph III., von den Griechen Memnon genannt; Orus, der eigentlich Menephtha heißt; sein Sohn war Rhamses der Große, den Champollion für den bekannten Sesostris hält; die Denkmale scheinen aber doch nicht ganz dafür zu sprechen. Auf die Pharaonen dieser Dynastie, Menephtha, Rhamses den Großen, Rhamses-Majamun und einige andere beziehen sich die großen geschichtlichen Basreliefs von Ibsambul in Nubien und von Theben, welche von den großen Eroberungen dieser Könige in Asien, Afrika, ja in Europa, nämlich in Griechenland, Zeugniß geben. Europa wird sich wundern, zu welchem Grade der Vollkommenheit die zeichnenden Künste in jener fernen Zeit bereits gelangt waren.

Auch von den folgenden Dynastien bis zu der zwei- und dreißigsten welche die der Lagiden oder Ptolemäer ist,

hat man sehr viele Bildnisse und Inschriften gesammelt; lezere bestätigen im Allgemeinen so ziemlich, was wir aus Manethos Chronologie wissen; hie und da füllen sie auch Lücken in derselben aus. Namentlich hat man die Inschrift und das Bildniß des Stifters der zwei-und-zwanzigsten Dynastie, des bekannten Sesuchis, des Sesaks der Bibel, gefunden. Ein Theil des Pallastes von Karnab liefert sehr merkwürdige Notizen über ihn, die mit den Angaben der heiligen Schrift übereinstimmen. Unter andern kommt eine Reihe von Hieroglyphen vor, in der vom Königreiche Juda die Rede ist und wo die eroberten festen Plätze, übereinstimmend mit den Angaben im eilften Kapitel des zweiten Buchs der Chronik und im vierzehnten Kapitel des zweiten Buchs der Könige, namentlich aufgeführt sind.

Was die Lagiden oder Ptolomäer betrift, so finden sich alle ihre Namen auf den Denkmalen im Ueberfluß, und die Ordnung ihrer Thronfolge wird dadurch bestätigt, wie die Geschichte sie angibt. Nur Alexanders des Großen Inschrift kann man nicht völlig bestimmt angeben; die Inschrift, wo man den Namen Alexander liest, scheint eher dem Sohne des Eroberers anzugehören. Sonst finden sich die Namen aller Ptolemäer und aller ihrer Weiber bis auf Ptolemäus Cäsar, genannt Cäsarion. Was aber die Bildnisse betrift, so ist man just bei dieser Dynastie am meisten in Ungewißheit. Die Bildhauerkunst war damals schon wieder so tief gesunken, daß es den Künstlern schwer fallen mußte, die Natur nachzuahmen; daher kommt es auch, daß verschiedene Bildnisse desselben Individuums sich unter einander nicht gleichen; ferner gleichen die Gesichter auf den Bildwerken den Gesichtern auf den Münzen nicht; namentlich ist das Profil der berühmten Cleopatra, wie man es von ihren Münzen her kennt, ganz anders als das, das sich an den Denkmalen findet; dasselbe gilt von Beremice und Arsinoe.

Auch ist zu bemerken, daß alle von den Ptolemäern herrührenden Bauwerke, wovon es in Nubien von Philoe bis Dakke wimmelt, nur restaurirte oder vielmehr wiederaufgebaute Tempel der ältern Könige sind, die von den Persern zerstört worden waren; sie legen ein ehrendes Zeugniß dafür ab, welche Mühe sich diese Fürsten gaben, das Wohlwollen des Volks zu gewinnen. Daß dem wirklich so ist, geht augenscheinlich theils aus den Trümmern der alten Tempel, die wieder zum Bau der neuen verwandt wurden, theils aus den hieroglyphischen oder griechischen Inschriften auf den Tempeln hervor. Die römischen Kaiser folgten diesem Beispiel, und man findet ihre Namen von August an bis auf Caracalla und Geta, aber keine Bildnisse von ihnen. Der römischen Periode gehören verschiedene Bauwerke und Restaurationen an, z. B. die Ausbesserung des Tempels von Denderah, der Bogen der Arsinoe und manches andere. In der sonst vollständigen Kaiserreihe fehlen blos Vitellius, Pertinax und Albinus.

Dieß sind mit wenigen Worten die hauptsächlichsten chronologischen Resultate der Unternehmung; wir lernen daraus den wahren Zeitpunkt gewisser Begebenheiten, die Succession von Königen und Manches kennen, was bisher in Dunkel gehüllt war. Und nicht allein die Inschriften von Tempeln und Palästen haben diese Ausbeute geliefert; auch die Grüfte von Privatpersonen zeigen häufig Inschriften, worin z. B. Beamte vorkommen, die unter zwei, drei aufeinanderfolgenden Herrschern Dienste geleistet haben, und dieß bildet eine sehr gute Kontrolle für die Angaben in den Tempeln und Gräbern der Könige.

Was die Ausbeute für politische Geschichte betrift, so möchte sie vielleicht weder der Masse, noch der Bedeutsamkeit nach die Erwartungen des gelehrten Europas ganz erfüllen. Die Siege von drei oder vier berühmten Eroberern, Rhamses des Großen, seines Vaters und Rhamses-Majamun, sind in ihren Gräbern in Bildwerk dargestellt, und die Namen der besiegten Völker, der eroberten Länder sind zu lesen. Es sind dieß allerdings kostbare Denkmale für Geschichte und alte Erdbeschreibung; aber abgesehen davon, daß ihrer im Verhältniß zu einer so langen Reihe von Jahrhunderten zu wenig sind, gleichen sich diese Darstellungen in der Ausführung so sehr, daß man nothwendig auf die Vermuthung geführt werden muß, die Thaten des ersten seyen zum Vorbild bei der Darstellung der Thaten des zweiten, dritten u. s. f. genommen worden. Da ist immer derselbe Kriegswagen, dieselben Verzierungen, dieselben Pferde und Federbüsche; der König hat immer die nämliche Stellung, die Beine sind immer auf dieselbe Art gesezt, Hals und Kopf haben dieselbe Haltung; Bewaffnete tummeln sich umher, hier wie dort, das Kriegsvolk ist aufgestellt, hier wie dort, beim Triumph kommt einmal vor was das andere Mal. Den König sieht man immer auf dem nämlichen Throne sitzen, umgeben von den nämlichen Offizieren, unter dem Schuze derselben Gottheiten, die immer gleich gekleidet sind; die Schreiber daneben verzeichnen, wie viele Feinde erschlagen worden sind, immer und überall mit denselben einzelnen Umständen. Diese vollkommene Aehnlichkeit macht diese Darstellungen so eintönig, daß das Vergnügen und die Aufmerksamkeit des Beschauers gleichviel dadurch leiden.

Champollion nennt dieses monotone Wesen monumentalen Styl; es verdiente aber wohl eher den Namen Handwerksmechanismus und Armuth an Erfindung; denn sieht man ab vom Kolossalen, Wundervollen der Massen, was die Einbildungskraft überrascht, erdrückt, so findet sich, daß alle architektonischen Formen auf drei oder vier hinauslaufen, die sich ewig wiederholen.

Noch ist etwas zu erwähnen, wovon man den Grund nicht recht einsieht und das sich mit der Geschichte gar nicht reimen läßt. Auf allen von den Ptolemäern wiederhergestellten Denkmalen nämlich sieht man dieselbe Darstellung, wie der König in kriegerischer Stellung immer denselben Trupp von Feinden mit der linken Hand an den Haaren packt, während er ihnen mit der rechten Hand drohend eine Keule vorhält. Ferner sieht man zum Ueberdruß oft einen König, der in der linken Hand einen zum spitzen Winkel aufgezogenen Bogen und einen mit Pfeilen gefüllten Köcher trägt. Diese beiden Vorstellungen paßten nun wohl auf Ptolemäus Evergetes I., den einzigen Eroberer in dieser Dynastie; man begreift aber nicht, warum sie sich auf den Denkmalen der friedfertigsten, ja der durchaus sorglosen Ptolemäer finden; dieser Anstrich von Schmeichelei thut natürlich der Glaubwürdigkeit der Geschichte auch hinsichtlich derjenigen Könige Eintrag, die mit Recht in kriegerischer Haltung dargestellt sind.

Der Künstler und der Trödler.

(Beschluß.)

„Das ist kühn gesprochen, junger Raphael," sagte der Alte mit einem ironischen Lächeln; „Signor Spagnuoletto und Cavaliere Lanfranco könnten sich nicht besser ausdrücken; aber ich glaube nicht, daß Ihr Eure Arbeiten schon so theuer verkauft." Dabei warf er einen bedeutsamen Blick auf die abgetragenen Kleider des jungen Malers. — „Was wollt Ihr mir denn für dieses Gemälde geben?" rief dieser ungeduldig aus. — „Hum!... ich würde eine Hölle, ein Fegefeuer oder einen Märtyrer vorziehen; man will gegenwärtig keine andern Sachen mehr; und dann sieht man hier auch keine Spur von einer der Schulen, die dermalen in Mode sind, weder die des Caravaggio, noch die des Ribera.... Nach welcher Schule habt Ihr denn gearbeitet?" — „Nach keiner." — „Aber wer ist denn Euer Meister, und wo habt Ihr gelernt?" — „Mein Meister ist die Natur, meine Schule das Unglück." — Damit wollte er das Gemälde zurücknehmen, welches der Jude noch immer betrachtete. — „Sachte!... Wenn man Euch dafür sechs Dukaten böte..." — „Für diese ist es Euer." — „Das wäre mehr, als es werth ist; aber vier, zum Beispiel, das dünkt mir ein annehmlicher Preis." — Einen Augenblick funkelten die Züge des jungen Mannes, als er sah, wie der verschlagene Händler mit seiner Noth spielte, die er zu sehr hatte merken lassen; seine schwarzen Augenbraunen näherten sich einander und seine Hand griff nach einem Dolche, den er im Gürtel trug. Allein er wurde sogleich wieder ruhiger und seine Züge nahmen ihren gewöhnlichen Ausdruck finsterer Entsagung wieder an. „Machen wir ein Ende," sagte er, „behaltet dieses Gemälde und gebt mir die vier Dukaten." — „Der Jude zählte sie ihm einen nach dem andern auf, als ob er sich ungern von ihnen trennte, und der junge Maler rief, als er wieder in seiner niedrigen Wohnung stand: „Gott sey gedankt! nun kann ich mir Leinwand und Brod kaufen!"

Einige Tage darauf hielt ein glänzender Wagen vor der Bude Meister Abrahams. Es war der berühmte Kavaliere Lanfranco, der von der Kirche Del Gesú zurückkam, wo er an den Malereien arbeitete, die man noch bewundert. Der Künstler hieß den alten Abraham, der eilig an den Schlag gekommen war, ihm ein Gemälde reichen, das an der Thüre unter vielen andern hing; es war das des Unbekannten. Der alte Jude nahm es mit geschäftiger Miene, wischte mit seinem Aermel den Staub davon ab und überreichte es Lanfranco. „Eine gute Arbeit, Signor Cavaliere, und Eure Herrlichkeit wußte dieß ja sogleich zu erkennen. Bewundern Sie das wilde Kolorit dieser Wüste, diese sonneverbrannten Bäume, diesen glühenden Himmel." — „Von wem ist dieses Gemälde?" — „Ich weiß es nicht; es wurde mir von einem jungen Menschen verkauft, der es für seine Arbeit ausgab." Der Maler suchte unten am Gemälde, und las in einer Ecke den unbekannten Namen Salvatoriello. Das Werk wurde um den Preis gekauft, welchen der Jude dafür forderte; allein es verfloß noch manches Jahr, bis der unbekannte Salvatoriello, der um geringen Lohn für die Revenditori Neapels arbeitete, der berühmte Salvator Rosa wurde, welchen ganz Europa bewunderte, und bis die Fürsten Italiens sich um die Ehre stritten, seine unsterblichen Werke mit Gold aufwiegen zu dürfen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, September.

Vom Laster der übertriebenen Reinlichkeit.

Im Begriffe, die Schweiz zu verlassen, in der mir nicht nur die Natur, sondern auch die häuslichen Cirkel der Einwohner unvergeßliche Stunden bereitet haben, berichte ich Ihnen nicht über die Wunder der Gebirge, sondern über eine Eigenheit, die mir sehr aufgefallen ist, über das Uebermaaß einer weiblichen Tugend, die eben dadurch in einen Fehler umzuschlagen droht; ich lobe nicht, wie hübsch, wie patriotisch, wie haushälterisch die Helvetierinnen sind, sondern ich beklage mich, daß manche von ihnen — zu reinlich sind.

Die Reinlichkeit, durch welche der größte Theil von Holland sich auszeichnet, ist allgemein bekannt, und Jedermann weiß, daß diese Reinlichkeit nicht selten lächerlich wird und bisweilen in Unreinlichkeit übergeht; aber nicht allgemein ist

es bekannt, daß auch in der Schweiz vollendete Seitenstücke zu alle diesem gefunden werden. Unstreitig zeichnet ein großer Theil der protestantischen Schweiz sich durch einen hohen Grad von Reinlichkeit auf eine vortheilhafte Weise aus, und diese fällt selbst auf dem Lande, namentlich im Kanton Bern, dem Reisenden in die Augen. Das Innere der Wohnungen und auch die nächsten Umgebungen derselben sind in dieser Hinsicht in den Städten Zürich und Basel vornämlich lobenswerth; aber in diesen beiden Städten trifft man auch bei manchen Familien jene Uebertreibung der an sich sehr löblichen Sitte. In diesen Häusern wird nicht nur an bestimmten Tagen oder Stunden gescheuert, gefegt und ausgekehrt, sondern diese Geschäfte dauern ununterbrochen fort. Immer sind einige Personen beschäftigt, vom Dachboden bis auf die Hausflur jedes Sonnenstäubchen, das sich irgendwo möchte angesezt haben, und jede Spur, die der Fußtritt eines Eintretenden zurückließ, wegzuschaffen, jedes Thürenschloß rein zu reiben, an welches eine Hand sich gelegt hatte. Nach wenigen Stunden werden die Treppengeländer, die Seitenwände, die Fenster wieder gereinigt, und in jedem verschlossenen Zimmer wiederholt sich das leise, gespensterähnliche Säuseln des Scheuerlappens, der sich von außen her über die Thüre hinbewegt. Alle Mobilien der bewohnten Zimmer sind ein steter Gegenstand dieser Thätigkeit, und selbst an den der unbewohnten übt sie sich täglich. Jede freie Bewegung ist in einem solchen Hause verpönt, und selbst der frohe Sinn der Kinder unterliegt dem strengsten Gebote; denn ihr Herumspringen könnte Staub erregen, ein Anflug desselben an irgend einer Stelle sichtbar werden, und unglücklicherweise ein unerwarteter Besuch eintreffen, dem diese schreckliche Erscheinung in die Augen fiele. Unablässig sind die unglücklichen Hausfrauen, deren sich diese unselige Leidenschaft des Scheuerns bemächtigt hat, mit der Festhaltung ihres Systems beschäftigt, so daß ihnen für nichts anders Sinn oder Zeit übrig bleibt. Selbst die häusliche Geselligkeit und die Aufsicht über die Kinder leidet darunter, und die Kinderstube wird beinahe nur dann von der unglücklichen Mutter besucht, wenn sie besorgt, es möchte wieder etwas in derselben aufzuräumen seyn. Stürzt das Kind einer solchen Mutter zu Boden, blutet es aus dem Näschen, so eilt, trotz der unverkennbaren mütterlichen Zärtlichkeit, doch der Schrecken über den Fleck, der auf dem Fußboden entstehen könnte, dem über das Mißgeschick des geliebten Kindes voran. Jeder angekündigte Besuch verursacht eine neue allgemeine Bewegung. Die ganze Dienerschaft ist von der Straße bis über den Punkt hinaus, der muthmaßlich dem Blicke des Besuchenden offen stehen könnte, in der größten Thätigkeit. Keine Ecke einer Fensterscheibe entgeht der genauesten Prüfung und Reinigung. Gewöhnlich geht diese Aengstlichkeit so weit, daß wenn auch nur die Mutter, die Schwester oder die Muhme erwartet wird, Vorbereitungen eintreten, als wie wenn kleine Mysterien gefeiert werden sollten.

Jede nützliche Thätigkeit ist in einem solchen Hause verschwunden, denn weil gegen einen Feind gekämpft wird, der sich wie die Köpfe der Hydra immer wieder erneuert, so bleibt keine Zeit für irgend etwas anderes übrig. Jeden Augenblick werden die Bedienten, auch wenn sie etwas Besseres zu thun beginnen, davon abgerufen, und von der umgebenden Gebieterin bald oben, bald unten in das Haus zum Reinigen beordert. Allmählig bildet sich bei denjenigen Personen, die diesem Reinlichkeitssystem sich hingeben, ein wirklicher Haß gegen jede andere Thätigkeit. Sezt jemand von ihren Untergebenen sich nur auf wenige Minuten zu einem nüzlichen Geschäfte hin, so wird dies in ihren Augen Bequemlichkeit und Trägheit. Müßiggang in dem, was sie für das Wichtigste halten, ist es auf jeden Fall, denn sitzend kann ja Niemand scheuern oder fegen, und der Urbegriff der Sedulitas, die bei den Römern eine Tugend war, wird in gewissen Häusern Helvetiens zum Verbrechen. Ueber alle häuslichen Verhältnisse, selbst über die Tafel, dehnt dieses System seinen eisernen Arm aus, denn nur diejenigen Speisen dürfen zubereitet werden, die wenig Zeit erfordern, gleichviel, ob sie kostbar seyen oder nicht, damit die Küchenbeamten so bald als möglich die Ordnung wieder herstellen können und jede Geräthschaft gereinigt und geordnet erscheine.

Aus dieser übergroßen Reinlichkeit und Ordnungsliebe, oder vielmehr aus dem Ueberdrusse gegen alles Andere entsteht am Ende bei denjenigen Personen, die sich diesem Systeme déplorable hingegeben haben, ein solcher fieberhafter Zustand, daß nach kurzen Zwischenräumen alle Schränke, Schubladen, Schachteln einer Untersuchung unterworfen, jeder noch so kleine Gegenstand herausgehoben, gelüftet, ausgestäubt, gesonnt, abgewischt, polirt und dadurch unvermeidlich hin und wieder eine andere Störung der Reinlichkeit veranlaßt wird. Oft verrückt in diesem Artikel eine solche Emsigkeit, daß Gegenstände, die jahrelang ohne Schaden an ihrer Stelle hätten bleiben können, nach kurzer Zeit wieder hervorgezogen und einer strengen Heerschau unterworfen werden. Nicht nur die Vorsäle, sondern ganze Zimmer sind oft so mit Geräthschaften bedeckt und belegt, daß wenn Jemand sich meldet, man, um ihn nicht glauben zu machen, es sey hier bis zur Auktion gekommen, kaum noch einen Raum auffindet, wo man ihn hineinführen kann. Hier wird aus der Leidenschaft zur Ordnung in dem nämlichen Maße Unordnung erzeugt, wie man etwa in Holland mitten in der größten Reinlichkeit durch das Quispidorchen, das mitten auf die gedeckte Tafel gestellt wird, seinen Magen in Bewegung gesezt fühlt.

Karrikaturscenen und tragische Erscheinungen sind in stetem Wechsel. Man erzählt sich, daß eine solche Frau das Bett ihres sterbenden Gatten glänzend reiben ließ, und auf seine Bitte, man möchte ihn schonen, antwortete: „Gib dich, mein Lieber, es kann in Gottes Namen nicht anders seyn.“ Andern bleibt über ihren ununterbrochenen Abmühungen keine Zeit mehr übrig, um Besuche zu empfangen oder zu geben, etwas zu lesen oder wichtigen Hausgeschäften ihre Zeit zu widmen; andere überfluthen wöchentlich und noch häufiger alle Fußboden so, daß nicht nur durch die entstehende Feuchtigkeit das Balkenwerk angesteckt, sondern auch auf die Gesundheit der Bewohner sehr nachtheilig eingewirkt wird.

Glücklicherweise vermindert sich diese unselige, tief in die Oekonomie eingreifende Liebhaberei. Sie ist zum Gegenstande des Spottes der Menge und des Mitleidens der seiner Fähigen geworden, und sie wäre schon ganz verschwunden, wenn nicht die aller Orten vorhandenen Basen, Gevatterinnen und ihre Zunftgenossen die unglückliche Geistesrichtung durch Lobsprüche ermunterten und unterhielten.

Auflösung des Räthsels in Nro. 230:

Das Holz.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 78. u. Monatsreg. September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

October.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparthevlichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Unendlichkeit am Himmel. Nach Lamartine von G. Schwab. 233. 236.
Hymne des Kindes bei seinem Erwachen. Nach Lamartine von G. Schwab. 238.
Der Westen. Nach Lamartine von G. Schwab. 242.
Der Straßburger Münster, von G. Fein. 247.
Lieder von Theodor von Sacken. 255.
Der Kampf, von Kreuser. 260.
Homonyme: Kamm. 236.
Logogryph: Schleyer. Leyer. Eyer. 242. — Charade. 248.
Räthsel: Der Reif. 254. — Das Bild im Wasser. 259.

Romane und Erzählungen.

Das Gewitter, Novelle von Fr. Laun. 235 — 248.

Länder- und Völkerkunde.

Statistische Notizen über die Vereinigten Staaten von Nordamerika. 247.
Züge des römischen Volkscharakters. 248. 249.

Reisen.

Besteigung der Schneekoppe im Riesengebirge. 240.
Reise nach dem Krater des Etna. 251 — 254.

Naturgeschichtliches.

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge. 237. 238. 239. 241. 242. 243. 244. 245.
Noch eine Bemerkung über die Entstehung der Nordlichter, von Dr. Nürnberger. 250.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das Hôtel in der Vorstadt St. Germain und das Hôtel in der Straße Rivoli. 246.
Ueber Egypten. Aus einem Schreiben des östreichischen Konsuls Acerbi in Egypten. 249.
Eine Scene aus Goethes Faust, in der schwäbischen Mundart, von M. Rapp. 250. 251.
Bilder aus Rußland. 252 — 260.
Miszellen. 255. 258. 260.
Die Toilette. 256. 257.
Ungedruckte Briefe von Fernow. 258.
Meiner Urgroßmutter Spinett. 259.

Korrespondenz.

Genf. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 247. 248. 249. — Paris. 241. 242. 249. 250. 251. 252. 255. 256. 257. 258. 259. 260. — Zürich. 241. 242. — London. 243. 244. 251. — Lausanne. 245. 246. — Dresden. 246. 247. — Berlin. 253. 254. — Bern. 256. 257. 258. 259.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Ueber das Technische der Glasmalerei. (Forts.) — Archäologische Nachrichten aus Kleinasien und dem Archipel.

Nro. 80.

Ueber das Technische der Glasmalerei. (Beschluß.) — Kunstliteratur. Ludwig von Winkelmann's, Edlen auf Uermitz, neues Malerlexikon, zur nähern Kenntniß alter und neuer guten Gemälde, nebst den Monogramen. — Neue Kunstsachen.

Nro. 81.

Ueber Genremalerei und die Genrebilder von Pflug in Biberach. — An Herrn Brulliot, von Dr. J. C. Stellwag.

Nro. 82.

Ueber Genremalerei und die Genrebilder von Pflug in Biberach. (Beschluß.) — Ueber die neuesten Arbeiten der Düsseldorfer Kunstschule. — Berichtigung.

Nro. 83.

Ueber die neuesten Arbeiten der Düsseldorfer Kunstschule. (Beschluß.) — Nachträge zu Füssli's Verzeichnisse alter Künstler.

Nro. 84.

Nachträge zu Füssli's Verzeichnisse alter Künstler. (Beschluß.)

Nro. 85.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829. (Forts. von Nr. 74.) — Nekrolog.

Nro. 86.

Die Glyptothek in München. — Kunstausstellung in Mailand. (Forts.)

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Länder- und Völkerkunde. Rückschritte der Erdkunde in Frankreich. (Beschluß.) — Geschichte. Memoires et Journal du Marquis de Dangeau. — Biographie. Skizze der bis jezt bekannten Lebensmomente des merkwürdigen Findlings Caspar Hauser in Nürnberg.

Nro. 101.

Lyrische Dichtkunst. 1) Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. — 2) Gedichte von Ludwig Uhland. — 3) Gedichte und poetische Uebersezungen von J. D. Gries.

Nro. 102.

Lyrische Dichtkunst. 4) Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen. Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammengetragen von Dr. O. L. B. Wolff. — Rechtskunde. Bibliothek merkwürdiger Kriminal- und Rechtsfälle der ältern und neuern Zeiten und aller civilisirten Völker, von Theodor v. Haupt und Dr. Fr. Heldmann.

Nro. 103.

Lyrische Dichtkunst. 5) Volkslieder der Schweden. Aus der Sammlung von Geijer und Afzelius, von G. Mohnike. — 6) Runen von Karl August Nicander. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike.

Nro. 104.

Lyrische Dichtkunst. 7) Napoleon. Stimmen aus dem Norden und Süden, von Dr. G. Mohnike. — Jugendbilder und Jugendträume von Ernst Münch.

Nro. 105.

Literaturgeschichte. Prospetto della Storia letteraria di Sicilia, nel XVIII. secolo, dal Abbate Scina istoriografo del Ré. — Lyrische Dichtkunst. 9) Poesie scelte da Matthisson, Goethe, Schiller, Cramer e Bürger, tradotte in versi italiani dal dottor Antonio Bellati.

Nro. 106.

Lyrische Dichtkunst. 10) Blumenlese aus spanischen Dichtern von Sch. Mußl. — 11) Fabeln von Abraham Emmanuel Fröhlich.

Nro. 107.

Lyrische Dichtkunst. 12) Slavische Volkslieder, übersezt von Joseph Wenzig. — 13) Bilder des Orients von H. Stieglitz.

Nro. 108.

Die Leipziger Büchermesse. Michaelis, 1830.

Nro. 109.

Die Leipziger Büchermesse. Michaelis, 1830. (Forts.)

Nro. 110.

Die Leipziger Büchermesse. Michaelis, 1830. (Beschluß.) Taschenbücher auf 1831. 4) Vielliebchen. — 5) Penelope. — 6) Minerva. — 7) Taschenbuch der Liebe und Freundschaft. — 8) Taschenbuch zum geselligen Vergnügen von Kind.

№. 235.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. Oktober 1830.

Heilig Schweigen, das die Welt jezt füllet,
Sanfter Strom, der in den ew'gen Ufern
Endeloser Schöpfung feiernd hinrollt!
Und du herrlicher Gesang der Sterne,
Licht aus Licht, des Himmels sanfte Sprache!

Herder.

Die Unendlichkeit am Himmel.

Nach Alphonse de Lamartine, von Gustav Schwab.

Nacht — eine Sommernacht ist's, deren Flügeln
Im Blau die Funken tausendweis' entsprühn.
Wie einen trüben Spiegel wischet sie
Den Himmel ab, in seinen Ungrund läßt
Sie den entzückten Blick sein Senkblei werfen;
Und alle Blätter seines Feuerbuchs
Schlägt auf, von Wolken frei, das Firmament.
Dort, auf den höchsten Bergrand, wo das Auge
Nach Lust in doppelten Gesichtskreis schweift,
Seh' ich mich schweigend, lasse den Gedanken
Hinwallen, wie ein Meer das Mondlicht wiegt.

Der Aether, wogend in stets gleichem Blau,
Umgiebt mit rein'rer Flüssigkeit die Berge,
Verwischt die Spitzen und die Linien,
Die zitternd in der Luft zu schwimmen scheinen,
Wie in dem stillen Meer, bis auf den Grund
Des Ufers, Schatten in den Wellen spielt.
In diesem strahlenlosen Tage scheint
Wie in des Morgenrothes Glanz dem Blicke,
Dem sinnenden, die Erde zu entblüh'n.
Verschied'ne Horizonte rollet sie
In Fernen auf und zeigt das Spiel der Hand,
So Bildnerin des ganzen Weltalls ist.
Hier schwillt ein kleiner Hügel, gleich der Woge;
Dort an zurückgedrängte Höhen reih'n
Sich Höhen an; mit grünem Vorhang hüllt
Das Thal sich ein, das wie ein Bett sich gräbt,
Den Schatten und die Wasser aufzunehmen;
Dort dehnt sich eine Ebne, wo die Fluth
Der Aehren wie am Strande steigt und sinkt;
Dort schürzt, wie ein zerstückter Schlangenleib,
Der Fluß die unterbroch'nen Wellen wieder;
Sein Silberlauf krümmt unermüdlich sich,
Schlüpft unter'n Hügel, zeigt sich neu im Schatten.
Die tiefen Forste, schwarzer Wolke gleich,
Mit grauem Fleck beschatten sie die Felder;
Und weiter hinten, wo die Gegend sich
In Falten legt, wo der verworrne Blick
In Dunst sich taucht, erscheint des Meeres Busen,
Von Inselchen durchschnitten, von dem Mond
Mit blassem Himmelswiderschein durchzückt,
Und strahlet, wie ein ungeheurer Spiegel,
Der auf des Bodens Staub zerbrochen liegt.
Bruchstücke Lichtes aus der Nacht zurück.

Wie göttlich ist des Menschen Aufenthalt,
Wenn so die Nacht des sturmbewegten Lebens
Geräusch erstickt! Es scheint, der sanfte Schlaf,
Der mit dem Thau vom Himmel niedersinkt,
Und des erschöpften Lebens Ströme hemmt,
Auf allen Elementen auch zu schweben,
Zu sänftigen den Herzschlag alles Seyn's;
Ein frommes Schweigen ruht auf der Natur,

Der Fluß hat seinen Glanz, nicht mehr sein Rauschen,
Die Wege sind verlassen, und kein Laut
Steigt aus den Hütten; in der Wälder Wölbung
Erzittert auch kein Blatt, und selbst das Meer,
Am Ufer sterbend, rollet an den Strand
Mit Mühe nur und klagend seine Welle.
Wer diese Welt, in der kein Hall sich regt,
Wo sich das Ohr der Zauberstille freut,
Wo alles Hoheit, Dämmrung, Schweigen ist,
Die Welt, von deren Seyn der Blick nur zeugt —
Wer sie betrachtet, wird ihm nicht zu Muth,
Als blickt' er tief in die Vergangenheit,
Und seh' im Traum den Schemen einer Welt,
In der das Leben längst geendet hat?
Nur in den breitgekrönten Fichtenstämmen,
Die Gruppenweis' dort über'm Abgrund stehn,
Verbreitet der gebroch'ne Hauch der Nacht
Von Zeit zu Zeit harmonisches Getön,
Die Wipfel mahnen uns, daß diese Welt,
Die eingeschlaf'ne, lebt und Athem holt.

Der Welten Eine schlummert unter'm Zelt
Des Himmels? Doch in diesem Zelte selbst,
Zu dem sich meine Blicke jezt erheben,
Wie viele neue Welten schimmern dort
Im Schatten, Sonnen, die der Glanz verräth!
Die Zahl, die sie berechnen will, ermattet,
Der nimmer müde Geist erschlafft im Flug!
Unfruchtbar schelten die Jahrhunderte
Ihr Alphabet, sie haben Einen nur
Auf Tausend von den Sternen ohne Zahl
Genannt! — Was sag' ich? wallen an dem Rande
Der Himmel sah'n sie nur die sterbende,
Die halbe Gluth des fernen Feuerheerds.
Orion dort, der alte, der den Schleier
Der Nacht zertheilt, und dessen siebenfach
Gestirn von Hiob ward zuerst genannt;
Das Schiff, das durch den stillen Aether schwimmt,
Der Bärenhüter mit dem luft'gen Wagen,
Die goldne Leier und der weiße Schwan,
Das Roß, das aus dem Himmel Funken schlägt,
Die Wage, neigend ihre schwanke Schaale,
Das blonde Haar, bewegt vom Morgenhauch,
Der Adler, Widder, Stier, der Bogenschütz:
Was Hirten auf der Erde angestaunt,
Was Helden zu verewigen gedachten,
Und was vergöttern konnten Liebende,
Das Alles, an das Himmelszelt verpflanzt
In rührenden Symbolen, konnte nicht
Ausnennen diese lichten Weltenheere.
Der Himmel ist ein halbgeöffnet Buch,
Von welchem die Natur den Sterblichen
Nur Linien darbeut um Linien;
Kaum Eine Seit' entziffert ein Jahrhundert
Und spricht: „Hier endigt das erhab'ne Werk!"
Allein des himmlischen Schriftstellers Finger
Kehrt stets ein weitres Blatt des Buches um,
Und von den funkelnden Geheimnissen
Geblendet, sieht das Auge schönre Schrift
In immer schönern Zügen droben schimmern.
Und wie? eröffnet nicht in jeder Nacht
Ein kühner Weiser neue Himmel sich
Im uferlosen Raum, seitdem das Glas,
Das Welten nähert, durch den weiten Aether
In fernste Fernen dringet und den Blick
Hinträgt verloren in's Unendliche,
Bis wo, verwirrt, er vor der Rechnung bebt?
Die Himmel sind ein düft'res Domgewölb,
Das aufreißt und den Schatten schwinden läßt.
Vielfältiger, als jener irre Staub,
In dem der Sonne Strahl durchleuchtend spielt,
Verbreiten, bald getrennt und bald in Gruppen,
In Lagen, in Geschossen aufgehäuft,
In Wellen und in Schaum die Lichter sich,
Des Himmels Regionen überschwemmend,
So zahlreich, so gedrängt, daß unser Blick,
Der ein verschwundenes Gestirn im Raum
Verfolgt, wohl hundertmal im Felde,
Das er umfaßt, geblendet, Welten sieht
Wie Ströme Staubes durch die Räume fliegen!
Noch weiter hinten sind die Schimmer Lichts,
Die unsre Väter einst für Tropfen Milch,
Der Götter Nahrung hielten; wohl mit Recht!
Denn diese lichten Perlen, die den Pfad
Der fernen Nacht gebleichet haben, sind
Zukünft'ge Sterne, flammenvolle Keime,
Gesä't für alle Zeiten von der Hand,
Die immer voll ist, und es decket sie
Mit seinen fruchtbarn Flügeln Gottes Geist,
Und brütet in der Welten Wiege sie
Mit seinem Feuerschatten aus. Von dort
Beginnet am bestimmten Tag ihr Flug,
Wie der des jungen Adlers aus dem Nest;
Sie fliegen ohne Führer, sie beschreiben
Spurlos im Raum die schiefe Strahlenbahn,
Ihr Lauf zertrümmert ein veraltetes
Gestirn und macht die Himmel morgenhell.

(Der Beschluß folgt.)

Das Gewitter.

Novelle von Fr. Laun.

I.

Immer röther und mächtiger zuckten die Blitze durch das zunehmende Dunkel des schwülen Abends. Bald er-

hob auch der Donner seine Stimme. Endlich führte der Flügel des Sturmwindes die schwarze Gewitterwolke dicht über die schönbewachsenen Felsenberge heran, welche dem ansehnlichen Schlosse zu Weibersthal gegenüberlagen. Dem großen Schauspiele seine ganze Aufmerksamkeit widmend, saß der Gutsherr, Baron Waldow, beim Thee mit seiner Gemahlin, die Lichter zurückweisend, womit ein Diener herbeieilte. „Wir behelfen uns schon noch einige Zeit," sprach er, als sie wieder hinweg waren, „mit den erhabenen Feuerbränden, welche die Natur herüberschleudert. Oder ist es Dir, liebe Agnes, in den Pausen allzufinster?" — „Das Ungewohnte," antwortete sie, „führt oft zum Gefühle des Unheimlichen." Da erfüllte plötzlich ein Flammenmeer das ganze Gemach. Des Donners Krachen folgte unmittelbar darauf. Die Baronesse stieß einen Schreckenslaut aus und der auf ihrem Schooße eingeschlummerte einjährige Sohn fuhr auf und weinte heftig. „Das war sehr nahe!" sagte besorgt der Gutsherr und wollte hinweg. Aber seine Gemahlin griff hastig nach seiner Hand und beschwor ihn, sie nicht allein zu lassen. Lange mußte er zur Thüre hinausrufen, ehe es vernommen wurde. Der furchtbare Schlag hatte alle Ohren im Hause für andere Eindrücke unempfänglich gemacht. Der Flur füllte sich inzwischen mit Menschen aus Schloß und Dorfe, und als die Baronesse bereits mit Schauder unter dem immer stärker werdenden Weinen ihres Kindes die Feuersäule aus dem nahen Gasthofe emporlodern sah, berichteten mehrere ihrem noch an der Thüre harrenden Gemahle, daß dieses Haus von jenem starken Schlage getroffen worden. „Jezt, liebes Kind, gebietet die Noth über mich!" sprach er, Leute zu ihr hereinrufend, und eilte, die Rettungsanstalten selbst zu ordnen und zu leiten. Der beste Erfolg krönte seine vielfachen Anstrengungen. Das alte, gebrechliche, durch ein hölzernes Hintergebäude der Flamme die reichlichste Nahrung darbietende Haus war zwar bis auf die äußern Mauern niedergebrannt, doch keines der benachbarten Gebäude beschädiget, kein Mensch und kein Thier umgekommen, auch der größte Theil des Geräthes gerettet worden. In Auftrag des Barons hatte der Verwalter die Bewohner und Gäste des abgebrannten Gasthofs, wie es sich thun ließ, im Dorfe und auf dem Schlosse untergebracht

Auf lezterem war, als der Gutsherr lange nach Mitternacht zurückkehrte, noch sehr helles Licht. Die Baronesse führte dem Eintretenden eine junge Dame entgegen, welche, bei der Absicht, im Gasthofe zu übernachten, dort von dem Unglücke verscheucht worden war. Der Verwalter hatte ihr ein Gemach im Erdgeschosse überlassen, die Baronesse aber, bei der eingetretenen Noth ebenfalls nicht unthätig bleibend, die dort Gefundene nebst der Kammerfrau in ihren Gastzimmern unterbringen zu müssen geglaubt, da ihre ganze Art und Weise den vornehmen Stand verrieth. Ihr Paß, sie als eine Marquesa von Arcos ausweisend, lautete noch mit auf jene Kammerfrau und einen Diener. Allein der leztere war unterwegs heimlich entwichen und hatte sie um einen großen Theil ihrer Juwelen gebracht. Wie die Marquesa gegen die Baronesse erklärte, gereichte es ihr zu großem Troste, daß er kein Deutscher sey, weil sie eine zu große Vorliebe für die deutsche Nation habe, um glauben zu können, daß ein so grundschlechter Charakter aus deutschem Blute stammen könne. Diese Bemerkung gefiel der für Deutschland und deutsche Sitte äußerst eingenommenen Baronesse sehr. Aber gerade weil der Baron die Liebe für die Eigenthümlichkeiten ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes mit seiner Gemahlin theilte, machte die Person der ihm von dieser zugeführten Spanierin keinen Eindruck auf ihn. Allerdings eine sehr wohlgewachsene Figur; allein der Teint ihres blassen Gesichts mußte gar weit hinter dem seiner Gemahlin zurückstehen; der unermeßliche Reichthum des schwärzesten Haares durfte sich kaum dem glanzvollen Golde gegenüberstellen, welches das Haupt der Baronesse umfloß. Was war der grelle Blitz aus dem dunkeln Auge der Fremden gegen den mit wohlthuender Wärme bis in des Herzens Tiefen eindringenden Schein des blauen Auges seiner Gemahlin? Aber nur um desto galanter benahm seine Freundlichkeit der Marquesa die von ihr ausgesprochene Besorgniß, daß sie, die ganz Unbekannte, seinem Hause zur Last fallen könnte.

2.

In den drei Tagen, welche die Marquesa bereits auf dem Schlosse zubrachte, war sie in der Gunst der Gutsherrschaft sehr vorwärts gekommen. Die ungemeinen Reize der Gegend hatten bei der Fremden die Frage bejahend entschieden, ob sie den Sommer in ihr verleben solle. Und nun drang das Ehepaar so lange in sie, bis sie ihnen das Wort gab, es sich in ihrem jetzigen Aufenthalte gefallen zu lassen. Bald war die Marquesa ein nothwendiges Glied im Hause. So wenig auch die Baronesse in Sitte und Thun mit ihr übereinstimmte, so wenig schien sie die Person entbehren zu können, die, das vollkommene Widerspiel von der schönen ruhigen Haltung der deutschen Frau, immer von einem Extreme in das andere verfiel und oft aus einer Schwermuth, die, allem Anscheine nach, durch nichts als den Tod zu heilen war, plötzlich zu einem schmetternden Lachen überging, welches gar kein Ende nehmen wollte. Am wenigsten konnte sich die geschäftige Hausfrau an das fast gänzliche Nichtsthun der Dame gewöhnen. Bald aber erschien auch dieses als eine bekannte Nothwendigkeit und fiel weder ihr noch andern weiter auf. In manchen Stücken gelang es sogar der Marquesa, anscheinend ohne Absicht, die Ordnung des Paares nach der ihrigen zum Theil umzugestalten. So erhielt das Mittagessen eine viel spätere

Stunde, und die schönen Morgen gingen ganz verloren, damit man nur die Nacht, die Lieblingszeit der Andalusierin, desto länger mit ihr genießen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

Kraft der Regierung. Weiblicher Muth.

Wer glauben wollte, unserer Regierung fehle es an Kraft und energischem Willen, weil sie liberal und mild ist, der würde sich höchlich irren. Davon hatten wir vor Kurzem ein Beispiel, das an die prompte Justiz Harun al Raschids erinnert. Es ist durch ein Gesetz verboten, innerhalb achtzig Fuß von den innern Festungswerken irgend ein neues Gebäude zu errichten. Eine artige Frau, die ein Weinhaus nahe an der südlichen Bastion hält, hätte gar zu gern ihr Haus durch einen Pavillon vergrößert; dazu war aber kein Platz, als innerhalb der fatalen achtzig Fuß. Sie forschte hin und her bei ihren guten Bekannten, und einige Subalterne der Regierung, die häufig bei ihr einkehrten, mochten ihr wohl Hoffnung gemacht haben, daß man ein Auge zudrücken werde; kurz, sie schritt keck zum Werk, ließ alles zu dem Pavillon vorbereiten, und zwanzig rüstige Arbeiter führten ihn in Einer Nacht auf, so daß er am andern Morgen fix und fertig da stand. Schon eine Stunde darauf war das Kriegsdepartement davon benachrichtigt, und ein Kommissär ward an die schlaue Frau abgeschickt, um ihr zu bedeuten, sie habe bis zu Sonnenuntergang ihren Pavillon niederzureißen, oder es werde solches von Amtswegen geschehen. Sie hielt jedoch diese Drohung nicht für Ernst; mit den letzten Sonnenstrahlen traten aber sechs handfeste Maurer unter Vortritt einer obrigkeitlichen Person in den menschenerfüllten Garten, und unter ihren gewaltigen Schlägen fiel der Pavillon bald in Trümmern zusammen — ein wahres Holocaust für unser unsinniges Festungssystem.

Aber nicht alle Gebäude sehen wir so gleichgültig zusammenstürzen, so gewaltig uns auch die Verschönerungsliebe antreiben mag. Vor einigen Jahren mußte ein den Einsturz drohendes Haus aus dem Mittelalter eingerissen werden. Daran war ein kleiner Erker, aus dem Calvin zum Volk gesprochen hatte. Wir Alle sahen das schwarze, rauchige Haus und seinen Erker mit Wehmuth fallen, denn es war, als hingen Atome aus jener merkwürdigen Zeit, Atome Calvins daran, dem Genf so viel zu danken hat. Jetzt steht einem andern alten Gebäude in der Nähe, der sogenannten alten Münze, ein gleiches Schicksal bevor. Es ist die Abreißung dieses Hauses sehr zu wünschen, weil dadurch ein enger, gefährlicher Stadtpaß auf einer sehr belebten Stelle verschwindet, wo schon manches Unglück geschehen und manches Kind unter den Rädern umgekommen ist. Dies Haus hängt uns aber auch am Herzen, denn aus einem kleinen Fenster desselben, das jedes Kind kennt, warf eine Frau bei der Escalade der Savoyer einen eisernen Topf mit kochendem Wasser auf einen feindlichen Offizier, und traf ihn so gut aufs Genick, daß er gleich todt niederstürzte. Wer möchte nun dies Fenster gleichgültig verschwinden sehen? Denn ist es einmal weg, können es sich die Knaben und Mädchen nicht mehr zeigen, so verliert sich auch die Geschichte aus dem Volk und erhält sich nur noch in Büchern. Solches ist aber eine elende Historie in Vergleich mit jener lebendigen, immer redenden, immer frischen. Ich habe vorgeschlagen, die neue, erweiterte Straße rue de la marmite zu nennen, um doch wenigstens etwas von dem schönen Zug zu erhalten. Das Geschlecht jener walkern Genferin ist aber noch nicht ausgestorben, im Gegentheil, unsere Frauen zeigen oft mehr Muth und Geistesgegenwart, denn ihre Männer. Davon hatten wir neuerdings wieder ein Beispiel. Da unsere Straßen und Wege so sicher und öffentliche Unsittlichkeiten unerhört sind, sieht man oft rechtliche Mädchen Abends ganz einzeln zwischen den Landhäusern spazieren gehen. So war es auch im vergangenen schönen Mai bei Chateau-Blanc, wo in den dichten Blüthenbäumen die Nachtigallen keinen andern Ton neben sich aufkommen lassen. Ein unsauberer Zeisig hatte bemerkt, daß hier noch des Abends spät die Töchter aus den benachbarten Campagnen allein spazieren gingen, und er dachte da einen guten Fang zu machen. Er versteckt sich also in eine Mauerblendung, und als am Abend im Mondschein die schöne Demoiselle B., welche er besonders aufs Korn genommen hatte, vorübergehen will, fällt er über sie her. Sie aber kratzt ihn aus Leibeskräften über das Gesicht, so daß das Blut nachläuft, und schreit dabei mörderisch. Da wird dem Menschen doch bang und er entflieht; sie aber hatte sich sein Gesicht recht gut gemerkt. Aehnliche Angriffe geschahen nun an mehreren Stellen, und trotz aller Aufmerksamkeit und List der Gensdarmen wurde nichts entdeckt; Mamsel B. sollte dies Verdienst selbst haben; denn im vorigen Juli begegnet sie dem Menschen in der rue-basse des Allemands dessus und erkennt ihn. Auch er muß etwas gemerkt haben, denn als er sieht, daß sie umkehrt und ihm nachgeht, flüchtet er in einen der zahlreichen Durchgänge und von da in ein Haus, dessen Treppen mit einem andern zusammenhängen, von da Stiegen auf, Stiegen ab, das leichte, gewandte Mädchen immer nach, bis sie ihn in eine Enge getrieben hat und da den ersten besten um Beistand angeht. Nun wird auch der Mensch gleich festgenommen und eingesteckt. Es zeigt sich, daß es ein lockerer Franzose ist, und er gesteht lachend seine Galanteries, wie er es nennt, ein, und ist entsetzlich entrüstet, daß man ihn dafür drei Jahr zum Zuchthaus verdammt. Die Mütter der andern Mädchen, die auch von Chevallier — so heißt der unritterliche Bube — angegriffen worden, traten zusammen und ließen Dem. B. eine schöne Theekanne von Silber machen, deren Inschrift: De la part des mères, à la vertu, au courage et à l'honneur die Bedeutung des Geschenks ausdrückt. Diese Theekanne wurde Dem. B. von der Frau unsers ersten Syndics überreicht.

Mein Gott! wie einen doch die Frauen vom rechten Weg abbringen können! Ich wollte von abgerissenen Gebäuden und neuen Bauten sprechen, und bin zu braven Mädchen gerathen, die zu meinem Unglücke noch schön sind. Es ist keine Kleinigkeit, sich von ihnen loszureißen, um sich wieder zu Steinen, Mörtel und Mauern zu wenden. Wenigstens will ich mit dem Theater anfangen, da ist doch einige Verwandtschaft. Unser Bühnenhaus ist zu einer Zeit gebaut worden, wo man noch am Baugeschmacke Ludwigs XV. laborirte; daher die Säulen im zweiten Stocke, die dickleibigen Arabesken, die Ochsenaugen u. s. w. Da ihm jetzt das Museum Rath mit seinem hübschen Pronaos und seinen einfachen Proportionen gegenübersteht, so sieht das reifrockige Gebäude gar widerlich aus. Daher wird es jetzt abgekratzt; es wird wie an einer alten Dame an allen Ecken an- und aufgesetzt, geschabt und geputzelt. Ja, ich will es erleben, daß ihm über ein Kleines Niemand mehr ansieht, wie häßlich es vorher war, zumal es im Innern tüchtig, bequem und selbst geschmackvoll gebaut ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend 2. Oktober 1830.

— Da gibt es guten Zeitvertreib;
Sie ist rein toll, wo nicht ein Teufelsweib.

Shakespeare.
Die gezähmte böse Sieben.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Ueber der Marquesa Herkunft schwebte ein Dunkel, welches aber ihre vertraute Kammerfrau, Luise, der Gutsherrschaft zur Dämmerung milderte, aus der manch erfreulicher Glanz hervorleuchtete. Daß sie zur Familie der Herzoge von Arcos gehöre, ließ Luise deutlich merken. Es schien sogar, als ob der Wittwe, denn schon in ihrem sechszehnten Jahre war der Marques von Arcos gestorben, Ansprüche an das Königreich Granada geblieben seyen. Für die zum Theil wirklich recht seltsamen Eröffnungen, mit denen Luise über diesen Punkt das Paar in Erstaunen setzte, hielt lezteres sich um so mehr zur Mittheilung seiner häuslichen Verhältnisse und Schicksale verbunden, da die Marquesa mit der freundschaftlichsten Aufmerksamkeit diesen zuhörte. Die größte Theilnahme widmete sie der Schilderung des Mißbehagens, welches der jetzigen Zufriedenheit des Paares mehrere Jahre vorausgegangen war. Ungeduldig hatte nämlich der Baron auf einen Erben gehofft, und in demselben Grade, als seine Hoffnung immer schwächer wurde, war die Sehnsucht darnach heftiger geworden. Die Baronesse nahm schmerzlich Theil an dem fruchtlosen Sehnen und seiner Trauer darüber. So hatte denn ein Hauch des Verderbens zwei Personen getroffen, welche zuvor ganz bestimmt schienen, ihr Glück gegenseitig zu begründen und das Muster einer vollkommenen Ehe zu seyn. Mit einem Mal aber erhellte eine Aussicht, an die man nicht mehr geglaubt hatte, freundlich das immer tiefer gewordene Dunkel ihrer Seele, bis mit der Geburt eines gesunden und kraftvollen Sohnes eine Sonne über ihrem Leben aufging, deren Strahlen in der Erinnerung an die verschwundene trostlose Nacht um so erquickender auf sie wirkten. Beiden, dem Baron wie der Baronesse, war dieses Kind gewissermaßen der Mittelpunkt alles Lebens und all ihrer Liebe geworden und das immer mehr, da einige Zeit nachher die fernere Hoffnung auf Nachkommenschaft sich ganz zu verlieren schien. Ohne Zweifel wendeten beide zu ausschließend ihr Auge auf den Kleinen. Um nur ihm recht leben zu können, vernachläßigten sie die Bekannten und Freunde in der Nachbarschaft. Allmählig hatten alle geselligen Verbindungen zwischen dieser und Waldows aufgehört. Lezlere befanden sich wohl dabei. Bei allem Glücke aber, in dessen Genusse sie sich fühlten, gab es doch wieder einen Gedanken, welcher zuweilen, wenn sie ihm nachhingen, sie in wahrhafte Verzweiflung versenkte. Es war die Möglichkeit des Verlusts ihrer einzigen Freude, dieses Kindes. Aber statt hiervon auf die Nothwendigkeit sich hingewiesen zu sehen, das Herz im Leben nicht ausschließend Einem Gegenstande zu widmen, suchten sie zulezt gewöhnlich ihre Beruhigung in der Vorstellung, daß, bei der seltenen Kraftfülle ihres Isidor, ein Unfall kaum zu besorgen sey.

Besser als aller andere Umgang schien dem Paare die durch ein Ungewitter ihm zugeworfene neue Bekannte zuzusagen, vorzüglich vielleicht darum, weil die meisten Gewohnheiten derselben von den ihrigen abwichen. Aller-

dings hatte die Baroneſſe zuweilen Mühe, ihr Staunen zu verbergen, wenn die Marqueſa gegen ſie über Angelegenheiten, welche die Sitte ihres Geburtslandes mit Worten zu berühren ſcheuet, ſich ganz rückſichtlos ausſprach. Allein die Marqueſa that ſogar dieſes nicht ohne eine hinreißende Grazie. Der Mangel an jeder Befangenheit warf auf ihre gewagteſten Aeußerungen einen Schein der Unſchuld, der, nach der Baroneſſe Meinung, wenigſtens ſo viel werth war, als die Zurückhaltung, welche man ſie von Kindheit an beobachten gelehrt hatte. Uebrigens fand auch manches allzu Auffallende Entſchuldigung in ihrer nicht hinreichenden Bekanntſchaft mit der deutſchen Sprache, die ſie aber doch ſehr verſtändlich zu handhaben wußte; zwar nicht ohne häufige Fehler, allein dieſe ſogar gewährten den Zuhörern einen ganz eigenthümlichen Reiz, beſonders wenn ſie, durch eine Bemerkung oder ein Lächeln darauf aufmerkſam gemacht, ſich ſelbſt darüber auslachte und ſich höchſt einfältig und ungelehrig nannte. Aeußerſt einnehmend war ihr Geſang zur Laute. Ihre Stimme verunglückte nicht ſelten im Zimmer, wegen ihrer Stärke und des zuweilen allzuſchneidenden Tones; deſto mehr riß ſie hin, wenn ſie in einer wilden Gegend auf einem einſamen Waldplatze ertönte, wo ſie zuweilen in eine Art bacchantiſcher Raſerei gerieth. Das im Allgemeinen über die Marqueſa ausgeſprochene Urtheil des Barons und ſeiner Gemahlin ſtimmte überein, in dieſer Raſerei aber fand es einen Punkt, wo es völlig verſchieden war. Während die Baroneſſe nicht beſchreiben konnte, wie eine ſo unglaubliche Wildheit ihr recht in der Seele verhaßt ſey, hatte ihr Gemahl Mühe zu bergen, welch ſeltenen Genuß er darin fand.

3.

Auf dem Raſen einer Anhöhe, von wo aus man ſehr weit in den maleriſchen Reichthum der ſchönen Gegend hineinſchauen konnte, ſaß das Ehepaar. Auf die Bitte ſeiner Gemahlin hatte der Baron eben ein Buch aus der Hand gelegt, aus dem er ihr vorgeleſen. In einiger Entfernung von ihnen hatte die Marqueſa ſich gelagert, die zuvor bei ihnen geſeſſen. Eben ſein Leſen war offenbar die Urſache ihres Hinweggehens geweſen, obſchon ſie ſelbſt das Buch dazu ihm in die Hand gegeben hatte. Der Baron war ſichtbar empfindlich über dieſes Benehmen der ewig von langer Weile gequälten rückſichtsloſen Frau geweſen, nahm ſie aber dennoch in Schutz, als jezt ſeine Gemahlin deſſen mit einiger Bitterkeit gedachte. „Allerdings,“ verſezte er lächelnd, „verdroß mich der Mangel an konventioneller Artigkeit ebenfalls. Sie hat nun aber einmal keine Ruhe. Lieber möchte ſie jeden Augenblick etwas anderes thun und wohl nichts ſo wenig, als ihr Nachdenken lange auf einen Gegenſtand heften. Gibt es irgend etwas, wobei ſie mitunter verweilen kann, ſo iſt das ein gänzliches Nichtsthun, ein abſoluter Müßiggang, wobei Leib und Seele zu gar keiner Regung kommt. Eben ſcheint ſie alle Aufmerkſamkeit auf die Gegend zu richten. Aber die Zeit, welche ich ſie bereits in der nämlichen Situation ſehe, iſt dazu viel zu groß. Könnte man ihr ins Geſicht ſchauen, ſo würden gewiß die dahinunter gerichtet ſcheinenden Augen wie verglaſt und unempfindlich gegen Alles vor uns ſtehen. Gerade, daß ſie ſo weit entfernt iſt, ihre Unarten zu umſchleiern oder zu beſchönigen, muß einem bei näherer Erwägung ein beſonderes Wohlbehagen gewähren.“ Die Baroneſſe ſchwieg. Es deutete jedoch ein leichter Anhauch von Lächeln, welcher ihr Antlitz bewegte, ziemlich klar darauf hin, daß ihr Gemahl ſie kaum zur Hälfte überzeugt hatte.

Das innige Leben, welches mit den umherſtrömenden Funken der hinabſinkenden Sonne über die ganze Gegend ſich verbreitete, feſſelte die Blicke des Paares eine Zeitlang gänzlich. Und gerade im Augenblicke, wo die Erde vom Scheidekuſſe des Tagsgeſtirns erglühte, quoll aus der ſüßen Stille ringsumher ein ergreifender Sehnſuchtsklang. Er zitterte von den Lippen der Marqueſa; ihre Laute begleitete ihn. Auch die Baroneſſe war ganz eingenommen davon; aber in demſelben Grade, als ihr Gemahl von der ſteigenden Gluth des begonnenen Geſanges ſich mehr hingeriſſen fühlte, verlor er allmählig ſeine Kraft auf die Baroneſſe. Während der Sängerin zunehmende Wildheit in Stimme und Weſen den bereits vom Sitze aufgeſtandenen Baron, wie durch ein unwiderſtehliches Zauberband, zu ihr hin zog, nahm die Baroneſſe mit einem Blicke voll Widerwillens auf die Marqueſa ihre Stickerei ſtill zuſammen und entfernte ſich nach dem Hauſe zu. Dicht vor der Sängerin ſtand der Baron. Es war, als ob in ſeiner Nähe ihr Geſang eine neue Seele gewänne, als ob die Flamme glücklicher Liebe ihr ſchwarzes Auge von der düſtern, wie unter dichtem Flore glühenden, Melancholie gereinigt hätte, die ſehr oft dieſer Dame zwar zu einem höchſt einnehmenden Schmucke gereichte, aber ſie auch fortdauernd zu verwunden ſchien. Dazu prangten Roſen auf ihrer Wange, wie der Baron nie noch darauf geſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Unendlichkeit am Himmel.

(Beſchluß.)

Und doch der Menſch, der unſichtbare Wurm,
In kaum ſichtbarer Kugel Furchen kriechend,
Mißt dieſer Feuer Größ' und ihr Gewicht,
Weiſt ihnen Platz und Lauf an und Geſetz,
Als rollet' er Sandkörnern gleich die Sonnen.
Er, dem der Zirkel in der Hand zu ſchwer.

Ein jeglich Feuerfünkchen in dem Aether,
Das der zerſtreute Blick in nächtlicher
Unendlichkeit hinwogen ſieht, ein jeder
Atom, der an des Feuerhimmels Rand
Hinirrt und funkelnd ſein azurnes Licht
Erſterben läßt, und jeder Flecken Milch,
Der an dem Horizonte bleicht, und jede
Verwaſch'ne, namenloſe Himmelsfärbung:
Sie alle, Sonnen ſinds und Könige
Von Sonnenheeren, die mit zweiten Sonnen
Sich krönend, durch den unbegrenzten Raum
Planeten ſchwebend führen — hunderte,
Mit fremdem Licht geſchmückt — und die im Aether
So viel des Raums einnehmen, als der Lauf,
Der Menſchenſonn' umfaßt mit Mond und Erde
Und mit dem Morgenſtern und mit Saturn,
Der unter ſeinem fernen Ringe dunkelt.

Wie groß ſind deine Himmel, und wie krümmt
Der Menſchengeiſt ſich, fällt von ſeiner Höhe,
Wenn er dich nennt, o Gott! wenn er vom Dom
Herabſteigt, wo ſein Auge ſich verirrt,
Und wenn mit der Unendlichkeit der Himmel
Er, der Atom, ſich mißt, und wenn ſein Blick
Nun deiner Größe Wunder ahnt und ganz
Geblendet zu ſich ſagt: „und was bin ich!“
Was bin vor deinem Himmel ich, und dir,
O Herr! Ja, deiner Unermeßlichkeit
Gewicht liegt ſchwer auf mir, macht mich zum Nichts,
Verlöſcht, zermalmt mich; höher acht' ich mich
Nicht mehr, als eines dieſer Körner Sandes:
Denn dieſer Sand, vom Wirbel umgedreht,
Hat mindre Größe zwar, doch, ach, mehr Zeit;
Er wird ſein Leeres ſtets im Raume füllen,
Wenn Zeit und Platz und Name mir verſchwand.
Sein Loos, ich acht' es glücklicher als meines:
Nicht weiß das todte Nichts, daß es iſt Nichts;
Es quält ſich nicht, ſein Weſen zu vergrößern,
Es will nicht ſteigen, richten und erkennen,
Wird nicht geſpornt von unbegränztem Trieb;
Todt iſts und träumt nicht von Unſterblichkeit;
Kennt nicht der tiefgebeugten Seele Grauſen,
Denn tragen darf's nicht des Gedankens Laſt.

Ach! warum ſtieg mein Blick ſo hoch empor?
Wie glücklich war ich in der Niedrigkeit!
Mein Winkel in dem Raum, mein Blitz von Leben,
Sie ſchienen mir ein Loos, faſt neidenswerth;
Von oben ſah' ich auf das Gras herab,
Verglich mich mit dem Wurm, verachtet' ihn
Und fand mich groß: — jezt aber, in den Abgrund
Des Seyns verſenkt, zu glauben wag' ich kaum,
Daß mich ein Blick des Schöpfers unterſcheide
Von ſich, ſo nichtig bin ich, kriechend, klein,
So tief, ſo fern von ihm, ſo nah dem Nichts!
Und meinem tiefen Schmerz geb' ich mich hin,
Wie in der Waſſer Abgrund ſinkt ein Stein;
Mein eigner Blick, als ſchämet' er ſich ſeiner,
Kehrt ſich mit ſchnödem Ekel von mir ab,
Und dann ſprech' ich zu meinem Geiſt in Zweifeln:
„Laß ab! dein Loos iſt keines Blickes werth!“

Und wieder in die Tiefe ſenket ſich
Mein ausgetrocknet Auge. Sieh! da blüht
Der Waſen unter mir, und ſummen hör' ich
Im Graſe, das ich trete, jenen Schwarm
Von Weſen, wie ſie jede Furche rollt,
Durch Gottes Hauch belebte Staubatome,
Wie jeder Strahl des Tags ſtets neue zeugt;
Zu ihrem vollen Seyn gnügt die Minute,
Ihr Wirbel wogt und ſinkt und wird erneut,
Von ihrem Leben wimmelt Sand und Luft,
Beſeelt iſt ſelbſt der Athem, den ich ziehe.
Und woher kommt dies Leben und von wem
Wird es erſchloſſen, wenn nicht von dem Blick,
An dem die Morgenröthe ſich entzündet?
Des Graſes Keimen und des Angers Blühen,
Was wär' es, ohne dieſes Blickes Strahl?
So ſenkt denn auf die ganze Schöpfungswelt
Dies Auge ſich, und da iſt nicht Verachtung,
Nicht Gunſt, nicht Maaß; vor dem Unendlichen
Iſt Alles gleich, und darum heißt's vor ihm
Nicht weniger: Menſch ſeyn, als: Sonne ſeyn.

Und jener Strahl, ich fühl's, erwärmt auch mich
Mit ſeiner Flamme, Troſt kommt in mein Herz,
Und ſo red' ich mit ihm: Menſch oder Welt
Zu ſeinen Füßen — es iſt einerlei!
Doch freu' dich, Herz! denn unſer Herr iſt groß!
Nachtſonnen, wogt! erleuchtet andre Sphären!
Ihr Eintagsfliegen, ſummt auf eurem Gras!
Laßt uns den Höchſten preiſen, droben hoch
Und drunten tief, die einen durch ihr Nichts,
Die anderen durch ihre Größe; — du
Durch den Gedanken, Menſch! du höchſte Größe,
Du Spiegel, den er ſchuf, ſich ſelbſt zu ſchau'n,
Du Wiederhall, den er ſo fern hinaus
Geſchleudert in ſein Werk, daß überall
Sein heil'ger Name wiederholet werde.
Ja, dieſe Demuth, die mich vor ihm beugt,
Sey keine Traurigkeit, ſey höchſter Preis.
Sein Wille, viel zu hoch für unſre Augen,
Geſchehʼ auf Erden, wie am Himmelszelt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Mangel an Kays am See. Weibliche Mode des Ertränkens. Literarisches.

Es ist nicht zu läugnen, alle Bauten und Anlagen, die unsere Regierung unternimmt, haben einen würdigen Charakter, und daran wird nichts gespart. So ward kürzlich die Anlage eines bedeckten Gemüse- und Blumenmarkts mit einigen dazugehörigen Gebäuden beschlossen, und dazu 535,000 Gulden ausgesezt. Hier werden mehrere nüzliche Anstalten und Schulen Platz finden, die sich bisher in engem Raum zusammendrängen mußten. Darauf werde ich in der Folge zurückkommen. Unsere neue Sternwarte mit weitem Horizonte schreitet auch wacker ihrer Vollendung entgegen.

Es ist kurios! wir Genfer haben einen schönen See, zu dem Fremde aus allen Weltgegenden herbeieilen, und wir genießen ihn wenig oder gar nicht. Es fehlt nicht etwa an gutem Willen dazu, sondern an der Möglichkeit. Versoix, Copet, Nyon, Rolles, Ouchy, Cully, Vevey und Villeneuve, desgleichen auf der savoyischen Seite Evian und Thonon haben schöne Wege und Spaziergänge am Seeufer; wir haben keinen. Dies ist freilich nicht immer so gewesen. Wir wissen aus Urkunden, alten Büchern und Zeichnungen, daß sich vor hundert Jahren noch Fußwege am südlichen und nördlichen Ufer hinzogen, auf denen die Genfer des Abends vielfältig spazierengingen. Diese Wege sind nun sämmtlich verschwunden, die verschlossenen Gärten und Grundstücke gehen bis an den See und sind oft durch Mauern von einander getrennt. Fragt man nun, wie das zugegangen? so braucht man bei stillem, heitern Wetter nur ins Wasser zu sehen; da liegen eine große Menge Mauersteine und Pfähle steben weit in den See hinein. Sagten es die Urkunden nicht, so lehrte es der Augenschein: das Wasser hat im Süden und Westen, wo die Rhone heftig anspült, immer mehr um sich und unter sich gefressen; die alten Wege liefen auf Steindämmen hin; seitdem diese nun größtentheils eingestürzt sind, ist das Wasser unmittelbar an die Grundstücke getreten. Nun fragt sich's aber, war der Staat oder waren die Seeanlieger zur Erhaltung dieser Dämme verbunden? und im leztern Fall, könnten sie nicht noch jezt zur Wiederherstellung derselben gezwungen werden? Einige haben schon Dämme und Mauerufer errichtet, sie aber dann als ihr Eigenthum betrachtet und unzugänglich gemacht. In der französischen Zeit, zumal wo bei allen Reichen und Wohlhabenden ein Aug zugedrückt wurde, das Volk hingegen nichts war, geschah in dieser Beziehung großer Unfug, der jezt nicht wieder gut zu machen ist, wenn man nicht alle Regierungsmaßregeln und Verfügungen aus der damaligen Zeit umstoßen will.

Wenn man es recht bedenkt, so ist es ein Glück, daß die Genfer nicht so leicht zu ihrem See kommen, denn sonst ertränkten sich noch mehr, als jezt schon geschieht. Fast möchte man sagen, dies werde Mode, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, dem doch sonst von Liebesexcessen und Leidenschaftlichkeit nichts vorzuwerfen ist. Eine Putzmacherin hat einen hübschen Laden miethen wollen, eine andere kommt ihr darin zuvor, gleich geht sie ins Wasser; ein anderes Dämchen kann das Geld zu einem Schawl nicht aufbringen, fort, ins Wasser. Einer aber erging's gar fatal, und mir nichts, dir nichts ward sie wieder herausgefischt und aufs Trockene gebracht. Ich weiß nicht, ob meine deutschen Landsmännin-nen auch so eine entsezliche Abneigung vor dem haben, was nicht ist und was doch seyn sollte, oder wie es Torricelli nennt, vor dem Leeren. Hier ist es wenigstens so. Daher treiben sie sich mit Steifleinwand, Fischbein, Kork und Ouatte an allen Ecken und Enden auf; durch dergleichen Unterschiebsel lügen sie Fülle und schöne Formen, wo nur Knochen zu finden sind. Und dies alles ist so täuschend erlogen und nachgemacht, so gut abgerundet, daß selbst ein Kenner irre wird. Ich wenigstens habe schon einige Wetten verloren, und ich will den sehen, der seiner Sache gewiß ist. Nun, daß ich zur Sache komme. Ein so ausgefüttertes und beforktes Frauenzimmer hat mit ihrem Liebhaber einen Verdruß, der ihr das Leben unerträglich macht; also flugs ins Wasser. Aber was geschieht? Zwei ungeheure Gigots und eine mächtige Korktournüre erhalten sie aufrecht; sie macht die unsäglichsten Anstrengungen, um zu Grund zu gehen — unmöglich! die zwei Gigots schwimmen wie Schweinsblasen über dem Wasser und unten treibt der Kork immer nach oben. Am Ende fängt sie an zu schimpfen und zu schelten. So finden sie einige Fischer, die ihr zu Hülfe geeilt waren. Der Zufall führte mich herbei, als sie diese donna del lago oder Wasserjungfer ans Land brachten. Es war ein erbarmenswerther Anblick, denn das ganze Kunstgestell war nun durch die nassen, dicht anliegenden Kleider sichtbar, und es zeigte sich der große Abstand zwischen Natur und Kunst.

In unserm literarischen Leben ist auch mitunter Ouatte zu finden. Die Arbeiten der für die neue Gestaltung des Unterrichts niedergesezten Kommission sind noch nicht zu Ende. Darauf sind wir am gespanntesten, denn es muß viel in dieser Beziehung geschehen, wenn es besser werden soll. Das Promotionsfest der Kollegiumsschüler, über das ich mich schon früher einmal tadelnd in diesen Blättern ausgesprochen habe, war auch dieses Jahr. Dabei wurden mehrere akademische Reden gehalten. Die merkwürdigste war unstreitig die des Rektors Chenevière. In dieser Rede ward durchgegangen und aufgezählt, was in wissenschaftlicher Beziehung im vergangenen Schuljahr geschehen ist. Darin hieß es denn von Monnards Vorlesungen über die französische Literatur: „Lausanne hat uns einen seiner Professoren geliehen. Er sprach zumal über das achtzehnte Jahrhundert. Sein freier Vortrag war leicht und angenehm, sein Accent rein, seine Sprache klar und seine Kenntniß vollständig. Sein Auditorium war zahlreich, aus allen gebildeten Ständen zusammengesezt, und zeigte steigende Theilnahme an dem Cours. Am höchsten unter den Literatoren jenes Jahrhunderts stellte er unsern Landsmann J. J. Rousseau, dessen Name und Ruhm so lange leben werden als die französische Sprache, den die ganze gebildete Welt bewundert wenn ihm auch einige seiner Landsleute keine Gerechtigkeit ..erfahren lassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Homonyme.

Es ist von Fleisch und ist von Bein,
Von Pflanzenstoff und Gold;
Es richtet, schlichtet, ordnet fein.
Doch schwillt es, bist du ihm nicht hold.

Manch schöner Kopf wird mit geschmückt,
Zuweilen plagt es ihn;
Im Hühnerhof wird's auch erblickt,
Und über Gebirge läuft es hin.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Oktober 1830.

Als Unglücksstern beherrsch' sein Wesen ich,
Und hab' zum Narrn ihn, er zum Schicksal mich.

Shakespeare,
verlorne Liebesmüh.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Der Gesang war zu Ende. Nach einem einzigen Blicke voll der süßesten Flamme warf sie die Laute bei Seite. „Noch einmal dieses Lied, herrliche Meisterin!" bat der Gutsherr. „Nein, Baron, mein Wort darauf, daß ich dieses Lied nie wieder in Ihrem Beiseyn singen werde," antwortete die Marquesa lachend, indem sie mit der schönen Hand den ihr über das rechte Auge herabquellenden Reichthum des schwarzen Haares unter das brennend rothe seidene Netz zurückzwang. Dazu veränderte sie mit ungemeiner Kraft und Anmuth ihre seitherige Lage so, daß sie im selbigen Augenblicke neben ihm stand. „Kommen Sie," sprach sie, ihren Arm unter den seinigen schiebend. „Sie haben ein Unrecht gut zu machen!" fügte sie hinzu und schaute ihn an, mit einer Miene, deren Freundlichkeit ein Anhauch von Unmuth trübte. „Ein Unrecht? Das Ihnen geschah?" — „Auch mir gewissermaßen mit: statt zu mir herüber zu kommen, hätten Sie der Baronesse folgen sollen." Jezt erst bemerkte er, daß diese weggegangen war. „Ich wußte ja nicht einmal —" versezte er. „Wieder ein Hauptfehler. Darf je der Gemahl seine Gemahlin, um einer andern willen, auch nur auf Augenblicke vergessen?" Bei diesen Worten sah die Marquesa ihm mit dem ganzen Feuer ihres Blickes in das unruhig gewordene Antlitz. Sogleich aber fügte sie lachend hinzu: „Legen Sie in den Ernst meiner Worte um Gotteswillen keine Wichtigkeit, lieber Baron. Lassen Sie uns vielmehr Ihre Gemahlin aufsuchen und Buße thun vor ihr. Mit Unwillen, kann ich Ihnen sagen, mit Unwillen gegen mich verließ sie den Platz." — „Durch diese Voraussetzung geschieht ihr doch wohl Unrecht!" entgegnete der Baron. „Ich thue ihr nicht Unrecht, und sie hat auch nicht Unrecht. Sie, Baron, und ich, wir beide haben es allein. In Ihrem Beiseyn äußerte die Baronesse schon einmal gegen mich, daß ihr dieser Gesang nicht recht sey, und doch war es Ihnen, wie mir, entfallen. Außerdem würde ich ihn ja so wenig vorgetragen, als Sie, während des Ihrer Frau mißfälligen Liedes, sich zu mir herüberbemüht haben." — „Meinen Sie," erwiederte der Baron, „daß in Deutschland der Mann jede Grille seiner Gattin berücksichtigen und ihr, wider bessere Ueberzeugung, nachgeben müsse?" — „Auf die Beantwortung solcher Streitfragen," entgegnete sie höchst schalkhaft, „ist mein Scharfsinn nicht eingerichtet." — „Sie eilen ja ungemein," sprach lächelnd der Baron, als sie wirklich mit mehr als gewöhnlicher Schnelle dem Schlosse zuschritt. „Weiß man denn," fragte sie, „in Deutschland noch nicht, daß wo man etwas gut zu machen hat, jeder Augenblick zusammengenommen werden muß?" Mit dem ausgesprochenen Worte schien aber auch dessen Sinn ihrem Gedächtnisse wieder entschlüpft. „Luise!" rief sie, ihre Kammerfrau in einiger Entfernung wahrnehmend.

Die zephyrleichte Gestalt Luisens konnte ihren französischen Ursprung nicht verläugnen: ein äußerst nied-

licher Wuchs, verbunden mit der anmuthigſten Gelenkigkeit. Das artige Geſichtchen eignete ſich ganz, als Muſter zu einem für den Geſchmack der Mehrheit in Frankreich berechneten Doſenporträt zu dienen. Sie war durchaus nicht ſchön, ja im Einzelnen kaum hübſch, der Mund winzig klein, die Naſe ebenfalls. Die ſchmalen Augenbraunen zogen einen ſcharfen, dunkeln Halbzirkel um das hellbraune Auge, das raſtlos ſich geltend zu machen ſuchte. Dieſes und das ſtete Lächeln, wodurch der zu kleine Mund einiges Anſehen gewann, war eigentlich der Zauber, welcher dem ganzen Geſichte unter den Männern viel Freunde zu erwerben pflegte. Dabei wußte Luiſe ihrem kaſtanienbraunen Haare jeden Tag eine andere Form zu geben. Die Koſten ihres Anzugs trug offenbar ihre Gebieterin. Denn an Feinheit des Stoffes übertraf er nicht ſelten die Kleidung der Marqueſa, von welcher er übrigens völlig abwich. Die niedliche Franzöſin ließ ſich nämlich durch das Pariſer Modejournal im eigentlichen Verſtande tyranniſiren, die Marqueſa dagegen behielt, während ihres ganzen Aufenthaltes zu Weibersthal, die Tracht ihres Vaterlandes mit Strenge bei. Luiſe verfuhr offenbar mit dem eigenen Anzuge weit nachläßiger, als ihre Herrin. Aber eben dieſe Nachläßigkeit diente ihr in der Regel zu einem beſondern Reize, ſo daß ſie die Meiſten im Verdacht eines recht ſorgfältigen Studiums deſſelben hatten. „Luiſe,“ ſagte die Marqueſa, „wer hat Dir dieſe Roſe ins Haar geſteckt? Sehen Sie nur, Baron! Könnte Amor ſelbſt die Anordnung beſſer treffen? Muß ich nicht,“ ſprach ſie weiter, „ſchon dieſer reizenden Frau wegen, ſo viel als möglich die Städte fliehen? Bei ſo großer Anmuth iſt ſie ja keinen Augenblick vor einem Manne ſicher, dem ſie wider Willen das Herz entwendet und der nicht eher ruht, als bis ſie ihm ihr Jawort gegeben hat!“ Demüthig drückte die Franzöſin die Hand der Marqueſa an ihre Lippen, die Marqueſa aber umarmte ſie mit Herzlichkeit.

War es der Widerſpruch zwiſchen der kurz zuvor von ihr behaupteten Nothwendigkeit einer eiligen Abbitte und dem nunmehrigen, ganz unnöthigen Aufenthalt, oder war es das völlige Heraustreten aus dem Verhältniſſe zu ihrer Kammerfrau, was den Baron verſtimmte, genug, der Marqueſa entging, als Luiſe wieder hinweg war und ſie ihren Weg weiter verfolgte, die Veränderung keineswegs. Sie ſchien die leztere Urſache anzunehmen und ſprach: „Entſchuldigen Sie die unwillkührliche Aufwallung meines Herzens. Ein Unglück, auffallend ähnlich mit dem meinigen, muß wohl zwiſchen dieſer Perſon und mir die durch die Verſchiedenheit der Verhältniſſe gezogene Schranke zuweilen aufheben. Die Ungleichheit des Standes verſtummt oft vor der Gleichheit des Unglücks. Uebrigens kann Ihnen kaum entgangen ſeyn, daß meine Luiſe, weit entfernt, meine Achtung vor ihr zu mißbrauchen, am gehörigen Orte immer nur als meine Dienerin erſcheint. Und zwar iſt ſie lezteres einzig aus eigenem Willen. Meinem Wunſche nach ſollte ſie mir nur zur Geſellſchafterin und Reiſegefährtin dienen. Das iſt denn auch der Grund, weßhalb ich die Duldung der trefflichen Frau in Ihrer Nähe ſo oft in Anſpruch zu nehmen pflege. Daß ſie von ſehr gebildeten Eltern ſtammt, gibt ihr ganzes Betragen wohl deutlich genug zu erkennen. Es freut mich, daß ſich dieſe günſtige Gelegenheit fand, ihr vor Ihnen eine Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, die ich ihr ſchuldig zu ſeyn glaube.“

Ein vollkommenes Bild vom Gegenſatze des Widerwillens, mit dem die Marqueſa ſie hatte verſchwinden ſehen, kam die Baroneſſe, welche aufgeſucht werden ſollte, ihnen bereits entgegen. Das freundlichſte Wohlwollen belebte die wahrhafte Schönheit ihres Antlitzes und das Ebenmaß ihrer Geſtalt. Der kleine Sohn lächelte auf ihrem Arme. Die ſchöne Stille des Gemüths, die ſich in ihrer ganzen Haltung ausprägte, ertheilte ihr, nur auf andere Weiſe, den Heiligenſchein, mit dem die alten Maler die Madonna auszuſtatten pflegten, an deren Bild ihre jetzige Erſcheinung Jedermann erinnern mußte. Sie ſtand im Begriff ihren Gemahl wieder aufzuſuchen. Sie glaubte ihm und der Marqueſa eine Vergütung des Unmuths ſchuldig zu zu ſeyn, von dem ſie ſich hatte übereilen und hinwegtreiben laſſen. Sie fürchtete, beiden Unrecht gethan zu haben. Der wilden Ueppigkeit im Geſange der Marqueſa brauchte ja nicht gerade ein Anſchlag auf den Baron zum Grunde zu liegen. Sie war vielleicht nichts als ein eigenthümlicher Ausdruck in ihrer glühenden Geburtsgegend, wie des Liedes Inhalt ihn dort erforderte. Und daß ihr Gemahl ſo bezaubert davon erſchien, das ließ ſich ja ebenfalls aus dem beſondern Reiz erklären, irgend eine wohlgebildete Andaluſierin in dieſer Situation zu ſehen. Einen perſönlichen Antheil an der Marqueſa hatte ohnſtreitig blos ihre eiferſüchtige Laune der Sache untergelegt. Sie kannte ja ihres Gemahls Liebe zu ihr, ſeine Grundſätze. Und ihm als ein Unrecht anzurechnen, daß er den ächtnationalen Geſang eines ſpaniſchen Liedesliedes aus höherem Geſichtspunkte betrachtete, als die deutſche Weiblichkeit ihr ſolches erlaubte, wäre doch in der That das ſchreiendſte Unrecht an ihm geweſen. Geleitet von dieſem Gedanken und von dem Drange, ihr Verſehen auszugleichen, war die Baroneſſe den ganzen Abend die Liebenswürdigkeit ſelbſt. Und hätte wirklich in dem Baron eine unwillkührliche Aufwallung für die Marqueſa ſtattgefunden, ſo würde ſie vor der herrlichen Harmonie, in welcher das Weſen ſeiner Gemahlin erſchien, ſchwerlich haben beſtehen können, zumal da die Marqueſa, von ihrem Uebergewicht ſich gedrückt fühlend, die Laune offenbar völlig verlor und aus einem Gähnen in das andere verfiel, auch im Gefühle, ſich und andern unausſtehlich zu werden, den Vorwand, nach Hauſe ſchreiben zu müſſen, ergriff, um nur mit Anſtand ſich zurückziehen zu können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

Zweiter Artikel.

Die Aufgabe, die wir uns im vorigen Artikel gestellt haben, ist, an der Hand der Geologie zu zeigen, auf welche Weise die Erde durch eine Reihe gewaltsamer Veränderungen ihre jetzige physische Beschaffenheit und das Relief erlangt hat, das gegenwärtig die Gesammtheit der Erdunebenheiten bildet. Wir dürfen aber bei dieser Untersuchung nicht zu weit rückwärts gehen, dürfen uns namentlich nicht aus den Grenzen hinauswagen, innerhalb welcher die Naturforschung Reste untergegangener Thier- und Pflanzengeschlechter entdeckt hat; und somit bietet sich uns als schicklichster Anfangspunkt diejenige Erdumwälzung dar, nach welcher die Bildung der Steinkohle begonnen hat; denn von dieser Zeit an finden wir, daß einerseits sich die versteinerten organischen Körper, Pflanzen und Thiere, nach und nach und immer mehr der Schöpfung nähern, in der wir gegenwärtig leben, daß andernseits durch die allmähliche Erhebung der Hauptgebirgszüge das Land, das sich über den Meeresspiegel erhebt, nach und nach die Umrisse erhielt, wie sie unsere Karten zeigen.

In der langen Reihe von Tagen und Jahrhunderten, in der unser Planet sich um sich selbst dreht und seinen Kreis um die Sonne beschreibt, war eine Zeit, und diese Zeit mußte lang seyn, wo das Land in unseren Breiten mit einer unendlich kräftigen Vegetation bedeckt war, die unserer Phantasie ein gar seltsames Bild gibt. Die Botaniker haben geforscht, welcher der mannigfachen Floren auf unserem Erdenrund diese Urflora noch am meisten gleichen möchte, und haben gefunden, daß der Pflanzenwuchs an den niedrigen Küsten und auf den Inseln zwischen den Wendezirkeln noch am ehesten einen Begriff davon geben kann.

Daß dem wirklich so ist, das beweisen die unzähligen Abdrücke von, unserem jetzigen Klima völlig fremden Pflanzenblättern und Stengeln, die man in den Flötzschichten findet, welche die Steinkohlenlager enthalten; diese Lager selbst sind aber nichts als Anhäufungen jener Gewächse, die einst da wuchsen, wo man sie jezt, meist ziemlich tief, vergraben findet. An den Blätterabdrücken in den Gebirgsschichten ist häufig das Aderwerk so fein und deutlich ausgeprägt, als man es an natürlichen Blättern in einem Herbarium nur sehen kann; das gleiche gilt von den Stengeln und ihren Scheiden. Ein geübter Botaniker ist nun im Stande, durch Vergleichung dieser fossilen Pflanzentheile mit den entsprechenden Theilen der verschiedenen Klassen jezt lebender Gewächse, auszumitteln, in welche Pflanzenklassen jene fossilen Ueberreste gestellt werden müssen. Auf diese Weise hat der französische Botaniker Brogniart sämmtliche bisher aufgefundene fossile Gewächse auf unsere heutigen Klassen zurückgeführt, sie in Geschlechter, ja am Ende in Arten abgetheilt, und der leztern bereits 500 — 550 herausgebracht.

Gibt man einem Botaniker eine Sammlung von lebendigen Pflanzen, die in einer fernen Gegend gesammelt worden sind, so fällt es ihm nicht schwer, aus der Beschaffenheit der Gewächse auf die Beschaffenheit des Klimas, in dem sie wuchsen, zu schließen; sollte es nun dieser Analogie nach nicht auch möglich seyn, aus dem freilich unvollständigen, aber meistens charakteristischen Bild, das uns die fossilen Gewächse von den Floren der verschiedenen Erdperioden geben, einigermaßen auf die physischen Verhältnisse zu schließen, unter denen diese Gewächse jedesmal wuchsen, also besonders das Klima der verschiedenen Perioden zu ermitteln? In jenem alten Zeitraum, welcher durch die Steinkohlenbildung bezeichnet wird, kommen nur Pflanzen aus zweien von den gegenwärtig angenommenen sechs Hauptklassen der Gewächse vor: es sind einerseits Farrenkräuter und Schachtelhalmähnliche Pflanzen, andernseits Palmen und baumartige Liliengewächse; jene schlagen bei weitem vor, und zwar so, daß von zweihundert und sechszig in der Steinkohlenformation entdeckten fossilen Arten zweihundert und zwanzig den Farrenkräutern und Schachtelhalmen angehören. So ähnlich aber diese Gewächse den entsprechenden jezt lebenden Arten sind, so unterscheiden sie sich doch wesentlich von denselben im innern Bau, besonders aber durch ihren riesenhaften Wuchs. Es gab damals Schachtelhalme, die über zehn Fuß hoch waren und fünf, sechs Zolle im Durchmesser hielten, während die größten jetzigen um mehr als zwei Drittheile kleiner sind; baumartige Farrenkräuter, vierzig, fünfzig Fuß hoch, während die stärksten Farren unter den Tropen gegenwärtig höchstens zwölf Fuß hoch werden. Wo wir nun heutzutage die Farrenkräuter in großer Anzahl gegen die andern Gewächse überwiegen sehen, da herrscht sehr große Hitze und Feuchtigkeit. Sehen wir uns aber näher um, wo auf der jetzigen Erde die Flora sich jener fossilen urweltlichen am meisten nähert, so finden wir das merkwürdige Resultat, daß auf den Inseln die sogenannten kryptogamischen Gewächse, und unter diesen wieder die Farren und verwandte Familien, in sehr bedeutendem Verhältnisse vorschlagen.

Aus allem Bisherigen können wir mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß zur Zeit der Bildung der Steinkohle das sich über den Meeresspiegel erhebende Land nur aus Inseln oder Inselgruppen bestand, und daß sich noch kein großer Continent gebildet hatte; ferner, daß die Temperatur auf diesen Inseln weit höher war, als gegenwärtig irgendwo auf der Erde; zu lezterm Schluß berechtigt uns besonders der riesenhafte Wuchs dieser Flora.

Die ausnehmende Einfachheit im Pflanzenbau jener Epoche scheint auch darauf hinzudeuten, daß das vegetative Leben sich damals auf der Erde noch gar nicht lange entwickelt hatte; dasselbe gilt auch vom thierischen Leben,

denn von einem Landthier findet sich in dieser Periode keine Spur, und die Meere wurden nur von Thieren der niedrigsten Klassen und von noch sehr wenigen Fischen bewohnt. Von einem Säugethier hat diese Zeit vollends keinen Ueberrest aufzuweisen. Wir haben ihrer Flora so eben einen *insularischen* Charakter zugeschrieben; jener Mangel an Säugethieren stimmt nun trefflich mit der Beobachtung überein, daß auch jezt noch Säugethiere auf kleinen Inseln weit seltener, ja vielleicht überhaupt erst von den Kontinenten dahin verpflanzt sind. Es ist überdieß noch die Frage, ob jene durch ihren Bau und gigantischen Wuchs so ausgezeichneten Gewächse überhaupt irgend einem Thiere zur Nahrung dienen konnten.

Wenn nun auch jene heißen, feuchten, mit so seltsamen Wäldern dicht bewachsenen, von keinem Thier belebten Inseln im unendlichen Ocean unserer Einbildungskraft ein sehr fremdartiges, düsteres Bild geben, so muß doch anerkannt werden, daß die *organische Natur* jener fernen Zeit, von der wir unsere Betrachtungen beginnen, sich von der heutigen *im Wesentlichen* lediglich nicht unterscheidet. Schon dieß aber erweckt wohl in Jedem das Gefühl, daß auch die *unorganische* Natur damals keinen andern Gesetzen gehorcht haben werde als gegenwärtig, daß namentlich die Flötze sich damals schon just so werden abgelagert haben, wie sie sich jezt unter unsern Augen ablagern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

J. J. Rousseaus Statue. Sein Lehrbrief.

Chenevière war der erste, der, seit der Restauration, in der Akademie, in feierlicher Versammlung, in Gegenwart des Staats- und des repräsentativen Raths und der Gebildeten des Volks, Rousseaus Namen nannte. Welcher Abstand, welche Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen zwischen dieser akademischen, von einem verehrten Geistlichen gesprochenen Rede und dem Augenblicke, wo der Genfer Staatsrath Jean-Jacques philosophische Schriften durch den Henker verbrennen ließ!

Wegen Rousseau's Statue ist nun Alles im Reinen. Nach Maßgabe der eingegangenen Beiträge — gegen 15,000 Franken — sollte eine Statue, sechs Fuß hoch, bestellt werden. Die für die Errichtung des Denkmals ernannte Kommission, welche größtentheils aus wohlhabenden und reichen Leuten besteht, ging aber weiter. Sie kam nämlich mit dem Genfer J. Pradier in Paris dahin überein, daß er Rousseau's Statue acht Fuß hoch machen solle. Anfangs war man nicht einverstanden, ob dieselbe aus Carrarischem Marmor oder aus Bronze gemacht werden solle; die Meinung für lezteres gewann endlich aus guten Gründen die Oberhand. Ich habe das Modell gesehen, das Pradier gemacht hat. Sehr passend ist Rousseau sizend vorgestellt, mit dem Vorderkörper vorgebeugt, den Kopf etwas zur Seite geneigt, wie er im Leben pflegte. Der Ausdruck hat mir sehr wohl gefallen, und ist ganz im Charakter Jean-Jacques. Dadurch wurde die moderne Draperie leichter, als wenn er stehend vorgestellt worden wäre. Ich wollte, Pradier hätte für sein kleines Goethisches Standbild dieselbe Stellung gewählt, dann würde der fatale Oberrock weniger unangenehm auffallen. Die Statue soll Ende 1831 fertig seyn; sie wird freilich viel mehr kosten, als bisher dafür zusammengekommen ist.

Da ich einmal bei Rousseau bin, von dem ich nie leicht loskommen kann, so will ich Ihnen doch einen Fund mittheilen, welcher ihn betrifft. Es ist das Notariatsprotokoll, das aufgenommen wurde, als der Knabe bei dem Graveur Abel Ducommun — der Mann hatte den Namen mit der That — in die Lehre gegeben wurde. Dies Aktenstück wurde erst neulich durch einen glücklichen Zufall entdeckt. Ich setze es im Original her, da dergleichen in der Uebersezung sehr verliert: Du vingt-six Avril mil sept cent vingt cinq avant midy. Établi en personne Sieur Gabriel Bernard, citoyen de cette ville, lequel de son bon gré baille et remet pour apprenti Jean-Jacques Rousseau, fils du Sieur Isaac Rousseau, son neveu, ici présent et ainsi désirant être fait au Sieur Abel Ducommun, maitre graveur, citoyen de cette ville ici présent et acceptant; et c'est pour le terme de cinq années prochaines et consécutives, à commencer le premier May prochain et à semblable jour devoir finir, pendant lequel temps le dit Sieur Ducommun promet d'apprendre au dit Rousseau apprenti sa dite profession de graveur, circonstances et dépendances dont il se mêle, sans lui en rien cacher, ni céler, en tant toutefoi que le dit apprenti la pourra comprendre, et demeure aussi chargé de nourrir et de coucher le dit apprenti pendant le dit temps et l'élever et instruire en la crainte de Dieu et bonnes moeurs, comme il est convenable à un père de famille. Ce qui a été ainsi convenu moyennant la somme de trois cents livres argent courant de cette ville et deux Louisd'or d'épingles, payables en trois payemens par le dit Sieur Bernard, savoir: cent livres et les deux Louisd'or au premier Août prochain; autres cent livres au premier Août mil sept cent vingt six, et les dernières cent livres au premier Août mil cept cent vingt-sept, et outre ce le dit Sieur Bernard demeure chargé de vétir et blanchir le dit apprenti, de toutes choses à lui nécessaires, et demeure aussi garant de la fidélité du dit apprenti et qu'il n'absentera point le service de son dit maitre sans congé et cause légitime, à peine de tous dépens, dommages et interêts qui à ce défaut s'en pourraient ensuivre. Ainsi convenu entre les parties qui ont promis par serment d'avoir à gré le présent acte et n'y contrevenir, à l'obligation de leurs biens présent et à venir, submissions à toutes cours, constitutions des dits biens, renonciations à tous droits contraires et autre clauses requises. Fait et prononcé au dit Genève dans la maison d'habitation du dit Sieur Bernard etc. — In diesem auch durch seine Sprache komischen Protokoll ist nichts merkwürdiger als die Stelle, wo Ducommun verspricht, den kleinen Jean-Jacques sein Gewerb zu lehren, vorausgesezt, daß der Lehrling es zu begreifen vermöge!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 238.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. Oktober 1830.

Fall' an sein Herz, an seine Brust,
Als Kind in seinen Schoos;
Du bist in Vaters Lieb und Lust
Mehr als die Schöpfung groß.

Herder.

Hymne des Kindes bei seinem Erwachen.

Nach Alphonse de Lamartine, von Gustav Schwab.

O Vater, dem mein Vater flehet,
Den man nur knieend nennen soll,
Deß Name süß und grauenvoll,
Vor den gebeugt die Mutter gehet.

Man sagt, daß dieser Sonnenball,
Als leichter Spielball, vor dir liege,
Und sich zu deinen Füssen wiege
Wie eine Lampe von Krystall.

Man sagt, du habest unsern Auen
Die kleinen Vögelein geschenkt,
Und habest Seelen eingesenkt
Den kleinen Kindern, dich zu schauen.

Man sagt, es kommen her von dir
Die Blumen in dem schmucken Garten,
Und ohne dich auf Früchte harrten
Umsonst vom Obstgehege wir.

Du rufst zur Gabe deiner Gnaden
Die ganze Welt auf ihre Spur;
Zu diesem Feste der Natur
Ist auch das Würmchen eingeladen.

Vom Quendel frißt an grüner Wand
Das Lamm, es hängt am Klee die Ziege,
In weißen Tropfen schlürft die Fliege
Den Rahm von meines Napfes Rand.

Der Sperling folgt dem Futterschwinger;
Die Lerche fliegt am Schnitter hin,
Ein fallend Korn ist ihr Gewinn;
Das Kind läuft an der Mutter Finger.

Und alle Gabe der Natur
Zu haben Mittags, Abends, Morgens,
Was braucht es da viel Müh' und Sorgens?
Wir sprechen deinen Namen nur.

O Gott! auch meine Lippe stammelt
Das Wort, vor dem der Engel bebt,
Des Kindes Stimme nicht verschwebt
Im Chor, der sich vor dir versammelt.

Er liebt Gebete, wie man spricht,
Die ihm der Kinder Lippe streuet,
Weil er der Unschuld sich erfreuet,
Die in uns ist — wir wissens nicht.

Der Kinder schwache Tön' erreichen,
Sagt man, am leichtesten sein Ohr;
Es schweb' um ihn ein Engelchor,
Und wir auch sollen Engeln gleichen.

Ach, wenn der Ferne denn versteht
Das Wort, das meine Lippen hauchen,
So soll ihm stets, was andre brauchen,
Vertrau'n mein kindliches Gebet.

Das Waſſer gieb, o Gott, den Bächen,
Den Sperlingen die Federn gieb,
Das Wollenfell den Lämmern lieb,
Und Schatten gieb und Thau den Flächen.

Geſundheit gieb dem kranken Mann,
Dem Armen Brod auf ſeine Bitte,
Dem Waiſenknaben eine Hütte,
Gefangnen Rettung aus dem Bann.

Dem Vater der, o Herr, dich ſcheuet,
Gieb Kinder gnug, des Hauſes Zier,
Und Weisheit gieb und Segen mir,
Damit ſich meine Mutter freuet.

Gut laß mich ſeyn, bin ich auch klein,
Mich ſeyn, wie jenes Kind im Tempel,
Das vor mir hängt, mir zum Exempel,
Und lächelt in mein Bett herein.

Gerechtigkeit ſey meine Zierde;
Gieb Wahrheit mir auf meinen Mund,
Laß reifen dann im Herzensgrund
Dein Wort in Furcht und Lernbegierde.

Und meine Stimme hebe ſich
Zu dir, wie Duft empor ſich ſchwinget,
Der aus der Weihrauchpfanne dringet,
Gewiegt von Kindern, klein wie ich.

Das Gewitter.

(Fortſetzung.)

4.

Weit früher, als die Marqueſa ſonſt aufzuſtehen pflegte, war ſie am folgenden Morgen ſchon mit Luiſe nach der drei Stunden entfernten Reſidenz gefahren. Spät am Abend erſt kehrte ſie zurück. Der außerordentlich gute Humor, den ſie mitbrachte, verbreitete den höchſten Glanz über die anmuthvolle Geſtalt. Eine kränkliche Tante, deren Tod ſie gefürchtet und welche ſie unverhofft gleichſam verjüngt gefunden hatte, war, ihrer Angabe nach, die Urſache. Dieſes Wiederfinden äußerte auch, wie ſie ſagte, den weſentlichſten, erfreulichſten Einfluß auf ihre Zukunft. Die Tante hatte ihre Ausſöhnung mit der Familie zu bewirken verſprochen. Sehr bald dachte die Marqueſa nach der Heimath zurückzukehren, wo mit dem Wiederaufleben jener verehrten Verwandten Alles eine neue Geſtalt für ſie gewonnen zu haben ſchien. Zwiſchen Scherz und Lachen verfiel ſie in behagliche Träume ihres Wiederſehens der hohen Felſen von Arcos de la Frontera und des unten dahin ſchleichenden Fluſſes der Vergeſſenheit (Guadalete). Sie verſicherte, dort und anderwärts einiges Aufſehen mit ihrem Tanzen erregt zu haben, hing dann an den Zweifel, ob ſie auch, bei dem langen Mangel an aller Uebung, noch damit fortkommen werde, einen tiefen Seufzer und zeigte die in der Stadt eingekauften Caſtagnetten vor, mit denen ſie ſich wieder etwas, hauptſächlich im Fandango, einzuüben gedenke. Der Baron bat ſehr, daß ſie ihn von dem Verſuche, wenn ſie ihn mache, in Kenntniß ſetzen möchte. „Nachſichtige Beurtheiler,“ antwortete ſie, „als wofür Sie mir bereits bekannt ſind, müſſen mir freilich angenehmer ſeyn, als ſtrenge Kritiker, und ſo iſt mir dieſes Ihr Verlangen willkommen. Noch mehr: viel zu aufgeregt, um den zu frühzeitig abgebrochenen Schlaf nunmehr nachholen zu können, bin ich nicht abgeneigt, mich ſogleich dazu zu entſchließen, Ihnen für das Erſte nur eine ſchwache Idee davon beizubringen. Liegt mir doch ſelbſt daran, baldigſt zu wiſſen, ob ich mich noch darauf werde einlaſſen dürfen.“

Natürlich gab der Baron ihrem Erbieten ſeinen Beifall, und ſie entfernte ſich, um nach einiger Zeit ganz in vaterländiſcher Tracht mit ihrer zum Tänzer umgeſtalteten Kammerfrau erſt eine ausdrucksvolle Pantomime darzuſtellen und dann in den Fandango überzugehen. Die würdige Stille ſeines Anfanges machte einen recht guten Eindruck auch auf die Baroneſſe. Allein dieſer verminderte ſich in dem Grade, als der Charakter des Tanzes ſie immer weiter aus derſelben hinausriß. Immer höher wogte der Sturm der Leidenſchaft; von ſeiner Woge getragen, ſchienen die feinen, in grüne Seide mit goldener Stickerei gekleideten Füſſe in der Luft zu ſchweben. Mit wachſender Freude ſchmiegten Waldows Blicke ſich innig und inniger an die Geſtalt und jede ihrer Bewegungen an. Sein unwillkührliches Bravo und Händeklatſchen ſchauerte zwar der Baroneſſe durch alle Glieder; allein außer daß ihr keuſcher Blick nach dem eigenen Buſenflore ſich zurückzog, bezwang ſie jede Aeußerung der Abneigung. Als endlich die Tänzerin in völliger Erſchöpfung auf ein Sopha niederſank, begleitete ſie ſogar den Gemahl zu ihr hin, ſeiner Bewunderung wenigſtens einen kurzen Dank für die gewaltige Anſtrengung hinzufügend.

5.

Die Marqueſa kam von einem Beſuche auf einem benachbarten Gute weit früher zurück, als der Baron erwartet hatte. Die Freude verklärte ihr Geſicht noch entſchiedener, als nach der geſtrigen Heimkehr. Leicht begrüßte ſie den am Fenſter leſenden Baron und flog dann zu dem offenſtehenden Pianoforte. Dort ſpielte ſie etwas aus der aufgeſchlagen liegenden Ouvertüre der Stummen von Portici und ſprang dann wieder auf, nach der Baroneſſe fragend. Waldows Nachricht, daß die Baroneſſe auf ein benachbartes Gut gefahren ſey, warf einen leichten Schleier des Unmuths über das ungewöhnlich rothe Geſicht

der reizenden Dame. „Ich bat sie," sprach die Marquesa, „doch so sehr, mich dorthin mitzunehmen, und da muß sie gerade heute, hinter meinem Rücken den Besuch abthun! Und wer ist Schuld an dergleichen kleinen Feindseligkeiten, als Sie, Baron? Wissen Sie noch an jenem Abend auf dem Berge? Ihr partheiliches Wohlgefallen an meinem Gesange stellte sich da dem, vermuthlich weit gerechteren Verdrusse der Baronesse so schroff gegenüber; dann gestern bei dem Fandango." Waldow antwortete unmuthig: „diese Aeußerungen schuldloser Gefühle sollten die Baronesse eher erfreuen, als daß sie sich dadurch für verlezt achten dürfte." Lachend schüttelte die Spanerin das Haupt: „Sie sind hierin im Unrecht, Baron. Wir Frauen haben so gut unser Bischen Eitelkeit, wie die Männer, und diese verlangt Schonung. Darf ich daher wohl bitten, mein werther Freund, daß Sie, während meines Aufenthalts auf Ihrem Gute, nicht wieder solche kleine Unvorsichtigkeiten zu meinem offenbaren Nachtheile begehen? Meine hiesige Zeit ist kurz, sehr kurz, und ich möchte so gern eine recht freundliche Erinnerung in diesem mir so werthen Hause zurücklassen." Eine ganz eigene Grazie leuchtete aus dem Gesichte der Dame. „Gut, gut!" sprach sie, als der Baron ihre Hand mit dem Ausdrucke tiefer Empfindung an seine Lippen zog. „Ich verstehe die Zusage und denke Ihnen solche, bei dem kleinsten Verstoße dagegen, wohlwollend ins Andenken zu rufen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Das alte Land, auf dem die Vegetabilien wuchsen, welche die Steinkohlenschichten bilden, ist gegenwärtig nur darum schwer zu unterscheiden, weil es später durch so zahlreiche Umwälzungen untereinander geworfen wurde. Doch ist unverkennbar, daß manche Theile des Bocage in der Normandie, einige hügliche Partheien in England, verschiedene Theile vom Auvergner Plateau, den Vogesen u. s. w. zu den Inseln gehörten, welche in jener fernen Zeit sich über den Spiegel des Meers erhoben. Aber auch sie bestehen aus Flötzen, deren Schichten unter Winkeln geneigt liegen, während die Steinkohlen an ihrem Fuße horizontal gelagert sind; auch diese Inseln hatten sich also durch Naturereignisse aus dem Schooße des Meers erhoben, die aber der Bildung der Schichten, in denen wir die Steinkohlen finden, vorangingen.

Auf keine Gebirgsart paßt der Ausdruck Flötz besser, als auf die Steinkohlenformation; Niemanden wird es wohl einfallen, daß die Schichten von Sand und Schlamm, zwischen denen man die Blätter und gigantischen Stengel der ältesten Gewächse in so großer Menge liegen sieht, sich im Wasser anders als wagerecht niedergeschlagen haben. Und doch gibt es keine Gebirgsart, deren Schichten häufiger zerbrochen und tausendfach untereinander geworfen sind; dies ist auch ein Hauptgrund, warum der Bau auf Steinkohlen häufig so schwierig ist. Diese Zerklüftung eines so alten Depots darf uns aber nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß die zahlreichen Emporhebungen, die seither stattfanden, alle darauf gewirkt haben.

Wenn wir im Bisherigen über die Periode der Steinkohlenbildung etwas weitläuftiger waren, so geschah dies theils wegen des allgemeinen Interesses des Gegenstandes, theils um einen Ausgangs- und Anhaltspunkt zu gewinnen; wenn wir im Folgenden die verschiedenen Flötzbildungen und auftretenden Bergsysteme durchgehen, werden wir uns, da wir uns nicht zu tief in die Geologie einlassen wollen, kürzer fassen müssen.

Nach der Steinkohlenformation treten nach einander von unten nach oben als Hauptglieder der Flötzbildung auf: der rothe Sandstein des Schwarzwalds und der Vogesen, der eine Formation für sich bildet; dann die Gruppe des bunten Sandsteins der Vogesen und des Schwarzwalds, des Muschelkalks und des bunten Mergels; ferner die Formation des Jurakalks, endlich die des grünen Sandsteins und der Kreide; nach dieser folgen nach oben die sogenannten tertiären Gebilde. — Zwischen jede dieser vier Bildungen nun, die als die materiellen Zeugen ebensovieler Revolutionen zu betrachten sind, schiebt sich ein System von Höhenzügen; je zwischen zweien hat sich eine Reihe von Erdunebenheiten erhoben. Merkwürdigerweise jedoch gehört keiner der Berge, die sich von der Steinkohlenformation an durch alle oben genannten Glieder durch erhoben haben, zu einem der bedeutendsten Gebirge Europas, wie dieß aus der folgenden flüchtigen Uebersicht sich ergeben wird; ja was noch merkwürdiger ist, mit jeder Revolution, die einem Bergsysteme den Ursprung gibt, scheinen die Berge im Durchschnitt mächtiger zu werden.

Der rothe Vogesensandstein erstreckt sich, so viel dem französischen Beobachter positiv bekannt ist, in horizontalen Schichten nur an den Fuß der Höhenzüge bei Valenciennes, Mons, Lüttich, Aachen und Saarbrück; dieser Sandstein bildete sich also unmittelbar nach der Steinkohle, nachdem dazwischen die Erdschichten jener niederländischen Höhen gewaltsam aufgehoben worden waren. Nicht lange darauf aber begab sich eine neue Umwälzung, wodurch die Schichten des rothen Sandsteins aufgehoben wurden und damit die Vogesen und den Schwarzwald bildeten. Das Flötz, das sich nach dieser Revolution aus dem Meere niederschlug, der bunte Sandstein und der Muschelkalk, erstrecken sich horizontal durch das Rheinthal an den Fuß beider Gebirge. Die längere oder kürzere Periode von Ruhe, während

welcher also Muschelkalk und bunter Sandstein die obersten Erdschichten bildeten, endete wieder mit dem Auftreten eines neuen Bergsystems, wodurch die ebengenannten und alle frühern Schichten aufgehoben wurden. Diese Berge sind die Höhen an der Südwestküste der Bretagne, die Hügel der Vendée, das Thüringer- und des Böhmerwaldgebirge; die Schichten der vorigen Flötzformationen sind an diesen Bergen aufgerichtet, aber die nun auftretende Formation, der sogenannte Jurakalk, breitet sich wagerecht bis zu ihrem Fuße aus. Die leztgenannten Bergsysteme sind also offenbar Produkte der Revolution, welche den Muschelkalk vom Jurakalk trennt. Die nächste Formation nach dem Jurakalk ist, wie oben angegeben, unten der grüne Sandstein und oben die Kreide, die z. B. die malerischen Küsten des Kanals von England bildet. Unverkennbar nun hat sich auch zwischen diesen zwei Reihen von Bildungen ein Bergsystem erhoben, zu dem die Cote-d'Or in Burgund, das Erzgebirge in Sachsen, der Pilatusberg bei Forez, vielleicht auch zum Theil die Hügel im Norden der Bretagne, ferner die höchsten Berge von Wales und Schottland gehören. Der grüne Sandstein und die Kreide umschreiben diese Gebirge in wagerechten Schichten.

Dieß wären also im Allgemeinen die Formationen der eigentlichen sogenannten Flötzperiode, und die zwischen den einzelnen Abschnitten derselben erschienenen Höhenzüge in Europa. Werfen wir nun, ehe wir zu den spätern, ungleich interessanteren Gebirgsbildungen übergehen, einen Blick auf die Pflanzen- und Thiergenerationen, welche während dieser langen Periode auf dem Erdboden sproßten und wieder abtraten.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsezung.)

Zahl der Studirenden. Das Jesuitenkollegium in Freiburg.

Auf unserer Akademie studiren jezt 237 Studenten, nämlich 36 Theologen (14 Genfer und 22 Auswärtige), 15 Juristen (13 G., 2 A.); 65 studiren Philosophie (44 G., 19 A.), 40 schöne Wissenschaften (40 G.) u. s. w. Von diesen 237 Studenten gehören nun 154 nach Genf, was allerdings sehr viel ist, und mehr als irgend ein anderes Land verhältnißmäßig aufzuweisen hat. Dabei muß bemerkt werden, was Sie wohl nicht geglaubt hätten, daß manche Väter ihre Knaben bei den Jesuiten in Freiburg erziehen lassen, wozu sie bei dem frühern Stand der Dinge in Frankreich ihre guten Gründe haben mochten. Denn um da angestellt zu werden und seinen Weg im Civil oder Militär zu machen, mußte ein Vater beweisen, daß sein Sohn eine gute christliche, d. h. jesuitische Erziehung genossen habe. Ich war im vorigen Juni mit einem Genfer in Freiburg, der seinen Sohn zu den Jesuiten brachte, und habe mir Mühe gegeben, ihre Anstalt kennen zu lernen, so viel als es in einigen Tagen möglich ist. Denken Sie sich ein großes Gebäude in länglichtem Viereck, vier Stockwerk über dem Erdgeschoß hoch, mit 498 Fenstern. Man sollte meinen, da müßte Licht genug hereindringen! Dies stattliche Gebäude liegt wie eine große Citadelle auf dem höchsten Punkt der Stadt. Am Eingang empfing uns ein Pförtner im schwarzen Ordenshabit; er verband große Höflichkeit mit einem durchdringenden Blick. So wie wir herein waren, wurde das doppelte Eisengitter sogleich wieder hinter uns geschlossen, ungefähr wie in unserer Genfer Maison pénitentière. Der Pförtner that nun einige Schläge mit einem großen bronzenen Thürklöpfel; gleich darauf erschienen drei junge Jesuitenpatres, die den Auftrag haben, den Fremden auf ihr Verlangen die Anstalt zu zeigen, ungefähr so, wie es die chinesischen Mandarinen mit Lord Makartney machten, oder wie man Parlamentäre in belagerten Festungen herumführt. Schnellen Schritts, dem man kaum folgen kann, wurden wir durch die weiten, hellen, freundlichen und reinlichen Gänge geführt. Bewundern mußten wir die Ordnung in den Küchen, Speisesälen und Vestiarien; überall herrscht die größte Reinlichkeit, auch in den geringsten Gegenständen. Durch sinnreiche Einrichtungen kann Alles gesehen werden, was da vorgeht. Hierauf kommt man in die großen lustigen Höfe und in den Garten, wo die Zöglinge spielen, ringen, laufen und sich balgen; ist es schlechtes Wetter, so versammeln sie sich in den Recreationssälen; da stehen Billarde, ein hübsches Theater, ein Bazar mit Spielsachen aller Art; kurz, nichts fehlt zum physischen Wohlseyn und zur angenehmen, wechselnden Unterhaltung der Zöglinge. Milde und Freundlichkeit scheint überall zu herrschen, denn mild und freundlich ist auch die Sprache der Lehrer. Nur nach längerer Aufmerksamkeit zeigt sich ihre beständige Beobachtung der Zöglinge; keine Bewegung, keine Geberde, kein Wort, auch nicht die geringste hingeworfene Aeußerung entgeht ihnen, denn Alles muß mit der größten Genauigkeit in ein Buch eingetragen werden, und dies Buch wird zur Hand genommen, wenn jeden Abend der Zögling Rechenschaft von seinem Tagewerk ablegt, was unerläßlich jeden Tag geschehen muß. Wehe dem Zögling, der einen kleinen Fehler vergäße, oder ihn aus falscher Schaam verschwiege! Aufseher mit hundert Argusaugen haben Alles erspäht und aufgezeichnet, was in den Lehrstunden, beim Spiel, ja sogar im Schlaf gesprochen worden ist. Anzeigen! ist das erste und unerläßlichste Gesez des Hauses und des Ordens. Die Strafen dieser Jesuitväter sind, ihrer sanften, honigsüßen Worte ungeachtet, sehr hart und erniedrigend. Vor einigen Jahren entfloh der junge Courvoisier aus der Briegger Jesuitenschule, und irrte vierzehn Tage lang im Dezember ohne warme Kleidung und Nahrung in den Gebirgen von Wallis umher. Das möchte aber noch angehen, wären nur ihre Studien besser; darin aber sind sie wenigstens um zwei Jahrhunderte zurück. Bei der Geschichte wird der P. Loriquet, bei der Naturlehre der Abbé Nollet, im Griechischen Fragmente aus St. Basilius und St. Gregorius, und in der neuern französischen Literatur nur Batteux mit einigen gewählten Fabeln und Auszügen aus Leichenreden zum Grunde gelegt. Aeußerst ärmlich ist der mathematische Unterricht, und gar erbärmlich wird Philosophie in Küchenlatein vorgetragen; desgleichen das canonische Recht. Gar mancher Professor wird hier wegen seines Wissens angestaunt, den man in Genf oder Lausanne nicht zum Baccalaureus machen würde.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 239.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Oktober 1830.

Du Tropfe Stein und Leimen, der dem Schooß
Des Chaos einſt entfloß und feſtgerann
Und ſich begrünte, dann ein großes Heer
Von Lebenden gebar und ſie begrub,
Und wieder wegſchmilzt in des Chaos Nacht!

Herder.

Die Erdrevolutionen und die Entſtehung der Berge.

(Fortſetzung.)

Es liegt in der Natur der Sache, daß mit jeder Revolution, welche die Schichten der nacheinander gebildeten Flötze zu Bergen aufhob, des trockenen, aus dem Meere emporragenden Landes immer mehr wurde; daß jene Inſeln und Archipele, von denen wir oben geſprochen, nach und nach zuſammenſchmolzen, daß ſich große Eilande, endlich ein eigentlicher Kontinent bildete. Nicht lange, nachdem die Elemente wieder ins Gleichgewicht gekommen waren, ſcheint ſich auch jedesmal der Erdboden wieder mit Grün bedeckt, mit Thieren bevölkert zu haben. So finden wir gleich in dem, unmittelbar auf den Vogeſen- und Schwarzwaldſandſtein folgenden ſogenannten bunten Sandſtein die Reſte einer Menge von Gewächſen. Allem nach waren einſt Vogeſen und Schwarzwald, wo jezt ſo ſchöne Eichen, Buchen und Fichtenwälder prangen, dicht damit bewachſen. Die Flora unterſcheidet ſich bereits weſentlich von der der Steinkohlenperiode: die Farrenkräuter bilden jezt ſchon nicht mehr beinahe die ganze Vegetation, ſo häufig ſie auch noch ſind, bereits treten Nadelhölzer und andere Gewächſe auf; kurz, die Vegetation wird, im Vergleich mit jener der Steinkohlenzeit, bereits mannigfaltiger, nimmt einen Charakter an, der ſchon auf eine größere, dem Meere entſtiegene Länderſtrecke, auf eine nicht mehr ganz ſo hohe Temperatur hinweiſt; die Geſchlechter der Pflanzen nähern ſich ſchon mehr denjenigen, welche gegenwärtig auf der Erde der Zahl nach vorſchlagen, namentlich denjenigen, die in den Tropenländern wachſen. So findet man unter andern ein baumartiges Farrenkraut, und ſein Wuchs berechtigt uns zum Schluß, daß damals das Klima in unſern Breiten doch noch weit heißer war als gegenwärtig. In dieſe, wenn nicht ſogar in eine noch frühere Periode gehören auch die merkwürdigen Sandſteine in Schottland, auf deren Schichten man ganz deutlich und in großer Anzahl Fußſtapfen von Schildkröten ſieht. Man findet aber in dieſer Zeit auch wirkliche Ueberreſte von Schildkröten, deren Panzer gegen acht Fuß lang waren, und Gebeine mächtiger Eidechſen, die damals in den Flüſſen der Vogeſen und des Schwarzwalds hauſten, wie gegenwärtig in der heißen Zone ihre Anverwandten, die Krokodille und Kaimans. Noch gehört zu dieſer Formation der ſogenannte Muſchelkalk, ein Kalkflötz, das Werner ſo benannte, weil häufig der Schaalthiere, die ſich darin finden, eine unendliche Menge iſt. Von Säugethieren findet ſich in dieſer Periode noch keine ſichere Spur.

Geben wir eine Formation weiter, zu der des Jurakalks, und ſehen uns um, welche Pflanzen und Thiere auf dem damals dem Meere entſtiegenen Boden Europas, alſo z. B. in der Vendee, Bretagne, im Thüringer- und Böhmerwalde gelebt haben. Man hat in den verſchiedenen Schichten der Jurakalkformation gegen ſiebzig Pflanzenarten entdeckt, die Reſte einer neuen, eigenthümlich charakteriſirten Vegetation, die ſich von den der älteren

Formationen wesentlich unterscheidet. Die kryptogamischen Gewächse schlagen immer noch in starkem Verhältnisse vor; die Familie der Farrenkräuter allein macht noch ein ganzes Drittheil aus, und bildet mit den Nadelhölzern und verwandten Geschlechtern fast die ganze Flora. Die Pflanzenfamilien, die hier vorherrschen, haben bekanntlich das Eigene — und vorzüglich von den Farren gilt dieß — daß sie auch jezt noch auf dem ganzen Erdboden vorkommen, daß sie aber im Allgemeinen nach der höhern oder niedrigern Temperatur mehr oder weniger groß und stark werden. In der Periode nun, von der wir sprechen, scheinen sie ungefähr so groß gewesen zu seyn, als sie gegenwärtig unter den Tropen werden; die kleinsten derselben würden heutzutage mindestens dem Klima des Vorgebirgs der guten Hoffnung oder Neuhollands angehören. Die Vegetation dieser Periode der Vorwelt ist zwar von allen Floren auf dem jetzigen Erdenrund gar sehr verschieden; am meisten Aehnlichkeit hat sie jedoch mit der Vegetation auf den Küsten großer tropischer Inseln, z. B. der Antillen, des Caps, der Molukken und Japans. Es läßt sich darnach nicht mit Unrecht vermuthen, daß ziemlich beträchtliche Inseln diese Pflanzen getragen haben, was mit der allgemeinen Schätzung, in welchem Verhältnisse ungefähr das trockene Land sich ausgebreitet haben mag, recht gut übereinstimmt.

Was das Thierreich betrift, so kennt man aus diesem Zeitraum nur wenige Reste von Säugethieren, und Manche haben die Aechtheit derselben lange in Zweifel gezogen. Sie gehören einer Insekten fressenden, mit den Beutelthieren verwandten Art an. Die Knochen dieses kleinen Säugethiers lagen mitten unter den Resten von Thieren aus der Familie der eierlegenden Reptilien, worunter sich verschiedene Krokodille und ein Paar andere Geschlechter fanden, deren bizarre Formen wirklich der menschlichen Phantasie, die doch von jeher in Erfindung fabelhafter, seltsamer Thiere so fruchtbar war, Trotz bieten. Unsere Einbildungskraft ist, wenn es sich von Mythen handelt, gleich bei der Hand, sich einen Drachen, einen Greifen so oder so zu malen; es wird ihr aber schwer, ja sie schaudert davor, sich als wirklich lebend geflügelte Eidechsen von drei, vier Fuß Flügelspannung zu denken. Diese fliegenden Reptilien — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, der, wie Cuvier richtig bemerkt, einen wahren Widerspruch enthält — hatten einen langen Hals, einen Vogelschnabel, überhaupt das seltsamste Ansehen, und nach Bucklands Beobachtungen, waren sie wahrscheinlich, wie unsere Fledermäuse, Nachtthiere und lebten von Insekten. Die Geschlechter Ichthyosaurus und Plesiosaurus, gleichfalls Eidechsen, die in dieser Periode lebten, haben Manches mit den wallfischähnlichen Thieren gemein und sind in Wahrheit die allerseltsamsten Geschöpfe, auf die sich der an Wunder gewöhnte Naturforscher nur immer gefaßt machen konnte. Das erste Geschlecht, die Fischeidechse, hat eine Delphinschnauze, Krokodilzähne, Kopf und Brustbein wie eine Eidechse, Tatzen wie ein Robbe, aber vier, endlich Wirbelbeine wie die Fische. Beim zweiten, noch seltsameren Geschlecht sieht man einen kleinen, der Form nach dem der Eidechsen ähnlichen Kopf auf einem langen, biegsamen, dem Körper der größten Riesenschlangen ähnlichen Halse sich wiegen. Dieser Hals, der noch weit unverhältnißmäßiger ist, als der der Giraffe, und aus weit mehr Wirbeln besteht, als der Hals der langhalsigsten Vögel, namentlich des Schwans, der am meisten Halswirbel unter allen Thieren hat, saß auf einem verhältnißmäßig blos mittelmäßigen Körper, der in einen ziemlich kleinen Schwanz auslief und sich auf vier Tatzen, ähnlich den der Robben, bewegte. Dieses Thier, das bis jezt blos in England gefunden wurde, ist, wie Cuvier bemerkt, der allerseltsamste Bewohner dieser Welt, ein Thier, das, wenn irgend eines, den Namen Ungeheuer verdient. Wenn man die Abbildungen dieser Ungeheuer betrachtet, glaubt man fratzenhafte Produkte einer phantastischen Mythologie, nicht Wesen zu sehen, die einst in Luft und Wasser lebten; man meint Zerrbilder auf indischen Tempelmauern vor sich zu haben, nicht Zeugen einer Vorwelt, die tief aus der Erde Eingeweiden gebrochen wurden. Und wahrhaftig! denkt man sich eine Landschaft, wo ungeheure geflügelte Eidechsen über den riesigen Farrenbäumen schweben, wo Schwärme von Fischeidechsen an den Meeresküsten schwimmen, Schlangeneidechsen die ungeheuren Hälse aus den Wogen recken, wo seltsame Krokodille und riesige, mißgestaltete Schildkröten an den See- und Flußufer umherkriechen, so ist einem nicht anders, als ob der Marsch, wenn seine Phantasie poetische Ungeheuer und mythische Fratzen schafft, einen Traum aus der Urzeit der Erde träumte. Der schon sehr zusammengesezte Bau jener wunderlichen Wesen sezt indessen in der Zeit, wo sie lebten, einen Zustand der Dinge voraus, der von dem unsrigen nicht mehr sehr abwich, und wo die bildenden Naturkräfte zwar mächtiger, sicher aber nicht nach andern Gesetzen wirkten.

Bei den zahlreichen Ueberresten jener Fischeidechsen hat man sogar noch viele ihrer Excremente gefunden. Schon die Form dieser Körper wieß darauf hin, die volle Ueberzeugung gewann man aber bei ihrer Zerlegung: man fand, daß diese seltsamen Thiere sich besonders von Sepien und Fischen nährten, ja daß die größern Fischeidechsen die kleinern fraßen. — Viele Fische, von denen man Abdrücke, Schuppen, Gräte und ganze Skelette hat, lebten damals in den Meeren. Auch an Sepien (Dintenfischen) fehlte es nicht; sogar ihr Saft ist eingetrocknet im Gestein entdeckt worden, und man hat wirklich mit fossiler Sepia Zeichnungen ausgeführt.

(Beschluß des zweiten Artikels.)

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Der ankommende Thee sollte, nach der Marquesa Vorschlag, im Garten getrunken werden. „Das ewige Sitzen," sprach sie, „ist mir zuwider, besonders nach so langem Eingesperrtseyn im Wagen. Lebt man doch kaum halb, wenn die freien Bewegungen gehemmt sind." Achselzuckend deutete Waldow auf das plötzlich eingetretene Regenwetter, das eben große Tropfen an das Fenster warf, und darauf, daß die Laube der Terrasse, wo im Garten der Thee gewöhnlich eingenommen wurde, noch weniger Raum als das Zimmer darbiete. „Ach!" seufzte sie und die Flamme ihres Auges streifte über des Barons Gesicht, um dann als eine Anklage wider die Vorsehung in die Höhe zu lodern, „über den bösen Unbestand der Dinge in Ihrem, mir doch so lieben Deutschland! Kaum erquickten mich eben noch im Wagen, unter dem blauen Himmel, die Träume vom baldigen, frohen Umherwandeln mit meinen Freunden in den grünen Laubgewölben, so weckt mich hier der kalte, düstere Regen recht unsanft auf. Hat die Freundschaft der Deutschen eben so wenig Bestand? Wird nicht in zwei Monaten, ja vielleicht noch früher, wenn ich, vor dem Guadalete stehend, an seine nicht rastenden Wellen den fruchtlosen Wunsch richte, daß er sich an mir als der Fluß des Vergessens wirklich bewähren möge, wird nicht mein Bild hier bereits ganz erloschen, oder, was ich ohne Schauer nicht denken kann, vielleicht gar bis zum Widerwärtigen unscheinbar geworden seyn?" — „Marquesa," rief Waldow, und die Leidenschaft, welche plötzlich, ein unwiderstehlicher Riese, jede Muskel seines Körpers durchzuckte, gab dem bereits mehr als dreißigjährigen Mann die volle, frische Blüthe seiner schönsten Jünglingsmonate zurück; „ich schwöre Ihnen—"—„Keinen Schwur!" unterbrach die Dame ihn rasch. „Mein Glaube an die Dauer des Gefühls, von dem Ihr ganzes Wesen mir eben sagt, bedarf der Befestigung nicht weiter. Sollte es Ihnen möglich seyn, ihn zu täuschen, so hätte ich durch den Schwur ja auch keinen Gewinn. Sie aber würde ein Meineid auf der Seele brennen. Nein, Baron! — Nun aber von andern Dingen. Hauptsächlich lassen Sie uns diese Stelle verlassen. Eben fällt mir ein allerliebster Zeitvertreib ein. Im Vorübergehen bei Ihrem Ballspielsaale hieß es sehr oft, daß wir nächstens dieses Spiel versuchen wollten. Das schöne Wetter hielt uns davon ab. Jezt, wenn es Ihnen recht wäre! Nur erlauben Sie mir zuvor das Ablegen der Reisekleidung."

Darauf verschwand sie, erschien aber, im Verhältniß zu der inzwischen erfolgten gänzlichen Umwandlung ihres Aeußern, sehr bald wieder. In dem enganliegenden, strohfarbigen Atlaskollet glich sie einem wunderschönen Pagen aus dem Mittelalter. Die Fülle des rabenschwarzen Haares barg zum Theil ein Barett von purpurrothem Sammt, von dem drei der schönsten weißen Reiherfedern herunterschwankten. Das Ballspiel begann. Dasmal aber verließ den Baron seine berühmte Gewandtheit darin völlig, während die Marquesa durch ihre unerschöpfliche Grazie in jeder Bewegung sein Staunen, seine Bewunderung erregte. „Marquesa," sprach er in einer Pause des Spiels, „Sie verschmähten vorhin meinen Schwur." — „Was verlangen Sie jezt?" fragte sie. „Nichts, gar nichts, als eine Gunst, welche Ihrer Kammerfrau, in meinem Beiseyn, von Ihnen vorgestern Abend zu Theil wurde." — „Lieber Waldow," erwiederte die Marquesa, „was ich bei Louisen dem Unglücke schuldig zu seyn glaube, das muß ich dem Glücke vorenthalten, welches Ihnen in Ihrem Hause so üppig und neidenswerth blüht. Lassen Sie mir mit meinem Unglücke das Gefühl, solches nicht verdient zu haben, und bleiben Sie Ihres Glückes würdig!"

Der Ernst der Dame erschütterte ihn um so gewaltiger, da er ihm noch gar nicht in diesem Grade an ihr vorgekommen war. Dazu fiel die Binde plötzlich von seinem Auge, durch welche ihm die Gefahr der zunehmenden Genauigkeit des Verhältnisses zwischen ihm und der Marquesa verborgen worden. Er schauderte zurück vor dem Abgrunde, welcher dicht neben seinem Fuße sich aufthat. Er hatte zeither bei allen Handlungen die Billigung seines Gewissens als eine Nothwendigkeit betrachtet, und eine Vergehung gegen die Gemahlin, die er als das Muster einer Gattin und Mutter ansah, würde, auch wenn ihr solche nie bekannt worden wäre, gewiß den Frieden seines ganzen Lebens zerstört haben.

Im nämlichen Augenblicke trat die Baronesse in den Ballspielsaal, wohin man die nach dem Gemahle fragende Zurückgekehrte gewiesen hatte. Daß etwas vorgefallen war, davon zeugte eine Verlegenheit des Gutsherrn, deren sie ihn unter allen Verhältnissen zuvor nicht fähig gehalten hätte. Sein bald irres, bald sie offenbar vermeidendes, bald wieder, wenn sie ihn nicht zu bemerken schien, mit Betrübniß an ihrer Person hängendes Auge dünkte ihr ein unwiderlegbarer Zeuge der Schuld. Auch der Marquesa Blick zeigte in den ersten Momenten unwillkommene Ueberraschung und Betroffenheit, und wenn sie nachher plötzlich nur in desto größere Freundlichkeit ausbrach, so sprach eben dieser, alles natürlichen Ueberganges von einer Gemüthsstimmung in die andere entbehrende Sprung nicht viel weniger auch gegen sie. Vielleicht kostete der Baronesse die würdige Haltung, welche sie behauptete, ungewöhnliche Anstrengung; sie gelang ihr aber meisterhaft. Man blieb den Abend beisammen, und da wirklich die eingetretene Schuld

von Seiten des Barons nur im Ueberwogen gefährlicher Gefühle, nicht in einer begangenen unrechten Handlung bestand, er auch diese Gefühle bereut hatte, sobald er zu ihrem Bewußtseyn gelangt war, fand er allmählig den rechten Ton wieder, so daß bald gar keine Störung vorgefallen schien.

Kaum hatte die Marquesa das Paar verlassen, so nahm der kleine Sohn, der bei der Mutter Rückkehr geschlafen hatte, durch ein ungewohntes Weinen die Aufmerksamkeit der Baronesse in Anspruch. Die Unruhe des Kleinen dauerte die ganze Nacht. Der Arzt fand am Morgen die Sache von keiner Bedeutung; allein die bekümmerte Mutter verließ des Kindes Bette keinen Augenblick.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Die Jesuiten in Freiburg. Rundreise des Bischofs. Zusammenkünfte der Studenten. Religionsverhältnisse.

Der Professor der Chemie und der Naturwissenschaft in der Anstalt der Jesuiten zu Freiburg, der hier der Père physicien heißt, ist der einzige unterrichtete, in seinem Fach erfahrene Mann, ein Flamänder von Geburt, er physikalische Beobachtungen macht, auch mit den deutschen und französischen Gelehrten in Verbindung und Korrespondenz steht. Das physikalische und naturhistorische Kabinet, das der Abbé dem Freiburger Kollegium geschenkt hat, ist seiner Aufsicht und Leitung übergeben. — Man sagt, in den ersten Monaten 1828 seyen mehr denn dreihundert Zöglinge hier gewesen, jetzt nur noch hundertunddreißig. Dazu muß man aber noch sechszig Schüler rechnen, die in der zu St. Michel gebrörenden Jesuitenschule zu Estavayer befindlich sind. Auch in dieser Anstalt bewährt sich die Kunst, mit der die Jesuiten Zöglinge an den Orden zu fesseln verstehen, die sich durch die rechten Anlagen oder Talente auszeichnen, oder die ihm durch ihre Verhältnisse, durch ihre Stellung in der Gesellschaft nützlich seyn können. (Ein junger Graf Stolberg wurde voriges Jahr hier als Lehrer angestellt.) In der Freiburger Regierung und in den bedeutenden Familien ist dies besonders zu bemerken. Zwei Drittheile der sämmtlichen Zöglinge sind aus Freiburg, das übrige Drittheil aus Frankreich, der Schweiz, Belgien und Savoyen. Die Franzosen gehören fast sämmtlich den Departements an, die Ch. Dupin auf seiner bekannten Civilisations- und Intelligenzkarte von Frankreich schwarz bezeichnet hat.

Auf unserer Rückreise von Freiburg begegneten wir dem Bischofe, der von einer Inspektionsreise zurückkam. Dieser Prince du Saint Empire, wie er sich nennt, reist in einem vierspännigen Reisewagen, und mit ihm der bischöfliche Kanzler nebst einem Freiburger Staatsrath, der die Geburts-, Ehen- und Sterberegister zu untersuchen hat, welche von den Ortspfarrern gehalten werden. Jedes Kirchspiel zahlt Sr. Eminenz dem Bischof 16 Schweizer Franken, 3 dem Staatsrath und 2 dem Oberreuter, der sie begleitet. Die gewöhnlichen Reise- und Unterhaltskosten des Bischofs und seiner Begleiter betragen wenigstens 64 Fr. für jedes Kirchspiel, demnach 7168 Fr. für den ganzen Kanton. Rechnet man nun noch die zufälligen und außerordentlichen Kosten hinzu: für das Aufziehen und Paradiren der Milizen, für Kavallerieeskorten, Militärmusik, Gastmäler, Feuerwerke, gezwungene Wege und gezwungenen Müßiggang, daher verlorene Zeit des Volks auf dem Land, was zusammen wenigstens ebensoviel beträgt, so kann man nicht läugnen, daß 14.300 Schweizer Franken für eine solche Reise zu viel sind.

Wenn im Freiburger Kollegium Manches zu tadeln ist, so kann man auch unsern Schülern und Studenten, desgleichen den Lehrern und Professoren gar Manches nachsagen. Manche Professoren machen es sich bequem und kommen erst eine halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit. Die Studenten haben den Muth nicht, ihnen solche Unarten abzugewöhnen, wie es auf deutschen Universitäten geschehen würde; sie sind nur so keck, einen armen Meßner und Uhrmacher zu necken und zu erschrecken. Eins nur möchte ich auch bei den deutschen Studenten sehen, denn es würde unserm zerspaltenen, von Meinungen, Ansichten und Hirngespinsten zerrissenen Vaterland gar wohl thun, und Manches in politischer und religiöser Hinsicht ausgleichen, was jetzt ungleich ist. Die hiesigen Studenten gehen bald nach Zofingen, bald nach Nyon, bald nach Lausanne, oder die Zofinger und Waadtländer kommen hierher. Es wird dabei viel von Patriotismus und Schweizertum verkehrt, und wenn es ihnen damit recht Ernst ist, so muß man dies sehr loben; wenn es aber nur schöne, wohlklingende Worte wären? Die vielen aufgedunsenen und gewaltigen Phrasen bei den Schweizervereinen mißfallen mir gar sehr; aber die Sache an sich ist trefflich. Die ungleichartigsten Elemente finden sich hier aus den Schweizerkantonen zusammen; Menschen und Ansichten kommen zusammen und entwickeln sich in freundlicher Ansprache und Reibung. Es kann gar Manches hier in Frieden und Freundschaft besprochen werden, was in einigen Jahren, wenn diese jungen Männer in Thätigkeit und zu Einfluß kommen, herrliche Früchte trägt; Manches wird vorbereitet, was außerdem einst große Mühe kosten oder gar nicht zu Stand kommen würde; die Provinzial-Borksbeuteleien verlieren sich. Wäre für Deutschland etwas nothwendiger und heilsamer? Aber um nur Eins zu erwähnen, von Zofingen nach allen Schweizerkantonen, und von einem zum andern ist ein Spaziergang in einem herrlichen Gartenland, den Jeder leicht zu Fuß macht; von Leipzig nach Berlin aber durch die Haiden und Sandebenen? Unserm deutschen Jammer und unserm Zurückbleiben hinter Andern, trotz aller Gelehrsamkeit, ist schwer abzuhelfen.

Während man in dem vermeintlich hochgebildeten Norddeutschland mit theologischen Zänkereien die Zeit verderbt, und den Segen der Reformation, Gedanken- und Gewissensfreiheit, mit Füßen tritt, gehen bei uns alle Sekten aneinander vorüber. Die Methodisten, Momiers und Mataisten geben sich freilich mit Toben, Eifern, Schimpfen und Schelten alle Mühe, die Leute gegen einander zu hetzen; es gelingt ihnen aber nicht, denn die Masse und das Gewicht des gesunden Menschenverstands im Volk ist zu groß und zu mächtig, und man kann nicht mit ihm umgehen, wie man will. Unsere Methodisten probiren es auf alle Art. Einmal suchten sie eine Menge ihrer kleinen pietistischen Schriften den kleinen Mädchen in der Lancasterschule in die Hände zu spielen, damit diese sie zu Haus ihren Aeltern und größern Geschwistern mittheilten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Oktober 1830.

Es will dem Menschen nicht gelingen,
Sich von der Erde wegzuschwingen;
So freut es ihn, auf ihren Höh'n
Und über'm Wolkenmeer zu stehn.

Bodmer.

Besteigung der Schneekoppe im Riesengebirge.

In das Thal zwischen den Vor- und Hauptbergen des Riesengebirges gedrängt, liegt die Stadt Schmiedeberg. In sie gelangt man von Landshut herüber nur mit Mühe, indem die Fahrt die Berge hinauf eben so beschwerlich, als hinab nicht ohne Gefahr ist. Freundlich zieht sie sich an einem Bache hin, der zuweilen zum verheerenden Strome wird und die Spuren seiner Verwüstung viele Jahre zeigt. Eine der größten richtete er im Mai 1810 an. Zwischen dem hohen Gebirge drängen sich nämlich die Wolken meist so zusammen, daß sie, besonders bei Gewittern, sich in fürchterlichen Regenmassen entladen, wodurch denn das enge Flußbett bald überfüllt wird. Schon in Schmiedeberg harren gewöhnlich die dienstbaren Geister, die den Fremden, welcher die Koppe (so wird der höchste Gipfel des Gebirges genannt) besteigen will, freundlich geleiten. Ihr Amt aber geht eigentlich erst in Krummhübel an. Dort sind auch mehrere Tragstühle für diejenigen zu haben, denen die Lust und die Kraft mangelt, sich von den eigenen Füßen hinauftragen zu lassen. Aehnliche Anstalten sind auf der Seite gegen Hirschberg und Seidorf. Dem rüstigen Fußgänger bieten aber von allen Seiten Kinder und Frauen Alpenstöcke an. Dieß sind freilich nur einfache weiße Stäbe, die man jedoch recht gut benutzen kann. Von Krummhübel geht es Anfangs nur allmählig aufwärts, ja es kommen selbst einige Stellen vor, wo man wieder hinabsteigt. Endlich aber kommt man in die waldige Region, und mit ihr beginnt schon ein beschwerlicheres Steigen. Aber das Mühsamste erwartet einen an der Seifenlehne, die viele deßhalb die Seufzerlehne nennen. Ehe man jedoch an dieß schwere Werk geht, stärkt man sich mit dem klar auf dem Gestein dahin fließenden Wasser der kleinen Lommnitz. Uns verhüllte ein dichter Nebel den zu besteigenden Berg, und bald rieselte ein sanfter Regen auf uns nieder. Die Führer und Träger trösteten mit dessen baldigem Aufhören; aber wenn auch in kurzen Pausen unsere Hoffnung erfüllt ward, so wiederholte sich doch das Wolkenbad stets aufs Neue. Endlich auf der sanft sich abdachenden Fläche angelangt, auf welcher die Hampelbaude liegt, umhüllte uns plötzlich ein so dichter und dunkler Nebel, daß wir keinen, nur auf zehn Schritt entfernten Gegenstand unterscheiden konnten. Wir eilten, und kamen glücklich unter das bergende Obdach der Baude. Dieß ist der Name für alle auf diesem Hochgebirge liegende Wohnungen (Sennhütten). Einige Fremde, die, gleich uns, die Koppe zu besteigen, hier waren, forschten vom Bäudler (Sennen) Hampel, was er wohl vom Wetter hoffe. Er gab wenig Trost; ich ging hinaus, bestieg eine Anhöhe neben der Baude und kam mit der Verkündigung zurück, daß nach meiner Beobachtung des Wetters wir heute noch die Sonne oben auf dem Berge klar untergehen sehen würden. Man lachte und schüttelte ungläubig den Kopf. Ich aber blieb fest bei meiner Meinung, drang auf den Abmarsch, und im feucht sprühenden Nebel ging es die Berglehne hinauf. Als wir hier auf dem

Kamme, der höchsten Ebene des Gebirges, anlangten, fingen die Wolken an zu zerreißen und uns hie und da einen Blick in den blauen Azur zu gestatten. Wir jubelten laut auf und eilten vorwärts nach der Koppe. Als wir am Fuße derselben waren, öffnete sich nach Böhmen hin die Wolkenmasse in einem unermeßlichen Spalte, und ließ uns einen Blick tief hinein in dieß gesegnete Land thun. Muthig ging es über die Felsenstufen hinauf. Ein heftiger Wind erhob sich, der bald zum förmlichen Sturme wurde. Er gestattete uns nicht, viel umherzuschauen, weil jeder nur darauf bedacht seyn mußte, sich fest zu halten, um nicht über die Felsentrümmer hinuntergeworfen zu werden. Nur wo hervorstehende Klippen einigen Schutz boten, konnten wir zuweilen einen Blick rückwärts thun. Da lag unter uns der Riesengrund, und tief aus seinem Schlunde leuchteten grüne Matten herauf, und auf diesen, an der blinkenden Auga hin, menschliche Wohnungen. Ueber sie gehen die Stürme der Luft und der Zeit hinweg, und sie werden selten von ihnen berührt: ein Thal für jeden, der mit dem Leben zerfallen ist. Auf der Höhe gegenüber blizte im Sonnenstrahl die Auga, die auf dem Kamme entspringt und gleich im Anfange ihres Laufs auf einer Felsenmasse ihr Bett findet, von welcher sie hüpfend hinabgeht in den Grund und nach vielfachen Krümmungen von der Elbe aufgenommen wird. Kaum hundert Schritte von jener hat die Lommnitz ihre Quelle. Sie aber wendet sich nördlich, springt wie jene über vielfach aufgeschichtetes Gestein und stürzt sich in tiefe Schluchten hinab. Ihr späteres Bett ist im Bober und zulezt in der Oder, mit welchem sie sich in der Ostsee begräbt, während jene mit der Elbe in die Nordsee fällt. So werden oft zwei Jünglinge als Nachbarn geboren und erzogen, und bald trennen sich ihre Lebenswege, die nie wieder zusammenführen.

Endlich hatten wir das Ziel erreicht. Wir standen oben auf dem höchsten Punkte des norddeutschen Gebirges. Der Himmel hatte sich wieder umzogen, der Nebel strömte aus den Bergschluchten aufwärts. Wir suchten den Schutz der oben befindlichen Kapelle, die seit einigen Jahren zu einem gastlichen Aufenthalte umgeschaffen ist. Niemand sucht hier oben Luxus und findet sich leicht befriedigt von dem, was ihm geboten werden kann. Ein knisterndes Feuer im Ofen ist auf einer Höhe von 6000 Fuß ein angenehmer Ton. Bald füllte sich der enge Raum mit Wanderern. Verlangend blickten wir fort und fort nach den Fenstern, und wenn ein Sonnenstrahl durch dieselben blizte, so eilten wir hinaus; aber immer noch waren wir mitten im Wolkenmeere. Endlich aber blickte die Sonne reiner. Vor der Pforte der Kapelle angelangt, wurden wir von einem Schauspiele überrascht, welches uns alle in Entzücken versezte. Die Wolken hatten sich hinabgesenkt in die Tiefe. Wir standen über ihnen und sahen auf ihrer Oberfläche hin wie über ein ungeheures Eisgefilde. Von der Sonne beleuchtet, glänzten sie wie Schnee, und die Erhabenheiten, welche sie bildeten, glichen Bergen. So denke ich mir die Schneesteppen Sibiriens. Ein furchtbarer Sturm tobte um uns, und die ihn begleitende Kälte vollendete die Täuschung. Aus den Schluchten rings um die Koppe wirbelten Nebel herauf, die der Sturm an dieselbe trieb und die nun nicht weiter konnten. Wie Dämpfe aus siedenden Kesseln stiegen sie herauf, flogen mit Blitzesschnelle an uns vorüber und bildeten in der Ferne die wundersamsten Gestalten. Aber im Westen stand die Sonne im reinsten Glanze, und nur selten verhüllte sie ein sich höher wälzender Wolkenballen. Wir wurden vom Sturme hin und her geworfen, wie ein Schiff auf der See, und mußten immer wieder das bergende Obdach der Kapelle suchen. Nach unserem einfachen Mahle gingen wir alle wieder hinaus und sahen die Sonne gleich einer glühenden Kugel hinabrollen hinter das Gebirge. Ueber das Land nach Osten dehnten sich schon längst die Schatten desselben. Alles drängte sich jezt hinein, ich aber verweilte noch außen und sah im Geiste noch einmal das herrliche Schauspiel, was ich vor vielen Jahren hier oben mit dreien meiner Gefährten genossen. Wir sahen die Sonne sich senken und ihren Rand schon den Horizont berühren, als einer von uns sich umwandte und mit Entzücken rief: „o seht doch!“ Im Osten, der Sonne fast gerade gegenüber, tauchte der Mond aus dem Aether, und wie zwei Wagschalen standen die beiden Kugeln einen Augenblick wie im Gleichgewicht, was sich aber bald änderte. Denn nur einige Minuten, und der Mond stand siegend oben, und die Sonne war hinunter. Im Norden standen schwere Wolken, die gleichsam auf den Untergang der Sonne harrten. Denn kaum war sie hinab, so brachen auf allen Seiten die Blize aus denselben. Herrlicheres dürfte es selten zu schauen geben. Ein Strahl, gleich einem glühenden Strome, schoß herab, und unerwartet schnell begrüßte die irdische Flamme die himmlische. Eine Feuersäule stieg empor und wir weideten uns hier oben an einer Schönheit, die den Bewohnern da unten zum Jammer wurde.

Damals war die Kapelle noch nicht zur gastlichen Herberge eingerichtet und wir mußten zu unserem Nachtlager hinab in die Bauden. Dieß war vor drei-und-zwanzig Jahren, als mein Vaterland noch unter der Zwingherrschaft der Fremden seufzte. Heute war es anders, und doch war von hier oben derselbe ruhige und schöne Anblick, damals wie heute. Hier herauf drang das Toben des Krieges nicht.

Rüstig kam jezt, als ich im Anschauen verloren dastand, noch ein Haufen Wanderer mit ihren weißen Stöcken in der Hand heraufgestiegen, zwei Mädchen unter ihnen muthig voran. Sie fanden keinen Raum in der Herberge und kletterten, nach kurzem Verweilen, eben so flink hinab, obgleich die Dunkelheit ihren Fittig schon längst ent-

faltete. Noch ehe die Sonne am andern Morgen heraufstieg, waren sie schon wieder oben. Meine Landsmänninnen machten dadurch den Schweißerinnen den Preis streitig.

Der Sturm hatte die Nacht hindurch fortgetobt und begrüßte uns beim Heraustreten ziemlich heftig. Aber je mehr sich der Horizont im Osten erhellte, um so mehr erstarb er, und es herrschte beim Aufgange der Sonne eine völlige Stille. Es war Sonntag, und wohl gegen 4 — 500 Menschen harrten hier oben dieses Schauspiels. Jubelnd ward das große Licht begrüßt. Viele eilten nun sogleich wieder hinab, als wären sie pflichtmäßig genöthigt gewesen, die Sonne nur aufgeben zu sehen; wir genossen der herrlichsten Fernsicht. Unaussprechlich lieblich liegt vor allem das Hirschberger Thal ausgebreitet. Die Fischbacher beiden Berge (Falkensteine genannt) stehen als Ehrensäulen da. Dort wogte diesen Sommer eine stets zu- und abströmende Menschenmenge, weil der geliebte Vater des Vaterlandes mit den Seinigen da weilte. Einen großen Theil von Schlesien, von Böhmen und der Lausnitz umfaßt von hier oben das Auge. Gleich einem ungeheuren Panorama liegt das Land ausgebreitet zu den Füßen. Sucht man bekannte Orte, so blickt man gewöhnlich zu weit, und es scheint am Fuße des Gebirges zu liegen, was doch mehrere Meilen entfernt davon ist.

Unser Herabgehen war weit anmuthiger, als das Hinaufsteigen. Nicht daß es viel weniger mühsam gewesen wäre, denn man empfindet es in den Füßen eben so schmerzhaft; aber der heitere Himmel und die Stille der Luft ließen alles mit weit mehr Ruhe und Genuß betrachten. Wenn man dann ganz müde und matt herabkommt, so ist frische Milch, schwarzes Brod mit kräftiger Butter und Käse in den untern Bauden das köstlichste Labsal, und auf der weitern Reise begrüßt man überall die Koppe, wo man sie zu sehen bekommt, wie einen alten Bekannten.

E.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

6.

Einer schon am Morgen des Tages zuvor besprochenen Parthie nach den benachbarten Trümmern eines alten Bergschlosses beizuwohnen, war die Baronesse durchaus nicht zu bewegen, obschon der ihr als ein besonders erfahrener, einsichtsvoller und sorgsamer Mann bekannte Arzt versicherte, daß unter der Aufsicht der alten wackern Wärterin für ihren Kleinen nicht das Mindeste zu befürchten sey. Unwillig über ihre Weigerung, die er Eigensinn nannte, machte der Baron die Parthie mit der Marquesa und dem Justitiar Doktor Nettling. Da sonach ein Platz leer blieb in dem vierspännigen Wagen, so ward er auf der Marquesa Bitte Luisen eingeräumt.

Der Spanierin Morgenanzug war sehr reizend. Obschon ein heftiges Kopfweh, welches sie, ihrer Klage nach, um den ganzen Nachtschlaf gebracht hatte, sie blässer als gewöhnlich machte und ihr gestern so lustig brennendes Auge mit dem Schleier der Schwermuth umhüllte, meinte doch der Baron, sie nie so einnehmend gesehen zu haben. Dazu lag in ihrem ganzen Wesen diesmal eine Weichheit und Hingebung, gerade darum besonders hinreißend, weil ihr Charakter im Allgemeinen mehr Wildes und Widerstrebendes hatte. Dem Baron, verstimmt durch das, was er den Eigensinn seiner Gemahlin nannte, welcher allerdings beim Abschiede die sonst ihr ganzes Wesen durchströmende Anmuth wirklich abgegangen war, that der an der Marquesa ihm noch völlig neu erscheinende Reiz doppelt wohl. Er würde übrigens die beste Gelegenheit gehabt haben, seiner Nachbarin Alles, was ihm gutdünkte, unbemerkt zu sagen, da der junge Justitiar offenbar immer tiefer mit Auge und Seele in die beredten, durch den feinsten, sorgfältigsten Anzug und alle Künste der Toilette gehobenen Reize Louisens verstrickt wurde, diese Schlaue auch seinen Huldigungen ausschließend sich hinzugeben schien. Allein den Baron drückte eben die Qual eines Mangels an Worten. Ohne Zweifel rührte derselbe nicht von der Schüchternheit jugendlicher Liebe her, über die ihn Jahre und Erfahrung hinaushoben; es war vielmehr das Ergebniß eines mächtigen Kampfes zwischen seinem stets regen Pflichtgefühl, dem Gedanken an das ihm ganz widrig vorgekommene Betragen seiner Gemahlin und der Anmuth der Marquesa. Hätte diese gerade ihren muntern Tag gehabt, so würde sie, unerschöpflich in Reden und Einfällen, die Kosten der Unterhaltung allein bestritten haben; diesmal aber äußerte sich an ihr blos eine Empfänglichkeit für Gefühle, ihrer weichen Stimmung angemessen, keine Mittheilungslust.

So war man am Fuße des alten Bergschlosses angelangt. Als der Baron seine Begleiterin aus dem Wagen hob, fiel ein Tropfen auf sein Gesicht. Als er schnell nach dem ihrigen emporschaute, leuchtete dessen Spur noch auf ihrer Wange; unwillkührlich drückte er sie an sich. „Sehen Sie wohl, daß meine Furcht vor Männern nicht grundlos war?“ sagte die Marquesa oben in dem Gemäuer der Ruinen zu ihrem Begleiter, als sie, durch eine Schießscharte blickend, den Justitiar gewahr wurden, wie er augenscheinlich Louisen etwas höchst Verbindliches sagte. „Ganz sicher geht sie mir bald verloren auf diesem Wege; und ich hätte sie schon nicht mehr, hielte ihr Verstand nicht gleichen Schritt mit ihren Reizen. Das bleibt noch mein einziger Trost. Keineswegs als dächte ich sie durch Zurückhalten bei mir ihrer künftigen Bestimmung treulos zu machen. Doch würde mich's ungemein schmerzen, wenn

dieſes liebliche Weſen in Hände geriethe, welche ihren Werth nicht zu ſchätzen wüßten. Was iſt der Juſtitiar, außer ſeinem empfehlenden Aeußern, für ein Mann?“ Der Baron wußte nur Gutes von ihm zu ſagen.

Die Situation war höchſt verführeriſch, und ein weißes Taubenpaar aus der benachbarten Meierei, welches ſo eben den Thurm des alten Burggemäuers umflatterte, ſchien die Verſuchung zu verſtärken. Das ſchien jedoch nur alſo. Der Baron fühlte ſich vielmehr bei ſeinem Anblicke von den bemoosten Steinen, auf denen er neben der Spanierin ſaß, wie mit Gewalt emporgeriſſen. Die Heiligkeit einer ſchönen Erinnerung war es, welche dieſe Gewalt über ihn übte. Nicht viel anders kam nämlich am Tage nach ſeiner Vermählung, als er mit ſeiner Gattin im Garten ſaß, ein ähnliches Taubenpaar herbeigeflogen. Euer Ebenbild! ſagte der danebenſtehende Vater der Baroneſſe, und bat um das Paar, als um ein ſichtbares Andenken an das Kind, das ſeinem Hauſe entronnen, und an die Liebe, durch welche es ihm geraubt worden war. Vor wenigen Wochen erſt war der Baron mit ſeiner Gemahlin und der Marqueſa zum Beſuche bei dem Schwiegervater geweſen. Er hatte ihnen das Paar gezeigt, welches ſeiner beſondern Pflege genoß, und dabei gräußert, daß er dieſe Tauben als die Ebenbilder ſeiner Lieben betrachte. Der Greis richtete dieſe Rede beſonders an die Marqueſa. Waldow erinnerte ſich, wie dieſer bei dem Blicke des alten Mannes das Blut ins Geſicht geſtiegen war, und ihr Auge ihn nicht hatte aushalten können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Beſchluß.)

Umtriebe der Methodiſten. Kirchenfreiheit.

Auf unſern Dampfſchiffen habe ich oft ſchöne Mädchen bemerkt, die ſolche pietiſtiſche Bücher ihren Nachbarn während der Ueberfahrt wie zur Unterhaltung zu leſen geben. Abends werden dergleichen auf Eck- und Brunnenſteine gelegt, unter die Hausthüren geſchoben, an die Thürklingeln gebunden, auch wohl den Vorübergehenden in die Hand gedrückt. Einige Miſſionarien der Mallanskirche wagten ſich ſogar nach Savoyen, in die Gegend des Schloſſes Allinges, und ſtreuten da dergleichen Schriftchen aus. Da wären ſie aber bald ſchlimm weggekommen, denn die katholiſchen Geiſtlichen kamen bald dahinter und ſetzten die Gensdarmen in Bewegung; glücklicherweiſe waren die Miſſionäre ſchon wieder fort; außerdem hätten ſie wohl für einige Monate ein Gefängniß in Chambery bewohnen können. Mallan hat eine große Säuberung in ſeiner Kirche vorgenommen, denn kürzlich ſtieß er zweiundſechszig Perſonen wegen „Ketzerei“ aus ſeiner Gemeinde. Damit hat es aber folgende Bewandtniß. Auf dem bourg de four in der Stadt hat ſich unter Hrn. Empeyta eine neue Methodiſtengemeinde gebildet, die ſeine Vorträge für klarer und verſtändlicher hält, als die Mallans. In deſſen Verſammlung ſind nun auch jene zweiundſechszig Perſonen gegangen, was denn der eiferſüchtige Frömmling „Ketzerei“ nennt. Dafür war einige Tage nachher an ſeiner Kirche angeſchlagen:

Le doux Mallan vous avertit,
Bonnes gens qui venez l'entendre,
Que si vous y perdez l'esprit
Il n'a pas de quoi vous le rendre.

Dies ſind die einzigen Waffen, die gegen den Gottesmann gebraucht werden; man verunglimpft ihn nicht, man hetzt die Regierung nicht gegen ihn auf, was auch ganz zwecklos ſeyn würde, da dieſe keine Macht in Religionsſachen hat und volle Kirchenfreiheit bei uns herrſcht. Dadurch werden aber glückliche Verbeſſerungen im Kirchenweſen und in der Lithurgie nicht gehindert. Davon nur Ein Beiſpiel. Bisher wurde am 31. Dezember, als am Feſt unſerer Reſtauration, in allen Kirchen eine Dankpredigt gehalten, und darin beſonders das Glück ausgeſprochen, daß Genf nicht mehr unter franzöſiſcher Herrſchaft ſtehe. Dies wäre nun Alles recht gut; bei Genfs Reſtauration ſind aber einige franzöſiſche Dörfer zur Abrundung des Kantons herübergekommen; für deren Einwohner war es doch hart, ſo über ihr ehemaliges Vaterland ſprechen zu hören, desgleichen für die umliegenden Franzoſen, die oft nach Genf in die Kirche kommen. Es wurde daher beſchloſſen, künftig alles Kränkende aus dieſem Gottesdienſt wegzulaſſen und dieſem Feſt eine würdigere Geſtalt zu geben. Damit wurde nun in zwei Kirchen begonnen, und der neue Gottesdienſt war wirklich würdig und ergreifend; die Predigt enthielt, was ſie enthalten muß: das Glück unſerer Reſtauration wurde darin anerkannt und geprieſen, aber ohne weitere Andeutung; darauf folgten paſſende Hymnen, welche die Liebhaber der Muſikgeſellſchaft vortrugen; dieſe Geſänge waren vom Muſikdirektor Fränzl aus München komponirt, der den Winter bei uns zugebracht hatte, und er leitete auch das Orcheſter; Alles hatte einen edlen, erhebenden Charakter.

Unſere Methodiſten verſäumten nicht, über dieſe Neuerung als über ein Werk des Satans zu ſchreien und wieder eine Menge Schriftchen darüber auszuſtreuen. Dies hat aber nichts zu bedeuten; man weiß, wo der Wind herkommt und warum dieſe Leute ſo toben. So bilden ſich auch oft neue Sekten neben den Mallaniſten, ohne daß Jemand Notiz davon nimmt, ſo ſehr ſie ſich auch um das Märtyrerthum bemühen und allgemeine Aufmerkſamkeit erregen möchten. Alle Mittel ſind ihnen dazu recht; davon nur Ein Beiſpiel. Seit einiger Zeit hatte man bemerkt, daß des Nachts mehrere Männer und Frauen auf dem Gottesacker zwiſchen den Gräbern hin- und hergingen, und ſich vielfach nach unten und nach oben bewegten. Die Polizei ward aufmerkſam auf das ſonderbare Weſen und ſtellte einen Gensdarmen zum Beobachten aus, denn ſie dachte, es ſeyen vielleicht Leute, welche die Leichen ausgruben, oder ſo etwas. Schon in der nächſten Nacht kamen ſie wieder; da aber die verſteckte Wache nichts Unrechtes ſah, ſo ließ ſie ſie gewähren und erſt, als ſie wieder fortgehen wollten, trat ſie vor und bat die Geſellſchaft, ihm zum Polizeilieutenant zu folgen. Darüber waren Alle ſehr erfreut, denn ſie hofften ſchon, beſtraft zu werden. Auf Befragen der Polizeibehörde erwiederten ſie: „Wir gehen auf den Kirchhof, um uns mit den theuren Seelen unſerer verſtorbenen Freunde und Angehörigen in Berührung und Rapport zu ſetzen; Gott gibt uns dies ein, wenn es gleich die irdiſche Obrigkeit verbietet.“ — „O nein,“ erwiederte der Polizeilieutenant, „die Obrigkeit hat dagegen gar nichts; ich will Ihnen ſogar einen Schlüſſel zum Kirchhof geben, damit Sie bequemer hinein können, als durch die Nachbarsgärten.“ Seit dieſer Zeit iſt Niemand mehr auf dem Gottesacker erſchienen, und die „theuren Seelen“ ſind in Ruhe geblieben.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

№. 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. Oktober 1830.

— Fluch der glatten Weiberzunge,
Die schlimme Worte säet zur schlimmern Frucht.

Werner.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Auch jezt entging der Marquesa die Ursache des plötzlichen Aufstehens ihres Gesellschafters keineswegs, und wie die Sonne zuweilen auf einmal hinter Wolken verschwindet, so verschleierte im Augenblicke eine tiefe Schwermuth wieder ihr Antlitz.

Das andere Paar trat heran. Der Justitiar berichtete, daß der Kastellan aus dem benachbarten Schlosse angekommen sey, um ihrem Wunsche gemäß das Innere einiger erhaltenen Gemächer in den alten Ruinen vorzuzeigen. Es war, wie sich nachher fand, des Beschauens wenig werth gewesen. Das Geräth, welches noch aus der Zeit des Bestehens der Burg herrühren sollte, war augenscheinlich ein Gemisch aus verschiedenen Jahrhunderten. Durch den Beweis, welchen Doktor Nettling dafür führte, suchte er seine Kenntniß des Alterthums, und besonders der Gebräuche des Mittelalters, der Marquesa ins Licht zu setzen. Nebenher bemühte er sich überhaupt, ihr von der besten Seite zu erscheinen. Allein die Marquesa hatte in ihrer jetzigen Stimmung eben so wenig Sinn für seine gelehrten Demonstrationen, als für die dicken Weihrauchwolken, welche er ihr ins Gesicht blies. Luise schien seiner bereits gewiß zu seyn. Wenigstens verfügte sie schon so bestimmt über ihn, als ob ihre Pantoffelherrschaft durch das Recht der Verjährung sanktionirt wäre. Wahrhaften Verdruß schien ihr der Bote zu verursachen, welcher gegen Mittag an den Baron die Nachricht von der zunehmenden Krankheit seines Kindes brachte. Sie traf ihn sichtbar gleich einem Blitzstrahle. Auf der Stelle wollte er allein zurück und dem Justitiar die Führung der Marquesa überlassen. Allein diese bestand darauf, an der Rückreise Theil zu nehmen, und so hatte Luise die Unlust, den von dem Dufte des bestellten Mahles erfüllten Gasthof hungrig verlassen zu müssen.

7.

Es dauerte ziemlich lange, ehe Luise sich im Wagen von ihrem Unmuth etwas erholte. Ueberhaupt herrschte ein sehr unbehagliches Schweigen, welches der Justitiar durch die Fortsetzung seiner antiquarischen Bemerkungen über das auf der Burg gefundene Geräth zwar endlich aufhob, aber schwerlich damit Jemand, außer sich selbst, zufriedenstellte. Von diesen Geräthschaften und den darunter mit begriffenen Waffen, gerieth er auf die ähnlichen Täuschungen, welche der Welt jeden Tag durch die Schaubühne wiederführen, wo ein in die Eigenheiten der Gebräuche verschiedener Zeiten eingeweihtes Auge das seltsamste Durcheinanderwerfen der Sitten und Anzüge zu dulden habe.

Luise, durch die Auszeichnung, welche der Justitiar ihr erwies, sich aus dem untergeordneten Zustande emporgehoben fühlend und zugleich bemerkend, daß die Auseinandersetzungen ihres Verehrers den Zuhörern fast noch unerträglicher vorkamen, als das Schweigen, welches sie ver-

drängt hatten, fiel ihm endlich mitten in eine erst halbvollendete Tirade und sprach: „Das ist nun leider einmal so, und man könnte sichs vielleicht gefallen lassen, wenn das Leben überhaupt weniger Täuschungen hätte. Ich will nur den heutigen Tag anführen. Hatten doch der Herr Baron und meine verehrte Gebieterin schon die Darstellung vom Genusse seines Restes völlig ausgebildet uns vorgelegt. Bis zu dem zu vermuthenden köstlichen Sonnenuntergange standen die Umrisse unseres Treibens vor uns. Allein schon den ersten Anfang der vorgezeichneten Zukunft, das fröhliche Mittagessen, muß uns der Bote vom Hause so von Grund aus zerstören, daß alles Uebrige mit untergeht. Und ich wette darauf, es empfängt uns zu Hause wieder eine Täuschung, wenn schon eine viel erwünschtere, doch immer eine Täuschung." — „Und welche?" fragte Waldow, ziemlich finster. „Hoffentlich, Herr Baron, werden Sie Ihr Söhnchen in einem Zustande finden, der Sie all Ihrer jetzigen Sorgen und Kümmernisse entbindet." — „Wollte Gott!" rief er aus. „Eben darum," fuhr Luise fort, „nannte ich auch diese Täuschung eine erwünschte. Gleichwohl wird auch ihr, Trotz der Freude, welche Ihnen durch sie bereitet würde, der Nachklang des Verdrusses schwerlich fehlen. Ohne Zweifel werden Sie sich bald darauf immer mehr ärgern, daß Sie, ohne alle Ursache, um einen recht erfreulichen Nachmittag und Abend gebracht worden." Waldow warf einen Blick des Mißtrauens auf Luise. Schon seit ihrer Ankunft mit der Marquesa hatte zwischen Luisen und der Baronesse eine ziemlich erkennbare Antipathie stattgefunden. Dieser schrieb er denn auch jezt die Bemerkung der Kammerfrau zu. Lezt ere sprach weiter: „Allerdings ist es der liebenden Mutter sehr zu verzeihen, wenn sie für das Leben ihres erkrankten Kindes zittert, auch nach der Erklärung des Arztes, daß es unnöthig sey. Ich führte die Sache nur an als eine der im Leben so oft vorkommenden Täuschungen. Schwebte mir doch dabei ein selbsterlebtes, ganz ähnliches Ereigniß vor Augen, wo immer eine Täuschung auf die andere folgte. Es war eine Parthie, von der unsere heutige als die bloße Nachahmung erscheint. Ein sehr achtungswerther Mann hatte ebenfalls seine Gemahlin, des Kindes Krankheit halber, zu Hause lassen müssen. Bei der Parthie befand sich eine Dame, die vielleicht an Schönheit mit Niemand als meiner theuren Gebieterin zu vergleichen war. Die Mutter zu Hause bekommt daher Anwandlungen von Eifersucht. In dieser nun läßt sie dem abwesenden Gemahl das Zunehmen der Krankheit des Kindes eiligst vorspiegeln. Er kehrt zurück. Auch ihn hat bei der Abreise der Arzt versichert, daß durchaus nichts zu befürchten sey. Als er heimkehrt, entschuldigt sich dieser wegen der ihm widerfahrenen Störung, da er ihn nimmermehr würde haben zurückholen lassen. Gewiß wäre jenem braven Manne das Ertragen einer übertriebenen Mutterſorge leicht geworden, allein es fand sich eben, daß es nicht einmal diese, sondern in der That bloße Eifersuchtslaune gewesen war. Und späterhin kam die noch weit betrübtere Täuschung an den Tag, daß das Kind, dessen vorgespiegelte Lebensgefahr ihn heimgerufen, nicht das seinige, sondern ein nur untergeschobenes war." Waldow befand sich in einem so dumpfen Zustande, daß er das Lezte kaum halb vernahm und erst durch die, mit einer Miene ausgedrückte Mißbilligung der Rede von Seiten der Marquesa, auf welche jezt sein Blick fiel, wieder aufmerksamer wurde. Da ergriff die Marquesa das Wort und sprach: „Das Kapitel der Täuschungen ist eins der trostlosesten in dem unerklärbaren Buche des Lebens. Ueberschlagen wir es jezt. Ist doch das ganze Leben selbst die grausamste Täuschung, da es jedem die Hoffnung auf Glück in einem zahllosen Wechsel reizender Gestalten vorhält, einzig, um zulezt dem Sterbenden hohnlachend ins Ohr zu rufen: Ich äffte dich nur mit Lügenbildern, denn es gibt kein Glück!"

Wirklich hatte der Baron bei der Heimkehr die große Freude, seinen Isidor beinahe hergestellt zu finden. Aber freilich wurde diese Freude nur allzubald von der Empfindlichkeit darüber verdrängt, daß er ohne alle wahre Ursache zurückgeholt worden. Auch ließ der Arzt ohngefähr dasselbe Wort fallen, welches der Arzt in Luisens Beispiele geäußert hatte. Des Barons Unmuth hierüber äußerte sich laut gegen seine Gemahlin. Diese aber, in einem an ihr ganz ungewohnten, hochaufgereizten Zustande, stieß die Frage aus: „Beinahe scheint es, daß es Ihnen mehr Beruhigung gewährt haben würde, hätten Sie Ihr Kind mit dem Tode ringend wiedergefunden, als so."

Auf das Tiefste fühlte sich der Baron von dieser Rede aus einem Munde verlezt, dem gewöhnlich nichts als Sanftmuth zu Gebote stand. Von der Marquesa aber, die vermittelnd eintreten wollte, wendete sich die Baronesse fast unartig ab, auf das Bette ihres Kindes sich niederwerfend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

Dritter Artikel.

Wir haben im zweiten Artikel die eigentlichen oder sogenannten sekundären Flötzformationen, die dazwischen sich erhebenden Bergsysteme und die organischen Schöpfungen betrachtet, die jedesmal im Zwischenraume der Ruhe auftraten. Blos noch die Pflanzen- und Thierwelt der lezten eigentlichen Flötzformation, der des grünen Sandsteins und der Kreide, haben wir zu erwähnen.

Nach allen Anzeichen ist das nun schon zum Theil gebirgige Land, das nach Bildung des Erzgebirges, der Cote d'Or, kurz aller bei der Formation der Kreide er-

nähnten Berge aus dem Meer emporragte, von der ersten Verrückung des Jurakalksteins an nicht wieder vom Meer bedeckt worden. Der Leguan der Vorwelt (Iguanadon) das Paläotherium, das Mastodon und der Mensch sind nach einander auf diesem Boden aufgetreten, der nun nur noch durch heftige, aber vorübergehende Wasserströme durchwühlt wurde.

Ganz unzweifelhaft war während des Niederschlags des grünen Sandsteins und der Kreide das zum Theil gebirgige Land mit einer schon sehr mannigfaltigen Vegetation bedeckt; aber hier ist eine große Lücke in den Beobachtungen; in der Kreide hat man bis jezt nur wenige Abdrücke von Seegewächsen gefunden. Leider sind wir, was die eigentlichen Landthiere betrifft, nicht viel weiter; aber Amphibien finden sich genug in dieser Periode: mehrere Krokodilarten von verschiedener Größe, wieder die oben beschriebenen Fisch- und Schlangeneidechsen, die fünf- und dreißig Fuß lange sogenannte Rieseneidechse, das Iguanadon, das nach einem auf der Insel Wigdt gefundenen Fußknochen, doppelt so groß seyn mußte als der Elephant, endlich der Mosasaurus, der unter dem Namen des großen Thiers von Mästricht bekannt ist; auch dieß war eine, vier- und zwanzig Fuß lange Eidechsenart. Ferner kennt man aus diesem Zeitraum verschiedene Fische, und der mit den unsrigen verwandten, obgleich nicht ganz mit ihnen übereinstimmenden Schaalthiere ist eine unendliche Menge. Ueberhaupt wirkten allem nach die organischen Kräfte während der Kreideperiode außerordentlich kräftig, und wir können hier, was wir schon mehrmals behauptet haben noch bestimmter wiederholen, nämlich, daß zu einer Zeit, wo Land und Meer eine so unendliche Menge mit den jezt lebenden so verwandter Geschöpfe zeugten, die damalige unorganische Natur von dem jetzigen Zustand der Dinge unmöglich so sehr abweichen konnte, daß die Flötze, die sich damals niederschlugen, nicht durchgängig gerade so wagerecht geworden seyn sollten, wie sie jezt werden, und der Satz, daß gewisse Schichten erst durch eine äußere Kraft schief oder senkrecht gestellt worden sind, ist desto einleuchtender, je mehr sich diese Schichten in Zeiträumen der Ruhe gebildet haben, die von dem jetzigen Zustand der Dinge weder der Zeit nach sehr entfernt, noch von ihm sehr abweichend sind; und es kommt dieß der Wissenschaft desto mehr zu gut, da die lezten Verrückungen der Erdrinde, wie wir sehen werden, die gewaltsamsten gewesen zu seyn scheinen.

* * *

Wir sind nun in Verfolgung der Erdschichten von unten nach oben an das Ende der eigentlichen regelmäßigen Flötze, und an einen der auffallendsten Abschnittspunkte in der Reihe der Flötzgebilde überhaupt gekommen, nämlich an den Punkt, wo die Kreide von den sogenannten tertiären Gebilden auffallend geschieden ist. Leztere Gebilde nannte man so, weil sie den Beobachtern im Verhältniß zu den unter ihnen gelagerten sogenannten secundären Bildungen (den bisher betrachteten) auffallend neuern Ursprungs erschienen; die Schichten dieser Gebilde finden sich fast überall auf der Erde und bestehen aus Thon, Kalk, Gips, Sand. Wir haben im Bisherigen zwischen den einzelnen Flötzformationen Bergsysteme sich erheben sehen; darunter waren aber weder Alpen, noch Pyrenäen, noch Cordilleren. Sollten diese mächtigsten Gebirge der Erde gar neuern Ursprungs seyn, als jene, die wir bereits haben auftreten lassen? Wir wollen sehen, ob sich dies plausibel machen läßt.

Pyrenäen und Apenninen. — „Es gibt keine Pyrenäen mehr," konnte der Politiker blos bildlich sagen; der Geologe aber führt uns leicht in eine Zeit zurück, wo es noch keine gab, wo die Kalkschichten, aus denen diese Berge zum Theil bestehen, noch ruhig in der Tiefe des Meeres lagen, aus dem sie sich niedergeschlagen hatten.

Das Erscheinen der Felsenmauer zwischen Frankreich und Spanien entspricht der eben berührten Lücke zwischen Kreide und tertiären Gebilden, und der Mangel an Continuität zwischen beiden ist wohl nirgends auffallender, als eben am Fuße der Pyrenäen. Nach vielfältigen Beobachtungen breiten sich die tertiären Gebilde wagerecht bis an den Fuß dieser Berge aus, ohne in ihre Masse einzugehen, während sich die verrückten Schichten der Kreide bis zu ihrem Kamme erheben; denn der Kreideperiode gehören die Seemuschelbänke in der Rolandsbreche und an den Marboretthürmen und jene Madreporen an, deren feines Netzwerk noch an den Kalkwänden sichtbar ist, weshalb Ramond sagte: man sehe Neptuns Manchetten an den Felsen des Montperdu hängen. Es folgt daraus, daß die Pyrenäen ihre jetzige Gestalt zwischen der Periode, in welcher grüner Sandstein und Kreide sich ablagerten, und derjenigen erhalten haben, in welcher die tertiären Schichten sich niederschlugen. — Ganz dieselben Verhältnisse zeigen sich bei der Hauptkette der Apenninen zwischen Modena und Florenz, bei Bari und Tarent u. s. w., und vorzüglich ist darauf aufmerksam zu machen, daß der Hauptgebirgszug der Apenninen in gleicher Richtung mit den Pyrenäen streicht. Wir erinnern hiebei an das im ersten Artikel Gesagte, nämlich: daß unser Beobachter die Richtung, in der ein Gebirge streicht, mit seiner Bildung in nächsten Zusammenhang bringt, und bemerken für die Zukunft, daß er zwei in derselben Richtung laufende Gebirge so lange als zugleich durch dieselbe Aeußerung der Naturkraft gebildet betrachtet, als dieß nicht durch unmittelbare Beobachtung widerlegt ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die Mondfinsterniß.

Am Abend des 2. Septembers waren die Straßen, Plätze und Baumgänge von Paris ungewöhnlich belebt. Der heitere Abend hatte die gesättigten Einwohner und Fremden zum Lustwandeln eingeladen, die armen Arbeiter dagegen hatten sich vor Hunger auf den Weg gemacht, und da sie durch das Laufen nur noch größeren Appetit bekamen, so fiel ihnen ein, sich an den Maschinen zu rächen, als ob diese Anstrengung ihren Hunger nicht noch vermehrt haben würde. Während die Spaziergänger ausweichen und heimgehen wollten, rückten zahlreiche Patrouillen der Bürgerwache herbei, um die Maschinen und die öffentliche Ruhe zu beschützen. Da lief plötzlich das Gerücht um, an demselben Abend werde man eine Mondfinsterniß sehen, und mit einemmale dachten die Spaziergänger nicht ans Gehen, die Hungrigen nicht ans Essen, die überzähligen Wachen nicht aus Schlafen, sondern Alle zielten mit ihren Gedanken nach der Mondfinsterniß. Es war halb neun Uhr und die Dunkelheit wollte noch nicht erscheinen. Das Publikum war ungeduldig; es hätte gerne geklatscht und gestampft, damit die Natur den Vorhang aufziehe und den Mond bedecke; da aber das Schauspiel unentgeldlich war, so mußte man schon abwarten, bis die Harmonie der Sphären die Güte hatte, zur Ouvertüre zu schreiten. Während ich so unter den Gruppen stehe, kommt ein alter Mann und sagt zu einem jungen: „Bah! laß gut seyn! was die Sachen betrifft, die auf Erden vorgehen, so mögen eure Gelehrten wissen, was geschehen ist, und vielleicht, was geschehen wird; aber was diesen Himmel da betrifft — bah! laß gut seyn!“ Und der junge Mann citirte vergeblich den jonischen Philosophen und den polnischen Astronomen und seinen eigenen Schulmeister; der Andere wiederholte: „Bah! laß gut seyn!“ Da hatte aber plötzlich der Vollmond auf der Nordostseite ein Stückchen verloren und der alte Mann machte große Augen; noch ein Stückchen, und er sperrte den Mund auf; ein großes Stück, und der junge Mann sagte: „Siehst Du?“ — „Ja,“ versetzte der Andere, „aber es ist kein Wunder, die Sache ist öfter geschehen, alle so und so viele Jahre, Monate, Minuten, und das haben sich eure Propheten gemerkt.“ Und er wollte immer noch Recht gegen den jungen Mann behalten. Bei einem Arbeiterschwarm, welcher einherzog, siegte der Hunger über die Neugierde und die leeren Magen schrieen aus Leibeskräften. Die Bürgerwache stellte sich in Schlachtordnung und hätte, wenn sie handgreiflich verfahren wären, die leersten Magen mit Kugeln gefüllt. Ein Theil der Zuschauer lief davon, aber ein Gelehrter wich nicht vom Platze und citirte eine Parallelstelle aus Herodot. In diesem Schriftsteller steht: „als zwei Völker in Kleinasien kämpfen wollten, legte sich eine Eklypse ins Mittel.“ und der Gelehrte hatte richtig citirt, der Himmel wurde immer dunkler, und die Neugierde oder Furcht siegte über den Hunger. „Wie geht das zu,“ fragte ein Arbeiter seinen Nachbar, „daß der Vollmond mir nichts dir nichts zum Halbmond wird?“ Der Nachbar lachte und sprach: „Gott weiß.“ — „Ich will euch Alles erklären,“ perorirte ein systematischer Arbeiter: „die Sonne tritt in die Mitte zwischen Erde und Mond, und da muß doch wohl der Mond verschwinden.“ Die Arbeiter sahen den Systematicus verwundert an und drängten sich um ihn, um sich von einem so gelehrten Mitbruder alle Einzelnheiten erklären zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Zürich, Oktober.

Die neue Synodalordnung.

Die zu Ende Septembers versammelte Geistlichkeit des Kantons Zürich, oder die sogenannte Synodalversammlung hat sich, in Folge einer voriges Jahr dazu erhaltenen Anregung, mit der neuen Synodalordnung, das will sagen, mit einer zeitgemäß veränderten Organisation ihrer Verhältnisse und ihrer Stellung zu dem engeren Kollegium des Kirchenraths beschäftigt, und wenn das Ergebniß der diesmaligen Sitzung zunächst nur ein negatives, nämlich die Beseitigung des völlig unbefriedigend gefundenen Entwurfs der neuen Synodalordnung gewesen ist, so ward dagegen durch Beauftragung eines, aus dem Schooß der Synode selbst hervorgegangenen Comités für eine befriedigendere Ausarbeitung, dieses Restaurationswerk mächtig gefördert. Es hat dazu eine wenige Tage vor der Versammlung von dem berühmten Philologen, Professor Joh. Caspar Orelli, der nicht Gelehrter nur, sondern auch ein so freisinniger als tüchtiger Geschäftsmann ist, ausgegebene Flugschrift wesentlich beigetragen. Sie führt den Titel: „Freimüthige Ansichten über den Entwurf einer neuen Synodalordnung; der öffentlichen Meinung vorgelegt.“ Wie eindringend in den Geist des Protestantismus und wie besonnen und gründlich die Kritik Orellis zu Werke geht, mag das darthun, was er über die Worte des Entwurfes sagt, durch welche, bei Aufzählung der Verrichtungen der Synode, zu diesen gezählt wird: „brüderlicher Austausch der Gedanken über kirchliche Lehrsätze.“ — „Es soll demnach,“ so drückt sich Orelli aus, „der Austausch vor Allem brüderlich seyn; allein, da alle Lehrsätze doch stets wissenschaftlicher Natur sind, das ist, von der Wissenschaft aufgestellt, durch strenge Beweise begründet werden müssen, so reicht dazu eine blos gemüthliche Stimmung, die der Brüderlichkeit, nicht hin. Die Wissenschaft muß auftreten, aufstellen, bekämpfen, vertheidigen; ohne sie wird der brüderliche Austausch wahrhaftig zu langweiligem Geschwätze. . . Ferner sollen Lehrsätze erörtert werden. Hat der Kirchenrath reiflich bedacht, was dies sagen wolle, was dies mit sich bringe? Unter Lehrsätzen kann er wohl schwerlich etwas anders, als was man in der wissenschaftlichen Sprache Dogmen heißt, verstanden haben. Die Dogmen aber sind die Criterien der einzelnen Kirchen. Allerdings hätte auch die Zürchersche Kirche, wenn sie jezt wieder weltbistorisch auftreten wollte und könnte, wie im Jahr 1519, das Recht, eigene Dogmen aufzustellen und anzunehmen; allein nach dem bei uns anerkannten Prinzip protestantischer Freiheit müßte man dabei so verfahren: die Wissenschaft und deren Stellvertreter müßten ihre Ansichten als Thesen aufstellen; die gesammte Geistlichkeit oder die Mehrzahl in der Synode, die dadurch zum Nationalconcilium würde, aus freier Ueberzeugung sie annehmen und nachher in ihren Vorträgen ans Volk lehren; die Laien wiederum aus innerer Ueberzeugung von der Wahrheit derselben sich zum Glauben daran verstehen, jedoch so, daß es jedem Geistlichen und Nichtgeistlichen unbenommen bliebe, dagegen zu sprechen, zu schreiben, sich von der Mehrheit abzusondern und seiner Ueberzeugung zu folgen. Dieß fand vor drei Jahrhunderten thatsächlich bei uns statt. Ich darf behaupten, daß von 1519 bis 1531 noch größere Unbefangenheit, Freimüthigkeit, Preßfreiheit bei uns herrschte, als jezt, wenigstens eben so viele.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Oktober 1830.

— Schau' im letzten Strahl
Der untergeh'nden Sonne ihre Pracht,
Vernimm den Zeichnenden, der sie umschwebt
Mit geld'nem Griffel.

Herder.

Der Westen.

Nach Alphonse de Lamartine, von Gustav Schwab.

Friedsam wurde das Meer, (so sezt sich in schäumender Urne
Alsbald, wenn sich der Heerd bleichte, der siedende Qualm)
Und von dem Rande gemach die noch rauchende Woge zurück ziehnd,
Legt' ins geräumige Bett sich, wie zu schlummern, die Fluth.

Aber des Tages Gestirn, von Wolke gesunken in Wolke,
Hielt ob der Welle den Kreis düster und strahlenentblößt,
Tauchte dann in die Fluth zur Hälfte sein blutiges Bildniß,
Wie ein entzündetes Schiff am Horizonte sich neigt.

Blaß jezt wurde der Himmel zur Hälft', und der Wind in den Segeln
Regungslos, lautlos starb; es durchflogen die Luft
Schatten in eilendem Lauf, und unter der graulichen Färbung
Schwand bald Himmel und Meer, Alles zusammen verwischt.

Und in der Seele mir auch allmählig verbleichten und sanken
Alle die Stimmen der Welt mit dem versinkenden Tag;
Etwas in der Natur und etwas mir in der Brust auch
Weinet' und bete' und litt, segnet' im Wechselgefühl.

Gegen den Westen allein ließ immer ein schimmerndes Thor noch
Fluthen und wogen das Licht herrlich in wallendem Gold;
Reich mit Purpur gesäumt glich mächtigem Zelte die Wolke,
Welches den riesigen Heerd, ohne zu löschen, verhüllt.

Alles, die Schatten, die Winde, die Fluth aus dem rauschenden Abgrund
Schien nach dem Flammengewölb' eilend hinüberzuziehn,
Gleich als hätte die Welt, und was ihr Leben beseelet,
Jezt, wo das Licht hinstirbt, Furcht vor dem Tode gefaßt.

Dorthin wallte der Staub von der Erde, dem Abend entstiegen,
Dorthin weißlich geflockt wogte der Schaum auf dem Meer;
Und sie verfolgte mein Blick, lang, traurig, gezwungen und irrend;
Thränen, doch mißmuthlos, rollten mir in das Gesicht.

Alles verschwand, und niedergedrückt blieb leer mir die Seele,
Leer, dem Gesichtskreis gleich, welcher sich deckte mit Nacht;
Endlich erhob sich in mir einsam nur ein einz'ger Gedanke,
Wie in der Wüste voll Sand die Pyramidengestalt.

Licht, wo gehest du hin? du flammenerschöpfete Kugel,
Nordwind, Wolken und Fluth', sagt mir, wo rinnet ihr hin?
Staub, und Schaum, und du Nacht, und Augen auch ihr und du Seele,
Wenn ihr es wisset, o sprecht, sprecht, wohin gehn wir zumal?

Göttliches All zu dir! deß blassender Funke die Sonn' ist;
Ziel du der Nacht und des Tags, Ziel auch des Geistes bist du;
Himmlische Fluth und Ebbe des ganzen allweltlichen Lebens,
Meer du des Wesens, in dem Alles zusammen versinkt!

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

„War das meine Gemahlin?“ summte kopfschüttelnd der Baron, welcher der Marquesa nach ihren Zimmern gefolgt war. Luisen, die dort ihre Gebieterin erwartete, entging dieser dumpfe Ausbruch seiner Unzufriedenheit nicht. „Wie fanden Sie Ihr Söhnchen, Herr Baron?“ fragte sie rasch. Starr blickte er auf das Gesicht, hinter dessen erheuchelter Theilnahme die Verschlagenheit sich nicht ganz zu verbergen wußte. „Luise,“ sprach er, „die Marquesa rühmt Ihre Geistesgaben, dießmal übersteigen sie meine Fassungskraft beinahe. So dunkel ich mich auch auf das Beispiel einer Täuschung besinne, das Sie bei unserer Rückkehr uns vorlegten, so klar hat sich solches mir als ächte Prophezeihung bewährt. Unser Arzt sagte mir im Wesentlichen ganz dasselbe, was der in Ihrer Geschichte dem heimkehrenden Vater über sein ziemlich hergestelltes Kind mittheilte.“ — „So darf ich ja wohl Glück wünschen?“ versetzte Luise. „Wenn nicht alles Glück nur Täuschung wäre!“ rief er, die Hand der Marquesa mit Feuer an seine Brust ziehend. „Ja, Freundin! ich trete Ihnen vollkommen bei: es gibt kein wahrhaftes Glück im Leben.“ — „Doch, Herr Baron,“ sprach Luise mit dem freundlichsten, einschmeichelndsten Tone; „und zwar glänzt es am schönsten nach überstandenem Schmerze. Sie erblickten eine Prophetengabe in meinen Worten. Ich hoffe mich an Ihnen als Prophetin von einer Seite zu erweisen, von der Sie solches gewiß nie erwarteten.“ — „Luise!“ raunte die Marquesa der Sprechenden in warnendem Tone ins Ohr, noch ein Paar ganz leise Laute hinzufügend. Waldow blickte beide befremdet an. Allein der Marquesa gelang es doch, ihn durch eine wahrhafte Theilnahme an seinem verstimmten Innern in bessere Gemüthsverfassung zu setzen.

8.

Die folgenden Tage bereiteten großes Mißbehagen für das ganze Haus. Es gab darin zwei Parthepen, von denen jede Recht zu haben glaubte. Auf der einen Seite stand Waldow nebst den Fremden und dem Justitiar, auf der andern die Baronesse ganz allein, aber mächtig unterstützt von dem allgemeinen Antheile der Offizianten und aller Untergeordneten überhaupt.

Obschon der kleine Isidor völlig hergestellt war, wich die Baronesse doch nicht mehr von ihm. Sie schien nichts als das Uebelwollen der fremden Mitbewohner des Schlosses zu fürchten und den Kleinen, ihrer Ansicht nach, sogar vor den Blicken dieser ihm übelwollenden Personen nicht genug verwahren zu können. Dem Arzte, der vor so kurzer Zeit noch Zeuge von der in diesem Grade höchst seltenen häuslichen Harmonie gewesen war, ging die plötzliche totale Veränderung an das Herz. Wie er die Eilbotschaft gemißbilligt, durch welche die Baronesse ihren Gemahl von der alten Burg hatte zurückholen lassen, so billigte er noch viel weniger die Wirkung dieser zu ängstlichen Maßregel auf die Ruhe des ganzen Hauses. Wenn, meinte er, der Baron auch etwas unwillig über die Störung hätte seyn können, so mußte er, seines Erachtens, davon doch nicht Gelegenheit zu einer so trostlosen Umgestaltung der Dinge nehmen. Er hielt sich daher auch für verpflichtet, ihm Vorstellungen deshalb zu machen, und besonders seine Aufmerksamkeit auf das tiefe Gefühl seiner Gemahlin und die möglichen nachtheiligen Folgen für ihr Leben hinzuleiten. Ergriffen von dem so geschickten als innigen Vortrage des Mannes, legte Waldow ihm Alles dar, wie es wirklich sich verhielt, und bat ihn nur, seiner Gemahlin gleiche Vorstellungen zu thun. Dieß geschah; allein wider alles Verhoffen zeigte sie sich so hartnäckig und unwillig gegen den Baron, daß dadurch die Sache eher noch schlimmer wurde. Nach einer, Nachmittags im Garten, wo die Marquesa mit der Baronesse zusammengetroffen war, von dieser der erstern angethanen offenbaren Beleidigung, nahm der Baron den Arm der Spanierin unter den seinigen und eilte mit ihr hinweg.

Von der Sonne beleuchtet, lag vor ihnen der Pfad, welcher sich zwischen bejahrten Buchen und Birkengebüsch den Berg hinanschlängelt, denselben Berg, auf dessen Gipfel die Harmonie im gutsherrlichen Hause den ersten bemerkbaren Stoß erhalten hatte. Recht empfindlich wurden sie eben durch die Laute daran erinnert, welche Luise der Marquesa eiligen Schrittes nachbrachte. Schnell griff die Beleidigte nach dem Instrumente; sie fuhr so hastig und stark in die Saiten, als gedächte sie den innern Sturm mit Tönen von außen zu übertäuben. Aber derselbe Zorn, der ihr durch die Seele rauschte, bewegte auch die Saiten. Immer mehr schien er sich an den Phantasien zu entzünden, worin sie ausbrach, und kaum merkte sie das, so schleuderte sie auch die Laute von sich. „Das Liebeslied von damals!“ bat innigst der Baron, ihr das Instrument überreichend. Halb gedankenlos nahm es die Marquesa wieder. Gerade ihr Zorn schien seiner Bitte günstig. Schon zitterten unter ihrer schönen Hand die ersten, leisen Töne des allmählig in eine gewaltige Wildheit ausbrechenden Liedes. Da streifte Luise an ihre Gebieterin an. Diese gewahrte kaum die offenbare Warnung, welche der Kammerfrau Miene ausdrückte, als sie auch sogleich die Laute zurückgab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Ganz dieselben Charaktere in Richtung und Bildung, wie Pyrenäen und Apenninen, zeigen die julischen Alpen, zwischen Venedig und Ungarn, ein Theil der kroatischen, dalmatischen, bosnischen, ja griechischen Gebirge; ferner ein Theil der Karpathen zwischen Ungarn und Gallizien; endlich verschiedene Höhenzüge in Norddeutschland, namentlich der nördliche Abhang des Harz, über dem der Brocken thront.

Sehen wir nun, ob sich die Richtung dieser europäischen Gebirge gleichen Alters nicht über Europa hinaus verfolgen läßt. Leider führt uns diese Richtung über die Meere häufig in Länder, über deren physischen Verhältnisse wir noch so wenig wissen, daß die Vermuthungen, die wir aus dem Streichen der Gebirge ziehen, der geologischen Kontrolle so ziemlich entbehren. — Die kleinen Bergketten, welche die neusten Karten im Norden der großen Wüste Sahara, südlich von Tripolis und dem Atlas, angeben, ferner die Nordküste von Afrika, zwischen der großen und kleinen Syrte, streichen genau parallel mit den Pyrenäen. Dasselbe gilt von der Kette des Berges Carmel in Syrien und mehreren Ketten im östlichen Egypten, die sich am rothen Meer endigen. Vorzüglich bemerkenswerth ist, daß das große Thal von Mesopotamien, der persische Meerbusen und die Ketten, die sich sogleich im Nordwest dieses großen Thals erheben und sich an den Kaukasus anschließen, ganz die Richtung der Pyrenäen haben; ferner, daß dasselbe von vielen Flüssen gilt, die im Kaukasus entspringen, und von manchen seiner Aeste, namentlich demjenigen, der nordöstlich von Mingrelien am schwarzen Meere hinläuft.

Hieße es nicht vielleicht zu weit gegangen, wollte man diese Vergleichung bis nach Indien fortsetzen, so könnte man bemerken, daß das Gebirge Gates auf der Küste von Malabar sichtbar in derselben Richtung läuft. Ein Blick auf eine Weltkugel endlich überzeugt einen, daß die Kette der Alleghanis in Nordamerika mit der Verlängerung der Pyrenäenkette parallel ist, und bei diesem Gebirge scheinen wirklich einige geologische Beobachtungen den aus der Richtung gezogenen Schluß zu bestätigen.

Man kann also wohl sagen: von Alabama und Tenessee in den Vereinigten Staaten bis zum Kap Comorin in Indien, oder doch zum wenigsten vom Kap Ortegal in Gallizien bis zum Eingange des persischen Meerbusens, läßt sich auf der Oberfläche der Erde, dreitausend fünfhundert, oder doch sechzehnhundert französische Meilen weit, eine Reihe langgestreckter Unebenheiten verfolgen, die merklich untereinander parallel laufen. Diese Unebenheiten sind allen Beobachtungen zufolge das Resultat von gewaltsamen Brüchen in der festen Rinde der Erde. Die innere Ursache dieses Zerbrechens und Auftreibens der Erdschichten mag seyn, welche sie will, sicher ist es kein Zufall, daß diese Höhen parallel mit einem größten Kreise der Erde laufen, und sie sind, wie uns Alles vermuthen läßt, alle zu gleicher Zeit, gleichsam auf Einen Stoß entstanden.

Unmöglich konnte die feste Erdrinde auf weite Strecken gewaltsam aufgehoben werden, ohne daß dadurch eine heftige plötzliche Bewegung der Meere entstand und der Zustand der Dinge auf der Erde fast ganz verändert wurde. Wohl schwerlich entging ein lebendes Wesen in diesem Sturme dem Untergang, höchstens in großer Entfernung von den Ländern und Meeren, welche zunächst der Schauplatz der Umwälzung waren. In diesem Sturme der Elemente nun schlugen sich jene Schichten der tertiären Gebilde nieder, welche wir wagerecht an den Fuß der Pyrenäen, Apenninen u. s. w. verlaufen sehen, und umschrieben den Fuß dieser Gebirge. Eine etwas geschlängelte Linie, die man aus der Gegend von London an die Mündung der Donau zieht, bildet ungefähr die südliche Grenze einer weiten Strecke niedrigen Landes, das fast durchaus mit neuen Bildungen bedeckt ist. Diese Linie, welche mit der Richtung der Pyrenäen merklich parallel läuft, scheint also das mittägliche Ufer eines großen Meeres gewesen zu seyn, das zur Zeit des Niederschlags der tertiären Gebilde zum großen Theil den Boden von Europa bedeckte, und dessen südliches Ufer ein von mehreren Meeresarmen durchschnittener Kontinent bildete, dessen höchste Punkte die jüngst erhobenen Pyrenäen und Apenninen waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Die Mondfinsterniß.

„Was mögen die Leute im Mond denken," meinte ein Wißbegieriger, „wenn ihnen auf einmal das Licht ausgeht? Ich denke mir so einen armen Mann im Monde, der seine Uhr herauszieht und glaubt, es sey noch nicht Mittag, und es wird Nacht." Ein Nachbar bemerkte: die eine Hälfte des Mondes sey immer dunkel und dort müßten die Leute immer bei Licht lesen. — „Warum nicht gar?" versetzte ein Dritter; „kennen Sie nicht das Männchen in der dunkeln Passage Feydeau, das nur in der Finsterniß lesen kann? und warum sollte es nicht auf der ganzen jenseitigen Mondscheibe Menschen geben, die nur im Dunkeln lesen können?" — „Dummes Zeug," erwiederte sein Freund; „die Ultras im Monde zünden beständig Feuer an; bei uns aber wird man am Ende so aufgeklärt seyn, daß wir gar keinen Mond mehr brauchen." Unterdessen hatte sich die gelbe Scheibe verkleinert, alles Gelbe verschwand, aber an derselben Stelle blieb ein feuriger rother Kreis. „Wie geht das zu?" fragten Alle. „Die Astronomen des Mondes haben die Finsterniß vorausgesagt und die Bürger haben illuminirt." Ein Deutscher bemerkte: ein Professor in Göttingen habe schon lange durch strahlenwerfende farbige Gläser eine Telegraphen-Korrespondenz mit den Mondgeschöpfen anknüpfen wollen, und es stehe zu vermuthen, daß er diese Gelegenheit benutze und damit anfange, die Leute durch einen rothen Schein zu blenden. Sein Nachbar, ein Politiker: „Der Mond sey ein Trabant

und ärgere sich feuerroth über das Unglück der französischen Tyrannen.“ Eine liebenswürdige Dame lächelte und sprach: „Mamsell Luna erröthet, sie ist verschämt, weil so viele Blicke und stichelnde Reden gegen ihre bescheidne, sich verhüllende Person gerichtet werden.“ Ich hatte in einer Zeitung gelesen, an der Stelle des Mondes werde nicht das Geringste zu sehen seyn, und wartete immer auf die vollkommene Dunkelheit der Mondstelle, als nach eilf Uhr im Südwesten ein gelbes Stückchen wieder zum Vorschein kam. Nun fragte ich meinerseits, wie das zugehe? und erwartete von einem hochgelehrten Gefährten eine wissenschaftliche Antwort; aber auch er war zum Politiker geworden und entgegnete: „Ganz dunkel sollte die Stelle seyn? das ist in den gegenwärtigen Verhältnissen nicht möglich. Vollständiger Obscurantismus geht jezt nicht mehr an. Gehen die Obscuranten zu weit, so wird die Weltkugel feurig roth, aber ihr Eifer trägt schnell den Sieg davon; sehen Sie, wie der klare Vollmond uns von Neuem beleuchtet!“

Zürich, Oktober.

(Beschluß.)

Die neue Synodalordnung.

„Die Flugschriften jener Zeit (fährt Orelli fort) sind jezt noch nicht ohne Interesse. Allein jeder Vernünftige sieht auch klar ein, welch eitles Wortwesen „brüderlicher,“ oder wollte man statt dessen auch vorziehen „wissenschaftlicher“ Austausch der Gedanken über „Dogmen“ veranlassen könnte, wenn rechthaberische Sophisten oder Schwärmer je etwas von dieser Art in Anregung brächten. Verwirrungen ohne Ende würden dadurch veranlaßt, welche nur durch Gewaltstreiche beseitigt werden könnten, das ist, durch Entsetzungen, Verbannungen, wie im Waadtland, wozu wir ruhigeren Züricher niemals die Hand bieten werden, schon darum, weil in allen solchen Staatsstreichen, außer dem an sich Unvernünftigen und leidenschaftlich Willkührlichen, zugleich stets etwas Unmenschliches und Unrechtliches gegen die Individuen liegt, das seiner Natur nach in einem Freistaate nicht stattfinden darf. Man bedenke ferner, daß die Dogmen, denen hier gerufen wird, entweder alt oder neu sind; wie sich denn theils aus einzelnen mißverstandenen Sätzen der heiligen Bücher und den Lehren der Zeitphilosophie Endloses dieser Art fort und fort entwickeln läßt, theils die Menschen sehr geneigt sind, aus Ekel an dem Vorhandenen und in der Verzweiflung, etwas Neues zu finden, wieder zu dem längst verlassenen Alten zurückzukehren; Erscheinungen, die sich gerade jezt in zahlloser Menge und auf die traurigste Weise in Deutschland drängen; bei uns freilich noch nicht: allein wer bürgt dafür, daß dies dogmatische Elend nicht auch uns bevorstehe? Also alt oder neu. Drei Fälle sind hiebei gedenkbar: irgend ein sogenannter Orthodoxe will ein vom Leben, wie es einmal ist und seyn will, rein beseitigtes und stillschweigend abgethanes Dogma wieder ins Leben zurückrufen; ein sogenannter Rationalist wird eine auffallende Abweichung von dem stillschweigend geltenden Glauben belieben zu einer Zeit, wo seine persönliche Meinung unter der Masse noch Anstoß erregt; ein Pietist oder Schwärmer wird irgend eine mystische Frage zur Hauptsache des Christenthums erheben wollen; alle drei Bestrebungen sind gleich verkehrt, gleich eitel, gleich sehr den innern Frieden des Staates störend, dem Vernünftigen, der über das Spiel der dogmatischen Meinungen erhaben ist, gleich — ich will nicht sagen lächerlich, aber doch sehr gleichgültig, wenn ihn seine äußere Stellung und innere Verpflichtung nicht zum offenen Kampfe dagegen aufrufen, während freilich die Beschränktern dadurch in unglaubliche Leidenschaftlichkeit und sehr unchristliche Zänkereien hineingezogen werden können. Nun bringe man eine dieser drei Abnormitäten vor die Zürchersche Synode und sey gewärtig, was daraus entstehe. Das ist vor Allem fest zu behaupten, daß die Zürchersche Synode und ihre etwaigen Kommissionen sich lieber bescheiden sollten, kein Forum der Dogmen zu seyn, auch wenn die Synode, in ein Konciliun umgestaltet, an sich das Recht dazu hätte. Aber der Wirklichkeit gegenüber, wäre es höchst unweise, sich in irgend etwas von dem stillschweigend anerkannten, sich so, wie er es eben soll, nach zahllosen Individualitäten innerlich frei gestaltenden und fortschreitenden Glauben der reformirten Kirche absondern zu wollen, ohne die Kraft, das einzeln Gewählte dem gesammten Protestantismus, ja auch der katholischen und griechischen Kirche gegenüber zu verfechten. Gegenwärtig räth nicht nur die Klugheit, sondern selbst die Weisheit an, allerdings mit Einsicht und Freimüthigkeit vorwärts zu schreiten und die kirchliche Lehre immer mehr in Harmonie mit der allgemeinen göttlich-menschlichen Vernunft zu bringen, allein, eben damit dieses geschehen könne, keine neuen förmlichen Dogmen, noch minder eine neue Konfession, am allermindesten eine formula consensus aufzustellen. Fühlt hingegen der altertümliche Orthodoxe, der neuerungssüchtige Rationalist, der stürmende Schwärmer Beruf und Trieb in sich, ein neues Dogma förmlich aufzustellen, ein anderes umzuformen, ein drittes zu erneuern, nun, so lege er seine Ansichten, wie er es eben kann, bald als Sache der Autorität, bald als Ergebniß der ihm zu Gebote stehenden Wissenschaft, bald als Beruf der Begeisterung, welche er in sich fühlt oder sich zutraut, dem Publikum vor; er sey dann gewärtig, ob sein schriftliches Wort Eindruck macht oder widerlegt wird, oder — wie meistens, und was noch nicht das Schlimmste ist — von Seite der Urtheilsfähigen oder auch der Masse keinerlei Beachtung findet. Ließe sich die Synode auf Dogmen ein, so könnte sie sehr leicht überstürmt oder beschwatzt werden; die Folgen davon wären übereilte Beschlüsse, die unserm kirchlichen Daseyn nur Nachtheil bringen und sich weder vor der unparteiischen Gegenwart, noch vor der stets gerechten Nachwelt rechtfertigen würden. Wie alle Behörden und Korporationen, so hat sich namentlich die Synode vor Ueberstürzung in ihren Anträgen zu hüten. Somit mögen denn die Erörterungen über bestehende oder neu zu begründende kirchliche Lehrsätze aus den Verhandlungen der Synode völlig wegbleiben. Sie gehören auf den akademischen Lehrstuhl, in die Bücher, selbst in die Traktätchen, nur nicht vor die Synode, nicht auf die Kanzel.“

Auflösung der Homonyme in Nr. 256: Kamin.

Logogryph.

1. 2. 5. 4. 5. 6. 7. 8.
Wie fein und wie zart, wie ätherisch und schön!
Doch Schöneres hab' ich dahinter gesehn;
Und schlägt dir die Schönste das Schöne zurück,
Mit freundlichem Blick, so lobe dein Glück.

4. 5. 6. 7. 8.
Einst sang man dazu, dann sang man davon,
Nun singt man es selbst, ach! in einerlei Ton,
Und treibt es im alten Geleise so dumm,
„Wie des Färbers Gaul im Ring herum.“

5. 6. 7. 8.
Im Munde der Bäurinnen leben sie frisch,
Und kommen in mancher Gestalt auf den Tisch,
Doch schlüpften aus ihrem zerbrechlichen Haus
Einst herrliche Götterkinder heraus.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. Oktober 1830.

Sehn will ich, eh' ich zweifle; wenn ich zweifle,
Will ich Beweis, und hab' ich den — hinweg
Auf einmal dann mit Liebe!

Shakespeare.
Othello.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Finster fiel der Blick des Barons auf Luisens Gesicht. „Sie hat vollkommen recht!“ sprach die Marquesa. „Es war ja an der nämlichen Stelle, wo ich gelobte, das Lied nie wieder vor Ihnen zu singen. Wenn ich auch, nach dem eben Erlebten, der Baronesse keine Rücksicht weiter schuldig seyn sollte, so muß ich doch vor mir selbst so viel Achtung haben, um das gegebene Wort zu halten.“ — „Ein Wort, wie dieses,“ versetzte der Baron, das Gesicht voll Unwillens Luisen zugekehrt, „würde schon darum keiner Mahnung bedurft haben, weil durch sein Vergessen Niemand Schaden gelitten hätte.“ — „Ich hoffe, Herr Baron, Ihnen künftig das Gegentheil darthun zu können!“ antwortete Luise. „Für solche Räthsel gehörte ein Oedipus!“ sagte er, ihr den Rücken kehrend. „Luise,“ sprach die Marquesa, als die Kammerfrau unter Seufzen sich mit dem Tuch über die Augen fuhr, „laß Dein Bewußtseyn Dir genügen. Uebrigens, Baron,“ fügte sie, mit sehr nachdrücklicher Betonung hinzu, „hat meine Luise vielleicht mehr Verdienst um Sie, als — gewisse Personen, die Ihnen ganz nahe stehen.“ — „Marquesa, wozu diese mir ganz unerklärbaren Andeutungen?“ — „Ihr Nachdenken daran zu üben, lieber Baron; Sie auf Wahrheiten allmählig vorzubereiten, denen, brächen sie plötzlich über Sie herein, Ihre Fassung doch vielleicht nicht gewachsen seyn könnte. So lange mich der Glaube an ein Glück für Sie in den seitherigen Verhältnissen betrog, war ich gegen die Entdeckung eines gewissen Umstandes, die ich nunmehr beinahe für nothwendig erachte. Denn jede Hoffnung auf Ihre künftige Zufriedenheit an der Seite dieser Frau dünkt mir jezt eine wahrhafte Raserei.“

Der Baron glich einem vom Blitze Betäubten. Todtenblässe überzog sein Gesicht. Wenn gerade durch den Kontrast zwischen dem in der Regel so ruhigen, gehaltenen Wesen seiner Gemahlin und der unruhigen, ewig wechselnden Natur der Marquesa, ihm diese recht oft als äußerst pikant erschienen, so war ihm doch der Gedanke, seine Gemahlin, die Mutter seines geliebten Sohnes, ihr aufzuopfern, nie in die Seele gekommen. Jezt, wo der Zorn der Spanierin ihm denselben gewissermaßen zurief, fühlte er sich von diesem Gedanken mit wahrhaftem Entsetzen erfüllt. Nein! gelobte er sich im Stillen, und wenn er schon einmal seit der neuen Bekanntschaft sich am Rande eines Abgrunds gesehen hatte, so fühlte er jezt, daß sein Stand seitdem noch weit gefährlicher geworden, daß er bereits im Hinabstürzen gewesen sey. Zugleich fühlte er aber auch die Nothwendigkeit, sich fest anzuklammern und alle Kraft aufzubieten, zurückzuklimmen, um den vorigen festen Standpunkt zwischen Mutter und Kind wieder zu gewinnen. Durchschauete vielleicht die von ihrem Zorne gegen die Baronesse geblendete Marquesa seinen jetzigen innern

Zustand nicht völlig, so gelang das ihrer Vertrauten desto besser. Ein schnelles Einwirken dünkte Luisen am rathsamsten. Sie sprach: „Herr Baron, die Weissagungsgabe, welche Sie neulich mir beimaßen, betraf ziemlich unwesentliche Dinge. Wie oftmals in der Welt, so ähnelte die nachherige Wirklichkeit der Vorstellung, welche ich in Erwägung der Umstände mir von ihr im Voraus gemacht hatte. Wenn aber auch diese Nebendinge gar leicht sich anders begeben konnten, so war ich doch der Uebereinstimmung der Hauptsache in meiner Geschichte mit einem Ereignisse in Ihrem Hause desto gewisser. Nur meine Gebieterin hielt mich ab, Ihnen zu entdecken, daß ich Ihnen keine fremde, sondern Ihre eigene Geschichte vorgetragen, daß nämlich das Kind, welches Sie so lange als Ihr eigenes betrachteten und liebten, ein durch Ihre Gemahlin Ihnen untergeschobenes ist.“

Bei dieser Behauptung schien der starke Körper des Barons solch einem Angriffe auf Herz und Seele erliegen zu wollen. Das weitaufgerissene Auge stier auf den Mund gerichtet, durch den, wenn er Wahrheit gesprochen, seine ganze geistige Existenz, sein ganzes, irdisches Heil auf einmal vernichtet war, griff er krampfhaft, wie ein Sterbender, zur Seite nach einem Baumstamm, als müsse er sich festhalten, um aufrecht stehen zu bleiben. Die Marquesa bekräftigte Luisens Nachricht. Durch die Schwester der verstorbenen Wehmutter in der Residenz war die Sache an den Tag gekommen und von mehreren Zeugen bestätigt. „Wenn übrigens auch,“ äußerte Luise, „die Baronesse natürlich Niemand davon etwas wissen lasse, so habe sie doch gegen die Marquesa vor einiger Zeit, bei Erwähnung ihrer düstern Gemüthsverfassung vor der sogenannten Schwangerschaft, wirklich geäußert, sie sey in einem Augenblicke der Verzweiflung über ihr Unglück schon einmal auf den Gedanken gerathen, die damalige Abwesenheit ihres Gemahls in Staatsangelegenheiten zu einer Täuschung zu benutzen, wie sie sich solche nun auch wirklich erlaubt habe.“ Die Möglichkeit einer Täuschung dieser Art war kaum bestreitbar. Die Niederkunft der Baronesse erfolgte in der Residenz, als ihr Gemahl eben hundert und sechzig Meilen von der Heimath entfernt lebte.

Beweise! hieß Waldows erstes bestimmtes Wort. Er schwor, sich keinen Moment Ruhe zu gestatten, bevor er nicht von der Schuld oder Unschuld seiner Gemahlin ganz überzeugt worden. Noch spät Abends reiste er, zu allgemeinem Erstaunen, mit der Marquesa und Luisen nach der Residenz.

Unterweges eröffnete man ihm, wie die Sache entdeckt worden. In einem dortigen Gasthofe hatte die Wirthschafterin, welche eben Zeit übrig haben mochte, während die Marquesa bei ihrer Tante war, Luisen zu unterhalten gesucht. Im Gespräche nannte diese zufällig einmal den Baron Waldow, ohne übrigens das Verhältniß zu berühren, in welchem die Spanierin zu der Familie stand. Durch die Flasche noch gesprächiger als gewöhnlich, konnte die Frau sich der Bemerkung nicht enthalten, welch seltsame Geheimnisse oft in vornehmen Häusern vorkämen. Dabei ließ sie sich über die Unächtheit des einzigen Erben dieses Barons deutlich aus. Je erfreulicher gerade ein solches Geheimniß Luisen seyn mochte, um so gleichgültiger stellte sich die Schlaue gegen dasselbe; daher gelang es ihr, hinter die geringsten Umstände zu kommen. Frau Krieger, die Wirthschafterin, behauptete, der kleine Isidor sey das uneheliche Kind der Tochter ihrer verstorbenen Schwester, die dem Angeben nach bei der Baronesse das Wehmutteramt verrichtet habe.

Aber auch diese Umstände hoben Waldows Zweifel an der Sache noch nicht. Vielmehr erschien leztere ihm, bei weiterem Nachdenken darüber und über das ganze Wesen seiner Gemahlin, bald als eine völlige Unmöglichkeit. Leider aber wurden seine Zweifel bei der nähern Untersuchung ganz erstickt, weil diese die Behauptung seiner Reisegefährtinnen bestätigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Korsische und sardinische Gebirge, Libanon u. s. w. — Die Flötzschichten, welche man tertiäre nennt, bilden nichts weniger als eine einzige, ununterbrochene Reihe; es zeigen sich an ihnen im Gegentheile verschiedene mehr oder weniger auffallende Unterbrechungen, und alles weist darauf hin, daß zwischen der Ablagerung der ersten und der der lezten Schichten, die man unter jenem Namen zusammenbegreift, mehr als eine Revolution auf dem Erdboden stattgefunden hat. Im vorigen Abschnitt haben wir die Berge erwähnt, deren Fuß die ersten tertiären Schichten, der Töpferthon und der grobe Pariser Kalkstein, wagerecht umschreiben, weil jene Berge zur Zeit ihrer Ablagerung bereits bestanden. Nun finden wir aber eine andere Reihe von Höhenzügen, an denen die ebenerwähnten Schichten aufgerichtet sind, während noch neuere sich horizontal an ihren Fuß erstrecken. Diese Gebirge streichen im Großen von Nord nach Süd, und scheinen nach Alter und Richtung ein besonderes System zu bilden. Hieher gehören die Berge der Inseln Korsika und Sardinien; ganz in derselben Richtung streicht die Ostküste von Sicilien, mehrere Thäler und Ketten der Apenninen und der istrischen Gebirge, und die Bergkette,

welche mitten in Servien mit den Cazonibergen beginnt und, parallel mit dem Meridian, zwischen Macedonien und Thessalien einerseits, und Albanien andernseits hinläuft. Eine in derselben Richtung streichende Kette scheint die Küste von Morea bei Napoli di Malvasia zu bilden, und die Insel Candia läuft gegen West mit Bergen aus, die wohl demselben System angehören. In dieser Richtung streichen ferner die syrische Küste, die Kette des Libanons und das Thal des Jordans und des todten Meers, das südlich bis ans rothe Meer ausläuft. Mehr nördlich finden wir diese Richtung an der Uralkette und gegen Süden, wenn man sich anders auf die Karten über das innere Afrika verlassen kann, bei verschiedenen Höhenzügen, welche durch Nubien, Abessinien, Congo laufen und am Vorgebirge der guten Hoffnung enden.

So hätte sich also, wenn unsere Vermuthungen gegründet sind, in den beiden Perioden der tertiären Bildungen eine Masse Landes, einmal von Indien bis nach Nordamerika, und dann vom Eismeer bis in das südliche Afrika erhoben, und dieß stimmt mit dem, was wir über die Vegetation dieser Perioden wissen, in sofern überein, als diese Vegetation der unsrigen schon sehr ähnlich ist. Es kommen, was, wie wir gesehen haben, früher durchaus nicht der Fall ist, Gewächse aus allen sechs jezt angenommenen Klassen vor. Ueberhaupt bemerken wir hier, daß die Flora der Erde mit jeder Umwälzung mannigfaltiger wurde, Anfangs nur zwei Klassen, später drei, endlich fünf umfaßte. Im Pflanzen- wie im Thierreich sind diejenigen Wesen, welche wir für die einfachsten ansehen, zuerst gebildet worden; nach und nach aber sind immer zusammengesezztere, und nach unsern Begriffen vollkommenere Wesen aufgetreten. Die Vegetation, deren Reste in den tertiären Schichten von Europa begraben liegen, ist im Allgemeinen der heutigen Vegetation von Europa und Nordamerika analog; nur wenige Gewächse kommen vor, die jezt einem etwas wärmern Klima angehören, wie die Palmen, von denen man Blätter und Stämme in der Provence, in der Schweiz, bei Paris gefunden hat; manche Blätter, die lorbeerähnlichen Gewächsen angehörten, und die fossilen Früchte auf der Insel Sheppey am Ausfluß dem Themse, die meistens Gewächsen der warmen Länder angehören.

Kurz, diese fossile Flora, wie man sie bei uns findet, hat schon ganz die Charaktere der Vegetation eines großen Kontinents und eines gemäßigten, vielleicht noch etwas wärmern Himmelsstrichs. Aus einigen Wahrnehmungen könnte man vielleicht schließen, daß die Kontinente noch nicht ganz so groß waren als jezt, was sich mit den Spuren einer noch etwas höhern Temperatur, als jezt unter unsern Breiten herrscht, ganz gut vertrüge. Auch was wir vom Thierreich jener Zeit wissen, stimmt damit überein: zur Zeit, wo jene großen Säugethiere, die Paläotheriums, Anoplotheriums, Lophiodons, Mastodons u. s. w. in unsern Breiten lebten, war allerdings das Klima wohl etwas wärmer, als gegenwärtig.

* * *

Die westlichen Alpen von Marseille bis Zürich. — Man ist daran gewöhnt, die Gesammtmasse der Berge, die man unter dem Namen Alpen zusammenbegreift, als ein Ganzes zu betrachten; es ist aber nicht schwer, sich zu überzeugen, daß diese ungeheure Gebirgsanhäufung aus der Kreuzung mehrerer, von einander unabhängiger, durch Alter wie durch Richtung von einander geschiedener Systeme entstanden ist. Man darf sich daher nicht wundern, wenn ihr Bau im Vergleich zu einer auf Einen Stoß entstandenen Kette, wie die Pyrenäen, verworren erscheint. In der ganzen Erstreckung der Alpen, namentlich in ihrem östlichen Theil, finden sich noch häufig Spuren von Bergketten vom Alter und der Richtung der Pyrenäen; anderswo Höhenstriche, die von Nord nach Süd laufen und mit den korsischen und sardinischen Gebirgen gleichzeitig sind; aber diese Spuren älterer Gebirgserhebungen sind häufig durch neuere und zugleich bedeutendere Erhebungen verwischt. Die höchsten, verwickeltsten Theile der Alpen, um den Montblanc, Monte-Rosa, ums Finsteraarhorn her, sind vorzüglich das Resultat von zwei neuen Systemen, die sich unter einem Winkel von 45 — 50° kreuzen, und die sich von den bisher erwähnten sowohl dem Alter, als der Richtung nach unterscheiden. Durch diese Kreuzung bilden die Alpen auf der Höhe des Montblancs eine Einbiegung; sie sind von Oestreich bis nach Wallis so ziemlich in der Richtung von ost ½ nordost, nach west ½ südwest gestrichen, und wenden sich nun rasch nach nord nord ost, süd süd west. Wäre dies nichts als eine Biegung einer einzigen, einfachen Bergkette, so würde man die Schichten nach und nach eine andere Richtung annehmen und sie von einem zum andern Systeme allmählig übergehen sehen; dies ist nun aber nicht der Fall: im Gegentheil gehören durchaus die Schichten und Gebirgskämme ihrer Richtung nach entweder dem einen oder dem andern der genannten Systeme an, und diese Systeme durchdringen eigentlich einander, wie es offenbar nothwendig geschehen mußte, wenn sie das Resultat zweier, der Zeit nach von einander getrennten Phänomene sind.

In den westlichen Alpen, d. h. westlich vom Monte-Rosa, und besonders in den Gebirgen von Savoyen und Dauphiné, gehört bei weitem der größte Theil der hohen Gebirge dem Systeme an, wo die Schichten von nord nord ost nach süd süd west streichen, und diese Gebirge haben sich ganz sichtbar zumal erhoben. Das geologische Datum dieses Ereignisses ist unschwer auszumitteln; man

darf nur untersuchen, welche Schichten an ihnen aufgehoben sind, und dagegen welche Ablagerungen sich horizontal an die Seiten der ältern, verrückten Niederschläge anlegen. Im Innern der Berge, welche hauptsächlich die westlichen Alpen bilden, findet man keine neuern Schichten als die Kreide, und zwar darum, weil diese Alpgebirge sich auf einem Boden gebildet haben, der bereits gleich nach dem Niederschlag der Kreide, d. h. zur Zeit, wo sich die Pyrenäen erhoben, gebirgig geworden war, auf einem Boden, welchen die Revolution, die den korsischen und sardinischen Gebirgen den Ursprung gab, noch gebirgiger gemacht hatte; aber an den Rändern, von wo an das eigentliche Relief dieser Alpen beginnt, sieht man sogar die neuesten Schichten der tertiären Bildungen mit allen tiefer liegenden aufgehoben, und daraus ergibt sich, daß die Erhebung der Hauptheile der westlichen Alpen nach der Ablagerung der neuesten tertiären Bildungen erfolgt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Die Encyclopädien in Duodez.

In nichts spricht sich der Fortgang der Aufklärung auffallender aus, als in der Form der Bücher. Als sich die Weisheit noch in schwerfälligen eisen- oder kupferbeschlagenen Folianten verbarg, da mag es wohl Einzelne gegeben haben, die im Wissen höher standen, als die Gelehrten unserer Zeiten; aber die Menge blieb im Dunkeln und zu unwissend, um jenen Orakeln auch nur Bewunderung zu zollen. Jetzt aber, wo es selbst die größten Geister nicht verschmähen, ihre Kenntnisse und Erfahrungen in Duodez und noch kleineren Formaten niederzulegen, wie ganz anders sieht es da in den Köpfen der Masse aus! Nur noch ein Paar Jährchen, und die europäische Menschheit hat ihre Mündigkeit erreicht. Ich habe schon früher öfters bemerkt, die Erscheinung der Sammlungen, welche hier unter verschiedenen Benennungen herauskommen, bildet eine wichtige Periode in der Literatur, und ich behaupte, trotz den Jeremiaden einiger Zeitgenossen, daß die Erscheinung erfreulich ist. In diesem Augenblick liegen als die neuesten Produkte der Art vor mir: von der Cabinet Encyclopedia 1) eine gute Skizze der Weltgeschichte, 2) der erste Band der Geschichte von England, von Sir James Macintosh, und 3) nicht nur für den Moment wichtig, eine Geschichte der Niederlande; von der National Library: ein Leben Byrons, von Galt, ein Büchlein voll der trefflichsten moralischen und ästhetischen Ansichten, und nicht ohne neue Thatsachen aus der Geschichte des außerordentlichen Dichters; von der Family Library 1) der erste Band einer höchst anziehenden Geschichte des brittischen Indiens, und 2) eine Geschichte des Teufelsspuks und der Hexerei, in Briefen (Letters on Demonology and Witchcraft) von Sir Walter Scott; endlich von einer ganz neuen Edinburgh Cabinet Library: eine Geschichte der Entdeckungen und Abenteuer in den Polarmeeren, nebst Beschreibungen von deren Klima, Geologie und Naturgeschichte, mit einer Nachricht vom Wallfischfang. Welch eine Masse von Belehrung und Unterhaltung in wenigen Bändchen! welche Anziehungskraft schon in dem Aeußern durch die Schönheit des Drucks und Papiers und die treffliche typographische Ausstattung! dabei welch billiger Preis! Und dies Alles sollte keine Früchte für die allgemeine Bildung tragen? Das encyclopädische Wissen, sagen seine Gegner, verflache den Geist, bläbe auf zu ungebührendem Stolze und tödte die Lust zum Selbstforschen. Aber wie viele tiefe und zum Selbstforschen aufgelegte Geister mag wohl jeder von ihnen in seinem Kreise entdeckt haben, die durch solche Büchlein verdorben worden wären? Jeder unbefangene Beobachter wird gefunden haben, daß nur äußerst wenige Köpfe einen Trieb zum tieferen Forschen verspüren, und daß noch weit wenigere die Lebensverhältnisse dazu kommen lassen; daß die Masse, wie Schiller so richtig bemerkt, nur die Nieten bildet, welche die Treffer einhüllen, und daß jene Nieten nur Eifer und Muße für das Leichtfaßliche, wenn man will, Oberflächliche haben, die wenigen aber, welche zu Treffern bestimmt sind, sich selten oder nie mit dieser Speise werden abfertigen lassen, sondern dadurch nur gereizt werden, durch die Oberfläche hindurch in die Tiefe zu dringen. Will man, daß die vielen Nieten ganz blank bleiben sollen, damit die Kanzleischrift auf den wenigen Treffern desto auffallender erscheinen möge? Da lese man nur Scotts erwähntes Büchlein von der Demonologie, und jeder wird mit mir ausrufen: davor bewahre uns Gott! Oder glaubt man wirklich, wahre Aufklärung lasse sich nur in Folianten oder doch höchstens in Großoctav mittheilen? Ich habe noch Einiges von Eisenbahnen und Dampfwagen — einer Art von encyclopädischen Ausgabe der tiefausgefahrenen Landstraßen und schwerfälligen Rumpelkasten unserer Vorfahren — zu erzählen, sonst würde ich gleich einige Hexen-, Marter- und Verbrennungsgeschichten aus der guten Zeit der Foliantenliteratur aus jenem Büchlein mittheilen. Doch ehe ich diesen Gegenstand verlasse, will ich noch bekennen, daß nicht Alles, was in kleinem Format und als Bibliothek herausgegeben wird, gut ist; im Gegentheil finden sich unter den besten Sammlungen hier und da Bändchen, die unter aller Kritik sind, Schmierereien ohne Geist und Geschmack, oder Compilationen ohne Zusammenhang; besonders sind die Kinderbücher, wie the Childs Own Book, the Infants Own Book erbärmlich. Auch muß ich zum Troste der Antiencyclopädisten melden, daß man neben den neuen Refacimentos auch sehr viele alte gute Werke in der kleinen ansprechenden Form unter's Publikum bringt. So haben wir zwei Classical Libraries, welche gute Uebersetzungen von den besten Werken der Römer und Griechen enthalten; the Aldine Poets von Pickering, und Sharps Library of the Belles Letters, worin die besten Poesien der englischen Literatur, welche kein Privilegium mehr schützt, nach und nach gegeben werden; Murrays Dramatic Family Library etc. Und wen muß es nicht mit dem Duodezausgabensystem aussöhnen, wenn er erfährt, daß Wilsons großes Werk von den amerikanischen Vögeln, welches bisher des hohen Preises wegen den meisten Lesern unzugänglich war, nicht nur ohne Abkürzung, sondern noch mit Zusätzen in drei Bändchen von Constable's Miscellany erscheinen wird?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. Oktober 1830.

— Alles ist,
Ach leider, zu bewiesen, jede Tiefe
Des schrecklichen Geheimnisses erforscht.

Goethe.
Tancred.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

9.

Frau Krieger zitterte nicht wenig, als sie, in der Nacht aus dem Schlafe geweckt, einem zornigen Manne, der sich ihr als Baron von Waldow zu erkennen gab, Rechenschaft von ihrer, ihn und seine Gemahlin so schwer verletzenden Aussage ablegen sollte. Als ihr anfängliches Läugnen fruchtlos war, sah sie wohl, daß sie sich zum vollen Beweise entschließen mußte. Noch vor Tagesanbruch suchte man ein Paar Personen, den Doktor Falk, einen geschätzten Arzt, und seine Tochter auf, bei denen die Dirne im Dienst gestanden, deren heimlich gebornes Kind bisher für den Sohn des Barons Waldow gegolten hatte. Ehre und Ehrlichkeit waren dem wackern Arzte zu tief in sein offenes Gesicht, in das menschenfreundliche Auge geprägt, als daß seiner Aussage der Glaube zu versagen gewesen wäre. Nur der Verdacht, ihr Kind umgebracht zu haben, worein jene Dirne gerathen war, hatte sie und deren Mutter vermocht, der Dienstherrschaft den begangenen Betrug einzugestehen. Allerdings war Doktor Falk lange nicht von dem Vorsatz abzubringen gewesen, die Täuschung der Obrigkeit zu entdecken. Allein die Vorstellung des Glückes, welches durch die angebliche Geburt dieses Sohnes dem Baron Waldow widerfahren sey, bewog ihn endlich, doch zu schweigen, im Fall nicht Umstände eintreten sollten, bei denen ihm sein Gewissen das Geständniß der Wahrheit auferlege. Dieser ausdrückliche Vorbehalt mochte auch wohl der Grund seyn, weßhalb die eigentliche Kindbetterin Stadt und Gegend noch bei der Mutter Lebzeiten verlassen hatte. Nachher, hieß es, sey sie mit einer fremden Herrschaft nach Italien gegangen. Waldows erster Schritt war ein Brief an den Justitiar, der diesen nach der Stadt berief, wo er für jezt seinen Aufenthalt zu nehmen gedachte. Die Marquesa blieb ebenfalls dort, und Luise erhielt Auftrag, ihre Sachen von Weibersthal berschaffen zu lassen. Der Justitiar erschien und übernahm die Unterhandlung mit der Baronesse. Waldow dachte, um die möglichste Schonung gegen sie zu beobachten, ihr zu überlassen, ob sie eine gänzliche Trennung, ohne gesetzliche Scheidung, dem Aufsehen der leztern vielleicht vorziehe. Wo möglich aber, ließ der Baron ihr sagen, wollten sie einander nie wieder sehen. Höchst entrüstet gegen die Baronesse, kehrte der Justitiar von ihr zu Waldow zurück. Aus einer Ohnmacht, worein (Nettlings Ausdrucke nach) das Gefühl, die Täuschung entdeckt zu sehen, sie geworfen, kaum wieder zum Bewußtseyn gelangt, habe die Baronesse mit einem, seines Erachtens, zu ihrer Lage ganz unpassenden Stolze erklärt, daß sie, nebst ihrem Kinde, sogleich nach der Heimath zurückzukehren denke. Sie überlasse übrigens dem Baron, die Maßregeln zu ergreifen, welche er für gut finden werde.

Am folgenden Tage führte die Baronesse den Vorsatz wirklich aus und Waldow kehrte in der Abenddämmerung auf sein Gut zurück.

Aber nur wenige Tage und er wendete sich ganz nach der Residenz. Doktor Rettling hatte ihm dort eine Wohnung in einem von Luisen dazu empfohlenen Hause gemiethet. Es war in diesem für die Marquesa ebenfalls Raum genug übrig; aber trotz allen Anstalten zu einem scheinbar auf Jahre hinaus berechneten Aufenthalte in dem geräumigen und schönen Lokal, lebte er nicht einmal volle zwei Wochen darin. Was half es ihm, daß er den mannigfaltigen Erinnerungen seines Lebens auf dem Gute durch völlig veränderte Gewohnheiten ausweichen wollte? Ein Spiegelbild des ganzen verlornen Paradieses folgte ihm in die neue Lebensweise. Wohin er blicken mochte, stand vor seinem Geiste eine süße Scene aus der Vergangenheit. Ihr Reichthum an solchen leuchtete ihm erst recht ein, nun er einzig diente, ihm seine jetzige Armuth an Allem, was dem Leben Gehalt und Werth verleiht, recht schauerlich und abschreckend darzustellen. Der Justitiar unterließ nicht, auf Anstiften Luisens, seiner nunmehrigen Braut, ihm ein Ordnen der Verhältnisse, wie er es nannte, als das nothwendigste Erforderniß für die Ruhe seiner Zukunft anzurathen. Er verstand darunter die gesetzliche Trennung von einer Gemahlin, die sich, wie der Justitiar sagte, der Verbindung mit ihm durch Unterschieben eines fremden Kindes völlig unwürdig gemacht hatte. Auch in Person suchte Luise zu demselben Zwecke auf ihn einzuwirken. Allein beide trafen auf bedeutende Hindernisse. Waldow hatte seiner Gemahlin die Entscheidung über ihre beiderseitige Zukunft in dieser Hinsicht überlassen, und obschon Agnes solche ganz von sich ablehnte und wiederholt erklärte, mit Allem, was er beschliessen werde, zufrieden zu sein, stand er doch an, irgend eine Einleitung zu treffen. Höchst würdig war der Marquesa Benehmen. Es lag in den Verhältnissen, daß er sie täglich besuchte; allein der Stolz ihrer Geburt schien sie vor jedem Schritte zu bewahren, zu dem ihre, früher kaum zu verkennende Leidenschaft für seine Person sie wohl vielleicht hätte hinreißen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Die Richtung, in welcher die Schichten dieses Systems, das vorzüglich in den westlichen Alpen vorherrscht, aufgehoben sind, und die Haupterstreckung desselben lassen sich am besten durch eine Linie versinnlichen, die man von der kleinen Insel Rion im mittelländischen Meer, zwischen Marseille und Cassis, zum vulkanischen Felsen von Hohentwiel, nordwestlich von Konstanz, oder im Großen von Marseille nach Zürich zieht. Mit dieser Linie laufen nun sehr bedeutende Höhenzüge der Erde parallel, und wir schließen vorläufig bei ihnen, wie wir bisher gethan, aus der gleichen Richtung auf dasselbe Alter, ob sich gleich diese Vermuthung noch nicht überall durch unmittelbare Beobachtungen erweisen läßt. — Spannt man über eine Erdkugel einen Faden, der durch Marseille und Zürich geht, so sieht man, daß dieser Faden, der auch durch die Mündung des Obi und den Archipel von Neu-Südshetland geht, so ziemlich parallel läuft mit der Hauptkette der scandinavischen Alpen, mit den vornehmsten Höhenzügen und Thälern im Reiche Marocco und mit der brasilianischen Küsten-Kordillere, welche am Strande des atlantischen Oceans von Cap Roque bis Montevideo hinläuft. Ferner ist diese Richtung nicht allein mit der Hauptlinie der Ostküste Spaniens, vom Cap de Gata bis zum Cap Creuß, sondern auch mit der Hauptuferlinie von ganz Europa, vom Nordkap bis zum Cap Blanc in Afrika, parallel; der Montblanc liegt von diesen beiden äußersten Punkten ungefähr gleich weit entfernt und bildet gleichsam den Schlußnagel am Gerüste des Theils der alten Welt, der zwischen beiden liegt, und in welchem er zugleich der höchste Punkt ist. Südlich vom Cap Blanc ist die Küste des atlantischen Oceans auf eine weite Strecke niedrig, sandig, und östlich von Nordkyn beim Nordkap ist die Küste auch gar nicht hoch. Zwischen diesen beiden Punkten dagegen sind die Küsten, die gegen das hohe Meer sehen, im Allgemeinen hoch und bilden, wenn sie auch nicht aus Urgebirg bestehen, einen Wall von aufgehobenen Schichten gegen den Ocean; es scheint daraus hervorzugehen, daß längs dieser Linie alles platte, niedrige Land vom Meer bedeckt worden ist.

Von der Erschütterung an, welche dem Bergsysteme der westlichen Alpen sein jetziges Relief gab, hat Europa sichtbar einen großen Kontinent gebildet, und auf seinem Boden haben sich keine Meergebilde mehr niedergeschlagen. Im Gegentheil sind die Niederschläge, die sich in Europa in der Periode der Ruhe gebildet haben, die auf jene Revolution folgte, welche Niederschläge also den Fuß der in diesem Abschnitt angeführten Gebirge horizontal umschreiben, den Niederschlägen, die sich gegenwärtig unter unsern Augen bilden, so ähnlich, daß man sie in der Klasse des sogenannten *aufgeschwemmten Landes* zusammenbegreift; schon damit deutet man aber an, daß man sie den Ursachen zuschreibt, die noch jezt ähnliche Gebilde hervorbringen. Ein Theil dieser Niederschläge, deren Schichten sich wagerecht an die aufgehobenen Schichten der westlichen Alpen anlegen, scheinen sich in alten Seen gebildet zu haben, die durch eine noch spätere Revolution verschwunden sind. Ein See der Art bedeckte z. B. einst den nordwestlichen Theil des Departements der Isère, ferner die Ebene von Bresse, von Tullins und Voiron bis Dijon. Die sehr dicken Niederschläge, die sich in diesem See bildeten, bestehen großentheils aus abwechselnden

Schichten von Sand, mit gerollten Kieseln vermischt, und Mergel. In ihnen findet man vieles fossile Holz, das Baumarten angehört zu haben scheint, die sich von den unsrigen schon nicht mehr viel unterscheiden. An den Ufern dieser Seen lebte eine Menge Thiere, die zwar meistens noch jezt lebenden Geschlechtern angehören, deren Arten aber jezt nicht mehr vorkommen; am häufigsten findet man Knochen von der Höhlenhyäne und dem Höhlenbären; in diese Zeit gehören auch die behaarten Elephanten, die Mastodons, Nashörner, Nilpferde u. s. w. die man bekanntlich an sehr vielen Orten gefunden hat.

Alle diese jezt unbekannten Thierarten (Species) scheinen in einer Revolution der Erdoberfläche untergegangen zu seyn, welche zum Theil die Gestalt der westlichen Alpen veränderte und der Hauptmasse der Alpen ihren Ursprung gab.

Die Hauptkette der Alpen von Wallis nach Oesterreich. — Je neuern Ursprungs ein Gebirge ist, desto verwickelter sind nothwendig seine geologischen Verhältnisse, weil überall noch Spuren der frühern Revolutionen sichtbar sind. Dieß gilt vorzüglich von den Alpen, und bei diesen kommt noch dazu, daß sich in ihnen, wie wir oben gesehen haben, zwei Systeme kreuzen. So interessant es wäre, den Entwicklungen des Beobachters bei dem merkwürdigsten Gebirge unsers Erdtheils zu folgen, so würde uns dieß doch zu weit führen; wir fassen uns daher kurz und sagen als Hauptresultat, daß die Hauptkette der Alpen und die kleinere mit ihr parallel laufende, zu welcher der Pilatus in der Schweiz, die beiden Myten u. s. w. gehören, sichtbar noch neueren Ursprungs ist, als die westlichen Alpen; denn die Schichten des aufgeschwemmten Landes, die sich wagerecht an ihren Fuß erstrecken, sind noch neuere Bildungen, als jene Ablagerungen, welche den Fuß der westlichen Alpen umschreiben.

Es wäre schon an sich auffallend, daß die Kraft, welche so beträchtliche Höhen, als die Alpen sind, auf der Oberfläche der Erde emporgetrieben hat, ihre Wirkung blos auf einem verhältnißmäßig so kleinen Raum geäußert haben sollte; auch haben wir gar keinen Grund anzunehmen, daß diese Kraft in ihrer Aeußerung sich auf den Landstrich beschränkt habe, der einmal den Naturforschern von Mitteleuropa für ihre Untersuchungen der gelegenste ist. Es ist daher natürlich, daß man sich umsieht, ob sich nicht weiter entlegene Gebirge, die wir nur ihrer Richtung, ihren Umrissen, und zuweilen im Allgemeinen ihrer Zusammensetzung nach kennen, an den Haupthöhenzug unsers Erdtheils anreihen lassen. Betrachtet man zuerst einen Erdglobus und dann genauere Karten, so sieht man, daß in gleicher Richtung mit der Hauptkette der Alpen laufen: einerseits die Sierra Morena und überhaupt ein großer Theil der spanischen Bergketten, andernseits der Balkan; in Afrika der Atlas; in Asien die Centralkette des Kaukasus, über welcher als höchste Spitze der Elburz thront, der höher ist als der Montblanc; endlich der lange Gebirgszug, der unter den Namen Paropamisus, Indukosh, Himalaya im Norden die Ebenen von Persien und Bengalen begrenzt und die höchsten Berggipfel der Erde trägt. Alle diese Ketten laufen parallel mit einem größten Kreise der Erde, den auf einem Erdglobus ein Faden versinnlicht, den man von der Mitte des Reichs Marokko nördlich an das birmanische Reich spannt.

Es ist nicht leicht zu verkennen, daß die Lage des Himalaya im Norden der Gangesebene große Aehnlichkeit hat mit der Lage der Hauptalpenkette im Norden der Ebene des Po. Die Flüsse, die von der einen und der andern Bergkette herabkommen, nehmen dieselbe Richtung in dem niedrigen Lande, das am Fuß der Berge liegt, und fallen hier in den Po, dort in den Ganges: beide Ebenen scheinen demnach durch eine mächtige Strömung von den benachbarten Bergen herab gebildet worden zu seyn. Das Gebirgssystem der westlichen indischen Halbinsel erhebt sich, im Süden der bengalischen Ebenen, ungefähr wie die Apenninen südlich von der Ebene der Lombardei; ja diese merkwürdigen Analogien könnten einen veranlassen, Mailand mit Delhi, Venedig mit Calcutta, Ancona mit Madras, Genua mit Bombay geographisch und in kommerzieller Beziehung zu vergleichen. Die Aehnlichkeit wäre noch auffallender, wenn der Indus durch Berge, die ungefähr wie die zwischen Genua und dem Col de Tende strichen, in seinem Laufe aufgehalten würde und somit nebst dem Flusse Setlej und seinen andern Zuflüssen genöthigt wäre, die nicht sehr beträchtlichen Höhen zu durchbrechen, die ihn vom großen Gangesthal trennen.

Diese interessanten Uebereinstimmungen, die sich noch weiter verfolgen ließen, bestärken uns, bis genauere Forschung allen Zweifel gehoben hat, in der Vermuthung, zu der uns die Aehnlichkeit des Streichens veranlaßte, daß der Himalaya und die Hauptkette der Alpen zwei Glieder eines großen, zumalgebildeten Gebirgssystems sind.

Alles weist darauf hin, daß seit der Revolution, die diesen mächtigsten Gebirgen der Erde ihren Ursprung gab, der Boden unsers Kontinents im Ganzen die Gestalt behalten hat, die er gegenwärtig zeigt. Erst seitdem ist allem nach der Mensch aufgetreten, und ungestört blühen und verblühen seit Jahrtausenden seine Geschlechter auf dem beruhigten Erdboden. Jedoch Einmal drohte ihm eine Katastrophe völligen Untergang, jene Katastrophe, welche wir die Sündfluth nennen, und die ein Jugendtraum fast aller Erdenvölker ist.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Huskisson. Die Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester.

Sie haben durch die Zeitungen vernommen, daß am 15. September die feierliche Eröffnung der Manchester-Liverpool Eisenbahn unter den Auspizien des Herzogs von Wellington, Sir Robert Peel und anderer Standespersonen stattgefunden und auf welche jammervolle Weise Huskisson, der Beschützer und Beförderer aller Verbesserungen, und der als Repräsentant der Stadt Liverpool im Unterhause an diesem großen Werke besonders Antheil nahm, dabei das Leben verloren hat. Unser Morning Herald, eine Zeitung, die immer gescheiter seyn will, als alle ihre Zeitgenossen, kann es gar nicht reimen, wie in Gegenwart so vieler Personen, welche hätten Hülfe leisten können, und bei der „angeblichen" Leichtigkeit, womit die Maschinen zu lenken wären, keine menschliche Seele an dem Unglücke Schuld tragen solle; sie meint vielmehr, entweder seyen die Maschinen nicht leicht zu lenken oder der Ingenieur habe nicht die gehörige Vorsicht angewandt. Nach vielfältigen Erkundigungen kann ich indessen versichern, daß man die Maschinen wirklich im pfeilschnellen Flug augenblicklich anhalten kann, und der lenkende Ingenieur hat durchaus nichts versäumt. Das Unglück war, Huskisson verlor mit Andern beim Herannahen der Maschine den Kopf, und statt gelassen aus dem Wege zu treten, wozu Raum und Zeit genug da war, eilte Alles in Unordnung durcheinander, und der Unglückliche fiel mit dem Bein so unerwartet auf die Bahn, daß keine Vorsicht von Seiten des Führers die Katastrophe hätte verhindern können. Die Stadt Liverpool hat dem berühmten Staatsmanne ein prachtvolles Leichenbegängniß gehalten, und bereits sind über 2000 Pfund zu einem auf dessen Grabe zu errichtenden Denkmale gesammelt. Es gibt zwischen beiden oft genannten Städten zwei Wasserverbindungen, einmal mittelst der Flüsse Mersey und Irwel und einem Kanal, und dann durch den Kanal des Herzogs von Bridgewater. Gewöhnlich dauert die Fahrt darauf 36 Stunden; doch will man von Beispielen wissen, wo Waaren 21 Tage auf dem Wege waren, was länger war, als dieselben bedurft hätten, um von Amerika nach Liverpool zu kommen. Die Kanäle waren aber doch von solchem Vortheil für den Verkehr zwischen den beiden Städten, daß der Werth der Aktien allmählig von 70 Pf. bis auf 1250 gestiegen ist. Dieses ist auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß 1760, wo der Herzog die parlamentarische Erlaubniß zu Grabung seines Kanals erhielt, nur 1560 Schiffe das Hafengeld zu Liverpool entrichtet haben, während 1824 die Zahl dieser Schiffe sich auf 10.000 und 1829 auf 11.383 belief. 1760 betrug die Bevölkerung von Liverpool 26.000 Seelen, 1824. 155.000; die von Manchester belief sich 1760 auf 22.000 und 1824 auf 150.000. 1784 wurden zu Liverpool von Amerika 8 Ballen Baumwolle eingeführt, 1824. 409.670 und 1829. 610.998. Die erste Dampfmaschine in Manchester wurde 1790 errichtet, 1824 gab es deren schon 200. 1814 gab es noch nicht eine Dampfwebmaschine, 1824 bereits 50.000. 1824 beliefen sich die rohen Materialien und Manufakturwaaren, welche zwischen beiden Städten hin- und hergingen, täglich auf 1000 Tonnen Gewicht, jezt schon auf 1300, wovon 1000 von Liverpool nach Manchester und 300 von Manchester nach Liverpool gehen. Die erste Idee zu der Eisenbahn wurde im Jahr 1822 von dem Ingenieur James von London entworfen, und im Jahr 26 erhielt die Gesellschaft, die sich inzwischen gebildet hatte, nachdem ihr das Ansuchen schon einmal abgeschlagen worden war, mittelst einer Auslage von 60 bis 70.000 Pf. Sterl. das parlamentarische Privilegium. Es war ein ungeheures Unternehmen, welches bereits über 739.000 Pf. gekostet hat, und wenn Alles vollendet ist, 80.000 Pfund mehr kosten wird, noch einmal so viel, als man es angeschlagen hatte. Die Bahn besteht aus gehämmerten Eisenstangen von 15 Fuß Länge auf 2 Zoll Breite und ungefähr einen Zoll Dicke, und 35 Pf. Gewicht. Solcher Stangen liegen 4 neben einander in einer Entfernung von 4 Fuß 8 Zoll, folglich für 2 Wagen, und mit einem, wie man denken sollte, gegen jede Gefahr sichernden Zwischenraum; sie sind mit der größten Genauigkeit mit den Enden ineinander gefügt. Zur Sicherung der Bahn gegen das Sinken ruhen die Stangen eine Strecke von 18 engl. Meilen auf fest eingesenkten Steinsäulen, welche 3 Fuß weit auseinander stehen, und 13 Meilen weit auf Balken. Der Weg ist meistentheils so eben, daß er im Durchschnitt nur um $\frac{1}{10}$ steigt, und überhaupt an dem Ende zu Liverpool nur 46 Fuß höher liegt, als bei Manchester. Es war aber auch eine Riesenarbeit, diese ebene Straße darzustellen, wie man aus Folgendem sehen wird. Zu Liverpool im Wapping bei dem Queens Dock, wo die Bahn anfängt, mußte man einen Gang (tunnel) unter der Stadt weg machen, welcher 6750 engl. Fuß oder $1\frac{1}{4}$ Meilen lang ist; dieser empfängt von oben her Luft durch acht Oeffnungen, ist durchaus überründer und mit Gas beleuchtet. Die ersten 810 Fuß sind ganz eben, in der übrigen Strecke steigt der Weg um $\frac{1}{2}$ Zoll auf den Fuß. Ungefähr $\frac{1}{2}$ Meile vom Tunnel fällt die Straße eine Strecke von $5\frac{1}{2}$ Meilen weit 4 Fuß in der Meile. Auf derselben führt die Bahn 2 Meilen weit durch den Felsen, 70 Fuß unter der Oberfläche; innerhalb desselben ist der Weg gerade breit genug für die Durchfahrt von 2 Wagen. Von hier führt er auf einem Damm von 2 Meilen Länge, 15 bis 45 Höhe und 60 bis 135 Fuß Breite am Fuße, durch ein Thal. $6\frac{1}{4}$ Meile von Liverpool stößt eine Eisenbahn von einer Kohlengrube zur Rechten dazu; ungefähr eine Meile weiter kommt man bei Whiston an eine Stelle, wo der Weg um $\frac{3}{4}$ steigt und wo eine feststehende Dampfmaschine den Wagen mit hinan hilft. Hierauf ist der Weg an 2 Meilen weit ganz eben, und dies ist die Stelle, wo die Wettfahrten um den Preis von 500 Pfund angestellt wurden, deren Erfolg die Direktoren bestimmte, bewegliche, statt feststehende Maschinen zu benutzen. Hierauf kommt man bei Sutton zu einem ähnlichen Abhang wie der vorige, wo auch wieder eine Dampfmaschine steht. Kurz zuvor geht die Landstraße von Liverpool nach Manchester über die Bahn weg, mehrere von Kohlengruben kommende Bahnen vereinigen sich damit, und eine Bahn von Rumorn Gap nach St. Helens wird sie durchkreuzen. Zunächst kommt man dann zu einem $\frac{1}{4}$ Meilen breiten Sumpf, über den man einen 25 Fuß hohen Damm hat bauen müssen, der aber bis auf 4 oder 5 Fuß eingesunken ist. Ueber das Sankeythal ist die Bahn alsdann auf einer schönen steinernen Leitung von 9 Bogen, jeder von 50 Fuß Spannung, fortgeführt, unter welcher in einer Tiefe von 70 Fuß von der Schirmmauer der Sankeykanal liegt. Man gelangt zu derselben auf ungeheuren Dämmen, und ihre Breite ist 25 Fuß zwischen den Mauern; sie hat über 45.000 Pf. gekostet. Ein wenig südlich von Newton läuft die Bahn über ein enges Thal, theils auf einem mächtigen Damm, theils über eine Leitung von 4 Bogen, jeder von 40 Fuß Spannung, von denen einer eine Landstraße überspringt. Hier verbindet sich die Bahn mit Nebenbahnen von Newton und Wigan her. Einige Meilen jenseits Newton, bei Kenyon, kommt man zu einer Stelle, wo man über 2,400.000 Kubikfuß Sand und Erde hat ausgraben müssen, und wo sich die Nebenbahnen von Kenyon und Leigh mit der Hauptbahn vereinigen. Ein andermal mehr von diesem großartigen Unternehmen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Oktober 1830.

Die untere Feuerwelt wird nur gezwungen von der obern in ihrem Bette festgehalten, und bei jeder Gelegenheit zeigt jene, daß sie nach jenem prophetischen Gesange der alten nordischen Whola noch mächtig genug sey, ihrer Zeit die Banden zu zerbrechen und in der alten zerstörenden Macht ans Freie hervorzutreten.

Schubert.

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Beschluß.)

Die Sündfluth. Die Anden. — Wenn in einem Erdtheile sich plötzlich aus dem Schooße der Erde eine Bergkette erhebt, so muß dieß nothwendig weit und breit eine allgemeine Umwälzung der Oberfläche zur Folge haben, und alles was lebt, wird weithin seinen Untergang finden; auf Länder dagegen, die vom Schauplatze des Ereignisses sehr weit entfernt liegen, kann diese Katastrophe leicht blos insofern wirken, als die Meere in heftige Bewegung gesezt werden und sich ihr Niveau mehr oder weniger, vorübergehend oder bleibend verändert. Die Sagen fast aller Völker der Erde erzählen von einer ungeheuren Wasserfluth, die fast alle Lebendigen verschlang; diese Fluth wird auch von allen ungefähr in dieselbe Zeit gesezt. Dieses Ereigniß, in dessen Wirklichkeit kein Zweifel zu setzen ist, läßt sich unmöglich aus den Schwankungen der Meere und dem Fallen der atmosphärischen Wasser erklären, wie sie seit mehreren tausend Jahren Naturgesetz sind. Sollte nicht eine Revolution in einem von der Wiege des Menschengeschlechts weiter entfernten Theile der Erde die Ursache der Katastrophe seyn, die Noah in seine Arche und Deukalion auf den Parnassus trieb? Sieht man sich nun aber um, wo die Bergkette ist, welcher jene Revolution die Entstehung gab, so kommt man in Versuchung, an die große amerikanische Kordillere zu denken. Sie bildet wirklich das ausgedehnteste, das markirteste, so zu sagen am wenigsten verwischte Relief auf der gegenwärtigen Oberfläche der Erde, und wenn schon dieß, wir wollen nicht einmal sagen die Vermuthung, sondern nur die Ahnung eines neuern Ursprungs der Haupthöhen der neuen Welt gibt, so scheint der wichtige Umstand, daß in der Kette der Anden noch sehr viele Vulkane thätig sind, während die meisten Vulkane der alten Welt erloschen sind, wirklich näher darauf hinzuweisen, daß die neue Welt nicht blos für uns Europäer neu ist, und daß die Reisenden wohl nicht Unrecht haben, welche behaupten, Amerika zeige in seiner organischen wie in seiner unorganischen Natur ein jugendlicheres Gepräge als die alte Welt.

Ist das Resultat unserer bisherigen Betrachtungen richtig, so kann man es mit wenigen Worten so ausdrücken: Die Selbstständigkeit und die successive Bildung der aufeinander folgenden Flötzformationen ist die Folge und der Beweis von der Selbstständigkeit und der successiven Bildung der in verschiedenen Richtungen streichenden Gebirgssysteme. Verfolgt man diese Systeme so weit als möglich, so gelangt man zu dem wahrscheinlichen Resultat, daß wenigstens die neusten und zugleich bedeutendsten derselben aus einer gewissen Anzahl von Ketten bestehen, welche parallel mit einem größten Kreise der Erde laufen. Diese Gebirgssysteme erscheinen als ebensoviele verschiedene Anwendungen eines und desselben Gesetzes, wobei sich nur jedesmal die Kraft in verschiedener Richtung geäußert

hat; als ebensoviele einzelne Wiederholungen eines und desselben Naturereignisses. Gelingt es auch je der Forschung, alle Spuren dieser großen Naturbegebenheiten ins Einzelnste zu verfolgen, das, was wir bisher blos als Vermuthungen aufstellen konnten, über allen Zweifel zu erheben, und die respektiven Altersverhältnisse der verschiedenen Flötzschichten und der verschiedenen Gebirgszüge, die in mannigfachen Richtungen den Erdboden uneben machen, streng wissenschaftlich auszumitteln, so bleibt freilich noch ein zweite große Aufgabe übrig, deren Lösung den Menschen fast noch mehr interessirt als die erste, die Aufgabe nämlich, zu berechnen, wie viele Zeit jedesmal zwischen zwei Revolutionen verflossen ist, und damit einigermaßen Büffons Wunsch zu erfüllen, den Wunsch, daß es dem Menschen gelingen möchte, auch nur ein Paar feste Punkte in der Unermeßlichkeit des Raums zu gewinnen und einige Wegsteine an die ewige Straße der Zeit zu pflanzen.

Verschiedene Spuren von Unterbrechung in der Reihe der Flötzbildungen sind in Europa vielleicht nur darum nicht auffallender, weil die Bergsysteme, denen sie entsprechen, keine Zweige nach unserm Erdtheil senden. Ist aber auch die Zahl der Erdrevolutionen und der wirklich selbstständigen Bergsysteme noch völlig unbestimmt, hat auch die Reihe dieser Erscheinungen noch bedeutende Lücken für uns, so viel ist gewiß, daß die bisherigen Beobachtungen das Gesetz ihrer Aufeinanderfolge, das die Wissenschaft einst finden mag, schon jezt in gewisse bestimmte Grenzen einschließen. Schon daraus, daß die Höhen des Montblanc und des Monte Rosa ihren Ursprung bestimmt einer der lezten Revolutionen zu danken haben, geht nothwendig hervor, daß, die künftigen Entdeckungen mögen sich gestalten, wie sie wollen, die verschiedenen Gebirgsbildungen, dem Alter und der Höhe nach, nimmermehr eine allmählich und regelmäßig abnehmende Reihe bilden können, woraus man unmittelbar schließen könnte, daß die Grenze erreicht ist; man sieht aus dem ganzen Bisherigen, daß dieß nie der Fall seyn wird, wenn es sich auch zufällig finden sollte, daß die wenigen Berge, die höher sind als der Montblanc, früher gebildet wurden als er. Die künftigen Forschungen mögen ausfallen, wie sie wollen, so wird nichts zum Schlusse berechtigen, daß eine Naturerscheinung, deren lezte Paroxysmen so ausnehmend heftig waren, sich in der Folgezeit nicht wiederholen können. Kurz, die Reihenfolge der Erscheinungen, wie sie die Forschungen angeben, von denen wir in diesen Blättern einen Begriff zu geben versucht haben, mag in der Folge noch so unrichtig befunden werden, so läßt sich doch nicht absehen, wie sie von der Wissenschaft dergestalt abgeändert werden solle, daß der Naturforscher zu dem Schlusse käme: die Erdrinde, auf der der Mensch lebt, habe die Eigenschaft verloren, in verschiedenen Richtungen aufzuspringen und sich aufzutreiben; es läßt sich nicht absehen, wie man zu der bestimmten Zuversicht gelangen soll, daß dem Zeitraum der Ruhe, in dem wir leben, nicht durch das Erscheinen einer neuen Bergkette ein Ende gemacht werden werde, da uns Erdbeben und Vulkane nur zu oft daran mahnen, daß der Grund, auf dem wir wandeln, nicht unerschütterlich ist.

Wie lange im Durchschnitt die frühern Perioden der Ruhe gedauert haben, darüber können wir nicht einmal Vermuthungen wagen, und so möge es denn auch dem Menschengeschlecht immer verborgen bleiben, wann es in sein großes Leichentuch gehüllt und eine Etage über den Mammuts, ein Gegenstand der Neugier für die vernünftigen Geschöpfe einer neuen Weltgeschichte, beigesezt wird.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

10.

Gegen das Ende der zweiten Woche seines neuen Residenzlebens beschloß eines Morgens Waldow die Heimkehr nach Weihersthal und saß, nach Zurücklassung eines Abschiedsbillets, eine Stunde später in dem Wagen, der ihn dahin bringen sollte. Gänzlich gab er sich nach seiner Ankunft den schmerzhaften Erinnerungen hin, die dort in Wohnung, Garten und Gegend ihn allenthalben empfingen. Allmählich aber ward ihm der Aufenthalt, dem in seiner Gemahlin die lebende Seele fehlte, immer unleidlicher. Der Justitiar und dessen Braut, die einige Mal schon zum Besuche bei Nettlings Mutter in Weihersthal gewesen war, boten Alles auf, ihm zu beweisen, daß er sich selbst eine Veränderung des jetzigen Zustandes schuldig sey und nicht sich allein. Mit der feinsten Gewandtheit wußte besonders Luise ihm anzudeuten, daß die Marquesa die größten Ansprüche auf seinen Dank für eine Liebe habe, wie er sie stärker wohl nie finden werde. Dabei stellte sie den Charakter ihrer Gebieterin in das höchste Licht und gab ihm zulezt zu betrachten, ob nach mancher frühern Einleitung von seiner Seite, sein Gewissen ihm wohl Ruhe lassen könne, wenn der sichere Untergang der edelsten Dame auf der Welt eintreten sollte?

Obschon er sie ohne bestimmte Antwort hierauf ließ, so lag doch in seinem ganzen Wesen deutlich, daß es zu einem Entschlusse in ihm gekommen war.

Am folgenden Tage schon, den der Justitiar dazu anwendete, seine Braut den Freunden in der Nachbarschaft vorzustellen, ritt Waldow sehr früh nach der Residenz. Kaum war er dort in einem Gasthofe abgetreten, so suchte er die Marquesa in ihrer Wohnung auf. Allein sie war nach einem ziemlich entlegenen Garten gefahren, den sie vor mehreren Tagen gemiethet hatte, und wo sie seitdem

vom Morgen bis zum Abende allein zubrachte. Nichts konnte vielleicht einen bessern Aufschluß über ihre Gemüthsverfassung geben, als diese Lebensweise. Waldow kannte den Garten. Seit einer langen Reihe von Jahren bestand ein Streit über seinen Besitz. Die schönen alten Baumgänge darin, der Scheere des Gärtners ganz entwöhnt, waren verwachsen; allenthalben Sträucher, wo keine seyn sollten, und nur hier und da blickte noch eine der vom hochaufgeschossenen Unkraute meistens erstickten Blumen in kümmerlicher Gestalt hervor, die früher hier einheimisch gewesene Kultur traurig bezeugend. Dasselbe unerfreuliche Grün, welches die Beete darboten, überzog auch die Pfade. Eine Menge, zum Theil recht artig angelegter Grotten, Tempel und Lauben lag im Gestripp verfallen da. Selbst das geräumige, im Innern von dem Reichthume seiner frühern Bewohner und ihrer Prachtliebe noch Zeugniß ablegende Wohnhaus war nur nothdürftig vor dem Einsturze gesichert. In dieser wahrhaften Wildniß sich wohl zu befinden, wo der Unbestand aller menschlichen Dinge eine so erschütternde Sprache führte, dazu gehörte offenbar ein innerer Verfall, eine gänzliche Entzweiung mit den Menschen und mit der Welt, kurz, ein Zustand, von dem aus der Schritt bis zum Wahnwitz äußerst leicht und natürlich erscheint. Mit jedem Tritte näher zu diesem Garten, trat dem Baron, unter solchen Vorstellungen, auch seine Verpflichtung, die Dame aus einem solchen Labyrinth zu retten, klarer vor die Seele. Einzelne Laute empfingen ihn jezt aus der Ferne, in denen er bald den Gesang der Marquesa und endlich gar jenes Lied erkannte, welches auf ihn und seine Gemahlin einen so ganz verschiedenen Eindruck gemacht hatte.

Im Garten angelangt, wo keiner der leisesten Töne seinem Ohre entschlüpfte, blieb er betroffen stehen: dasselbe Lied, nur vielleicht mit noch mehr Seele und noch weniger Rücksicht vorgetragen, machte diesmal einen ganz andern Eindruck auf ihn, als unter jenen Umständen. Er verstand sich selbst nicht mehr, wenn er seine damalige Empfindung dabei in sein Andenken rief. Er begriff nicht, wie diese wilden Ausbrüche innern Sturmes sein Ohr nicht eher verlezt, als erfreut hatten, wie er dem Urtheile seiner Gemahlin darüber hatte widersprechen können. In der Thgt fand er einige Aehnlichkeit in ihr mit einer Löwin, wie der Dichter seine Geliebte nennt, eine Aehnlichkeit, welche durch die Wüste, aus der die Töne erklangen, noch vermehrt wurde.

Zu uneins mit sich selbst, um mit Anstand vor einer Dame zu erscheinen, der er so wichtige Dinge vortragen wollte, stand er eben im Begriff, den Garten wieder zu verlassen, als ein Freudenruf erscholl. Der Marquesa scharfes Auge hatte den Ankommenden wahrgenommen. Ihre Laute hinwerfend, eilte sie ihm entgegen. Aber ihre große Freude mußte wohl erstarren an der Seelenlosigkeit, mit der er vor ihr stand.

„Waldow," sagte endlich die reizende Frau, welche in den wenigen Wochen, daß er sie nicht gesehen hatte, um eben so viel Jahre, wenn nicht älter, doch matter und kraftloser geworden schien; „ich glaube die Gefühle, welche ich während der lezten Tage in Ihnen voraussezte, jezt durch Ihre ganze Art und Weise bestätigt zu sehen. Die Einsamkeit hier in dieser Wildniß hat mich zu Betrachtungen geführt, welche schon früher sich mir aufdrangen, aber durch Luisens schmeichlerisches Zureden immer wieder verscheucht wurden. Die lezten und vielleicht — unglücklichsten Wochen meines Lebens überzeugten mich davon, daß um Ihre Zufriedenheit wieder zu erlangen, Ihnen nichts übrig bleibt, als sich zunächst auf Unterhandlungen mit Ihrer Gemahlin einzulassen." Dieses Wort traf den Baron mitten ins Herz. Offenbar mußte dieselbe Idee bereits in seinem Herzen entsprungen und er sich dessen nur nicht recht bewußt worden seyn. Von der Marquesa Lippen erschütterte es ihn sichtbar. Forschend fiel sein Blick auf ihr Gesicht. Es war möglich, daß sie blos eine Prüfung seiner Gefühle mit ihm vorhatte. Nein, so viel Innigkeit würde dann ihr Auge nicht haben aussprechen können. Wie viele, ihm unbekannte Fehler die Marquesa vielleicht auch hatte, eine so tiefe Verstellung lag durchaus nicht in ihrem Charakter. Sie fuhr fort: „Ohne Luisens thörigten Wunsch, auf Kosten einer wahrhaft von Ihnen geliebten Person mein Glück zu begründen, und meinen von lezterer hochaufgereizten Zorn, würden die Umstände, welche Sie um das schöne Gefühl des Vaterglückes brachten, nie durch mich zu Ihrer Kenntniß gelangt seyn. Es geschah indessen, und jezt halte ich es sogar für gut, daß es geschehen ist. Das Geheimniß befand sich in zu sorglosen Händen, als daß es nicht früher oder später doch zu Ihrer Kenntniß hätte kommen sollen. Wenn Sie sich, mein Freund, die mir mitgetheilten Umstände vor der Geburt jenes Sohnes zurückrufen, wenn Sie erwägen, daß bei jener Täuschung, die Ihre Gemahlin mit Glück versuchte, der einzige Zweck die Herstellung Ihrer gestörten Zufriedenheit war und seyn konnte, so werden Sie dadurch gewiß die an sich unerlaubte Handlung ungemein gemildert finden." Bei diesen Worten zog der Baron, ohne es selbst zu wissen, mit Inbrunst die Hand der Marquesa an sein Herz. Sie hatte damit offenbar das, was dieses schon oft in ihm angeregt, ausgesprochen. Im Auf- und Abgehen wurde noch manches auf ihren Gemüthszustand Bezughabende mehr angedeutet, als bestimmt verhandelt. „Auf Ihrem Gute," sprach sie zu ihm beim Abschiede, „hoffe ich Sie in Kurzem und zwar glücklicher wiederzusehen."

Noch vor Abend kehrte Waldow nach Weihersthal zurück. Aus einigen Reden der Marquesa schloß er, daß

ihr Vertrauen zu Luisen etwas gestört worden sey. Mehrere Fragen, welche die ebenfalls noch zu Weiherstthal sich aufhaltende Luise ihm darnach that, was die Marquesa von ihr geurtheilt, schienen ein zwischen beiden eingetretenes Mißverständniß zu verrathen. Daß übrigens Luise dessen völlige Beseitigung hoffte, ging aus ihrer Freude hervor, als er nach mancher ihrer auf sein Verhältniß mit der Spanierin sich beziehenden Erkundigungen ihr zuletzt die Antwort ertheilte, es finde zwischen ihm und der Marquesa die genaueste Uebereinstimmung statt und diese Dame werde nächstens auf dem Gute anlangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Oktober.

Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft.

Um die Mitte des verflossenen Monats war hier der ausgedehnteste (er zählt jezt nahe an tausend Mitglieder) der eidgenössischen Vereine, die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft versammelt, zum erstenmal in der französischen Schweiz, auf die sich die, ursprünglich Zürich und der östlichen Schweiz angehörende Stiftung erst seit etlichen Jahren ausgedehnt und durch die diesjährige Versammlung ihren erweiterten Kreis nun vollends geschlossen und befestigt hat, indem diesmal die Mehrzahl der anderthalb Hundert anwesenden Glieder dem Waadtlande und Genf angehörte. Den Jahrespräsidenten der Gesellschaft, den waadtländischen Staatsrath Guiguer von Prangins, den eben jezt eine vorörtliche Sendung als schweizerischen Commissär für die Liquidation der aufgelösten capitulirten Regimenter nach Besançon gerufen hatte, ersezte der Professor Chavannes, welcher in seiner Eröffnungsrede die Resultate der vorjährigen Verhandlungen des Vereins (in Bern) mit den nunmehr neu eingeleiteten Arbeiten in gehörigen Zusammenhang brachte und einzelne Theile davon bündig beleuchtete. Von dem waadtländischen Direktionskomité waren zu Berichterstattern über die drei ausgeschriebenen Jahresfragen und die darauf eingekommenen Antworten der Professor Monnard, der Friedensrichter von Coppet Van-Muyden und der Doktor der Rechte Jaquet bestellt worden.

Dem Professor Monnard war das Referat über die Frage zugefallen: sind die Auswanderungen und Ansiedlungen in fremden Ländern ein wünschenswerthes Mittel, um die Armuth in der Schweiz zu vermindern? Die Antwort war unbedingt verneinend, und sie zeigte einleuchtend, daß die Bevölkerung eines Landes mit dem Kulturzustand desselben im innigsten Verhältnisse stehe und mit demselben zu oder abnehme, daß also die Klage wegen Uebervölkerung im Grunde nichts anders sey, als eine Klage über Mangel an Industrie im größten Umfang des Worts. Vorerst wurde anerkannt, daß die Regierungen kein Recht haben, Auswanderungen zu hindern, und daß den Landeseingebornen nicht nur zu Befriedigung physischer, sondern auch moralischer Bedürfnisse, die Mittel dazu müssen dargeboten seyn, wenn sie das Vaterland fliehen sollen; anderseits wurde dargethan, daß eine Uebervölkerung in der That gar nicht vorhanden sey, zumal die Schweiz im Durchschnitt nur 763 Einwohner auf die Geviertmeile zählt und mittelst vervollkommneter Agrikultur und freier Gewerbsamkeit (Industrie) für eine ungleich größere Bevölkerung Raum und Nahrung gewonnen werden könne, wie neben anderm die kleine Landschaft von Locle und Chaux de fond darthut, welche auf drei Geviertmeilen 15.000 Einwohner zählt. Armuth und Dürftigkeit werden vorzugsweise in Ländern angetroffen, wo übergroße Besitzungen und eine fehlerhafte Verwaltung vorhanden sind; ungleich weniger trifft man jene in volkreichen Ländern. Luxus und Geistesunruhe, mit daraus hervorgehender Unzufriedenheit, sind bei mangelhafter Landesverwaltung die Hauptursachen der Auswanderung. Nicht die ärmsten, sondern die unruhigsten Leute sind es, welche auswandern, zumal für die einfache Verpflanzung in die Kolonie ein Kostenaufwand von 750 französischen Franken auf den Kopf erforderlich ist. Darum ward eben auch in der Schweiz die Neigung zu Auswanderungen von Altersher periodisch, gleich Fieberanfällen verspürt; die Register des Kantons Basel weisen nach, daß solche Anfälle sich dort in den Jahren 1738. 1772. 1816 und 1822 wiederholt haben, während im Kanton Luzern, dessen Bevölkerung von 80.000 Seelen, die im vorigen Jahrhundert gezählt worden, auf 120.000 angestiegen ist, von Auswanderungen nur wenig die Rede war. Fremde und einheimische Spekulanten und Auswanderungswerber haben durch Verbreitung trügerischer Hoffnungen fast jedesmal eine Anzahl Schlachtopfer ihrer Gewinnsucht betört und die Auswanderungen befördert. Jedesmal ist ein guter Theil der Auswanderer auf der Reise zu Grund gegangen und von den vielen Kolonieprojekten sind fast alle gänzlich mißlungen. Hinwieder zeigt es sich, daß alljährlich eine bedeutende Zahl Ausländer in der Schweiz naturalisirt zu werden verlangt und daß eine Menge deutscher und italienischer Handwerks- und Arbeitsleute in den Schweizerkantonen Arbeit sucht und findet; daß der Arbeitslohn in mehrerer dieser Kantone höher steht, als anderswo, was offenbar kein Zeichen von Uebervölkerung ist. Es ward endlich dargethan, daß jede, wenn auch an sich gut organisirte und mit (nie zu billigendem) Kostenaufwand erzielte und unterhaltene Auswanderung der Armuth im Lande selbst gar nicht abzuhelfen vermöchte; daß, so lange noch vieles öde Land und Sumpfboden urbar zu machen übrig ist, so lange noch auf Bergen Holzpflanzungen anzulegen, Verbindungsstraßen zu öffnen, gegenseitiger Verkehr durch Beseitigung hemmender Lasten zu erleichtern ist; so lange die Volkserziehung nicht vervollkommnet, Gewerbsschulen nicht eröffnet und anerkannte Gebrechen des Staatshaushaltes nicht getilgt sind, nothwendig auch die Quellen der Verarmung und des Mißvergnügens mit allen ihren Folgen fortdauern werden. Es bedarf wohl der Bemerkung nicht, daß alle angegebenen Nachtheile der Auswanderungen einzig nur die Kolonisationsprojekte zu angeblicher Minderung der Armuth treffen und keineswegs jene ehrenwerthen individuellen Auswanderungen, um Talente und Kenntnisse im Auslande geltend zu machen, die meist auch mit der späteren Rückkehr ins Vaterland verbunden sind und denen insbesondere, und seit langer Zeit, Genf und das Waadtland vielfache Vortheile verdanken, weit entfernt, daß ihnen daraus Nachtheile erwachsen wären.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 246.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Oktober 1830.

Mein Auge blickt umher, ob nicht ein Gott
Uns Hülfe reichen möchte? möchte mir
Ein heilsam Kraut entdecken, einen Trank,
Der keinem Sinne Frieden brächte, Frieden uns.

Göethe.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

11.

Des Barons Ungeduld, wegen der ihm selbst nicht klaren Entwicklung der Umstände, wurde mit jedem Tage größer und peinlicher. Endlich kamen eines Abends noch ganz spät zwei Wagen an. Von den beiden verschleierten Damen in dem einen hatte man beim Aussteigen die Marquesa an der Sprache erkannt und die andere an dem Schmerzenslaute errathen, der beim Betreten der Thürschwelle sich von ihrer Brust lösete.

„Sie ist wieder da!“ so erscholl es bald freudig durch den Schloßhof und das ganze Dorf. Der General von Erlau, der Baronesse Vater, war ebenfalls dabei. Es schien beinahe, als ob Alles einen erwünschten Ausgang nehmen, als ob der glückliche Wiederverein des Gutsherrn mit seiner Gemahlin erfolgen müsse. Da man von der eigentlichen Ursache des Zwiespalts nichts wußte, schrieb ihn Jedermann der Marquesa zu. Gleichwohl war es eben diese, welche die Baronesse zurück auf das Gut gebracht, und von der die Heimgekehrte nachher, als die Spanierin sich zur Ruhe begab, den wärmsten, innigsten Abschied nahm.

Am folgenden Morgen, sehr früh, sah man den Baron mit seiner Gemahlin im Garten. Aber ihr Verhältniß zeugte noch offenbar von ziemlicher Spannung. Die Ursache war folgende: Waldow hatte in den lezten Tagen nichts Süsseres zu ersehnen und zu denken vermocht, als die Wiederkehr seiner Agnes und seine gänzliche Verzeihung der ihm durch sie widerfahrenen Täuschung. Allein die Baronesse glaubte seine Verzeihung nicht annehmen zu können. Sie behauptete, nur darum dem Vorgeben, als sey sie nicht die Mutter ihres Isidor, keinen Widerspruch entgegengesezt zu haben, weil sie solches für einen Vorwand zur Beschönigung eines Bruches mit ihr betrachtet. Seitdem sie von der Marquesa und ihres Gemahls festem Willen, ihre Ehe aufrecht zu erhalten, überzeugt sey, erfordere ihre Pflicht, eine Verzeihung abzulehnen, welche für sie, die leibliche Mutter des Kindes, höchst beleidigend sey. Es hatte ihr auch unmöglich geschienen, daß im Ernst ein Zweifel an Isidors Aechtheit eintreten könne. Sie und ihr Vater drangen daher darauf, vor der Rückkehr nach Weibersthal in die Residenz zu reisen, um sich selbst von der Veranlassung zu dem Verdachte gegen sie zu überzeugen. Das war auch geschehen, und die Ursache des tiefen Schmerzes, mit dem sie die Schwelle ihres Hauses wieder betrat, in welchem ihr, mit dem vor wenig Monaten erfolgten Tode einer Dienerin, die einzige Zeugin für die Wahrheit ihrer Aussage verloren gegangen war. „Das Selbstgefühl,“ sprach die Baronesse im Garten zu Waldow, „verbiete ihr durchaus, über die Richtigkeit der Sache noch irgend ein Wort zu verlieren, oder gar nach Beweisen sich umzuthun.“ Hierauf fragte er: „Ob sie vielleicht Mißtrauen in den Doktor Falk setze, bei welchem das Mädchen, dessen Kind Isidor seyn solle, im Dienste gewesen.“ „Keinesweges!“ antwortete die Baronesse; „vielmehr

scheint der brave Mann völlig überzeugt von der Wahrheit der Aussage, welche ich als die ausgemachteste Unwahrheit lebenslang bestreiten muß.“

Der General traf hier, aus einem Seitengange tretend, zufällig mit ihnen zusammen. Er hatte die lezten Worte seiner Tochter vernommen und sprach: „Lieber Baron, Ihre Unterhaltung mit meiner Tochter betrifft, wie ich höre, so eben den Punkt, über den ich mir gestern Abend eine besondere Rücksprache mit Ihnen vorbehielt. Die Sache, von der die Rede ist, liegt in einer beispiellosen Verwirrung. Wer sie darein brachte, das hat mein angestrengtestes Nachsinnen nicht auszumitteln vermocht: auf keinen Fall die Marquesa. Welche Irrthümer auch von ihrer Seite stattfinden mögen, eines absichtlichen gemeinen Betrugs ist die Frau gewiß nicht fähig, welche mit offenbarer Aufopferung ihrer heißesten Wünsche Alles anwendete zu Bezwingung meines Widerwillens, Ihnen diese meine theure Tochter zum zweiten Male anzuvertrauen. Der meiste Verdacht fällt auf eine Person, der die Marquesa das unbeschränkteste Vertrauen schenkte. Erst in der lezten Woche haben sich Spuren vorgefunden, daß diese Kammerfrau sich eines großen Mißbrauchs der Herzensgüte ihrer Gebieterin schuldig gemacht hat, von der sie in aller Stille entlassen wurde. Da sie wegen ihrer zu schließenden Verbindung mit Ihrem Justitiar sich eben hier aufhält, so findet sich vielleicht Gelegenheit zu einer nähern Erörterung. Nur wird bei dieser sehr behutsam zu verfahren seyn, da jene Person eines Theils eine der feinsten Intriguenmacherinnen zu seyn scheint, andern Theils aber der Marquesa und uns Allen unerklärlich bleibt, wie es ihr nur möglich geworden ist, hier einzuwirken. Daß Doktor Falk, der hauptsächlichste Zeuge gegen die Aechtheit Ihres Sohnes, ein Ehrenmann ist, das weiß ich seit langen Jahren, und es fällt mir nicht ein, an seinem besten Willen, auch in diesem Falle, zu zweifeln. Aber so wie ich hierauf einen Eid ablegen wollte, eben so schwöre ich auch den heiligsten auf die völlige Unschuld meines Kindes und auf den ächten Ursprung des Ihrigen.“ — „Ja, meine Tochter,“ fuhr er fort, als die Baronesse hier vom Arme des Gemahls weg an seine Brust flüchtete, „am Vaterherzen wird eine Zuflucht für Dich bleiben, bis sein lezter Pulsschlag vorüber ist, denn Du wirst Deiner nie unwürdig handeln. Wählen Sie jezt, Baron. Wie die Umstände vorliegen, verlange ich von Ihnen den unbeschränktesten Glauben an die gänzliche Schuldlosigkeit meines Kindes und an die Aechtheit meines Enkels. Fällt Ihnen dieser Glaube unmöglich, dann tritt der Vater in die alten Rechte auf sein Kind wieder ein.“ — „Agnes!“ rief Waldow, und der aus der Mitte seiner Seele hervorgequollene Laut zog sogleich die Augen zu ihm herüber, welche sich bis dahin immer tiefer in die Brust des Vaters eingraben zu wollen schienen. „Agnes!“ so bebten zum zweiten Male seine Lippen; seine Arme öffneten sich, zutrauensvoll schlang seine Gemahlin die ihrigen um ihn. „Seyn Sie auch mein Vater wieder!“ sprach Waldow. „Wer möchte der heiligen Wahrheit in Agnes Augen den Glauben verweigern, wenn sein Herz ein menschliches ist?“

Ein Lärm auf dem benachbarten Hofe wurde so groß, daß er Aller Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Der Verwalter eilte zugleich auf den Gutsherrn zu; sein Gesicht verrieth Bestürzung. „Was gibt es?“ fragte Waldow. „So eben ist eine schreckliche That geschehen. Der Herr Justitiar, Willens sich diesen Morgen in aller Stille trauen zu lassen, denkt mit seiner Braut durch den Garten nach der Kirche zu gehen. Da stößt die Braut einen Schmerzenslaut aus, sinkt bewußtlos nieder neben ihm und Ströme von Blut bedecken ihr todtenbleiches Gesicht. Am Kopfe findet sich eine bedeutende Wunde, ohne allen Zweifel durch einen Windbüchsenschuß ihr beigebracht. Man hat zwar nach dem Arzte geschickt, allein der Tod scheint diesem bereits zuvorgekommen zu seyn; die Verlezte rührt sich nicht mehr.“ Das zu Weihersthal ganz unerhörte Ereigniß erfüllte Alles mit Entsetzen. Den empfindlichsten Eindruck machte es vielleicht auf den General. Mit dem Tode dieser Person schien die Hoffnung auf einen künftigen Beweis der Unschuld seiner Tochter ganz verloren zu gehen. Man eilte in die Wohnung der Verwundeten. Der bereits mit ihr beschäftigte Arzt versicherte zwar, daß sie vielleicht dem Leben zu erhalten sey, sagte aber achselzuckend eine nothwendige, schmerzvolle Operation voraus, weil ein Splitter der beschädigten Hirnschale tief in den Kopf gedrungen scheine.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Hôtel in der Vorstadt St. Germain und das Hôtel in der Straße Rivoli.

Von Lady Morgan.

Lady Morgan hat im Frühjahr 1829 Frankreich zum zweiten Mal besucht. Was vorauszusehen war, ist eingetroffen: wie im Jahr 1816, so war auch dießmal ein Buch über Frankreich die Frucht der Reise; vor Kurzem ist: Frankreich im Jahr 1829 und 1830, erschienen. Das Publikum kennt das frühere Werk und wird vorläufig, bis das neue sich allgemeiner verbreitet, eine und die andere Skizze aus diesem nicht ohne Vergnügen lesen.

* * *

Als ich zum ersten Mal nach Frankreich kam, sprach mich, was ich sah, durch seine Eigenthümlichkeit an, jezt spricht mich Alles durch die Veränderung an, durch den Kontrast mit meinen frühern Eindrücken. Als unser Wagen in das Hofthor des Hôtels de la Terrasse in der Straße Rivoli fuhr, fiel mir wieder ein, wie wir damals

im alten Hôtel d'Orleans in der Straße Petits-Augustins angekommen waren. Der Empfang der uns damals und der uns jezt zu Theil wurde, ist so verschieden, daß mir nicht anders war, als liege ein Jahrhundert dazwischen; sticht die alte aristokratische Vorstadt grell gegen das glänzende Quartier der Tuilerien ab, so ist dieß noch mehr mit ihren respektiven Bewohnern der Fall. Ich erinnere mich, als wir über den gepflasterten Hof des Hôtel d'Orleans rasselten, sah ich einen alten Edelmann im Schatten eines Weinstocks sitzen; aus den weißen, stark gepuderten, à l'oiseau royal frisirten Haaren, den türkischen Pantoffeln und dem großgeblumten Schlafrock, kurz aus der ganzen gothischen Toilette schloß ich auf die gothischen Grundsätze des Herrn und meinte nicht anders, als ich habe ein Exemplar der restaurirten Emigration vor mir. Er las eine royalistische Zeitung (wenigstens war sie dieß damals), das Journal des Débats, grüßte uns im Vorbeifahren und empfahl uns mit einem graziösen Wink der Obhut Peters, des Frotteurs. Ich hielt die ehrwürdige Figur für ein Stück von einem Herzog oder Pair aus der alten Schule; aber der Frotteur, der seinerseits einem Operstatisten glich, sagte mir, es sey unser Bourgeois, d. h. der Hausherr. Nun ging es an die Besichtigung der Zimmer, die wir uns wählen sollten. Peter öffnete mit Geräusch die beiden Flügelthüren eines Salons, als wollte er eine Herzogin melden, stieß die Läden auf, die wahrscheinlich seit der Abreise der vorigen hochgebornen Gäste nicht wieder geöffnet worden waren, und rief mit einem dummen Gesicht: voilà le salon de Madame. Es war ein großes, trübseliges Zimmer: nirgends ein Fußteppich auf dem rauhen, kalten Boden; ein Regiment von Stühlen mit gothischen Verzierungen, gleich Grenadieren an den Wänden aufgestellt, zwei Bergères links und rechts vom höhlenartigen Kamin, angelaufene Spiegel, wackelnde Armleuchter, woran jedes Stück so dick als ein Sechsfrankthaler war, eine plumpe Standuhr und ein Tisch, worauf die Revocation des Edikts von Nantes hätte können unterzeichnet werden, (der Form nach war er aus dieser Zeit, und er hätte ganz gut im Kabinet der Madame Maintenon prangen können), dieß war die gesammte Pracht und Nothdurft in diesem Gemach, das den Vignetten, womit die alten Ausgaben Marmontels geziert sind, auf ein Haar glich.

Ich seufzte, zuckte die Achseln und fragte nach einer Kammerfrau, um mich in die Schlafzimmer führen zu lassen. Peter öffnete eine zweite Flügelthüre und führte uns durch einen wahren Bienenstock von Zimmerchen, wo in jedem ein kleines Feldbett stand. „Es ist aber nirgends eine Toilette," sagte ich. Dieser uneigentliche Ausdruck für einen Toilettentisch stand nicht in Peters Wörterbuch; ich erklärte mich deutlicher, und da wies er mir einen großen alten, mit Staub bedeckten Spiegel, hoch oben auf dem Sims des Kamins, ein derbes, altmodisch gesticktes Nadelkissen, das am Arme eines Leuchters hing, endlich auf der Marmorplatte einer ungeheuren Kommode eine kleine Fayenceschüssel und eine Glasflasche mit einer Pinte schlammigten Wassers; „hier," sprach er, „ist Alles, was Madame zu ihrer Toilette bedarf." Ich verlangte einen Fußteppich. „Einen Fußteppich, Herr Gott! einen Fußteppich über den schönen Boden da!" — „Wenn es keinen Fußteppich gibt, kann ich nicht hier bleiben." — „Ah, das ist etwas Anderes!" sagte Peter, entfernte sich mit unbegreiflicher Behendigkeit und war im Nu wieder da mit einem alten Stück Tapete, worauf die Liebschaft Telemachs mit der Eucharis, uralten Angedenkens, zu sehen war, und die nun, nachdem sie wohl mehr denn hundertmal an Frohnleichnam geprangt hatte, in meinen Dienst kam. „Voilà Madame, sagte Peter, und breitete seinen staubigten Schatz zu meinen Füßen aus, voilà votre affaire."

So zogen wir im Jahr 1816 in den Gasthof ein; sehen wir nun das Gegenstück. Als wir im Hôtel anfuhren, empfing uns ganz im Geschmack unserer Gastgeber ein höchst zuvorkommender Wirth, im kurzen schwarzen Frack, der, wie sein ganzer übriger Anzug, zu seiner dienstfertigen Geschäftigkeit vortrefflich paßte. Ich sah mich nach Peter, dem Frotteur, oder einem Majordomus seines Schlags um, und war auf einmal von einem Schwarm leichter, sauberer Kammerzofen umgeben, die ich ohne ihre Sprache und ihre französischen Schürzen für die Dienstmädchen im Schiff zu Dover gehalten hätte. In den Zimmern, wohin wir von meinem Wirth und seinen Gehülfen geführt wurden, war Alles so zierlich, paßte und klappte Alles, wie an einem chinesischen Kästchen. Da war Feuer in allen Kaminen, Teppiche auf allen Fußböden, bewegliche Stühle, strahlende Spiegel, Sophas, auf denen man behaglich der Ruhe pflegen, Tabourets, auf denen man den Hals brechen konnte, mit einem Wort, aller der komfortable Plunder, alle die unbequemen Bequemlichkeiten meines Kabinets in Kildorestreet. Nicht minder gut eingerichtet waren die Toilettenkabinette: Gefäße, in denen man schwimmen konnte, Wasser genug, eine Schaluppe flott zu machen, Pfochespiegel, die den eleganten Namen vollkommen rechtfertigten, und all dieser Herrlichkeit gegenüber die Linden und Kastanien der Tuilerien.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Fremden. Kunstausstellung.

Der Sturm in der ersten Hälfte des vorigen Monats, von dem die politischen Zeitungen — allerdings nicht immer treue — Berichte lieferten, scheint für Dresden vorüber zu seyn. Hoffnungsvoll sieht Jedermann auf den allgemein geliebten Prinzen Friedrich August und dessen gewiß redlichen Willen, als nunmehriger Mitregent die angebrachten Klagen und Wünsche möglichst zu berücksichtigen. Ein gleich unbeschränktes Vertrauen des Prinzen und des wahrhaft gütli-

gen Königs selbst, so wie des Volkes, genießt der neue Minister des Innern, von Lindenau, so daß wohl nicht leicht eine angemessenere Wahl zu dem in jetziger Zeit doppelt wichtige Posten, als die dieses so einsichtsvollen, kenntnißreichen und wohlwollenden Staatsmannes, zu treffen gewesen wäre.

Der Durchzug der Fremden durch unsere Stadt ist diesen Sommer sehr stark gewesen, und wenn auch die unruhigen Auftritte gegen die Mitte des vorigen Monats viele Reisende, welche einen längern Aufenthalt hier beabsichtigten, auf einige Tage verscheuchten, so wurden doch bald die Namen auf den Eingangszetteln der Thore wieder sehr zahlreich, was sie noch immer sind.

Als besonders ausgezeichnet darf man die, zum erstenmale in einem weit günstigern Lokal, dem vormaligen Doubletten-saale auf der Brühlschen Terrasse, stattfindende Kunstausstellung von diesem Jahre rühmen. Vorzüglich glänzend sind die Fächer der Landschafts- und Genremalerei ausgestattet. Dahl allein hat das Institut wieder mit vielen Arbeiten geschmückt. Besonders zwei darunter, norwegische Darstellungen, eine überaus große Landschaft, ein Morgen, und noch eine mit einem Regenbogen werden gewiß jeden Freund von Natur und Kunst freundlich ansprechen. Es ist höchst erfreulich, daß der Künstler, ohnerachtet seiner fast unglaublichen Fruchtbarkeit, das Studium der Natur noch immer durchaus nicht vernachlässigt, wie sonst zuweilen doch geschieht, wenn die Hand einmal einen so hohen Grad von Kunstfertigkeit erreicht hat. Trefflich hat die Dämmerung in einer Landschaft aus den Tyroler Alpen E. Wagner aus Meiningen dargestellt. Eben so sind mehrere Landschaften von Goldstein und Andern höchst anmuthig. Ein Federviehhändler, und besonders ein Topfflicker von Hanzsch sind köstliche Genrestücke. Eben so wenig darf das Oelgemälde, ein Tyroler mit seinem Mädchen auf der Alp, von Pezl in München, übersehen werden. — An Porträts in Oel gibt es viel Bemerkenswerthes von Vogel, Hartmann, Rösler, Arnold und manchen andern. Höchst interessant ist das Brustbild eines gemeinen Soldaten von Anton Elzner in Wien. Der Künstler hat den Menschen in seiner bereits sehr verbrauchten Montur mit dreieckigem Hute aus der Natur gleichsam herausgestohlen. Alles lebt an dem rund, wie vom Bildhauer gearbeiteten Porträt. Das durch keine Ahnung eines Gedanken gestörte Behagen dieses Gesichts, bei der rauchenden Pfeife und einem vor ihm stehenden Glase Branntwein, würde in der Natur vielleicht auf Manchen niederschlagend einwirken, der höhere Forderungen an den Menschen machen will. Hier aber vergißt gewiß Jedermann über dem Grade der Kunstvollendung eine Natur, der es um Vollendung gewiß nie zu thun gewesen ist. — Auch an historischen und religiösen Compositionen fehlt es nicht gänzlich. Sehr ausgezeichnet in ihrer Art ist eine in Oel gemalte Skizze von Overbeck, die Stiftung des Rosenkranzes darstellend; so zweckmäßig gedacht, als meisterhaft hingehaucht. Nur dürften wohl Viele sich mit der allzutiefen Gemeinheit einiger Mönchsgesichter nicht befreunden können, so wahr sie auch sind und so gut sie in den Sinn einer Andacht passen, wie solche das Ganze predigen zu sollen scheint. — Doch nichts mehr von den besondern Vorzügen dieser Ausstellung, da es außer meinem Zwecke liegt, ihr eine Beschreibung zu widmen.

(Der Beschluß folgt.)

Lausanne, Oktober.

(Beschluß.)

Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft.

Die zweite der diesjährigen Fragen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, über deren Beantwortung van Muyden Bericht erstattete, war diese: Was soll der Elementarunterricht in Bezug auf die Entwickelung der Geistesanlagen leisten? Einige Stellen dieses Berichtes, welche Angriffe auf den wechselseitigen Unterricht zu enthalten schienen, lenkten die nachfolgende mündliche Erörterung beinahe ausschließlich auf die Vertheidigung des wechselseitigen Unterrichts, der in den Schulen des Kantons Genf und Waadt sehr allgemein und mit anerkannt günstigem Erfolge angewandt und geübt wird. Es ward einleuchtend dargethan: daß der wechselseitige Unterricht für Entwickelung der Geistesanlagen nur wohlthätig sich erzeigen kann, weil alles, was er lehrt, erst begriffen und verstanden seyn muß, bevor zu Weiterem geschritten wird; daß der intellektuellen Entwickelung die moralische folgt, indem jene die Grundlage aller wahrhaften Sittlichkeit seyn muß; daß mit Unrecht jenem Unterricht vorgeworfen wird, er gebe mechanisch zu Werke, indem durch ihn vielmehr alle Geisteskräfte des Kindes gemeinsam angeregt werden, und daß die überall geweckte Lernbegierde der Kinder und ihre Lust an der Schule, im Gegensatze mit dem, was früher in eben diesen Schulen herrschend war und jetzt noch da angetroffen wird, wo der wechselseitige Unterricht nicht angewandt ist, einen augenscheinlichen Beweis seiner Vorzüge liefert; daß durch ihn die Gewöhnung an Ordnung, Reinlichkeit und Thätigkeit bei den Kindern mächtig befördert wird; daß er befehlen und gehorchen lehrt, da jeder wechselnd Lehrer und Schüler ist; daß er die beste Schule für geselligen Umgang, für Wohlwollen und Verträglichkeit ist, die in diesen Schulen mächtige Fortschritte gemacht und die früher darin herrschende Zanksucht und rohen oder unsittlichen Worte und Redensarten großentheils verdrängt haben. Immerhin ward dabei auch von den Verehrern des wechselseitigen Unterrichts anerkannt, daß theils seine Anwendung und Benutzung weiterer Vervollkommnung fähig sey, theils aber auch bei und neben ihm die Bildung tüchtiger Schullehrer und die Abfassung zweckmäßiger Elementarbücher unentbehrliche Bedürfnisse des guten Volksunterrichts bleiben. Die zum Theil abweichenden Stimmen äußerten ihr Befremden darüber, daß der gegenseitige Unterricht als eine Lehrmethode dargestellt werde, während er seinem Wesen nach nichts anders sey, als eine durch die Noth oder durch die Menge von Schülern gebotene Form, nicht des Unterrichts selbst, sondern mehr blos der Anordnung desselben.

Die dritte Frage, über welche Jacquet Bericht erstattete, betraf die Ausnahmen vom anerkannten Prinzip der Gewerbsfreiheit, die für einzelne Gewerbe zu machen seyn möchten, und es wurden die Gründe, welche in polizeilicher, sanitarischer und sittlicher Hinsicht jene Ausnahmen heischen oder empfehlen können, gründlich gewürdigt und in ihren Folgerungen geziemend beschränkt. — Wir übergehen untergeordnete Rathschläge, Berichte und Erörterungen, welche die Sitzungen an den zwei Versammlungstagen beschäftigt haben. Auch diesmal wünschten und erhielten einhundert und eilf durch ihre Kantonalabtheilungen empfohlene Schweizer verschiedener Kantone die Aufnahme in die Gesellschaft, die für das Jahr 1831 ihre Versammlung in Zürich zu halten beschloß und den Staatsrath Usteri zum Vorstande wählte.

Die Aufnahme der Gesellschaft in Lausanne war so herzlich als erfreulich; ehrende Zeichen der Achtung gaben ihr die Regierung des Kantons sowohl, als der Stadtmagistrat. Im Garten der Bogenschützen, der die prachtvolle Aussicht auf den See gewährt, ward der erste, in den zierlichen Gartenanlagen des Perdonnetschen Landhauses Monrepos der zweite Abend zugebracht. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten herrschte ein durch Tischreden, Toaste und Gesang erhöhter Frohsinn.

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 247.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 15. Oktober 1830.

Ach, mein Vaterland! viel sind der Schmerzen, doch lindert
Sie die heilende Zeit, und sie bluten nicht mehr.

Klopstock.

Der Straßburger Münster.

Ich saß beim Vater Rheine,
Sein gutes deutsches Kind;
Im trüben Abendscheine
Die Wogen trieb der Wind.

Ob meinen Häupten schaurig,
Da rauscht' ein alter Baum;
Mein Herz war schwer und traurig,
Und sprach im halben Traum:

Erzähl mir, Vater, Mähren
Aus alter grauer Zeit,
Mir Herz und Geist zu nähren
Mit Kraft und Freudigkeit.

Und horch, ein tiefes Stöhnen
Drang aus der Wogen Gruft,
Und macht' in dumpfen Tönen
Dem bangen Herzen Luft:

„Willst Mähren von mir hören?
Weiß keine dir von Lust,
Doch eine zum Empören,
Die ist mir wohl bewußt.

Siehst du in grauer Ferne
Den Thurm so hoch und hehr,
Das Haupt im Reich der Sterne,
Den Fuß im Häusermeer?

Das ist mein Sohn, der Münster,
Der dort zu Straßburg steht,
Mein Sohn, so ernst und finster,
Vom wilden Sturm umweht!

Aus meinen Liebesarmen
Riß ihn die schnöde Gier,
Und schloß ihm ohn' Erbarmen
Des Vaterhauses Thür.

Da muß er nun verlassen
In tiefem Leid vergehn;
Die Wandrer auf den Gassen,
Er kann sie nicht verstehn.

Mit deutschen Minnesängen
Genährt zur Jugendzeit,
Bleibt von den wälschen Klängen
Das Herz ihm unerfreut.

Er sucht, die seine Halle
Einst sah, die Kaiser groß.
Im Reiche schlummern alle,
Und das ist kaiserlos.

Hoch streckt das Haupt, das graue,
Voll Sehnsucht er empor,
Daß er die Heimath schaue,
Die er so lang verlor.

Da hangt mit Liebesblicken
Sein Aug' am fernen Rauch,
Und auf des Schwarzwalds Rücken
Er grüßet Baum und Strauch.

Doch klagt er jede Stunde
Sein Leid mir dumpfen Tons,
Mir nährend so die Wunde
Ob des geraubten Sohns.

Mit ew'ger Glockenstimme
Er fleht so Nacht wie Tag,
Daß ich zu Rach' und Grimme
Die Brüder wecken mag.

Rastlos von Ort zu Orte
Durcheil' ich drum das Land,
Und schlag' an jede Pforte
Bis an des Meeres Strand.

Den Baiern und den Baden
Ruf' ich zur Rettung auf,
Der Preuße wird geladen,
Wo neuer Ruhm zu Kauf.

Wohl mahn' ich alter Ehren
Worms, Speier, Mainz und Köln,
Und ruf' zu Waff' und Wehren
Des weiten Reichs Gesell'n.

Doch rührt nicht Herz noch Arme
Mein Leid im Vaterland;
Drob ich zulezt vor Harme
Ersterb' in Hollands Sand."

G. Fein.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Sehr ergriff der Unfall die Marquesa, als sie beim Aufstehen Kunde davon erhielt. Obschon durch die ganz gemeine Entwendung eines kostbaren Ringes ihres Vertrauens verlustig geworden, erregte Luise im jetzigen Zustande doch ihre Theilnahme so sehr, daß es der List der Verwundeten vielleicht gelungen seyn würde, das frühere Wohlwollen der Dame wieder zu gewinnen, hätte die Aussage des ergriffenen Urhebers der nichtswürdigen That keinen allzugroßen Schatten auf die vormalige Kammerfrau geworfen. Es war nämlich derselbe Italiener, welcher die Marquesa um einen großen Theil ihrer Juwelen gebracht. Nicht nur im Einverständnisse, sondern sogar auf Anstiften Luisens, hatte er so gehandelt. Sie war seine heimliche Verlobte gewesen und der Raub durch ihre eigene Hand vergraben worden. Der Entflohene wußte selbst nicht den Ort, wo die Sachen sich befanden. Auf seine Briefe hatte er Anfangs zuweilen kleine Geldsummen zugesendet erhalten. Späterhin waren von ihr allerlei Vorwände zur Zurückweisung seiner Forderungen gebraucht worden. Dabei hatte sie ihn gebeten, nur vor der Hand noch durchzukommen zu suchen, und die frohe Zukunft als eine gewiß hinreichende Schadloshaltung für alle gegenwärtigen Entbehrungen in den Hintergrund gestellt. Trotz der Gefahr, welcher er sich dabei aussezt, führt ihn endlich seine heftige Leidenschaft für Luisens Person in ihre Nähe. Er erfährt, daß sie, ihm völlig untreu, darauf umgeht, sich mit einem andern zu vermählen. So geräth er denn in der Raserei auf den Gedanken, sie seiner Wuth aufzuopfern.

Aus Allem, was bei der Untersuchung zum Vorscheine kam, ergab sich eine Verworfenheit der Verwundeten, welche sie des lezten Fünkchens von Wohlwollen, von Seiten der Marquesa, beraubten und auch die mit dem Justitiar geschlossene Verbindung nothwendig wieder rückgängig machen mußte. Bei dieser Gelegenheit kam der Grund ebenfalls mit an den Tag, warum Luise die unläugbare Zuneigung der Marquesa zu dem Baron ohne Aufhören angefacht und bis zur gesetzmäßigen Ehe zu treiben gesucht hatte. Neben dem Plan auf den Justitiar war nämlich die Absicht der Intrigantin dahin gegangen, die sehr reiche Spanierin in der Nähe zu behalten, um ihre Güte fortdauernd mißbrauchen zu können. Die Art, wie es ihr früher gelungen war, die Marquesa mit den Verwandten zu entzweien, um Europa mit ihr durchschweifen zu können, mochte ihr keinen Zweifel gelassen haben, daß auch das neue Projekt glücklich zur Ausführung kommen werde. Jezt war dieses freilich, zugleich mit allen übrigen Hoffnungen der Verschmizten, für immer gescheitert.

12.

Jeder Tag stärkte den Glauben des Barons an die Unmöglichkeit der Täuschung, welche durch seine Gemahlin ihm geschehen seyn sollte, und an das Unglück, das ihm nach einer Trennung von ihr gewiß gewesen wäre. Jeder Tag überzeugte ihn auch mehr, daß seinen Gefühlen für die Marquesa durchaus nichts weiter, als ein von mancherlei Umständen herbeigeführter Sinnenrausch zum Grunde gelegen sey. Statt nach dem Aufhören seines ehelichen Verhältnisses auf das Höchste zu steigen, hatte er sich vielmehr sogleich verflüchtigt.

Der General blieb Zeuge des wieder in voller Blüthe stehenden ehelichen Glückes. Wenn ja die Ansicht des schönen häuslichen Gemäldes, die er täglich vor Augen hatte, sich ihm jemals trübte, so geschah das einzig durch den Gedanken, daß der feste Glauben seines Schwiegersohns an die Aechtheit des Sohnes, welcher seine höchste

Freude ausmachte, sich nicht durch Beweise unterstützen ließ.

Eines Abends, wie der General eben auf seinem einsamen Zimmer dieser Vorstellung traurig nachhing, wurde ihm sein alter Bekannter, der Doktor Falk, aus der Residenz gemeldet. Wenige Minuten, nachdem sie allein gewesen, hörte man den General laut aufjauchzen. Bald darauf führte er den geschäzten Freund wie im Triumphe nach der Wohnung seiner Kinder. Die Tochter der verstorbenen Wehmutter, welche die Entbindung der Baronesse ohne Gehülfin besorgt hatte, war plözlich todtkrank in ihre Heimath zurückgekehrt. Kaum aber hatte sie ihre unwiderstehliche Sehnsucht nach dieser befriedigt gesehen, so war sie verschieden. Im Nachlasse derselben fanden sich Papiere, die ihre Muhme im Gasthofe um so mehr für Pflicht achtete, dem Doktor Falk mitzutheilen, da sich seit den eingetretenen Stürmen im Waldowschen Hause die Ursache derselben immer mehr in der Residenz verbreitet hatte. Aus diesen Papieren ergab sich klar, daß die damals bei dem Doktor im Dienste Stehende das Kind, dessen sie ohne allen Beistand entbunden worden, im Schlafe erdrükt hatte. Die äußerste Todesangst vor der Schande, welche der bis dahin ganz Unbescholtenen harrte, zumal da der Verdacht einer wissentlichen Ermordung des Kindes auf sie fallen konnte, trieb sie zu ihrer Mutter, und diese, durch die Verzweiflung ihrer einzigen Tochter erschüttert, entschloß sich zu dem höchst strafbaren Schritte, das Mädchen durch die unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihrer Schwester und dem Doktor anvertraute Fabel zu retten, auf welche Weise das Kind, das ihre Tochter heimlich zur Welt gebracht, eine treffliche Versorgung erhalten habe.

(Der Beschluß folgt.)

Statistische Notizen über die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der Bostoner Almanach auf das Jahr 1830 enthält folgende statistische Notizen über die Vereinigten Staaten:

Die Beamten der verschiedenen Departements erhalten folgende Gehalte: Der Präsident erhält jährlich 135,000 Franks; die Staatssekretäre des Innern, der Finanzen, des Kriegs, der Marine und der Generalpostdirektor jeder 32,500 Franken; der Vicepräsident und der Großrichter 27,100 Franken, jeder Richter des großen Gerichtshofs 24,300 Franken; die Richter in den verschiedenen Staaten 5,420 — 8,130 Franken.

Die Kriegskosten in der Revolution, von 1775 — 1784 betrugen, mit den während des Kriegs gemachten Schulden (231,477,956 Franken), 732,749,870 Franken.

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrug im Jahr 1820 etwa zehn Millionen Seelen; 1810 war sie nur sieben Millionen stark, jezt schäzt man sie auf 14 Millionen.

1820 zählte man in diesem freien Lande noch 139 Sklaven auf 1000 Seelen, 1776 war das Verhältniß 177.

In den Vereinigten Staaten gibt es 7330 Posthäuser, 1789 gab es blos 75. Die Posten gehen auf einer Straßenstrecke von 13,890 franz. Meilen.

Von 1790 — 1815 waren 2227 Patente ertheilt worden; von 1815 — 1828, 5289, wovon 1098 auf die Bürger des Staates Newyork kommen.

Die Republik besizt 41 Kriegsplätze, 11 Arsenale, 7 Linienschiffe, 10 Fregatten, 2 Korvetten, 12 Kriegsschaluppen, 7 Goeletten. Es werden gegenwärtig 5 Kriegsschiffe und 6 Fregatten gebaut. Man zählt 7 Schiffsbauplätze und 20 Kanäle, die eine Linie von 946 Stunden bilden.

Die 22 bestehenden Sekten haben ungefähr 19,000 Kirchen, so daß eine auf 737 Einwohner kommt. 4100 gehören den Wiedertäufern, 1600 den Methodisten, 1916 den Presbyterianern, 1050 den Congregationalisten. Die bischöfliche Kirche hat 13 Bischöfe und 507 Priester. In England gibt es blos 11,000 Kirchen, wovon 5 — 6000 den verschiedenen dissentirenden Sekten gehören.

Es gibt 43 Kollegien oder Lyceen, von denen 33, im Jahre 1828, 682 Graduirte (Doktoren) und 2809 niedrige Graduirte (Baccalaureen) zählten. 30 Bibliotheken dieser Kollegien zählten 128,118 Bände, und 25 Bibliotheken der Studirenden 66,730. Außer diesen Anstalten bestehen etwa 20 theologische Seminarien, deren Bibliotheken etwa 10,000 Bände enthalten.

802 Zeitungen kommen heraus; sie bezahlen keinen Stempel, aber ihre Versendung bringt de. Post bedeutende Summen ein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

Genfer Literatur.

Unsere Genfer Literatur hat einiges Gute geliefert. Eine ächt nationale und in wahrer Farbe gehaltene Schilderung sind die Esquisses Genevoises, die in leichten Stanzen, mit Witz, Anmuth und Laune unsere Genfer Sitten und Gebräuche beschreiben. Es sind niederländische Bilder, in denen Alles lebt und webt; z. B. eine Beschreibung der Vogues, die bei uns die Stelle der Kirmsen einnehmen, aber viel weniger verderblich sind wie jene, da sie nur einen Nachmittag dauern. Wir sehen die bunten Gruppen lustiger Bauern mit ihren Mädchen aus der Nachbarschaft herbeikommen, voraus ein schlechter Geiger; zwischen Bäumen auf dem Gras ist aus schwankenden Balken und Brettern ein Tanzsaal erbaut, offen nach allen Seiten; da tanzen die purpurbraunen Bäuerinnen zwischen elegant Genfer Grisetten, Bonnen und Köchinnen, der weibliche „Bub," in Hemdermeln zwischen den schwarz an-

gebauten Ladendienern, Comptoirburschen und Arbeitern aus der Stadt; Alles ist von Freude, Lust, Liebe und Wein beseelt; auf den schlecht getanzten Walzer, wo Alles untereinander kreißt, sich stößt, tritt und unbändigen Staub macht, folgen die französischen Contretänze. Man sieht, sie sind nichts Fremdes, sondern Landesart; die Mädchen kokettiren, drehen und wenden sich und geben sich viel Mühe, die Füße hübsch auswärts zu setzen, auch Hüften und Brust gehörig spielen zu lassen. Wer mit der Seinigen genug getanzt hat oder nur ausruhen und Luft schöpfen will, geht abseits vom Tanzsaal, wo rüstige Karoussels herumschnurren und die Kinder in dichten Haufen um Glücksspiele herumstehen, auch an den Buden mit Back- und Zuckerwerk langhalsig auf- und abgehen. Entfernter von diesem Treiben sitzen die Trinker in dichten, schattigen Lauben; seelige Freundschaft herrscht durch und durch, die nur manchmal von den ab- und zugehenden Frauen unterbrochen wird, die ihren Männern guten Rath geben wollen, aber gewöhnlich stark angelassen werden. — In einem andern Gedicht ist recht gut und wahr des Volkes Zufriedenheit über die Rückkehr der alten Ordnung und Genferischen Unabhängigkeit in folgenden Versen ausgedrückt:

Eh bien! pourtant, ces jours d'indépendance
Par tant de peine et de sang obtenus,
Vous le voyez, nous ont été rendus;
Ces magistrats dont nous pleurions l'absence,
Ces bons Syndics au front ouvert et gai,
Les revoilà, sans perruque, il est vrai:
Mais dépouillés de préjugés gothiques,
De froids dédains, de morgue et de hauteur,
Et se mêlant, comme aux siècles antiques,
Au peuple heureux dont ils sont le bonheur.

Aehnliches läßt sich über die drei Bändchen Poésies Genevoises sagen, denen aber eine etwas schwülstige Lobrede auf Genf vorausgeht. Gleich stark aufgetragen ist Lob und Preis in einer kleinen Schrift des Grafen Dandolo über Genf, die geschrieben scheint, um einigen Familien du haut für ihre gastliche Aufnahme zu danken. Die ächten Genfer — und der bei weitem größte Theil ist ächt — haben dergleichen Lob und Fuchsschwänzereien nicht gern, und mögen es wohl leiden, daß man ohne Brimborium die Wahrheit über sie sagt, wenn man nur auch ihr Gutes anerkennt und ihnen Recht widerfahren läßt. Sinn für Poesie, deren Werth, Bedeutung und Höhe kann man ihnen aber nicht nachrühmen. Davon hatten wir vor Kurzem wieder einen sprechenden Beweis. Durch die Anlage des neuen Rhonekays mußten die öffentlichen Abtritte in jener Gegend weggebrochen werden. Darüber ist nun eine Petition élégiaque erschienen, der es nicht an Witz und Laune, aber auch nicht an Schmutz und Gemeinheit fehlt. Demungeachtet erhielt dies schmutzige Opus großen Beifall, und erhöht hier den dichterischen Ruf seines Verfassers Petit, der keine Gelegenheit versäumt, wo er über Lamartine und Victor Hugo matten Witz anbringen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, Oktober.

(Beschluß.)

Industrieausstellung. Das Museum.

Nur ein Gemälde muß ich bei der diesjährigen Kunstausstellung noch berühren: es ist die heilige Elisabeth von Näke. Schon vor mehreren Jahren war dieses Bild, noch unvollendet, eine Zierde der hiesigen Ausstellung; seitdem hat der Künstler die letzte Hand an seine reiche, herrliche Komposition gelegt und ein Meisterwerk vollendet, wie deren in unserer Zeit wenige geschaffen werden.

Die in der letzten Zeit mit der Kunstausstellung verbunden gewesene Industrieausstellung, welche mit jedem Jahre mehr Beifall gewann, wurde diesmal sehr vermißt. Allein mit großem Recht läßt man sie neuerlich nur ein Jahr um das andere stattfinden, damit die durch Einsendungen daran Theilnehmenden zu bedeutenden Leistungen die nöthige Zwischenzeit behalten. Unser polytechnisches Institut scheint einen immer vortheilhaftern Einfluß auf die gewerbliche Ausbildung zu gewinnen und die davon im Voraus gehegten Erwartungen eher zu übertreffen, als hinter ihnen zurückzubleiben. Man bemüht sich auch von Seiten der Regierung wirklich fortdauernd, dasselbe einem immer vollkommeneren Zustande zuzuführen.

Als eine Anstalt, welche die einheimischen, wie die sich hier eine Zeitlang aufhaltenden fremden Gebildeten zur Dankbarkeit gegen den, zu allem Gemeinnützigen so gern die Hand bietenden Unternehmer, den wackern Buchhändler Arnold, auffordert, ist das hiesige Museum. Es fragt sich, ob irgend eine andere größere Stadt Deutschlands ein öffentliches Leseinstitut von diesem Umfange aufzuweisen hat. Außer den vorzüglichsten französischen, englischen und deutschen Zeitungen und Journalen aus dem Kreise der Politik, enthält dasselbe auch noch aus andern Fächern des Wissens, und besonders aus dem Gebiete der schönen Künste, einen seltenen Reichthum. Was die so zahlreichen, ja zahllosen deutschen Unterhaltungsblätter betrifft, so wird schwerlich eines derselben vermißt werden, welches nicht blos als Lokalblatt zu betrachten ist, und sogar nach vielen solchen Blättern sucht man in der schönen Anstalt nicht vergebens. Daß der große Aufwand, welchen ein Unternehmen dieser Art erfordert, auch bei sehr zahlreicher Theilnahme, zu einem beträchtlichen Gewinn gewiß nicht führen kann, mußte der umsichtige Gründer desselben voraussehen. Allein sein Zweck ging hauptsächlich auf die Errichtung einer von sehr Vielen schmerzlich vermißten, gemeinnützigen Anstalt dieser Art, und die Gewißheit, daß er solchen, besonders Anfangs, nicht ohne sehr große Opfer erreichen würde, hielt ihn keineswegs ab, denselben mit Eifer zu verfolgen. Allmählig scheint der Erfolg seine rühmlichen Anstrengungen wenigstens in so weit zu krönen, daß das treffliche Institut ihn nicht mehr in Schaden setzt. Höchst merkwürdig war der Menschenzufluß in diese literarisch-politische Fundgrube nach der Pariser Revolution im Juli. Mit größter Spannung wartete allezeit eine kleine Lesearmee auf die französischen politischen Blätter, und da deren an sich bedeutende Zahl doch natürlich nicht ausreichen konnte zu Befriedigung der Wißbegierigen, so gingen die ersehnten Papiere, mitunter im eigentlichen Verstande, reißend ab. Das Fach, in dem die Zeitungen großen Formats aufgestellt sind, enthielt, weil die in Leserhand befindlichen gewöhnlich von Andern auf sie mit Sehnsucht harrenden unterwegs schon aufgegriffen wurden, keine einzige, die Gazette de St. Petersbourg ausgenommen, welche zu einer ihre Zelle nicht verlassenden Einsiedlerin geworden war. Alle nichtpolitischen Blätter und Zeitschriften betrachtete man damals vollends wie elende Spreu, die blos mit dem Rücken angesehen zu werden verdiente.

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Oktober 1830.

Den Staat muß ich haben,
Das Kleid macht den Mann;
Mag auch der Magen
Sich bitter beklagen,
Das ficht mich nicht an.

Französisches Volkslied.

Züge des römischen Volkscharakters.

Die Minenten und Minentinnen.

Putzsucht herrscht unter den einzelnen Individuen jedes Standes und jeder Nation. Aber wo gibt es ein Volk, oder vielmehr blos die Bevölkerung einer Stadt, wo ein einziger Stand vorzugsweise derselben ergeben ist und, selbst unter den härtesten Entbehrungen der nothwendigsten Leibesnahrung, alles, was er erwirbt, auf äußern Kleiderglanz verwendet? oder findet sich wirklich ein solches Volk, oder eine solche Stadt, wo möchte gerade die geringste Klasse diesem Hange ergeben seyn? Rom, das schon in jeder andern Hinsicht eine so eigenthümliche Physiognomie hat, war es vorbehalten, eine Menschengattung in seinem Schooße zu erzeugen, welche, obgleich die lezte, denn die Birbaccioni machen eben so wenig einen Stand unter den Römern aus, als eine Pestbeule für einen integrirenden Theil des menschlichen Körpers gelten kann, und zugleich auch die ärmste, einem übertriebeneren Luxus fröhnt, als verhältnißmäßig selbst die Reichsten im Staate.

Diese Klasse Menschen wird von den höhern Ständen, selbst von dem unmittelbar über ihr, mit dem Spottnamen Minenti (eigentlich Eminenti) belegt, wahrscheinlich weil sie sich so hervorstechend als möglich zu kleiden sucht. Es ist eben so schwer zu bestimmen, wo sie anfängt, als wo sie aufhört, denn nach oben schillert sie in die Handwerke, und nach unten selbst zu den Birbaccionen über, welche leztern, stößt ihnen irgend ein Glücksfall auf, nicht selten Sonn- und Festtags zum nächsten Rigattiere (Trödler) gehen und sich für den Gewinn einer ganzen Woche einen Minentenanzug, die silbernen Schuh- und Beinschnallen nicht zu vergessen, miethen, dabei aber zwei Bedingungen eingehen müssen, erstens, sich mit den Kleidern nicht aus dem Gesichtskreise des Trödlers zu entfernen, und zweitens, sie erst nach der Messe anzuziehen, weil durch das Knieen die Beinkleider beschmuzt und abgenuzt werden. Doch ist der ganzen Klasse, so weit sie sich auch nach oben oder unten verzweigen mag, durchgängig und ohne Ausnahme ein und dasselbe Kennzeichen eigen: bei den Männern nämlich die kurze Jacke (camiciuola) — denn kein Minente trägt einen Frack, welch lezterer noch bis auf den heutigen Tag unter ihnen als ein fremdes, unnationales Kleidungsstück betrachtet und deßhalb auch nicht blos vestito (welches allein schon hinreichen würde, das Kleid vom Kamisole zu unterscheiden), sondern noch bezeichnender vestito francese genannt wird — und bei den Weibern der Carracau, denn keine Minentin trägt ein langes Kleid, das heißt eines, an welchem das Leibchen und der Rock aus Einem Stücke geschnitten sind. Andere Unterscheidungszeichen beider Geschlechter, welche nicht so wesentlich sind, sollen weiter unten bemerkt werden.

Das Genus der Minenten zerfällt in drei Spezies und in eine Spielart. Die Spezies sind die Minenti Paini, die Minenti Trasteverini, welche ich deutsch die Minenten vom alten Schrot und Korn nennen möchte,

und die Minenti Vassalli; zu der Spielart gehören die Birbaccioni, wenn sie, wie oben gesagt, an Sonn- und Festtagen einen Minentenanzug gemiethet haben. Die Minenti Paini machen die Stutzer, so zu sagen die Muscadins *) der Klasse aus, jedoch mit Beseitigung des Nebenbegriffs des Hofmachens, welches allen Minenten, wie überhaupt den Römern, fremd ist. Bis zu Wohlgerüchen und Bonbons haben sie es aus diesem Grunde nicht gebracht; aber ihren Hut oder ihr Knopfloch ziert, nach der Jahreszeit, ein Veilchenstrauß, eine Rose, eine Nelke, oder eine Nachtviole. Das Wort Paino ist ein Romanismus, der Crusca freilich unbekannt, desto gebräuchlicher aber unter den Popolani, den Bewohnern des Volksthorviertels, wo die Minenti Paini am zahlreichsten zu Hause sind. Woher das Wort kömmt, habe ich nicht erfahren können. Diese Spezies hat sich bereits von den Sitten und der Tracht der Vorfahren sehr entfernt, denn statt die sieben Farben des Regenbogens an sich zu haben, ihren Unterleib zur Haltung des Beinkleids mit der seidenen Schärpe zu umgürten, und das Haupt mit dem buntgestrickten Netze zu bedecken, wählen sie das sammtne Wamms und Beinkleid von einer einzigen, meistens dunkeln Farbe, hängen lezteres an Hosenträgern auf und tragen Hüte im neuesten Geschmacke von Castor; ja sie haben sogar die alten ehrwürdigen, tellergroßen Schuh- und Beinschnallen gegen Bänder vertauscht und die Ohrringe abgeschafft. Läßt sich ein Minente Paino im Trastevere sehen, wo die zweite Spezies der Minenten wohnt, so wird er ausgelacht, und weil er dieß nicht gelassen erträgt, mit Steinen geworfen, worauf, da er wieder wirft, nicht selten ein Kampf auf Leben und Tod erfolgt. Zuweilen fällt es gar einem ein, um eine Trasteverinerin zu freien. Dann entstehen veronesische Geschichten: die Kapulets vom Volksthore schwören den Montagues jenseits der Tiber blutige Rache, und Sor Romeus erhält eine Coltellata in den Unterleib, Sora Julchen aber muß, wenn auch kein Gift, doch den Schleier nehmen.

Die Tracht der trasteverinischen Minenten ist die wahre klassische und zum Theile schon im obigen angedeutet: sieben verschiedene Kleidungsstücke, Jacke, Weste, Halstuch, Beinkleid, Schärpe, Strümpfe und Schuhe, von eben so viel verschiedenen Farben. Zu der dritten Spezies gehören die Minenti Vassalli, das heißt, alle Vetturin-, Kärners- und Weinkärnersknechte, welche den Paino, das heißt den Stutzer, machen wollen. Da sie, ihrer Beschäftigung wegen, meistens der freien Luft, also dem Winde und dem schlechten Wetter ausgesezt sind, so hat ihr Hut nicht die umgestürzte Kegel-, sondern die Pyramidalform und ist nicht schwarz, sondern grau wie der Koth, in welchen er, trotz dieser vortheilhaften Figur, nicht selten fällt. Aus demselben Grunde tragen sie auch, statt der Strümpfe, lederne, bis über die Knie reichende Kamaschen, welche nicht zugeknöpft, sondern mit Riemen zugeschnallt werden. Außer diesen allgemeinen Unterscheidungszeichen erkennt man sie an dem farbigen Halstuche, welches sie, statt wie die übrigen Minenten um des Hals gebunden, nachläßig vorn zugeknüpft und über die Schultern herabhängend tragen. Um die unterscheidenden Merkmale aller drei Spezies in einem Zuge zusammenzufassen, bemerke ich, daß die Paini zur Bedeckung des Kopfes nichts als den französisch zugestuzten Castorhut, die Minenti Trasteverini und Minenti Vassalli aber, erstere das elegant gestrickte Netz, lezztere die baumwollene bunte Armensündermütze unter dem Hute tragen. Von der Spielart der Minenten, den Birbaccioni, wenn sie an Sonn- und Festtagen die Kleider derselben gemiethet haben, läßt sich nichts weiter sagen, als was bereits oben darüber angemerkt worden ist.

In der Lebensart sind die drei Spezies und die Spielart so sehr verschieden wie in der Kleidung. Die Paini gehen in die Kaffehäuser, essen ein Glas Gefrornes (gelato) und lassen sich und ihre Gemahlinnen (Sposa, denn Frauen (Moglj) haben sie nicht) an Sonn- und Festtagen auf dem Korso kutschieren; in den Trasteverini hat sich die alte Sitte, Liebe zum guten Weine (buon sugo, wie der Kunstausdruck heißt), erhalten, weßhalb sie einen großen Theil ihres Lebens in den Osterien zubringen, dann und wann auch ihre Frauen (denn von Gemahlinnen wissen sie nichts) nebst Kindern in einer eigenen einspännigen Kalesche, wenn sie eine haben, vor das Thor spazieren führen; die Vassalli besuchen die Bottole (die niedrigsten Kneipen), wo sie sich die Trippe in umido (Kaldaunen) wohlschmecken lassen, übrigens weiter keine vorherrschende Passion haben, als dann und wann zur Abwechslung auf einem hübschen Esel zu reiten, und die Minenti Birbaccioni speisen, was sie haben, von der Faust unter freiem Himmel, oder saugen, wenn sie nichts haben, an den Tatzen, wie die Bären. Um von ihrem Charakter ein Paar Worte zu sagen, so sind die Paini verweichlicht, aber arbeitsam, wenn sie nicht ausruhen, die Trasteverini rachsüchtig, zänkisch, doch leicht versöhnlich, und überdem (sagt man) ehrlich, und den Vassalli, welche mehr mit Pferden als mit Menschen verkehren, sind alle guten und bösen Eigenschaften der erstern eigen, nur nicht die Gelehrigkeit. Was die Birbaccioni anbetrift, so lassen sich diese (in Spaß oder Ernst genommen, wie man will) die tugendhaftesten von allen nennen: sie arbeiten nicht, sie betteln nicht, sie stehlen nicht; warum? weil sie nichts brauchen! So zeigt sich an diesen achtbaren Leuten die

*) So hieß ehemals in Frankreich eine Art parfümirter Bonbons, nachher auch diejenigen, welche dergleichen bei sich führten und den Damen anboten.

Wahrheit praktisch bestätigt, daß die Enthaltsamkeit die Mutter aller Tugenden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Das Gewitter.

(Beschluß.)

Ein Brief der verstorbenen Wehmutter, ohngefähr ein Jahr später an die Tochter geschrieben, berührte ziemlich alle Umstände mit der rührendsten Klage. Sie schrieb, daß das Gewissen dieses einzigen fälschlichen Vorgebens wegen sie Tag und Nacht peinige. Schon mehrmals habe sie auf dem Punkte gestanden, die Sache ihrer Schwester und dem Doktor Falk zu entdecken und sie bürge nicht dafür, daß der Schritt nicht noch geschehe. Ein plötzlicher Tod der Wehmutter schüzte jedoch die Mutter des erdrückten Kindes vor jener Entdeckung.

Die vorgefundenen Briefe waren schon allein hinreichend, das Ganze der Umstände zu überschauen, und was zu noch einer Erläuterung bedurfte, das hatte der Doktor Falk ebenfalls völlig herausgebracht. Die Papiere gaben nämlich auch über den Vater jenes Kindes Auskunft. Sogleich hatte der Doktor sich zu diesem verfügt und bald durch Bitten, bald durch Drohungen von dem jungen Manne den vollständigsten Aufschluß über Alles erhalten.

Das selige Verstummen, womit Waldow jezt den Arm um Gemahlin und Kind legte, war die heiligste Beredsamkeit. Des hochbeglückten Vaters Blick nach oben enthielt vielleicht eine Abbitte der Vorwürfe, welche sein Herz, überwältigt vom Unmuthe über das Leiden seiner schuldlosen Tochter, der ewigen Gerechtigkeit gemacht hatte.

13.

Schon standen Wälder und Gärten im bunten Herbstschmucke da, als die, seit mehreren Monaten abwesende Marquesa wieder auf Weiherstbal einsprach. Nie noch hatte man sie so wahrhaft heiter gesehen. Zum ersten Male gab sie jezt einigen Aufschluß über die seitherige Entzweiung mit ihrer Familie. Das Mißverständniß war, wie schon erwähnt, ebenfalls durch Luise erregt und unterhalten worden. Ein Tags zuvor angelangter Brief von der jezt wieder im gemeinschaftlichen Vaterlande lebenden Verwandten, welche sie vor einiger Zeit in der Residenz gesprochen, sagte dieß, und zugleich, daß Alles ausgeglichen sey und die so lange schmerzlich Entbehrte von den Ihrigen mit Sehnsucht erwartet werde. Sie gestand, daß sogar eine, auf festerem Grunde beruhende Liebe ihr gewiß keinen dauernden Frieden gewährt hätte, so lange die Verhältnisse mit den Geliebten in der Heimath abgebrochen geblieben wären, und träumte bereits von den Freuden, welche sie in der Verwandten Mitte, am Ufer der Guadalete empfangen würden. „Denkt mein!“ bat die Marquesa beim Abschiede. „Gewiß stets in Liebe!“ erwiederte die Baronesse.

Eine Woche später, an einem für die Jahreszeit ungewöhnlich warmen Nachmittage, saß die Familie Waldow wieder in demselben Zimmer, wo wir sie kennen lernten. Diesmal aber zog keine dunkle Wolke über die nahen Berge heran. Die Baronesse erzählte ihrem Vater vom damaligen Gewitter. Sie konnte ihm die Angst nicht groß genug beschreiben, welche in ihr gezittert hatte. „Wenigstens,“ sprach er, „müßt ihr zugeben, daß jenes Gewitter von recht wohlthätigen Folgen gewesen ist. Abgesehen davon, daß jezt ein schöner, massiver Gasthof an der Stelle des abgebrannten steht, hat es auch auf eure Lage einen gar erfreulichen Einfluß gehabt. Euer Verhältniß schien zuvor allen Stürmen zu trotzen; gleichwohl sah es sich auf einmal mit gänzlicher Auflösung bedroht. Seitdem hat euch die eigene Erfahrung belehrt, wie leicht jeder, der nicht immer auf seiner Hut ist, auf dem ebensten Wege den gefährlichsten Fall thun kann. Im Feuer der Prüfung bewährt, wird nun Eure Liebe um so fester stehen.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

(Fortsetzung.)

Geyfer Literatur.

Von besonderm Interesse sind die historischen Glanures des Bernischen Barons Grenus, der unser geschicktester und thätigster Archivar ist. Alles, was er aus dem Staub der Urkunden mittheilt, hat großes örtliches Interesse, Manches sogar ein sehr allgemeines. Hierher rechne ich unter andern einen lateinischen Bericht des päbstlichen Nuntius Ladislaus d'Aquins in Luzern, der dort von 1609 bis 1614 residirte. Ich will hier einen wörtlichen Auszug daraus mittheilen:

„Der Nuntius muß immer in gutem Vernehmen und Freundschaft mit den fremden Gesandten in der Schweiz stehen, denn diese haben lange Arme und führen das ganze Land an einer goldenen Kette. — Es ist gewiß, wenn mich der französische Gesandte in Solothurn hätte in den Walliser Angelegenheiten, wo ich mir so viel Mühe gab, unterstützen wollen, so hätten wir gewiß alle Ketzer aus Wallis gejagt und alle Einwohner wären nun katholisch. — Wollte man den Leuten erlauben, über Religionsangelegenheiten zu raisonniren und zu disputiren, so wäre es bald mit dem katholischen Glauben aus, denn den Ketzerhunden wäre es ungewehrt, ihr Gift den armen unschuldigen Leuten beizubringen. — Das Misoxthal erheischt die ganze Aufmerksamkeit des päbstlichen Nuntius. Indessen habe ich mit guten und schönen Thalern den Gouverneur von Mailand bewogen, daß er jene Thalbewohner mit Schließung des Passes bedroht, über den sie müssen, um Korn zu ihrem Unterhalt aus dem Mailändischen zu holen. — Die Schweizer sind stolz auf ihre Freiheit und ihre Macht. Um ihr Wohlwollen zu bewahren, muß man sich nach ihrem eigenthümlichen Charakter richten. Will man den natürlichen Stolz und den Dünkel dieser Herrn zu seinem Zwecke benutzen, so muß man sie mit großer Höflichkeit bei sich empfangen, sie grüßen, ihnen die Hand drücken, je nachdem es Landessitte ist; man muß auch Sorge tragen, daß die Domestiken gegen die niedern Stände dasselbe beobachten, äußerlich immer sehr höflich seyen, vor Jedem den Hut abnehmen, be-

sonders wenn man erst im Land angekommen ist, denn dies müßige und mißtrauische Volk späht nach allen Kleinigkeiten und will Alles wissen, was bei Gesandten und vornehmen Fremden vorgeht. Besonders höflich muß der Nuntius gegen die Rathsmitglieder in diesen Republiken seyn, auf daß die Leute nicht sagen, wie sie oft pflegten, die Welschen und Italiener halten ihre Herrn nicht hoch. — Um das Wohlwollen einer arroganten und eiteln Nation zu gewinnen, gibt es kein besseres und sichereres Mittel, als den Leuten zu beweisen, daß man ihre Landesgeschichte gelesen hat und daß man die Lobeserhebungen auswendig kennt, die sie sich selbst in den Büchern geben. Durch dieses Mittel läßt man die Leute glauben, man sey ganz auf ihrer Seite und man achte sie ihrer besondern guten Eigenschaften wegen. — Sehr angenehm ist es dem Volk, wenn der Nuntius oft in die Kirche geht, besonders wenn er selbst die Messe liest oder dabei hilft. Durchaus nöthig aber ist es, daß er an den großen Festen regelmäßig dem Gottesdienst und den Prozessionen beiwohnt, denn darauf halten die Herren gar viel. — Die nördlichen Völker lieben alle den Trunk, und machen sich durch Trinken bei ihren Gastmalen und Essereien lustig. Deßhalb gibt es kein sichereres und kräftigeres Mittel, das Wohlwollen der Herren Schweizer zu gewinnen, als ihnen oft solche Gastereien zu geben. Sie sind gänzlich den sinnlichen Genüssen hingegeben. — Wenn der Nuntius in Luzern ankommt, so muß er gleich die Mitglieder des kleinen Raths einladen, ihm die Ehre ihres Besuchs zu gönnen, immer Einige auf einmal; ihrer sind ungefähr vierzig, und sie regieren die Republik; hernach auch die Mitglieder des großen Raths, der viel zahlreicher ist. Es darf ja keiner vergessen werden, denn solches würde übel genommen und als Beleidigung ausgelegt. Der Nuntius wird wohl thun, ein schriftliches Verzeichniß aller dieser Herrn zu haben, um sie alle nach einander und nach ihrer Ordnung im Rathe einzuladen, denn darauf halten sie gewaltig. — Aber auch die häufigsten Einladungen würden zu nichts nützen, wenn bei den Gastereien nicht viel Schüsseln, und zwar Alles Speisen nach der Landesart aufgetragen würden, die der Nuntius ausnehmend rühmen muß. Außerdem muß man wenigstens zwei bis drei Stunden bei Tisch sitzen. — Der Nuntius muß sich Mühe geben, alle ähnlichen Ceremonien und Landesgebräuche kennen zu lernen, und wenn er aufmerksam ist, wird er täglich in dieser Beziehung etwas Neues lernen. — Die Leute des Nuntius müssen dem päbstlichen Stuhl mit Leib und Seele ergeben seyn. Um das gemeine Volk zu gewinnen, müssen diese Domestiken mehrmals im Jahr die Handwerksleute einladen, die für die Nuntiatur arbeiten, und müssen dabei tüchtig trattiren und zumal den Wein nicht sparen. — Wenn man mit Schweizern zu thun hat, so muß man immer den Wunsch ausdrücken, die vom apostolischen Stuhl ertheilten Privilegien sich eher mehren, als mindern zu sehen. — Mit Versprechen muß jedoch der Nuntius gar vorsichtig seyn und langsam zu Werke gehen; dies verlangt durchaus die Klugheit, denn es gibt kein Volk auf Erden, das den Versprechungen bestimmteren Sinn beilegte; wenn die Schweizer glauben, daß ihnen Jemand etwas versprochen hat, so verlangen sie auch, daß er es halte. — Die Schweizer finden, daß nichts angenehmer sey, als zu empfangen, und darum sind sie so sehr auf Geschenke versessen. Der Nuntius kann nicht oft genug von diesem wirksamen Mittel Gebrauch machen. — Ich habe einige angesehene Personen mit Leib und Seele gewonnen, weil ich ihnen den Titel: Ritter vom goldnen Sporn, verschafft. — Vor Allem muß sich der Nuntius sehr in Acht nehmen, irgend einen Gebrauch, irgend eine Landesgewohnheit zu tadeln. — In Kleidern, Nahrung, in Schlafen und Wachen sind sie sehr verschieden von den Italienern, und in vieler Beziehung fehlt es ihnen an Art und Höflichkeit. Aber alles dies muß der Nuntius gelassen ertragen und kein Wort darüber laut werden lassen. Ein Gleiches muß er seinen Domestiken empfehlen.“ — Nach diesem Bericht wurde die Instruktion für den päbstlichen Nuntius in der Schweiz abgefaßt, und sie gilt noch bis auf den heutigen Tag, wie die Beobachtungen, auf welche sie sich gründet, denn die Schweizer haben sich in den angegebenen Beziehungen um kein Haar geändert.

In Lesage's historischem Atlas, den Sie verbessert und vervollkommnet in deutscher Uebersetzung besitzen, fehlt die Schweizer Geschichte. Dies bewog Hrn. Huber, Offizier im Schweizerischen Generalstab, auf einem Blatt, nach der Lasacaseschen Methode, die Lücke passend auszufüllen. Dies ist ihm nun auch recht gut gerathen, wiewohl die zerstückelte und verwickelte Schweizergeschichte gewiß nicht leicht zu behandeln war. Die Darstellung ist ihm sehr gut gelungen, sie ist klar und augenscheinlich. Ich zweifle nicht, daß diese Karte auch ins Deutsche übersetzt werden wird. Der Lesagesche Atlas hat das Gute, daß man ihn nach und nach erweitern und auf die Detailgeschichte von immer mehr Ländern ausdehnen kann. Ich weiß, daß Lascases dies selbst sehr billigt, wie er es denn auch mit dieser Schweizerkarte gethan hat.

Weniger nützlich, ja sogar schädlich sind die zahlreichen Uebersetzungen lateinischer Klassiker, durch den Gebrauch, den man hier von ihnen macht. Unser Professor der lateinischen Literatur erlaubt seinen Schülern, bei ihren Arbeiten dergleichen Uebersetzungen zu Hülfe zu nehmen. Da werden die jungen Leute große Fortschritte machen. Anstatt nachzudenken, zu suchen, zu vergleichen und zu erwägen, werden sie sich gleich an die beaueme Eselsbrücke machen, auf der sich so leicht über alle Schwierigkeiten schreiten läßt. Fragt man jetzt bei unsern Buchhändlern; was wird am meisten gekauft? so heißt es einstimmig: Uebersetzungen lateinischer Klassiker. Das wird bald tüchtige Lateiner geben!

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 242:
Schleyer. Leyer. Eyer.

Logogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
Tief versteckt es sich selbst in den Theilen, so wie in dem Ganzen;
5. 6. 7. 4.
Bin ich poetisch, so wird schön das geheime Versteck.
2. 3. 6. 7. 4.
Laßt die Furie nicht eindringen in gute Gesellschaft;
6. 4. 5. 1. 2. 7.
Sonst verwandelt in mich schnell sich das sanfteste Weib.
4. 3. 1. 2. 7.
Eh' es strafte die Welt ob dem Sündengräuel der Menschheit,
3. 4. 1. 2. 7.
Da erschuf mich zum Heil Einer, ein Kenner des Weins.
2. 3. 6. 4.
6. 3. 1. 2.
Beide wir schützen und decken und zieren mit unserer Schönheit,
Jenes den schönsten Kopf, dieses den herrlichsten Bau.
5. 5. 4.
Wenn er den Raub erspäht, und eh' ihn gierig er fasset,
4. 5. 6.
Kreiset auf mir zuvor lustig der Räuber herum.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Oktober 1830.

Will mich unter Hirten mischen,
An Oasen mich erfrischen;
Jeden Pfad will ich betreten,
Von der Wüste zu den Städten.

Goethe.

Ueber Egypten.

Aus einem Schreiben des österreichischen Konsuls Acerbi in Egypten.

Im Nil-Arm bei Rosette unter Tervan, 2ten April 1830.

Ihr Schreiben vom 26ten Nov. des vorigen Jahres erreichte mich auf meiner Exkursion durch Egypten. Ich habe das Vordertheil meiner Dahabia (Schiff mit gedeckten Zimmern) wieder nach Alexandrien, meinem Aufenthaltsorte, zugewendet; allein da gerade ungünstiger Wind mich nöthigt, am Ufer zu verweilen, so will ich mich für diese Unannehmlichkeit durch die Unterhaltung mit einem Freunde schadlos halten. Aus meiner gegenwärtigen Reisedirektion werden Sie sehen, daß es allmählig dem Ende zu geht. Ich habe Fayum besucht, das ich im vorigen Jahre nicht zu sehen bekam; aber wahrhaftig, das Land der Rosen hat nur noch die Dornen behalten. Diese berühmte Provinz, die durch eine alte und weise Regierung der Wüste abgewonnen wurde, hätte mehr, als irgend eine andere in Egypten, der väterlichen Sorgfalt nöthig; weil ihr diese fehlt, so ist sie jezt die ärmste und unglücklichste von allen. Ihre Fruchtbarkeit war die Tochter der Weisheit und des Fleißes; überall waren sonst ungeheure Dämme, gut angelegte Wehre und Kanäle, die auf kunstvolle und gleichförmige Weise die befruchtenden Gewässer des Nils vertheilten und mittelst des berühmten Josephkanals (Bahr Jusuf) mit wunderbarer Kraft, über hundert Meilen weit, immer längs den Einbiegungen der libyschen Gebirgskette, leiteten. Dämme und Wehre erfordern sorgfältige Ausbesserungen; aber die Türken haben den Grundsaz, nie etwas auszubessern.

In Hinsicht der Alterthümer hat diese Provinz für Augen, die an Thebens Trümmer gewöhnt sind, nichts Merkwürdiges aufzuweisen. Ein armseliger Obelisk liegt einsam in einer großen Ebene bei Beghigh; seine leicht eingegrabenen Hieroglyphen setzen ihn in die Zeit des Verfalls der Kunst. Aus dem Zeichen des Vornamens des Erbauers läßt sich auf den wirklichen Namen, der unter der Erde begraben liegt, schließen, und täusche ich mich nicht, so habe ich den Namen des Königs Nectanebo aus der dreißigsten und lezten Dynastie der Pharaonen gefunden; denn Champollions schöne Entdeckung der Vornamen, nebst den Tafeln von Abydos, sezt uns in den Stand, die Namen der Pharaonen zu lesen, selbst wenn sie halb erloschen, verdorben oder mangelhaft sind. Die Pyramiden von Fayum bestehen aus rohen Backsteinen; allein von dem berühmten Labyrinthe findet sich keine Spur, wenn man auch noch so sehr sucht, wie ich es mit Herodot und Strabo in der Hand that. Ich habe das Wasser des Sees Möris gekostet und vollkommen trinkbar gefunden, was auch die Franzosen in der Description de l'Egypte sagen mögen. Doch ist zu bemerken, daß der See in diesem Jahre durch eine ungewöhnliche Ueberschwemmung gefüllt wurde.

Glauben Sie nur den Schriftstellern nicht, welche diesen See für einen künstlichen halten. Nach meiner Meinung war es nichts anders, als ein natürliches Becken,

welches die weiſen Egypter (vielleicht unter dem Könige Möris) für tauglich hielten, den Ueberfluß der Gewäſſer aufzunehmen, im Falle man ſie bis dahin, zur Befruchtung jener Wüſte, leiten könnte. Sonſt zeigt ſich nichts Wichtiges aus dem Alterthume. Auf den Ruinen des alten Arſinoe findet man nicht einmal den Namenszug der Frau, die dieſem Diſtrikte den Namen gab, ſo wenig als den ihres wohlthätigen Gemahls. Auf der Rückkehr von Fayum nach Cairo konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen, Suez und das rothe Meer zu beſuchen. Mit Rennthieren bin ich über den Polarzirkel gereiſt, und ſo fand ich es denn ganz in der Ordnung, unter dem Wendekreiſe einen Dromedar zu beſteigen. In vier Tagen und drei Nächten durchzog ich, ſo beritten, die Wüſte, welche das rothe Meer von der Hauptſtadt Egyptens trennt, und nun liegt das ſteinige Arabien vor mir. Den Meerbuſen paſſirte ich ungefähr an der nämlichen Stelle, wie Moſes.

In dem ſteinigen Arabien befinden ſich die ſogenannten Moſesquellen, drei Stunden von Suez. Ich hatte Luſt, bis zum Berge Sinai vorzudringen; aber in meinem Alter thut man nicht mehr, was man will, ſondern nur, was man kann. Auch wurde ich überdieß durch zwei unangenehme Zufälle von meinem Vorhaben abgehalten; der eine traf meinen Diener, der andere einen Reiſenden aus England; beide wurden von ihren Dromedaren aus dem Sattel geboben und ſtark verlezt. Sie ſollten aber auch ſehen, in welcher Höhe der Reiter auf dieſem Thiere ſizt, wenigſtens acht Fuß hoch. Bei den Moſesquellen fand ich Spuren von Venedigs Macht. Wie Sie wiſſen, hatte die Republick eine Flotte ausgerüſtet, um die Portugieſen im rothen Meere zu bekriegen. Das war ihre lezte Anſtrengung, um den Zepter des Seehandels zu behalten, welcher nach Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, ihren Händen entfiel. Die Venetianer leiteten, durch gut gebaute Kanäle, das Waſſer der Moſesquellen zwei bis drei Meilen weit mitten durch die Wüſte, um es bis zum Meeresufer zu bringen. Aber mit den Koſten, welche ihnen der Bau jener Flotte in einem Lande verurſachte, wo weder Holz, noch Eiſen, noch Tauwerk zu haben iſt, hätten ſie den ganzen Iſthmus durchſchneiden können, wobei ſie nur den Spuren des alten Kanales zu folgen brauchten. Dieſer Kanal iſt ſelbſt dem ſichtbar, der ihn nicht ſehen will, und ich bin wohl zwei Stunden darin auf meinem Dromedar geritten. Er hatte ſeine Mündung in dem peluſiſchen Arme, und dieſe alte Kommunikation kann nicht länger in Zweifel gezogen werden; das Werk der Franzoſen hat es bewieſen. In Suez wurde ein indiſches Dampfſchiff erwartet, und in dem Meerbuſen befand ſich ein Kriegsſchiff der Kompagnie, welches ſorgfältig die hydrographiſche Karte des ganzen Golfs von Suez bis Bab-el-Mandeb berichtigt. Von Suez kehrte ich nach Cairo zurück, wo ich mein Fahrzeug wieder beſtieg und auf dem Arme von Damiette hinabfuhr, um alles Merkwürdige an dieſem öſtlichen Theil des Delta zu unterſuchen. Ich habe die vier Arme, den peluſiſchen, fanitiſchen, mandeſiſchen und fatmetiſchen rekognoscirt, das alte Bubaſtis und Atribis und Tanis beſucht, ſo wie auch den See Menzaleh bis zu dem einſamen und verlaſſenen Peluſa, wo der große Pompejus als Opfer der ſchändlichſten Verrätherei fiel. Es wächſt da kein Pflänzchen mehr, kein Thier athmet in dieſen Einöden, die von ſo ſchwarzem Verbrechen befleckt worden. Nun bin ich wiederum in Cairo, wo ich Ihr werthes Schreiben erhielt, und im Begriff, den Arm von Roſette neuerdings zu beſchiffen. Vor meiner Rückreiſe nach Alexandrien, mußte ich die koptiſchen Klöſter und die alkaliniſchen Seen betrachten, die in dem ſogenannten Natronthale liegen, und ich ſchreibe noch ganz warm von dieſer Reiſe. Ich kann nicht ſo weitläufig, als ich wünſchte, über dieſe Merkwürdigkeiten ſchreiben, denn der Brief würde zu groß; ich melde Ihnen daher blos, daß ich bei den Natronſeen mit einem trefflichen Chemiker, dem Sohne des berühmten Darcet aus Paris, zuſammentraf, und daß ich von ihm Erläuterungen erhielt, wie ich ſie ſonſt von Niemanden erwarten konnte. Er wird ſeine chemiſche Reiſe drucken laſſen, ſobald er nach Frankreich zurückgekehrt iſt. In dem Natronthale hat ſich ein Italiener (ein gewiſſer Baffi) niedergelaſſen und auf drei Jahre den ausſchließlichen Pacht jener ſalzigen Subſtanz (Soda-Carbonat) übernommen, um ſie raffinirt nach Europa zu liefern, wohin ſie bisher blos in rohem Zuſtande und verunreinigt kam. Er hat auch mit beſtem Erfolge die Fabricirung des Salpeters ohne Feuer und mit Verdunſtung an der Sonne eingeführt. Eine ſo einfache Idee kam früher Niemanden in den Sinn, nicht einmal den gelehrten Franzoſen der Expedition. Baffi, der weder ein großer Chemiker, noch Gelehrter, ſondern nur ein mittelmäßiger Apotheker von Pergola iſt, hat dem Paſcha durch dieſes Fabrikat Millionen verſchafft. Eben ſo einfach iſt die Reinigung des Natron, und er hofft, großen Gewinn daraus zu ziehen.

Die egyptiſchen Alterthümer koſten hier mehr, und ſind ſeltener geworden, als in Europa. Eine kleine Statue von Bronze, etwas über einen Fuß hoch, ganz verkalkt und mit einer Beſchädigung an einer Schulter, wurde, in meiner Gegenwart, in Alexandrien mit 800 Thalern bezahlt; aber das Stück dürfte auch den ſchönſten Zeiten Griechenlands angehören. In Livorno ſind drei oder vier Sammlungen, die man nicht aubringt; in London befinden ſich ſehr ſchöne Stücke, um die Hälfte wohlfeiler, als hier. Stücke von gewöhnlicher Arbeit und aus der rohen Epoche finden ſich häufig; aber um ſolche zu haben, die man den Ueberreſten von Päſtum gleichſtellen könnte, würde etwa ein Basrelief aus der achtzehnten Dynaſtie, vor der Gründung von Päſtum, erfordert; denn es iſt und bleibt wahr, hier iſt die Wiege

aller Künste, und die Griechen waren blos glückliche Nachahmer der egyptischen Kunst; sie kopirten die Egypter, wie Virgil den Ennius, und mit demselben Talent. Champollions Werk wird Ihnen einen Begriff von der egyptischen Kunst vor der christlichen Zeitrechnung beibringen, und Sie werden über diese Vollkommenheit, Mannigfaltigkeit und Eleganz in den zeichnenden Künsten jener fernen Zeit erstaunen. Das große Werk der Description de l'Egypte gibt Ihnen eine Idee von der Architektur, aber nicht von der Skulptur; denn die Zeichner und Kupferstecher haben den wahren Charakter der Epochen der verschiedenen Denkmäler durch ihren französischen Styl und Manier ganz verwirrt und verdorben.

Züge des römischen Volkscharakters.

(Beschluß.)

Ueber die Weiber der Minenten kann ich mich kürzer fassen, da sie, dem Charakter und den Kleidern nach, die Abbilder ihrer Männer sind. Die Paina trägt, wie ihr Gatte, nur zwei Farben an sich, das Carracau von grüner und den Rock von blauer Seide, oder auch umgekehrt; alles übrige ist weiß, was bekanntlich keine Farbe ist. Im Kopfputze herrscht aber eine gewisse Nüance, und durch diese zerfallen sie in zwei Klassen, nämlich in die mit dem silber- oder goldbesezten, und in die mit dem schlichten Kamme. Ersterer, der vorzugsweise Pettine heißt, ist nicht allein das Zeichen der Wohlhabenheit, sondern auch des theilweisen Rückfalls in den klassischen Minentismus, der schlichte Kamm dagegen beurkundet die vollendetste Stuzerin. Er wird deßwegen auch nicht Kamm, sondern Spicciatore genannt, ein Wort, welches der Cruska eben so fremd ist, als die Cruska den Minenten. Ohrringe trägt zwar die Paina, doch sehr kurze; in Einem aber stimmen alle Minentinnen dieser Klasse überein, nämlich im Abscheue vor den tellergroßen Schnallen. Die Schuhe, bei den reicheren von weißem Atlaß, bei den ärmeren von weißem Leder, werden mit Bändern um das Unterbein befestigt. Ob, was die Lästermäuler den Paine nachsagen, diese nur aus demselben Grunde den Pretiosen feind sind, welcher den Fuchs die Weinbeeren sauer finden ließ, lasse ich dahin gestellt seyn; ausgemacht ist, daß sie sowohl, wie ihre Gemahle, mehr Geld in den Leib, als darauf verwenden. Die Trasteverinischen Minentinnen sind die wahren Repräsentantinnen des antiken weiblichen Kostüms, wie es schon seit Jahrhunderten jenseits der Tiber Mode gewesen: wie an ihren Männern, sind an ihnen die sieben verschiedenen Kleidungsstücke, sämmtlich von Seide oder Sammet (Netz, Halstuch, Carracau, Rock, die Garnirung desselben, Schürze und Schuhe), von den sieben Farben des Regenbogens; ja einzelne darunter, zum Beispiele das Carracau mit seinen unendlichen Bauschen, Falten, Näthchen, Schößen, und deren Besetzungen mit Litzen, Franzen und Bändern, haben diese schon für sich aufzuweisen. Wie es aber das Schicksal aller menschlichen Dinge zu seyn scheint, daß sie sich nicht rein und unvermischt in ihrer Einheit erhalten sollen, so auch das weibliche Kostüm jenseits der Tiber: einige Weiber tragen das Netz (und dies scheint mir, den glaubwürdigsten, darüber eingezogenen Erkundigungen zu Folge, der wahre antike, klassische Kopfputz zu seyn), andere, bei bloßem Kopfe, den silbernen Kamm. Die Ohrringe und Schuhschnallen machen zwar, obgleich an sich das ächte und unbezweifeltste Unterscheidungszeichen einer Trasteverinerin Minentin, auch kleine Nüancen, doch nur in der Quantität, nicht in der Qualität; wer lang hat, läßt lang hängen. Bei den Reichern müssen die Ohrringe die Schultern berühren und die Schnallen an beiden Seiten des Fußes auf den Steinen klappern; die Aermern suchen es ihnen nachzuthun, so viel sie können. Die Weiber der Vassalli wären von den Trasteverinerinnen nicht zu unterscheiden, müßten nicht bei ihnen die Seide und die edlen Metalle dem Kammelot oder Zitze und dem versilberten Zinne oder Tombak Platz machen. Wie in der Natur die Spielarten sich nicht fortpflanzen, so auch die Birbaccioni: sie haben keine Weiber, folglich gibt es hier kein Kostüm zu beschreiben.

Ich schließe mit einer allgemeinen Bemerkung. Es ist freilich wahr, daß die Paini vorzüglich am Volksthore, wegen seiner unmittelbaren Nähe am Corso, als dem Sitze der höhern Stuzerwelt, und die klassischen Minenten im Viertel jenseits der Tiber (dem Zufluchtsorte der alten Sitte) wohnen; doch verzweigt sich beider Sitte und Kostüm auch in die beiden andern Volksstadtviertel, nämlich zu den Borghigiani (um den Vatican herum) und zu den Monticiani (den Bewohnern der Berge); selbst die Sitte der Birbaccioni, nämlich Kleider zu borgen, wenn man keine hat und doch glänzend erscheinen will, soll sich bereits unter die übrigen Species der Minenten, ja sogar unter die andern Stände, welche nicht zu dieser Klasse gehören, verbreiten. Um diese Darstellung nicht unvollständig zu lassen, führe ich noch an, daß es unter den weiblichen klassischen Minenten jenseits der Tiber und auch in den übrigen Volksvierteln Exemplare gibt, welche man, einer daran bemerkten Abnormität wegen, für eine verschiedene Spezies dieses Genus halten könnte. Dieß sind die Winzerinnen, welche in der Woche einen weißen Strohhut und an Sonn- und Festtagen einen schwarzen Mannskastorhut nach der neuesten Mode tragen. Da jedoch alle übrigen Kennzeichen für die Natur des klassischen Minentismus sprechen, so würde man Unrecht thun, eine besondere Spezies daraus zu machen. Diese Winzerinnen haben wenigstens die Genugthuung, daß sie, wenn auch nicht die Beinkleider, doch den Hut tragen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

(Beschluß.)

Wissenschaftliche Uebelstände.

Ich habe Ihnen seiner Zeit berichtet, daß die Wittwe des voriges Jahr hier verstorbenen Chemikers Sir Humphrey Davy der hiesigen Akademie hundert Pfund Sterling zu einem wissenschaftlichen Zweck übermacht hat. Man glaubte ihren Absichten am besten dadurch zu entsprechen, daß man von den Interessen einen jährlichen Preis für die beste Ausarbeitung eines Studenten in der Chemie, Physik und Naturgeschichte stifte, weil dies die Wissenschaften seyen, worin sich der Verstorbene ausgezeichnet habe. Lebte Davy noch und kennte er die großen Lücken in unsern akademischen Studien, so wäre er wahrscheinlich mit dieser Bestimmung nicht zufrieden, denn er zeichnete sich fast in allen Theilen des menschlichen Wissens gleich sehr aus. So ist sein Werk über die Fischerei voll poetischer Beschreibungen in trefflicher Prosa; desgleichen hat er sich auch mit Moralphilosophie beschäftigt und sich darin sehr ausgezeichnet, was ein hinterlassenes Werk bestätigen wird, an dem man jezt in England druckt, und das alle seine frühern Werke übertreffen soll. Nun meinen viele Leute hier, der Davypreis hätte um so mehr für eine Abhandlung aus der rationellen oder aus der Moralphilosophie bestimmt werden sollen, als diese Wissenschaft auffallend von unserer Akademie vernachlässigt wird. Hinsichtlich des Preises bin ich nun zwar anderer Meinung, denn ich glaube, daß Davy sich am meisten in den angegebenen Naturwissenschaften ausgezeichnet hat; was aber die Klage über die akademische Richtung betrifft, so stimme ich vollständig ein. Alle philosophischen Wissenschaften: Geschichte, Literatur, Statistik, politische Oekonomie und die Philosophie selbst stehen bei der Akademie in gar keinem Verhältniß mit den mathematischen und Naturwissenschaften. In dem sogenannten philosophischen Auditorium wird wöchentlich achtzehn Stunden dozirt; davon kommen vier auf Natur- und vier auf mathematische Wissenschaften, aber auf die eigentliche Philosophie nur drei. Ein anderer Beweis dieser irrigen akademischen Richtung findet sich auch in der Art, wie unser akademisches Journal, die Bibliothèque universelle, redigirt wird. Die ganze Philosophie wird da unter die Rubrik Literatur verwiesen, wo sie mit Geschichte, Statistik, Nationalökonomie, Reisen, Kriegswissenschaften ein Plätzchen findet; ja de Candolle sagte vor einigen Monaten in einer akademischen Rede bei dem Promotionsfest, der Metaphysik sey vorzuwerfen, daß sie eine Menge ausgezeichneter Männer von dem Studium der Facten und positiven Wissenschaften abgeleitet habe; von der Masse Licht, die durch die Philosophie in alle Wissenschaften gekommen ist, sagte der Professor der Botanik und Zoologie nichts. Solcher literarische Egoismus ist doch ein wenig zu stark.

In den Resultaten verwandt damit ist unser Streben nach Utilismus, der durch Bentham, oder vielmehr durch seinen Commentator Dumont hier ausgesäet worden und in starken Stämmen aufgegangen ist. Durch diese einseitige Richtung wird so Manches erstickt, was Genf abgeht und was von Allen schmerzlich vermißt wird, die doch etwas über die kleine Scholle hinaussehen, auf der wir leben. Unsere Neigung zu dem Positiven, Vortheilhaften, Erklecklichen ist schon so stark und mächtig, daß sie nicht noch mehr angespornt und angetrieben zu werden braucht. In Deutschland hingegen, wo so viel Unbestimmtes und Verschwommenes ist, wäre dieser Utilismus sehr nützlich.

Wie sehr wir noch in literarischem Sinn unfrei, kleinstädtisch und voll Coteriengeist sind, das hat diesen Sommer die Erscheinung eines zweiten Genfer Journals bewiesen. In Paris und in London würde man es gar nicht oder nur obenhin bemerkt haben; hier aber war dies ein Ereigniß von Bedeutung. Einer fragte den Andern: haben Sie die neue Sentinelle Genevoise gesehen? und da sie sich sehr frei, keck und unabhängig ankündigte, so war das gar Vielen nicht recht. Sie hat auch in diesem Sinn ausgehalten bis auf die lezte Stunde, denn sie ist vor einigen Wochen schon wieder eingegangen. Hätte sie sich halten können, so wäre es in gar mancher Beziehung gut gewesen, besonders auch in literarischer, denn sie versprach, sich dem krassen Klassizismus des alten Genfer Journals entgegenzusetzen. Einige Blätter erinnerten durch ihren stechenden Witz und ihre auf den Moment passenden Bemerkungen an den Figaro, den alle gern lesen, die sich nicht vor ihm zu fürchten brauchen. So hieß es einmal: Vingt-quatre francs à gagner: indiquer à quoi les fortifications de Genève servent à cette ville en temps de guerre, et ce qu' elles lui coutent annuellement; ein andersmal: il y a certains cantons où les Grands-conseils représentent le peuple, comme le cavalier représente le cheval, oder M. S... porte une montre qui retarde de trois siècles.

Paris, September.

Zustand der Gesellschaft. Verein der Volksfreunde.

Der Sturm ist nun vorüber und alles kehrt nach und nach in sein voriges Gleise zurück; nur nicht die Geistlichkeit, die höhere wenigstens, die noch nicht recht weiß, was aus ihr werden wird und ob sie der neuen Ordnung der Dinge huldigen, oder der alten, jezt verschwundenen treu bleiben soll. Die Seminarien sind leer, und der Herr Erzbischof, der vor drei Monaten sein Haupt so stolz emporhielt und den König an dem Eingange der Kathedralkirche zu einem Machtstreiche in verwegener Sprache aufforderte, läßt sich auch noch nicht wieder sehen. Dagegen erblickt man überall Wachen von schon ausgerüsteten und montirten Bürgergarden, die mit französischer Heiterkeit ihren Dienst thun, sich üben, oft zusammenkommen, von Zeit zu Zeit in Gastgelagen sich zusammen freuen und einander Einigkeit und Freundschaft geloben; dies ist um so nöthiger, da die alles ihres Ansehens beraubte Ultraparthei, nachdem sie sich von ihrem Falle erholt hat, anfängt nachzudenken, wie sie das jezt Bestehende wieder über den Haufen werfen und etwas Obskurantes nach ihrem Sinne einführen könne. Eine Folge oder ein Nachhall von dem vorübergegangenen Sturme sind die sogenannten politischen Vereine, unter denen einer besonders, nämlich der Verein der Volksfreunde, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, und beinahe eine Spaltung in der Regierung und im Staate hervorgebracht hätte. Dieser Verein hatte kaum einige Sitzungen gehalten, als er schon solch eine Furcht erregte vor der Wiederkehr der Jakobinischen Klubbsauftritte, daß die Regierung glaubte, auf die Aufhebung dieser Sitzungen dringen zu müssen. Was in den ersten Sitzungen vorgegangen ist, weiß ich nicht; ich will nur von der vorlezten sprechen, der einer meiner Freunde beigewohnt hat. Den Vorsiz führte ein gewisser Hubert, der sonst Notar gewesen ist und als ein kühner und thätiger Mann dazu geboren zu seyn scheint, irgendwo an der Spize von Menschen zu stehen, die einen gemeinnützigen Vorsaz mit Kraft und Muth ausführen wollen. Der Verein bestand aus hundert und einigen Mitgliedern, meistens jungen Leuten, als Advokaten, Kaufleuten u. s. w. Die Sitzung hatte in einer Reitschule der Montmartrestraße, in der Nähe der Expeditionsbureaux des Constitutionnel und des Journal de Paris statt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

— Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 250.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 19. Oktober 1830.

Erst wenige Zeit, da der eine Quell
Noch in Sand floß, sich verlor. — Nun kam
Der Glücklichen einer und leitet' ihn
In den Strom.

Klopstock.

Eine Scene aus Goethes Faust, in schwäbischem Dialekt.

Goethe sagt in der Recension der Hebel'schen Gedichte: „Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Kultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersezt, es eben so ein Schritt zur Kultur der einzelnen Provinz seyn muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gibt. Versuche doch der Verfasser aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen. Haben doch die Italiener ihren Tasso in mehrere Dialekte übersezt."

Wenn nun ein deutsches Gedicht durch das ganze Vaterland in den Tiefen aller Gemüther wiedergeklungen; wenn eines schon jezt unsrer einheimischen Dichtung über die ganze Welt ein williges Ohr geöffnet hat, so wäre, wenn je ein Gedicht die Existenz einer deutschen Literatur auf die fernste Zukunft zu übertragen bestimmt seyn sollte, schwerlich eines so geeignet, den Kern dieser Poesie so rein zu koncentriren, wie Goethes Faust.

Ein solches Werk verdient in allen Zungen zu leben, und wir unserseits, mit der Kultur unsers angebornen Idioms ernstlich beschäftigt, wüßten nach dem weisen Rathschlag des Meisters uns kein erwünschteres Thema vorzustellen, um eine neue Probe unserer Bestrebung an den Tag zu legen, als eine Scene dieses Gedichts, die, freilich nicht von den pathetischen, uns die Färbung beschränkter nationaler Zustände in einem Lichte vorführt, wie wohl nichts ähnliches ist gedichtet worden.

Schließlich glauben wir aus Erfahrung sagen zu dürfen, daß eine solche Uebersetzung, die scheinbar ganz nah liegen sollte, doch eben nicht so bequem sich hinstellt, als man beim ersten Gedanken zu glauben geneigt ist, und wir bescheiden uns gerne mit dem Zeugniß, daß wir weder dem Dialektsangehörigen seine Sprache verunstaltet, noch dem Meisterwerke selbst alle inwohnende Grazie entrissen haben möchten. Es betrifft die Scene, „in der Nachbarin Haus" überschrieben, oder der Zahl nach die zehnte der Tragödie *).

* * *

os Goethe's Faust, zeəte scẽ.

Dər nåxbərə haus.

(əd frao Sarə-n-əlãi.)

Saro.

Ax gott, fərzəi's mãim Hans-jerg nõ!
Zwär an miər hått-ər õrext tõ,
Laoſt miər necs diər necs in'd fremde nãi
Und lesst-me uffəm stroo əlãi,
Und hann-ə dox, waes-gott! fon herzə gliəbt.

(so grãit).

*) Da das Original in Jedermanns Händen ist, so setzen wir es nicht bei.

Filleixt ist-er gaar toot — o nootl
Hett-i zom wenixstən en tootə-shãi,
I wär net halbə so betrjəbt!
(əd Margreet kommə).

Margreet.

Frao Sarə!

Saro.

Gretəle, was soll's sãi?

Margreet.

I bẽ for shrecca halbə toot.
Dã find-e shõ wydər so o shatoll
Fon ebe-holz in mãim kommod,
Und ganz fon de shẽste saxxə foll,
Fyl bräxtixər als os forix nõ.

Saro.

Dass-se-mər dees net gləi dər muəttər sext,
Und diə's frish wydər zom pfaffə trext.

Margreet.

Ax six-se nõ! ax gucc-se nõ!

Saro.

O du gliccsälixe persõ!

Margreet.

Waes laedər, dass-e net uff dər gass,
Net in dər kirx-me mit säə lass.

Saro.

Komm du nõ manxmäl zuə-mər rum
Und zieg dãine säxxlə hälingən ã;
Spaziərst ə stindle am spiəggəl rum und num,
So hent-mər unsər fraed shõ drã.
Nå gəit's əmål en ãlass, gəit's ə fest,
Wo-mər's de ləit so nãx-un-nãx säə lesst,
E kettle z'eerst, nå ə perl in's oor,
Ed muəttər merct's ne'grad, mər maxxt-ər ao
ebbəs foor.

Margreet.

Wär bringt-mər abər claed und ring und shuə?
Mit rexte ding geet's dox net zuə.
(mər clopft).
Herr-je! des kennt mãi muəttər sãi.

Saro.

(gucct durx's umhängle)
Nãi, s'ist ə fremdər herr. Norrãi!
(Dər Mephistopheles tritt auf).

Mephistopheles.

Fərzəiəd-mər, iər fraoə. Muəs grad-əus wägə,
So nimməd's wool net õguət gẽ,
I sott nãx-dər frao Sara Shwertle frägə.

Saro.

Was bringt dər herr? So säəd shõ, dass y's bẽ.

Mephistopheles (läis zuər).

My fraet's, dass-e siə gsää shap. Dox, i bitt,
Sie hãt dã gaar foornẽme visitt.
Fərzəiəd-se, dass i'd froihaet gnommə,
Will uf-də nãxmitag wydər kommə.

Saro.

Jezz abər, Gretəle, denc nõ drã,
Där herr syt dy for ə frälən ã.

Margreet.

Axgott, dər herr ist gaar zə guət,
I bẽ necs als ən arms jungs bluət.
Geshmucc und kettnə sint net mãi.

Mephistopheles.

O 's ist net dər geshmucc əlãi.
Siə hãt so ən aog, so ə wäsə soo —
Dass i bləibə derf, dess bẽ-n-i froo.

Saro.

Was bringt-ər denn? Was ist sãi kommissiõ?

Mephistopheles.

I wett, i hett was bessərs nõ.
I hoff, se lesst my's drum net biəssə:
Iər mann ist toot und lesst-se griəssə.

Saro.

Ist toot? O herz! əs wird-mər angst un' bang!
Mãi mann ist toot? nãi, i fərgang!

Margreet.

Ax tẽəd dox net soo, liəbbe frao.

Mephistopheles.

Herəd zom wẽnixstə mãi bottshaft ao.

Margreet.

Mãi lebbtag mext i dox käin mã,
Sixx-i-mər so en jammər ã.

Mephistopheles.

Zo fraed kommt laed; zo laed kommt fraed.

Saro.

Fərzäled-mər jezz sãis läbəs end.

Mephistopheles.

Er ligt in Padua, bəim Sanct-Antonius,
Fərgrabən und gwəit fon fromme händ,
Und shicct iərə nõ dən apshyds-kuss.
(Der Beſchluß fehlt.)

Noch eine Bemerkung über die Entstehung der Nordlichter.

Von Dr. Nürnberger.

Meine Betrachtungen über die Natur der Nordlichter waren in Nr. 141 und ff. dieser Blätter kaum abgedruckt, als mir das Märzheft der Bibliothèque universelle zu Händen kam, in welchem sich ein sachreicher Aufsatz über denselben Gegenstand befindet. Die Leser werden sich zur Vervollständigung auch die in diesem Aufsatze entwickelten Ansichten über das merkwürdige Phänomen nachträglich mit Vergnügen vorlegen lassen; ich habe denselben daher von seiner streng wissenschaftlichen Form entkleidet, und werde die Hauptmomente hier so übersichtlich als möglich zusammenstellen.

Die Hypothese dieses Aufsatzes geht zunächst von der höchst bemerkenswerthen, unläugbaren Thatsache aus, daß sich, im Ganzen und Großen, die Mineralien, und namentlich die Metalle, nach einem bestimmten Prinzipe über dem Erdboden vertheilt finden, dergestalt, daß gewisse Metallarten gewissen Regionen beinahe ausschließlich, und mit entschiedener Verdrängung der übrigen, zu entsprechen scheinen. So werden z. B. die sogenannten edlen Metalle: Gold, Platina u. s. w., in überwiegender Menge nur in der tropischen Region *) angetroffen; Kupfer, Zinn, Blei finden sich meistens nur in höhern Breiten, und das Eisen endlich (mit Ausnahme des meteorischen, dessen Betrachtung aber gar nicht hierher gehört) stellt sich vorherrschend als ein Eigenthum des Nordens dar. Diese nördlichen großen Eisenlager beben jenseits des 32ten Grades nördlicher Breite an, erstrecken sich von dort an so weit, als das feste Land reicht, und erreichen ihre größte Mächtigkeit jenseits des 45ten Grades und bis zum 65ten Grade nördlicher Breite. In der südlichen Halbkugel dagegen findet man, so weit sie bis jezt mineralogisch durchforscht ist, bei weitem keine so großen Eisenlager, ein Umstand, welcher die Seltenheit der Südlichter im Verhältniß zu den Nordlichtern, so weit die Abhängigkeit des ganzen Phänomens von der Mitwirkung des Eisens später dargethan wird, sehr gut zu erklären scheint.

Jene große nördliche Eisenregion stellte sich sodann ferner als der Heerd einer ganz besonders energischen Wirksamkeit der elektrischen Materie dar, welche durch die bekannte Anziehungsfähigkeit des Eisens in außerordentlicher Menge dahin gelockt wird, und sich von hier aus dem Erdkörper, Behufs der Wiederherstellung des elektrischen Gleichgewichtes, wieder mittheilt. Daher kommt es auch, daß in der südlichen Halbkugel, wo es, wie bemerkt, an bedeutenden Eisenmassen als Mitteln zur Abführung der elektrischen Materie fehlt, die Gewitter meistens von einer viel größern Heftigkeit sind, als im Norden des Aequators, eben weil sie dort die Stelle des Eisens in Zuführung von elektrischer Materie und Wiederherstellung des elektrischen Gleichgewichts zu vertreten haben. Diese merkwürdige Verschiedenheit in dem meteorischen Verhalten der beiden Halbkugeln wird, scheint es mir, solchergestalt ebenfalls sehr glücklich aufgeklärt; und man kann dieser Ansicht um so weniger seinen Beifall versagen, als es bisher noch gar nicht gelungen ist, etwas anderes Befriedigendes über einen gleichwohl so höchst auffallenden Umstand vorzubringen.

Um nun aber zu erklären, was die solchergestalt von der großen nördlichen Eisenregion eingesogene elektrische Materie bestimme, gerade in der Nähe des Nordpols wieder empor zu strömen und damit diejenige Art von Kreislauf zu bilden, von welcher die elektrische Nordlichterscheinung in der Polarzone abhängig gemacht worden ist, so wird in unserer Hypothese angenommen, daß es um den Nordpol ein großes, offenes und zu jeder Jahreszeit freies Meer gebe. Gegen diese Behauptung wird sich ebenfalls wohl Niemand erheben. Die neuesten Nordpolexpeditionen, die Beobachtungen der Wallfischfänger, welch lezlere dem Pole oft sehr nahe gekommen sind u. s. w., lassen darüber fast keine Zweifel übrig. Die Polisten, mit welchem Namen man die Anhänger dieser Hypothese bezeichnet, geben dem gedachten Polarmeere einen Durchmesser von fast fünfhundert geographischen Meilen, eine unergründliche Tiefe, und lassen es sich in immerwährender heftiger Bewegung befinden, für welche Umstände allerdings eine Menge gewichtiger Thatsachen sprechen. Dem Zeugnisse der Geschichte zufolge, ist dieses Polarmeer erst etwa seit vier Jahrhunderten unzugänglich geworden. Eine an der Ostküste Grönlands um das Jahr 980 von dem Dänenkönig Erich dem Rothen errichtete dänische Kolonie hat erweislich bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein geblüht, zu welcher Zeit erst die Eismassen zu stark angewachsen sind, um eine fernere Verbindung mit dem Mutterlande zuzulassen. Allein auch dieser Zuwachs der Polareisberge ist in naturgemäße, unübersteigliche Grenzen eingeschlossen; und das seit mehreren Jahren beobachtete Herabschwimmen ungeheurer Eisblöcke aus der nördlichen Polarzone in südlichere Meere deutet auf eine Revolution in jener erstarrten Region, und eröffnet die Aussicht, das in Rede stehende große Polarmeer nicht mehr blos auf dem Wege naturwissenschaftlicher Schlüsse und historischer Erinnerungen, sondern mit dem Steuerruder in der Hand zu finden. Dieses große, immer freie Polarmeer nun ist es, wo sich die von der Eisen-

*) Vielleicht könnte man dagegen das kaukasische Gebirge einwenden, wo in der lezten Zeit Goldklumpen von 16 bis 25 Pfunden zu Tage gefördert worden sind. Allein da dieses Gebirge nicht allzuweit vom nördlichen Wendekreise liegt, so scheint der Umstand eher für, als wider die Hypothese zu sprechen. N.

region eingesogene und dem Innern der Erde zugeführte elektrische Materie wieder erhebt, und von dessen Wasserdünsten dieselbe emporgetragen wird, um vor dem Blicke das wunderbare Schauspiel des glänzenden Phänomens zu entfalten, mit dessen Erklärung wir es hier zu thun haben. Es ist den Lesern erinnerlich, daß, in Folge der Axendrehung der Erde, der Aequatorialzone eine sehr heftige Schwungbewegung mitgetheilt wird, während die Polarzone davon fast frei bleibt; vielleicht ist dies einer von den Gründen, warum gerade diese Zone sich dem ruhigen Emporsteigen und Entwickeln der elektrischen Nordlichtmaterie besonders günstig zeigt.

Man sieht aus dieser gedrängten Darstellung, daß sich der Verfasser des erwähnten Aufsatzes in der Hauptsache: der elektrischen Natur des Nordlichtphänomens, mit uns einverstanden zeigt, und diese gemeinsame Ansicht nur durch die, ihm eigenthümliche Beziehung auf eine große nördliche Eisenregion modifizirt. Das Vorhandenseyn einer solchen ist, wie gesagt, eine unwiderlegliche Thatsache; das Verwandtschaftsverhältniß des Eisens zur elektrischen Materie ist es nicht weniger, und also dürfte die hier entwickelte Hypothese allerdings die Aufmerksamkeit verdienen, welche uns veranlaßt hat, sie den Lesern nachträglich vorzulegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Sitzung des Vereins der Volksfreunde.

Diese Reitschule war von dem Eigenthümer, welcher dieselben Grundsätze wie die Gesellschaft hegte, unentgeldlich zu den Sitzungen eingeräumt worden. Das Publikum hatte freien Zutritt auf den Bänken um die Reitbahn umher. Es war zahlreicher als der Verein, und dies war ein großer Uebelstand; denn man konnte ja voraussehen, daß bei politischen Erörterungen, bei denen doch selten Kaltblütigkeit beibehalten wird, weil sie uns zu nahe angehen, das so zahlreiche Publikum nicht stille bleiben würde. Und so geschah es auch diesmal, daß es an den Debatten unten in der Reitbahn lebhaften Antheil nahm, bejahte und verneinte, je nachdem die verhandelte Frage ihm zusprach oder nicht, mit hineinschrie und dadurch die ruhigen Debatten unten störte, so daß sich der Vorsitzer einigemale ereifern mußte und den Zuhörern drohte, wenn sie sich nicht passiv verhielten, würde man sie künftighin nicht mehr zulassen. Es hieß, ein Minister, der Herzog von Broglio, habe sich diesen Abend unter den Zuschauern befunden, vermuthlich um sich mit eigenen Augen von dem Zustande des Vereins und dem Wesen seiner Verhandlungen zu überzeugen. Diese Verhandlungen waren etwas sonderbar. Es wurde ein Komité ernannt, um der Anklage der Minister zu folgen; ein anderes, um die Auflösung der nicht genügenden jetzigen Deputirtenkammer bewerkstelligen zu helfen; es wurde die Frage verhandelt, ob die Todesstrafe über die Minister Karls X. verhängt werden sollte. Es kam darüber zum Abstimmen, und siehe da, nur sieben Stimmen wollten die Minister mit dem Tode bestraft wissen; sicher ein Beweis, daß dieser Verein eben von keinen blutgierigen Grundsätzen geleitet wird, und daß humane Gesinnungen jetzt sogar bei Leuten vorherrschen, die über politische Dinge etwas überspannte Meinungen hegen. Diese ziemlich stürmische Sitzung erregte viele Besorgniß; man fürchtete vielleicht nicht ohne Grund, bei den folgenden werde es noch unruhiger hergehen. Der Verein soll die Absicht gehabt haben, künftighin von dem Publikum Eintrittsgeld zu fordern, um dadurch den Andrang der Neugierigen zu vermindern; denn wo gezahlt werden muß, pflegt die Neugier manchmal sich zu bändigen. Dies geschah aber nicht, und das Publikum wurde unentgeldlich zugelassen wie zuvor; am räthlichsten wäre es gewesen, wenn man gar keine bloßen Zuschauer mehr zugelassen hätte. Unterdessen hatte die Regierung die Sitzungen des Vereins als gesetzwidrig angeklagt; der Verein hatte aber nichts destoweniger geglaubt, er sey unter den jetzigen Umständen berechtigt, seine Sitzungen zu halten, indem das bisher bestandene Gesetz, welches verbietet, politische Zusammenkünfte von mehr als zwanzig Personen zu halten, von Jedermann, sogar von den jetzigen Ministern, als abgeschmackt anerkannt worden sey. Es hatte sich eine Menge Menschen vor der Reitbahn versammelt. Man glaubt, dieser Haufe sey nicht zufällig entstanden, sondern mit Fleiß so veranstaltet worden, um einigen Tumult zu erregen. Indessen wollte doch die Regierung nicht einschreiten, sondern ergriff den Ausweg, daß sie die Nationalgarde handeln ließ. Ein Offizier der Bürgerwache trat in den Versammlungssaal hinein und stellte den Herren ganz höflich vor, daß ihr Verein Anlaß zu Unruhen auf der Straße gebe, worauf der Verein beschloß, die Sitzung aufzuheben. Seitdem ist keine andere gehalten worden. Ob nun auch der Verein ganz aufgehoben ist, weiß man nicht; vielleicht kommt er einmal wieder zum Vorschein. Unterdessen wurde vor dem Polizeigerichte der Prozeß wider die Vorsitzer des Vereins fortgesetzt, und nun ereignete sich der skandalöseste Vorfall, den die Zeitungen berichtet haben, daß nämlich Hubert, Vorsitzer des Vereins der Volksfreunde, gegen die Richter äußerte, er könne sie, die so manchen Vaterlandsfreund verurtheilt hätten und in den Tagen der Gefahr davon gelaufen wären, indessen sie, die Volksfreunde, ihr Leben und Blut zur Rettung des Vaterlandes aufs Spiel gesetzt hätten, nicht für seine rechtmäßigen Richter anerkennen; sie sollten zurücktreten. Die Richter blieben wie betäubt auf ihren Stühlen sitzen, und das Schlimmste war, daß das Publikum dem Redner rauschenden Beifall zujauchzte und der Gerichtspräsident kaum wieder die Ruhe im Saale herstellen konnte. So sehr ist dieses Polizeigericht, das unter der Regierung Karls X. so manchen Schriftsteller, oft ganz unverdienterweise, zum Gefängniß und zur Strafe verurtheilte, blos um den Ministern gefällig zu seyn, in der öffentlichen Meinung gesunken. Es hat sich müssen in seinem eigenen Gerichtssaale von Beklagten und von Zuschauern ungestraft beschimpfen lassen, und die Richter müssen wahrlich erbärmliche Tröpfe seyn, wenn sie nicht um ihre Entlassung anhalten und sich nach einer ehrenwerthern Beschäftigung umsehen. Nächstens werden ihnen aber auch die Preßvergehen entzogen werden, und jeder Schriftsteller, gegen welchen Klage geführt wird, hat dann sein Vergehen vor den geschwornen Bürgern, und nicht blos vor besoldeten Richtern zu verantworten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 251.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Oktober 1830.

— Da raget Etna für,
Der oftmals rings das Land mit Asche überschneiet,
Mit Steinen um sich wirft, gepichte Flammen speiet.

Martin Opitz.

Reise nach dem Krater des Etna,

den 24ten und 25ten April 1830.

Am 23ten April Morgens verließen wir Syrakus, und ich kann sagen, nicht ohne Bedauern. Nach einer langen, höchst mühseligen Reise von Palermo aus, theils längs der Küste, theils durch das Innere Siciliens, hatten wir dort Ruhe und Erholung gefunden und uns an den höchst anmuthigen und merkwürdigen Umgebungen ergözt. Schon vor unserer Ankunft daselbst hatten wir den Etna, im Lande Monte Gibello genannt, zu Gesicht bekommen, und am eben erwähnten Tage unserer Abreise, nach Uebersteigung einiger rauhen, unwirthbaren Felsenhügel von hellgrauer Farbe, erblickten wir abermals, gegen Norden, diesen höchsten Berg der Insel und einen der merkwürdigsten des Erdballs in seiner ganzen Ausdehnung am Horizonte einer, theils durch flaches, grünes Land, theils durch das indigoblaue Meer gebildeten weiten Ebene. Es war noch Morgen; der Koloß zeichnete sich in voller Klarheit mit vielen seiner ausgebrannten Nebenkrater in scharfen Linien am unbewölkten, hellschimmernden Himmel, und unsere lebhaft erregte Theilnahme erlaubte uns fast nicht, unsere Blicke auf einen andern Gegenstand zu richten, als auf ihn, und besonders auf seine höchste Spitze, aus welcher sich so oft Entsetzen und Elend über das ganze Land verbreitet haben. Es entstiegen derselben in kurzen Absätzen mächtige Rauchsäulen, welche sich in einer gewissen Höhe zu Wolken ausbreiteten, sich dann senkten und so das Haupt ihres furchtbaren Erzeugers umschwebten. Gegen Mittag war die obere Hälfte des Berges in weißschimmernde Wolken gehüllt. Wir richteten also jezt unsere Blicke auf seinen Fuß, und bald, nachdem wir von mäßigen Höhen, zwischen welchen sich uns oft entzückende Aussichten enthüllten, zum Gestade herabgestiegen waren, erblickten wir Catania, eine der bedeutendsten Städte Siciliens, in ihrer ganzen Ausdehnung, mit ihren Klöstern und Kirchen und festlichen Kuppeln. Gegen Abend trafen wir dort ein, und nachdem wir einige lange, gerade Straßen, mit ziemlich unfreundlichen, schmuzigen Häusern, welche von Zeit zu Zeit einen Blick in ein noch schmuzigeres Innere gestatteten, durchzogen hatten, fanden wir in dem erträglichen Gasthause des Don Abate *) Aufnahme und Ruhe, deren wir nach einem Marsche von 46 Miglien wohl bedurften.

Wir hatten durchaus nicht die Absicht, den Etna zu besteigen. Einen Krater hatten wir gesehen, wir waren schon früher auf dem Vesuv gewesen, und sehr ausgedehnte Aussichten in Vogelperspektive waren uns hinlänglich bekannt und nicht anziehend genug, als daß wir eine neue mit großen Mühseligkeiten hätten erkaufen sollen. Nur ein wenig mehr in der Nähe wollten wir jenen wunderbaren

*) Don ist ein Titel, welchen man in Sicilien einem jeden zu geben pflegt, der einen runden Hut trägt, d. h. der nicht Bauer ist oder in diese Klasse gehört. Diese tragen ohne Ausnahme Nachtmüzen. Fremde, Vornehme und Reiche sind Signoria und Excellenza.

Berg beſchauen, und beſchloſſen daher, am 24ten April, gegen Mittag, nach dem lezten Orte zu reiten, welcher ſich an ſeinem Fuße, dem Gipfel zu, befindet, nämlich nach Nicoloſo. Die Zeit bis zum Mittag benuzten wir, um uns in der Stadt umzuſehen. Es iſt nicht meine Abſicht, hier von ihren Alterthümern und Muſeen zu reden; ich beſchränke mich darauf zu bemerken, daß wir Catania mit ſeinen Umgebungen viel weniger maleriſch und angenehm fanden, als Syrakus. Die Stadt ſelbſt erſchien uns indeſſen, bei näherer Beſchauung, nicht ſo häßlich, als den Tag zuvor. Die Häuſer ſind großentheils niedrig, eine Bauart, welche bei ſo häufigen Erdbeben ſehr zweckmäßig iſt. Die Straßen ſind lang, breit, regelmäßig, und einige mit artigen Palläſten geziert, an denen aber, wie an vielen andern Häuſern, Riſſe und Spalten zu bemerken ſind, Folgen jener entſetzlichen Phänomene. In Mitten der Stadt befindet ſich der Hauptplatz, piazza maggiore, mit der modernen Kathedrale, zu Lande madrice (Mutterkirche) genannt, und jedes Dorf hat ſeine madrice. Die Gaſſen ſind ziemlich belebt, vorzüglich durch ein unzählbares Heer von Geiſtlichen. Die Weiber, ſelbſt die vornehmen, tragen, wenn ſie in die Meſſe gehen oder fahren, wie in vielen andern Städten Siciliens, einen ſchwarzen Mantel, manto. Er beſteht blos aus einem viereckigen Stücke Wollen- oder Seidenzeug, welches über dem Kopfe wie ein halber Schleier hängt, und dann den Körper in reiche Falten bis zum Knöchel verhüllt. Hinten an der Taille, auf der rechten oder linken Seite, wird dieſer Mantel ein wenig aufgeſchürzt und bildet ſo in angenehmem Schwunge entgegen laufende Falten. Mir gefiel dieſe Tracht, welche ſelbſt die Aermeren ordentlich bekleidet erſcheinen läßt, ungemein, obgleich es wahr iſt, daß ſie, im Verein mit den vielen ſchwarzen Mänteln der Geiſtlichkeit, auf den erſten Anblick den Eindruck hervorbringt, als ob die ganze Bevölkerung Cataniens ſich zu einem Leichen- oder Trauerzuge verſammeln wollte. Oft drang ſich mir der Gedanke auf, daß dieſer ernſte Anſtrich hieher ganz gut paſſe — hier, wo jeder Einwohner bei jedem Schritte auf das Grab eines Ahnen tritt und in jedem Momente ſein eigenes finden kann. Auch die nächſte Umgebung der Stadt erinnert nur zu deutlich daran, auf welchem Boden ſie erbaut iſt. Der Ausbruch von 1693 umgab ſie rings mit Lava und machte ſie zu einer Inſel in einem Feuermeere. Nur nach dem Meer zu blieb die Möglichkeit einer Flucht zu Waſſer übrig. Auch die kühnſte Phantaſie vermag ſich jenes ſchreckliche Ereigniß nicht zu vergegenwärtigen, wenn das Auge nicht jenen ungeheuren Lavaſtrom ſah, der nun erſtarrt, ſchwarz daliegt, damals aber glühend und ſprühend floß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Scene aus Goethes Fauſt, in ſchwäbiſchem Dialekt.

(Beſchluß.)

Saro.

Was, kãin noot-pfenning bräxted ier dorhär,
Dẽn jedor handwercsbursh im seccəl spaart,
Und zom ãdencə so wool fərwaart,
Dass-or liəbbər hungərt, liəbbər bettelt —?

Mephistopheles.

Madamm, miər tuət's fon herzə laed.
Er hat sãi geld deswägə net fərzettəlt,
Und ao in cristlixər ərgäbəhaet
Sãine sindən und sãi õglicc tiəf berəit.

Margreet.

Ax wy õglicclix sint dox 'dləit!
I will gwys fləisix forr-ə bättə.

Mephistopheles.

Iər sottəd glei in'd hoxzəit-kammər trettə,
Iər sint ə herzixs shazzə-kind.

Margreet.

Ax nãi, des geet jezz nõ net ã.

Mephistopheles.

Ist's ao kãi co-herr, liəblix wy iər sint,
So täät's dərweilən ə galã.
Kãi greesrə fraed ist for en mann,
Als so ə liəbs ding im arm zə hann.

Margreet.

Des ist hio net dər broux. Mər wird glei frao.

Mephistopheles.

Broux oder net, es gipt six ao.

Saro.

Forzelod dox —

Mephistopheles.

I stõnd hart an sãim bett,
Es waar was bessər als fon mist,
Fon stroo und halbə fərfoult; dox staarb-ər als ə crist.
„Wenn-i ãi sind wẽn'xər uffəm gwissə hett"
So fẽng-ər ã „nãi, so mãi broot fərpassə,
So liəddərix mãi weib fərlassə!
Des maxt mãr kummər nemmə wett.
I waes, so bləibt-mər ebix bees."

Saro.

Ax där arm mã! i hann-əm lang fərziə.

Mephistopheles.

„Abər y bẽ ganz gwys wẽnixər shuld als sia."

Saro.

Net wär ish! was? uffəm tood-bett sext-ər dees?

Mephistopheles.

Es ist necs andərs gwest als phantasiərt.
„Gotts-wettər“ sext-ər, „ist des net o shand,
Dass-mər nõ so o läbə fiərt:
Zeerst kindər und nå broot härpracticiərt,
Und broot im wəitəstə fərstand.
Niə hann-ə ao mãi taəl im frydə gessə!“

Saro.

So hått-ər älle liəb und treı fərgessə,
Bəi tag und naxt diə shindərəi?

Mephistopheles.

Nãi, weccər, nãi, er herəd's gləi.
„Wy-i bẽ wec fon Malta gangə,
Wend-i, for frao un' kind me in dər finstərə
Zo gott, und desmål heert-ər-me:
Mər hent o tirqishe galerə gfangə,
Mit 'ssultan's shazz, fyl dəusəd guldə wärt.
Då, haest's nõ, kommt əmål dər criəgsmann zo
sãim lõ.
So criəgg-i-denn ao, wiə six's gheert,
Am-end mãi ordəlix taəl dərfõ.

Saro.

Ja wiə? Ja wo? Hått-ər's fərgrabə gẽ?

Mephistopheles.

Des wyst-ə net, was wəitər mit passiərt-ist.
E shẽs mamselle syt-ə stẽ,
Wy-ər in Neappəl ãizext rum-vagiərt-ist,
Und-əs ərbarmt-se. Was diə ann-əm tõ
Fon liəbs und haəls — kãi doctər kã's gəshwinder
I glaəb, ər spyrt's im kaltə bodə nõ!

Saro.

Där lump, där diəb an sãine kinder!
Trozz älləm õglicc, ällər noot,
Faart-ər õbiəst und õbekärt zor hell.

Mephistopheles.

Ja säəd, dårum ist-ər toot,
Und wär jezz y an əirer stell,
Mãi trəuər-järlə sät-i, stumm
A'istwəil, me nåx-mən andrən um.

Saro.

Ax gott! so wiə mãi Hans-jerg fãi
Find-i uf därə welt kãin andrə.
Nõ ãis, des hått-əm gshadt, des əbix wandrə
Und fremdə weibər und fremdə wãi
Und des fərwettərt wirfəl-spyl.

Mephistopheles.

So kã's nõ stẽ un' gẽ am-end,
Wenn iər-əm õgfär ao so fyl
Fon eirər səit nåxgsäə hent.
I will net liəggə, dox mit dẽm beding
Då triəg i selbər nõ der frao iərn ring.

Saro.

Des ist fom herrə nõ so gsəgt.

Mephistopheles (bəi six selbər).

Jezz abər, təifəl, maxxst-də fort;
Sonst wirst, waes gott, bəim wort nõ pacct.
(zor Margreet).
Wie steet's denn mittəm herzlə dort?

Margreet.

Was mãit dər herr mit?

Mephistophiles (for six nã)

Du õshuldixs kind!
(laut) Adjees, iər fraoə!

Margreet.

Adjees!

Saro.

O sagəd-mər dox gəshwind.
I mext nõ ao o zəignis hann
For də tood und for's fərgrabə fon mãim mann,
Weil-ə fon jee-här bəi dər ordnung bẽ,
So soll-ər ao toot im woxxə-blättle stẽ.

Mephistopheles.

Ja, frao, durx zwaeər zəigə mund
Wird yberaal od wårhaet kund.
I hap nõ gaar en fãinə gsellə,
Dẽn will-ə ix for də rixtər stellə,
I bring-ə här.

Saro.

O tẽəd dees gləi.

Mephistopheles.

Und då diə jungfər ist ao dərbəi,
Ist o rextər bursh — graest — wəit un' braet,
Där d'jungfrə wool in äro helt.

Margreet.

Kẽm for so herrən in fərlägəhaet.

Mephistopheles.

O for kãim kẽnix fon dər welt.

Saro.

Mər well'd həit åbəd, in mãim gartə
Dort hintr-əm həus, uff diə herrə wartə.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Die Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester.

Meinem Versprechen gemäß, beschreibe ich vollends die merkwürdige Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester. Ich bin in meiner Beschreibung *) bis Kenyon gekommen; jenseits dieses Orts geht die Bahn unter drei schönen Brücken weg, und eine kleine Strecke jenseits Culcheth über den Damm bei Brosley, welcher an anderthalb Meilen lang und 18 bis 20 Fuß hoch ist. Alsdann führt dieselbe über den Weg von Bury weg, so wie über den Glazebach, und kommt an das sogenannte Chat-Moß. Dies ist ein Sumpf, welcher eine Fläche von ungefähr 12 Quadratmeilen bedeckt und so weich ist, daß kein Vieh darauf zu gehen vermag; ja an einigen Stellen so flüssig, daß eine darauf gelegte eiserne Stange zu Boden sinkt. Er ist von 10 bis 35 Fuß tief, und sein Boden besteht aus Sand und Lehm. Manche hielten es für unmöglich, eine Straße über diesen Sumpf zu führen; aber Fleiß und Geschicklichkeit haben auch hier überwunden. Balken, welche die Eisenbahn tragen, ruhen auf einer Art von Floß aus Reisern und Heidekraut, welches auf dem Sumpfe schwimmt. Auf der östlichen Seite mußte man indessen einen Damm 20 Fuß tief einsenken, auf dem die Bahn einen festen Boden gewonnen hat, und am 1. Jan. d. J. fuhr der Dampfwagen Rackete zum ersten Male mit einem Wagen voll Passagieren über den ganzen Sumpf weg, auf welchem die Bahn sich 4½ Meilen weit erstreckt. Das Werk hat hier über 27.700 Pf. gekostet. Der Weg geht hierauf eine Meile weit auf einem Damm hin, und dann über eine hübsche Brücke von zwei Bogen über den Worsleykanal; hierauf durch Eales und einen Theil von Salford unter sechs Brücken weg, welche, wie sich von selbst versteht, von der Gesellschaft gebaut werden mußten, um frühere Straßen und Wege in ihrer Verbindung zu erhalten. Eine schöne steinerne Brücke, aus einem einzigen, 65 Fuß weiten Bogen bestehend, führt alsdann die Bahn über den Fluß Irwell, und endlich eine Leitung von 22 backsteinernen Bogen und eine Brücke über die Waterstraße zu der Station der Gesellschaft in Manchester, wo die Bahn mit dem zweiten Stocke des Lagerhauses gleich läuft. Im Ganzen hat die Gesellschaft in der ganzen Länge der Bahn, nebst den kleinern Brücken für Fußgänger, 63 Brücken zu bauen gehabt, wovon 30 unter der Landstraße weggehen, 28 darüber, 4 über Bäche und eine über den Irwell. 22 sind von Backstein, 17 von Holz und Backstein, 11 von Backsteinen und Mauersteinen, eben so viele von Holz, und 2 von Stein und Holz; alle zusammen haben über 99.000 Pf. gekostet. Alle Viertelmeile zeigen Pfosten die Entfernungen an. Die Preise der Fracht für Waaren und Passagiere sind noch nicht bestimmt; doch glaubt man, daß für's erste Passagiere auf den ersten Plätzen 6 Schillinge und auf den zweiten 3½ Sch. bezahlen werden; folglich ungefähr 2½ und 1 Penny (7½ und 3 kr.) auf die engl. oder 31 kr. und 14 kr. auf die deutsche Meile. Der Wagen, in welchem der Herzog von Wellington und die übrigen Standespersonen bei der Eröffnungsceremonie fuhren, ist ein wahres Prachtwerk, 8 Fuß breit, mit Scharlach ausgeschlagen und mit einem reichverzierten Thronhimmel bedeckt. Die Wagen, welche jezt auf der Bahn fahren, sind sehr elegant und bequem, jedoch von zweierlei Art. Die besten fahren zweimal des Tages zwischen Liverpool und Manchester hin und her, und sind jedesmal von einer Stadt zur andern dritthalb Stunden auf dem Wege, während die der zweiten Klasse drei Stunden darauf zubringen. Man erwartet, daß allmählig die Reise kürzer und die Fracht mit der Zunahme von Reisenden und Waaren vermindert werden wird. Vor ein paar Tagen nahm man zum Versuch, wie sich wohl Thiere transportiren lassen möchten, von Liverpool aus auf einem flachen Gerüste, das man einem Wagen der zweiten Klasse anhing, eine Ladung von vier (vierbeinigen) Eseln mit, und zwar mit dem besten Erfolg, denn die Thiere rührten sich nicht von der Stelle.

*) S. Nr. 244.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Die konstitutionelle Gesellschaft. Die St. Simonisten.

Nun ist noch eine andere Gesellschaft vorhanden, die ebenfalls nach dem Sturze des Bourbonschen Throns entstanden ist, nämlich die sogenannte „konstitutionelle Gesellschaft," deren Vorsitzer Anfangs Graf Lasteyrie, ein Schwager Lafayettes, war. Auch in diesem Vereine ist es etwas unruhig zugegangen, so daß es dem alten Lasteyrie bedenklich schien, länger den Vorsitz zu führen, worauf denn ein rüstigerer Mann das Steuerruder dieses Klubbs in die Hände genommen hat. Da diese Gesellschaft aber das Publikum nicht zu seinen Sitzungen zuläßt, und von seinen Verhandlungen, die übrigens ganz rechtlich sind, wenig verlautet, so wird sie auch von Niemand beunruhigt, eben so wenig als die St. Simonistische Gesellschaft, von welcher kürzlich auch viel die Rede gewesen ist. St. Simon ließ einige Zeit nach der Rückkehr der Bourbons in Frankreich seine Gedanken über gesellschaftliches Glück und über die beste Einrichtung des Staates drucken. Sie erregten Anfangs wenig Aufsehen, oder wurden in Taatblättern wegen ihrer Sonderbarkeit lächerlich gemacht. Indessen gewann der Mann doch Anhänger, und obschon er seit mehreren Jahren todt ist, so pflanzt sich seine Schule doch fort, in Paris sowohl als in den Provinzstädten, und es ist allmählig eine religiöse und politische Sekte daraus geworden. Auch erschien sogleich nach der lezten Revolution eine Ankündigung der Zeitschrift L'organisateur, welche die St. Simonisten herausgeben wollten, um ihre Grundsätze zu entwickeln und die Möglichkeit der Anwendung derselben auf die bestehende bürgerliche Gesellschaft zu zeigen. Die Zeitschrift hat auch schon begonnen, man erblickt sie aber an wenig Orten in Paris. St. Simon und seine Anhänger haben die humansten Gesinnungen von der Welt. Sie sehen, daß zu dem Glücke der Staaten noch sehr Vieles fehlt; sie wollen also den Mängeln abhelfen und eine bessere Ordnung der Dinge einführen. Leider aber nehmen die Herren gar keine Rücksicht auf das Bestehende und Verjährte, sondern wollen den Staat ganz von vorne an einrichten, als ob sie leeren Grund zu bebauen, oder einen frischen Staat in Amerikas Wildnissen anzulegen hätten. Daher werden denn ihre Vorschläge als eitle Träumereien verspottet, obschon manches Gute darin stecken mag. Besonders hat man über die von ihnen vorgeschlagene Gütergemeinschaft gelacht, die sie in Staaten, wo das mein und dein so scharf getrennt sind, einführen wollen; Gütergemeinschaft in einem Lande vorschlagen, wo der eine Millionen besizt und der andere kaum Lumpen genug zusammen bringen kann, um seine Blöße zu decken, heißt doch wahrscheinlich tauben Ohren predigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 252.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Oktober 1830.

Wasser ist Körper und Boden der Fluß. Das neuste Theater
Thut, in der Sonne Glanz, zwischen den Ufern sich auf.

Goethe.

Bilder aus Rußland.

Von einem Deutschen, der lange in Rußland gelebt hat.

Der Frost und die Vorkehrungen dagegen.

Seit der Frost in Rußlands Ebenen einem ungeheuren Heere den Untergang gebracht hat, steht der russische Winter in noch weit schlimmerem Rufe, als früher, und der Leser wird in der folgenden Skizze, die wir zu einer Zeit mittheilen, wo unter dem 55 Grade der Breite sich bereits die Vorboten des Frostes melden, während bei uns die Natur erst anfängt, ihr grünes Gewand gegen ein gelblich braunes zu vertauschen, keine Apologie dieses Winters finden.

Die Strenge des Klimas im nördlichen Rußland ist in der That so groß, daß man kaum begreifen kann, wie ihr der sonst so zarte menschliche Organismus so gut zu widerstehen vermag. Da ich die nördlichsten Gegenden dieses großen Reiches nicht kenne, so überlasse ich die nähere Beschreibung eines Winters in Kola, Archangel oder Kamtschatka denjenigen, welche das wahrlich nicht zu beneidende Glück gehabt haben, ihn selbst zu genießen. Ich kam nur bis Tobolsk und verließ diese Stadt noch vor dem Winter. Aber ich habe mehrere Winter in Simbirsk, Perm und Nischninowgorod zugebracht, (also in einer Breite von nur 55 Graden, d. h. nahe in der Breite von Gothenburg in Schweden, oder Edinburg in Schottland) und bereits durch diesen Aufenthalt in dem dort sogenannten gemäßigten Rußland alle Lust verloren, auch noch das nördliche näher kennen zu lernen.

Nach meiner Erfahrung ist es eine in diesen Gegenden allgemeine Erscheinung, deren Ursache mir übrigens unbekannt ist, daß, so wie die strengste Kälte eintritt, auch zugleich völlige Windstille herrscht; ein sehr wohlthätiger Umstand, da bei einer so heftigen Kälte jeder noch so kleine Luftzug äußerst lästig ist und das Gesicht sehr schmerzhaft, wie mit Messern, schneidet, und da stärkere Winde wahrscheinlich alle Existenz im Freien unmöglich machen würden. Eigentliche Arbeiten unter freiem Himmel hören übrigens auch hier, der Windstille ungeachtet, selbst bei der ärmsten Klasse, beinahe gänzlich auf. Jeder Bauer zieht das früher schon in seinem Hofe zubereitete Brennholz, wenn der December herannaht, in sein Vorhaus, unmittelbar hinter die Stubenthüre, damit er die nächsten sechs Wochen davon nehmen kann, ohne sich ins Freie zu begeben und es dort unter dem tiefen Schnee hervorzuscharren. Dann werden Thüren und Fenster auf das Sorgfältigste untersucht, jede Ritze ausgestopft, der Rand der Thüre ringsum mit wollenen Tüchern, die daran festgenagelt werden, belegt und überhaupt für alles gesorgt, was das Eindringen der Kälte verhüten kann. Da in den acht Wintern, welche ich in Perm verlebte, das Quecksilber des Thermometers in 5 bis 6 Tagen dreimal ganz in die Kugel fiel, und da um das Neujahr eine Kälte von 27 bis 30 Graden Reaumur drei bis vier Wochen lang zu den ganz gewöhnlichen Erscheinungen gehört, so läßt

sich die Sorgfalt für den Schutz gegen die Kälte nicht leicht zu weit treiben.

Wenn diese strengere Kälte eintritt, scheint sich die ganze Natur zu ändern, und alle den Menschen umgebenden Gegenstände scheinen eine andere Gestalt anzunehmen. Selbst der Aufenthalt in den Zimmern ist anders geworden. Die Doppelfenster, von welchen Anfangs nur, wie bei uns, die innere Seite mit dichten Eisblumen belegt war, werden jezt auf allen vier Seiten mit einer zolldicken Eisrinde überzogen, die keine Blume mehr zeigt und dem durch diese Eismasse nur sparsam durchgehenden Tageslicht einen ganz eigenen Ton gibt. Es scheint, als ob das, was früher eine durchsichtige Oeffnung war, jezt mit einer großen Tafel von mattem, nicht polirtem Silber bedeckt wäre, welche von unsichtbaren innern Lampen eine eigene Beleuchtung erhielte. Wenn die Thüre des Zimmers, welches unmittelbar mit dem lezten, nicht geheizten Vorhause kommunicirt, auf einen Augenblick geöffnet wird, so dringt eine dichte, weisse Rauchwolke in die Stube, die in dem ersten Moment den Eintretenden ganz verbirgt, aber in dem nächstfolgenden schon, durch die Wärme der Stube, als nasser Nebel sich zu Boden schlägt, daher die Gegend um diese Thüre immer ganz feucht bleibt, während der äußerste Rand der Thüre und des Thürenstocks selbst mit hartem Schnee und oft selbst auf der innern Seite mit kleinen Eiszapfen bedeckt ist.

Noch mehr ändert sich die Scene, wenn man die warme Stube verläßt und auf die offene Gasse tritt. Die Menschen selbst, die man da erblickt, scheinen andere zu seyn, als die, welche man noch vor wenigen Tagen an derselben Stelle gesehen hat. Alles ist tief verhüllt, und außer Mund, Nase und Augen sieht man nichts, als dicke Wollenkleider und Pelzwerke. Kein Langsamer, kein Fauler, kein Alter, keine kleinen Kinder werden mehr gesehen; die lezten müssen nun zu Hause bleiben, weil sie außer dem Hause nicht mehr fortkommen können, und die ersten, so träg und bequem sie sich auch früher über die Gasse gewälzt haben mögen, sind nun plözlich flink und munter geworden. Die Kaufleute, die Fleischer, die Fischhändler und andere Leute, die sonst immer fest, wie Säulen, neben ihrer Waare standen, sieht man jezt in einem immerwährenden Tanze begriffen, indem sie sich, wie Kreisel, um sich selbst auf ihren Absätzen drehen, mit ihren Füssen auf der Erde herumstampfen und ihre Arme immerwährend und nach allen Richtungen um sich herumschleudern. Die Bärte der russischen Bauern sind zu festen Eisklumpen geworden, und auch bei denen, die keine Bärte tragen, sind die Backenhaare und die dem Munde zunächst liegenden Kleidungsstücke ganz mit Schnee und dickem Reif belegt. Wenn der Mund des Nachbars sich zum Sprechen öffnet, so begleitet jeden artikulirten Ton ein dichter Nebel, der wie Rauch aus seinem Munde strömt und die nur für das Gehör bestimmten Worte nun auch gleichsam dem Auge sichtbar macht. Unter jedem Fußtritt knarrt der Schnee in einem hohen, pfeifenden Ton, und über dem Wanderer dampfen die Schornsteine in dichten Wolken, die sich durch ihre weiße Farbe sowohl, als noch mehr durch ihre scheinbare Festigkeit vor dem gewöhnlichen Rauche auszeichnen. Diese Wolken haben nicht mehr die gewöhnliche Volubilität, sondern sie bilden gleichsam feste Rauchsäulen, die nur zu lebhaft an die hölzernen Wolken auf den Altären unserer Kirchen erinnern. Die Gegenstände auf der Erde, Häuser und Bäume, Thiere und Menschen, erscheinen nicht mehr wie im leeren, blos mit Luft erfüllten Raume, sondern wie durch einen nicht mehr völlig durchsichtigen Körper von uns getrennt, und das allmählige Nähern zweier Menschen auf der Gasse mag mit der Begegnung der Fische im Wasser Aehnlichkeit haben, da die sich nähernde Gestalt in der Entfernung von etwa zwanzig Schritten noch in einen dichten Nebel gehüllt erscheint, der immer dünner und durchsichtiger wird, je näher die Gestalt tritt, ohne daß sie übrigens früher ein eigentlicher Nebel verhüllt hätte, da bei der strengsten Kälte Nebel eben so selten sind, als stärkere Winde. Dazu kömmt noch eine eigene Beleuchtung aller Gegenstände durch die Sonne, die selbst am Mittage sehr niedrig steht und immer eine tief purpurrothe Farbe hat.

In den Gegenden um Perm fällt der erste Schnee gewöhnlich in der Mitte, oft auch schon zu Anfang des Oktobers, und da die Witterung im Sommer und Winter sehr beständig ist, so bleibt er beinahe immer bis in die Mitte Mais liegen. Gegen das Ende des Novembers hat sich der Schnee bereits so gehäuft, daß die untersten Fenster aller Häuser, die sonst in Mannshöhe über dem äußern Boden standen, jezt mit ihm in gleicher Linie oder auch wohl schon im Schnee begraben liegen. Da es eine entsezliche Arbeit wäre, den sich immer anhäufenden Schnee aus dem Hofe des Hauses zu führen, so begnügt man sich gewöhnlich, nur die Einfahrt von der Gasse so weit als es unumgänglich nöthig ist, frei zu halten. Daher fährt man im Winter von den Gassen in jedes Haus tief abwärts, als ob man in einen Keller fahren wollte. Es mag sonderbar scheinen, aber es ist demungeachtet, wenigstens für mein individuelles Gefühl, nicht weniger wahr, daß der Schnee in Rußland, wenn einmal die strengere Kälte eintritt, viel weißer ist, als der unsere, wenn gleich die blendende Weiße des lezten unter uns bereits zum Sprichwort geworden ist. Es ist, nicht nur für mich, sondern auch für alle, die ich deßhalb befragte, ganz unmöglich, eine größere Schneefläche, wenn sie von der Sonne beschienen wird, auch nur einige Augenblicke anzusehen, ohne heftige, prickelnde Schmerzen in den Augen zu fühlen. Nicht anders müßte ein eben so großer, von

der Sonne beschienener, glatter Metallspiegel auf das Gesicht wirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise nach dem Krater des Etna,

den 24ten und 25ten April 1830.

(Fortsetzung.)

Fast kein Jahr vergeht, wo sich nicht ein Erdbeben, geringer oder bedeutender, verspüren läßt. Kein äußeres Zeichen verkündet sein Herannahen; es kommt plötzlich und unverhofft, und überrascht die Sorglosen bei ihren gewöhnlichen Beschäftigungen. Schreck und Entsetzen bemächtigen sich eines Jeden, und wer der Bewegung fähig ist, eilt auf die Gasse und den Plätzen zu. Nur wenige Sekunden dauert ein solcher Erdstoß und läßt den Bedrohten keine Zeit zur Ueberlegung. Ihr einziges Augenmerk ist auf ihre Wohnungen gerichtet, und sind diese, nach Verfluß jenes schrecklichen Momentes, nicht eingestürzt, so schöpft die noch ängstlich pochende Brust aufs Neue Athem und die Hoffnung kehrt zurück. Aber die Erfahrung lehrt, daß solche Erdstöße sich wiederholen, und die Wohnungen, sonst der Schutz und Schirm des Menschen, flößen ihm jezt Furcht und Grauen ein. Er wagt es nicht mehr, sie zu betreten. In solcher Zeit pflegen dann die Bewohner Catanieus Zelte und Bretterhütten vor ihren Häusern, auf den Plätzen und außerhalb der Stadt zu errichten, und Vornehm und Gering, Arm und Reich behilft sich zuweilen Monate lang in solchem Bivouak. Oft aber waren jene Erdstöße so heftig und so plötzlich, daß sie die ganze Stadt von Grund aus zerstörten und über die Hälfte ihrer Bewohner begruben. Stadt steht hier auf Stadt; Catania würde vielleicht die größte und blühendste des Reiches seyn, wenn jenes Unglück sie nicht so oft betroffen hätte. Und doch zählt sie noch gegenwärtig gegen 74,000 Einwohner.

Gegen Mittag, nachdem wir ein reichliches Frühstück eingenommen hatten, machten wir uns auf den Weg nach Nicolosi. Der Zug bestand aus fünf Personen: meinem Reisegefährten, mir, unserm Bedienten und zwei Maulthiertreibern, von denen einer sein Lastthier mit Wäsche und Lebensmitteln beladen hatte. Der Weg nach Nicolosi, 12 Miglien lang und fortwährend steigend, ist großentheils breit, gut und eben. Bald, nachdem man die Stadt hinter sich hat, zeigen sich einige recht angenehme Punkte. Ein Paar hübsch gelegene Landhäuser, eine hin und wieder zum Vorschein kommende Wasserleitung, das blaue Meer zur Rechten und die Stadt selbst in der Tiefe, hinter welcher sich das südliche Gestade in der Ferne verliert, geben der Landschaft malerischen Reiz. Bis hierher geht der Weg gegen Norden, dann wendet er sich mehr westwärts und durchschneidet einige Ortschaften, welche alle denselben Charakter tragen. Die Häuser sind aus schwarzen Lavasteinen gebaut, niedrig, klein und mit rothen Dächern versehen. Die Mauern zum Einhegen sind gleichfalls schwarz, so wie der sandige Lavaboden, auf welchem sich das frischentkeimte Frühlingsgrün einer mannigfaltigen Vegetation wunderbar lebhaft absezt. Hin und wieder sieht man hinter einem düstern Bauernhause einen Orangen- oder Zitronenbaum mit seinen Früchten freundlich hervorblicken; Olivenbäume finden sich häufig, so wie Wein, und Cactus oder indianische Feige ist in unsäglicher Menge zu finden, weniger Aloe, die sonst mit jener Pflanze gern den Boden theilt. Nicolosi selbst, wo wir nach zwei und einer halben Stunde eintrafen, entspricht ganz dieser Schilderung.

Ich erwähnte schon oben, daß wir von Hause aus eigentlich nicht die Absicht hatten, den Etna zu besteigen. Um jedoch eine etwas genauere Ansicht desselben zu erlangen, verfügten wir uns sogleich nach unserer Ankunft in Nicolosi, von einigen Jungen des Ortes begleitet, nach den eine halbe Stunde entfernt liegenden rothen Bergen, Monti-Rossi, welche, so wie alle andern den Etna umgebenden Kegel, durch verschiedene Ausbrüche gebildete Krater sind. Ihre Höhe mag der des Vesuvs gleich kommen, und dennoch schwinden sie gegen ihren furchtbaren Vater zu unbedeutenden Hügeln zusammen. Wie alle durch Lavaasche gebildeten Kegel, so sind auch diese sehr mühselig zu besteigen; doch lohnt die höchste Spitze von beiden mit einer angenehmen Aussicht, indem man von dieser mäßigen Höhe noch alle Gegenstände deutlich zu unterscheiden vermag. Lange Zeit belustigten uns hier die Knaben mit Hinabrollen von Steinen, welche auf dieser gleichmäßigen, steilen Böschung sich mit mächtigen Bogensprüngen und mit wachsender, zulezt reißender Schnelle in der Tiefe verloren.

Doch unwillkührlich wandte sich unsere Aufmerksamkeit stets wieder zum Gipfel des immer thätigen Vulkans, und unser Auge auf ihn gerichtet und nur mit ihm beschäftigt, stiegen wir wieder zum Dorfe hinab. Wir saben die Knaben, welche uns begleiteten und allerhand Possen trieben, unter andern verschiedene Gräser und Pflanzen, z. B. wilden Fenchel und den obern Theil von den Stauden gewisser Disteln, roh verzehren. Auf der ganzen Insel hatten wir überhaupt oft Gelegenheit, zu bemerken, daß ein großer Theil der Lebensmittel der geringern Klasse aus rohen Gemüsen besteht, welche sie häufig ohne Brod oder irgend eine Würze genießen. Unterwegs zeigten uns noch die Knaben Ueberreste von durch frühere Ausbrüche verschütteten Häusern. — Noch eine Stunde vor Sonnenuntergang befanden wir uns, von den Anstrengungen des Tages schon hinlänglich ermüdet in unserer ärmlichen Herberge, deren Besitzer jedoch

freundliche, zuvorkommende Leute sind. Aber eben die Dürftigkeit der Herberge, die Furcht vor der langen Weile und endlich die ganz einfache und doch treffende und entscheidende Bemerkung unsers Dieners, eines Florentiners: „ma sarebbe vergognoso di esser stato qui e di non aver visto la montagna," bestimmten uns endlich zu dieser Reise. Wir verfügten uns also sogleich nach der Anweisung unserer Wirthsleute zu dem Richter des Orts, welcher die Schlüssel des am Fuße des obersten Kegels gelegenen englischen Hauses in Verwahrung hat, um solche von ihm zu erbitten. Wir fanden in ihm einen unterrichteten, artigen Mann von vorgerücktem Alter, welcher gern und mit großer Theilnahme von dem alten Feinde der Gegend „nostro nemico" sprach, ihm aber unbedingt das Verdienst zusprach, daß seine feurigen Ausgüsse äußerst fruchtbaren Boden bilden. Er versprach uns einen Führer und Maulthiere zuzusenden, und entließ uns mit dem Wunsche einer glücklichen Reise.

Nach unserer Zurückkunft ins Wirthshaus beschäftigte sich unser Diener sogleich damit, uns ein kleines Nachtmal zu bereiten, welches freilich spärlich genug ausfiel, worauf wir uns auf die harten Lagerstätten legten, um bis 9 Uhr Nachts, zu welcher Stunde die Maulthiere bestellt waren, einiger Ruhe zu genießen.

Zur bestimmten Stunde erschienen der Führer und die Treiber mit ihren Maulthieren — denn Pferde würden zu dieser Reise durchaus untauglich seyn — und ungefähr um halb zehn Uhr brachen wir unter den Glückwünschen der uns Umgebenden auf, mit dem festen Entschluß, bis zum höchsten Gipfel vorzudringen, an welchem Erfolg die meisten zu zweifeln schienen, da nur wenige Bewohner dieser Gegenden die Werkstätte ihres furchtbaren Feindes zu besuchen wagen.

Hinter Nicoloso hört die fruchtbare Region des Etna auf und der Fuß des Wanderers versinkt in schwarzen, unwirthbaren Lavasand. Die Nacht war dunkel und wir folgten schweigend, einer hinter dem andern, unserem Führer, welcher uns mit einer Laterne leuchtete. Allmählig ward die Luft rauher, und als wir uns in Mitten der Waldregion befanden, litten wir alle, obwohl mit Mänteln versehen, mehr oder minder von der Kälte, jedoch nicht in so hohem Grade, als die an ein heißes Klima gewöhnten Einwohner uns hatten befürchten lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Die St. Simonisten.

Der mit Lumpen bedeckte wird sich recht gern in die von den Simonisten vorgeschlagene Gütergemeinschaft begeben; allein welche Beredtsamkeit würde erfordert werden, um auch den Millionär dazu zu bewegen? Dupin hat in einer Rede vor den Deputirten die armen St. Simonisten gewaltig persifflirt und geäußert, die von ihnen vorgeschlagene Association müsse ihnen freilich wohl anstehen, denn ihr eigener Einsatz wäre sehr gering. Allerdings hat man bisher nicht vernommen, daß sich reiche Leute zu der St. Simenschen Lehre bekennen; sollte also eine St. Simonistische Verbindung zu Stande kommen, so wird das gemeinschaftliche Kapital nicht sehr beträchtlich ausfallen. St. Simon hat sich selbst ums Leben gebracht. Ich glaube, die Tagesblätter haben den Einfluß und den Bestand dieser Secte ein wenig übertrieben. Eines dieser Tagesblätter drückt sich folgendermaßen aus: „Im gegenwärtigen Augenblicke ist die Zahl der St. Simonisten sehr beträchtlich. Paris dient dieser neuen Familie zum Mittelpunkte; sie hat ihre Verbindungen im nördlichen, südlichen und östlichen Frankreich, zu Toulouse, Castres, Montpellier, Lyon und Strasburg; die polytechnische Schule, die juristische und die medizinische Fakultät enthalten eine Menge von Adepten derselben. Die Deutschen, deren schwärmerische Phantasie sich so eifrig mit religiösen Ideen nährt, fangen an, sich zur neuen Religion enthusiastisch zu bekennen. (?) Besonders aber erscheint zu Paris der St. Simonismus in seinem vollen Glanze. Die Häupter der Lehre entwickeln regelmäßig im Pradosaale ihre Grundsätze, und jeden Sonntag strömt die Menge zu dem Hause Nr. 8 in der Montignystraße, um den neuen Predigern zuzuhören, deren beredte Worte die Herzen rühren, und sie auf eine so mächtige Weise für die moralische, geistige und materielle Verbesserung der zahlreichsten und ärmsten Klasse der Gesellschaft empfänglich machen. Man erblickt hier elegante Frauen, Deputirte, Gelehrte, Fabrikanten u. s. w.; alle erstaunen und sind entzückt über die ihnen eröffnete Zukunft, wovon sie nicht die geringste Ahndung gehabt hatten." Ich muß hinzusetzen, daß die sonntäglichen Zusammenkünfte so zahlreich werden, daß das Haus in der Montignystraße nicht mehr alle Zuhörer fassen kann, und daher jetzt ein großer Saal zu diesen Versammlungen genommen werden wird. Bisher ist über die Religion der St. Simonisten nichts Zusammenhängendes erschienen, obschon ein gewisser Enfantin, der sich Chef de la religion St. Simonienne titulirt, einen Aufsatz über ihre Sekte in den Globe hat einrücken lassen. So viel sich aus ihren öffentlichen Reden abnehmen läßt, ist ihre Religion eine Art von Deismus oder Theophilanthropismus, ohne äußern Kultus. Sie nehmen ein höchstes Wesen an und setzen die Nothwendigkeit eines Oberhauptes voraus, den sie Papst oder anders nennen, und der Untergeordnete, als Bischöfe und Priester, unter sich hat; allein von einer eigentlichen Priesterkaste wissen sie nichts. Sie lehren, daß wer sich durch Talent und Wissenschaft auszeichnet, an der Spitze der andern zu stehen verdient, wie sie denn überhaupt in der Gütergemeinschaft jeden nach seinen geistigen Fähigkeiten mit Gütern versehen, also den einen mehr, den andern minder, je nachdem er mit seinem Talente zu wuchern versteht; von Erbschaften aber wollen sie nichts hören. Eben so wollen sie, sagt man, keine andern Vorgesetzte als diejenigen, die sich durch Geistesfähigkeiten dazu qualifiziren, gleichviel, in welchem Stande diese leben; ihre Bischöfe, Priester und sogar ihre Päpste können also Künstler, Fabrikanten, Gelehrte, Beamte seyn, wenn sie nur die besten Köpfe in der Gemeinde sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. Oktober 1830.

Den erathmenden Schritt
Mühsam den Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Goethe.

Reise nach dem Krater des Etna,

den 24ten und 25ten April 1830.

(Fortsetzung.)

So ging unser Zug langsam und still durch die Nacht und die unbewohnte, vom Menschen gemiedene Oede, deren einförmige Stille allein durch den dumpfen, traurigen Ton des Kautzes unterbrochen ward. Ungefähr um ein Uhr in der Nacht hatten wir die Waldregion hinter uns, und nun begann der Weg äußerst rauh und mühselig zu werden. Bald mußten wir steile, felsige Lavafelsen erklimmen, bald durch feinen, beweglichen Sand waten, wo der Fuß, stets wieder zurückgleitend, bis über die Knöchel einsinkt. Da mich die Kälte zu belästigen anfing, so stieg ich öfter ab, so wie auch mein Gefährte, und wir gingen zu Fuß, so müde wir auch von den Anstrengungen des vergangenen Tages waren. Wir hatten nicht berechnet, wie sehr man zu dieser Reise alle seine Kräfte sammeln muß und dachten auch jezt noch nicht daran, wie sehr wir derselben zur Besteigung des lezten Kegels bedürfen würden. Einmal verweilte der Führer und zeigte auf einen scheinbar nahe vor uns liegenden Gipfel, auf welchem ich schon seit einiger Zeit einen Baum oder Strauch bemerkt zu haben glaubte, der sich auf dem heller werdenden Himmel absezte. Ich hatte mich aber sehr geirrt: es war eine gewaltige, dichte Rauchsäule, welche dem Krater entstiegen war und eine Zeitlang ihre Form nicht merklich veränderte. Dieß gab mir den Maßstab für die Höhe, die wir noch zu erklimmen hatten, um an das Ziel unserer Reise zu gelangen. Bald darauf erreichten wir die Schneeregion. Man würde sich irren, wenn man sich dieselbe wie in unsern Tyroler- und Schweizeralpen dächte, wo sie in einer gewissen Höhe die Berge rings mit einer weißen Decke umgibt und unermeßliche Schnee- und Eisfelder bildet. Trotz der Höhe des Etna, läßt das Klima eine solche nordische Schneefülle nicht zu. Nur hin und wieder kamen wir auf Schneefelder von einiger Ausdehnung, welche auf dem schwarzen Lavaboden hell schimmerten, und nur nach oben, dem englischen Hause zu, wurden sie häufiger und ansehnlicher. Eigentliche Gletscher fanden wir nicht. Doch muß ich erinnern, daß wir uns hier auf der Südseite des Berges befanden, und daß die Nordseite, welche uns später bei Taormina zu Gesichte kam, viel bedeutendere Schneemassen zeigt, so daß ich dort wirklich Gletscher vermuthe.

Gegen vier Uhr Morgens endlich gelangten wir an das sogenannte englische Haus; es war im Jahre 1810 von englischen Offizieren erbaut und anfänglich zu einer Herberge bestimmt worden; da sich aber kein Wirth daselbst zu erhalten vermochte, so wurde es verlassen und die Schlüssel dem Richter von Nicolosi übergeben, welcher sie den Fremden einhändigt, die daselbst wenigstens Obdach finden. In diesem Haus trifft man einiges Geräth, einen Tisch, einige Stühle, Stöcke zum Ersteigen der lezten Höhe und dergleichen. Wir fanden den Boden und die Wände mit dichten, hellschimmernden Eisrinden

bedeckt. Da die Dämmerung sich schon bemerkbar machte, so wollten wir nicht länger säumen und machten uns sogleich, ohne das Geringste zu uns zu nehmen, zum lezten mühevollen Gang nach dem Gipfel des Etna auf den Weg. Gleich hinter dem Hause beginnt ein Schneefeld, welches ungefähr fünf Minuten Weges breit seyn mag. Wir brachten aber mehr als eine halbe Stunde darauf zu, da hier der Schnee eine ganz eigenthümliche Bildung angenommen hat. Auf der Südseite ist er geschmolzen, während die Nordseite eine harte schwarze Rinde zeigt, und so bildet er unzählige, alle nach einer Richtung und in Reihen laufende Spitzen, welche zwischen sich Einschnitte von anderthalb bis vier Fuß Tiefe haben, so daß man mit der größten Vorsicht und auf Händen und Füßen klettern muß, um sich nicht an diesem hartgewordenen Schnee zu beschädigen, zumal wenn die Dunkelheit nicht erlaubt, die sichern Stellen zu unterscheiden. Endlich gelangten wir auf Sandboden und dann wieder zu einem ähnlichen Eisfelde, an dessen Anfang der Führer die Laterne zurückließ, weil es schon heller zu werden begann. Als wir auch dieß zurückgelegt hatten, fing der Weg an steil und steiler, ja oft beinahe senkrecht zu werden, und erforderte die äußerste Anstrengung. — Obgleich durch mehrere große Fußreisen schon an Mühseligkeiten gewöhnt und erst kürzlich durch den Zug um Sicilien abgehärtet, stand ich mehr denn einmal auf dem Punkte, Muth und Kraft ganz zu verlieren, und ich bereute es oft bitter, mich Tags zuvor schon so sehr ermüdet zu haben. Hiezu kam noch, daß mir, so wie unserm Bedienten, das Athemholen, schon vom englischen Hause an, der dünnen Luft wegen, ungemein schwer wurde, während mein Reisegefährte durchaus nicht litt. Dagegen ward dieser von einer heftigen Kolik schrecklich gepeinigt. Von Zeit zu Zeit schwer Athem schöpfend, hielt ich an und blickte umher. In der Tiefe schimmerte noch das Licht der zurückgelassenen Laterne und in weiter Entfernung verschwammen Himmel und Erde und Meer, im Dämmerlicht, gleich einem Chaos in einander, so daß ich einen aufgehenden Stern lange Zeit für das Licht einer Fischerbarke hielt, bis genauere Anschauung und Ueberlegung mich diesem groben Irrthume entrissen. Unser Führer, mit Namen Garsio Barbogallo aus Nicoloso, einer der besten die ich je gefunden habe, und welchen ich daher den Reisenden empfehle, hielt auf einer Anhöhe, welche einen Absatz bildet, an, um mir Muth einzusprechen, indem er mir den nahen Aufgang der Sonne verkündete. Ich raffte also, wie mir schien, meine lezte Kraft zusammen und gelangte an die Seite des Führers, als eben der glühende Stern des Tages dem fernen Rande der blauen Meeresfluth entstieg. Dieß Schauspiel war groß und anziehend, doch hatten wir es schon zu oft genossen, als daß es uns unsere Beschwerden gänzlich hätte vergessen machen.

Noch blieb eine ansehnliche Höhe zu ersteigen, um an den Krater zu gelangen, und mit gerechtem Zweifel, ob ich noch Kraft genug dazu haben werde, begann ich auf's Neue zu klimmen. Meine Brustbeklemmungen nahmen mehr und mehr zu, und wurden durch den hinzukommenden Schwefelgeruch und Dampf, der hier und da dem Boden heiß entstieg, so unerträglich gesteigert, daß ich oft zu ersticken meinte. Dichte braune und schwarzgraue Rauchsäulen entstiegen der schon nahe vor uns liegenden Spitze unter fortwährendem, unterirdischem Donner, der sich nun deutlicher und deutlicher vernehmen ließ. Hätten diese Verkünder des großartigsten Schauspiels der Natur nicht meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, ich glaube, ich wäre noch hier, nahe dem Ziele, der peinlichen Anstrengung erlegen. Nahe dem Gipfel rief uns der Führer zu, auf den Schatten des Berges zu achten, und ich erblickte mit unbeschreiblichem Erstaunen auf der, der Sonne entgegengesezten Seite das riesenhafte, duftig blaue Schattenbild des kolossalen Berges, welches sich auf den Morgendünsten in sanft verschwimmenden Konturen, sammt den, dem Krater entsteigenden Rauchsäulen, zeichnete, so daß man einen Zwillingsbruder des Etna wie in einem magischen Spiegel zu erblicken glaubte. Jezt war der äußerste Gipfel, 10198 Pariser Fuß über der Meeresfläche, erstiegen und begierig senkte sich unser Blick in den nimmer rastenden, feurigen Schlund.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Die Nächte sind im Winter, selbst zur Zeit des Neumonds, durch den Widerschein dieses Schnees, der viel Aehnlichkeit mit dem des bekannten Bononischen Steins hat, so hell, daß man zur Nachtzeit nur unbedeutend weniger sieht, als an trüben Tagen, und daß man bei Nacht ganz eben so gut, wie am Tage, reisen kann. Wegen dieser Blendung des Schnees sind auch, besonders in den nördlicheren Gegenden, selbst die Bauern mit Schneebrillen von gefärbten Gläsern versehen, die man in allen, selbst kleineren Orten, um einige Kopeken kaufen kann. Ganz Arme machen sich diese Brillen selbst aus zwei kreisrunden, dünnen Holzscheibchen, in deren Mitte sie eine feine Spalte anbringen, die über die Pupille des Auges gebunden wird. Dieser Vorsicht ungeachtet, ist es eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß die Alten aus der arbeitenden Klasse blind werden, worüber man sich in Rußland eben so wenig aufhält, als man es bei uns sonderbar findet, daß alte Leute ihre Zähne verlieren. Oft sah ich, wenn ich auf meinen häufigen Reisen eine Bauernstube zur Zeit des Mittags betrat, die ganze rüstige Familie wohl-

gemuth um ihren Tisch versammelt, während in der Ecke der Stube ein altes Pärchen, vor einen kleinen, niedrigen Tisch gekauert, sein Mahl verzehrte. Wenn man fragt, wer die beiden Armen sind, so erhält man die scheinbar gleichgültige Antwort: „das Väterchen und Mütterchen vom Hause, die schon blind sind.“ — Dieses frühe Zugrundegehen der Augen ist aber wahrscheinlich nicht blos dem blendenden Schnee, sondern auch der strengen Kälte überhaupt zuzuschreiben. Es ist eine in jenen Gegenden alltägliche Sache, daß dem Menschen im Winter die Augen zufrieren: zwar nicht das eigentliche Auge, das, wie es scheint, auch der strengsten Kälte widersteht, aber wohl die Flüssigkeit, welche dasselbe, wenn es von der Kälte gereizt wird, abzusondern pflegt. Wenn es aus der höheren Temperatur der geheizten Stube in die Kälte tritt, oder wenn ein stärkerer Luftzug auf dasselbe einwirkt, so weint es, und wie die Thräne an den Rand der Augenlieder tritt und da auseinanderfließt, so friert sie auch schon und verschließt dadurch die Oeffnung der Augen. In diesem Falle tritt man sogleich in das nächste Haus und stellt sich mit dem Worte: „Iswinite“ (um Vergebung, oder: es beliebe Euch) neben der Thüre in die warme Stube, wo das Auge sogleich wieder aufthaut, worauf man dann seinen Weg wieder fortsezt. Solche Besuche erhält man oft in einer Stunde mehrere, und es fällt Niemand ein, sich darüber aufzuhalten. Noch häufiger ist das Erfrieren derjenigen Theile des Körpers, die sich auch in der strengsten Kälte nicht gut bedecken lassen, besonders der Nase. Das erste Gefühl dabei ist nicht unangenehm, und wenn man nicht besonders aufmerksam ist oder es schon öfters erfahren hat, so bemerkt man es auch wohl gar nicht. Desto besser aber bemerkt es ein Anderer, da sich der erfrorne Theil sogleich durch seine bläuliche Farbe kenntlich macht, und in diesem Augenblicke ist man auch schon gewiß, von Jedem, der uns begegnet und ins Gesicht sieht, liebevoll erinnert zu werden. „Baltuschka, wasche Nos,“ (Väterchen, eure Nase) schreien die Vorübergehenden und eilen hastig ihres Wegs weiter. In der That bedarf es weiter keiner andern Hülfe, als dieses freundlichen Zurufes, von dem die unmittelbare Folge ist, daß der vom Frost Ergriffene sogleich eine Handvoll Schnee vom Boden nimmt und sich damit die Nasenspitze derb einreibt, worauf denn auch er seinen Weg weiter fortsezt und vielleicht schon in dem nächsten Augenblicke einem Andern sein „wasche Nos“ zuruft. So wenig dieses Zufrieren der Augen oder dieses Erfrieren der Nase zu bedeuten hat, wenn sogleich Hülfe bei der Hand ist, so arge Folgen haben diese Zufälle, wenn sie Anfangs versäumt worden sind, und man sieht daher in Rußland nicht wenige, besonders in der Mitte des Gesichts häßlich und oft wahrhaft gräßlich entstellte Leute.

So wie übrigens der Schnee jener kalten Gegenden sich von dem unsrigen unterscheidet, so ist auch das Eis derselben ganz anders. Wenn die Bewohner des südlichen Deutschlands oft während dem Laufe eines ganzen Winters nur schmutziges und brüchiges Grundeis für ihre Keller erhalten, das kaum einen halben Fuß Dicke hat, so wird das Eis in den Seen und selbst in den größern Strömen Rußlands meistens 4 und oft über 6 Fuß dick, und diese Stücke sind, ihrer Dicke ungeachtet, so hart, daß man daran mit einem Stahle Feuer schlagen kann, und so durchsichtig, daß man einen Strohhalm, wenn er auch in der Mitte eines solchen klafterdicken Klumpens liegt, noch so rein und ungehindert sehen kann, als ob er ganz frei vor dem Gesichte läge.

Dieser strengen und dem Aufenthalte im Freien so hinderlichen Kälte ungeachtet, werden in Rußland die meisten Reisen im Winter gemacht, und zwar ununterbrochen, bei Tage sowohl, als bei Nacht. Die Hauptursache dieser auffallenden Erscheinung sind offenbar die Wege, die im Sommer, besonders im Anfang und am Ende desselben, da sie ganz der lieben Natur überlassen werden, oft grundlos und wahrhaft unbrauchbar sind, während sie im Winter von denselben Händen der Natur besser gemacht werden, als man sie in irgend einem Lande finden kann. Der hohe, harte Schnee, der nie thaut, überzieht das ganze Land mit einem Spiegel, über welchen die Schlitten wie über einen Marmorboden mit der Eile des Blitzes hingleiten, ohne durch irgend ein Hinderniß, da der Winter alle geebnet hat, aufgehalten zu werden. Durch gute, dichte Pelze wird der Körper der Reisenden hinlänglich geschüzt, und durch sehr zweckmäßig gearbeitete Baſtmatten weiß selbst der Bauer seinen Wagen zu einer kleinen Stube umzuformen, in welcher es sich, auch in der strengsten Kälte, recht gemächlich sizt oder liegt. Wohlhabendere Leute aus dem Mittelstande haben gewöhnlich sehr große Schlitten, in welchen die ganze Familie von sechs bis acht Personen Platz hat, und die von eben so viel Pferden gezogen werden. Die Bewohner eines solchen fahrenden Hauses sind alle wohl eingepackt, meistens liegend über und unter dichten Pelzen, und von außen durch die erwähnten Baſtmatten gut beschirmt, so daß sie nur wenig von den Unbilden der Witterung zu leiden haben und sich in dem engen, durch sie selbst erwärmten Raume meistens recht wohl befinden.

Noch muß, wenn von der Strenge des Klimas die Rede ist, der auffallenden Erscheinung Erwähnung gethan werden, daß die Kälte in Rußland gegen Osten immer zunimmt, und selbst in einem größern Grade zunimmt, als wenn man eben so viel von Süden gen Norden geht. Moskau und Kasan z. B. liegen sehr nahe unter demselben Breitengrade, aber Kasan, das etwa 100 deutsche Meilen östlicher liegt, ist viel, sehr viel kälter als Moskau. Kasan liegt nahezu in derselben Entfernung von dem Aequator,

als Kopenhagen oder Edinburg, aber wie ungemein verschieden ist das Klima dieser Städte! Petersburg liegt gegen 5 Grade nördlicher als Kasan, und doch ist das Klima von Petersburg, bei aller seiner Strenge, viel milder, als das der leztern Stadt. In Kasan tritt der Winter mit der Mitte Oktobers ein und dauert ununterbrochen fort bis zu Ende Aprils, und erst gegen das Ende des Mais werden die Felder bestellt, während man in Drontheim in Norwegen noch im November grüne Wiesen hat und eines angenehmen Spazierganges im Freien genießen kann, obschon Drontheim eine Breite von 64 Graden hat, also 9 volle Grade nördlicher liegt, als Kasan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 8. Oktober.

Neue Dramen nach französischem Zuschnitt.

Die lezten Neuigkeiten auf der königlichen Bühne sind: „Philipp" in einem, und „die Taube von Cebrons" in vier Aufzügen; das erstere Stück wirklich aus dem Französischen des Scribe übersezt, das leztere nicht übersezt und dennoch, so augenscheinlich wie irgend ein in Wien oder Berlin verfertigter Damenhut, dem französischen Muster nachgearbeitet. Ein solches Muster aber wird im Putzladen, wie bekanntlich, vier- und sechsmal so theuer bezahlt, als die Nachahmung, die nun einmal den eigentlichen unnachahmlichen Plie, das certain je ne sais quoi, nicht hat. Leider ist es mit diesem Melodrame (ohne Musik) der Mad. Birch-Pfeiffer also beschaffen. Es ist eine Kriminalgeschichte aus den causes célèbres; sie ist auf dem französischen Leisten effektvoller Nichtigkeit, mit Verschmähung aller deutschen langweiligen Tiefe, gearbeitet. Daher weder eine Grundidee, noch innere Motivirung der Charaktere, noch äußere des richtigen Rechtsganges der juristischen Entwickelung, noch sonst irgend etwas, was aufhalten könnte. Ohne Aufenthalt eilt das Stück zu Ende, oder springt vielmehr von einer Scene zur andern; denn eine kunstgerechte Verbindung derselben, oder gar ein genetisches Hervorgehen der einen aus der andern, würde das sine qua non eines solchen Modestücks, und also es selbst aufheben. Das sine qua non eines Modestücks, die Bedingung seiner Annahme bei den Direktionen, seiner Gunst bei dem Publikum heißt: Eile ohne Weile! — So werden in Frankreich Hauben, Konstitutionen und Theaterstücke gemacht; und die lezteren — von welchen wir hier nur zu sprechen haben — ermangeln einer gewissen leichten Anmuth nicht, die eben, weil sie mit französischer Sprache und Nationalität unabtrennlich zusammenhängt, unter deutschen Händen verloren geht. Dennoch ist der Reiz der Mode so groß, daß sich das Publikum, wie es ja auch in Deutschland gemachte, französische Hauben und Fracks trägt, sich solche deutsch französische Stücke gefallen und behagen läßt. — Unsers Erachtens ist also Mad. Birch-Pfeiffer zu loben, daß sie in diesem Modeartikel so fleißig für die deutschen Bühnen produzirt. Wir gehören gar nicht zu denen, die das Heil der Kunst darin sehen, wenn man dergleichen Arbeiten von dem Theater zurückweist; denn erstlich ist es immer schon besser, wenn inländische, als wenn ausländische Waaren konsumirt werden, und zweitens muß eine solche Produktion so wenig zurückgewiesen, als ein Buch verboten werden, welches Verbot ja, wie bekanntlich, nur den Lesappetit reizt und erhöht. Nein, es können gar nicht genug derlei Stücke auf der Bühne erscheinen, damit sie, wie einst die Ueberschwemmung mit Ritter- und Geistergeschichten, dasselbe Schicksal haben, nämlich erst von wenigen Einzelnen und dann von der ganzen Masse des Publikums nicht beachtet zu werden. — Mit der Uebersetzung des Philipp, des kleinen Scribeschen Stückes, hat es fast die entgegengesezte Bewandtniß. Das Drämchen, oder wenigstens doch das Kolorit desselben, ist aus dem Deutschen, mit französischen Charakteren, in das Vaudevillsche übertragen; eine Thränenkomödie mit der Moral oder auch mit der Unmoral: der Adelstolz ist, selbst in einem sonst edeln Gemüthe, unaustilgbar. Man kann nicht läugnen, daß in dem Original, welches wir in der Ursprache auf denselben Brettern gesehen haben, daß in dem Original die Klippen der Nichtwohlanständigkeit eben so behende und dichtanstreifend umschifft sind, als das Ganze mit bewährter Bühnengewandtheit gearbeitet ist.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, September.

(Beschluß.)

Die St. Simonisten.

Einige Leute wollen in der Einrichtung der St. Simonisten eine neue Art von Jesuitismus wittern; ich glaube aber nicht, daß der neue Jesuitismus die Macht des alten jemals erlangen wird, und Fanatismus läßt sich auch bei dieser menschenfreundlichen Sekte nicht blicken, welche den Damen dieselben Rechte wie den Männern verschaffen will, so daß Mann und Frau nur ein einziges bürgerliches Individuum ausmachen sollen. Dieses Alles und noch manches Andere setzen nun junge beredtsame St. Simonisten am Sonntage mit recht sanfter, eindringender Stimme auseinander. Es läßt sich also begreifen, daß Herrn und Damen bei diesen neuen Predigten sehr erbaut, gerührt und erweicht werden; die Damen besonders, sey es nun, daß ihnen die Hoffnung aufgeht, Priesterinnen zu werden, oder daß ihnen blos das schöne Bild der Zukunft entgegenlacht, welches ihnen junge St. Simonisten so reizend darstellen. Wenn nun auch wirklich die Herrn und Damen mit Entzücken aus dieser Art von Predigt kommen, so ist es doch wahrscheinlich, daß der Eindruck nicht lange dauert, vielleicht nicht länger als der eines angenehmen Traumes. In der Deputirtenkammer hat Dupin die St. Simonisten als arme Schlucker dargestellt, die eine dunkle und abgeschmackte Lehre verkünden; so dürfen sie jedoch nicht angesehen werden. Man muß es immer denjenigen, welche zur Verbesserung des Zustandes der Menschheit, besonders der ärmern Klassen beitragen wollen, Dank wissen, daß sie ihre Zeit und Mühe auf einen so wichtigen Gegenstand verwenden. Nun ist freilich in der Schule St. Simons manches Dunkle, Abstrakte, auf den jetzigen Zustand der Gesellschaft Unanwendbare, worüber sich wohl ein wenig scherzen läßt; allein im Grunde ist es ein edler Gedanke, seinen Mitmenschen eine bessere Lage verschaffen zu wollen. Wie Vieles ist nicht in Frankreich bereits geschehen, was man sonst für kaum möglich hielt? Und kann je ein Zeitpunkt heilsamen Vorschlägen besonders förderlich werden, so ist es gewiß der gegenwärtige mehr als jeder andere. Die Nation hat alle ihre Rechte wieder erobert; sie hat sich eine Regierung nach ihrem Wunsche gegeben; diese Regierung zeigt sich bereit, alles Nützliche aufzunehmen und einzuführen; mehrere Verbesserungen sind schon angebracht, manche andere sollen noch vorgenommen werden. Kein abgeschmacktes Gesez verbietet denjenigen Stillschweigen, welche etwas Nützliches vorzuschlagen haben; überall findet man die Bürger willig, sich zu gemeinnützlichen Zwecken zu vereinen; Freiheit und Wohlwollen beleben die bürgerliche Gesellschaft; welchem edlen Menschenfreunde sollte bei solchen Umständen nicht das Herz im Busen warm werden, sollte sich nicht die herrlichste Aussicht für dieses so lange durch verjährte Mißbräuche regierte Königreich in der Ferne zeigen?

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 254.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Oktober 1830.

Könnten wir den alten Pol
Wie ein Uhrwerk stellen,
Welschlands Sonne sollt' uns wohl
Paradies' erhellen,
Aber grämlich kreist der Bär
Dort um unsern Scheitel her.

J. H. Voß.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Noch auffallender werden diese Unterschiede, wenn man in Rußland noch weiter gegen Osten vordringt. Ochotzk z. B. liegt mit Petersburg und Stockholm beinahe unter derselben Breite, aber der Russe selbst schaudert vor der alles erstarrenden Kälte in Ochotzk, und alle Beamte dieser Stadt, die aus westlichern Gegenden hingeschickt werden, erhalten doppelten Sold, einen höhern Rang und die Erlaubniß, nach drei Jahren wieder zurückzukehren, weil sich ohne diese Vergütungen Niemand finden würde, der sich diesem unwirthlichen und beinahe unbewohnbaren Klima aussetzen möchte. Der bloße Name Kamtschatka erregt schon Kälte und Schauder, und doch ist der Peterpaulshafen in Kamtschatka nur 51 Grade von dem Aequator entfernt, also in derselben geographischen Breite, wie Dresden, Amsterdam oder London. — Eine Ursache dieses auffallenden Unterschieds des Klimas ist ohne Zweifel die Entfernung der meisten Orte des südlichen Siberiens von allen Meeren, an deren Küsten die Temperatur immer milder ist. Es gibt keinen so großen, von allen Meeren ringsum so weit entlegenen Erdstrich, als das mittlere Asien. Aber allein aus dieser Entfernung vom Meere läßt sich diese Differenz der Temperatur wohl nicht genügend erklären. Die vielen, auf mehrere hundert Meilen verbreiteten Salzlager des mittlern Asiens mögen dazu auch ihren guten Theil beitragen, besonders durch die in diesem Salzboden verkümmerte Vegetation, da man in diesen Gegenden oft auf mehrere Tagereisen keine Wälder und selbst nur wenig kleinere Pflanzen erblickt. Der Hauptgrund ist aber, daß sich der ganze Boden von West gen Ost allmählig über die Fläche des Meeres erhebt und so den größten Bergrücken der Erde bildet, ein ungeheures Bergplateau, auf dem seit Jahrtausenden die Völker des Nordostens sich herumgetrieben und zuweilen auch in ganzen Strömen sich in die südwestlichen Gegenden ergossen haben. Für die ungemein hohe Lage jener Gegenden zeugt auch der Lauf der großen, gewaltigen Ströme, die alle auf dem höchsten Rücken dieses Plateaus entspringen und, wie der Ob, Jenisey, Irtisch u. a. dem Nordmeer zueilen. Es ist Schade, daß die vielen Reisen, welche unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. in diesen Gegenden meistens von deutschen Naturforschern gemacht worden sind, über die Höhe des Landes keine bestimmte Auskunft geben. Die Akademie der Wissenschaften in Petersburg könnte dieß aufklären, wenn sie zuverläßige Beamte in diesen Gegenden mit guten Barometern versehen wollte, eine Anordnung, die auch noch in mehreren andern meteorologischen Rücksichten von großem Nutzen seyn könnte.

Dieß vom Winter in jenen Gegenden, den ich aus eigener Erfahrung kennen gelernt habe. Auf mich, der ich an diese Extreme nicht gewöhnt war, wirkte er unangenehm, so oft er wieder kam. Welch ein Leben für ein Wesen, das vor allem sich des Lichts und der Wärme der

Sonne erfreut, viele Monate den größten Theil seiner Zeit nur bei dem elenden Lichte einer Kerze zubringen zu müssen, da die Sonne, in Perm wenigstens, an den Tagen, wo man sie am sehnlichsten wünscht, erst um zehn Uhr aufgeht und um zwei Uhr schon wieder verschwindet, und auch während dieser vier Stunden, die sie sichtbar ist, in einer blutrothen Farbe, ohne zu wärmen und ohne selbst bedeutend zu leuchten, sich nur wenig über den Horizont erhebt und an den benachbarten Bergen im Süden furchtsam hinschleicht, hinter welchen sie sich, noch ehe man sie recht gesehen hat, wieder verbirgt. Es ist vielleicht unmöglich, einem an Besseres Gewöhnten die traurige Lage der Bewohner dieser Gegenden in allen ihren Umständen deutlich zu machen, da es, ich gestehe es, selbst mir schwer fällt, diese Umstände wieder lebhaft genug in mein Gedächtniß zurückzurufen. Ich muß noch zuweilen über mich selbst lächeln, wenn ich mich erinnere, wie ich einst in Wijätka zu Anfang des Oktobers, als schon alles vor Kälte erstarrt war, einer leichten Unpäßlichkeit wegen das Bett hüten mußte, und zum Zeitvertreib von meinen Kindern ihr Lesebuch, Weisse's Kinderfreund, begehrte. Ich schlug das Buch auf und traf auf eine Stelle, wo der Verfasser am Ende Novembers, Mittags, auf einer noch grünen Wiese an der Pleisse spazieren geht. Mir traten Thränen des Unmuths und der Reue in die Augen, daß ich ein so herrliches, daß ich mein geliebtes und gelobtes Vaterland verlassen, gegen diese unwirthlichen und, wie mich damals däuchte, schrecklichen Gegenden vertauscht hatte. Ich lächle, wie gesagt, noch zuweilen, wenn ich mich jener Kleinmuth erinnere; aber die Thräne, die ich damals nicht zurückhalten konnte, war eine sehr ernste Thräne, die aus der Tiefe meines Herzens kam, und ich stehe nicht dafür, daß ich die Scene, wenn ich je auf diesem Theater wieder auftreten sollte, nicht wiederholen würde.

Der Sommer.

Ist der Winter in Rußland hart, so ist der Sommer nicht viel angenehmer. Ich bin den Russen gut, herzlich gut. Aber so gut und brav sie selbst seyn mögen, ihr Klima finde ich nicht beneidenswerth, und ich gestehe es gern, daß ich von Herzen froh bin, es los zu seyn. Möchten immerhin ihre Winter kalt und ihre Sommer so heiß seyn, als sie es in der That sind, wenn man nur wenigstens durch die Zwischenzeiten jener Extreme, durch den Frühling und den Herbst, wieder für jene Leiden entschädigt würde; aber daran fehlt viel. Rußland hat keinen Frühling, er und seine freundlichen Verkünder fehlen gänzlich. Heute noch liegt die ganze Gegend, so weit des Menschen Auge reicht, in tiefer Winterkälte erstarrt, und unter einer undurchdringlichen Decke von Eis und Schnee begraben; heute noch bietet uns die Gegend nur das Bild des Todes und eines weiten, schweigenden Grabes, und morgen schon wird, wie auf einen Zauberschlag, die ganze Scene verwandelt. Der Wind hat sich gedreht, die Luft hat sich geklärt und die Sonne, deren Daseyn man gestern kaum bemerkte, wird heute schon durch ihre drückende Hitze zur Last. Die Masse Schnees, die das ganze Land klafterhoch bedeckte, schmilzt in wenig Tagen bis auf die letzte Spur und die Pflanzen treiben mit Gewalt aus dem Schooße der Erde hervor. Der Landmann, der zu Anfang Mais noch kaum der Kälte sich erwehren konnte, säet am Ende dieses Monats schon sein Getreide aus, und ehe andere zwei Monate vergangen sind, ist es auch schon geerndtet und der Winter neuerdings vor der Thüre. Die Vegetation geht so schnell vor sich, daß man sich ihrer Gegenwart kaum erfreuen kann, und das Land, das vor Kurzem noch unter tiefem Schnee begraben lag, hat die Natur eines künstlich geheizten Treibhauses angenommen. Das Gouvernement Kasan z. B., eines der fruchtbarsten des Reiches, hat seiner ganzen Ausdehnung nach den besten Gartenboden, auch wird da der schönste, oft mannshohe Waizen gebaut. Aber kaum ist er gesäet, so steht er auch schon in hohen Halmen da und bald darauf geht seine fröhliche grüne Farbe in das fahle Gelb des Herbstes über, und er verschwindet von den Fluren, nichts als seine Stoppeln zurücklassend, die bald darauf wieder durch eine dichte Schneedecke dem Auge entrückt werden. Wie in einem Treibhause, wo alles künstlich und mit Gewalt der Reife entgegen geführt wird, gedeihen hier im freyen Felde alle Früchte des Südens, die zu ihrer Reife nur eine kurze Zeit fordern: die köstlichsten Spargeln z. B., die an feuchten Orten wild wachsen, und unsere in Gärten mit Sorgfalt gepflegten an Wohlgeschmack weit übertreffen, und die ganz vortrefflichen Melonen, besonders die Wassermelonen (Cucurbita citrullus), die ich nirgends schöner und besser gesehen habe, obschon sie der Bauer, wie sein Getreide, auf dem freien Felde säet und dann der lieben Mutter Natur überläßt. Was aber längere Zeit zur Reife braucht, kommt dort nicht fort und wird auch nur in Gärten und eigentlichen Treibhäusern gehalten. Unsere gemeinen Pflaumenbäume, die in jedem Baumgarten Deutschlands wachsen, werden dort wie Pomeranzenbäume in eigenen Gefäßen im Glashause gezogen und nur an den schönsten Sommertagen in die freie Luft gebracht, und unsere Schlehen (Prunus spinosa), die bei uns als Unkraut neben den Feldern wuchern, müssen dort ebenfalls, wenn man Früchte von ihnen erhalten soll, in das Glashaus gebracht werden. Demungeachtet steigt die Hitze in der Mitte des Sommers in etwa fünf oder sechs Wochen nicht selten bis dreißig Grad Reaumur im Schatten, und die beinahe immerwährende Gegenwart der Sonne während dieser Zeit macht den Aufenthalt in jenen Gegenden nicht minder beschwerlich, als die enorme Kälte im Winter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise nach dem Krater des Etna,

den 24ten und 25ten April 1830.

(Beschluß.)

Nie, so lange und so viel ich gereist bin, erinnere ich mich, ein Naturschauspiel gesehen zu haben, welches einen tiefern und bleibendern Eindruck auf mich gemacht hätte. Der Krater ist von einem, in unregelmäßigen Schwingungen sich erhebenden und senkenden Lavakamm umgeben, welcher wohl die Breite von acht bis fünfzehn und mehr Schritten haben, und sich über ihn, nach ungefährer Schätzung, zwei- bis dreihundert Fuß erheben mag. Unten erblickt man zum Theil (denn eine Seite ist von Vorsprüngen der innern Böschung, an deren oberem Rande der Beschauer sich befindet, verdeckt) ein oval erscheinendes, horizontalliegendes, schwarzes Feld von Lavasteinen. Zur rechten Seite dieses Ovals, welches den Boden bildet, erblickten wir ein ziemlich regelmäßiges Felsgewölbe, welches von Zeit zu Zeit, unter entsetzlichem Gekrache, wie von hundert zugleich gelösten Kanonen, Flammen und glühende Steine in fast horizontaler Richtung spiee. In der Mitte jenes Feldes sahen wir einen Haufen von schwarzen Steinen, an dessen linker, senkrechter Seite sich fortwährend ein dichter, gelbweißer Dampf entwickelte, und noch weiter links endlich befand sich der Hauptschlund, dessen Mündung uns jedoch größtentheils durch obenerwähnten Vorsprung verdeckt blieb. Diesen Schlund nun sahen wir zu verschiedenen Malen, nicht unter Donner und Krachen, sondern unter dumpfem Brausen, wie vom sturmerregten Meere, Rauch, Flammen, Steine und glühende Materien zu einer Erstaunen erregenden Höhe emporschleudern. Einige Sekunden nach einem solchen Auswurfe erfolgte dann jedes Mal jene betäubende Kanonade aus dem obenerwähnten Gewölbe und zu gleicher Zeit entstieg in größeren Massen einer großen Menge von Spalten und Rissen und dem ganzen weichen, gelblichen Boden, selbst auf dem Platze, wo wir uns befanden, ein dichter Schwefeldampf. Der Boden unter uns war so warm, daß wir wechselsweise einen um den andern Fuß heben mußten. Dennoch entschlossen wir uns, den Krater, wenn auch nur flüchtig, zu zeichnen. Unser Diener, dessen sich die Furcht in ziemlich hohem Grade bemächtigt hatte, schien, an einen großen Stein gelehnt, zu schlafen; wenigstens hatte er die Augen geschlossen. Nicht lange zeichnete ich, so erfolgte, nach einer Stille von einigen Minuten, ein so plötzlicher, ungestümer Ausbruch, daß der Schreck auch meiner Herr ward. Rothe Flammen entstiegen dem schwarzen Schlunde und färbten den dichten Rauch mit einer brennenden, rothbraunen Tinte; glühende Steine durchzuckten die Luft gleich himmelanstrebenden Blizzen, der ganze Berg um uns begann zu dampfen und fürchterlich donnerte es aus dem feurigen Gewölbe. Da kein Wind blies, so fielen die zu so erstaunlicher Höhe geschleuderten Steine ziemlich senkrecht zum Theil wieder in den Krater hinab und auch der Dampf zog auf die entgegengesezte Seite.

Von den Wenigen, welche diesen Berg besteigen, hat nicht Jeder das Glück, diesen Feuerschlund in solcher Thätigkeit zu erblicken. Wir sagten dem Urheber dieses erhabenen Schauspiels unsern Dank und warfen, bevor wir uns zum Hinabsteigen anschickten, noch einen Blick auf die zu unsern Füßen sich ausbreitende Landschaft. Auch das Wetter begünstigte uns, man sah fast Alles klar und deutlich; beinahe ganz Sicilien, ein großer Theil von Kalabrien und vom mittelländischen Meere mit den liparischen Inseln breiteten sich vor dem vielbeschäftigten Auge gleich einer Landcharte aus.

Wir eilten nun, einen Ort zu verlassen, wo kein lebendiges Wesen, wenigstens unter den Umständen, unter welchen wir uns daselbst befanden, lange auszuhalten im Stande ist. Daß die Umstände nicht immer dieselben sind, geht z. B. daraus hervor, daß viele Reisende, unter andern der Freiherr von Riedesel, sich über die heftige Kälte auf dem höchsten Gipfel beklagen, wogegen wir, der heißen Dünste wegen, von derselben durchaus nicht belästigt wurden, obgleich Riedesel sich den 2. Mai (1767), also noch etwas später als wir, daselbst befand. Daß der Etna zu unserer Zeit überhaupt über nicht Geringem brütete, läßt mich noch der Umstand vermuthen, daß einige Tage nach unserer Besteigung, als wir Sicilien verlassen hatten und uns auf dem Meere 150 Miglien von ihm entfernt befanden, wir bei Nacht einen heftigen Ausbruch wahrnehmen konnten.

Da es heller Tag geworden war und es bergab ging, so erreichten wir das englische Haus in sehr kurzer Zeit. Wir hörten es noch oft heftig hinter uns toben und brausen, und froh, solche Mühseligkeiten hinter uns zu haben, sprachen wir mit Lust von dem großen Schauspiele, dessen Zeugen wir gewesen waren. Im englischen Hause vertheilten wir unter uns ein wenig Geflügel, Brod und Wein, und nachdem uns dies Frühstück merklich gestärkt hatte, bestiegen wir wieder unsere Maulthiere und sezten unsere Reise fort. Die armen Thiere hatten die ganze Zeit ohne Wasser — denn dieses findet sich auf dem Etna nicht — und nur mit wenigem Futter zubringen müssen. Oft erliegen sie auf dieser Reise, wovon uns die hin und wieder auf der vor dem englischen Hause befindlichen Ebene, das Weizenfeld genannt, zerstreuten Gerippe überzeugten. Noch blickten wir mehr als einmal zurück, und unser Führer winkte dem stets dampfenden Krater, der ihm seinen Lebensunterhalt gewinnt, noch manchen freundlichen Gruß zu.

Die Gegend, welche wir bei Nacht durchzogen hatten, konnten wir jezt näher betrachten. Schon gegen das Ende der Schneeregion finden sich schwache Spuren von Vegetation: erst Moosbüschel, dann niedrige Dornen, darauf höhere Stauden und endlich mannigfaltige Gewächse gröf-

ferer Art. Schon ziemlich weit vom englischen Hause weg sahen wir sorgsam mit Sand bedeckte Schneefelder, von denen Catania sich in der heißen Jahreszeit versieht. Zu unserer Linken hatten wir ein ungeheures schwarzes Lavafeld, in welchem hin und wieder, nach der Waldregion zu, grüne Inseln oder Oasen liegen. Zu Anfang der Waldregion, uns zur Rechten, sahen wir eine Höhle in der Lava, grotta delle capre, Ziegenhöhle, genannt, welche früher den Reisenden zum Uebernachten diente. Die sogenannte Waldgegend ist höchst dürftig; hin und wieder ragt ein Baum aus schwarzer Lavaerde oder zwischen Felsen hervor, und der Boden ist überhaupt nur sparsam mit Grün bedeckt.

Um 10½ Uhr trafen wir wieder in Nicoloso ein, entließen unsern guten Führer, welcher uns treuherzig zum Abschiede die Hand reichte, gönnten den Maulthieren einige Ruhe und brachen dann nach Catania auf. Wir bewunderten auch diesen Tag, wie den vorigen, die auffallend schöne Gesichts- und Körperbildung der Weiber in den am Fuße des Etna liegenden Ortschaften. Sie sind groß, von kurzem Oberleibe, ungemein schlank und anmuthig in ihren Bewegungen.

Nachmittags kamen wir in Catania an. Als es dunkel ward und wir uns schon zur Ruhe begeben wollten, wurde unsere Aufmerksamkeit noch durch eine besondere Lebhaftigkeit auf den Straßen und auf dem vor uns gelegenen Hauptplatze gefesselt. Wir traten auf den Altan und sahen eine große Prozession zu Ehren des heiligen Francesco di Paola. Der Heilige, in seiner Ordenstracht, auf einem mächtigen Gerüste, von Lichtern umgeben und von mehr denn 50 Personen aus dem Volke getragen, durchzog unter dem stets wiederholten Rufe: viva St. Francesco di Paola! die Straßen Catanieus. Auf dem Platze selbst, vor der Kirche, waren alle Vorkehrungen zu einem großen Feuerwerke getroffen, welches begann, als der Heilige die Runde gemacht hatte und zur Kirche zurückgekehrt war. Raketen, Leuchtkugeln, feurige Drachen und Kanonenschüsse folgten schnell aufeinander und entlockten dem versammelten Volke lautes Jubelgeschrei. Der noch blau schimmernde Himmel, das rothe Feuer zwischen dem braunen Dampfe, hinter welchem sich die Kirche und die ferner liegenden Häuser von Zeit zu Zeit wie im Nebel zeigten, gaben einen ganz eigenen Charakter dem Schauspiele, das am Ende dieses mir unvergeßlichen Tages ein Gegenstück zu dem Morgens gesehenen großen Feuerwerke im Schlunde des Etna bildete.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 8. Oktober.

(Beschluß.)

Neue Dramen nach französischem Zuschnitt.

Die brave deutsche Uebersetzerin (Madame Krickeberg) durfte dieses in unserer (wie Lessing mit ironischem Stolze sagt) plumpen Sprache nicht wagen; sie hat demnach wohlgethan, diese Klippen zu sprengen, wozu sie um so mehr das Recht hatte, als die Pulvererfindung bekanntlich eine deutsche ist. Dadurch ist nun aber nur die Hälfte des Hauptcharakters deutsch geworden, die andere Hälfte und alle übrigen Personen sind französisch geblieben, und die Nachahmung ist nicht mehr das Muster; es fehlt ihr das Pikante, eben das certain je ne sais quoi, von dem es mir freilich lieb ist, daß ich, als Deutscher, es nicht weiß. Mit einem Worte: da das Stück einmal übersezt wurde, so ist die Uebersezerin in jeder Hinsicht nur zu loben, und ihre Arbeit steht hoch über den gewöhnlichen Fabrikaten dieser Art; ob aber ein aus so ächt französischem Grund und Boden erwachsenes Thränenspielchen, das nach allen seinen Charakteren in Deutschland unmöglich stattfinden kann, übersezt werden soll und muß, selbst wenn es von Scribe herrührt, ist eine andere Frage; und beantworten wir sie nicht, weil sich beinahe eben so viel dafür, als dagegen sagen läßt. — Was die Darstellung beider Stücke betrifft, so würden wir, wenn wir für ein Berliner Blatt schrieben, uns ausführlich darüber vernehmen lassen, und besonders im leztern Stücke das Spiel der Mad. Wolff und des Hrn. Lemm lobend zu erörtern wissen. Für ein fremdes Blatt aber sind alle Rollen in beiden Stücken zu wenig Rollen, um darüber etwas allgemein Lehrreiches über Darstellungskunst sagen zu können. Solches ist überhaupt, selbst für den, der es vermag, nur dann möglich, wenn er an die Darstellung historisch anknüpfen und beginnen kann: „Das Publikum sah und weiß doch, daß diese Scene so und so dargestellt wurde.“ Mit andern Worten: spezielle Belehrung über bestimmte Darstellungen ist nur eben diesen Darstellern und diesem Publikum gegenüber am gehörigen Ort. Ein allgemeines Publikum würde man mit solchen Einzelnheiten und Spezialitäten langweilen; da die Kritiker dieses sehr wohl fühlen, bleiben sie in der Sphäre des Allgemeinen, und so liest man in den Tageblättern über jeden nur etwas bedeutenden Darsteller jeder Stadt und jedes Städtchens ungefähr dieselben, und nun schon bohl und leer gewordenen Phrasen. Solcher aber wollen wir uns, uns selbst achtend, enthalten.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 248:

Esarade.

Räthsel.

Klopft ein Verständ'ger mich,
Faff' ich mit Kraft das Werk,
Das er bereitet, an;
Wenn mich ein Knabe schlägt,
Lauf' ich mit Lust davon;
So er mich führen will,
Bleibt er zurück.

Sprengt mich des Geistes Kraft,
Welchen zu bändigen
Ich mit berufen bin:
Siehe! so kehrt der Geist
Wieder zur Erde schnell.
Draus ihn der Sonne Macht
Lockte vordem.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 255.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 25. Oktober 1830.

Singt, Dichter, singt von Wein und Liebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein.

Gellert.

Lieder von Theodor von Sacken.

1.

Der Traum.

Gleich dem Sohn des Patriarchen
Lag ich unter Baumes Schatten;
Junges Blut und Mittagswärme,
Schlummer drückt' das Aug mir zu.

War's ein Wunder, waren's Träume:
Was ich sah, hab' ich gesehen:
Goldne Sproßen, Himmelsleiter,
Engel stiegen auf und ab.

Und sie reichten sich die Händchen,
Eine schöne gleiche Kette,
Die Geliebte, mir am nächsten,
Reichte mir die liebe Hand;

Und sie hob mich von dem Rasen,
Half von Sprosse mir zu Sprosse,
Mit den Händen, mit dem Herzen —
Offner Himmel über mir.

Bin ich's noch, der ich gewesen?
Waren's Träume, war's ein Wunder?
Was ich sah, hab' ich gesehen,
Und vergessen werd' ichs nicht.

2.

Das Erdbeerengeschenk.

Die rothen Beeren, die Wiesenfrucht
Hab' ich, mein Liebchen, für dich gesucht;
Und so viel Hundert ich gepflückt,
So vielmal hab ich mich gebückt,
Und bückt' ich mich, so dacht' ich dein,
Und dacht', es könnte nicht anders seyn;
Das Körbchen flocht ich selber auch
Aus frischen Reisern vom Weidenstrauch;
Zuletzt schmückt' ich das Ganze nur
Mit Blumen des Gartens, mit Blümchen der Flur.

So streut Natur es reich umher,
Ein freundlich, liebes Ungefähr;
Es kommt das Herz und sammelt's ein,
Da muß es gleich was Ganzes seyn:
Nun ist das Körbchen dein Haargeflecht,
So zart verschlungen, so kunstgerecht.
Die Rosen, um den Rand gestreut,
Sind deiner Wangen Lieblichkeit;
Und halb versteckt, halb offenbar,
Vergißmeinnicht dein Augenpaar;
Inmitten ruhen die Beeren drein,
Wie deiner Lippen Purpurschein. —
Ach! Liebchen, nimm die Beeren von mir,
Und gieb mir deine Lippen dafür!

5.

Bekenntniß.

Gute Weine hab' ich niemals
Auszuschlagen mich vermessen,
Lieben Kuß von lieben Lippen
Hab' ich auch noch nie vergessen.

Aber wenn an Wein und Liebe
Sich die Seele hat geweidet,
Ist's ein Wunder, daß in Lieder
Die Gedanken sich gekleidet?

Und so wag' ich's ohne Bangen,
Und auch ohne Eitelkeiten,
Mich zu schließen an die Reihen
Aller Dichter aller Zeiten.

Denn sie konnten ohne Liebe,
Konnten ohne Wein nicht leben,
Alles And're mag sich finden,
Aber das ist Dichterleben.

Und zulezt ist das die Meinung:
Liebe hält sich still verborgen;
Doch der Wein wird gleich in Liedern
Für die Offenbarung sorgen.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Da zu Ende des Junius und zu Anfang des Julius die Abenddämmerung noch lange nicht aufgehört hat, wenn schon die Morgendämmerung wieder anfängt, so kann man auch um Mitternacht und ohne Mondlicht einen nur etwas starken Druck ganz bequem lesen, und wenn man auch erst um Mitternacht zu Bette geht, so muß man sich doch noch bei Tage niederlegen. Diese, wenn gleich nur kurze, aber prägnante Hitze scheint jene sonst so kalten Gegenden auf einige Wochen förmlich zu einem tropischen Lande zu machen. Nach zehn Uhr Morgens werden alle Arbeiten, selbst der gemeineren Klassen, eingestellt und alle Fensterläden geschlossen oder blos die nördlichen Fenster offen gelassen. Von zehn Uhr Morgens bis drei Uhr Abends sind die Straßen der Städte und Dörfer leer und einsam, da alles sich in dem Schatten seines Hauses oder seines Gartens vor der brennenden Hitze zu verbergen und diese Zeit gewöhnlich zu verschlafen sucht. Die Temperatur der Luft und die des Bodens ist so groß, daß man, wie man aus einem schattigen Ort an einen von der Sonne beschienenen tritt, vor der Oeffnung eines stark geheizten Backofens zu stehen glaubt. Sie ermattet alle körperlichen und geistigen Kräfte des Menschen so sehr, daß man durchaus zu keiner Beschäftigung irgend einer Art sich aufgelegt fühlt. Wenn man aus Ueberdruß ein Buch, eine Zeitung zur Hand nimmt und anfängt zu lesen, so fängt man auch schon an zu schwitzen; man legt daher unwillig alles weg und begnügt sich, unthätig die vier Wände seines Zimmers anzusehen und die besseren Zeiten der alles durchdringenden, aber doch zugleich erfrischenden und stärkenden Kälte zurückzuwünschen.

Die Sommer in jenen Gegenden sind auch noch dadurch ausgezeichnet, daß vom Ende Mai's bis Anfang Septembers kein Regen fällt, so wie auch die Ungewitter eine äußerst seltene Sache sind. Durch beides wird die drückende Hitze der langen Tage sehr vermehrt. Die Ursache dieser Erscheinung ist ohne Zweifel die Fläche des Landes. Um Perm und Kasan findet man auf hundert und mehr deutsche Meilen in die Runde keinen beträchtlichen Berg, und man kann die ganze Strecke von Kiew bis an den Ural, in einer Breite von hundert Meilen, eine Ebene nennen, die nur da und dort durch sanfte Hügelreihen unterbrochen wird. Daß demungeachtet die Fruchtbarkeit, besonders des Kasan'schen Gouvernements, wie oben erwähnt wurde, so groß ist, kömmt von der Ueberschwemmung der Wolga, die jährlich zu bestimmten Zeiten eben so regelmäßig, wie der Nyl in Egypten, aus ihren Ufern tritt und die Gegenden auf zwei und mehr deutsche Meilen von ihrem Bette auf fünf bis sechs Wochen zu einem unabsehbaren Meere macht. Diese Ueberschwemmungen der Wolga und der übrigen größern Flüsse, der Wijátka, Kama, Kinel, Irgis u. s. w., welche sich in die Wolga ergießen, machen diese Gegenden sehr lebhaft und fruchtbar zugleich. Man fährt zur Lust und des Handels wegen zu jener Zeit mit nicht unbeträchtlichen Schiffen, die zwei Maste und sechs bis zehn kleine Kanonen tragen, und oft hundert und mehr Reisende aufnehmen, über Wiesen und Felder zu den benachbarten Städten, die aus dieser Ursache alle auf Anhöhen liegen, und wenn die Gewässer wieder in ihre gewohnten Ufer zurücktreten, ist der von ihnen verlassene Boden oft eine Elle hoch mit fruchtbarem Schlamm bedeckt, in welchem alle Gewächse bei der nun eintretenden Hitze wie in einem Treibhause schnell und kräftig gedeihen. In Niederungen bleiben aber auch Sümpfe zurück, deren Wasser mehrere Monate staguiren, in Fäulniß übergehen und diese sonst so gesunden Gegenden im Juli und August mit bösartigen Fiebern plagen. Das Gouvernement Ufa besonders wird in jener Zeit von einem Wechselfieber heimgesucht, welches den Kranken nur alle sieben Tage einmal befällt, aber so heftig ist, daß es meistens mit dem Tode endet. Auch in und um Kasan sind die Wechselfieber, wenn gleich nicht tödtlich, doch ungemein angreifend. Diese Fieber sind in Kasan ein- oder dreitägig, sehr selten viertägig, und sie unterscheiden sich von den kalten Fiebern unserer Gegenden neben andern Erscheinungen vorzüglich dadurch, daß der Kranke beinahe keinen Frost, sondern nur

ein schmerzhaftes Ziehen im Rückgrate fühlt, dem aber bald eine sehr große Hitze und ein äußerst heftiger Kopfschmerz folgt, bei dem man jeden Pulsschlag wie den eines Hammers fühlt. Die russischen Aerzte kuriren dieses Fieber ganz allein mit Chinarinde.

Da wir vom Fieber sprechen, so sey es mir erlaubt, hier noch einiges, diese Krankheit Betreffende anzuführen, was im Auslande wohl noch nicht bekannt ist. Der Russe verbindet einen ganz sonderbaren Aberglauben mit dieser Krankheit, wie sie denn überall wegen ihrer auffallenden Sonderbarkeiten, des regelmäßig zu derselben Stunde wiederkehrenden Anfalls bei sonst gesundem Körper und dergleichen, den Volksglauben in ganz besondere Thätigkeit zu setzen pflegt. Die Russen, und nicht blos die sogenannten gemeinen, halten das Wechselfieber für eine weibliche Person, die in nächtlicher Stille herumschleicht, um sich nach ihren oft sehr sonderbaren Launen ihre Opfer auszusuchen. Diese Person, oder dieser weibliche Geist, heißt Lichoratka, und eben so wird auch das Fieber selbst genannt. Um die Vorstellungen der Russen von diesem Geiste deutlicher zu machen, will ich die Erzählung des verstorbenen Archimandriten (Bischoffs) Israel von Kasan, eines wegen seines Verstands und seiner hohen Redlichkeit allgemein geschätzten Mannes, mit seinen eigenen Worten wiedergeben. „Ich war," erzählte er mir, „zwanzig Jahre alt, und Sekretär des Klosters zu Simbirsk, dessen Abt mich besonders liebte und mich auch zur Annahme des geistlichen Standes bestimmte. Eines Abends in der Butterwoche (Fastnacht) hörte ich in dem benachbarten Hause eine rauschende Tanzmusik, und obschon es uns strenge verboten war, zur Nachtzeit das Kloster zu verlassen, so wußte ich doch Wege zu finden, um unentdeckt aus demselben und bis vor die Fenster des Tanzsaales zu kommen. Obschon dieser zur ebenen Erde lag, so waren doch die Fenster zu hoch, um durch sie von der Gasse die lustigen Bewohner des Zimmers sehen und meine Neugierde befriedigen zu können. Mit Mühe und Angst vor der Entdeckung kletterte ich doch endlich hoch genug, und erblickte zu meiner großen Freude das fröhliche Völkchen, unter dem ich so gerne gewesen wäre. Aber meine Freude sollte nicht lange dauern: denn kaum hatte ich in das bunte Gewühl einige Blicke geworfen, als plötzlich aus demselben eine hohe magere, im Gesichte sehr schöne weibliche Gestalt hervortrat und, die Augen unverwandt auf mich gerichtet, den Weg zu meinem Fenster einschlug. Eine innere Ahnung sagte mir sogleich, daß dieß die Lichoratka sey, die mir so oft von andern beschrieben worden war. Ich erschrack, sprang herab und schlich betroffen nach Hause. Ich legte mich bekümmert zu Bette und erwachte nach Mitternacht — im Fieber. Ich litt fünf Wochen daran, während welcher mich mein alter guter Abt täglich besuchte und auf das Liebreichste behandelte. Am Ende dieser Zeit hatte ich den Einfall, meinen alten Wolfspelz, den ich auf meinen Inspektionsreisen im Winter zu brauchen pflegte, durch meinen Diener von dem Boden des Hauses bringen und, der größeren Wärme wegen, über die Decke meines Bettes legen zu lassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Die Pariser Barricaden. — Die Franzosen sind in neuerer Zeit große Liebhaber der Statistik, und so haben sie denn auch nicht versäumt, die Pflastersteine zu zählen, die von ihnen in den Tagen des Juli von der Stelle gerückt worden sind. — Das Pariser Pflaster nimmt einen Flächenraum von drei Millionen Metern ein. Es waren, ungerechnet die Verrammlungen aus den Bäumen der Boulevards, aus Zimmerholz, Wagen, Hausrath, sogar aus Leichen, 4055 Barricaden aus Pflastersteinen errichtet worden. Die Stadt Paris hat drei Männer mit der Berechnung dieser Barricaden beauftragt: im ersten Theil ergaben sich 46,000 Meter aufgerissenes Pflaster, im zweiten 37,000 M., im dritten 42,000 M., zusammen 125,000 Meter. Somit ist etwa der zwanzigste Theil des gesammten Pariser Pflasters aufgerissen worden. Jedes Quadratmeter enthält 25 Steine, die ganze Summe der von der Stelle gerückten Steine beträgt demnach 3,125,000; und somit hat das Volk, das Gewicht eines Pflastersteines im Durchschnitt zu 50 Pfund angenommen, in wenigen Stunden eine Last von 156,250,000 Pfund bewegt. Von jenen 3,126,000 Steinen sind 212,000 zerschlagen und als Wurfgeschütz in die Häuser hinaufgetragen worden. Die Wiederherstellung des ganzen Pflasters hat 250,000 Francs gekostet. — Es gibt in Paris 1500 Straßen und 25,000 Häuser; 6000 Laternen, jede 62 Meter von der andern entfernt, beleuchten die 1500 Straßen. Die Unterhaltung jeder Laterne kostet die Stadt jährlich 105 F., und die erste Anschaffung etwa halb so viel. Bei weitem der größte Theil der Laternen ist nicht verdorben worden, der Schaden läßt sich aber nicht genau berechnen; nimmt man indessen 20,000 Fr. an, so kostet die Revolution den Pariser Gemeinderath etwa 270,000 Francs; also ungefähr so viel, als Karl X. unter seine Truppen hat austheilen lassen.

* * *

Alter der europäischen Herrscher. — Pabst Pius VIII., der älteste Regent, ist 68 Jahre alt und ziemlich gesund. Carl Johann, König von Schweden, ist 66 Jahre alt; er hat vor Kurzem eine schwere Krankheit durchgemacht, genießt aber einer festen Gesundheit. Wilhelm IV., König von Großbritannien, 65 J.; er leidet an einem gefährlichen Uebel, befindet sich aber gegenwär-

rig sehr gut. Friederich VI., König von Dänemark, 62 J. und sehr gesund. Franz, Kaiser von Oestreich, 62 J. Friederich Wilhelm III., König von Preußen, 60 Jahre. Wilhelm I., König der Niederlande, 58 J.; er leidet an einem chronischen Uebel, hat aber eine sehr starke Konstitution; er gleicht einem alten Soldaten. Louis-Philipp, König der Franzosen, 57 J.; durch seine mäßige, bürgerliche Lebensart genießt er einer vortrefflichen Gesundheit. Franz, König von Neapel, 51 J.; er leidet an der Gicht. Mahmud, Sultan der Osmanlis, 46 J.; er ist physisch und moralisch ausnehmend kräftig organisirt; sein Ansehen ist sehr auffallend und verräth einen nicht gewöhnlichen Mann. Ferdinand VII., König von Spanien, 45 J.; längst schon ist seine Gesundheit zerrüttet; er leidet fast immer an der Gicht, hat sich aber dessen ungeachtet zum viertenmal verheirathet. Ludwig, König von Baiern, 45 J. Nikolaus, Kaiser von Rußland, 34 J.; er ist groß, kräftig, thätig und sehr abgehärtet. Das jüngste gekrönte Haupt und das einzige, das dem schönen Geschlecht angehört, ist Donna Maria, Königin von Portugal; sie ist 13 J. alt, sehr hübsch, aber sehr zart, und hinkt ein wenig.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Noth des Buchhandels. Journalistik.

Mitunter hat die lezte Revolution und die in dem Nachbarlande ausgebrochene hier und anderswo traurige Folgen gehabt, welche die Freude über den glücklichen Gang der allgemeinen Angelegenheiten stören. Fast täglich hört man von Bankerotten; einer der achtungswürdigsten Kaufleute von Paris, Vassal, Deputirter und Präsident des Handelstribunals, wollte sich aus Verzweiflung über die Zerrüttung seiner Handlung das Leben nehmen, und man hat Mühe gehabt, ihn daran zu hindern. Besonders verheert dieses Uebel den Buchhandel; kaum kann man auf zehn solide Buchhandlungen jezt in Paris rechnen; die meisten andern gehen zu Grunde oder stehen auf schwachen Füßen. Man liest jezt mehr Zeitungen als Bücher; denn was uns am nächsten angeht, sind die täglichen Begebenheiten des Vaterlandes und der Fremde, und da die Wahrheit hier nicht unter dem Dämpfer der Censur erstickt wird, sondern Alles frei an den Tag kommen kann, so haben die Tageblätter ein mächtiges Interesse, weßhalb mit Anfang dieses Monats auch für die Hauptzeitungen ein noch größeres Format hat angenommen werden müssen, als man schon seit einem Jahre hatte; wenig fehlt nun noch, so erreichen die Pariser Blätter die Größe der Londoner. Indessen nun die Tageblätter die Hauptlektüre des Publikums ausmachen, wird die Literatur vernachlässigt, und die Pariser Buchhändler, welche seit zwölf Jahren eine ungeheure Menge von ältern belletristischen Schriften wieder aufgelegt haben und denen seit dieser Zeit die Brüsseler Buchhändler alle Neuigkeiten, die nur einigen Absaz haben, ohne Schonung nachdrukken, sizen in ihren vollgespikten Buchläden und harren vergebens auf die Wiederkehr der Zeit, da das Publikum nicht von außen her bewegt war und sich ungestört mit seiner Nationalliteratur beschäftigen konnte. Ueber den wichtigen Staatsangelegenheiten und über dem Freiheitskampf ist auch der Streit wegen romantischer und klassischer Literatur so ziemlich erloschen und wird wohl so bald nicht wieder angefacht werden. Als es darauf ankam, Frankreich von dem schmählichen Joche des Obskurantismus und des im Namen des sogenannten göttlichen Rechts auferlegten Despotismus zu befreien, fochten Romantiker so gut als Klassiker, und jede der beiden Partheien hat den Sieg der Freiheit des Vaterlandes durch den Verlust einiger der Ihrigen erkauft. Also haben sie beide bewiesen, daß es ihnen an Vaterlandsliebe nicht fehlt und daß die Ehre und die Freiheit ihrer Landsleute ihnen gleichmäßig am Herzen liegt. Nach dem Streite hatte man wichtigerre Sachen zu entscheiden, als die Frage, ob die Romantik in der Literatur zuzulassen sey? Etwas Merkwürdiges fiel mit dem Journal vor, welches die Romantik am kühnsten und am geschicktesten verfochten hatte, nämlich dem „Globe.“ Der Hauptredakteur dieses Blattes, Dubois, wollte dasselbe aufgeben, indem er behauptete, der Zweck, den sich die Herausgeber in dem politischen Theile vorgesezt hätten, nämlich die Bekämpfung des Obskurantismus und des sogenannten göttlichen Rechts in der Regierung, sey erreicht; das Volk habe sich selbst einen König erwählt, die Obskurantenpartei liege darnieder und werde sich von dem erhaltenen Schlage nicht wieder aufrichten; die Sendung der Herausgeber des Globe sey also vollendet. Dies wurde aber von einigen Mitarbeitern bestritten; sie zeigten, wie mir dünkt mit Recht, daß, obgleich eine große Revolution zu Stande gekommen sey, doch noch viel zu thun übrig bleibe, indem nun erst die Staatseinrichtungen im Sinne der Freiheit ihre gehörige Entwicklung erhalten müßten, und daher das Amt eines unabhängigen Journalisten erst recht wichtig werde und so zu sagen nun erst beginne. Dies wollte Dubois, ein Freund des jezigen Ministers Guizot, nicht zugeben, und es kam zwischen ihm und seinem Mitarbeiter, dem romantischen Dichter St. Beuve, der im Globe manchmal wegen seiner originellen Dichtungen verherrlicht worden ist, zum Zweikampfe; glücklicherweise kostete derselbe aber keinem das Leben. Die Folge von diesem Zwiespalt war, daß Dubois sich von dem Globe zurükzog und daß die andern Mitarbeiter, die keine so vortheilhafte Meinung von ihrem Zeitalter hegten, als ob es keiner Leitung mehr bedürfe, fortfuhren, in jenem Tageblatte die Sache der Freiheit und der Menschheit zu verfechten, und zuweilen die Maßregeln der Regierung tüchtig zu bestreiten, wenn ihnen dieselben nicht mit den Forderungen eines strengen Liberalismus übereinzustimmen schienen. Hätten sie auch die Feder niedergelegt, so würden doch noch Journale genug dieselbe Sache verfochten haben; denn mit Ausnahme der Quotidienne und der Gazette de France, sind jezt alle Pariser Blätter liberal; nur haben einige, z. B. das Journal des Débats, einen Anstrich von Ministerialismus, gegen welchen man sich vorsehen muß. Aber eine blinde Ergebenheit in den Willen der Regierung, wie sie unter Karl X. von den ministeriellen Blättern an den Tag gelegt wurde, findet man nicht mehr, und niedrige Schmeichelei ist glücklicherweise aus den Zeitungen verbannt. Möge sie denselben beständig fremd bleiben! Sonderbar ist dagegen der demagogische Anstrich, den die Quotidienne und Gazette de France mit wahrhaft machiavellistischer List annehmen, um die neue Regierung, die sie hassen, ins Verderben zu stürzen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 256.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. Oktober 1830.

Etwas höchst Auffallendes sind die Launen der Mode bei den Franzosen. Sie haben vergessen, wie sie diesen Sommer gekleidet waren, und wie sie diesen Winter gekleidet seyn werden, das wissen sie noch weniger.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Die Toilette.

Nach Lady Morgans neuestem Werke über Frankreich.

Das Weib, sagt ein französischer Uebersetzer eines Kirchenvaters, ist ein Geschöpf, das sich an Putz weidet, und diese Definition paßt auf die Französin besser als auf jede andere Frau in der bekannten Welt. Woher dieß kommt, das mag die Philosophie ergründen; aber gewiß ist es, das Faktum ist durch Beobachtung erwiesen und die Geschichte legt allen Ernstes ihr Zeugniß dafür ab *). Einen ganz artigen Beleg für dieses Faktum erhielt ich, als ich nach Paris kam, durch den Besuch einer meiner schönen Freundinnen von 1818 her. Die Zeit, die hin und wieder an ihrer Person eine kleine Spur hinterlassen, hatte sie dafür mit desto mehr Geschmack ausgestattet, und just soviel, als ihre natürlichen Reize durch die Jahre eingebüßt, hatte ihre Toilette gewonnen. Madame de ... ist, im strengsten Sinne des Wortes, femme à la mode, und wer so heißt, wird in Frankreich wie eine Göttin angesehen. Was eigentlich dazu gehört, um sich auf diese hohe Stufe zu stellen, ist nicht leicht zu sagen. Die jugendlichsten Schönheiten, die glänzendsten Geister, die allerliebenswürdigsten Geschöpfe werden durch die femme à la mode verdunkelt und bekommen nicht selten auf dem Ball keinen Tänzer oder bleiben verlassen in ihrem Boudoir sitzen, während jene Verkörperung des weiblichen Instinkts der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ist und einen Schwarm von unterthänigen Anbetern um sich versammelt, die eben an der Grenze der Leidenschaft stehen bleiben, denen es auch um ein Verhältniß wahrer Zuneigung nie zu thun ist, die darüber häufig Gegenstände vernachläßigen, welche zu jener wie zu dieser geschaffen wären, und dafür sich dem leeren Gefolge ihres Götzen anschließen. Ich fragte einmal einen jungen Pariser Fashionable, warum Madame de ..., die doch weder jung noch hübsch sey, so viele Verehrer habe; er zuckte die Achseln, zog die Augbraunen hoch hinauf, wußte nicht, was er sagen sollte, und brach endlich in folgende Worte aus: mais, mais — que voulez vous que je vous dise? c'est une femme à la mode.

Eben wollte ich ausgehen, um General Lafayette meinen ersten Besuch abzustatten, da besuchte mich die Dame, von der ich eben sprach. Wir begrüßten uns, wie wir von einander geschieden waren, mit der ächten französischen Artigkeit, der vollen irischen Herzlichkeit; wir wünschten einander Glück, daß wir uns beiderseitig so gut konservirt hätten, wie es unter Frauen Sitte ist, die gerne etwas Schönes hören und darum gerne etwas Schönes sagen; und ist ja doch die Eitelkeit nie begehrlicher, als wenn Grund und Boden, worauf sie sich aufgebaut hat, nicht

*) Bei der Taufe des Sohns der Frau von Sourdis im Jahr 1594 trug Gabrielle d'Estrées ein Kleid von schwarzem Atlas, das dergestalt mit Perlen und kostbaren Steinen überladen war, daß sie sich kaum unter seiner Last bewegen konnte. Sie hatte sich ein Schnupftuch für neunzehnhundert Franken sticken lassen. Was sind dagegen die gestickten Schnupftücher unserer jetzigen Schönen!

mehr so recht sicher ist. — „Sie wollen ausgehen?“ fragte sie. — „Ja, ich bin auf der Fahrt bei meinen Bekannten herum.“ — „Auf der Toilettenfahrt, wollen Sie sagen,“ erwiederte sie und warf einen eben nicht schmeichelhaften Blick auf meinen Anzug. „Ich bin so früh hier, damit Sie mir den rechten Weg einschlagen.“ — „Aber, liebe Frau von . . ., jezt kann ich nicht auf die Toilettenjagd gehen; nicht um Alles in der Welt möchte ich General Lafayette verfehlen, und eben jezt ist er noch zu treffen, ehe er in die Kammer geht.“ — „Ah! vous voulez donc faire mourir de rire le général?“ — „Zu todt lachen! und worüber?“ — „Worüber? über Ihre Toilette, Liebe: robe à grands volans, capote à baleine! bon Dieu, est-il possible?“ Und damit lachte sie recht nach Herzenslust.

Nachgerade fing ich an, allen Ernstes zu fürchten, ich möchte irgend etwas Lächerliches an mir haben; aber ein Blick in den Pfocheſpiegel vor uns überzeugte mich, daß Alles in Ordnung sey: ein ganz neuer Canezout, nach den neuesten Mustern von O'Connel in Graftonstreet, der Zug für Zug nach der lezten Nummer des petit Courrier des dames geschnitten waren; ein Hut nach einem Modell der Mistreß Carson in London. Ich redete, mit Anführung meiner Autoritäten, meinem Putze das Wort; da ward es der Artigkeit der Frau von . . . zuviel und sie lachte aus vollem Halse: „Est elle naïve, cette chère milady,“ rief sie, „avec son petit courrier et sa bonne madame Carson! Ecoutez, chère amie: on ne s'habille point ici d'après des programmes imprimés; und wenn man Sie mit einem solchen Hut aus dem Wagen steigen sähe! Sie müßten sich gefallen lassen, wenn Ihnen Alles nachliefe.“

Ich war außer mir. Verhöhnt sollte ich werden; 1820 wegen meines Buchs, 1829 wegen meines Huts verdammt werden! So mancherlei hatte sich verändert, konnte ich also wissen, ob auf einem Toilettenverbrechen jezt nicht dieselbe Strafe stand, wie sonst auf einem Majestätsverbrechen? Der schreckliche Spruch: à tous sujets il est enjoint de courrir sus, tönte mir in die Ohren, und der Pariser Pöbel, wie er mit Prügeln und Steinen den Befehl vollzieht, schwebte mir so lebhaft vor, daß ich ganz ängstlich ausrief: „Sie machen mir ganz bange; was rathen Sie mir denn?“ — „Das Fischbein an Ihrer Capote gehört an Ihr Kleid; fort mit diesen über zwei Monate alten Moden, werfen Sie sich in die Toilette der Saison, und Sie werden aufs Beste aufgenommen: denn der Liberalismus ist an der Tagesordnung und alle jungen Leute lesen Ihre Bücher; aber glauben Sie mir, Liebe, kein noch so berühmter Name entschuldigt ein lächerliches Kostüm.“ — „Ein lächerliches Kostüm!“ sagte ich, ernstlich unwillig, daß man mich wegen Lappalien so quälte, während der interessante Besuch, den ich vorhatte, mir Herz und Kopf in Anspruch nahm. — „Der Ausdruck mag etwas stark seyn,“ erwiederte sie; „aber es ist einmal so, es ist le mot propre. Bei Ihnen fällt mir Frau von Staël ein; die wollte ihren rothen Turban aus der Zeit des Direktoriums nun und nimmermehr ablegen; sie trug ihn beharrlich, Moden und Regierungen mochten wechseln wie sie wollten, bis zur Restauration, und da erschien sie vor der Herzogin von Angouleme in demselben Kopfputz, den sie aufhatte, als sie mit Bonaparte bei Talleyrand speiste; aber so ist es einmal, im Aeußern ist mit Euch gelehrten Weibern nichts anzufangen.“ — „Gut, gut,“ sagte ich, „lassen Sie mich jezt zu Lafayette gehen, ein andermal sollen Sie mich nachgiebiger finden. Für den Mann, der zwei große Revolutionen durchgeführt hat, für den Stifter, den Obergeneral der Nationalgarde, für den bin ich gut genug angezogen.“ — „Bei Ihnen könnte man die Geduld verlieren,“ rief Madame de . . . und gerieth in jene Heftigkeit, in der die Französin imponirt, wenn sie nicht komisch erscheint; „hat ein Mann darum, daß er Reiche gegründet oder zerstört hat, weniger Augen und Menschenverstand? Ihr General ist ein großer Mann, das gebe ich zu, aber er ist Français avant tout, und für einen Franzosen, und wäre es St. Dionys in eigener Person, ist eine alte Mode ein für allemal lächerlich.“ — „Gut,“ sprach ich; „wir schwatzen da ganz umsonst: ausgehen muß ich, mein verehrter Freund erwartet mich. Nur den Gefallen kann ich Ihnen thun, daß ich unterwegs anhalte und einen Hut nach der Mode kaufe.“

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

„In der nächstfolgenden Nacht,“ fuhr der Archimandrit in seiner Erzählung fort, „erschien mir im Traum, wenn es ja ein Traum und nicht eine wirkliche Erscheinung war, die Lichoratka ganz in demselben Anzuge, in welchem ich sie vor fünf Wochen gesehen hatte. Sie trat in mein Zimmer und näherte sich langsam meinem Bette. Als sie ganz nahe stand, drohte sie mir mit der Hand, fuhr aber gleich darauf freundlich-lächelnd mit der Hand über ihr Gesicht und sagte: „Pfui, wie der Pelz stinkt! hier mag ich nicht mehr seyn, ich gehe zu Jessipow.“ Dieß war der Schreiber des Klosters, ein junger, starker Mann, der während meiner Krankheit mein Amt bei dem Abte versehen hatte. Als ich am andern Morgen dem mich besuchenden Abte meine Geschichte erzählte, verkündigte mir dieser meine Genesung. Da er mich etwas ungläubig lächeln sah, wurde er beinahe böse und versicherte mich hoch und theuer, daß das Fieber nicht mehr kommen werde, was er mir denn gleich durch eine Menge anderer ähnlicher Geschichten zu beweisen suchte. Als ich nun endlich gläubig und durch meinen Glauben beruhigt wurde, fiel

mir der arme Jessipow ein, der durch mich und meinen Pelz ins Unglück gekommen seyn konnte. Der alte Herr tröstete mich aber, und meinte, er wisse kein Beispiel, daß die Lichoratka so boshaft sey. Zu besserer Bekräftigung seiner Aussage ließ er durch meinen Diener den Schreiber rufen und in mein Zimmer bestellen; aber wie erschracken wir beide, als der Diener zurückkam und Jessipow entschuldigte, weil er im Bette liege und ein heftiges Lichoratka habe. Der arme Junge litt den ganzen Herbst daran, und zu Anfang des Winters haben wir ihn begraben." — Solche Geschichtchen kann man in Rußland in jeder Familie zu hunderten hören, und ich rathe jedem Fremden, seine Zweifelsucht oder sein Lächeln zu unterdrücken, wenn er nicht für einen Freigeist oder für einen Thoren gehalten werden will.

Auffallender noch ist eine andere Krankheit, welche ich sonst nirgends angetroffen habe. Sie wird Bjelü Karatschki (weißes Heißfieber) genannt, und es gelang mir nicht, den Grund dieser Benennung aufzufinden. Ich will auch hier die individuelle Geschichte eines Kranken anführen, des verstorbenen Generals Serjeew in Kasan, eines sehr gebildeten Mannes von ganz vortrefflichem Charakter, den ich während seiner Krankheit, so wie mehrere Jahre vor und nach derselben, beinahe täglich zu sehen Gelegenheit hatte. Die Krankheit fing, wie gewöhnlich, mit einer gewissen Mattigkeit, einer Abspannung an, die aber Anfangs mehr den Geist, als den Körper zu treffen scheint. Bei sonst gutem Appetit und wenigstens scheinbar gesundem Schlafe, bemächtigt sich des Menschen eine trübe, melancholische Stimmung, wobei sich bald nach den ersten Tagen sonderbare Ansichten und Antworten äussern, welche auf eine, meistens schnell vorübergehende und oft nur einige Sekunden anhaltende Unordnung in dem Denkvermögen und in der Apperception der äußern Gegenstände durch die Sinne schliessen lassen. Später werden diese Abweichungen von der gesunden Ansicht der Dinge häufiger und greller, auch scheint dann der Körper in Mitleidenschaft gezogen, da besonders der Schlaf und später auch die Eßlust gestört werden, ohne daß jedoch der Kranke das Bett hüten muß. Unser Patient ging seinen gewöhnlichen häuslichen Geschäften nach und hielt auch, da er ein sehr geselliger Mann war, die Gesellschaften, die er seinen Bekannten gab, ungestört weiter. Allein bald darauf wurde die Sache so arg, daß seine Gemahlin alle eigentlichen Fremden fern zu halten suchte und nur den nähern Freunden, die seinen Zustand kannten und schonten, den Zutritt erlaubte. Diesen leztern verbarg er seine Lage keineswegs, sondern erzählte ihnen vielmehr mit der größten Offenheit Abends, was ihm jeden Tag widerfahren war. Da, wenn der Kranke gehörig gepflegt wird, das Uebel selten einen bösen Ausgang nimmt, vielmehr nach einigen Monaten, bei Manchen auch schon nach einigen Wochen wieder so langsam verschwindet, wie es gekommen war, so pflegt man sich eben nicht viel daraus zu machen und wartet in Geduld sein Ende ab. „Heute Morgen," sagte der General eines Abends, indem er mich bei der Hand nahm, „habe ich mit Ihnen viel zu thun gehabt." — Ich äußerte meine Verwunderung, da ich den ganzen Morgen mein Haus nicht verlassen hatte. — „Thut nichts" sagte er lächelnd, „ich habe doch sehr viel mit Ihnen gesprochen. Ich saß in meinem lezten Zimmer und hörte Sie kommen; ich kenne Ihren Tritt; Sie klopften an die Thüre und ich mußte dreimal herein rufen, bis Sie mich hörten und endlich ins Zimmer traten. Wir haben das interessante Gespräch von gestern fortgesezt und Sie mußten mir, so hartnäckig Sie auch gestern Ihren Satz vertheidigten, am Ende doch nachgeben. Ich war auch ganz müde von dem ewigen Reden." — Ich schwieg und mein bedenkliches Gesicht machte ihn lachen. „Nu, nu," sagte er, „ich weiß so gut wie Sie, daß Sie nicht da waren, aber wir haben uns demungeachtet gesprochen und recht lebhaft herumgezankt. Wenn das Zeug bald aufhört, will ich nicht böse seyn, denn, ich versichere Sie, so ganz ohne Unterhaltung ist es doch nicht. Ich wünschte, Sie wären auch schon einmal in dieser Lage gewesen, Sie würden mich dann ganz verstehen. Ich weiß sehr wohl zu unterscheiden, ob Sie selbst zu meiner Thüre hereintreten, oder ob es nur Ihre, oder vielmehr meine Erscheinung ist; ich bin mir vollkommen bewußt, daß ich im lezten Falle getäuscht werde, aber ich muß mich dieser Täuschung hingeben, mit einer Art von unwiderstehlicher Lust hingeben, und dann wird die Sache freilich bald so arg, daß ich nicht mehr weiß, woran ich bin."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Oktober.

Erste Bernische Industrieausstellung.

Zum erstenmal ist im verflossenen Sommer zu Bern auf Veranstaltung des Kommerzienraths eine Industrieausstellung zu Stande gekommen, und wie über die vorjährige in Genf der Professor de Candolle, so hat über die Bernische nun der Professor der Chemie, Carl Brunner, einen umständlichen und erbrternden Bericht bekannt gemacht. Den sogenannten schönen Künsten sind ungleich früher, als den ihnen sehr nahe verwandten mechanischen die Vortheile öffentlicher Anstellung zu Theil geworden. Jene seit Jahrhunderten bestehenden Kunstgallerien, durch deren Anlegung Fürsten und Städte sich den Ruhm der Sammlung trefflicher Werke geschickter Maler und Bildhauer erwarben, beförderten hinwieder auf eine kräftige Weise die Entstehung solcher Kunstwerke und die Fortschritte der Kunst selbst. Die Oeffentlichkeit solcher Sammlungen bot dem Publikum ein Mittel dar, seinen Geschmack zu bilden, und es bereiteten dieselben ihm einen Genuß der edelsten Art. Im lezterflossenen Jahr-

hundert sind den Kunstausstellungen die Industrieausstellungen nachgefolgt, und es gibt heutzutage nur wenige Hauptstädte, selbst zweiter Klasse, wenige Fabrikstädte in Europa, in denen nicht durch Gesellschaften oder durch Regierungen dergleichen öffentliche Ausstellungen veranstaltet werden. Verschieden in Zweck und Einrichtung, sind die einen öffentliche permanente Sammlungen, wie in den großen polytechnischen Instituten Englands oder den polytechnischen Schulen von Wien, Berlin, Paris, Prag u. s. w., andere nur temporäre Zusammenstellungen; bald umfassen sie alle Fächer des Gewerbswesens, bald nur einzelne.

„Ueber die Austheilung von Prämien (sagt Brunner) hat man zwar verschiedene Ansichten, je nachdem die einen die Aufnahme der eigentlichen Fabriken, die andern die Fortschritte der einzeln lebenden Handwerker zu fördern suchen. Ich will mich hier nicht in diesen Streit einlassen, und begnüge mich nur zu bemerken, daß in staatsökonomischer Rücksicht diejenige Industrie die vorzüglichste zu seyn scheint, welche am meisten dahin führt, uns dem Auslande am wenigsten zinsbar zu machen, daß dieses für die einen Fächer auf die eine, für die andern auf die andere Weise erlangt werden kann. Für den moralischen Zustand des Volkes scheint wohl diejenige Art von Industrie die zuträglichste, welche durch möglichste Theilung der Arbeit dem Einzelnen ein besonderes, in seinem eigenen Hause zu verrichtendes Gewerbe anweist, wie z. B. die in den Jurathälern verbreitete Uhrenmacherei, die Leinwandfabrikation im Emmenthale und die zwar erst begonnenen, doch aber, wie es scheint, nicht ohne Erfolg gebliebenen Holzschnitzereien im Oberlande. Durch solche Theilung der Arbeit möchte am ersten die Möglichkeit gegeben seyn, die Kunst auf den höchsten Grad zu bringen und mit dem Auslande zu konkurriren. Auch wird auf solche Art der Gewerbtreibende dem bürgerlichen Leben als Individuum nicht entfremdet. Auf der andern Seite muß man aber zugeben, daß gewisse Zweige ihrer Natur nach keiner solchen Behandlung fähig sind, sondern schlechterdings ein gemeinschaftliches Zusammenwirken Vieler in eigentlichen Fabriken erfordern. Es ist für ein Land schon ein großer Gewinn, wenn sich ein Kern eines Erwerbzweiges bildet, und dieser nur erst so weit gelangt, daß die Waare im Auslande einen gewissen Ruf bekommt und unter einer eigenen Benennung als die Waare dieses Landes bezeichnet wird. Dadurch erhält dieselbe gewissermaßen ein Bürgerrecht in dem allgemeinen Welthandel, wogegen die von dem Einzelnen ausgehende sich in der Masse der aus Fabrikländern herbeiströmenden unberücksichtigt verliert. Diesen, wenn man ihn so nennen darf, allgemeinen Nationalruf der Fabrikerzeugnisse zu begründen, muß, glaube ich, eine der vorzüglichsten Bestrebungen der Gewerbtreibenden seyn. Durch Belohnung und Aufmunterung derjenigen, welche einen solchen Kern zu bilden suchen und welche bereits selbst Ausgezeichnetes geleistet haben, kann die Regierung wesentlich zur Förderung der Gewerbe beitragen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Taktik der Ultrapartei. Das Volk und die Jesuiten.

Die Quotidienne und Gazette de France übertreiben alle Folgerungen der Grundsätze, welche der letzten Revolution zum Grunde liegen, und fordern eine uneingeschränkte Freiheit, eine völlige Volksregierung, und wenn sich die liberalen Blätter über die Zügellosigkeit und Unbändigkeit dieser unter der Freiheitsmaske versteckten Ultras beklagen, antworten letztere: Worüber beschwert ihr euch? wir verstehen die neue Regierung besser als ihr; wenn ihr nicht mehr Freiheit geben wollt, als wir schon hatten, warum habt ihr denn die vorige Regierung gestürzt? oder ist es etwa deßhalb geschehen, damit ihr, nicht das Volk, die Früchte des Sieges genießen möget? Könnte die Ultrapartei durch diese und ähnliche Reden der neuen Regierung ihr Ansehen benehmen und das Volk gegen sie aufwiegeln, so würde sie ihrem Ziele näher rücken; der Scharfsinn der Franzosen durchschaut aber ihre List, und vielleicht eben, weil man diese falschen Freiheitsfreunde zu fürchten hat, ist man vorsichtiger in der Entwickelung aller der Folgerungen, welche nothwendig aus der letzten Staatsumwälzung hervorgehen, und zurückhaltender in den Staatseinrichtungen, welche den Bürgern die möglichst größte Freiheit zusichern sollen. Die ultramontanische Partei scheint auch sich wieder von ihrer Betäubung erholt zu haben und auf dem Kampfplatz neben ihren lieben Ultrabrüdern gegen die neue Regierung auftreten zu wollen; denn es wird ein neues Tagblatt: l'avenir, (die Zukunft) mit dem Motto: „Gott und die Freiheit,“ angekündigt, woran der berüchtigte Abbé de la Mennais und ein anderer Abbé, Namens Gerbet, der neulich ein Buch über das Verhältniß des Katholizismus zum Staate herausgegeben hat, Hauptredakteurs seyn werden. Es haben sich einige Kapitalisten, vermuthlich von derselben ultramontanischen Partei, zusammengethan, um zur Herausgabe dieses neuen Journals eine Summe von 400.000 Franken herbeizuschaffen. Das Journal sollte am 1. dieses Monats beginnen; es ist aber noch nicht erschienen; wahrscheinlich sind die Herrn Ultramontaner noch nicht fertig mit ihren Zurüstungen. Für diese Partei ist jedoch die jetzige Zeit nichts weniger als günstig. Wenn etwas noch verhaßter in Frankreich ist, als der Despotismus, so ist es Alles, was auf Jesuitenunfug abzielt. Wahrscheinlich wäre die letzte Revolution noch nicht ausgebrochen, wenn der fanatische Theil der Geistlichkeit es nicht zu arg getrieben und dadurch den Zorn des Volks aufgereizt hätte. Daher ward auch sogleich, nachdem das Volk das Joch jener Partei abgeschüttelt hatte, in den Theatern der Jesuitismus in persona an den Pranger gestellt. Fast jedes Theater wollte seinen Jesuiten haben, der denn natürlich immer ein Gleißner, ein Verführer, ein Erbschleicher war. Die Farben dieser Gemälde waren etwas stark aufgetragen; allein so verlangt sie das Volk; es mußte seinem Unwillen, seiner übrigens sehr gelinden Rachsucht Luft verschaffen, und dies geschah durch den Beifall, den es solchen karrikirten Porträten zollte; natürlich endigt jedes Stück dieser Art mit der Aufdeckung der Schliche des Jesuiten oder Gleißners, und mit der Beschämung und dem Fortjagen desselben. Wenn man das Volk so lebhaft seine Freude über diese Finalgerechtigkeit äußern sieht und dabei alle die lustigen Einfälle hört, die es darüber vorbringt, und wenn man dazu die possierlichen Karrikaturen bei den Bilderhändlern erblickt und alles liest, was in Zeitschriften wider die Jesuiten nicht allein jetzt geschrieben wird, sondern schon unter der vorigen Regierung geschrieben wurde, so muß man sich über die Verblendung jener Mönchszunft wundern, welche sich einbildete, es werde ihr gelingen, in einem aufgeklärten und nach Geistesfreiheit dürstenden Lande, wie Frankreich, ihre ehemaligen Umtriebe ruhig und ungestört wieder zu beginnen, und der Schutz der Bourbonen werde hinreichend seyn, um die Nation in die alten Fesseln schlagen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Oktober 1830.

— Was er sprach, obwohl ein wenig wüst,
War nicht wie Wahnsinn.

Shakespeare.

Bilder aus Rußland.

(Fortsezung.)

Ein andermal saß ich mit General Serjeew auf seinem Sopha im Gespräche. Alles schien in der besten Ordnung zu seyn, als plözlich seine Augen sich auf ein ihm gegenüber hängendes Porträt in Lebensgröße hefteten, und er bald darauf mit diesem Bilde ein Gespräch begann. Nach einer Minute fuhr er mit der Hand über seine Stirne und bat mich um Verzeihung, wenn er dummes Zeug gesagt haben sollte. Wir sezten unser Gespräch fort und ich konnte, jene Augenblicke ausgenommen, keine Spur von Irrereden oder falscher Ansicht entdecken. So sprang er eines Abends plözlich von seinem Tische auf und fing mit einem, der eben hereingetreten seyn sollte, zu zanken an. Er hätte es ihm gesagt, daß er nicht weiter mit ihm zu thun haben wollte, warum er ihn nun doch wieder belästige? u. s. w. Eine Stille folgte, in welcher er eine umständliche Vertheidigung der Erscheinung anzuhören schien, die er aber dann eben so umständlich und, wie es mir schien, sehr zusammenhängend widerlegte; er hörte nicht eher zu schmollen auf, bis er den ungebetenen Gast zur Thüre begleitet und ihm sein Prostschai (Lebewohl) nachgeworfen hatte. Dann sezte er sich wieder zu uns, rieb sich die Hände und sagte endlich: „da war ich wieder einmal nicht recht gescheut," und war von nun an ganz in der Ordnung.

Eines Morgens schien er, als ich auf sein Zimmer trat, in vollem Ernste böse auf mich zu seyn. Das hätte er, wie er sagte, doch nicht um mich verdient, das wäre doch zu arg, und dergleichen. Ich bat ihn, sich deutlicher zu erklären, und er sagte mir endlich, er habe gestern Abends an seinem Fenster, das auf einen schönen, großen Teich in der Mitte der Stadt ging, eine Barke fahren sehen, in welcher ich mit mehreren seiner Bekannten Spottlieder auf ihn gesungen hätte. Er nannte mir, noch ganz erzürnt, die abscheulichen russischen Schimpfnamen, mit denen ich ihn höhnisch bewillkommt habe, als wir dem Fenster nahe kamen, und kurz, es sey so arg geworden, daß er endlich aufgesprungen sey, das Fenster geöffnet und uns mit dem Stocke gedroht habe. — Da ich bei seiner lebhaften Erzählung nicht wußte, ob er nicht vielleicht in dem gegenwärtigen Augenblicke selbst wieder irre sprach, so suchte ich ihn zu beruhigen, das Gespräch anders zu lenken, als er plözlich mit seiner gewohnten Herzlichkeit mir um den Hals fiel und ausrief: „Es ist nichts, gar nichts, Sie sind und bleiben mein alter guter Freund, aber ich wollte nur hören, wie Sie die Geschichte aufnehmen. Denken Sie nur," fuhr er lachend fort, „so eben war der arme, gute Mensch, der Professor . . . da, dem ich sie auch erzählte und, wie es wahr ist, hinzusezte, er habe, als ich mit dem Stocke drohte, mich einen Sukinsin (Hundesohn) genannt. Der arme Mann kam so in Verlegenheit, daß er mich förmlich um Verzeihung bat und versprach, es nie wieder zu thun. Er war so ergriffen, daß er bald geweint hätte, und ich wette darauf, er glaubte die ganze Geschichte beinahe selbst."

Auf diese Weise ging es zwei Monate lang fort, und ich will nur noch das Ende der Krankheit erzählen, weil dieses vielleicht über den Charakter derselben Aufschluß geben kann. Er lag nach Tische ruhig auf seinem Feldbette, als sich sein Zimmer allmählig scheinbar mit Menschen füllte. Nach seiner Erzählung schien er auf einem Markte zu seyn, wo die Leute sich dicht drängten und der Stelle, wo er lag, die sie Anfangs frei gelassen hatten, immer näher kamen. Obschon er solche Erscheinungen schon öfter gehabt hatte, so wurde es ihm doch dießmal zu viel. Er zog die Glocke und schickte seinen eintretenden Diener zu dem Arzt. Dieser ließ ihm am Arm zur Ader. „Nachdem dieses geschehen war, erzählte mir der General, wurde das Menschengewühl in meiner Stube zwar nicht kleiner, aber die Gestalten, die sich darin herumtrieben, wurden allmählig immer durchsichtiger, und was mir besonders auffiel, sie schienen vom Kopf und den Füssen gegen die Mitte ihres Körpers zusammen zu schrumpfen. Am Ende waren nur noch die Gürtelstücke von ihnen, und auch diese nur wie durch einen nebelartigen Schleier zu sehen, bis endlich auch diese, und mit ihnen — die ganze Krankheit bis auf die lezte Spur verschwunden war.“ Der brave Mann lebte noch fünf Jahre in vollkommener Gesundheit und starb endlich plötzlich an einem Blutschlage. Für Aerzte mag noch hinzugesezt werden, daß sein Körper sehr blutreich und schon etwas allzu wohlbeleibt war, und daß er besonders oft an Hämorrhoiden litt. Uebrigens kommen nur diejenigen Kranken, die eine sorgfältige Pflege genießen, gewöhnlich gut davon, während die arme, nothleidende Klasse diese Krankheit als unheilbar und tödtlich ansieht, wie ich denn auch wirklich in den acht Jahren, die ich in jenen Gegenden verlebte, eine nicht geringe Anzahl armer Leute dieser Krankheit unterliegen sah.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Toilette.

(Beschluß.)

„Anhalte und einen Hut kaufe!“ rief Madame de . . . , „ah j'en mourrai!“ Und sie lachte wirklich, bis sie fast Krämpfe bekam; endlich faßte sie sich, trockuete sich die Augen und fuhr fort: — „Sie meinen also, wenn man gut gekleidet seyn wolle, brauche man nur im Vorbeigehen einen Hut zu kaufen? Sie glauben, ich werde mit Ihnen in die Straße Vivienne gehen, den chapeau d'affiche von einem Ladenfenster nehmen und in Ihren Wagen tragen lassen; dann suche ich Ihnen ein Kleid zu festgesezstem Preise in der Passage Delorme aus; und von da schicke ich Sie, mit der Etikette unten am Saume, geraden Wegs in den Salon des Generals, damit seine elegante Verwandte, Madame de T. — es gibt wenige Frauen in Frankreich, die sich besser kleiden — einen Spaß habe? Nein, nein, bleiben Sie heute zu Hause, und sehen Sie zum Zeitvertreib in die Tuilerien hinüber, wenn die große Welt spazieren geht; Sie werden dadurch im Allgemeinen einen Begriff von der Toilette bekommen, wie sie gegenwärtig ist. Allermittelst gehe ich zu Victorine und zu Herbaut und sehe zu, was sich für Sie thun läßt.“ — „Wie? was sich für mich thun läßt?“ — „Nun ja; ich nehme die nächste freie Zeit, die sie haben, in Beschlag, und je ferai inscrire votre nom sur leur livre rouge.“ — „Die Zeit, die sie frei haben? Sie wollen sagen, die ich frei habe.“ — „Nichts weniger; und wären Sie Sappho in eigener Person, Sie müssen warten, bis sie freie Zeit haben. Die Herzogin von Berry schickte einmal eine Hofdame zu Victorinen und ließ sie in den Pavillon Marsan bestellen; Victorine ließ antworten, sie schätze sich glücklich, daß sie die Ehre haben solle, Ihre königliche Hoheit zu bedienen; Sie werde sie an dem und dem Tag, zu der und der Stunde zu Hause treffen.“ — „Und wie hat die Herzogin dieß aufgenommen?“ — „Ganz gut. Was wollte sie machen? Prinzessinnen gibt es überall, aber es ist nur Eine Victorine auf der Welt, wie es sonst nur Einen Leroi oder Bertin gab. Thron und Altar sind in Frankreich erschüttert und umgestürzt worden, aber — die Toilette niemals.“

Eben brachte man mir eine Einladung zu einem diplomatischen Ball. Madame de . . . las das Billet mit einem Entzücken, wie Signore Mai es äußern würde, wenn ihm eine neue Handschrift von Cicero in die Hände fiele. „Voilà qui est bien,“ sagte sie; „ich habe keine Minute zu verlieren, wenn ich Ihnen dienen will. Unmöglich können Sie auf einen diplomatischen Ball gehen, wenn Sie nicht von Victorinen habillirt und von Herbaut berettirt sind. Ihre schöne Landsmännin, Lady . . . hatte den Besuch bei lezterem versäumt, und konnte wahrhaftig die ganze Saison über, in der sie ihr Debüt machte, den rechten Ton nicht wieder finden. Doch fiez vous à moi: gelingt es mir nicht, diese zwei Könige der Mode für Ihren Putz zu gewinnen, so bekommen Sie Jemanden aus ihrer Schule, und auf den Abend schreibe ich Ihnen, was ich ausgerichtet habe. Also à demain, n'est ce pas?“ und weg war die leichtfertigste, die gefälligste aller Französinnen, und ich stand da, die mißmuthigste, gebeugteste aller Irländerinnen, denn es war zu spät zu meinem Besuch, und, wie ich vorausgesehen, ich fand Lafayette nicht mehr zu Hause.

Dieser Tag war wahrhaftig nicht der schönste meines Lebens, und so wollte ich denn, da die Angst wegen meines Huts mir immer vor Augen schwebte, meinen Morgen vollends hinbringen, wie ich ihn begonnen, nämlich am Fenster, und hier verschaffte ich mir nun, nach der Weisung meiner Freundin, jenen allgemeinen Begriff von Beaumonde; die im Tuileriengarten Ab- und Zugehenden waren aber auch ganz geeignet, ihn mir beizubringen. Welch ein Modepanorama that sich mir hier auf! welch ein Treiben, welch ein Gedränge! eine Kalesche um die

andere, ein Coupé um das andere hielt vor den Thoren; Haufen von hübschen Spaziergängerinnen, begleitet von ihren Rittern oder Shawlträgern, strömten aus der rue royale und der rue Castiglione und sezten die Füße zu ihren kleinen Chinesenschritten in Schuhen, klassisch wie Dianens Halbstiefel; aber die Füße sahen unter Röcken vor, die so romantisch waren als Chateaubriands Muse. Der allgemeine Eindruck, den einem diese Uebersicht gibt, ist, daß alle Frauenzimmer in Einem Modell gegossen scheinen, wie die Geleepyramiden bei einem Ballessen. Alle Draperien unten sind bei der einen just so lang und so breit wie bei der andern; Brust, Schultern, Hüften bei der einen wie bei der andern; bei allen scheinen gleich viel Haare an den Schläfen zu einer Art von Chevaux de frise aufgezogen; ein und derselbe Hut von derselben Form, derselben Farbe, mit denselben Blumen – kurz, aus Allem sah eine systematische Modetyrannei, die nichts aufkommen läßt, das sich nicht von selbst versteht, wobei dem individuellen Geschmack nicht der mindeste Spielraum gegönnt ist, und dies beweist, daß der Despotismus eine feste Burg gefunden hat, in der ihm die Charte nichts anhaben kann. Der durchgängige Gebrauch der englischen Mousseline gab mir eine und die andere Betrachtung aus dem Kapitel der Handelsphilosophie an die Hand, und die steifen Falten, welche dem stärksten Winde Trotz boten, hätten einen Liebhaber idealer Schönheit noch auf andere Gedanken bringen können. Die gleichmäßigen geraden Linien schlugen dergestalt vor, daß es nicht anders war, als ob Perugins und Holbeins steife Bilder sammt und sonders aus ihren Rahmen getreten wären und Formen wieder ins Leben gerufen hätten, welche Raphael und Correggio mit Abscheu verwarfen. Es schmeichelte indessen meinem Nationalstolz, daß die langen Taillen und kurzen Röcke, die, als unsere Moden zuerst hier Eingang fanden, ganz Paris in Aufruhr gebracht, den Anglaises pour rire die Entstehung gegeben, auf dem Boulevard Karrikaturen, in der Vorstadt Epigramme ausgeheckt hatten, endlich allgemein getragen wurden. Aber die Mode ist ihrem innersten Wesen nach launenhaft, und die Kleidermode ist von der Laune der Schneider und Modehändler abhängig, bei denen recherche und Uebertreibung die Stelle des wahren Geschmacks vertreten müssen, den einem blos eine gute Erziehung geben kann.

Zur vernünftigen französischen Speisestunde wurde der Garten leer, just um die Zeit, wo die Londner Fashionables ihren Morgenspaziergang im Park beginnen. Ein ganz anderes Völkchen löste nun die Kerntruppen des Bonton ab: hier kleine Rentiers, die ihr Mittagsmahl verdauen wollten, dort lustige Kammerzofen, Kinderfrauen mit ihren Pflegbefohlenen aller Art, größern und kleinern, lustige, lärmende Gruppen von Jungen und Mädchen; dort saßen friedliche Achziger ruhig in der schönen Abendsonne und genossen der lezten zerrinnenden Sandkörner in der Natur, in der auch das Alter, wenn es noch so stumpf ist, Leben, Gesundheit und Freude athmet. Trotz meines unseligen Huts und meiner Volans, glaubte ich zu dieser gemeinen Stunde ungestraft die gewürzige Luft des Gartens genießen zu können; ich nahm daher den Arm meiner jungen Reisegesellschafterin — die gleich mir modisch nichts weniger als orthodox war — und wir verließen das Haus, um uns im Eden von Paris zu ergehen.

Wir sezten uns, nachdem wir die Allee von Orangenbäumen flüchtig betrachtet hatten, dem königlichen Schlosse gegenüber nieder. Eine erhabene Scene! Alles, Natur wie Kunst, von den Strahlen der herrlich untergehenden Sonne magisch beleuchtet! Welche Erinnerungen drängen sich hier einem auf, wenn man eben die Werke einer Sevigné, einer Maintenon, Rovigos und der Campan Denkwürdigkeiten aus der Hand gelegt hat! Da war kein Balkon, kein Entresol, kein Vestibule, der nicht zu einer Frage Anlaß gab oder eine Anekdote aus der Zeit der fünf lezten Ludwige ins Gedächtniß rief. Plözlich wurde ich aus meiner historischen Schwärmerei durch ein ganz vernehmliches Wispern in unserer Nähe aufgeschreckt: Mais quelle originale! voyez les volans à dents et les tire-bouchons de la petite! Ich sah mich um und bemerkte, daß ein Haufen muthwilliger Grisetten uns zur Zielscheibe ihrer Bemerkungen und Witze gemacht hatte, weil sie unsere Toilette wohl so lächerlich fanden, als eine hübsche Dame aus der Chaussée d'Antin. Aergerlich, mißmuthig ging ich nach Hause und war nun überzeugt, daß Frau v. ... Recht hatte und daß die Toilettenfreiheit in Frankreich erst noch erobert werden muß. Die zwei folgenden Tage brachte ich auf einer Modefahrt zu, und es ließe sich ein Buch darüber schreiben. An Spaß und Stoff zum Lachen sollte es dabei nicht fehlen, wenn auch für ernste Betrachtung nicht viel abfiele. Was mir indessen am allermeisten aufgefallen ist, das ist der außerordentliche Kontrast zwischen der Frivolität und der Sklaverei der französischen Frauen in Sachen der Kleidung und der Mode, und dem strengen Ernst des männlichen Geistes, der fast ausschließlich in den bedeutsamsten, gewichtigsten vaterländischen Interessen lebt. Verschiedene männliche Bekannte haben sich gegen mich über die Kluft beschwert, die sie von der weiblichen Welt scheide; wegen des Mangels an Aufmerksamkeit gegen das schöne Geschlecht, den man ihnen vorwirft, entschuldigten sie sich damit, daß es ihnen unmöglich sey, sich mit Wesen, welche aus so ganz verschiedenartigen Elementen geschaffen seyen, zu verstehen. Würden Klagen der Art allgemein, so wäre dem Mißbrauch wohl bald ein Ende gemacht. Die übertriebene Steifheit, die tyrannische Kleinlichkeit der Mode sind Folgen einer ganz natürlichen Reaktion nach den Grundsätzen und Sitten der Schreckensregierung. Aber

Napoleon hat dadurch, daß der Luxus seines revolutionären Hofes der tollen Verschwendung so großen Vorschub leistete, eine bloße Thorheit in ein Laster verwandelt. Die Toilette einer Frau steht gegenwärtig in gar keinem Verhältniß mit den Ausgaben einer kleinern Haushaltung, und sie ist gewiß sehr oft, wenn auch nicht für die Tugend im Allgemeinen, doch für die Ehre des Beamten eine gefährliche Klippe. Der Sieg der konstitutionellen Grundsätze ist vielleicht, wenn er auch die Herrschaft der Aristokratie aufhebt und allen Klassen höhere Interessen gibt, nicht im Stande, dieser Tyrannei völlig ein Ende zu machen; aber die allerärgsten Abgeschmacktheiten kann und muß er verwischen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Revolutionäre Theaterstücke.

Wenn einige von der Jesuitenzunft noch jezt nicht sehen, daß es auf immer mit ihrer Herrschaft aus ist, und daß sie so wenig mit als ohne Hülfe der Fürsten regieren können, so müssen sie wahrlich mit dem Staar behaftet seyn. Auch die Mönche, welche seit der Rückkunft der Bourbonen nicht mehr auf der Bühne erscheinen durften, sind nun zur großen Freude des Volks aus den Städten verschwunden und wieder auf die Bühne gekommen. Da sind erstlich die Victimes cloitrées (die klausirten Opfer), ein Schauspiel von Menvel, das zu Anfang der Revolution, als die Klöster eben abgeschafft worden waren, großen Beifall hatte und auch jezt mit vielem Vergnügen wieder gesehen wird, obschon unpartheiische Kunstrichter das Deklamatorische dieses Stückes als fehlerhaft verwerfen; dann wird auch die niedliche Operette Devrienne's: „Die Visitandinnen oder das Nonnenkloster" wieder gegeben; ferner Cheniers „Fenelon oder die Nonnen zu Cambray," und „Voltaire bei den Kapuzinern," eine dramatisirte Anekdote. Manches andere Stück, das die Bourbonsche Theatercensur verstümmelt hatte, erscheint jezt in seiner ursprünglichen Gestalt, mit witzigen Einfällen über reiche Geistlichkeit, Hofschmeichler und dergleichen, was sonst nicht berührt werden konnte, jezt aber mit Fleiß in den Bereich der Theaterdichter und Karrikaturzeichner gezogen wird. Natürlich haben die Theater nicht unterlassen, durch passende Schauspiele den Volks- und Freiheitssieg vom Juli zu feiern. Einige dieser Stücke sind durchgefallen; denn obgleich das Volk bei Gelegenheitsstücken ziemlich nachsichtig ist, so will es doch auch eben kein schlechtes Stück sehen, besonders kein solches, in welchem der Witz allzu selten ist. Da die lezte Staatsumwälzung diejenigen, die unten standen, emporgebracht, und die, welche sich mit guten Aemtern versehen hatten, sachte und ohne Bürde auf die bloße Erde niedergesezt hat, und dadurch eine große Lust in so manchen Gemüthern entflammt ist, nach den vakant gewordenen Aemtern zu haschen, so hat diese Sucht nach Aemtern, die wie eine ansteckende Krankheit wüthete und sich von Paris aus in die Provinz verbreitete, so daß alle Diligencen, Post- und Eilwagen Schaaren von Sollizitanten aus allen Ecken des Reichs herbeiführten, den Theaterdichtern ein herrlicher Stoff zu Vaudevilles geschienen, und es sind daher mehrere dergleichen in der Eile geschrieben worden, die sich alle um dieses Haschen nach Stellen und die Verlegenheit mancher charakterlosen Beamten drehen, die im ersten Augenblicke zwischen der alten und neuen Regierung, zwischen ihrem Gewissen oder ihrer Partheimeinung und zwischen dem heißen Wunsche, ihre Stelle zu behalten, schwankten. Ein solches Vaudeville ist der „Aemtermarkt," la foire aux places; die Handlung geht im Vorzimmer des Ministers vor, und es werden hier allerlei Gestalten aus der heutigen Welt vorgeführt, z. B. ein unter der Regierung der Minister willkührlich abgesezter Generalsekretär, ein Hr. Perrochet, der sich seiner Großthaten während der drei berühmten Kampftage rühmt, obschon er in diesen Tagen sich versteckt hatte, ein Schweizer, das heißt ein Thürsteher mit der Hellebarde, den sein voriger Beschüzer nicht mehr kennen will, ein Gascognier, welcher eine Stelle für die beiden gelehrten Hunde, die man seit mehreren Monaten in Paris sehen läßt, verlangt, die er als deux bêtes d'esprit ankündigt. Dieser lezte Spaß hat aber keinen Beifall gefunden. Ferner kommt noch eine alte faselnde Närrin vor, welche behauptet, sie sey die Quotidienne, und so gut wie die andern verlangt, angestellt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bern, Oktober.

(Fortsetzung.)

Erste Bernische Industrieausstellung.

Es waren dreitausend Schweizerfranken von der Regierung in Bern für Prämienaustheilung an die Direktion der Ausstellung abgereicht worden, und diese selbst bestand aus 123 zum Theil vielfachen Einsendungen, deren 107 dem eigenen Kanton angehörten. Der Bericht hat dieselben systematisch geordnet, und er begleitet sie mit belehrenden und vergleichenden Nachweisungen, deren hier nur etliche ausgehoben werden können. Ungemein zahlreich waren die Proben von Leinwandfabrikaten aller Art. Durch diese erwarben sich mehrere Theile der Landschaft Bern, vorzüglich das Emmenthal und die zunächst angrenzenden Gegenden, einen bedeutenden Grad von Wohlstand. Von ihrer Entstehung an bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts scheint diese Fabrikation in immerwährender Zunahme gewesen zu seyn, nachher blieb sie eine Zeitlang stehen, bis sie in den lezten zehn Jahren durch die immer zunehmenden Einfuhrbeschränkungen der Nachbarländer und vorzüglich die außerordentliche Vervollkommnung der Baumwollenmanufakturen, und die dadurch herbeigeführten niedrigen Preise immer mehr beengt ward, während auf der andern Seite die Konkurrenz der schlesischen und holländischen Waaren, welche zwar selbst gegen die nämlichen Feinde zu kämpfen hatten, immer drückender wurde. Der auswärtige Leinwandhandel findet sich für Bern gegenwärtig fast gänzlich auf Italien, und in einigen feinern Waaren, die der großen Einfuhrzölle ungeachtet immer noch abgesezt werden, auf Frankreich beschränkt. Aller dieser Hindernisse ungeachtet, konnte sich diese Gewerbsthätigkeit bis auf heute im Lande aufrecht halten, und man darf wohl behaupten, daß auch sie bei der allgemeinen Vervollkommnung des Kulturzustandes unsers mechanischen Jahrhunderts weitere verhältnißmäßige Fortschritte gemacht habe. Sie liefert einen sodnen Beweis, wie wichtig es sey, einen Industriezweig in einem Lande einheimisch zu machen. Nur die außerordentlichsten und in einer langen Reihe von Jahren andauernden unglücklichen Verhältnisse sind im Stande, einen solchen gänzlich zu Grunde zu richten. Die Hanf- und Flachskultur kann bei dazu völlig geeignetem Boden noch große Fortschritte machen, da ein guter Theil des Urstoffes zur Zeit von außen eingebracht wird. Anders verhält sich's mit der Fabrikation der Wolltücher, welcher äußere und innere ungünstige Verhältnisse entgegenstehen und ihr Emporkommen auch weiterhin entschieden hindern dürften, zumal die Landwirthschaft keine hinreichende Ausdehnung und Vervollkommnung der Schaafzucht zu gestatten scheint, und nur wenige Gegenden der Schweiz Wolle in einiger Menge liefern können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Oktober 1830.

Sie haben ob unsrer Trunkenheit
Vielfältig uns verklagt,
Und haben von unsrer Trunkenheit
Lang nicht genug gesagt.

Goethe.

Bilder aus Rußland.

Der Branntwein.

Der Russe hat mannigfaltige, zum Theil sehr gesunde Getränke, alle aber überwiegt leider weit der abscheuliche Branntwein. Da er, der großen Konsumtion wegen, ein Monopol der Krone ist, so ist er, im Vergleich mit andern Bedürfnissen und den Kosten seiner Erzeugung, sehr theuer, was aber Niemand abhält, seine lezte Kopeke hinzugeben, um sich diesen Genuß zu verschaffen. Der gewöhnliche russische Branntwein wird aus Getreide gewonnen, wie bei uns; in den südlichen Gegenden, besonders am kaspischen Meere, wird er auch aus Wein bereitet und in großen Quantitäten nach dem Norden versendet, wo er statt Arraks zum Thee genossen wird. Die höheren Klassen verschmähen den eigentlichen Kornbranntwein als einen pöbelhaften Genuß, sind aber im Gebrauche der feinern Liqueurs und abgezogenen Wasser nicht viel mäßiger, obschon man es jezt in guten Gesellschaften nie bis zur eigentlichen Trunkenheit kommen läßt, die als ein Laster der Hefe des Volkes verachtet wird. Doch wird auch in jenen, wie von dem Mittelstande und den untersten Klassen, immer vor Tische das sogenannte Schälchen genossen, das in der Regel in Branntwein besteht. Ich zweifle nicht, daß dieses Getränke, besonders wenn es zu oft und im Uebermaße genossen wird, dem Körper und dem Geiste einer Nation schädlich ist, wie man bei den durch dieses Gift entnervten Polen leider nur zu deutlich sieht. Ohne ihm indessen je das Wort reden zu wollen, muß ich doch, der Wahrheit zur Steuer, bemerken, daß ich in dem nördlichen Rußland von diesen bösen Folgen keine Spur bemerkt habe. Der Russe befindet sich im Allgemeinen sehr wohl bei diesem Gifte, so lange er es nicht zu unmäßig genießt, und mäßig heißt bei ihm, was für uns viel zu viel seyn würde. Ich habe selbst Bauern gekannt, die täglich zum Frühstücke, vor dem Mittagessen und vor dem Schlafengehen keine kleine Quantität dieses Getränkes zu sich nahmen, und bei dieser Gewohnheit ein kräftiges und hohes Alter von mehr als hundert Jahren erreichten. Ja manche sollen sich in sehr vorgerücktem Alter meistens durch den Genuß dieses Getränkes gesund und munter erhalten. Dieß gilt aber nicht von dem aus Pferdemilch von den Tataren bereiteten Branntwein, der viel narkotischer als der Kornbranntwein, und daher der Gesundheit schädlicher seyn soll, vielleicht aber nur, weil ihn die Tataren, zur Entschädigung für den ihnen durch den Koran verbotenen Wein, im Uebermaaße genießen und die meisten dieser mahomedanischen Völkerschaften schon in den gemäßigteren Klimaten wohnen, wo starke Getränke überhaupt schädlicher sind. In Kamtschatka macht man eine Art von Branntwein aus der Pflanze, die unter dem Namen Bärenklau (heracleum) bekannt ist und dort in großer Menge wächst.

Da es bei Strafe der Deportation nach Siberien verboten ist, sich seinen Branntwein selbst zu bereiten, so wird damit viel Unfug getrieben. Der gemeine Mann

wagt alles, um sich dieses Lieblingsgetränk zu verschaffen, und viele der wohlhabendsten Bauern haben sich durch diese Versuche zu Grunde gerichtet und in endloses Elend gestürzt. Auch sollen die zur Aufsicht angestellten, untergeordneten Beamten nicht selten ganz schuldlose Leute durch heimlich in ihre Scheuern und Keller gelegte Branntweinfäßchen in die Lage bringen, entweder sich durch große Summen ihren Verfolgungen zu entziehen oder sich noch bedeutendern Strafen auszusetzen.

Daß bei einem so großen Hange zu geistigen Getränken der gemeine Mann oft allen Extremen der Trunkenheit sich hingibt, bedarf wohl keiner weitern Erläuterung. Es scheint mir aber gänzlich unzulässig, diese Extreme näher anzugeben, obschon sie in der That zur eigentlichen Charakteristik des Volkes ganz besonders beitragen. Indessen sey es mir erlaubt, zwei Erscheinungen anzuführen, die mir immer aufgefallen sind und die, beinahe ohne alle Ausnahme, für ganz Rußland gelten. Die erste ist das Mitleiden, ich möchte sagen, die Achtung, die der gemeine Russe, denn natürlich ist hier nur von der untersten Klasse die Rede, für jeden Betrunkenen hat. So gutmüthig er im Allgemeinen ist, so läßt er sich doch, wenigstens in den größern Städten, nicht leicht ohne eine Aufforderung von außen bewegen, dem Leidenden, den er auf der Gasse trifft, hülfreiche Hand zu leisten. Er kann bei einem zerbrochenen Wagen ganz gleichgültig vorübergehen, nachdem er seine Neugierde befriedigt hat, ohne durch seine Beihülfe den Unglücklichen oder Bedrängten zu unterstützen. Wenn aber ein Betrunkener auf der Gasse zusammenstürzt oder in einem Winkel liegt, so wird er sofort von jedem, der ihn bemerkt, auf das Eifrigste und Sorgfältigste gepflegt und wie ein Heiliger angesehen, den hülflos in der Noth zu lassen, ein abscheuliches und nicht zu verzeihendes Verbrechen seyn würde. Häufig sieht man selbst schwächliche Leute einen solchen betrunkenen, sinnlosen Klotz auf ihre Schultern laden und keuchend in die nächste beste Wohnung tragen, wo er einer guten und hülfreichen Aufnahme sicher ist, ruhig seinen Rausch ausschlafen und des andern Tags wohl gefüttert und beschenkt wieder von dannen ziehen kann. Ist die Ursache dieser Humanität, dieses Zartgefühls der gemeinsten Russen vielleicht in ihrem Gewissen zu suchen, das ihnen sagt, wie oft sie selbst in dieser Lage gewesen sind und ferner seyn werden? Ist es das humani nihil a me alienum puto, oder kömmt ihnen der Zustand der Trunkenheit, den sie, so wie die Deutschen, in einem Sprüchworte selig nennen, auch in der That als etwas Seliges oder Heiliges vor, das durch seine innere Kraft auch den nüchternen Menschen ergreift?

Der zweite, gewiß noch schwerer zu erklärende Zug ist die Verträglichkeit, die Friedfertigkeit, ja die in der That außerordentliche Gutmüthigkeit, welche der Russe im Zustande der Trunkenheit äußert. Wenn das deutsche und manches andere Volk, durch geistige Getränke erhizt, gern zu Händeln und Streitigkeiten übergeht und oft mit Raufereien und Todtschlag endet, so sieht man bei den Russen gerade das Gegentheil. Selbst der Zanksüchtige wird milde und nachgiebig, und so häufig Auftritte der Trunkenheit sind, so selten, ja beinahe unerhört sind alle Händel und Streitigkeiten bei diesen Gelegenheiten. Selbst Feinde, die sich nüchtern alles gegen einander erlauben, behandeln einander, wenn sie des Branntweins voll sind, wie die zärtlichsten Freunde. Die Stufenleiter, die man gewöhnlich bei ihren Trinkgelagen bemerkt, ist folgende: Zuerst sind sie schweigsam und in sich gekehrt. Allmählig, wie der Kopf wärmer wird, gehen sie in Gespräche über, die immer zärtlicher werden und sich immer mehr und mehr mit Diminutiven füllen, in welchen der Russe immer redet, wenn er freundschaftlich thun will. Die sonst allgemein üblichen Benennungen von Maschennik (Spitzbube), Sukinsin (Hundesohn) und dergleichen, die Niemand übel nimmt und die man wirklich alle ganz treu mit „lieber Freund“ übersetzen kann, gehen jezt allmählig in die milderen Benennungen von Baituschka (Väterchen), Matuschka (Mütterchen), Kolobuschka (Täubchen), Tuschinka (Seelchen) und dergleichen über. Wenn auf diese Weise die Gesellschaft bereits weich genug gestimmt ist, so kommen dann die handgreiflichen Zärtlichkeiten, das Halsen, Umarmen und Küssen, in welchem leztern sie besonders stark sind, da sie Minutenlang alle Theile des Gesichts mit ihren Küssen bedecken. Wenn ihre Seligkeit nächstens die größte Höhe erreicht hat, so umklammern sie sich fest und bitten einander flehentlich um Verzeihung, daß sie sich je beleidigt haben, schließen fortan ewige Freundschaft und erlauben sich gegenseitig, alles einander zu thun, was ihnen nur immer gefallen wird. Nach diesem Akt kommen sie endlich, wenn sie die höchste Stufe ihres Glücks erstiegen haben und dem Strome ihrer Zärtlichkeit nicht länger Einhalt thun können — zu den Thränen. Sie weinen, wie die Kinder, herzen und küssen sich auf's Neue, bitten schluchzend um Verzeihung, versprechen den Väterchen und Brüderchen, was sie nur können, und gehen endlich alle selig und zufrieden auseinander, versteht sich, wenn keiner von ihnen unter dem Tische liegen bleibt, wo er erst am andern Morgen seine selige Urständ erwartet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ungedruckte Briefe von Feruow.

Jena, 29ten August 93.

Vor etwa acht Tagen habe ich zum ersten Male Wieland zu sprechen und zugleich zu zeichnen das Glück gehabt.

Ich war an dem Tage bei Reinhold zu Tische, und saß neben Wieland. Welche Wonne es mir war, diesem großen Manne so nahe zu seyn, diesem liebenswürdigen Dichter und vielumfassenden Geist zur Seite zu sitzen und ihn sprechen zu hören, kannst Du Dir vorstellen. Ich war der entzückte, freudetrunkene Zuhörer der geistreichen Gespräche voll Witz und Laune, die er an dem Tage, wo er vorzüglich gut gestimmt war, führte, und ich dankte es Reinhold innigst, daß er mir diesen hohen Genuß verschaffte. Die Größe dieses Mannes wirkte zu sehr auf mich, als daß ich gewagt hätte, viel in seiner Gesellschaft zu sprechen; ich begnügte mich an dem Glücke und an dem stillen Genusse alles Schönen, was von den Lippen der beiden Weisen floß. Wäre es nicht Vermessenheit gewesen von mir, einen Wieland unterhalten zu wollen? Rede nicht anders, als wann du gefragt wirst! war meine Maxime für jene fünf seligen Stunden, wo ich in seiner Gesellschaft war, und dann suchte ich so zu antworten, daß ich mich wenigstens nicht schämen durfte. Ein von Jugend auf eingesogenes Vorurtheil ist Schuld, daß mich immer eine gewisse Furcht, oder wie ich es sonst nennen soll, anwandelt, so oft ich einem Großen der Erde mich nahe, selbst wenn ich weiß, daß er als Mensch Verachtung verdient, und schwächer ist als ich und hundert andere Menschen, die ich kenne und die keine Fürsten sind. Aber ein ganz anderes Gefühl ergreift Einen doch, wenn man sich einem solchen Manne naht, wie Wieland, Reinhold, Lavater, Baggesen, Schiller, und wie die Könige und Fürsten im Geisterreiche, die ich bisher kennen gelernt habe, heißen mögen. Ich habe jezt nicht Lust, die Verschiedenheit dieser Gefühle zu verfolgen und sie zu analysiren, vielleicht thue ich es in der Folge, wenn ich mehr großen Menschen und kleinen Fürsten begegnen werde. Ich habe jezt einen richtigeren Maßstab für wahre Menschengröße, als ehedem, wo ich nicht so mit den Kräften des menschlichen Geistes, mit dem Zwecke unsers Daseyns, mit dem Werthe der Menschheit, und mit den größten, edelsten Menschen bekannt zu werden, Gelegenheit hatte, wo ich mit dem Pöbel kleiner Geister im Dunkeln tappte, und nicht über drei Spannen weit über dieß Erdenleben und die alltäglichen Gesinnungen der Menschen, von denen ich seit dem Anfange meines Daseyns umgeben war, hinausblickte, weil ich noch blind war am Auge des Geistes. Die kritische Philosophie und der Umgang mit dem großen, für unser Jahrhundert eben so wie Kant zu großen Reinhold, haben mich für immer vom Seelenstaare kurirt und mich auf den Standpunkt gestellt, auf welchem allein man über Zweck, Werth und Größe alles menschlichen Daseyns richtige Begriffe erwerben kann.

Miszellen.

Statistik von Morea. — Der Courrier de la Gréce gibt folgende statistische Uebersicht vom Peloponnes. Morea ist in vier Provinzen getheilt: Romanien, Achaia, Messenien und Lakonien. **Romanien** begreift die Gebiete von Napoli, Argos, Korinth, Tripolizza und die acht Distrikte von Zakonia. **Achaia**: Patras, Vostizza, Kalavrita und Gastouni. **Messenien**: Navarin, Modon, Koron, Androussa, Kalamata, Fanar und Arkadien. **Lakonien**: Malvoisia, Mistra, Bordugna, Cbielefa, Passara und Zarnata. Man zählt in Romanien 255 **bewohnte Städte und Flecken**; in Achaia 419, in Messenien 564, in Lakonien 260; in ganz Morea also 1498. **Zerstörte Dörfer** gibt es in Romanien 80, in Achaia 100, in Messenien 72, in Lakonien 50, zusammen 302. In Romanien sind 41 **Klöster**, in Achaia 30, in Messenien 23, in Lakonien 33, zusammen 127. Romanien zählt 9557 Familien, Achaia 11,415, Messenien 13,188, Lakonien 11,717, zusammen 46,207 Familien. Die gesammte Bevölkerung Romaniens beträgt 40,829 Seelen, Achaias 49,491, Messeniens 54,733, Lakoniens 46,260; die Gesammtbevölkerung von Morea beträgt also 190,653 Seelen.

* * *

Peru's ehemaliger Reichthum. — Oruro, eine Stadt, die jezt nicht mehr als 4000 Einwohner zählt, war, nach dem englischen Reisenden **Temple**, einst sehr blühend durch ihre Zinn- und Silberbergwerke. Jezt sind sie voll Wasser und es fehlt an Geld zur Ausbeutung derselben. Die großen Familien von Oruro besaßen zur Zeit seiner Blüthe ganz ungeheuer viel Silbergeräthe. Im Jahr 1780 ließ der Besitzer einer der reichsten Minen alle irdenen Gefäße in seinem Hause durch massiv silberne ersetzen. Nicht nur Trink- und Eßgeschirr, sondern auch die Tische unter den Spiegeln, Tabourets, Ofen, ja die Trinkgeschirre für das Vieh waren aus Silber. Durch die Auflagen und die Kriegskontributionen sind alle Reichen in Peru verarmt. Sonst fuhren alle 3 bis 4 Monate 40 — 50 mit Piastern beladene Wagen nach Buenos-Ayres, wo sie nach Europa eingeschifft wurden. — Vom Jahr 1556 — 1800 wurde aus den Minen von Potosi für 828,950,508 schwere Piaster Silber gewonnen; davon erhielt die Regierung 157,931,123 Piaster.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsezung.)

Das Marseiller Lied.

Das Absingen von Kantaten und Siegesliedern im Theater hat jezt meistens aufgehört, wie auch das Defla-

miren von patriotischen Gedichten; doch ist vor einigen Tagen noch ein neues Gedicht auf den Freiheitssieg von Cas. Delavigne auf der Bühne des Théâtre français deklamirt worden. Obschon mehrere Gesänge von ausgezeichneten Tonkünstlern gesezt worden sind, so hat doch keines den Ruf erlangen können, welchen der berühmte Marseillermarsch in der ersten Revolution erlangt hatte. Rouget de Lille, der Verfasser desselben, hat die Freude erlebt, das von ihm vor 40 Jahren gedichtete und in Musik gesezte Lied wieder allgemein singen und absingeln zu hören. Der alte Mann ist vor Freuden außer sich gewesen, besonders da der jezige König, der seine bedrängte Lage erfuhr, ihm eine Pension in einem sehr schmeichelhaften Schreiben zusicherte. Diese Pension nahm er jedoch nicht an, da er, wie es scheint, von einer Freimaurerloge, wozu er gehört, bereits, so weit er es bedurfte, unterstüzt worden war. Ueber das Entstehen seines berühmten Marseillermarsches haben die Zeitungen Folgendes berichtet: Als zu Anfang der Revolution die Truppen im Elsaß standen, um die französische Republik gegen die deutschen Monarchen zu vertheidigen, äußerte ein Offizier vom Generalstabe gegen Rouget de Lille, der auch Offizier war, den Wunsch, ein Lied zu haben, welches den Patriotismus der Truppen anfeuern und unterhalten könnte. Rouget de Lille dachte darüber zu Hause nach, dichtete alsbald die Verse und sezte eine Weise dazu; am folgenden Tage zeigte er beides; es gefiel; der gelehrte Tonkünstler Gossec sezte das Lied nun eigentlich in Musik nach der von Rouget de Lille angegebenen Weise; es ward schnell verbreitet und die Marseiller Freiwilligen stempelten es endlich zu einem Nationallied. Rouget de Lille hat 50 andere patriotische Lieder gedichtet, Gossec, Mehul und andere berühmte Tonkünstler Frankreichs haben Kriegs- und Siegeslieder in Musik gesezt; allein kein zweiter Marseillermarsch ist zum Vorschein gekommen; die Ehre, das berühmteste Kriegslied der neuern Zeit gedichtet und gesezt zu haben, gebührt einem Offizier, der kein Tonkünstler war, und dieses Lied hat das sonderbare Schicksal gehabt, daß es während der Regierung Napoleons und der Bourbonen als ein aufrührerisches Lied verpönt, aber vor und nach ihrer Herrschaft als ein wahrhaft patriotisches gepriesen wurde. Indessen hat es doch bei seinem Wiederaufleben nicht den großen Effekt gemacht, wie bei seinem Entstehen. Die Verse passen nicht mehr ganz auf die jezige Zeit. Diesmal galt der Kampf keinem Feinde von außen, sondern einer Partei oder einer Faktion von innen. Man hatte es mit keinen eigentlichen Tyrannen zu thun, sondern mit Machthabern, welche allmählig die Staatsverfassung untergraben und das schöne, kraftvolle Frankreich bis zu der Stufe, worauf gewisse Länder Europas stehen, erniedrigen wollten, in der festen Meinung, daß dieser unsinnige Plan das Glück des Reiches begründen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Bern, Oktober.

(Fortsezung.)

Erste Bernische Industrieausstellung.

Stoffe aus einheimischer Seide haben der Ausstellung nicht gefehlt. Man erinnerte sich, daß schon im Jahr 1689 zu Bern eine „Unterweisung für einheimische Maulbeerbaum- und Seidenzucht“ erschienen ist, und daß im Jahr 1736 Friederich Wilhelm I. von Preußen von einem in Bern wohnenden französischen Gärtner eine bedeutende Zahl von Maulbeerbäumen angekauft habe, um diese Kultur in seinen Staaten einzuführen. Die lang unterbliebenen Versuche sind denn nunmehr auch zu Bern in den lezten Jahren wieder aufgenommen und es ist der Beweis geleistet worden, daß nicht in der Beschaffenheit des Klima das größte Hinderniß zu suchen sey. Aber die Kultur der Seide scheint zu denjenigen Industriezweigen zu gehören, die in einem Lande einheimisch und ziemlich allgemein seyn müssen, um mit Vortheil betrieben zu werden, indem die verschiedenen Fächer des dabei anzuwendenden Verfahrens nur durch die möglichste Theilung der Arbeit in hinreichender Vollkommenheit erlernt werden können, wo dann das Gelingen, weil Viele an der Unternehmung Theil haben, nicht zu sehr von dem Fleiße und den äußern Verhältnissen Einzelner abhängig ist.

Ein eigenthümlicher Bernischer Industriezweig kann das Holzschnizwerk heißen. Die Menge der die Schweizeralpen bereisenden Fremden veranlaßte schon seit längerer Zeit einige thätige Leute im Berner Oberlande zur Verfertigung hölzerner Geräthschaften, die von jenen Reisenden als Andenken gekauft wurden. Diese Gegenstände bestanden Anfangs blos in Löffeln, so wie dieselben zum Genusse der Milchspeisen im Lande seit Jahrhunderten üblich sind. Bald darauf wurde, da die Waare guten Abgang fand, diese Arbeit auf andere Dinge ausgedehnt und in den neuesten Zeiten selbst die höhere Bildhauerkunst dabei in Anspruch genommen. Das vortreffliche und im Bernischen Oberlande in großer Menge vorhandene Ahornholz, welches sich sowohl wegen seiner schönen weißen Farbe, als wegen seiner Härte und Fähigkeit, fein geschnitten werden zu können, zu dergleichen Arbeiten ganz vorzüglich eignet, begünstigte diese Kunst ungemein, und außerordentlich mannigfaltig ist gegenwärtig die Auswahl der in jener Gegend verfertigten Gegenstände dieser Art. Obgleich bereits durch die eingetretene große Konkurrenz die Preise um vieles gesunken sind, so findet doch noch eine bedeutende Anzahl von Personen dabei ihr gutes Auskommen. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß dieser Nahrungszweig bei zweckmäßiger Behandlung noch lange Zeit nüzlich seyn wird. Es bedarf dazu aber vorzüglich zweier Dinge. Da die bis jezt verfertigten Gegenstände selten einen praktischen Nuzen darbieten, so sind mehrere Arbeiter gewiß nicht mit Unrecht besorgt, ihr Absaz werde durch den Wechsel der Mode in Gefahr gesezt. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß jene Künstler darauf denken möchten, ihre Kunst auch auf nüzliche Gegenstände auszudehnen, die zwar nicht als Andenken den Fremden an Ort und Stelle verkauft, wohl aber als Handelswaare im Großen abgesezt werden könnten. Das zweite Erforderniß wäre die Bemühung um Vervollkommnung der Kunst. Hiermit ist aber keineswegs die Vermehrung der angebrachten Verzierungen und Ueberwindung von Schwierigkeiten gemeint, die nicht selten mehr zur Verunstaltung, als zur Schönheit beitragen, und was viele dieser einheimischen Künstler als das höchste Ziel ansehen. Noch weniger gehören hieher die auf den Bechern und an andern Gegenständen angebrachten menschlichen Figuren, welche, so wie sie jezt ausgeführt werden, eine wahre Beleidigung der Kunst genannt werden müssen. Wollen aber diese Arbeiter ihr Fach ins Gebiet der schönen Künste im höhern Sinn übertragen, so ist hiezu nur ein Weg offen, nämlich das Studium der Werke des Alterthums und gründliche Erlernung des Zeichnens. Es möchten jedoch nur solche, welche hiezu die erforderlichen Anlagen besizen, aufzumuntern seyn, sich auf diesen Pfad zu wagen; die übrigen thun gewiß besser, ihren Fleiß auf andere Dinge zu verwenden, deren Ausführung sie gewachsen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. Oktober 1830.

Zeiten fordern wieder, was die Zeiten gaben.

Logau.

Meiner Urgroßmutter Spinett.

Ich hatte den lezten Zug aus meiner Claretflasche gethan und saß allein in Gedanken vor meinem Feuer. „Ja," dachte ich, „meine Töchter treten nachgerade in das Alter, wo sie gezogen werden müssen; ich will mich nach einem Musiklehrer und einem Pianoforte umsehen." Mädchen müssen gebildet werden, und vier, fünf Stunden täglich muß die Musik in Anspruch nehmen; ein für allemal sollen sie die Schlüssel in den Kopf bekommen — nicht die Schlüssel, welche ihre Großmutter, die treffliche Frau, führte, ach nein, diese hingen in einem Bund an ihrer Seite. Drei Generationen durch war unsere Familie durchaus unmusikalisch gewesen; mit tiefer Schaam lege ich dieses Bekenntniß ab; aber es ist und bleibt wahr: drei Generationen lang haben wir weder Stimme, noch Ohren, noch Sinn für Tonkunst gehabt.

Meine Großmutter, die Dame mit dem obenerwähnten Schlüsselbund, verstand sämmtliche Früchte der Erde einzumachen, sämmtliche Gartengewächse aufzubewahren, sie war ein wahres Kochgenie, aber von Musik verstand sie ganz und gar nichts. Wenn man sang, so klang ihr ein Ton just wie der andere, desto besser wußte sie die gakernden und schnatternden Sänger im Hofe zu unterscheiden; je weniger sie sich je auf die Tonleiter wagte, desto bessern Bescheid wußte sie mit der Hühnerleiter, und während der kunstreichste Triller ihr Herz kalt ließ, fühlte sie inniges Wohlbehagen beim Schrillen des Bratenwenders. Lebte sie in unsern Tagen, so wäre sie ein Auswurf der Gesellschaft, ein dienstbarer Geist, auf den man tief herabsähe; aber in jenen Zeiten weiblicher Plakerei und Erniedrigung, galt sie für eine vorzügliche Wirthschafterin und eine treffliche Hausmutter.

Ihre Tochter, meine Mutter, die zweite unmusikalische Person in den erwähnten drei Generationen, war von ächt ritterlichem Geist: Auf einem tüchtigen Traber das Land zu durchstreifen, war ihre höchste Lust; ihre Leibmusik war das Jagdhorn, die Schnörkel auf dem verzierten Griffe ihrer Peitsche waren ihr lieber und verständlicher als alle Notenschnörkel in der Welt; so wenig sie vom Fingersaz verstand, so kunstgerecht sezte sie die Finger bei Führung ihres Renners, und sie war just im Reitkleid und Federhut, als ich, etwas zu früh, höchst unerwartet zur Welt kam. Der Mangel an Tonsinn ging von Mutter und Großmutter in vollem Maaße auf mich über, und so war denn unsere Familie drei Generationen durch völlig unmusikalisch gewesen; aber ein Glied derselben rettet ihre Ehre vollständig und glänzend — meine Urgroßmutter: sie war eine Frau von Geschmack und spielte das Spinett.

„Warum," dachte ich bei mir selbst, „sollst du ein großes Pianoforte anschaffen, noch dazu mit bedeutenden Kosten, und der Urgroßmutter Spinett steht doch oben in der Rumpelkammer, und thut sicherlich den Dienst ganz vortrefflich."

Wie gut kann ich mir meine Urgroßmutter noch denken;

sie war eine alte Frau und ich ein ganz kleiner Junge, aber noch kann ich sie sehen, wie sie leibt und lebt: sie war groß und schlank wie eine Pappel; ihr Leib war ganz außerordentlich lang und schmal, und ihr brokadenes Kleid stand weit hinaus, als scheute es sich, ihren zierlichen Gliedern allzu nahe zu kommen. Auf ihrem Kopfe erhob sich ein herrliches, schneeweißes Gebäude von Gaze oder Spitzen, und vorne war ihr gepudertes Haar in unendlichen Löckchen gekräuselt. Von Negligé und vollem Anzug, womit unsere heutigen Damen so viel zu schaffen haben, wußte sie nichts. Sie zog ihr Morgenkleid von sieben Schilling Mousselin aus und schlüpfte in ihren Rock von ärmlicher wohlfeiler Seide. Da konnte die Frau nicht mit der Magd verwechselt werden. Sie war immer angezogen, daß sie sich sehen lassen konnte; ihre kleinen Füße in den Schuhen mit hohen Absätzen standen prächtig unter dem glänzenden Kleide und die weißen Ellbogen sahen bescheiden aus dem Schirmdache der reinen Spitzenmanschetten hervor. Wollte sie in vollem Putze erscheinen, so trug sie ungeheure diamantene Ohrengehänge, und steckte verschiedene Brillantringe an die Finger. Diese schimmernden Putzartikel waren im Augenblick angelegt; wurde sie von einem Besuche überrascht, so kam sie alsbald mit schimmernden Ohren und Fingern zum Vorschein, und man machte Bücklinge vor ihr bis auf den Boden und meinte, sie sey gepuzt, wie eine Königin.

Ihre höchste Freude war ihr Spinett; es war ein Zweidecker; ich verstehe nichts von Musik, aber soviel weiß ich, daß es zwei Reihen von Tasten hatte; auf diesen spielte sie abwechselnd, nickte mit dem Kopfe dazu und sah sich oft um, ob ihr Spiel meinen Beifall habe. Sie sang damals beliebte Volkslieder. Sie sind dahin, sind vergessen, wie das Lächeln und die Rosenwangen der Mädchen, die sie sangen; wie die Hoffnungen und die Triebe der Jünglinge, die ihnen horchten! Ich aß jezuweilen bei der Urgroßmutter, und zu meiner Unterhaltung spielte sie mir dann eine Menuette oder eine ewiglange Sonate vor; ihre Stelzenschuhe trippelten auf den Pedalen, und mit unbeschreiblicher Geläufigkeit fuhr sie auf dem doppelten Verdeck von Tasten herum. Sie hielt mich wohl für einen recht dummen Jungen, denn es fiel mir nie ein, Wohlgefallen an ihrem Spiel zu äußern; wenn sie mich aber nach Hause schickte, steckte sie mir gewöhnlich ein kleines Goldstück in die Hand, und da zog ich überglücklich und selig von dannen.

„Warum," dachte ich, „soll ich ein Piano kaufen, da ich bereits ein Instrument habe, auf dem, wie ich oft gehört, meine Urgroßmutter die erste Meisterin war?" Ich ging hinauf in die düstere Rumpelkammer und da lag der Zweidecker mit einem zerbrochenen Bein und einem zersprungenen Resonanzboden. Ich schaffte ihn behutsam herab; er krachte und stöhnte und drohte auf jeder Stufe in Stücke zu gehen. Ein Schreiner besserte das schadhafte Bein aus und nun ließ ich den Tonkünstler kommen, der meinen Töchtern Musikunterricht geben sollte, und zeigte ihm selbstgefällig das Instrument, das, wie meine Urgroßmutter oft versichert hatte, das beste und angenehmste sey, das ihr je vorgekommen. Der Musiklehrer lächelte und sagte: „Sie schätzen es ohne Zweifel als Antiquität?" „Wie so?" fragte ich. — „Nun, ich denke," erwiederte er, „als musikalisches Instrument werden Sie es wohl nicht im Ernste rühmen." Ich dachte: er weiß, du bist nicht musikalisch und will dich aufziehen, und sagte daher: „Lieber Herr, haben Sie die Güte, dieses treffliche Instrument zu stimmen, und sofort den Unterricht zu beginnen." Der Musiker ging um mein Instrument herum, sah mich eine Zeitlang zweifelhaft an und schlug dann ein lautes Gelächter auf. Ich wollte nur, meine Urgroßmutter wäre da gewesen. „Verzeihen Sie," sagte endlich der Tonkünstler, „aber das Instrument da — offenherzig gesagt — ist nicht mehr werth" — „Als was?" — „Als daß man es ins Feuer wirft."

Das war ehrlich gesprochen und zu weiterer Bekräftigung schlug er kräftig auf die Doppelreihe der Tasten. Gegen solchen Beweis war lediglich nichts vorzubringen: ich hielt mir die Ohren zu, hieß ihn aufhören und gab ihm auf der Stelle den Auftrag, sich für mich nach einem Pianoforte mit all dem Kram von Patentverbesserungen, Extraoktaven, außerordentliche Pedalen, und wie die Erfindungen des gegen Ruhe und Frieden verschworenen bösen Feindes alle heißen mögen, für mich umzusehen.

Der Professor ging und ich betrachtete nun das einst hochgeschäzte, sorgsam verwahrte Instrument. Was würde, dachte ich, meine Urgroßmutter sagen, wüßte sie, daß sich ihre Ururenkelinnen ihre Finger an dir wärmen werden! Ihr Gatte kaufte ihr das Instrument im ersten Jahr ihrer Ehe; er wollte sie damit an ihrem Geburtstage überraschen und ließ es Morgens in aller Frühe in das Zimmer stellen, wohin sie zum Frühstück kam. Das war gar lang, ehe ich auf die Welt kam; aber die alte Frau erzählte mir die Geschichte gar oft mit Thränen in den Augen, und auch ohne dieß kann ich mir die Freude der jungen Frau über das liebe Geschenk lebhaft denken. Wie oft neigte sich ihr Gatte über sie, wenn sie diese jezt verfärbten Tasten schlug; wie oft sah sie ihm lächelnd ins Gesicht, wenn sie eine lustige Weise spielte, die er gerne hatte, weil sie einst miteinander darnach getanzt hatten!

Ich bin nicht musikalisch und kümmere mich weder um alte Spinette, noch um neue Pianos; aber das kann ich einmal nicht leiden, daß Dinge, die von einem Geschlechte theuer, ja heilig gehalten wurden, von einem andern verachtet und lächerlich gemacht werden. So geht es auch mit meiner Großmutter Bildniß. Hier hängt es vor mir: ein Schäferhut hinten auf dem Kopf, ein Täubchen auf

dem rechten Zeigefeiger und eine halbe offene Rose in der linken Hand. Wer es jezt sieht, macht sich über den outrirten Anzug, die steife Haltung, den altväterischen Styl lustig. Die Lieben, für die wir unsere Bilder malen lassen, sollten uns vor ihrem Tode im Bildniß verbrennen, oder die Leinwand, auf die wir gepinselt sind, mit sich ins Grab nehmen. Als meine Großmutter ihrem Maler saß, welch unendliche Mühe hatten sie da ihre Locken und ihr ganzes Kostüm gekostet, und jezt spricht Jedermann: es ist eine Fratze. Wenn die ersten Scheite vom zertrümmerten Spinett auf dem Heerde knistern, so sollte man ihnen aus Erbarmen das Bildniß in das Feuer nachwerfen.

Das beste aller denkbaren Pianos ist gekauft und der Lehrer hat seinen Unterricht begonnen. Meine Töchter üben sich Morgens, Mittags und Nachts, und wenn sie einmal Meisterinnen auf dem Instrument sind, so gebe Gott, daß sie musikalische Männer bekommen, und ich Ruhe in meinem Hause.

Ganz gewiß kommt die Zeit, wo alle die neuen Sie' bensachen unserer Zeit altväterisch sind, und meiner Töchter Urenkelinnen verbrennen wohl einst das herrliche Piano, wie wir der Urgroßmutter Spinett.

Bilder aus Rußland.

(Fortsezung.)

Das Bitten um Verzeihung ist bei dem gemeinen Russen aus seinem natürlichen Zustande, wenn er nämlich betrunken ist, auch in den ungewöhnlichen, wo er noch nicht getrunken hat und daher nüchtern ist, übergegangen, denn sie haben für unser „Lebewohl" oder unser „Ich empfehle mich" und dergl. nur Einen Ausdruck, prostschay (verzeih). Selbst das „glückliche Reise wünschen" wird im Allgemeinen durch dasselbe Wort gegeben. Man hat zu diesem Zwecke ein eigenes kleines Liedchen, das durch ganz Rußland jedes Kind weiß, und das in einer sehr angnehmen, für eine solche Gelegenheit sehr passenden feierlichen Melodie, die viel Aehnliches mit ihren Kirchengesängen hat, von dem zurückbleibenden Kreise der Freunde dem Scheidenden nachgesungen wird. Es lautet in der Ursprache:

Stosja na stran saleki,
Twoi pust opredelen:
Ot noschich tasch nawjeki
Ne budesch udelen.
Tu nas ne sabubay,
Lubesnoi brat, prostschay,
Prostchay, Prostschay.

d. h. wörtlich: Du wendest zwar in ferne Lande deine Schritte; von unserer Seele aber wirst du nimmer ferne seyn. Vergiß du auch unser nicht, geliebter Bruder, verzeih, verzeih, verzeih!

Ueberhaupt beobachten die gemeinen Russen die Gesetze der Höflichkeit im geselligen Umgange strenger als man erwarten sollte, wenigstens wenn sie zum erstenmal zusammenkommen, so wie beim Abschiede. Schon von Ferne grüßen sie sich mit ihren Hüten und Mützen, die sie über dem Kopfe schwingen und auch bei der strengsten Kälte abzunehmen nicht vergessen. Dann fliegen die Brüderchen und Väterchen einander entgegen und endlich kommen die Umarmungen und Küsse. Im ferneren Laufe der Konversation, wo die gegenseitigen Interesse verhandelt werden, geht es allerdings nicht immer so artig, sondern zuweilen sogar recht grob zu, aber wenn der Augenblick des Abschieds herannaht, und die Freunde zum Ueberflusse noch durch ein Glas Branntwein sich begeistert fühlen, so kommen auch alle jene Zärtlichkeiten in abnehmender Progression wieder und das Grüssen und Winken nimmt kein Ende, bis sie einander aus dem Gesicht verlieren.

Eine eigene Art der Courtoisie der russischen Bauern ist bereits in ihre Sprache übergegangen und verdiente, ihrer Kürze und Präcision wegen, allgemeine Nachahmung. Sie sprechen den Vornehmern mit Sudar (Herr) an, und um das in ihrem Gespräche zu oft vorkommende Wort abzukürzen, schneiden sie die vier lezten Buchstaben desselben weg und lassen blos das s stehen, welches sie dann, als Suffix, ihren andern Worten anfügen. So heißt z. B. unter ihres Gleichen unser wie oder was? „kak?" dasselbe Wort an einen Vornehmern lautet dagegen: Kaks, was gleichbedeutend mit kak, Sudar? (wie, mein Herr?) ist. So heißt Njät nein, und Njäts nein, mein Herr u. s. w. Diese äußerst bequeme Abkürzung übertrifft die französischen und englischen Höflichkeitsworte bei weitem, und verdient wohl Beachtung, besonders von Seiten der Deutschen, die mit ihren sesquipedalen Redensarten von Hochwohl- und Hochedel- und Wohledelgeboren u. s. ihren Nachbarn schon längst zum Gespötte dienen. Doch muß zur Steuer der Wahrheit hinzugesezt werden, daß diese unglücklichen Titel in den höhern Klassen Rußlands leider auch Aufnahme gefunden haben, wo sie, da sie in der russischen Sprache gewöhnlich noch viel länger und bloße wörtliche Uebersetzungen aus dem Deutschen sind, noch etwas lächerlicher klingen. Da gibt es Blagorodiu, Gutgeborn, Wisokoblagorodiu, Hochgutgeborn, Prewoschodiselstwu, Vorschreirende (wie sie unser Exzellenz übersetzen), Swiatelstwu, Durchsichtige (unser Durchlaucht), und was dergleichen alberne Titel mehr sind, die es wahrhaftig nicht werth waren, daß man sie Andern ablernte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Oktober.

(Beschluß.)

Erste Bernische Industrieausstellung.

Die Verfertigung von Uhrwerken macht bekanntlich einen der bedeutendsten Erwerbszweige der westlichen Schweiz aus. Diese Gegend hat hierin einen seit vielen Jahren wohl begründeten und weit verbreiteten Ruf. Von der Uhrenmacherei kann man im eigentlichen Sinne des Wortes sagen, daß sie in jenem Land national geworden und mit der Lebensart des Volkes gleichsam verschmolzen sey. Nur durch große Vervollkommnung der Kunst unter günstigen Zeitumständen konnte ihr diese Ausdehnung gegeben werden, so wie denn auch umgekehrt nur durch diese Ausdehnung und Theilung der Arbeit die zum Wachsthum dieses so mannigfaltige Kenntnisse erfordernden Erwerbszweiges nöthige Vervollkommnung herbeigeführt werden konnte. Die vor zwei Jahren in Genf, einem der Hauptsitze dieser Fabrikation, stattgefundene Ausstellung bot eine in jeder Hinsicht werthvolle Uebersicht desjenigen dar, was die Schweiz hierin leistet, und es hat darum auch der

Professor de Candolle in seinem Berichte diesen Zweig mit Recht einer besonders sorgfältigen Würdigung unterlegt. Nur wenige Theile des Kantons Bern, nämlich einige Thäler des Jura, beschäftigen sich mit der Verfertigung von Uhren, und bilden damit einen Theil jener großen Nationalindustrie aus, welche eine von der Natur wenig begünstigte Schweizergegend belebt. Die Menge der von dort ins Ausland gehenden Waaren ist immerhin sehr bedeutend, und verdient daher auch für Bern alle Berücksichtigung. Ob die Kunst in diesen Jurathälern, oder in den benachbarten von Locle und Lachaux de fonds, dem berühmten Sitze derselben, oder aber in dem gewerbfleißigen Genf zuerst eingeführt worden, könnte nur durch genaue geschichtliche Nachforschungen ausgemittelt werden, und da die Verfertigung der Uhren gewöhnlich nicht durch einzelne Arbeiter geschieht, sondern ein Zusammenwirken Vieler erfordert, so ist es hier schwieriger als bei jedem andern Kunstwerke, das Verdienst des Künstlers nach Gerechtigkeit zu würdigen.

Noch verdient als neue Erfindung, welcher auch die für mechanische Arbeiten ausgesezte goldene Denkmünze von zehn Dukaten zuerkannt ward, das von Johann Leuenberger, einem Uhrenmacher in Sumiswald, ausgestellte orgelartige Instrument erwähnt zu werden; dasselbe besizt nebst mehreren Orgelregistern ein unter der Claviatur, die 14½ Oktaven hält, angebrachtes Harmonikaspiel, nach dem Prinzip der bekannten Mundharmonika gebaut, welches sowohl für sich allein, als in Verbindung mit der Orgel gespielt werden kann. Dem Blasebalg, der mit dem Fuß getreten wird, ist die Einrichtung gegeben, daß während des Spieles der Ton angeschwellt und wieder geschwächt werden kann, welche Wirkung noch durch ein besonderes Forte vermehrt wird. Durch diese sinnreiche Einrichtung erhält das Instrument den Vortheil, bei langsamen Musikstücken ein Crescendo von außerordentlicher Wirkung zu gestatten. Der Ton dieser Harmonika ist besonders in der Tiefe für die noch etwas kleine Dimension sehr schön und voll, und wenn der Spieler das Instrument genau kennt, so ist er im Stande, durch abwechselnden Gebrauch oder Auslassen des Orgelregisters und der Verstärkung eine außerordentliche und ergreifende Wirkung hervorzubringen. Ganz besonders eignet sich dasselbe zu ernsteren Musikstücken, und möchte mit Nutzen in kleinern Kirchen zu Begleitung des Gesanges gebraucht werden können, besonders wenn der Verfertiger darauf dächte, ihm mehr Ausdehnung, größere Dimensionen und dadurch auch noch etwas mehr Stärke zu geben.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Tabaksregie. Anekdote.

Jedoch laßt uns von diesen ernsthaften Angelegenheiten abgehen, und lieber einige lustige Kleinigkeiten aus der Tagsgeschichte vornehmen. Bekanntlich hat sich die französische Regierung das Tabaksmonopol zugeeignet, wie andere Regierungen sich die fahrende Post, die Kalender und andere Dinge zueignen, und die gesetzgebenden Kamnern haben ihr dieses Monopol zur Deckung beträchtlicher Staatsausgaben verstattet. Seitdem nun muß sich ganz Frankreich mit dem von der königlichen Regie gelieferten Tabak versehen, er mag gut oder schlecht seyn; es hat keine Wahl, sondern muß den Tabak kaufen, den die Regie vorlegt. Nun kommt ein pfiffiger Kopf auf den Einfall, einen Tabak zu erfinnen, worin nicht das geringste Theilchen Tabaksblätter vorkommt, und daraus ein Nasenpulver zu verfertigen, das er Poudre sternutatoire nennt; der Mann selbst heißt Duchatellier. Die königliche Regie will ihm dies verwehren und verklagt ihn vor Gericht, daß er einen Eingriff in ihr Monopol gethan habe; sie läßt sogar sein Fabrikwerkzeug in Beschlag nehmen. Sein Advokat stellt den Richtern das Ungereimte der Anmaßung der Regie vor, die allen Nasen verbieten wolle, sich eines andern Staubes als des ihrigen zu bedienen. „Die Regie hat das Tabaksmonopol; nun wohl, dieses Monopol läßt ihr mein Klient; in seinem Staube kommt kein Tabak vor, dies bezeugen die beeidigten Chemisten; also hat die k. Regie nichts zu sagen.“ — „Aber, erwiederte diese, wenn nun die Poudre sternutatoire des Duchatellier Beifall fände und man unsern Tabak liegen ließe?“ — „Desto schlimmer für euch, ihr Herrn von der Regie, das kümmert meinen Klienten nicht im Mindesten.“ — „Der Mann hat Recht,“ sagten die Richter, und wiesen die königl. Regie mit ihrer Klage ab. Diese wendete sich an ein Obergericht, und verlor nochmals ihren Prozeß. Duchatellier hat also nun das unumstößliche Recht, die Nasen der Liebhaber mit einem Schnupftabak, der kein Tabak ist, zu versorgen. Findet sein Nasenpulver Beifall, so muß die k. Regie entweder ihren Tabak verbessern und im Preise herunterseyen, oder dem Erfinder des neuen Schnupfstaubes sein Geheimniß abkaufen, damit er keinen Gebrauch davon mache und ein Krämer nicht dem andern schade. Da man in einer so spekulativen Zeit, wie die unsrige, schon allerlei ausgesonnen hat, um recht viel Geld in kurzer Zeit zusammenzubringen, unter andern in Paris allerhand Unternehmungen ins Werk gesezt hat, um den die Bequemlichkeit liebenden, wohlhabenden Parisern Zeit und Mühe zu ersparen, z. B. Abonnements, um im Fall einer Krankheit mit Aerzten und Arzeneien versehen zu werden, um Anschlagzettel in ganz Paris ankleben zu lassen, um durch Visitenkarten seine Freunde in dieser großen Hauptstadt zu benachrichtigen, daß man noch lebt und an sie denkt u. s. w., so ist auch so eben eine Kompagnie entstanden, welche gegen ein honettes Abonnement den Parisern die Mühe ersparen will, des Morgens ihre Stiefeln zu wichsen, ihre Kleider auszubürsten, ihren Wein zu zapfen, die Dielen oder Steine in ihren Zimmern mit Wachs zu glätten, und was dergleichen Hausarbeiten mehr sind. Schon andere Kompagnien sind entstanden, um die Pariser mit warmem Wasser, mit Fleischbrühe u. dgl. zu versehen. Läßt sich etwas Bequemeres denken, als solch ein Leben unter lauter gefälligen Kompagnien, die einem alle Sorgen und Mühseligkeiten der Haushaltung überheben? Sollte man nicht glauben, die Pariser würden wahre Sybariten werden, wenn die Geschichte der lezten Tage des Juli nicht beurkundete, daß sie Vaterland und Freiheit so gut lieben, als es die Alten thaten? Dg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 254:
Der Reif.

Räthsel.

Wer nennt mir die ächte verkehrte Welt,
Wo Alles sich frisch auf die Köpfe stellt,
Wo leichte Lüftchen ein Haus erschüttern,
Und Holz und Steine zusammen zittern?
Wohl blickt ein Bewohner zuweilen heraus,
Ist aber keiner darin! o Graus!

Es fahren auch Schiffe da mitten hindurch,
Doch plötzlich verschwindet das Haus in der Furch',
Und Holz und Steine wie Wasser vergehen,
's ist keine Spur mehr davon zu sehen.
Doch kaum ist das Schiff aus dem Hause heraus,
So steht auf dem Dach schon wieder das Haus.

J. G. W.

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Oktober 1830.

— Hoffe dies,
Daß in der Barbarei auch was zu finden sey,
Das nicht barbarisch ist. —

Paul Flemming über die alten Russen.

Bilder aus Rußland.

Die Leibeigenschaft. Verdienst und Geburtsadel.

Von der ursprünglichen Sitten-Einfachheit der alten Bewohner Rußlands, hat sich einer der edelsten, schönsten Züge noch in seiner ganzen Stärke erhalten: die Achtung gegen bejahrte Personen und besonders gegen die Eltern. Man kennt kein Beispiel, daß ein Sohn, auch wenn er selbst längst schon Familienvater ist, sich gegen seinen Vater auf eine rohe oder gewaltthätige Weise vergangen hätte, und es hat mich oft innig gerührt, erwachsene, feurige Männer, die keinen Widerstand zu dulden und in ihrem Hause sich alles zu unterwerfen gewöhnt waren, selbst in der Wuth des Zorns, sich auf das erste Wort ihres bejahrten Vaters wie kleine, furchtsame Kinder betragen zu sehen. Dieß zeugt von einem reichen Fond von Gutmüthigkeit, mit dem sich, wenn er gehörig benuzt würde, Wunder wirken liessen. — Nicht so kindlich ist das Betragen des gemeinen, leibeigenen Mannes gegen seinen despotischen Herrn. Zwar ist er ihm äußerlich unterthan, wie man nur zu deutlich sieht, so oft sich beide begegnen; aber ihr Inneres kämpft immer gegen dieses unnatürliche Verhältniß an und sie thun daher nur, was sie eben müssen, da bei einem Sklaven von gutem Willen eben keine Rede seyn kann. Es gibt allerdings viele Herrn, die ihre Leibeigenen mit Humanität, ja selbst mit Freundlichkeit behandeln. Aber ihre Zahl ist bei weitem die kleinere. Daß sich die Leute in die althergebrachte Gewohnheit fügen, kann kein Beweis für die Rechtlichkeit dieser Gewohnheit seyn. Ja daß selbst viele Leibeigene, wenn sie von ihrem Herrn die Freiheit erhalten haben, nach einigen Jahren aus eigenem Antriebe sich wieder in die alte Knechtschaft zurück begeben, wie ich oft genug gesehen habe, kann nicht als ein Beweis für ihren glücklichen Zustand gelten, wie viele behaupten wollten, da es vielmehr ein Beweis von gänzlicher Ausartung und schon völlig unterdrücktem Menschensinn ist, wenn das Köstlichste aller Güter, die Freiheit, wie eine ganz werthlose Sache behandelt und um jeden Preis hingeworfen wird. Da über Dinge dieser Art bei allen Gebildeten und auf Humanität Anspruch machenden Menschen wohl nur Eine Stimme ist, so wird es überflüssig seyn, hier bei einem so widerlichen Gegenstande länger zu verweilen. Möge der Himmel geben, daß diese Abscheulichkeit auch dort bald ihr Ende finde, wie sie bereits in allen kultivirten Ländern mit den wilden Thieren, als die lezte Spur der alten Barbarei, vertilgt worden ist.

Der Adel des Landes theilt sich in zwei wesentlich verschiedene Klassen: den Geburts- und den Amtsadel. Der erste zeichnet sich meistens durch seinen Reichthum, der zweite durch seine staatsbürgerlichen Vorrechte aus. Alle Beamten werden in sechzehn Klassen (Tschin) getheilt, von welchen die ersten acht den eigentlichen Amtsadel bilden. In der ersten Klasse steht der Kanzler des Reichs,

in der achten die Hofräthe, in der siebten die Kollegienräthe, in der sechsten die Staatsräthe u. s. w. Die Benennung eines Hof-, Kollegien- oder Staatsraths u. s. w. erhalten die Beamten, auch wenn sie mit dem Hofe, den Kollegien des Reichs u. s. nicht unmittelbar in Gemeinschaft stehen. So hat z. B. jeder ordentliche Professor an den Universitäten den Titel und Rang eines Hofraths, und nach fünf Jahren unbescholtener Amtsführung wird er Kollegienrath, oder tritt in die siebente Klasse u. s. w. Wer zu einer dieser acht Klassen gehört, und dazu kann nur ein in einem öffentlichen Amte stehender Mann gehören, hat dadurch nicht nur für sich den persönlichen Adel, sondern hinterläßt auch denselben seinen Kindern und Nachfolgern erblich. Nach einem Reichsgrundgesetze Peters des Großen ist dieser Amtsadel der ersten acht Klassen jedem andern erblichen Adel des Landes vollkommen gleich zu achten, und der Beamte der achten Klasse ist ganz eben so gut ein Adelicher, als der geborne Graf oder Fürst, selbst wenn jener eines Bauern Sohn ist. Ja bei öffentlichen Aufzügen, bei kirchlichen Feierlichkeiten, bei Vorstellungen vor den Chefs und bei den Präsentationen am Hofe hat der Amtsadel den Vortritt vor dem bloßen Geburtsadel, und des Bauern Sohn, wenn er Hofrath ist, geht vor dem Grafen oder Fürsten, wenn der lezte kein Amt hat und nichts, als Graf oder Fürst ist. *) Man erkennt den Amtsadel sogleich an der Stickerei seiner Kleidung, durch welche die ersten acht Klassen streng geschieden und auf den ersten Blick bemerkbar gemacht sind, während der Graf oder Fürst als solcher durch kein äußeres Merkmal ausgezeichnet ist. Wenn ein Unbekannter zum ersten Mal in die Gesellschaft tritt oder wenn er auf Reisen mit dem Postmeister zusammen trifft, so ist gewöhnlich die erste Frage, nicht ob er reich oder arm, nicht ob er Baron oder Graf ist, woran ihnen sehr wenig liegt, sondern: Kakoi Tschin? (zu welcher Klasse?) damit man ihn nach der von ihm bekleideten Würde behandeln kann. Allerdings weiß sich der Geburtsadel durch seinen Anhang und durch die Mittel, welche ihm zu Gebote stehen, für diesen Verlust zu entschädigen, indem er, wenn er etwas im Staate gelten will, sich irgend ein Amt zu verschaffen weiß und wenn er es erhalten hat, sich mit seinem neuen Titel auf seine Güter zurückzieht. Immer aber ist es eine sehr zweckmäßige Einrichtung, die der Geburtsaristokratie kräftig entgegen wirkt und aus der in Rußland der eigentliche Mittelstand, der tiers-état hervorgehen wird, an welchem es ihm bisher noch fehlt, da man in diesem Lande, seiner ersten ursprünglichen Einrichtung nach, nur zwei Klassen, Herrn und Sklaven kannte, und ein eigentlicher Bürgerstand gar nicht existirte.

*) Der eigentlichen Adelsfamilien im deutschen Sinne gibt es in Rußland wenige, indem blos die Knäsen- (jezt Fürsten und Grafen) Familien in diese Kathegorie zu rechnen sind. Daher denn auch weniger Baronen-Familien unter den russischen Familien zu finden sind, als in dem kleinsten deutschen Bundesstaat.

Miszellen.

Die Stadt Jedo in Japan. — Ueber Japan wissen wir noch so wenig, daß uns jede Nachricht darüber willkommen seyn muß. Nach einem neuern Reisenden hat Jedo, die Hauptstadt von Japan, nicht, wie man früher glaubte, mehrere Millionen, sondern nur etwa 700,000 Einwohner; sie wird von einem beträchtlichen Flusse durchströmt, der Fahrzeuge von mittlerem Tonnengehalt trägt. Dieser Fluß theilt sich in mehrere Arme und erleichtert dadurch den Transport aller Lebensmittel sehr, und diese sind deßhalb so wohlfeil, daß man für etwa neun Kreuzer täglich gut leben kann. Straßen und Plätze sind sehr hübsch und so reinlich, daß man kaum glauben sollte, daß sich Menschen darauf bewegen. Die meistens zweistockigen Häuser sind aus Holz; außen sind sie unscheinbarer als die unsrigen, aber bequemer und besser verziert. An allen Straßen laufen bedeckte Gänge hin, und in jeder wohnen Handwerker vom selben Gewerbe beisammen; in der einen sind die Zimmerleute, in der andern die Schneider, die Juweliere u. s. w., mit den Kaufleuten ist es ebenso. Auch jede Waare hat ihren besondern Markt; der Fischmarkt ist sehr groß und außerordentlich reinlich; man findet hier Meer- und Flußfische, frisch und eingesalzen, in der größten Fülle und Mannigfaltigkeit. Die Wirthshäuser sind gleichfalls immer in einer Straße bei einander, in der Nähe von den Straßen, in denen man Pferde verkauft und vermiethet. Die Adelichen und Vornehmen wohnen gleichfalls in einem besondern Stadttheile. Ueber den Thüren ihrer Häuser sieht man ausgehauene, gemalte oder vergoldete Wappen; die japanischen Edeln sollen auf dieses Vorrecht sehr eifersüchtig seyn. In jeder Straße residirt ein Richter, der Civil- und Kriminalsachen in erster Instanz entscheidet, und die verwickelteren der Regierung vorlegt. Alle Straßen haben an beiden Enden Thoren, die mit Einbruch der Nacht geschlossen werden. An jedem Thor ist ein Wachhaus und längs der Straße stehen Posten. Wird nun ein Verbrechen begangen, so ist es in einem Augenblick an das Ende der Straße gemeldet; sogleich schließt man die Thore und so entkommt selten ein Verbrecher.

* * *

Kriminalprozesse gegen Thiere. — Im Jahr 1266 wurde ein Schwein zu Fontenay aux Roses auf Befehl der Justizbeamten lebendig verbrannt, weil es ein Kind gefressen hatte. 1386 that der Richter von Falaise den Spruch, daß einem Schwein, das ein Kind im

Gesicht verlezt und ihm den Arm gebrochen hatte, ein Fuß und der Kopf abgeschlagen werden sollte. Die Hinrichtung ging auf dem Platz vor dem Rathhaus vor sich und kostete zehn Sous sechs Deniers; man hatte dem Thier vorher Kleider angezogen. 1389 wurde zu Dijon ein Pferd, das seinen Herrn umgebracht hatte, zum Tode verurtheilt. Man findet übrigens Spuren dieses seltsamen Gebrauchs noch in weit späterer Zeit. Gaspard Bailly, Advokat zu Chambery, gab im Jahr 1668 eine eigene Abhandlung über Prozesse der Art heraus, in der die Formeln, die bei der Anklage, der Vertheidigung, dem Urtheilsspruch beobachtet wurden, zu lesen sind.

Chasseneur, Präsident beim Parlament der Provence, handelt in einem 1531 erschienenen Werke die Frage ab, ob Thiere vor die Kriminalgerichte gezogen werden dürfen, und entscheidet sie bejahend. Er führt weitläuftig einen Prozeß gegen die Maikäfer in Beaune an, und noch andere Händel der Art, z. B. die gerichtliche Verfolgung der Schnecken in Autun im J. 1487, in Lyon 1500, und gegen die Ratten in Autun im J. 1488. Chasseneur hatte sogar die Ehre, die Vertheidigung der leztgenannten Angeschuldigten zu führen. Nach geschehener förmlicher Vorladung versuchte er zu wiederholten Malen, Aufschub zu erlangen. Zuerst stellte er vor, an einer einmaligen Vorladung sey es nicht genug, weil seine Klienten in einer Menge Dörfer umher zerstreut seyen. Man bewilligte ihm also eine zweite, und diese wurde in jeder Gemeinde nach der Messe öffentlich verlesen. Als die Frist abgelaufen war, brachte der Advokat vor, daß die Ratten sich unmöglich versammeln könnten, weil der Lärm von diesem Prozeß ihre Feinde, die Katzen, auf die Beine gebracht habe, die ihnen nun auf allen Wegen und Stegen auflauerten. Als er am Ende mit allen Ausflüchten zu Stande war, appellirte er an die Menschlichkeit und Gerechtigkeit des Gerichts.

Das Pariser Parlament war in dieser Hinsicht nicht weiser als die Provinzialgerichte. So verurtheilte es im J. 1604 einen Esel zum Strang. Beispiele dieser Art ließen sich überhaupt eine Menge anführen, und es ist zu bemerken, daß, während die Gerichte sich mit diesen seltsamen Rechtshändeln beschäftigten, die Gesetzgeber eifrig und ernstlich bemüht waren, ein eigentliches Gesetzbuch dafür zu entwerfen.

Der Kampf.

Der Hans war eben zwanzig Jahr,
Sonst auch ein kluger Junge,
Und froh und lustig immerdar,
Frisch mit der That und Zunge.

Da klopft bei ihm die Liebe an,
Oh weh! es ward ihr aufgethan,
Der Hans fing an zu weinen.

Kaum hat die Liebe Platz gefaßt,
Da will sie schon regieren.
Das Herzchen wundert sich der Hast,
Doch will's nicht Klage führen.
Da tritt der Herr Verstand herein,
O weh! und schlägt mit Knitteln drein,
Und will die Liebe jagen.

Sie fassen sich beim schönen Haar,
Und fangen an zu ringen;
Doch keiner kann, wie wunderbar,
Zur Flucht den andern bringen;
Dem armen Herzchen ward so trüb,
Da man in ihm solch Wesen trieb,
Nicht wußt' es sich zu fassen.

Da plötzlich, sieh, welch heller Schein!
In Eile naht das Feuer,
Tritt mit gewalt'gem Zorn herein,
Und hilft der Schwester theuer.
Geschlagen wurde der Verstand,
Das arme Herzchen fast verbrannt
In seiner eignen Kammer.

Schier wär' es ganz und gar verkohlt,
Doch der Verstand besann sich,
Die Thräne hatt' er sich geholt,
Ein neuer Kampf entspann sich:
Die Thräne zischte gen das Feu'r,
Das liebe Liebesungeheu'r
Kriegt den Verstand zu packen.

Doch wie sie stritten lang und heiß,
Kein Einz'ger will entfliehen,
Kein Einziger zu siegen weiß,
Und fruchtlos bleibt ihr Mühen.
Da sehn sie sich verwundert an,
Und machen Friede, Mann für Mann,
Und theilen sich ins Herzchen.

Du armes Herz, welch eine Last
Mußt du beständig tragen!
Die Freunde haben keine Rast,
Und wollen sich verjagen.
Der arme Hans sieht stumm ins Spiel
Und meint, es sey doch allzuviel
Für so ein kleines Herzchen.

Kreuser.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Die St. Simonisten.

Am vorigen Sonntag habe ich die Versammlung der St. Simonisten besucht. Ihre Predigten, zur Belehrung der Christen und Nichtchristen, werden jezt in der salle Taitbout gehalten. Es ist ein zu Konzerten eingerichtetes Lokal, ganz theatermäßig, mit zwei Logenreihen und einem Amphitheater. An der Stelle des Orchesters hat man eine Tribüne errichtet; ein rother Sammtteppich, goldverbrämt, schmückt dieselbe. Zu beiden Seiten sitzen aufgenommene Mitglieder der Gesellschaft, abgesondert von den Layen, welche das ganze übrige Theater füllen. Das ganze Bekehrungswerk gleicht einer tragikomischen Theaterposse. Ein ungemeines Rednertalent läßt sich einem der zwei Prediger, die ich gestern vernahm, nicht absprechen. Bazardsinfantin — ich glaube, er war es in eigener Person — tobte gegen das verworfene Jahrhundert, gegen die erstorbene christliche Liebe, gegen den unglücklichen Zustand der arbeitenden Klasse. Manche Begriffe sind gerecht, viele grundfalsch; daß der Katholizismus sich in Paris durchaus überlebt hat, unterliegt keinem Zweifel mehr; auch die moderne Philanthropie mit ihren Arbeitshäusern und Verbesserungsanstalten reicht nicht hin; sie bleibt nur ein ziemlich herbes Palliativ, und das Elend der Armen nagt immerfort wie ein Krebs am Herzen der Staaten. Wäre indeß die christliche Liebe in jeder Brust heimisch, was wäre zu wünschen übrig? könnte die Erde dann nicht wirklich das Paradies werden, das uns die St. Simonisten auf ihrem Wege, durch ihr System verheißen? Was Jesus, was achtzehn Jahrhunderte nicht ausgerichtet haben, das will nun St. Simon, oder wollen vielmehr seine Jünger rasch und kräftig bewirken. Sie sind Apostel, und St. Simon ein größerer Wohlthäter der Menschheit, als der vergessene Jesus! Die Parallele, welche der Redner zwischen dem Stifter unserer Religion und dem obskuren, in Schulden gestürzten Selbstmörder durchführte, war in der That gotteslästerlich; der liberalste deutsche Rationalist hätte nicht geduldig dies Unwesen mit angehört. „Jesus Christus starb am Kreuze," rief er; „auch St. Simon ist auf dem Kreuze gestorben; nicht auf dem materiellen Holze, aber gefoltert, gepeinigt von seinem Zeitalter." In einer frühern Sitzung vertheidigten sie sich gegen den Vorwurf, als ob sie Gemeinschaft der Güter einführen wollten; St. Simon ist nicht gekommen, um die Erbschaft zu zerstören, sondern umzuändern. Jedes Individuum soll den Verstorbenen beerben, den es am besten ersetzen kann; so erbt also ein junger Maler die Werkstätte und die Geräthschaften des gestorbenen Malers, der Sohn aber tritt nicht mehr in die Rechte des Vaters, die ihm blos der Zufall gegeben hat. So würde sich das Erbrecht auf eine größere Masse verbreiten; keiner würde mehr in Müßiggang die Früchte fremder Arbeit genießen. Wie dieser utopische Grundsatz ins wirkliche Leben einzuführen, wie dieses Erbrecht zu handhaben, wie die elterliche Liebe auszurotten sey, wissen die Adepten selber nicht. In dogmatischem Tone rufen sie in die Welt hinaus: „Ja, wir sind arm, arm an Geld, aber reich an Liebe für die arme Menschheit, reich an Ueberzeugung, daß diese Liebe die Welt neu zu gebären vermag! reich an Schätzen, die uns St. Simon hinterließ, um Glück und Ueberfluß über alle Mitglieder der menschlichen Familie zu verbreiten; reich durch die Ueberzeugung, daß die zahlreichste Klasse und die ärmste bereichert wird durch das Evangelium, das wir bringen." Ich habe nicht bemerkt, daß diese Reden unter den Zuhörern einen großen Eindruck hervorgebracht hätten. Man hörte ruhig zu und ließ das alles gut seyn. Es war nicht ein schlechtgekleideter Mann im ganzen Auditorium; elegante Damen füllten die vordern Bänke. So lange St. Simon's Lehre in dieser Sphäre bleibt, kann sie weder Nutzen noch Schaden stiften. Erfahren aber die schon zu viel aufgeregten niedern Klassen der Gesellschaft, wovon die Rede ist, so dürfte sich in gegenwärtiger Zeit der Einfluß dieser Sekte bald schneller verbreiten, und anstatt organisirend zu wirken, wie der Titel ihres Wochenblattes (l'organisateur) zu versprechen scheint, würde sie das Werk der Zerstörung fördern. — La Mennais schon lange nicht genannter Name erscheint seit drei Tagen wieder auf einem neuen Blatte, das er herausgibt: L'avenir, die Zukunft, und was für eine Zukunft Hr. von la Mennais herbeiführen möchte, ist wohlbekannt. Jezt stellt er ein neues Jesuitenprinzip auf; den Republikanismus und den Katholizismus ruft er auf, einen innigen Bund zu schließen; wohl in der Ueberzeugung, daß die Rückkehr zur absoluten Monarchie von der Republik aus leichter sey, als vom gegenwärtigen Standpunkte aus. Eine andere Zeitschrift, le correspondant, erscheint im alten Format des Globe, zweimal wöchentlich; sie scheint von einer gemäßigten Royalistenpartei gestiftet zu seyn. Ihr Rath lautet auf Unterwerfung, auf Allianz mit dem linken Centrum, um sich dem Terrorismus entgegenzustemmen; aber gerade weil der Ton gemäßigt ist, ist es eine Stimme in der Wüste. Sogar sonst treffliche Meinungsführer, wie der National, führen eine zweideutige, perfide Sprache. Schadenfroh sieht dieser auf die Pairskammer und ihre mißliche Lage, und indem er sie zu beklagen scheint, lacht er heimtückisch hinter jedem Worte. Der Temps, bis jezt völlig unabhängig, widersezt sich nächst dem ministeriellen Blatte, dem Journal des Débats, der Stimmung des ungezügelten Volks mit der größten Festigkeit. Aber ein einzelnes Journal ist jezt keine Macht im Staate, und mit immer steigender Unruhe sieht der Friedliebende dem Prozesse der Exminister entgegen. Immerwährend füllen zahlreiche Gruppen die Alleen des Luxembourgs; Mauern und Bretterwand zwischen dem großen und kleinen Pallaste sind übermalt mit Galgen und Schmähworten. Mort aux ministres steht überall angeschrieben; nicht ingeheim, vor Aller Augen stellen sich die Unzufriedenen mit ihrer Kreide hin, um ihr Verdammungsurtheil vorläufig bekannt zu machen. Ein Theil der Nationalgarde ist nicht im geringsten für die Vertheidigung der Gefangenen gestimmt; das unzeitig vorgeschlagene Gesez der Deputirtenkammer, die Abschaffung der Todesstrafe betreffend, hat die Spannung ins Unendliche vermehrt. Wenn kein deus ex machina erscheint, oder die Pairskammer die Beklagten nicht aufs Schaffot sendet, so lassen sich weder Ereignisse, noch die Folgen derselben berechnen. Warum? Suchen Sie die Antwort in Barbiers rohem, aber sublimem Blutgedicht auf die drei Pariser Tage:

C'est que la liberté n'est point une comtesse
Du noble faubourg St. Germain....

sondern... aber ich werde mich wohl hüten, fortzufahren; denn die Beschreibung, was sie ist, wie kräftig und rüstig sie einherschreitet und wie wenig sich mit ihr spassen läßt, diese Beschreibung wäre wohl mancher Leserin selbst in fremder Sprache unerträglich. Spy.

Auflösung des Räthsels in Nr. 259.

Das Bild im Wasser.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 35 u. Monatsreg. Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

November.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Gespenster, von Schön. 261.
Aus Grabbes Aschenbrödel. 264 — 267.
Der Wanderer in der Sägmühle, von Kerner. 269.
An einen Dichter, von Schön. 271.
Italien, von G. Pfizer. 276.
Klage, von Schön. 277.
Der Blinde im Frühling. 282.
Charade: Handschrift. 266.
Räthsel: Das Besteck. 272. — Die Staatspapiere. 278. — Der Kortzieher. 284.

Romane und Erzählungen.

Erste Liebe. 261 — 276.
Roberto Korsini. 278. 279. 280. 281.

Länder- und Völkerkunde.

Europäer in Amerika vor Columbus. 261.
Bilder aus Rußland. 271. 272. 273. 274. 277. 278. 279. 280. 281. 285. 286.
Nachrichten aus Algier. 279.

Naturgeschichtliches.

Ueber den Gebrauch mancher Völker, Erde zu essen. 275.
Der Luftvulkan Makaluba auf Sicilien. 277.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Leserinnen. 262. 263.
Ueber die Nationalsinnbilder der Franzosen. 268. 269. 270.
Statistische Notizen. 276.
Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen. 281. 282. 283.
Ueber den Papyrus der Alten und das indische Reispapier. 282.
Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung, von W. v. Humboldt. 283. 284. 285. 286.

Korrespondenz.

Genf. 261. 262. 263. 264. 265. — Frankfurt 263. 264. 277. 278. 279. — Paderborn. 265. — Berlin. 266. 267. 277. 278. — Lausanne. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. — London. 269. 270. 272. 273. 274. 282. 283. 284. 285. 286. — Bern. 274. 275. — Paris. 275. 281. 282. 283. 284. — Dresden. 276. — St. Gallen. 280.

Kunst-Blatt.

Nro. 87.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829. (Forts. — Graviren auf Stein mit Brillantspitzen.

Nro. 88.

Die Kunst. Aus Schuberts Geschichte der Seele. — Kunstliteratur. Geschichte der Malerei in Italien, von L. Lenzi, aus dem Italienischen von J. G. v. Quandt.

Nro. 89.

Die Kunst. (Forts.) — Beiträge zur Geschichte der Kunst und der Künstler in Ulm, von Wewermann.

Nro. 90.

Die Kunst. (Beschluß.) — Kunstgeschichte. Rafael aus Urbino. Von F. Rehberg. — Peter Vischers Grab in Nürnberg.

Nro. 91.

Grundsteinlegung der Walhalla. — Kunstgeschichte. (Beschluß.) — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 92.

Francesco Longhena über einige Gemälde von Rafael. — Paris.

Nro. 93.

Francesco Longhena über einige Gemälde von Rafael. (Beschluß.) — Kunstausstellung zu Brüssel. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 94.

Ueber die Kunstausstellung in Nürnberg im Jahre 1830. — Ueber die Generaladministration der schönen Künste in Paris. — Neue Kunstsachen. Der Vesuv, nach der Natur gezeichnet und gestochen von Frommel.

Nro. 95.

Ueber die Kunstausstellung in Nürnberg. (Forts.) — Wachsmalerei.

Literatur-Blatt.

Nro. 111.

Lyrische Dichtkunst. 14) Blätter der Liebe von Anastasius Grün. — 15) Serenaden und Phantasien eines friesischen Sängers. Von Harro Harring. — 16) Poetische Spiegelreflexe, von H. Pierre. — Taschenbücher auf 1831. 9) Müchlers Anekdotenalmanach.

Nro. 112.

Lyrische Dichtkunst. 17) Gedichte von Karl Immermann. — 18) Gedichte von Dr. Schrader.

Nro. 113.

Lyrische Dichtkunst. 19) Heimathliche Bilder und Lieder von K. R. Tanner. — 20) Der Erdball im Aether, von M. v. Schdler. — 21) Philomele, von W. Heidelberg. — 22) Poesien der dichtenden Mitglieder des Breslauer Künstlervereins. — 23) Spenden aus dem Archiv des Sonntagsvereins. — 24) Tigurina oder die Ideale, von C. Sulzer. — 25) Erato von Franz Freiherrn v. Gaudy. 26) Alexander, v. S.

Nro. 114.

Lyrische Dichtkunst. 27) Gedichte von R. und H. Marggraff. — 28) Die Jahreszeiten, besungen von Dr. Schwarz. — 29) Weiblichkeit., von J. F. Schneller. — 30) Die vier Stufen des weiblichen Alters. Von F. W. Zachariä. — 31) Früchte der Einsamkeit, von H. Siegel. 32) Lyrische Gedichte von K. W. Kirsch.

Nro. 115.

Literargeschichte. 1) De l'influence littéraire de la révolution fr. — Taschenbücher auf 1831. 10) Huldigung der Frauen. — 11) Frauentaschenbuch. — 12) Eros. 13) Menzels Taschenbuch der neuesten Geschichte.

Nro. 116.

Literargeschichte. 2) Reflexions sur le déclin des sciences en Angleterre, par Babbage. Sprachlehre. 1) Vollständiges englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch, von Flügel. — 2) Wörterbuch der englisch-deutschen und deutsch-englischen Sprache, von Hilpert. — Taschenbücher auf 1831. 14) Theodulia.

Nro. 117.

Lyrische Dichtkunst. 33) Gedichte von Caroline B., herausgegeben von W. Schnitter. — 34) Gedichte von H. Waldow. — 35) Epigrammenlese, von H. Schröder. — J. Rachels deutsche satyrische Gedichte. — 37) Erste Improvisation von Langenschwarz in München. Stenographisch aufgenommen von Gabelberger.

Nro. 118.

Lyrische Dichtkunst. 38) Des S. A. Propertius Werke, übers. von J. H. Voß. — 39) Des P. Ovidius Naso Heilmittel der Liebe, übers. von F. K. v. Strombeck. — 40) Des P. Virgilius Maro Werke, von Dr. Nürnberger. — 41) The beauties of the poets of great Britain, by Th. Collins Banfield. — 42) Italia in hundert und einem Ständchen besungen von einem Morgenländer. — 43) Gedichte von J. K. M. Maurer. — 44) Sämmtliche Gedichte von Ch. Fr. Dan. Schubart. — 45) Euthymia oder des Lebens Freuden, von J. C. Ihling.

Nro. 119.

Universitätswesen. Die Gesammthochschule der Schweiz und die Universität Basel, von Dr. Troxler. — Lyrische Dichtkunst. 45) Auswahl von Gedichten zu deklamatorischen Uebungen, von A. Klar. — 46) Auswahl moralischer Erzählungen und Gedichte für die Jugend, von J. G. Melos. — 47) Kleine Gedichte für Kinder des zartern Alters von H. van Alphen. — 48) Lieder für die Jugend von H. A. v. Kamp. — 49) Der jugendliche Sängerchor, von W. Nebelmann. — 50) Blumen und Früchte für die Kindheit und das erste Jugendalter, von Gläser.

Nro. 120.

Taschenbücher auf 1831. 15) Novellenkranz von L. Tieck. — 16) Taschenbuch für Damen. — 17) Raumers historisches Taschenbuch. — 18) Hormayrs Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. — Lyrische Dichtkunst. 51) Gedichte in niederösterreichischer Mundart, von Castelli. — 52) Flinserln. Von J. G. Seidl. — 53) Etwas zum Lachen, von F. Lennig. — 54) Gedichter vun dien grauße Lamden der Jüdischkeit mit Nume Izig Feitel Stern. — 55) Dichtungen von J. M. Nahthaler. — 56) Ernst, Frohsinn und Scherz. Von J. Ph. Neumann.

Nro. 121.

Lyrische Dichtkunst. 57) Harmonies poétiques et religieuses par Alp. de Lamartine. — 58) Christliche Gedichte von Albert Knapp. Von seinen Freunden herausgegeben. — 59) Das deutsch-evangelische Kirchenlied, von E. C. G. Langbecker. — 60) Luthers geistliche Lieder. Von Riebel. — 61) Theotima oder Harfenstimme in Sion. Vom Herausgeber der Theomela. — 62) Religion, Liebe und Treue. Eine Sammlung poetischer Versuche von F. W. Krampitz. — Taschenbücher auf 1831. 19) Orphea. — 20) Flaurens Vergißmeinnicht.

N°. 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. November 1830.

„Wenn irgend Jemand das bezweifelt, so laßt ihn mich auf die Probe stellen. Ich habe meine Menuet getanzt, ich habe den Damen geschmeichelt, ich bin politisch gegen meinen Freund gewesen, und geschmeidig gegen meinen Feind, ich habe drei Schneider zu Grunde gerichtet, ich habe –“

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Erste Liebe.

Eine Novelle.

Des Königs Geburtstag nahte heran, und Graf Borck saß mit seiner schönen jungen Gemahlin und ein Paar Freunden des Hauses um einen runden Tisch, eifrig beschäftigt, die Liste zu einem großen Ball zu entwerfen, den er, als Gesandter in einer Hauptstadt Deutschlands, zu Ehren seines Herrn zu geben für eine unerläßliche Pflicht hielt. Er sah ein wenig sauer aus und der, ihm natürliche, milde Ernst schien eher zu etwas anderem, als zu einem bal paré zu passen. Seine Frau hingegen, die Gräfin Agnes, war ganz Leben, ganz Heiterkeit im Vorgenuß des herrlichen Festes. In fröhlicher Laune saß sie, mit der Feder in der Hand, vor dem großen, inhaltschweren Bogen, schrieb Namen hin, strich sie wieder aus und machte ihre Anmerkungen über die Würdenträger und Hofchargen, die sie jezt auf dem Papiere nach der Ordnung rangirte.

„Was schreiben die gnädige Gräfin für eine vortreffliche Hand,“ bemerkte ein großer, starker Herr, der ihr zur Seite seinen Platz im hohen Rathe sich erkoren hatte, „fürwahr, ich hätte Ihren kleinen, feinen Fingern solch' einen festen Strich nicht zugetraut.“ — „Sie meinen wohl, alle Hände, die zu etwas gebraucht werden können, müßten nach dem Muster der Ihrigen geformt seyn?“ erwiederte Gräfin Agnes, und warf lächelnd einen Seitenblick auf seine dicken, prächtigen Hände; „doch ich will's heute nicht mit Ihnen verderben, Hilperstein, Sie müssen mir noch in gar vielen Dingen nützlich seyn.“ — „Immer zum Befehl der Schönheit und der Grazie,“ sagte Hilperstein mit schwerfälliger Galanterie.

„Sie haben Graf Moriz von Sain noch nicht aufgeschrieben,“ bemerkte einer der Herrn, im gothaischen Almanach blätternd. „Den mag ich auch nicht kennen lernen,“ erwiederte die Gräfin schnell. „Und warum nicht?“ fragte Graf Borck. „Weil er ein unhöflicher Mensch ist. Neulich, als er von Dir zum Essen geladen war, warteten wir bis sechs Uhr, und endlich kam er gar nicht.“ — „Nun,“ meinte der Graf, „wir müssen doch dießmal Gnade für Recht ergehen lassen; wenn wir die ganze Mission einladen, dürfen wir den Legationssekretär durchaus nicht übergehen.“ — „Also, Graf Moriz von Sain, wenn es seyn muß!“ wiederholte sie laut und schrieb seinen Namen auf die Liste. „Nun will ich mir aber auch eine Karte ausbitten,“ sezte sie in ihrem vorigen heitern Tone hinzu, „die gute, dicke Frau von Wallen mit ihren fünf Wellchen.“ Ihr Mann entgegnete lächelnd: „Das sind unbillige Repressalien, liebes Kind; zu dieser einen Karte müssen wir ja gleich zehn Tänzer mehr haben, denn jedes dieser Fräulein tanzt ihrer zwei müd.“ — „O, Hilperstein schafft Tänzer und tanzt selbst mit ihnen,“ rief Agnes, sich zu ihm wendend. „Ich werde gerne mit meinem Einfluß über die jungen Prinzen X. und die Grafen Z. aushelfen,“ sagte dieser, „aber mit meiner Person muß ich dießmal haushälterisch seyn, die Prinzessinnen S. und T., die Gräfin V. und die Baronin R. würden mir

es nie verzeihen, wenn ich sie überginge.“ — „Gewiß nicht,“ unterbrach ihn die Gräfin, „wenn sie es bemerken.“ — „Schon wieder einmal schalkhaft, aber – ernsthaft gesprochen — bei meiner Größe und meiner bekannten Art die Galoppe zu tanzen, wird man mich nicht leicht übersehen.“

Die Zuhörer schienen an dergleichen Worte gewöhnt, denn ein allgemeines lautes Lachen und eine Bitte der Gräfin an den Mann vom gothaischen Almanach: diese Phrase in die Hilpersteiniana einzutragen, das war der ganze Eindruck, den diese außergewöhnliche Rede machte.

„Was soll das heißen?“ fragte Hilperstein neugierig. „O, nichts,“ erwiederte Agnes, „wir wollen nur ein Buch über Sie schreiben.“ Hilperstein lächelte geschmeichelt und wohlgefällig; aber Graf Borck zog die Augenbraunen ein wenig zusammen und nahm das Wort, „Agnes, was meinst Du zu dem schönen Fräulen Fay? sie ist freilich nicht hoffähig—“ sezte er halbspottend hinzu. „Aber mehr als das, sie ist allerliebst,“ fiel Agnes ein, nur glaube nicht, daß sie kommt; ihre Mutter will durchaus an keinem Feste unsres Kreises Theil nehmen, und sie selbst noch weniger, sagt man.“ — „Wenn die gnädige Gräfin mir die Sache vertrauen wollen,“ sagte Hilperstein mit unbeschreiblich suffisanter Miene, „so hoffe ich sie dazu zu bewegen.“ — „Ich lege es in Ihre Hände,“ antwortete die Gräfin, „ziehen Sie den besten Vortheil für sich selbst daraus; und — nun ist noch eins zu bedenken: Wer führt die Tänze an?“ — „Auch hierin glaube ich dienen zu können,“ sprach Hilperstein, sich wohlgefällig verbeugend. „Aber wer schreibt die Karten recht zierlich,“ fuhr sie lächelnd fort. „Wenn Sie befehlen, ich,“ sagte Hilperstein, wie oben „und, ohne mich zu rühmen, es wird sich nicht leicht Jemand finden, der mir es darin zuvorthäte.“ — „Und wer schafft Blumen und Sträuche, den Saal zu verzieren, und vor allem ein schönes Bouquet für mich selbst?“ — Ich, ich, war immer die selbstzufriedene Antwort. „Hilperstein,“ sagte Agnes freundlich lachend, „Sie sind ohne Zweifel der nützlichste Major in der ganzen Armee; dafür dürfen Sie mir auch die Hand küssen, und den Tag, an dem ich Sie kennen lernte, will ich in meinem Kalender mit Roth notiren.“

Am nächsten Morgen saß die Gräfin Borck an ihrem Schreibtische, als ein Bedienter den Major von Hilperstein meldete. Bald darauf trat dieser in das Zimmer, doch dießmal mit einem etwas verfinsterten Gesichte. „Was fehlt Ihnen heute, bester Hilperstein; Sie sehen ja aus, als ob Sie sich eben einen Korb geholt hätten,“ sprach Agnes, mit der Hand auf einen Stuhl deutend. „Das habe ich auch, meine gnädigste Gräfin, und zwar zum ersten Mal in meinem Leben. Die Sache ist mir unbegreiflich, es muß irgend ein ganz besonderer Umstand“ — „Aber was ist's denn?“ unterbrach ihn Agnes, ungeduldig. „Nichts weniger, als daß ich gestern noch bei Fräulein Fay war, um Ihre gnädige Einladung zu überbringen und — daß ich einen vollständigen Refus bekam.“ — „Nun wie fingen Sie es denn an?“ — „Ich ließ mich melden, ward etwas verwundert von der Frau Mama empfangen, und erklärte ihr kurz: ich wäre der bekannte Major von Hilperstein, ein intimer Freund Ihres Hauses.“ „Mein Gott, Sie kannten die Frau von Fay also vorher gar nicht? Wie konnten Sie denn aber Ihrer Sache so sicher seyn?“ — „Ich konnte voraussetzen, daß sie von mir gehört hätte, was ich ihr auch bemerklich machte. Sie aber antwortete, sonderbar genug, sie hätte keine Berührungen mit der großen Welt. Ich sezte mich, einem großen Spiegel gegenüber, in einen Lehnstuhl und begann nun der Mama zu erzählen, daß Sie, Frau Gräfin, einen brillanten Ball geben würden; daß ich mich rühmen dürfe, mit die Veranlassung dazu gewesen zu seyn; daß Sie mich über die Wahl der Tänzer und Tänzerinnen zu Rathe gezogen hätten; daß ich Ihnen vor allen das Fräulein von Fay empfohlen hätte; daß Sie mich, in Folge dessen, herschickten, um die gnädige Frau zu fragen, ob sie ihre Einwilligung dazu geben werde; daß ich mich aber im Voraus dafür verbürgt hätte.“ — „Mein bester Hilperstein,“ rief die Gräfin, halb ärgerlich, halb lachend, „das Zeugniß muß ich Ihnen geben, Sie haben die Sache so ungeschickt wie nur möglich angefangen!“

Hilperstein war seiner Sache zu gewiß, um sich durch einen solchen Tadel verlegen machen zu lassen; er fuhr also mit Zuversicht fort: „Madame Fay antwortete mir ziemlich trocken, dießmal könnte ich mich unbedachtsam verbürgt haben, denn ihre Tochter und sie selbst hätten den Vorsatz gefaßt, nie in große Gesellschaften zu gehen. Ich aber ließ den Muth nicht sinken, es war mir schon so Manches in dieser Art gelungen, und — meiner Persönlichkeit hatte ich es wohl zu danken, daß die Mama in kurzer Zeit schon unbestimmt antwortete. Da sah ich plötzlich in dem mir gegenüberhängenden Spiegel einen Fenstervorhang aufheben und einen allerliebsten Mädchenkopf sehr ernsthaft nach der Mutter blicken und eine verneinende Geberde machen. Kaum hatte ich entdeckt, daß das Fräulein im Zimmer sey, als ich von neuem meine Beredtsamkeit bei ihr selbst anwendete; allein, da ich gewahrte, daß sie nicht zu bewegen sey, glaubte ich, in dem Zartgefühl, das mir Damen gegenüber stets eigen ist, mich zurückziehen zu müssen, und komme jezt, Ihnen zu sagen, daß es mir, vermöge meiner Persönlichkeit, gewiß noch möglich wäre, das Mädchen zu bewegen, aber daß ich ihre Motive ehre.“ — „Nein, nein, mein guter Herr von Hilperstein,“ erwiederte Agnes schalkhaft, „Sie sollen nicht gegen Ihre Ueberzeugung handeln, obgleich diese Ihre tugendhafte Grille mich um eine hübsche Tänzerin bringt.“ — „Ja, um eine sehr hübsche! Ich sagte ihr auch unter andern, sie möge sich nicht fürchten, keine Tän-

zer zu bekommen, weil sie in der Gesellschaft so fremd wäre; ich selbst wollte die zweite Galoppe mit ihr tanzen, die erste könnte ich nicht, weil ich der Prinzessin T. versprochen hätte, immer den Ball mit ihr zu eröffnen." — „Nun, das hätten Sie bleiben lassen können!" rief die Gräfin, in weiblichem Zartgefühl erröthend; aber schnell bedenkend, daß Hopfen und Malz an diesem Zögling verloren seyn würde, sezte sie trocken hinzu: „Da hat Sie Ihre Persönlichkeit schon wieder einmal hingerissen."

(Die Fortsezung folgt.)

Europäer in Amerika vor Columbus.

Der Sagen und vermeintlichen Spuren, daß der Kontinent von Amerika von Europa aus schon vor Columbus besucht worden sey, sind bekanntlich mancherlei. Sie haben sich alle nicht bestätigt, und wenn dies auch gleichfalls mit der folgenden Geschichte der Fall seyn sollte, so verdient sie doch immer angeführt zu werden.

In einem aus Fort Mitchell in der Provinz Alabama in Nordamerika datirten Briefe steht Folgendes:

„Die alte Sage von einem Fürsten von Cornwallis, Namens Madoc, aus dem 12ten Jahrhundert, der, in Folge eines Zwistes mit seinen Brüdern, sich mit mehreren Anhängern eingeschifft haben und im nördlichen Amerika ans Land gestiegen seyn soll, ist bekannt. Manche Leute glauben wirklich, tief im innern Lande gebe es noch Nachkommen von diesen alten Kolonisten; es sind mir darüber aus guter Quelle einige Notizen zugekommen, die ich Ihnen mittheilen will. Ein siebzigjähriger indischer Hausirer, mit Namen David Rowland, der sich in meiner Nachbarschaft aufhält, wohnte vor mehr als dreißig Jahren in Pensacola, und dort ist ihm von einem Creolen, Namens Lagarde, der gleichfalls Hausirer war, Folgendes erzählt worden. Kurz vor seiner Reise nach Pensacola hatte Lagarde in dem damals noch spanischen Fort Natchez am Mississippi sechs Indier gesehen, die aus Missouri herabgekommen waren, eine weit hellere Hautfarbe hatten, als sonst die Eingebornen, und eine von den Dialekten der Indianerstämme in der Nähe ganz verschiedene Sprache redeten. Sie wurden vor den Gouverneur des Forts geführt, und diesem zeigten sie Bruchstücke einer alten Handschrift und eine vom Rost fast ganz zerfressene eiserne Flinte (?). Nachdem sich der Gouverneur diesen Leuten vergeblich verständlich zu machen gesucht, sezte er einen Preis dafür aus, wenn Jemand im Stande sey, als Dolmetscher zu dienen. Das Weib eines Soldaten der Garnison, die aus Kornwallis gebürtig war, glaubte in der Sprache der Indier bekannte Töne zu hören; sie redete sie daher in ihrer Muttersprache an; da weinten die Indier vor Freuden und erzählten ihr, sie gehören einem Stamme an, der sehr weit im Lande am großen Flusse seine Niederlassungen habe; es sey ihnen zu Ohren gekommen, am Mississippi wohne eine Volk von Weißen, und dieses haben sie aufgesucht in der Hoffnung, in ihnen Menschen zu treffen, die ihre Sprache verständen; ihrer Aussage nach, waren sie fünf Monate auf der Reise gewesen. Weiter wußten sie nichts zu sagen; sie blieben noch ein Paar Tage im Fort und traten dann die Rückreise an, mit dem Versprechen, im nächsten Jahr wiederzukommen. Man hat aber nichts mehr von ihnen gehört und glaubt daher, sie seyen unterwegs umgekommen oder von einem andern Indianerstamme gefangen genommen worden.

Die Gespenster.

Es ist einer in mir, der brummt immer fort,
Meinen besten Freuden zu Spuck und Tort.
Ergözt mich die Hoffnung, so murrt er halblaut:
„Ein Luftschloß — merk' ich — wird aufgebaut."
Belächl' ich mein Tagewerk, murmelt er drein:
„Es könnte fürwahr noch schlechter seyn!"
Und lob' ich meine Verse, dann brummt er mit Macht;
„Die Thorheit hat's weit in der Thorheit gebracht."

Es ist Einer in mir, der weint immerfort,
Ihn freuet kein Gut, ihn tröstet kein Wort.
Bei saurer Müh' und bei hizigem Spiel,
Da vergeß' ich seiner und acht' es nicht viel;
Doch ruh' ich ein Weilchen und sinne nur nach:
So spür' ich sein Weinen schon allgemach;
Und wenn mir in Stille der Abend graut,
So hör' ich sein Schluchzen überlaut!

Es ist Einer in mir, der erzählt immerfort
Der läßt sich stören an keinem Ort.
Wenn ich sein nicht achte, dann spricht er recht viel,
Wie ein Quelldach treibt er sein emsiges Spiel.
Da merk' ich's auf einmal und horche darauf:
Just hört er plözlich zu reden auf,
Da hilft kein Dringen, kein Bitten drum,
Er duckt sich, er bückt sich und bleibt stockstumm.

O Liebchen, komm schnell, du warmes Kind,
Und küß' mich auf meine Lippen geschwind,
Und drücke mich fest an die athmende Brust,
Und blicke mich an mit den Augen voll Lust!
Dann brummt es und weint und erzählet nicht mehr,
Fort sind sie und sehn auch von Weitem nicht her,
Dann merk' ich, daß es Gespenster sind —
O Liebchen, du liebes, lebendiges Kind!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

Gemeinnüzige Anstalten.

Das Bureau de bienfaisance hat kürzlich seine Jahresrechnung abgelegt: 54.236 Gulden Einnahme und 54.953

Gulden 8 S. 9 D. Ausgabe, also ein Defizit von 717 Gulden, welches dem hohen Preise des Korns zuzuschreiben ist. Ueberd es haben alle unsere wohlthätigen und literarischen Anstalten, welche keinen Fonds besitzen, sondern durch Beiträge erhalten werden, den Grundsatz, nicht zu thesaurisiren, sondern jährlich Null von Null aufgehen zu lassen, oder gar darüber auszugeben, wie es hier der Fall ist. Denn wenn nur klare Rechnung vorliegt und das Defizit im Sinne der Anstalt gemacht wurde, so hat es nichts zu bedeuten, und gleich ist der Ausfall durch vermehrte Beiträge gedeckt. Dies Bureau de bienfaisance wartet nicht, bis Bedürftige kommen und um Unterstützung bitten, sondern es hat seine zuverlässigen Kommissäre, die die verschämte Armuth aufsuchen und ihr Unterstützung bringen. Dies ist hier, wo so viel Ehrgefühl in den Familien herrscht, besonders nöthig. Ich weiß, daß in dem vorigen harten Winter mehrere Familienväter die angebotenen Unterstützungen ausschlugen, so wenig sie auch verdienen konnten und so kümmerlich es den Übrigen bei der heftigen Kälte und dem theuren Brod ging. „Es gibt noch Aermere und Hülfsbedürftigere als wir — sagten sie — diesen wollen wir die Unterstützung nicht entziehen; so lange wir mit den Unsrigen arbeiten können, wird es wohl gehen; sollte aber eins krank werden, so kommen wir und bitten um Vorschuß.“ Denn als solchen betrachten sie die Gaben, nicht als Almosen und Geschenk. Daher kommen täglich Familienväter und selbst Wittwen, die mit Dank zurückgeben, was sie in der Noth von dem Verein empfingen. Dieses Jahr beliefen sich diese Rückzahlungen nur auf 2137 Gulden. Von Theater und Bällen waren 4000 Gulden mehr als die vorigen Jahre eingegangen. Das kam von den häufigen Sammlungen für die Armen bei jeder festlichen Gelegenheit.

Unsere Caisse d'épargne gibt die erfreulichsten Resultate in der kürzlich abgelegten Jahresrechnung. Voriges Jahr betrug ihr Vermögen 2.999.480 Gulden, von 4475 Darleihern herrührend, dies Jahr hingegen beträgt es 3.447.819 Gulden von 5177 Darleihern, und die Kasse zahlte überdies 429.008 G. im Lauf des Jahrs zurück. Seit dem 1. Oktober 1816 bis jetzt empfing die Kasse zusammen 6.095.365 G., die in dieser Zeit 664.447 G. Interessen abwarfen und von denen in dreizehn Jahren 3.311.993 G. zurückgezahlt worden sind. Die Resultate dieser Anstalt, ihr mächtiger Einfluß auf das materielle und moralische Wohl der unbemittelten Darleiher ist so groß, daß in den vier Tagen, welche auf die letzte Rechnungsablage folgten, allein 109.000 G. eingingen. Die statistischen Tabellen, welche derselben beigefügt sind, ergeben manches Interessante. Unter den Darleihern kommen seit vier Jahren fast zwei Frauen auf Einen Mann, nämlich 2215 — 1179, woraus sich ergibt, daß unser weibliches Geschlecht sparsamer ist als das männliche. Sehr erfreulich ist die große Theilnahme der Minderjährigen, denn sie betragen fast ein Drittel sämmtlicher Darleiher. Gewiß eine erfreuliche Erscheinung, die für die Zukunft gute Hoffnungen gibt. Selbst in der Zeit der Leidenschaften von 20 bis 30 Jahren ergibt sich ein ganzes Drittheil. Dahin gehören besonders die Domestiken. Von 30 bis 40 Jahren fängt die Abnahme an und vermehrt sich mit jedem Jahr hergunter. Zwei Drittheil Darleiher sind aus der Stadt und dem Kanton Genf, das übrige Drittel aus den übrigen Schweizerkantonen, aus Deutschland, Frankreich, Savoyen u. s. w. Unter den siebenunddreißig Genfer Gemeinden haben sechsunddreißig beigetragen, und nur Eine — Aire-la-Ville — fehlt. Die waadtländischen und savoyischen Dienstboten, denn Genf hat fast keine andern, geben fast alle ihre Ersparnisse her. Protestanten und Katholiken sind sich ziemlich gleich. Auffallend ist es, daß unsere vailleuses, lingères, couturières und repasseouses, die wegen ihres Luxus so übel berüchtigt sind, doch viel mehr und zahlreicher in die Kasse legen, als Uhrmacher und Bijoutiers zusammen, welche die eigentliche hiesige Fabrik ausmachen.

Auch unser großes Hospital hat seine Jahresrechnung abgelegt, die 503.560 G. Einnahme und 495.833 G. Ausgabe, also einen Ueberschuß von 7727 G. ergibt. Es wurden darin im Ganzen 715 Kranke verpflegt, nämlich 503 Männer (worunter 135 Militärs) und 206 Frauen. Davon starben 89 und 74 Kranke blieben in der Anstalt. Hiernach war die Sterblichkeit im Durchschnitt 1 auf $8\frac{8}{100}$ Kranke, die Dauer der Krankheit von 30 Tagen $\frac{1}{100}$; die Zahl der Kranken betrug täglich $60\frac{3}{100}$. Unter den Irren waren 61 krank und es starben 6. Die dem Hospital zur Last fallenden Kinder betrugen zusammen 243, worunter 86 legitime, 93 illegitime und 64 Findelkinder. Die Zahl der beiden letztern ist im Zunehmen gegen die frühern Jahre. Sie werden fast alle auf dem Land erzogen, besonders in der Anstalt zu Bilette, von der ich Ihnen oben sprach. Die Kosten eines Kranken beliefen sich voriges Jahr im Durchschnitt auf 3 G. 3 S., dies Jahr auf 3 G. 4 S. 2 D. Es ist jetzt im Werke, die Irren und Wahnsinnigen ganz aus dem Hospital zu scheiden und ein eigenes Irrenhaus für sie nach den bewährtesten Erfahrungen zu bauen. Die Regierung hat dazu eine große Summe bestimmt; die Diskussion über den Gegenstand wird künftigen Winter das Conseil représentatif beschäftigen, da man in der Maisitzung nicht damit zu Ende kommen konnte.

Ausnehmend ist das Gedeihen der Schule für kleine Kinder, von der ich schon mehrmals in diesen Blättern gesprochen habe. Die Zahl der Kinder mehrt sich täglich, und neue Schulen werden in mehreren Stadtvierteln nach dem Muster der ersten in St. Gervais-Viertheil angelegt.

Gleich Gutes läßt sich von der Ruralschule in Carra rühmen. Es leben jetzt vierundzwanzig Zöglinge dort. Es sind voriges Jahr einige Veränderungen in dieser Anstalt vorgenommen worden. Früher waren die Zöglinge unter einander, jetzt sind sie nach dem Alter in drei Klassen getheilt. In Allem führen zwei Monitoren die Aufsicht mit wahrhaft rührendem Bruderwohlwollen; überall muntern die ältern Schüler die jüngern durch Beispiel, Lehre, Rath und freundliche Zusprache auf. Schon führen Einige das Rechnungswesen der Anstalt, um sie auch praktisch an diesen Theil der rationellen Landwirthschaft zu gewöhnen. Das physische Gedeihen der jungen Leute ist auch trefflich, denn die ganze Anstalt brauchte nur für 6 G. 10 S. (296 Centimen) Arzeneien. Der tägliche Unterhalt jedes Zöglings belief sich auf 9 S. 6 D. (39 Centimen, etwa 11 kr. rhein.)

Der bei uns so mächtig herrschende Associationsgeist zur Sicherung gegen Unfälle hat nun auch das weibliche Geschlecht ergriffen. Kaum waren die Handwerker und Handwerksgesellen zusammengetreten, um sich im Krankheitsfall gegenseitig zu unterstützen, für ärztliche Behandlung, Heilung und Verpflegung in der Reconvalescenz zu sorgen, so folgten die vier so zahlreichen Arbeiterinnen ihrem Beispiel. Zwölf Frauen von Stand sind an die Spitze der Assekuranz getreten. Für eine monatliche Abgabe von 21 Sols (23 kr. rhein.) haben die Theilnehmerinnen in Krankheitsfällen Anspruch auf ärztliche Verpflegung, Arzenei, Heizung, geliehene Wäsche, passende Nahrung während der Genesung, und dies Alles in ihrer eigenen Wohnung. Davon sind jedoch weislich alle Krankheiten in Folge von Schwangerschaften, Niederkünften und Kinderstillen ausgenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 262.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 2. November 1830.

Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.

Goethe.

Die Leserinnen.

Aus den Briefen über weibliche Lektüre, von der Verfasserin der Bilder des Lebens u. s. w.

Wenn von weiblichen Lektüren die Rede ist, so muß, meiner Ansicht nach, die weibliche Welt in dieser Hinsicht in vier Klassen abgetheilt werden, von denen jede die Lektür ganz verschieden behandelt und auf die sie auch deßhalb eine völlig abweichende Wirkung hat. Setzen wir die gelehrten Leserinnen oben an, deren Anzahl der Ordnung der Natur gemäß klein seyn muß, weil sonst nothwendigerweise die Geschäfte, die uns Frauenzimmern ausschließlich zukommen, entweder auf die armen Männer übertragen werden oder ganz ungeschehen bleiben müßten, und der Himmel weiß, wie es in beiden Fällen um uns und alle Bedürfnisse der irdischen Welt stände! Ich will damit gar nicht behaupten, daß die Gelehrsamkeit für ein Weib durchaus unschicklich sey, oder daß eine Gelehrte weiblichen Geschlechts nicht eben so viele Vorzüge erwerben könne als ein talentvoller Mann, noch will ich dadurch auf eine gewisse Lächerlichkeit hindeuten, die das Wort „gelehrt“ den Frauenzimmern gewöhnlich beilegt. Es hat zu allen Zeiten einzelne Individuen gegeben, deren ausgezeichnete Anlagen sich nicht in die enge Grenzen unserer Welt einengen lassen konnten, und bei deren näherer Kenntniß jeder vorurtheilsfreie Geist sich gestehen mußte, es wäre unverantwortlich gewesen, wenn man hier den Fingerzeig der Natur mißkannt oder die Neigungen gezwungen hätte. Diese einzelnen Erscheinungen aber sind Phänomene, die wir anstaunen wie irgend ein fremdartiges, schönes Gewächs, das in unserem Boden seines Gleichen nicht findet, aber darum nichts desto weniger die Bewunderung und die Theilnahme erregt, und dem man es gerne verzeiht, wenn es sich anders entfaltet, anders duftet und andere Früchte bringt, als wir zu sehen uns gewöhnt haben. Ganz verschieden verhält es sich freilich mit denjenigen unserer Schwestern, die, ohne von ihrem Genius eigentlich dazu getrieben zu werden, nur um des Wunsches willen sich auszuzeichnen, oder um den langweilig scheinenden Arbeiten und Pflichten der Frauen zu entgehen, oder gar aus Trotz gegen die übermüthige Männerwelt, sich Studien hingeben, zu denen sie unzweifelhaft wohl eben so viele Fähigkeit haben mögen, als das männliche Geschlecht, aber durch die sie ganz und auf immer dem stillen Kreise enthoben werden, den die Natur um uns gezogen und der Schöpfer uns bezeichnet hat. Wahrlich, eine gelehrte Frau, wenn nicht wirkliche Ueberlegenheit ihr zur Seite steht, ist ein Wesen, das in der weiten Schöpfung eigentlich nirgend hin paßt, und sie muß ja nicht glauben, daß sie glücklicher werden könnte als unser Eine, darum weil sie mehr weiß und ihre Kenntnisse besser zu ordnen vermag. Indem sie die Anforderungen größtentheils zurückweist, welche die Pflichten unseres Geschlechts an sie machen und sich Forschungen hingibt, die ihr die Musse rauben, als Hausfrau und Mutter thätig zu seyn, erlangt sie darum keineswegs den Platz, der ihr nach Maß-

gabe ihres Wissens offen stehen sollte, und der jedem Mann an ihrer Stelle eingeräumt werden müßte. Amt und Lehrstuhl sind ihr verschlossen, jede andere Möglichkeit, ihre erworbenen Kenntnisse nützlich werden zu lassen, ist ihr ebenfalls versagt; also bleibt ihr nichts übrig, als die Befriedigung ihrer Eitelkeit, die Bewunderung der sie umgebenden Menge, die schwerlich immer ganz von Mißbilligung frei seyn dürfte; und welch ein elender Ersatz ist dieß für eine Frau von Geist und Herz, für alles, was sie aufgibt, um den kläglichen Ruhm zu erwerben: eine gelehrte Frau gewesen zu seyn. Meine junge Freundin kennt mich genug, um zu wissen, daß nicht der Neid gegen meine unterrichteteren Mitschwestern, nicht der Gedanke, daß ich niemals eine gelehrte Frau war, nie diese werden kann, mich also sprechen läßt. Die reinste Ueberzeugung hat meine Feder geleitet, und ich bin viel zu sehr von den Vorzügen durchdrungen, welche unsere mühsamen und schweren Pflichten gegen die im Einzelen weniger lastenden aber trockneren und, sehr seltene Fälle ausgenommen, auch weniger belohnenden Aufgaben der Männer haben, als daß ich nicht jede Frau beklagen sollte, die sich diesen Verpflichtungen willkührlich entzieht. Jeder Tag in unserem Beruf, denn so nenne ich die Geschäfte jedes weiblichen Geschöpfes, mag es nun unverheirathet oder durch die Ehe verbunden, alt oder jung seyn, hat unstreitig seine Plagen, und je nachdem die Verhältnisse sind, oft seine recht drückenden; allein jeder Tag führt auch seine größere oder kleinere Belohnung mit sich, durch dasjenige selbst hervorgebracht, was wir leisten. Die Liebe unseres Gatten, die dankbare Anhänglichkeit unserer Kinder, die wir zu verdienen uns bewußt sind; die stets erhaltene Ordnung unseres Hauswesens, unserer kleinen oder großen Habe, ihre Vermehrung durch unsern Fleiß, durch unsere Aufmerksamkeit, die Freude, den Freunden des Hauses als eine angenehme, gefällige, unterhaltende Hauswirthin zu erscheinen, die Fortschritte unserer Kinder oder derjenigen, die uns übergeben worden sind, in Kenntnissen und Tugend — das alles sind Genüsse, durch die wir vereinzelt und im Kleinen, aber gewiß für jedes edle Herz genügend, den Lohn unserer Anstrengungen täglich empfangen, während der Mann oft Jahre lang, oft sein ganzes Leben hindurch harren muß, um der Früchte der seinigen froh zu werden. Sehen Sie, meine liebe Freundin, das sind Vorzüge, deren gelehrte Frauen verlustig gehen, und die keine Wissenschaft der Welt ihnen ersetzen mag; ungerechnet noch, daß der Gatte, welcher oft an seiner eigenen Gelehrsamkeit schwer genug trägt, gewiß in seinen wenigen Ruhestunden lieber eine ganz unwissende aber freundliche, und in all ihren Pflichten wohlerfahrene Hausfrau um sich sehen würde, als eine, die gemeinen Geschäfte des Weibes verachtende, und in ihren abstrakten Nachforschungen versunkene Gelehrte.

Haben wir nun die erste Klasse der lesenden Frauen durchgearbeitet, so lassen Sie uns zu der zweiten schreiten die, zum Ruhm unseres Geschlechtes will ich es hoffen, zahlreicher seyn wird als die erste, doch immerhin gewiß noch bei weitem nicht so sehr, als ich es wünschen möchte. Glücklicherweise sind wir in einem Zeitpunkte geboren, wo man nicht mehr den Glauben hegt, die Frauen seyen ein Mittelding zwischen Thier und Mensch, wo man im Gegentheil uns menschliche Fähigkeiten zugesteht und auch eine menschliche Bildung zu Theil werden läßt. Darum sollen die Mädchen unserer Tage, wenn ihre Verhältnisse irgend leidlich sind, ihre Erziehung den Forderungen der Zeit angepaßt wurde, und ihre geistigen Eigenschaften sich nicht gar zu untergeordnet finden, sich bis zu dem Eintritt in irgend eine bestimmte Lebenslage, auf den Punkt gebracht sehen, mit einiger Sachkenntniß von denjenigen Dingen zu sprechen, die in den besseren Gesellschaften der mittleren und höheren Stände gewöhnlich verhandelt werden, Siam und Batavia nicht in Westindien zu suchen, nicht zu glauben, daß in Kamtschatka Oelbäume gepflanzt würden und ohne langes Nachdenken sich an die Hauptmomente der Geschichte erinnern zu können. Hat sich aber ein Mädchen diese Wissenschaften, vielleicht mit etwas mehr Ausführlichkeit eigen gemacht, vermag sie ein Buch, das nicht gerade Roman ist, mit einiger Aufmerksamkeit und Nutzen zu lesen, gefällig und ohne Fehler zu schreiben, tüchtig zu rechnen und hat sie neben der Erdgeschichte auch einige Notizen von alle dem, was in jenem unermeßlichen blauen Gewölbe über uns schwebt, so halte ich sie (von den Kenntnissen unserer Religion wie von den weiblichen Geschicklichkeiten spreche ich nicht, weil sich diese von selbst verstehen) so halte ich ein solches Mädchen für unterrichtet genug, um sich, sobald fernerer Bildungsstoff da ist, in ihren späteren Jahren vollkommen so weit auszubilden, als es für unser Geschlecht heilsam seyn mag.

(Der Beschluß folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Der 19te November war herangekommen. Die Treppe des gräflich Borck'schen Hauses war von unten bis oben mit duftenden Orangebäumen besetzt, Equipagen rollten herbei; Damen im schönsten Putz und Herrn in den ältesten und andere in den elegantesten Uniformen stiegen aus, und — in der leichtesten Bekleidung vor Kälte zitternd — eilte Alles den geheizten Gemächern zu, denn der Winter war ungewöhnlich früh hereingebrochen. — Am Ende der Zimmerreihe, in einem kleinen Salon, dessen mit weißem Mousselin drappirte Wände rings mit den schönsten Divans besetzt, und von einer damit übereinstimmenden

Decke von türkischem Stoffe zeltartig überwölbt waren, stand die reizende Gräfin Agnes Borck. Sie war phantastisch und doch nicht zu auffallend gekleidet, ihr weißes Kleid von Silberstoff war mit purpurrothen brasilianischen Vogelflügeln besezt; eine Reihe kleinerer Flügel faßte den Oberarm ein, wo er sich von der Büste trennt, und ließ den schlanken, weißen Nacken, und den kleinen, runden Kopf, wie ein Cherubbildchen aus dem Federschmucke hervorragen. Die Gräfin war, obgleich schon vier Jahre verheirathet, erst zwanzig Jahr alt; sie sah fröhlich und unschuldig aus, wie ein Mädchen, das eben in die Welt tritt; und doch lagen im Hintergrunde dieses sich ganz hingebenden Wesens ein Dämon der Schalkheit und ein Engel der weiblichen Würde verborgen, welche die Dame von Welt und die Frau von unbeflecktem Bewußtseyn errathen ließen. Sie konnte ausgelassen lustig seyn, aber nie gab ihre Fröhlichkeit Anlaß zu einem unzarten Worte oder Scherze; die Männer huldigten ihr alle mit Enthusiasmus, aber keinem wäre es eingefallen, sich die Gunst ihrer Göttin ausschließlich erwerben zu wollen, weil jeder fühlte, daß sie nur mit ihrer Freundlichkeit und mit ihrem Witze zu beglücken gesonnen war. — Doch von unserer Heldin früherer Geschichte wollen wir nach dem Balle erzählen, denn die Stunde des Festes hat ja schon geschlagen und die Gräfin steht jezt, einer Sylphide ähnlich, im Salon und empfängt ihre Gäste. Dicht hinter ihr sehen wir den Major von Hilperstein, ihrer Befehle gewärtig; in einer kleinen Entfernung, ihren Mann, mit Orden geschmückt und mit freundlicher Würde die Kommenden begrüßend und anredend.

So eben tritt ein neuer Gast ins Zimmer, der alsbald vom Grafen zu seiner Frau geführt und ihr als ein vor Kurzem angekommener Fremder, der Graf Moriz von Sain, vorgestellt wird. „Ich habe Ihre Karte auf meinem Tische gefunden," sagte sie, nicht mit ihrer gewohnten Freundlichkeit, „und," es sollte eine etwas bittere Rede folgen, als er seine Augen zu ihr aufschlug, und sie, durch den schwärmerisch treuen Blick, der sie traf, plözlich entwaffnet, gutmüthig hinzusezte: „Sie fühlen sich wohl noch ganz fremd in unserer großen Stadt?"

Sie sah nämlich mit einem Blicke, daß sie hier einen jungen Mann vor sich habe, dem das Leben in der Stadt noch ein unbekanntes Reich war. Verlegen, fast steif, stand Graf Moriz vor ihr, aber mit einem Ausdruck innern Adels, der sie auf den Gedanken brachte, zur Veränderung könnte es ganz angenehm seyn, einmal einen jungen Mann zu treffen, der nicht wüßte, wie man ein erstes Kompliment machen solle. Denn obgleich die Gesellschaft, in der sie sich bewegte, für Agnes im Allgemeinen einen unbeschreiblichen Reiz hatte, so konnte sie sich doch nicht verbergen, daß die Mitglieder derselben, einzeln genommen, eine Abweichung von dem Stempel, der ihnen Allen aufgedrückt war, nur wünschenswerth mache. Als Ideal der schönsten Männlichkeit und des besten Menschen stand ihr Mann vor ihrer Seele, aber sie hatte sich gewöhnt, ihn als Ausnahme von der Regel zu betrachten, denn sie hatte noch nie Jemanden gefunden, der in ihren Augen ihm vergleichbar war. Das schöne Auge und der interessante Ausdruck des Grafen Moriz v. Sain nahm sie beim ersten Anblick für ihn ein, fast als wäre es ein lieber Sohn, über den sie sich freute, obgleich sie sich das Lächerliche dieses Gefühls nicht verhehlen konnte, denn er war doch gewiß ein paar Jahre älter als sie.

Der junge Mann stand ihr in sichtbarer Befangenheit gegenüber und wußte nicht, was er auf ihre einfache Frage antworten sollte. „Ja — nein," stotterte er, als Major v. Hilperstein mit einer gewissen affektirten Cordialität plözlich auf ihn zutrat und ihm mächtig die Hand schüttelte, mit den Worten: „Ha guten Abend, Graf; kennen Sie einen alten Freund noch? Hab' ich Sie doch als Knabe gekannt — und wie sind Sie gewachsen!" — Graf Moriz stand mit großen Augen da wie versteinert; Gräfin Agnes aber ward roth bis unter die Locken, rief ihren Mann herbei und bat diesen mit steifer Höflichkeit in Haltung und Ton, die Herren einander vorzustellen. Sogar Hilperstein ward durch die auffallende Mißbilligung in ihrem Blicke wieder in die gebührenden Schranken zurückgeführt und meinte; „Nun, nun, Hr. Graf, wenn Sie's nicht waren, so war es wohl ein Vetter von Ihnen; aber ich habe wahrhaftig einen Grafen Sain bei der Fürstin B. auf dem Lande gesehen."

Hier wurde das Gespräch durch das Orchester, das die erste Polonaise anstimmte, unterbrochen, und Hilperstein eilte, sich wo möglich einer vornehmen Tänzerin zu vergewissern. Mit markirter Aisance, die jedem Nahestehenden zeigen sollte, auf welchem Fuße der Gleichheit er auch mit den Vornehmsten stehe, nahte er sich einer blassen Stiftsdame, welche viel zu glücklich war, mit in die glänzende Reihe gezogen zu werden, als daß sie die Art, in welcher sie aufgefordert ward, auch nur bemerkt hätte: ein Glück für ihr Stiftsdamengesicht, das ohne Zweifel noch länger und garstiger geworden wäre, wenn sie daran gedacht hätte, daß der Major sogar von zweifelhaftem „von" sey. Uebrigens war er in der That ein vortrefflicher Tänzer, von dem man wußte, daß er durchaus nur die vornehmsten, oder doch die schönsten Damen des tonangebenden Kreises aufforderte.

Gräfin Agnes tanzte wie ein Engel; sowohl in der langsamen Grazie des Walzers, als in der schnelleren Bewegung der Galoppe war sie „unübertroffen, unübertrefflich," wie Graf W. einer Jeden, die es hören wollte und nicht wollte, mit Entzücken versicherte.

Nachdem die Etiquette-Tänze vorüber waren, nahte

Graf Moriz der Frau des Hauses und bat sie um einen Walzer, denn zur Galoppe, meinte er, sey er noch nicht herangebildet. Die Gräfin reichte ihm die Hand und fand bald, daß, wenn er auch nicht zu den allerbesten Tänzern gehörte, sein Gespräch doch ganz dafür entschädige. Sobald es die Gelegenheit nur erlaubte, fragte er, mit einer Ungeduld, als ob ihm die Frage schon lange auf den Lippen brenne: „Wer ist denn dieser sonderbare Herr, der mich heute als einen Jugendfreund begrüßte?“ Agnes erwiederte: „das ist der soi-disant Hausfreund aller derjenigen, die ein Haus machen, dessen erstes Auftreten Ihnen freilich etwas wunderlich vorgekommen seyn muß, dessen Eigenheiten wir aber seit Jahren gewohnt sind. Auch ich nenne ihn Hausfreund, und diese Benennung ist im eigentlichsten Verstande des Wortes zu nehmen; denn so viel ich weiß, ist er der Freund keines einzigen Individuums in allen den Familien, die er täglich besucht, sondern der Freund des Hauses en masse. Er macht sich überall nützlich, ist überall gefällig und versichert so oft, daß er in dem genauesten Freundschaftsverhältniß mit einem stehe, daß man's zulezt ehrlich glaubt.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

(Fortsezung.)

Gemeinnüzige Anstalten.

In dem großartigen System unserer öffentlichen Anstalten fehlt noch eine, die eine bedeutende und fühlbare Lücke ausfüllen kann, und wozu uns der edle Belleyme in Paris beispielgebend vorangegangen ist, ich meine ein großes öffentliches Arbeitshaus. Kinder, alte Leute und Kranke ohne Vermögen finden im Hospital Aufnahme, Pflege und Hülfe; für die vielen kräftigen Armen aber, die arbeiten wollen, ohne Arbeit zu finden, für gesunde Bettler, die nicht arbeiten wollen, und für die Sträflinge, die aus der maison pénitentière entlassen sind, aber noch keine Bürgschaft für das bürgerliche Leben geben, ist keine Anstalt vorhanden. Hier würden Alle an Ordnung, Reinlichkeit, Stille und Anstand gewöhnt. Man kann ihnen für ein Geringes — für 12 bis 15 Sols (18 kr. rhein.) täglich — gesunden Unterhalt und Erwärmung gewähren, die sie sich zu Haus für viel bedeutendere Summen nicht verschaffen können. Alle diese Gründe für ein solches Arbeitshaus sind dem Staatsrath vorgestellt worden; derselbe erwiederte aber darauf: er habe sich lange und gründlich mit diesem Gegenstande beschäftigt und er erkenne ganz dessen große Vortheile, aber auch dessen Nachtheile, ja er finde lezztere überwiegend. Dies Asyl für das Unglück und für unverschuldete Armuth dürfte der Unvorsichtigkeit und dem Leichtsinn großen Vorschub thun; manche kräftige Männer, die dem Elend nahe sind, könnten dadurch den Muth verlieren, sich selbst aufzuhelfen, denn immer sey ihnen das Arbeitshaus gewiß; auch sey der Unterschied zwischen einem kräftigen Manne und einem unkräftigen schwer zu finden, die Menschlichkeit könne schwächliche, arme und bejahrte Leute nicht ausschließen, sie auch nicht aus der Anstalt fortjagen, wenn sie darin schwächer würden u. s. w. Ueberdies könnte solch ein Arbeitshaus bei um sich greifender Thätigkeit leicht manchem hiesigen Industriezweig Schaden thun, denn es könne dieselben Artikel mit Verlust fertigen, was dem städtischen Handwerksmann mit Frau und Kindern nicht möglich sey; überdies wäre diese Anstalt ein Schritt weiter in dem verderblichen System, von dem sich jede verständige Regierung so fern als möglich halten müsse, nämlich sich unmittelbar in die Handlungen der Milde und Wohlthätigkeit zu mischen; die Gründung eines Arbeitshauses müsse den Privaten überlassen bleiben, wenn sie es für nüzlich und nöthig hielten. — Jedermann hat hier eingesehen, daß diese Gründe nicht schwer wiegen; es werden daher erneute Anträge deshalb gemacht werden, bei denen ein glücklicher Erfolg vorauszusehen ist.

Unser interessantester Verein, der schon unendlich viel Gutes gestiftet und eine Menge Dinge zur Sprache gebracht hat, von denen sonst nie die Rede gewesen wäre, ist unstreitig die Société familière. Wie ich ihnen schon früher einmal bemerkte, besteht diese Gesellschaft aus den verschiedensten Ständen: Handwerker, Geistliche, Aerzte, Kaufleute, Syndiken, Künstler, Professoren, Landleute und reiche Rentiers sizen hier treulich und freundlich zusammen. Außerdem kommen auch alle Fremde; so sah ich in nicht langer Zeit hinter einander den trefflichen Historiker Thiers, Lord Cochrane und den Erzbischof Fraissinous. Von Rang und Stand, von Oben und von Unten weiß man nichts. Einer nach dem andern kann vorbringen oder erzählen was ihm für uns wichtig oder anziehend scheint. Nur sehr selten irrt man sich darin, denn an gesundem Menschenverstand und an Takt fehlt es den Genfern nicht. Ueber manche Gegenstände wird denn kurz herüber und hinüber gesprochen, und andere fallen kurz nieder. Der Wechsel, das Ueberraschende, Kunstlose und Unvorbereitete der Mittheilungen gibt diesem Verein einen besondern Reiz. Zum Beleg will ich ihnen den Hauptinhalt einer Sizung angeben. Lassier spricht von seinem Calorisiren, durch die er bei einer Kälte von 10° die Treppe, Gänge und Vorzimmer des Theaters, welche immer dem äußern Luftzug ausgesezt sind, mit acht bis neun Reisbündeln acht Stunden lang erwärmt hat. — Prof. Mennard spricht von der neuen industriellen Aufregung und Thätigkeit im Waadlande. — F. erzählt von den Hexenmeistern, die täglich von Savoyen durch unsern Kanton in die benachbarten französischen Grenzorte gehen, um da das kranke Vieh zu behandeln, und daß neulich durch solch' einen Menschen eine Seuche ausgebrochen, die in einem französischen Dorf zwanzig Stück Vieh weggerafft habe. — Der Prof. der Astronomie spricht von den Meteoren, die neulich in Genf zu sehen gewesen, und zu gleicher Zeit in Freiburg im Breisgau. — M. bringt zwei ausgezeichnete Genfer im Ausland zur Kenntniß seiner Landsleute: einer, genannt Henry Terrisse, zu Rio Janeiro habe sich bei der lezten Vermählung des Kaisers von Brasilien mit der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg durch eine Subscription zur Ausstaffirung vier armer brasilianischer Mädchen ausgezeichnet, und dafür vom Kaiser ein Belobungsschreiben erhalten. Der Andere, Herr Reinier, lebe auf der Insel Java als königlicher Beamter, und sey von seinem König so hochgehalten, daß dieser neulich einen persönlichen Besuch bei seiner Gattin in Antwerpen abgestattet habe. — B. erzählt von dem Wunderbrunnen in Thayri, zwei Stunden von Genf, welchen er selbst gesehen und untersucht habe: derselbe liege in einem Weinberg und sey gegen 70' tief. Er ist der sicherste Witterungsverkündiger in der ganzen Gegend; steht Hagel oder großer Schnee bevor, so brause heftiger Wind aus dem Brunnen herauf, der ein Geräusch macht, wie ein schneller Bach, der kleine Kiesel rollt, je länger es braust, je länger dauert Hagel oder Schnee. Bläst es nur leise und kurze Zeit, so verkündigt dies Südwind, bläst er heftig ohne Geräusch, so folgt starker Wind. Soll es aber schönes Wetter werden, so braust die Luft nur im Brunnen selbst, kömmt aber nicht heraus.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage; Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. November 1830.

Wer sich von allem Beiwesen der Menschheit von Jugend auf reichlich umgeben findet, gewöhnt sich meist, diese Güter als das Erste und Größte zu betrachten.

Goethe's
Wilhelm Meister.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

„Aber, gnädigste Gräfin," sagte Graf Moriz, dessen Schüchternheit durch die Vertraulichkeit des Tanzes und die vollkommene Ungezwungenheit seiner schönen Wirthin, jezt der natürlichen Offenheit seines Charakters gänzlich gewichen war, „aber, gnädigste Gräfin, ist Ihnen denn die Derbheit dieses Freundes nicht unerträglich, können Sie denn solche Manieren um sich dulden?" — „Mein lieber Graf," erwiederte Agnes, mit einem Anflug von Ernst, „man muß so viele Schlechtigkeiten in glatter Maske dulden, daß ich mich gar leicht entschließe, in diesem Major Hilperstein, mit all seinen Lächerlichkeiten und Beschränktheiten, einen wahrhaft ehrlichen Menschen um mich zu sehen. Ueberdieß," fuhr sie in scherzhaftem Tone fort, „geniren uns seine Ungenirtheiten und seine angenommene Derbheit nur, wenn Fremde kommen; wenn wir unter uns sind, lachen wir über ihn, das ist einmal so ausgemacht, und er selbst weiß das auch recht gut; er sieht es vermuthlich als die stillschweigende Bedingung an, die ihm die Thüre unseres Hauses öffnet, und daran liegt ihm gar viel, denn er hat für Alles, was Rang und Geburt heißt, eine Vorliebe, die ihn allein in unsern Augen schon hochstellen muß, weil wir so oft außerdem nicht eben viel besitzen, das des Lobes werth wäre." Dabei lächelte sie in komischer Demuth und schaute, wo nicht mit Koquetterie, doch wohl mit einiger Selbstgefälligkeit, in einen ihr gegenüber hängenden Spiegel, indem sie mit ihren zierlichen Fingerchen die hellbraunen Locken aus der weißen Stirne strich.

Des Grafen Auge glitt, von ihr unbemerkt, mit einem leidenschaftlichen Blicke an ihrer schönen Gestalt herab; doch schnell gefaßt, führte er das Gespräch fort, mit den Worten: „Mit dieser schönen Ansicht der geselligen Verhältnisse müssen Sie recht allein stehen in dieser schalen, kernlosen Welt." — „Nicht so einsam, wie Sie vielleicht glauben; denn neben mir steht mein Mann, dessen Schülerin ich bin; und nicht so schal und kernlos erscheint uns Weltkindern eine Welt, von deren Annehmlichkeiten Sie wohl noch wenig gekostet haben. Es ist ein Reiz, ein Schimmer um diese angenommenen Formen verbreitet, von dem ich mich nicht trennen könnte; man weiß es, man muß auf der Oberfläche schwimmen, man darf die Tiefe der spiegelglatten Fluth, auf der man dahintreibt, nicht untersuchen. Aber im Sonnenschein der Höflichkeit und der nie gestörten Windstille der höhern Stände, sieht die schöne Wasserfläche, vom rechten Gesichtspunkt aus betrachtet, so blau und imposant aus, wie das Weltmeer — und dafür nehmen wir sie an. Verrückt man den Gesichtspunkt, durchschaut man das Wasser von oben herab, so erblickt man zwar den Grund und der ist Sand, Sand und nichts als Sand; allein gerade deßhalb erheben wir uns nicht von der Fläche, und so bleibt sie für uns der Ocean, auf dem unsere Wünsche ihr loses, gefahrvolles Spiel treiben, dessen Grenzen sie nicht überschrei-

ten. Die Weltereignisse werden nur als Schauspiele betrachtet, die wir gemächlich an uns herankommen lassen, wenn sie uns nur nicht aus unserer Ruhe aufschrecken. Mag auch der Einzelne, hier wie anderswo, seine Schmerzen und seine Freuden haben, er muß sie daheim lassen und in der Gesellschaft ein so alltägliches Gesicht machen, als er nur immer kann. Gewiß, lieber Graf, es lebt sich allerliebst in dieser Welt, und besonders in diesem Kreise." Diese Worte sprach sie mit einer Laune, aus der man unmöglich abnehmen konnte, ob es Spott sey, oder — „Ist das Ihr Ernst?" fragte Graf Moriz. „Mein voller Ernst," antwortete sie, mit einem Lächeln, welches beinahe unmöglich machte, der Versicherung zu trauen. „Sehen Sie sich einmal um, betrachten Sie diese Herrn alle, und dann erst die Damen! Haben Sie je so viel Schönheit gesehen?" — „Nie, nie!" rief er feurig aus, ihr voll in das Antlitz blickend. „Sehen Sie einmal unsern Major, mit welcher Grandezza er seine Dame führt; der Walzer ist eben zur Galoppe geworden, darin excellirt er. Was ihm an der Leichtigkeit unserer Elegants abgeht, ersezt er zehnfach durch die Majestät, mit welcher er — ein Thor ist, wie alle die andern. Aber Sie tanzen nicht Galoppe, also führen Sie mich zu meinem Platze zurück!" — „Könnte ich diesen Tanz nicht von Ihnen lernen?" bat Graf Moriz halb verlegen. „Nicht hier, lieber Graf, aber vielleicht einmal en petit comité." Es versteht sich von selbst, daß, was schöne Lippen sprachen, dem Grafen doppelt anziehend erschien; er war mit aller Entzündbarkeit eines jungen Mannes hingerissen von der wahrhaft liebenswürdigen Gräfin Agnes.

Graf Moriz von Sain war auf dem alten Schlosse seiner Väter in den Bergen des Harzes aufgewachsen. Sein Vater war Dichter und seiner Zeit als Gelehrter anerkannt, und die Reinheit der Seele, welche unverkennbar aus seinen Schriften sprach, zog ihm eben so viele Verehrer als Leser zu. Der junge Moriz war der Liebling dieses edlen Vaters, der Sohn seines Herzens; mit ihm pflegte er zu lesen, ihn führte er mit besonderer Vorliebe in das Reich der griechischen und der älteren deutschen Literatur ein — und während der Geist des Jünglings mit ungewöhnlicher Schärfe und Tiefe sich ausbildete, bewahrte sein Herz alle Wärme des einfachen Naturlebens. Ihm waren seines Vaters Dorf und Troja fast gleich bekannt, ihm konnte das Mädchen, das ihn auf seinen Wanderungen in den Bergen der Heimath mit einem frischen Trunk Milch labte, eben so wohl eine Hebe seyn, als ihm Hebe und die Götter Griechenlands vertraut waren, wie andern Knaben Knecht Ruprecht und Rübezahl. Der Olymp war für ihn zur Erde herabgestiegen und die Erde hatte sich dem Olymp genähert. Oft sagte ihm sein Vater: „Moriz, fühlst Du keinen Drang, den Gefühlen Deines Herzens Worte zu geben? In Deinem Alter hatte ich schon manches Lied gesungen, wie's mir später nicht besser gelang." — „Nein," antwortete dann Moriz, „ich kann nur fühlen, nicht aussprechen, und sein schönes Auge sprach für ihn, wenn er dem Vater bewundernd zuhörte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Leserinnen.

(Beschluß.)

Ich lebe des festen Glaubens, daß jedes weibliche Geschöpf, wenn nicht die Verhältnisse, in welchen dasselbe die erste Jugendzeit zubringt, sich sehr bestimmt und außerordentlich gestalten, erst durch festere Lebensverbindungen, als man sie im elterlichen Hause zu finden gewöhnt ist, zu seiner völligen Geistesentwicklung gebracht werden kann. Hat ein Mädchen, das auf den vorstehenden Grad der Bildung gelangte, das Glück in seinem Gatten oder — bleibt es unverehlicht — in seinen anderweitigen Umgebungen einen edlen Sinn und die Neigung zu geistiger Beschäftigung zu finden, so wird es unzweifelhaft, den Weg verfolgend, auf dem es geleitet wurde, seine moralische Kräfte und die Kenntnisse, die ihm oder andern nützlich werden können, immer schöner entfalten und zulezt ohne eigentliche Gelehrsamkeit den Punkt der Vollendung erreichen, der unserem Geschlechte hienieden als Ziel vorgesteckt ist, und an welchen sich, zweifeln wir nicht! unmittelbar eine verfeinerte Organisation und die Möglichkeit schließen wird, weiter und immer weiter zu schreiten auf dem herrlichen Pfade, den alle lebenden Geschöpfe mit mehr oder minder Schnelligkeit zurücklegen. Eine Frau, die nicht in den Schranken einer allzu beengenden Häuslichkeit leben muß, wo die Sorge jedes hinfließenden Tages den lebendigen Aufschwung des geistigen Fluges hemmt und jede Erholung dieser Art versagt bleibt, kann, wenn sie nur diejenigen Kenntnisse gesammelt hat, die ich vorhin erwähnte, wenn sie eine gesunde Beurtheilungsgabe und den Willen besizt, mit der Zeit allmählig fortzuschreiten, ihrem Gatten die liebenswürdigste Gesellschafterin, ihren Kindern die vorzüglichste Erzieherin werden und für sich selbst Genüsse und Freuden kosten, welche sie reichlich für alles entschädigen, was die Jahre nach und nach ihr rauben. Sie wird sich im Stande sehen, mit ihrem Gatten eine jede Unterredung zu führen, ohne daß er sich mit Unmuth überzeugen muß, seine Frau, die erste Freundin seines Herzens, habe nicht einmal einen Begriff von denjenigen Dingen, die seinen Kopf am meisten beschäftigen; die Gewandtheit des weiblichen Verstandes wird ihr über alle Lücken wegdelfen, die sich in ihrer Ausbildung finden und sie wird diese hinreichend besitzen, um nicht als ein unwissendes Weib da zu stehen und doch ihrem Gatten das Vergnügen zu lassen, ihr Urtheil, ihr Wissen und ihre geistige Fähigkeit zu leiten, zu bereichern und zu vervollkommnen. Setzen Sie nun den Fall eines solchen

Verhältnisses, des freundlichsten und beseligendsten, das sich denken läßt, und fragen Sie sich: was wird eine solche Frau lesen? Sie wird sich wahrscheinlich gerne mit den besseren Erzeugnissen der Belletristik unserer und der vergangenen Tage bekannt machen, wird, wenn ihr ein Buch zusagt, dasselbe mehr als einmal lesen, und bei jeder Wiederholung wird sie fühlen, daß nur so jeder Gedanke gefaßt und entwickelt, jede Idee in ihrem ganzen Werthe erkannt werden kann. Belastet mit den Arbeiten und Geschäften eines Haushalts und der Sorge für diejenigen, welche ihr angehören, wird sie vielleicht vorzüglich gern in den einzelnen Viertelstunden, die ihr einzig zu Gebote stehen, wenn sie ihre Pflichten treu erfüllen will, eine erheiternde Lektüre zur Hand nehmen, deren es in unserer Zeit so unzählige, und als Vermächtniß einer, in dieser Hinsicht wahrhaft reichen Vergangenheit, sehr schätzbare gibt; ihr zerstreuter Geist wird sich bei den leichtern Schriften eher sammeln, ihre erschöpften Kräfte werden sich in solchen kleinen Zwischenräumen wieder erholen und sie zu emsiger Arbeit tüchtiger machen; ja sie wird ihrem Gatten selbst, der wahrscheinlich zu solchen Lesereien keine Muße findet, mit einer lebhaften Erzählung davon eine angenehme Stunde verschaffen. Sie wird aber auch, wenn sich die Gelegenheit darbietet, ein ernsteres Buch zu lesen, sey es religiösen oder geschichtlichen Inhalts, enthalte es eine Reisebeschreibung, welche mit Hülfe der Karten ihre geographischen Kenntnisse auffrischen und erweitern kann, oder das Leben irgend eines berühmten Mannes, oder Gegenstände der höheren Moral, diese Gelegenheit ergreifen und mit Interesse und Fassungskraft in sich aufnehmen, was dazu dienen mag, alle ihre geistigen Kräfte zu steigern, und vor allem wird sie niemals darum, weil ein Werk aus dem vorigen Jahrhundert stammt, dasselbe mit der vorgefaßten Meinung bei Seite werfen: veraltete Ansichten und Meinungen wie eine veraltete Sprache taugen nicht mehr für unser aufgeklärtes Zeitalter. So wird allmählig ihr Verstand sich ausbilden, ihr Scharfsinn sich stärken, ihr Geschmack sich läutern und feststellen und sie wird in Küche und Kinderstube, so wie in die übrigen Beziehungen ihres Lebens, den reinen, einsichtsvollen und klugen Sinn übertragen, den sie selbst sich erworben hat.

Schreiten wir nun zu der dritten Klasse unserer Leserinnen, so finden wir freilich ein weniger günstiges Resultat, da wo Modelektüre, wo empfindsame und schwärmerische Romane, wo die mystischen Erscheinungen, die seit einigen Jahren wieder unsere Literatur verunstalten, ihren Sitz aufgeschlagen, den Geschmack verdorben und oft auch den Grund zu endlosem Jammer und ganz zerstörtem Lebensglück gelegt haben. Wo wir statt Walter Scotts Werken, statt den Schriften einer Lady Morgan, einer Johanna Schoppenhauer und so vieler englischer und deutscher Bücher, einiger neueren Schriftsteller geheimnißvolle Ahnungsgeschichten und eine Unzahl kleinerer gehalt- und geistesleerer Romane und Erzählungen finden, mit denen der Zeitgeist uns überschwemmt; wo jedes ernstere Buch, das nicht blos die Stunden vertreibt und den Geist auf ein armseliges, eckelhaftes Liebesgewäsche bannt, sondern bei dem man nachdenken und überlegen müßte, als langweilig und unbefriedigend bei Seite gelegt wird, da möchte ich nicht gerne weilen. Es hausen da Nervenkrämpfe und Vapeurs; statt kräftigen Handelns und Wirkens finden wir leere Empfindelei, und wo wir die ausübende Hausfrau und Mutter, die theilnehmende und nachsichtige Freundin, die edle Christin suchen, da zeigt sich ein unglückliches, mit sich selbst und der Welt zerfallenes, in all seinen Lieblingsphantasien enttäuschtes Geschöpf, das weder auf Erden noch im Himmel einen schicklichen Platz findet. Hier wie überall gelten freilich Ausnahmen, und ich habe schon manche Frau gekannt, deren Geschmack in früher Jugend, und zwar sehr oft durch strenges Verbot alles dessen, was Roman heißen konnte und was meistens heimliche und mithin unvorsichtige Befriedigung des Wunsches herbeiführte, der allen Töchtern Evens gemeinsam zu seyn scheint, mißleitet wurde, und die dennoch ihre weiblichen Pflichten mit Eifer und Ausdauer erfüllte, aber etwas Irres, etwas Unklares und Verkehrtes habe ich doch immer in solchen Wesen wahrgenommen.

Anziehender ist mir die vierte Klasse, die indessen nicht unter die Leserinnen gezählt werden darf, weil sie außer der Bibel und dem Kochbuche, den Psalmen und, wenn es hoch kommt, dem Wochenblatte nichts kennt und auch eine höhere Ausbildung gar nicht vermißt. Die vermehrten Ansprüche, welche die Zeit selbst an die niedern Stände macht, lassen eine gänzliche Unwissenheit, eine vollkommene Unkenntniß der Welt und der Menschen freilich als etwas Anstößiges erscheinen, und ich bin selbst von einem solchen Gefühl nicht frei. Allein es gibt in der Reihe dieser Frauen sehr viele, deren tüchtige Leistungen in ihrem eigenthümlichen Fache, deren Gutherzigkeit und Pflichttreue leicht mit demjenigen versöhnen, was ihnen an ästhetischer Bildung mangeln mag, und weit lieber will ich mich mit einer solchen praktischen Hauswirthin und Mutter unterhalten, als mit einem *verbildeten* oder *überbildeten* Wesen der dritten und ersten Klasse. Ich endige ein Gespräch dieser Art niemals, ohne etwas gelernt oder meine Begriffe über die Haushaltungskunst verbessert zu haben, und fühle noch überdies die Freude in mir, einer meiner braven Mitschwestern meine Achtung für ihre nützlichen Kenntnisse zeigen zu können, was für sie im Grunde eine Genugthuung seyn muß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Anfangs Oktobers.

Theater. Museum.

Treten auch in diesem bedenklichen Zeitmoment, wo, wie überall, so auch für unsere Stadt, so viel auf dem Spiele steht, die Anstalten für Kunst und Wissenschaft sammt ihren Leistungen mehr oder weniger in den Hintergrund, so hat doch in den lezten Tagen ein dreifaches Interesse jener Art die Gebildeten aufgeregt. Wir meinen das Gastspiel der Madame Schröder-Devrient und das des Hrn. Becker vom Dresdener Theater (als Tasso), so wie die Wiedereröffnung unsers Museums. Mad. Schröder-Devrient hat als Fidelio, Euryanthe, Maria (in Raoul dem Blaubart) und Vestalin großen Beifall und ein paar hundert Louisd'or geerndtet. Sie ist keine Bravoursängerin, und steht in sofern unter der Sontag und Heinefetter; aber sie ist eine sehr angenehme Erscheinung auf der Bühne, eine vollendete Actrice und eine Künstlerin, die ihre Mittel geltend zu machen versteht. Wir hätten sie gerne hier behalten, besonders weil Dlle. Haus nach Stuttgart abgegangen ist, um dort zu bleiben; aber die Theaterkasse reicht nicht hin zu so enormen Forderungen, wie jezt die fertigen Sängerinnen machen, so daß wir uns nach wie vor mit werdenden begnügen müssen. Mad. Schröder-Devrient ist von hier nach Mannheim gegangen und wird später Stuttgart und Wien besuchen. — Hr. Becker trat in zwei sehr divergenten Rollen auf: als Tasso und als Millerche in der Lokalposse „der Bürgerkapitän." Den Tasso gab er vermuthlich, um für uns Buße zu thun, denn unlängst hatte man sich an ein Goethisches Lustspiel („die Mitschuldigen") gewagt und dadurch, da unser Publikum in manchen Stücken noch unmündig ist, den Skandal verbreitet, daß unser große Landsmann ausgepfiffen wurde. Ein Auditorium, das den Tasso wohl aufzufassen im Stande wäre, würde mit universellem Geschmack auch die Aristophanische Laune zu genießen wissen. Darum glauben Manche wohl nicht mit Unrecht, ein so vollendetes Stück, wie der Tasso, verliere bei jeder Darstellung auf den Bühnen, wie sie jezt sind. Hr. Becker gefiel. Er hat uns bereits wieder verlassen.

Das Museum (im rothen Hause) hielt, nach sechsmonatlicher Unterbrechung, am 1. Oktober seine erste öffentliche Sitzung des Winterkursus 1830 — 31. Diese Anstalt gedeiht und enthält Elemente, die, bei einiger Pflege, noch höhern Flor versprechen. Sie ist schon darum der Theilnahme aller Kunstfreunde werth, weil sie in Frankfurt allein dahin wirkt, daß große Musikwerke, wie die Beethovenschen Symphonien, zur Aufführung kommen. Der Abend des ersten Oktobers war eine würdige Inauguration. Die Ouvertüre zur Oper „Bibiena" von Piris, der gerade hier war, zwei Arien aus Don Juan und Bibiena, von Madame Schröder-Devrient gesungen, ein Klavierkonzert, von dem talentvollen Frl. Wendelstädt gespielt, und, als Krone des Ganzen, die herrliche Beethovensche Symphonie aus C Minor — dies war die musikalische Partie. — An Vorlesungen war zu hören: 1. Ein Eröffnungsgedicht von H. Haug, Lehrer an der Musterschule. 2. Eine kritische Abhandlung über englische und deutsche Universitäten aus dem North-American Review, zusammengestellt von Hrn. Konsistorialrath Kirchner. Das Urtheil des Nordamerikaners fällt ganz zu Gunsten unserer vaterländischen Hochschulen aus, besonders bei dem Vergleich, den derselbe zwischen dem lebendigen Fortschreiten auf diesen und dem stationären Wissen auf den englischen Universitäten anstellt. 3. Eine anthropologische Skizze: „Der Genius der Menschheit," von Hrn. Dr. A. Clemens. Der Verfasser verbreitet sich über das Fortschreiten der Menschheit zu einer immer höhern Vollkommenheit; er bezeichnet die dem Menschen zugetheilte Gabe, sich zu verbessern, als wahre Gottesgabe, als den ächten Genius des menschlichen Geschlechts. „Wohl denen, sagt er, die die geistige Würde des Menschen zu ehren wissen, wehe denen, die sie verkennen, oder wohl gar mißbrauchen wollen! Nur die Weisheit darf die Lösung dieses großen Problems versuchen; jene Würde aber darf Niemand verkennen, ohne die Gottheit selbst zu lästern, die dem Menschen die Vollmacht gab, die Welt zu beherrschen und sich zu unterwerfen." — Der Saal des Museums war am ersten Sitzungsabend so gedrängt voll, daß viele Mitglieder vergebens nach einem Plätzchen seufzten und den Wunsch laut werden ließen, doch in Zukunft besser bedacht zu werden. Man vernimmt auch, daß die Vorsteher darauf denken, das Ausgeben der Gastkarten an Einheimische, die Mitglieder werden können, zu beschränken.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Oktober.

(Fortsezung.)

Société familière.

Der Canonikus Barras vom großen St. Bernard, der seine Kollekte für das Hospiz in Genf beendigt hat, dankt (in einer Hauptsitzung der Société familière) für alle Freundschaft und Unterstützung, welche er daselbst gefunden; er bemerkt dabei, daß seine Sammlung lediglich für das Hospiz auf dem großen St. Bernard bestimmt sey, wiewohl sein Orden auch ein Hospiz auf dem Simplon versorge. Dasselbe besize aber Vermögen genug und brauche nicht zu sammeln; übrigens sammle das St. Bernardhospiz nur in der Schweiz und sonst nirgends; es sey lediglich Betrug, wenn, wie es zu *Zeiten* geschehe, in Deutschland Leute aufträten und für dies Hospiz zu sammeln vorgäben. — Der Prof. de Candolle zeigt eine interessante Sendung vor, welche er von dem französischen Konsul Drovetti in Alexandrien bekommen, nämlich eine Handvoll Korn, das im Sarg einer Mumie zu Theben gefunden worden ist, die zwischen 2500 bis 3000 Jahr alt seyn dürfte. Dies Korn beantwortet eine lang unentschiedene Frage der Pflanzenphysiologie, nämlich: ob die Arten der Vegetabilien immer dieselben seyen, oder ob sie nur zufällig durch gewisse Umstände erzeugt und hervorgebracht würden? Das Auge kann mit der größten Aufmerksamkeit keine andere Verschiedenheit zwischen unserm heutigen und diesem egyptischen Korn entdecken, als die Farbe und die Kleinheit der Körner. Erstere kommt aber lediglich von der Zeit und lezterer von der Austrocknung. Das triticum durum vor 3000 Jahren war augenscheinlich dasselbe, wie das unsrige. — M. macht auf die Lächerlichkeit unserer Titel und persönlichen Bezeichnungen aufmerksam; die Zeit, wo man im Waadtland, Bern und Freiburg die Frauen nach den Aemtern ihrer Männer Madame la Banneretle, la Sergente, la Major, la Justicière, la Baillive, la Greffière, la Doctouse u. s. w. nannte, sey nun zwar nicht mehr, wohl aber noch die Unart, im gesellschaftlichen Zusammenseyn von M. le Juge, M. le Président, M. le Conseiller und M. le Capitaine zu reden. Am lächerlichsten aber sey wohl das ehemalige Epithetum der Mitglieder des Conseil représentatif: Magnifiques et très-honorés seigneurs, das an eine Aeußerung Voltaire's in Ferney erinnerte: Je chasse souvent les magnifiques seigneurs de Genève, qui viennent me voler mes pommes.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 264.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. November 1830.

— Ihr Kuß war Götterbrod,
Glühend wie der Wein.
Ach! ich liebte fast mich todt!
Rings mit Sonnenschein
War sie emaillirt.

Goethe.

Aus Grabbe's Aschenbrödel.

Zweiter Akt.

Zweite Scene.

(Frühlingsflur, umkränzt von Wäldern und Hügeln.)
(Die Feen erscheinen.)

Die Feen.

Wir wiegen uns auf Rosenduft,
Und Wollust zittert durch die Luft.

Erste Fee.

Hört! die Schneeglöckchen klingen!

Zweite Fee.

Und wie die Quellen singen!

Alle Feen.

Sie läuten, sie singen
Den Frühling herein!
Er naht, er naht, aus fremder Zone,
Und sein Gewand ist Sonnenschein!

Erste Fee.

Die Sonne ist des Frühlings Krone.

Zweite Fee.

Sein Teppich die bethaute Flur.

Erste Fee.

Die Blumen seines Fußes Spur.

Zweite Fee.

Vor ihm schmilzt Winters-Eis zusammen!

Erste Fee.

Ihm brennt der Wald in grünen Flammen!

Zweite Fee.

Die Seen öffnen ihm die Augen!

Erste Fee.

Und Bien' und Mücke saugen
Mit ihren Blicken seinen Gruß!

Zweite Fee.

Er grüßt die Welt mit Wonnekuß!

Erste Fee.

Fühlst du den Wiederhall?
Was singt die Nachtigall?

Zweite Fee.

Versteh'st du's nicht?
Ihr Schlag ist klar ja, wie das Licht:
„Durch's laub'ge Dunkel
Bricht Gluthgefunkel,
Entzündet mir die Brust. —
Hoch flammt mir auf die Stimme
Und preist der Liebe Schmerz und Lust!"

Erste Fee.

Was will der Duft der Rose?

Zweite Fee.

Er ist der Rose Stimme
Und voll Gekose
Ruft sie dem Sonnengotte zu:
„Ich schlief im grünen Kleide,
Verloren ist die Ruh',
Denn mich erwecktest du!

O Sonn' und Liebesfreude,
Euch anbetend,
Schwillt mir der Busen schamerröthend!"

Der Gnom (steigt aus der Erde).

Ich merkte hier Spektakel —
(Er erblickte die Feen.)
Mirakel! o Mirakel!
Die sind nicht häßlich,
Doch ich bin auch nicht allzu gräßlich!
Ich weiß mich zu geriren,
Und werde reussiren!
Die da! sie kommt mir, wie geladen,
Sie tanzet auf dem Wind
Und thut sich keinen Schaden!
O wär' ich auch so leicht und so geschwind!

Die Feen.

Schützet den Lenz
Mit segnender Huld!
Wie in dem Auge
Trunkener Liebe
Abendstern schimmert
Feuriger, schöner
Als an dem Himmel,
Schimmere die Welt!
Laubkranz im Haare,
Füllhorn im Arme,
Sollen die Horen,
Die lächelnden Jungfraun,
Fliegenden Tanzes
Grüßen den Menschen!
Dunkeler Blick nicht
Schaue nach oben!
Goldene Morgen,
Gold'ne Abende,
Diamantener Tagsglanz
Soll ihn verklären!
Wolken hinweg!
Nur einzelne Schäfchen
Mögen den Aether
Furchtlos durchziehen,
Daß sie sich verirren,
So weit er auch ist,
Denn Jedermann sieht sie
Wandeln im Licht!

Der Gnom.

Ich muß gesteh'n,
Daß mich die Feen entzücken,
Und alle sind sie ziemlich schön.
Doch noch weiß ich nicht recht,
Welch' ich von ihnen möcht' beglücken —
Die da scheint mir zu schlecht!

Die Feen.

Seht! seht! ein Gnom!

Der Gnom.

Na, was heißt das? Oekonom
Und Gnom ist eins!
Der eine quält und kriecht im Grund der Erde,
Der andre pflügt darauf mit viel Beschwerde!

Die Feen.

Wie plump und graus,
Das Haar beschmuzt und kraus. —

Der Gnom.

Sieht's nicht recht lieblich aus?

Die Feen.

Hat er ein Auge, hat er keins?

Der Gnom.

Gottlob, sie närren mich,
Und was sich närrt, das liebt sich!
— Doch was ist das? Fast lauf'
Ich weg — Was für ein Zittern!

Die Feen.

Die Himmelskuppe springet auf
Und unsre Kön'gin naht von ihrem Sitz
In donnerjubelnden Gewittern!
(Die Königin der Feen erscheint.)

Der Gnom.

Alle Blitz,
Kein Meteor flammt heller,
Stürmt mächtiger und schneller
Von Pol zu Pol als die!
Die ist die Schönste unter allen!
Und wie sie auch zu Fuß ihr fallen!
Die Sonne selbst wird bleich und roth
Von ihrer Wange, ihres Kleides Glanz —
Ich weiß nicht, wie
Mir wird — Ich spüre Liebesnoth!
Endlich fühl' ich am Schmerz,
Ich habe auch ein Herz!

Erste Fee.

Der Königin zuckt die zarte Lippe!

Zweite Fee.

Sie ist erregt!

Der Gnom.

O wenn ich erst von deren Munde nippe!
(Die Fortsetzung folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Unterdeß quälte den alten Sain der Gedanke, ob der Sohn, den er in der Welt der Ideale erzogen hatte, auch in der so ganz andern Welt der Wirklichkeit glücklich

seyn würde, und er theilte seine Sorgen dem Lieblinge mit. Moritz entgegnete darauf: „gewiß werde ich's seyn, wenn Du mich nicht in die zwangvollen Formen des gesellschaftlichen Lebens zwingen willst; laß mich nie die Vorurtheile und den Egoismus der Menschen, wovon Du mir so viel erzählt hast, mit eigenen Augen sehen; laß mich ohne Amt; bringe mich nicht in Lagen, wo ich die Menschen ihres Standes oder Titels wegen achten oder verachten muß. Du hast mir ja gesagt, Du könnest und wollest mir ein unabhängiges Vermögen sichern, sträube Dich nicht dagegen, daß ich es hier, wo mich die Vorsehung geboren werden ließ, ruhig verwalte, daß ich mit meinen Bauern als Bruder lebend, nur in Geistesbildung höher stehend als sie, die Idylle meines Erdenlebens beschließe, wo ich sie begann.“ Aber der Vater war anderer Meinung: „Du mußt die Welt,“ sagte er, „in ihren äußern Erscheinungen kennen lernen, um ihre innere Bedeutung zu fassen; Dein Geist ist zu groß, zu ausgebildet für Dein Dorf. Die Frau, deren Wesen Deine Seele wie Dein Herz erfüllen soll, wirst Du unter den pausbackigen Fräuleins unserer Nachbarschaft nicht finden, und noch weniger, glaube mir, unter den Töchtern meiner Bauern.“ — „Und doch,“ erwiederte der Jüngling, „ist es gerade das, was mir als Glück vorschwebt; eine Seele zu mir heran zu bilden, die, wenn ich so sagen darf, als mein Geschöpf mich lieben wird, die ich als solches doppelt lieben werde.“

Aber gegen solche Phantasien sträubte sich des Vaters, wenn auch schwärmerischer, doch nicht ganz vorurtheilsfreier Geist; nur wagte er es nicht, dieß offen gegen den Sohn auszusprechen, weil er fürchtete, dadurch in seiner Achtung zu sinken; er begnügte sich daher mit dem Ausspruch: das solle ihm frei stehen, wenn er die Welt erst gesehen habe. Ein Jugendfreund des Grafen war Gesandter in der oben erwähnten Hauptstadt geworden; es kostete diesen ein Wort, und Moriz war bei der Gesandtschaft angestellt. Mit schwerem Herzen willigte der Jüngling endlich ein, und im Spätherbst verließ er die theure Heimath, mit ihren durch tausend Erinnerungen geheiligten Felsen und Eichen. Unbeschreiblich kahl und leer kam es ihm vor in der großen Stadt; sein heißes Herz verlangte Liebe und fand keine. Da sah er am 19ten November die schöne, anmuthige Agnes, das erste vollendete Frauenzimmer, welches ihm je erschienen war, und sein Herz ward ein leichter Raub für so viel Liebreiz.

Den Eindruck nicht ahnend, den sie gemacht hatte, sah Gräfin Agnes, von körperlicher Ermüdung überwältigt, dem Ende des Balles sehnsüchtig entgegen. Endlich hüllte eine Mutter nach der andern ihre erhitzte, athemlose Tochter in Shawls und Pelze ein; die jungen Herrn benuzten die lezten Augenblicke auf der Treppe, um zu den langen Huldigungen des Abends noch ein schmeichelndes Wörtchen hinzuzufügen, und manches Mädchen zögerte, den Fuß auf den Wagentritt zu setzen, damit ihr Held Zeit gewinne, heranzukommen und ihr beim Einsteigen behülflich zu seyn. So eilte Alles, entzückt und befriedigt, wenn auch ermüdet, der Ruhe zu, und Agnes hatte nur eben Zeit genug, die Nichtigkeit der Freuden einzusehen, die sie den ganzen Abend so lebhaft erregt und beschäftigt hatten, ehe der Schlummer ihre Augen schloß.

Hoch am Mittag weckte sie ein sanfter Kuß auf die Stirne, und ihr Mann stand freundlich vor ihr. „Ich muß Dich wecken, meine Agnes,“ sagte er, „in einer Stunde fängt Hummels Konzert an, und das möchtest Du doch gewiß nicht versäumen.“ — „Gewiß nicht,“ antwortete sie; „ich bin schon bei dem Gedanken daran ganz außer mir —“ (ein leises Gähnen ließ sie nicht vollenden). Graf Borck lächelte über diesen Ausdruck des Enthusiasmus und überließ sie den Händen ihrer Kammerjungfer, die, noch ehe die Stunde verflossen war, den geschmackvollsten Morgenanzug um die leicht zu schmückende Gestalt ihrer Gebieterin geordnet hatte. Der Wagen fuhr vor und Agnes eilte ins Konzert. Sie liebte die Musik wahrhaft, und horchte dem ersten Meister unserer Zeit mit tiefgefühlter Bewunderung; als aber Madame Vorgondio mit ihrem tiefen Conteralte: „ombra adorata aspetta“ sang, füllten sich die Augen vieler Zuhörer mit Thränen, und auch Agnes zahlte ihren Tribut der Rührung. Es heißt: wenn man Jemanden lange mit dem Auge fixirt, so werde dieser endlich gezwungen, nach der Richtung, in welcher man sich befindet, hinzusehen. War es nun diese Art von Zauber oder ein Ungefähr — genug, Agnes wandte plötzlich und gleichsam unwillkührlich ihr Gesicht und begegnete einem Auge voll Schwärmerei, das fest auf sie gerichtet war. Sie erröthete vor der unverhehlten Bewunderung, die ihr Graf Moritz von Sain in dieser stummen Sprache zollte, und konnte einige Minuten lang ein beinahe ängstliches Gefühl nicht bemeistern. Das Ende des Konzerts gab ihren Gedanken jedoch eine andere Richtung, und die stattliche Figur des Majors von Hilperstein, der dicht neben Hummel stand und diesmal als Musikkenner mit einer unbezahlbaren Protektionsmiene zu dem Künstler sprach, weckte ihre ganze Fröhlichkeit. Sobald Hilperstein die Möglichkeit gewahrte, durch Hinwegräumung einiger leer gewordenen Stühle bis zur Gräfin zu gelangen, verließ er schnell den Künstler, um ihr zum Geleit bis an den Wagen seinen Arm anzubieten. Im Einsteigen fragte sie ihn: „Sind Sie ganz entzückt?“ — „Ganz,“ erwiederte er mit aller Begeisterung, zu der die unbequeme Rolle des Kunstliebhabers ihn diesmal verpflichtete, „ganz, und um so mehr, da ich mit Hummel vertraut bin, wie Wenige.“ — „Davon müssen Sie uns beim Thee mehr erzählen!“ rief sie ihm noch zu, als eben der Wagen wegrollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Anfangs Oktober.

(Beschluß.)

Vorlesungen über die franz. Literatur.

Hr. Peschier aus Genf, dessen in unserm lezten Berichte beifällig erwähnt wurde, hat nunmehr seinen Cours de littérature française geschlossen. Bis zur lezten Sitzung bin bewährte dieser junge Gelehrte nicht weniger seine umfassenden Kenntnisse, wie seinen Beruf als Kritiker. Veranlaßt, sich in dieser Sitzung über das oratorische Talent Massillons, eines der ausgezeichnetsten Kanzelredner der lezten Decennien des 17ten Jahrhunderts, zu verbreiten, bemühte sich Hr. P., seinen Zuhörern zu zeigen, wie groß der Einfluß gewesen, den die politischen Ereignisse auf den eigenthümlichen Charakter seines Talents geäußert und in wie fern der Vorwurf gegründet sey, den der Kardinal Maury gegen ihn erhob, als habe derselbe die evangelische Beredtsamkeit dadurch entnervt, daß er an die Stelle des Dogma die Sittenlehre gesezt, und daß seine Denkweise zu frei, zu kühn gewesen, vornämlich aber sich zu sehr den philosophischen Meinungen genähert habe, die über das 18te Jahrhundert zu herrschen im Begriffe stan den. „Mit dem Tage, sagt Hr. P. am Schlusse, wo ein Höfling (Dangeau), der 50 Jahre lang ein genaues Register über die kleinsten Vorfälle des Privatlebens des Monarchen geführt hatte, ganz kalt in sein Tagebuch schrieb: Heute, um 8 Uhr Morgens, ist der König gestorben; mit dem Tage, wo diese Regierung also schloß, sah man plözlich einen neuen Geist entstehen und sich entwickeln. Von der Höhe jener religiösen Institutionen, jenes heuchlerischen Gepränges, das Europa verblendet hatte, fiel man in die Schwächen und Thorheiten der Regentschaft; in der Verderbniß dieses Hofes muß man die erste Ursache der Zügellosigkeit des 18ten Jahrhunderts suchen. Der größte Windbeutel von Verbrechen (le plus grand fanfaron de crimes), wie ihn Ludwig XV. nannte, ersezt auf dem Throne den, welchem Schmeichelei den Beinamen des redlichsten Mannes im Königreiche (le plus honnête homme du royaume) zugetheilt hatte. Die ernste Würde und die Unterwürfigkeit, welche die Gemüther vor dem königlichen Ansehen niederbeugten, verschwanden an dem Tage selber, wo sich der Regent nach dem Parlamente begab — das noch Tages zuvor ein Wort Ludwigs XIV. zum Stillschweigen brachte — um daselbst das Testament kassiren zu lassen, worin, nach der Absicht des Monarchen, sein absoluter Wille ihn selbst überleben und das mit dem königlichen Purpur die Früchte eines doppelten Ehebruchs bedecken sollte. Und wie seltsam! welch eine sonderbare Anomalie! Dieser nämliche Herzog von Orleans, bei welchem man die entarteten Reste eines großen Fürsten wiederfand, dieser entsittlichte Heinrich IV. stand mit den ausgezeichnetsten Männern der lezten Zeit des großen Jahrhunderts in Verbindung. Der zucht- und sittenlose Zögling Dubois hatte in den vertraulichsten Verhältnissen mit dem tugendhaften Erzbischofe von Cambray gelebt; der frömmste Mann Frankreichs liebte also den Regenten. So auch der redlichste Mann, der unbescholtenste Richter, der Kanzler d'Aguesseau. Endlich waren der heftigste Satiriker seines Jahrhunderts, Saint-Simon, und Fontenelle, der geistreichste Mann seiner Zeit, den man durch Enthusiasmus nicht täuschen konnte, denn er selber hatte keinen, die vertrauten Bewahrer der Gedanken des Herzogs von Orleans. ... Allein dieses Achtung gebietenden Gefolges erlauchter Namen ungeachtet, vermochte der Regent die Verachtung nicht abzuwälzen, die seit hundert Jahren auf seinem Namen lastet. — Mit jenen Männern zugleich lebte ein Diener des Himmels, dessen Name die Geschichte befudelt und der Einbildungskraft alles das vorführt, was Verachtung der Religion und Moral Ungeheuerstes hat, ein von seinen Zeitgenossen so vollkommen verachteter Mensch, daß er von der Zukunft nichts zu erwarten hatte, und der nach dem Beifalle der Geistreichen strebte, um so dem Anathem aller redlich Gesinnten das Gleichgewicht zu halten. Es war dies, weil man ihn nennen muß, der schändliche Dubois; und dieser Mensch bedeckte sein Haupt mit der Bischofsmüze des tugendhaften Fenelon und erhielt vom Pabst selber den Kardinalshut, wohin so lange sein Ehrgeiz gerichtet gewesen. Und Massillon selbst war es, wir sagen es mit Schmerz, der diesem entwürdigten Wesen, das sich des Abscheus rühmte, den es einflößte, ein Zeugniß der Unschuld und Befähigung ausstellte; auf seine Erklärung hat man der Ernennung oder vielmehr der Entheiligung des bischöflichen Stuhls die Weihe ertheilt. — O Schande! und man wundert sich nach diesen Vorgängen noch, daß Frankreich im 18ten Jahrhundert, bei seinen scheußlichen Saturnalien, vor den Augen des erstaunten Europas das Aergerniß der gräßlichsten Ausschweifungen zur Schau gelegt, und daß ein von Haß und Wuth trunkenes Volk, nachdem es von der Tribüne herab die ganze Nation decimirt, den Kopf des tugendhaftesten der Könige unter dem Henkerbeile hat fallen machen!" — Hr. Peschier wird, wie wir vernehmen, noch längere Zeit in unserer Mitte verweilen. Wir dürfen uns daher von ihm noch andere wissenschaftliche Leistungen, ähnlicher Art mit den frühern, auch im Laufe dieses Winters versprechen.

Genf, Oktober.

(Fortsezung.)

Société familière.

Das dünkelhafte magnifique (fährt M. in einer Hauptsizung der Société familière fort) sey nun zwar in der Genfer Revolution untergegangen, noch immer aber hießen sie très-honorés seigneurs, was doch für eine Republik zu viel sey; unser repräsentativer Rath von zweihundert Köpfen bestehe größtentheils aus Kaufleuten, Handwerkern und Fabrikeigenthümern; er könne nun so wenig einsehen, wie zweihundert solcher Leute einen très honoré seigneur, als wie zweihundert très honorés seigneurs einen tüchtigen Kauf- oder Industriemann machen könnten u. s. w. — F. berichtet, daß der junge talentvolle Bildhauer David in Paris an der Marmorbüste unseres verstorbenen Dumont arbeite, und daß er schon jezt über deren Aehnlichkeit überrascht gewesen sey. — M. spricht von einer neuen Art Kartoffeln, genannt Arracacha esculenta, die im mittlern und südlichen Amerika von so großem Nuzen ist, wie die Erdäpfel; zum Versuch ihres Anbaus sey solche in unserm botanischen Garten gepflanzt, besser aber werde sie wahrscheinlich in südlicheren Gegenden im Freien fortkommen, deshalb habe man dergleichen zum Versuch an die botanischen Gärten von Montpellier, Toulon, Turin und Florenz geschickt. — H. bemerkt, daß sich aus einer ganz neuerdings in Frankreich gemachten Berechnung ergebe, daß die Volkserziehung in den aufgeklärtesten Departements lange nicht so weit gediehen sey, als bei uns in Genf; denn in dem Dep. de la Seine verständen von 100 jungen Leuten 18 weder das Lesen noch das Schreiben, im Dep. du Doubs, wo der Volksunterricht am weitesten gediehen, sey dies Verhältniß 17 von 100, in Genf aber nur 2 von 100. — F. erzählt als seltene Merkwürdigkeit, daß neulich bei Gex am Fuß des Jura sey ein Hirsch geschossen worden, dergleichen könnten sich die ältesten Leute nicht erinnern.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 265.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. November 1830.

Verdienst macht Alles werth und Liebe macht es gleich.

Haller.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Major Hilperstein, der nie eine noch so flüchtige Einladung unbeachtet ließ, stellte sich zur Theestunde richtig ein. Wahrscheinlich hatte er aber zuvor noch ein Paar andere Einladungen auf den Abend zu erhalten gesucht, denn es gehörte zu den Seligkeiten seines Erdenlebens, sagen zu können: „es ist mir leider für heute unmöglich zu kommen, denn ich bin bei der Gräfin B. oder C. schon versagt.“ Er fand die Gräfin im Gespräch mit ein Paar Vertrauten des Hauses, zu denen ein bekannter Gelehrter mit silbergrauen Haaren gehörte, der früher Hofmeister des Grafen Borck, jezt Professor an der Universität war. Die ehrerbietige Auszeichnung, mit welcher die Gräfin diesen alten Herrn stets behandelte, machte sie in seiner Gesellschaft doppelt liebenswürdig und sicherte ihm in ihrem Hause eine gleiche Begegnung von allen Gästen, selbst von den anmaßendsten jungen Leuten. Auch Hilperstein, den — zur Ehre sey's ihm nachgesagt — graue Haare ohnedieß nicht zum Muthwillen reizten, fühlte in dieses Mannes Gegenwart seine Unterhaltungsgabe, mehr als es ihm angenehm seyn mochte, gelähmt. Aber heute war Hummel stärker als Professor Baldy. Mit dem vollen Gefühle seiner Wichtigkeit trat daher der Major in das Kabinet, denn er wußte, daß ihm ein reichhaltiger Unterhaltungsstoff zu Gebote stand. —

„Nun, lieber Hilperstein,“ rief ihm die Gräfin fröhlich entgegen, „heute Hummel, und nichts als Hummel! Wie sind Sie mit ihm bekannt geworden?“ — „In meiner frühesten Jugend schon, in Berlin,“ erwiederte Hilperstein. „So? war er in Berlin mit Ihnen zusammen, nun da war er gewiß, wie bei uns, der Held des ganzen Publikums.“ — „O ja, das war er in gewisser Hinsicht auch.“ — „In gewisser Hinsicht! — in welcher denn nicht?“ — „Wenn ich es, ohne das Zartgefühl zu verletzen (diese Rücksicht machte des Majors größten Stolz aus), vor Damen auszusprechen wagen darf, seine Ausschweifungen, vor allem sein Trinken, machten doch Viele etwas stutzig; er war zwar in manchen Gesellschaften gern gesehen, aber in andern auch nicht. Indessen, meine gnädige Gräfin, bedecken Sie diese Jugendverirrungen mit dem Mantel christlicher Liebe, denn nach der Bekanntschaft, die ich' gestern und heute Vormittag mit ihm erneuert habe, wollte ich schwören, daß er lange kein Glas Wein an seine Lippen gebracht, außer etwa, was ihm von edler Frauen Hand gereicht ward.“

Hier ward dem eintretenden Grafen von Sain ein leichtes Kompliment gemacht und das Gespräch alsbald fortgesezt.

„Nein,“ nahm die Gräfin das Wort, „das mag ich nicht auf Hummel sitzen lassen, und wenn Sie ihn jezt auch zehn Mal als bekehrten Sünder darstellen. Ich habe in meinem Leben nichts gegen den guten Ruf unseres herrlichen Künstlers gehört, und Sie, bester Major, sind doch sonst nicht der Mann, der seinen Nächsten verläumdet. Sagen Sie einmal ganz aufrichtig, haben Sie Hummel

wirklich in Berlin gekannt? Wir wollen es auch in ewiges Stillschweigen begraben, wenn Sie sich dießmal einer kleinen, kleinen Unwahrheit schuldig bekennen.“

Hilperstein sah sich unrettbar in die Enge getrieben, doch erwiederte er in imposanter Stellung und mit beleidigtem Tone: „Ich habe wenigstens das bessere Theil des Künstlers genau kennen gelernt; die Kinder seines Geistes haben meine Jugend gebildet und entzückt, und das wollte ich auch nur andeuten, wenn ich von meiner Vertrautheit mit ihm sprach, denn,“ — „Was kennen Sie denn von seinen Kompositionen?“ unterbrach ihn die Gräfin, die nun auf die gänzliche Niederlage ihres Opfers erpicht war. — „Außer seinen vortrefflichen Sonaten,“ erwiederte Hilperstein im Ton gekränkter Würde, „Seht in des Mädchens Schooße;“ — „Bei Dir wo man sich selbst vergißt;“ — „Man buchstabirt;“ — „O Gott,“ rief Agnes, laut auflachend, „er spricht die ganze Zeit von Himmel!“ Und die ganze Gesellschaft stimmte in das fröhliche Gelächter ein. Hilperstein strich etwas verlegen seinen Schnurrbart und brummte in die hohle Hand hinein: „Nun wahrhaftig, ein i und ein u sind doch auch leicht zu verwechseln.“ — „Aber,“ nahm Professor Baldy das Wort, „zwischen Himmel und Hummel ist mehr Unterschied, als ein i und ein u, mein lieber Herr Major. Ohne der wahrhaft lieblichen Muse des alten Himmel unrecht thun zu wollen, so ist doch ein so großer Abstand zwischen dem natürlichen Talent dieses Künstlers und dem, durch tiefes Studium vollendeten, Genie unseres Hummel, daß sie als Musiker recht schwer zu verwechseln sind, und wer die Lebensverhältnisse beider Männer kennt, dem werden sie als Menschen kaum weniger verschieden erscheinen. Ich habe Hummel von seiner Kindheit an gekannt und stets Gelegenheit gehabt, mich von den Umständen unterrichtet zu erhalten, die ihn durchs Leben begleiteten. Oft hat es mich mit Bewunderung erfüllt, wie der zarte Knabe sich anstrengte und abmühte, um das schöne Ziel zu erreichen, die Seinen durch seine Kunst unterstützen zu können. Dieß war ihm damals nur das schöne Mittel zum schönern Zweck. Es gelang ihm bald, wie nur wenigen Auserwählten und mit dem höhern, begeisternden Kunstgenusse selbst, folgten dem eisernen Fleiße, mit welchem das Himmelsgeschenk gepflegt wurde, bald auch die Annehmlichkeiten des Lebens, als erfreuliche Zugaben.“ Diese Worte des ehrwürdigen Herrn lenkten die Aufmerksamkeit der Anwesenden von dem durch Hummel und Himmel verstummten und verstimmten Hilperstein ab und gaben Gelegenheit zu manchem belehrenden Wort über die Kunst im Allgemeinen. Endlich vereinten sich alle in der dringenden Bitte an die Gräfin, zu singen.

Sie setzte sich, ohne Ziererei, ans Klavier und sang mit schöner Stimme und wahrem Ausdruck folgendes Lied von Graf Platen:

Laß tief in Dir mich lesen.
Verhehl' auch dieß mir nicht,
Was für ein Zauberwesen
Aus Deiner Stimme spricht.

So viele Worte dringen
In's Ohr uns ohne Plan,
Und während sie verklingen
Ist Alles abgethan.

Doch dringt auch nur von ferne
Dein Ton zu mir sich her,
Beherrsch' ich ihn so gerne,
Vergeß' ich ihn so schwer.

Ich bebe dann, entglimme
Von allzurascher Gluth; —
Mein Herz und Deine Stimme
Versteh'n sich gar zu gut.

Die einfache Musik war den Worten so angepaßt, daß sie dem zärtlichen Inhalte ganz eigen anzugehören und nur eine erhöhte Deklamation zu seyn schien. Graf Moriz horchte den Tönen mit stummer Bewegung und entfernte sich leise vom Klavier, um sich nicht gezwungen zu sehen, seine Beifallsäußerungen mit denen der andern Zuhörer zu vermengen. Beim Schluß des Liedes trat Frau von Fay mit ihrer schönen Tochter herein, um sich für die Einladung zum Balle zu bedanken. Die Gräfin eilte ihr zuvorkommend entgegen und sagte zu Fräulein Fay: „Sie kommen uns eben recht, in doppelter Hinsicht; *Hummel* hat heute die Geister der Musik gewaltig aufgeregt und Alles lechzt nach Tönen. Singen Sie ein Duettchen mit mir.“ Fräulein Fay ließ sich nicht lange bitten, und bald fand sich eins der niedlichen Notturnos von Blangini, in welchem der Sopran des Fräuleins, mit dem Mezzo Sopran der Gräfin wie in eins verschmolzen, bald in leisem Gemurmel, bald in schwellender Anströmung, einen wirklich seltenen Genuß gewährte. Graf Moriz war während des Singens wieder näher und näher getreten, und am Schluß des Duetts wußte er dem Fräulein mit wahrer Beredtsamkeit seine Freude auszudrücken, er lobte, wie schön und rein sie intonire, wie sie die Töne so mühelos aushauche, wie der Blumenkelch seinen Duft, wie sie die Worte so gut und deutlich ausspreche u. s. w. Der Gräfin, die indessen von den andern Herrn und ein Paar hinzugekommenen Damen mit Lobsprüchen überhäuft ward, sagte er kein Wort; jedoch am Ende seiner Rede wandte sich sein Blick zu ihr und er seufzte tief auf. — War es nun, daß diese Nichtbeachtung sie etwas verdroß, oder war ihr dieselbe gänzlich entgangen, kurz, sobald sie sich von der übrigen Gesellschaft losmachen konnte, näherte sie sich dem Grafen Moriz, der noch in lebhaftem Gespräch mit Fräulein Fay war, und sagte zu ihm: „Ich wette, Sie singen auch.“ — „Ja,“ entgegnete er ruhig. „Was? was?“ fragte sie schnell, „Baß oder Tenor? Wir sind auf der Jagd nach Männerstimmen, geschwind geben Sie uns eine Probe.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Grabbe's Aschenbrödel.

(Fortsetzung.)

Die Königin der Feen.

Ihr Feen,
Ich bin vom Zorn bewegt!
Ich sucht' von Himmelshöh'n
Das beste Herz der Welt, und sah
Olympia!

Die Feen.

Die dir Verwandte?

Die Königin der Feen.

Der Schwester Enkelin!

Der Gnom.

O hätt' ich solche prächtige Großtante!

Die Königin der Feen.

Clorind' und Thisbe fuhren
Durch vollsten Frühling hin,
Den stolzen Sinn gewandt
Auf ihres Königs Hand,
Allein Olympia, gebannt
In dunkle Mauern,
Muß einsam weinen, einsam trauern,
Und seufzt vergebens nach dem Reiz der Fluren!

Die Feen.

Ach, Fürstin, laß uns zu ihr schweben,
Mit Götterlust die Arme zu beleben!

Die Königin der Feen.

Nie freut' ich mehr mich meiner Feenkraft,
Als wenn sie Heil aus Unheil schafft.
In ihrem größten Mißgeschick,
Schenk' ich Olympien das höchste Glück,
Die Krone und die Liebe!

Der Gnom.

O wenn ich stets bei dir doch bliebe!

Die Königin der Feen.

Hinweg!

Der Gnom.

O nehmt mich mit!

Die Königin der Feen.

Ei, ei,
Du drolliger Patron,
Du kommst mich recht!
Sey du dabei,
Und närr' Stiefmutter, Schwestern und Baron!

Der Gnom.

Ich bin dein Knecht,
Allein mein Lohn?

Die Königin der Feen.

Er ist ein Kuß.

Der Gnom.

Auf deinen Fuß?

Die Königin der Feen.

Auf meinen Mund.

Der Gnom.

Ich folge dir zum Höllengrund!

Die Königin der Feen.

Es athmen die Blumen,
Es senken sich Adler,
Voll Sehnsucht zu tragen,
Zu fahren die Feen!
Beuget ihr Berge
Die rauschenden Gipfel,
Und öffnet die Bahn;
Giebel der Städte,
Thürme der Schlösser,
Leuchtet und tönet
Wie Blume und Vogel,
Wenn wir euch nahn!

Der Gnom.

Sie reißen durch die Luft mich fort!
Heisa! Wie fliegt's von Ort zu Ort!

(Die Feen und der Gnom verschwinden.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paderborn, Ende August.

Driburger Bad.

Es ist vielleicht das erstemal, daß in diesen Blättern eines Bades erwähnt wird, welches, seiner Intensität und Wirksamkeit nach, in die Reihe der ersten Bäder Deutschlands gehört, wohin es auch Hufeland und die übrigen, um die Balneotechnik verdienten Aerzte rechnen. Wenn nun Driburgs Stahlquellen durch die genialen und gediegenen Schriften früherer dortiger Brunnenärzte — des jetzigen k. dänischen Leibarztes Brandis, der verstorbenen Ficker, Vater und Sohn — dem ärztlichen Publikum längst rühmlich bekannt sind, so möge auch in diesen Blättern vor dem nichtärztlichen Publikum einmal die Rede von einer Anstalt seyn, welche, wie sie das Heil der Menschen fördert, ihrem Schöpfer und Besitzer zu Ruhm und Freude gereicht. Es sind fast 50 Jahre, als der jetzt 80jährige, noch immer mit staunenswerther Körper- und Geisteskraft thätige, Freiherr von Sierstorpff auf einer Reise von Paderborn nach Pyrmont die Stahlquelle bei Driburg besuchte und, ihren Werth erkennend, sie an sich kaufte. Zwar hatten die Bischöfe Paderborns sich schon länger, jedoch nur stiefväterlich, der Heilquelle, welche in ihrem Lande floß, angenommen; zwar wurde das Wasser schon seit länger als einem Jahrhundert versandt, allein es bedurfte des praktischen Blikkes, des Wohlwollens, der aufopfernden Thätigkeit und der Mittel ihres jetzigen Besitzers, um aus der sumpfigen Wiese, der sie entsprang, ein anmuthiges Thal mit Schattengängen, freundlichen Wohngebäuden und einer Badeanstalt entstehen zu

lassen, wie es jezt zum Heil der Kranken, zur Freude der Gesunden geworden ist. *)

Wie gewöhnlich war Driburg in diesem Jahre mehr von Ausländern, vorzugsweise von Hannoveranern, als von Inländern (Preußen) besucht. Der größte Theil des Julius und der Anfang des Augusts bot das schönste Wetter zur Kur. So waren die Trinkstunden am frühen Morgen, die voriges Jahr so oft in der großen, schüzenden, neuen Brunnenhalle zugebracht werden mußten, der heiterste Beginn des Tages. Sonst pflegen erste Akte etwas langweilig zu seyn; aber durch den Genuß eines schäumenden, klaren Quelles, beim Spiele ausgesuchter, böhmischer Tonkünstler, unter schattigen, duftenden Linden, in belebter Gesellschaft sich Appetit zum wohlschmeckenden Frühstück zu ergehen, gehört wohl unter die wünschenswerthesten, ersten Akte des beginnenden Tages. Wenn der Mittag die Gesellschaft im Kursaale und an den übrigen Wirthstafeln vereinigte, so zerstreute sie der Nachmittag in die romantischen Umgebungen des Kurorts, wo sich als Ausflugspunkte die Ruinen des Iburger Berges, die beiden Glasfabriken, die Eisenfabrik, die benachbarte Stadt Paderborn u. s. w. darbieten, und der Abend versammelte die Mehrzahl zu geselligem Spiel und Tanz, woran an Sonn- und Feiertagen auch die Nachbarschaft Theil nahm. Es ist wohl ein gutes Zeichen der Zeit, daß jezt bei uns, wie an andern Badeorten, dem Pharao- und Roulettspiele weniger als früher zugesprochen wird.

Auch der Armen ist hier nicht vergessen. Dreimal wird jeden Sommer eine Abtheilung armer Kurgäste in das wohleingerichtete Armenspital aufgenommen, welches unter der Direktion des Brunnenarztes, Dr. Brück, steht. Es ist eine Freude, zu sehen, wie in so kurzer Zeit den Verkümmerten, jezt Wohlverpflegten, neues Leben aus der Hellquelle entsprießt.

Das Regenwetter, womit der August endet, verscheucht allgemach die Gäste aus unserm Thale. Mancher aus ihnen wird unsre Zeilen in diesem vielverbreiteten Blatte lesen; möge Allen ein glücklicher Winter zu Theil werden, uns aber ihr freundliches Andenken!

*) Außer der alten Stahlquelle ist Hr. v. Sierstorpff neuerdings zum Besiz des, eine Stunde fernen Herfterbrunnens gelangt, welche schöne Quelle, nun eingefaßt, von neuen Gebäuden umgeben, schon vielfach versandt wird. Zudem liefert die, demselben Besizer gehörige, nahe Sazer Schwefelquelle trefflichen Badeschlamm, so daß nun in Driburg, neben den bewährten Eisenbädern, auch Schwefelschlammbäder von vorzüglicher Güte gebraucht werden.

Genf, Oktober.

(Beschluß.)

Industrieverein. Lesegesellschaft. Genfersage.

Eine andere interessante, erst seit vorigen Winter gestiftete Gesellschaft heißt Réunion des industriels. Die mehrsten Mitglieder sind Handwerker und Fabrikanten, aber auch Künstler, Professoren u. s. w. haben Theil daran; um aber den einfachen, natürlichen und ungesuchten Ton dieser Leute zu erhalten, legen sie ihren wahren Stand ab und bekennen sich zu einem Handwerke; so ist z. B. de Candolle in dem Mitgliederverzeichniß als Gärtner, Prevost als Leinweber, ich bin als Müller aufgeführt. Diese Gesellschaft hat eine Bibliothek und hält die ausgezeichnetsten englischen und französischen Zeitschriften über Industrie und Mechanik. Ein eigener Ausschuß ist ernannt, um alle zu lesen, das Wichtigste auszuziehen und in der nächsten Generalversammlung Vortrag darüber zu thun. Dann wird von den Sachverständigen hinüber und herüber gesprochen, gezweifelt, gestritten u. s. w. Ich versichere Sie, daß es mir ein ganz besonderes Vergnügen macht, diesen natürlichen, von ihrem Gegenstand ganz durchdrungenen Rednern zuzuhören, und man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, von diesen Leuten ließe sich nicht viel lernen.

Bei der diesjährigen Generalversammlung der Société de lecture ergab sich, daß dies herrliche Institut in jeder Beziehung im Steigen und Zunehmen ist. Die Einnahme betrug 43,195 Gulden, die Ausgabe 36,271 Gulden. Die Zahl der Mitglieder ist auf 397 gestiegen und wird mit 400 das Maximum erreichen, was die Gesellschaft enthalten kann, ohne sich durch zu große Menge der Mitglieder hinderlich zu seyn und einen Theil ihres literarischen Zwecks zu verfehlen. Es wurden 717 Fremdenkarten ausgetheilt, wovon die mehrsten auf Engländer und Franzosen kommen. Aus der Zeit, wo sie abgegeben worden, erkennt man die Strichzeit dieser Zugvögel: nämlich im Januar, Februar und März wurden monatlich kaum 30 ertheilt, im August hingegen 117 und im September gar 147. Die Bibliothek, welche voriges Jahr 21,000 Bände betrug, vermehrte sich um 1276 Bände, wozu noch 134 Flugschriften kommen. Bedeutende Werke wurden angekauft, noch bedeutendere vergeschenkt. De Candolle gab allein 65 Bände historische, philosophische, botanische, medizinische und chirurgische Bücher her. Es wurden zusammen 119 Journale gehalten: französische, deutsche, englische und italienische.

Ein literarischer Streit beschäftigt jezt alle Freunde alter Volkstraditionen. Unter denen von Genf aus dem 15ten Jahrhundert erzählt eine, daß ein junger Mensch bei Genf unter einem Eichbaume die Schweine hütete, daß ein Genfer Bürger, Namens Bornard, Schuhmacher auf der Taconnerie, zu ihm kam, sich mit ihm ins Gespräch einließ, Interesse an dem aufgeweckten jungen Menschen fand, ihn zu sich nahm, ihn das Schuhmacherhandwerk lehrte und sonst unterstüzte. Durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen wurde Brogni, so hieß der junge Mensch, wohldenkenden Geistlichen bekannt, die sich seiner Erziehung annahmen. So stieg er von einem geistlichen Grade zum andern, und wurde am Ende Kardinal. Als solcher erinnerte er sich wohlwollend und dankbar an seinen alten Meister auf der Taconnerie, und überhäufte seine Familie mit Wohlthaten. Wenn man Volkstraditionen nicht mit Bestimmtheit umstoßen kann, so soll man nicht daran rühren, denn sie haben etwas Ehrwürdiges und Heiliges. Dies hat Galiffe in seinen Materialien zur Genfer Geschichte nicht bedacht. Er nennt jene Tradition eine Dummheit, eine fade, von den Griechen entlehnte Anekdote, die Bonnivard erfunden habe, dem sie dann andere Geschichtschreiber nacherzählt. Der Hr. Kritikus irrt aber, denn die erste schriftliche Spur von jener Erzählung findet sich in einem sehr seltenen Werk: Des Esprits et Gestes du grand et pieux Cardinal d'Ostie, par le Chanoine Gaëtan Buonamici. Lyon 1517. In diesem Jahr aber war Bonnivard erst eilf Jahre alt, und seine Chronik schrieb er bekanntlich erst gegen die Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Es ist erwiesen und aktenkundig, daß der Kardinal Jean de Brogni, der hier begraben wurde, in die Mauer der sogenannten Machabäerkapelle an der St. Peterskirche an der Westseite seine Büste einsetzen ließ und darunter ein kleines Basrelief: eine Eiche mit darunter stehenden Schuhen und Schäferstab, zum Andenken seines ersten Gewerbs. Büste und Basrelief wurden aber in den Genfer Reformationsstürmen ausgerissen und zerstört. Davon findet sich sogar noch ein altes Bildniß auf der Bibliothek, und alle alten Genfer Historiker bestätigen die Erzählung, ohne den geringsten Zweifel dagegen zu erheben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 266.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. November 1830.

Kommt herbei, ihr luft'gen Schwestern!
Seht! ein holdes Erdenkind!

Uhland.
Die Elfen.

Aus Grabbe's Aschenbrödel.

(Fortsetzung.)

Dritte Scene.

(Ahnensaal im Schlosse des Barons von Fineterra. Olympia sitzt vor dem Kamin, in welchem Feuer brennt, liest Linsen aus einem mit Asche angefüllten Gefäß und blickt bisweilen in das Feuer.)

Olympia.

Da muß ich sitzen, Linsen lesen, habe
Nicht einen Freund, nicht eine Freundin — Ihr
Geliebte Flammen, nur versucht mit Gaukeln
Mich um die Zeit zu täuschen. — Feuer, lebst du? —
— — Ich glaub' es fast, wenn ich so stundenlang
Betrachte — immer strebend, immer zehrend —
ach,
Es zehrt nur Holz, doch an dem Herzen zehrt
Es mir! —
O Sehnsucht, kannst du nur zerstören?
Und deine Spuren, sind sie nichts als Rauch? —
(Sie blickt durch das Fenster:)
— Aus grauen Wolken fällt der Regen
In schweren Tropfen auf die Au — die Blätter
Erschrecken und erzittern unter ihm.
Ich armes Kind, mir ist's, als fielen Thränen
Und weinte die Natur! — Ja, Thränen fallen,
Doch glaub' ich, sind es nur die eigenen! —
— — Zur Arbeit! — jetzo wohl beginnt
Des Königs Fest — glückliche Schwestern!
Es ruft des Tanzes liebliche Musik,
Der Busen schwillt vor ihren Tönen — Blick
Sucht Blick — Die Arme schlingen sich um Arme —
Die Herzen schlagen ungehört, doch heftig,
Und mehr noch als nach Klang der Flöt' und Zimbel
Bewegt nach ihren Schlägen sich der Fuß.
O könnt' ich tanzen — eng wird mir der Schuh,
Es juckt und zittert mir darin —
Ich Böse! —
— Ich denk' an Spiel und Tanz, und es steht doch
So schlecht mit meines Vaters Gut. — Ihr Geister
Der Ahnenbilder, steigt hernieder, schützt
Mir Vater, Mutter, Schwestern vor — dem Isaak!
(Wieder nach dem Fenster blickend:)
Es regnet stärker — Wolke drängt die Wolke — —
(Die Feenkönigin, die Feen und der Gnom erscheinen.)

Die Königin der Feen.

Das ist sie, die Holde,
Ihr Busen so gut,
Ihr Leben so weh!

Der Gnom.

Ich nicht viel Rares an ihr seh'!

Olympia.

Ha, mich umschimmert Feuerschein!

Die Königin der Feen.

Die Feen nah'n, dich zu erfreun!

Olympia.
Denkt man denn mein in euren Sitzen?

Die Königin der Feen.
Wir zucken nieder gleich den Blitzen,
Verlassene zu trösten und zu schützen!

Olympia.
O welche glänzende Gestalten!

Der Gnom.
Sie scheint uns doch für hübsch zu halten!

Olympia.
Unsterbliche Blumen,
Voll ewigen Lichtes,
(Leicht merkt es der Blick)
Durchleuchten das Haar!
Noch schönere Blumen
Des seligsten Lächelns
Umstrahlen die Stirn!

Der Gnom.
Und sieh' die Kleider, Kind, die Purpurkleider!
Die machte nicht so'n ird'scher Ziegenbock,
Ein Engel war der Schneider!
O hätt' ich auch erst so 'nen Rock!

Olympia.
— Weh' mir, daß ich träume —
Nie vergeß'
Ich die Erscheinung, und bin ich erwacht,
So seufz' ich ewig, daß sie ist verschwunden! —

Die Königin der Feen.
Olympia, in meinen Armen fühle,
Daß nicht ein Traumbild mit dir spiele!

Olympia.
Mir wird's, als kehrten alle Zeiten wieder,
Als hört' ich zaubervolle Wiegenlieder,
Als läg' ich an der Mutter Brust
Und athmete des Kindes Lust!

Die Königin der Feen.
Aus meinem Stamm ja wurdest du geboren!

Olympia.
Und ach! ich glaubte mich so ganz verloren!

Die Königin der Feen.
Wir werden dich zum König führen.

Olympia.
In dem Gewande, das ich trage?

Die Königin der Feen.
Deßhalb nicht zage,
Und hör', wie dich die Feen zieren!
(Zu den Feen:)
Seht ihr dort Indien voll Wonne
Im Glanze ruh'n von Südens Sonne?

Die Feen.
Es taucht aus dem Meere
Wie ein Fisch aus der Tiefe,
Und sonnet den Rücken
Im Strahle des Phöbus!
Wie bläuliche Perlen,
Stets heiter und wolkenlos,
Umgürten die Tage
Das rollende Jahr ihm!
Es ruh'n in den Wäldern
Braminen und sinnen,
Und Palmen und Blätter,
Breit und gewaltig,
Beschatten die Häupter
Wie segnende Hände!

Die Königin der Feen.
Und könnt ihr auf den goldnen Auen
Die Blumen, hingesetzt wie Kelche, schauen?

Die Feen.
Gleich unnennbarem Sehnen
Erhebt sich ihr Duft,
Berauscht den Aether,
Und schwellet das Herz!
Der Schmetterling taumelt,
Der Tiger wird stiller,
Die Spange am Busen
Des Mädchens zerbricht!

Die Königin der Feen.
Dorthin geschwebt!
Olympias Kleid aus diesem Dufte gewebt!
(Die Feen, außer ihrer Königin, verschwinden.)
(Der Beschluß folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

„Also eine völlige Prüfung?“ lächelte Graf Moriz. „Meine Stimme wird gewiß zittern, wenn ich daran denke, wie mich die Folgen des Probestückes glücklich oder unglücklich machen können.“

Er sang:

Mir ist, als müßt ich Dir was klagen
Als müßte Dir mein Herz was sagen;
Mein tiefster Sinn beweget sich,
Mit jeder Regung lieb' ich Dich.

Mir ist, als müßt ich zu Dir wallen,
Als Pilger Dir zu Füßen fallen.
Von allen Schmerzen heilen mich,
Und ach, nur seh'n und lieben Dich.

Mein Herz den Banden will enteilen.
Mein Auge möcht' an Deinem weilen.
Und Herz und Aug' ergießen sich —
Mit vielen Thränen lieb' ich Dich.

Die Schönheit seiner Stimme ergriff die Zuhörer in solchem Grade, daß sogar ein Paar junge Herrn, die mit einer kleinen, wilden Comtesse im Nebenzimmer ein überlautes Gespräch begonnen hatten, ihre Stimmen plötzlich bis zu einem nur halb vernehmlichen Flüstern herabsinken ließen.

Nachdem er mit fast bebender Stimme geendet hatte, stand die Gräfin rasch auf, trat zu ihm ans Klavier und sagte, indem sie ihm freundlich die Hand reichte: „Nun sind wir alte Bekannte, Graf Sain," und das Lied parodirend, sang sie leise: „Mir ist's, als kennt' ich Dich seit Jahren." Graf Moriz küßte die ihm dargebotene Hand mit Ehrerbietung, und es war in der That, als ob in dem einen Augenblicke seine Bekanntschaft in diesem Hause um eine geraume Zeit vordatirt worden wäre; denn auch der Graf Borck behandelte ihn, zwar mit der Würde eines ältern Mannes, doch auch mit dem vollen Wohlwollen eines Freundes.

Aber es ist wohl Zeit, daß wir die versprochene Jugendgeschichte unserer Heldin erzählen. Sie hatte Mutter und Vater früh verloren und war einer noch jugendlichen Tante, die als Wittwe in der Vaterstadt des Grafen Borck lebte, zur Erziehung anheimgefallen, indem sie keine andere Stütze auf der Welt hatte. Der Unterschied des Alters zwischen der Nichte und der Tante war etwa zehn Jahre. Sobald Agnes anfing ihre schönen Anlagen zu entwickeln, ward nichts gespart, um sie in Allem zu unterrichten, was ihrem Geschlechte zur Zierde gereicht. Das Beispiel weiblicher Vollendung, welches sie täglich in ihrer zweiten Mutter vor sich sah, leitete sie von selbst auf den rechten Pfad. In ihrem dreizehnten Jahre mochte sie seyn, als Graf Borck bei der Tante eingeführt wurde. In kurzer Zeit ward er zum innigen Vertrauten derselben und dadurch zum Miterzieher ihrer Nichte. „Agnes, halten Sie sich doch gerade!" — „Kind, wie Sie wieder ausgelassen sind!" — „Aber sprechen Sie doch das S schärfer aus, wenn Sie Französisch reden!" das waren Worte, die sie jeden Tag von ihm hörte und wodurch er sich eine Autorität über sie anmaßte, an welche sie sich sehr bald gewöhnte. Nach und nach kam es ihr so vor, als müßte er der Mann ihrer Tante werden, und sie hatte den künftigen Oheim recht lieb. Manchmal jedoch wunderte sie sich, daß die erwartete Vermählung nicht endlich vor sich ging. So wuchs sie unter den Augen dieser beiden Menschen heran, denen es gelang, ihr junges Herz auf die höchste Stufe weiblicher Vollkommenheit zu stellen. Als sie ihr sechszehntes Jahr erreicht hatte, faßte sie eines Tags den Muth, ihre Tante zu fragen, wie es denn mit der Vermählung stehe? Die Tante sah sie lächelnd an und erwiederte: „ich werde den Grafen Borck nicht heirathen; aber er will wirklich eine Frau nehmen." — „Wen denn?" rief Agnes gespannt. „Da kommt er selbst," sagte die Tante, „frag' ihn." — Sie fragte ihn, mit aller Vertraulichkeit ihres unbefangenen Herzens; er aber erröthete und erlaubte ihr nicht, ihn schmeichelnd zu küssen, wie sie es sonst zu thun pflegte, wenn sie etwas von ihm erbitten wollte. „Agnes," sagte er ernst, „Sie sind jezt ein großes Mädchen geworden, das geht nicht mehr an." — „Bin ich denn seit gestern groß geworden?" fragte sie traurig; „doch, ich weiß schon, die Tante sagt, Sie wollen heirathen, und da denken Sie, Ihre Frau wird es künftig nicht leiden. Wenn ich nur wüßte, wer sie wäre, ich wollte sie bitten, bis sie mir's erlaubte." — „Das wollten Sie wirklich? Nun, dann muß ich Ihnen wohl sagen, wer sie ist. — Agnes," fuhr er nach kurzer Pause fort, mit gerührter Stimme und abgewandtem Gesichte, „entweder Sie sehen mich heute zum lezten Male, oder — Sie müssen meine Frau werden."

Agnes erschrak, als hätte sie ein Blitz getroffen. „Tante," rief sie schluchzend, indem sie ihr in die Arme sank, „liebe Tante, was sagst Du dazu?" — „Ich gebe Dir meinen vollen Segen," antwortete diese feierlich, und eine leise Blässe überzog ihr Gesicht, indem ihre Augen betend zum Himmel blickten. Borck war unterdessen zum Fenster gegangen und sah in heftiger Gemüthsbewegung stumm in die fliehenden Wolken. Da schlich Agnes unbemerkt zu ihm hinan, legte den Kopf auf seine Schulter und flüsterte ihm leise zu: „Papa," so pflegte sie ihn sonst wohl im Scherz zu nennen, „Papa, Sie sollen bei uns bleiben." Und vor Ueberraschung zitternd, fühlte sie sich heftig an das Herz des Mannes gezogen, in dem sie bisher immer nur den Onkel gesehen hatte.

Sie wurden verheirathet, aber der edle, der schöne Graf Borck blieb ihr, zu seinem unsäglichen Schmerze, immer nur der Bräutigam der Tante. Sie fühlte es nicht, denn sie war glücklich an seiner Seite, an seinem hochverehrten Herzen; er aber sah nur zu bald, daß eine Zeit kommen könne, ja vermuthlich kommen werde, wo Gefühle in seiner Agnes erwachen würden, die noch schlummerten, und die er zu wecken vergebens gehofft hatte.

Als der Kreis der Freunde, durch die der heutige Abend erheitert worden war, sich getrennt hatte, warf sich Agnes erschöpft in die Arme ihres Mannes und klagte, daß sie nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen könne. „Meine besten Seelenkräfte zersplittern sich in diesem Leben," sagte sie. „Könnte ich mit Dir allein auf der Welt seyn! — ach, und hätten wir Kinder!" fügte sie weinend hinzu. „Ja, hätten wir Kinder!" seufzte er tief. „Doch, das liegt in Gottes Hand; uns selbst zu leben, auf meinem geliebten Gute zu wohnen, das liegt in unsrer eigenen, und gewiß, ich will gleich meinen Abschied nehmen und selige Tage des Friedens und Glückes sollen für mich anfangen, wenn meine Agnes mir nur einmal diesen Wunsch wiederholt, ohne zum Hinsinken

müde zu seyn.“ Agnes lächelte unter ihren Thränen und drohte ihm mit dem Finger.

Des andern Morgens, beim Erwachen, schlang sie beide Arme um seinen Hals, sah ihn mit muntern Augen schelmisch an und sagte mit schmeichelnder Stimme: „Den Abschied nimm noch nicht, mein Gustav, ich habe wieder ausgeschlafen.“ Sie war so lieblich, indem sie dieß sagte, daß der Graf mit lobenswerther Philosophie in einer Lebensweise zu verharren beschloß, die an ihrer Seite noch immer Reiz genug hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Theaternoth.

Die Revolutions-Mode, welche durch die Welt geht, ist zwar bei uns, Gott sey Dank, nur von ein Paar Schneidern nachgeahmt worden, und doch ist ihre Wirkung nicht unbedeutend. Nicht Thron und Altar sind erschüttert, wie in Frankreich, nicht die herrschende Dynastie, wie in Belgien, nicht die Herrschaft der alten Magistratur, wie in Sachsen, sondern — das Theater. Wer uns kennt, weiß, daß dies ein großes Wort ist. Das Theater war eine legitime Puissance geworden, mit geschiedenen Gewalten, Ober- und Unterhäusern. — Schauspiel, Oper, Ballet; jedes hatte seine geschiedenen Interessen, seine Parthei, es ward gefordert: man mußte Parthei nehmen. Wie ist dies plötzlich anders geworden! Die Goldschaumkronen, drauf und dran, für massiv zu gelten, sind wieder Goldschaum, Harnische und Speere wieder Pappe und Blech, die Breiter nicht mehr die Welt, und die Schauspieler sind wieder Menschen, die wir für Entreegeld sehen und die uns für Gage vorspielen. Die in den Himmel erhoben wurden, gefeiert durch Lieder, Kränze, Aufzüge, Ehrenbecher, Serenaden, allenfalls Statüen; die als Pflicht es forderten, daß jede Zeitung ihnen wenigstens zwei Spalten widmete; dieselben, welche laut oder im Stillen verlangten, daß Kaiser und Könige sich unmittelbar um sie bekümmerten, in ihre Zwistigkeiten einschritten: — sie sind jezt zufrieden, wenn man überhaupt nur von ihnen spricht. Mich dünkt, das ist eine Katastrophe, so herb, wenn nicht herber, als die der gestürzten Bourbons. Denn deren legitime Herrlichkeit lag doch mehr in ihrem eigenen Glauben; die populäre der Schauspieler beruhte auf keiner Selbsttäuschung, tausend Zeichen sagten ihnen, daß sie die Könige des Tages waren, und eben so viele sagen ihnen jezt, daß sie es nicht mehr sind. Die Schauspielhäuser sind leer; wenn die Gelegenheit sie füllt, fehlt doch jener Jubel, der sich bis zum Berliner Enthusiasmus steigerte. Neues gibt es wenig; man sucht Altes hervor, vielleicht sehr zur Unzeit, aber mit kluger ökonomischer Berechnung, daß es wohlfeiler gegeben werden kann. Das Neue, welches sich lohnen könnte, weil es in die Zeit eingreift, verbieten die Verhältnisse. Die Fremden gehen mißmuthig fort; von der strengen, im Süden viel verschrieenen Berliner Kritik haben sie freilich nichts gelitten, denn sie ist längst und vor den Revolutionen entwichen, aber auch die Triumphzüge, das Lob der Journale, sonst gültige Wechsel für auswärts, blieben aus. Es kann einer Sängerin ein neues Kleid verweigert werden, und Berlin hallt nicht davon wieder; die faux pas machen kein Aufsehen; selbst die handgreiflichen Streitigkeiten hinter den Koulissen regen nicht tausend Hände und Zungen an, für und wider. Man geht auch zu weit. Die Bilderstürmer gegen den Künstlergötzendienst erheben hier und da ihre Stimmen gegen die Kunst selbst, eine nothwendige Folge bei jedem Umschlag der öffentlichen Meinung. Unser Bildungszustand ist indessen zu sehr nach einer Richtung vorgeschritten, als daß dies von Dauer seyn könnte. Wenn auch alles politische Zeitungen liest und die Papiercourse berechnet, der Kunstsinn, ächt und falsch, muß immer in Berlin seine alte Herrschaft wieder gewinnen.

Für den Augenblick sieht es freilich trüb aus und nicht allein beim Theater. Mehrere angesehene Handlungshäuser haben fallirt, oder doch empfindliche Verluste erlitten. Der Kredit scheint bei den Friedensversicherungen sich zwar wieder zu erholen, noch schwankt indessen manche Existenz von dem zu unerwartet heftigen Stoße; man wird inne, daß mancher Reichthum imaginär war. Einschränkungen sind an der Tagesordnung und wirken durch alle Klassen durch. Daß die Künstler hierbei vor allem leiden, liegt in der Natur der Dinge. Wie reich an großartigen und gelungenen Schöpfungen unsere Ausstellung auch diesmal ist, so wird sie doch verhältnißmäßig minder besucht und die Bestellungen sind gering: eine trübe Aussicht in einer Zeitepoche, wo so viele wahrhafte und schöne Talente in der Malerkunst sich entwickeln. Ich nenne Ihnen vorläufig nur zwei Bilder von Sohn und Lessing: von jenem ein von den Nymphen in den Brunnen gezogener Hylas, von diesem ein trauerndes Königspaar nach Uhlands Romanze, welche die allgemeinste Bewunderung und Theilnahme erregen, mir oder einem andern Berichterstatter das Vergnügen vorbehaltend, über die schönen Produkte dieser Kunstausstellung Ihnen Näheres mitzutheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Zwei Sylben.

Fast alles, was von Kunst wir kennen,
Es kam uns durch die Erste nur,
Gedachtes lehrt sie uns erst nennen,
Sie gibt dem Geiste Form und Spur.

Ohn' Wort und Blick, doch kann sie sprechen
Dem Freund in Freuden und in Noth;
Was sie versprach, sie darf's nicht brechen,
Es sey für Leben oder Tod.

Die heil'ge Zweite, sie auch stammet
Durch's Erste, aus der alten Zeit.
Für's Himmlische sie uns entflammet,
Für Gott und Pflicht und Ewigkeit.

Es ist der ew'ge Brunn der Lehre,
Wie auch die Meinung sich verwirrt,
Wie auch das Klügeln sich vermehre:
Dies Heil'ge nie vergehen wird.

Das Ganze — todt, doch lebend Wesen,
Es zeiget das Lebend'ge dir,
In mir kannst du das Inn're lesen,
Gemüths- und Denkart find'st du hier.

Ein schweigend Zeichen. — Kannst du's deuten?
Ruht auch die Erste, die dir's gab,
Sank auch die Hüll' im Lauf der Zeiten:
Durch mich spricht Stimme aus dem Grab.

Da tritt ein unnennbares Sehnen
Dir an das Herz, das still verwaist't.
Du siehest es mit heil'gen Thränen,
Der Geist — er fühlt den nahen Geist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 267.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. November 1830.

— O Liebe!
Du Alles, aus dem Nichts zuerst erschaffen!
Schwermüth'ger Leichtsinn, ernste Tändelei!
Vielschwinge, lichter Rauch und kalte Gluth!

Shakespeare.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Winter war nun völlig in seine alten, langweiligen Rechte eingetreten; Schnee und Eis lag überall in starrer Ruhe und Einförmigkeit, außer da, wo menschliche Kultur ihre Festen erbaut und ihren künstlichen Frühling hereingezaubert hatte. Auch Agnesens Zimmer schien des Winters zu spotten. Hyazinthen und Narzissen dufteten hier, die auserlesensten Blumen des Südens prangten vor dem Spiegel auf niedrigen Stufen von Mahagoni, und unter blühenden Flieder-, Goldregen- und Orangenbäumen, die ihren Sessel von grünem Saffian laubenartig überwölbten, saß sie selbst, das lieblichste Bild des Frühlings, und zauberte die schönsten Blüthen noch einmal vor sich hin, indem sie mit ebensoviel Geschmack als Kunstfertigkeit einen prächtigen Teppich stickte. Den Frauen aus der vornehmen und reichen Welt ist es so leicht, immer anmuthig zu erscheinen, weil keine gröbere Nothwendigkeit sie in ihrem graziösen Treiben stört. Blumen pflegen, Sticken, Malen, Musiciren — lauter Situationen, in welchen ein Anbeter sie mit Anstand überraschen kann. Die vornehme Mutter wiegt ihr schneeweiß gepuztes Kind liebkosend auf dem Arm; die weniger vom Glücke begünstigte muß das ihrige pflegen und reinigen, muß stricken, stopfen, vielleicht gar waschen; was soll der genügsamste Liebhaber aus solchen ehrenwerthen Beschäftigungen für Vortheil ziehen? Höchstens findet sich derjenige darein, welcher das häusliche Mädchen zu seiner Frau machen will und deßhalb der Poesie Lebewohl sagt, um des Soliderern willen. Der kurze Sonnenschein der Liebe begleitet das Mädchen aus dem Mittelstande bis zum Traualtar, um dann von allen Sorgen des Lebens verdunkelt zu werden. Wie ganz anders im vornehmen Leben! Da muß das Mädchen erst verheirathet seyn, damit man das vermeintliche Recht erlange, sie mit Bequemlichkeit anzubeten, ohne sich zu kompromittiren. Und ist die Zeit auch vorbei, wo es jeder Frau erlaubt war, ihren Liebhaber zu haben, so ist doch die Epoche der sogenannten unschuldigen Koquetterie noch in vollem Flor, und wird es seyn, so lange es Menschen gibt, die nur zu genießen haben. Die Liebe (in welchem Sinne dieses vieldeutige Wort hier zu nehmen sey, kann wohl nicht zweifelhaft seyn), die Liebe ist in der That der einzige Zeitvertreib, der ein Leben ohne Zweck und ohne Beschäftigung erträglich macht, und — möge der Dey von Algier sich verdammt sehen, sein Leben in Neapel zu verschweigen, mögen die Bourbons gestürzt, die Jesuiten vertrieben werden — sie bleibt unangefochten auf ihrem Throne.

Aber nicht Gräfin Agnes, sondern nur ihr, mit allen Zierrathen der Mode versehenes Zimmer hat uns auf diese etwas lange Reflexion gebracht. Reflexion ist sonst nicht unsere Sache; denn wir haben uns vorgenommen, gegenwärtig nur aufzuschreiben, was wir erlebt haben, und viele scharfsinnige und philosophische Bemerkungen, die sich uns beim Schreiben aufdrängen, später in einem eigenen Werke

drucken zu laſſen, wenn es uns gelingen ſollte, einen Titel dafür zu erſinnen, der daſſelbe empfehlen kann.

Gräfin Agnes Borck verbrachte ihre Zeit wie alle junge Frauen ihres Standes. Sie empfing Beſuche, ſie machte Toilette, ſie begab ſich in den Eßſaal, von da ins Theater und von dieſem in Geſellſchaft oder nach Hauſe, um wieder Fremde zu empfangen; und nach ſolchem Tagewerk ſank ſie natürlich erſchöpft ins Bett. Die erſten Morgenſtunden (verſteht ſich von neun oder zehn Uhr an gerechnet) waren die einzigen, die ſie in ungeſtörter Ruhe mit ihrem Manne verplauderte. Gegen 1 Uhr kamen Leute, und unter ihnen täglich Graf Moriz von Sain, um ſich nach dem Befinden zu erkundigen und zu fragen, ob Ihre Gnaden den Abend zu Hauſe zubrächten. Blieb er einen Morgen aus, ſo begriff Agnes nicht, was ihn abhalten könne, und empfing ihn dann am nächſten Tage mit doppelter Freude. Die Gezwungenheit der neuen Bekanntſchaft war gänzlich gewichen und nach und nach war der Ton der Intimität an ihre Stelle getreten. Da wir den Ausdruck einmal gebraucht haben, ſo wollen wir auch ein Paar Worte darüber verlieren; jedoch (unſerer obigen Erklärung eingedenk) ohne Reflexion.

Die „Intimität“ iſt eine herrliche Erfindung. Man ſieht flache, leere Menſchen täglich und kann nicht immer fremd und gleichgültig gegen ſie bleiben, denn man gewöhnt ſich an Alles; aber noch unmöglicher iſt es, wahrhaft vertraut und befreundet mit den Alltagsſeelen zu werden, die an Quantität den Haupttheil der Geſellſchaft ausmachen. Was ſoll man nun mit den Individuen dieſer Klaſſe von Bekanntſchaften anfangen? — Man wird „intim“ mit ihnen; man nennt ſie ohne Beiſatz beim Zunamen; man genirt ſich nicht, wenn ſie da ſind; dadurch befreit man ſich von der Verbindlichkeit, mit ihnen zu ſprechen, wenn man eben nicht Luſt dazu hat, oder ihnen ſonſt eine unbequeme Höflichkeit zu erweiſen, und man kann noch obendrein auf ihre dankbare Anerkennung dieſer Art von Vernachläßigung rechnen, weil ſie ſich dadurch zu einer ähnlichen Ungenirtheit berechtigt glauben, die ihnen, beſonders wenn man ein gutes Haus macht, äußerſt konvenabel iſt. Die ſchönen Frauen haben gewöhnlich einen ganzen Schwarm von Intimen, weil ſie ihre zahlreichen Bewunderer am leichteſten zufrieden ſtellen, wenn ſie dieſelben in dieſe Klaſſe rangieren und ſich dann nicht weiter um ſie bekümmern.

Aber nicht alle Bekanntſchaften gehören in dieſe Kategorie, und gewiß war Graf Moriz ſeiner angebeteten Beſchützerin in vieler Hinſicht ſchon recht werth geworden. Der Herzog Decazes machte ſich zu Ludwig XVIII. Liebling, indem er ſich von ihm im Latein unterrichten ließ; ſo hatte auch Graf Moriz, ſeiner ſchönen Herrin gegenüber, ſich in die Abhängigkeit eines Lehrlings begeben. Zuerſt hatte er in ihrem Hauſe gründlichen Unterricht in der Galoppe erhalten und erſtaunenswürdige Fortſchritte gemacht. Aber kaum hatte er die Süßigkeit dieſer Lehrſtunden gekoſtet, als er jeden Tag ein neues Talent an andern entdeckte, das ihm noch fehlte und deſſen Mangel ihm mehr Freude verurſachte, als das Bewußtſeyn ſeiner wirklichen Vorzüge. Er hatte, wie ſchon erwähnt, früher nie in der großen Welt gelebt, und ſchien auch nicht eigentlich dafür geboren zu ſeyn, denn es verging kein Tag, an dem er ſich nicht dieſen oder jenen Verſtoß hätte zu Schulden kommen laſſen. Gräfin Agnes war es aber, die ihn zurecht wies und ſchalt, Anfangs, um nur einen Gegenſtand des Geſprächs zu haben, dann, weil ſeine Lenkſamkeit bei ſo vielem Geiſte ihr ſchmeichelhaft war, zuletzt, weil es ihr unerträglich ſchien, ihn auch nur dem leiſeſten Spotte ausgeſezt zu ſehen. Sie ſah ihn als ihren Schüler, ja gewiſſermaßen als ihr Werk an, und ahnete nicht, wie gefährlich es ſey, wenn hübſche junge Frauen ſich damit abgeben, liebenswürdige junge Männer zu bilden. Indeſſen hatte ſie auch keine Urſache, an irgend eine Gefahr zu denken, denn — einen andern, als den Mann, dem ſie gehörte, zu lieben, das war ihrer Seele noch nie als möglich erſchienen. Ihr Mann wachte mit aller Treue eines Freundes und aller Eiferſucht eines Liebhabers über jeder Regung dieſer ihm ohne Rückhalt aufgeſchloſſenen Seele, und noch hatte er kein Gefühl darin gefunden, das auch nur den leiſeſten Wunſch hätte erzeugen können, ſich vor ihm zu verbergen. Dennoch bangte ihm vor der wachſenden Vertraulichkeit ſeiner Frau mit dem Grafen Sain; aber er konnte es nicht über ſich gewinnen, einen Gedanken des Argwohns zu äußern, weil er ſich deſſen vor ihr geſchämt hätte, wie er es vor ſich ſelber that.

Graf Moriz lebte durchaus der Gegenwart. Der unbegrenzteſten Bewunderung für die ſchönſte und liebenswürdigſte Frau ſich ganz hingebend, dachte er nicht daran, die Gefühle, die ſeine Bruſt erfüllten, zu bekämpfen. Früh gewöhnt an philoſophiſches Denken, hielt er die ihm neuen Gebilde ſeiner erregten Phantaſie, die das Band des reinſten Gefühls in den ſchönſten Einklang zu bringen wußte, auch für philoſophiſche Konſequenzen. Wie ſchön hatte er ſich's ausgemalt, mit einem ſolchen Weſen eng verbunden zu ſeyn, ohne in dem Unterſchiede des Geſchlechtes ein Hinderniß zu ſehen, das verwandte Seelen trennen müſſe, und verehrte er die Gräfin auch, als ein weit über ihn erhabenes Geſchöpf, ſo gab ihre Freundlichkeit ihm doch wieder das Recht, an eine Art Gleichheit ſeiner Seele mit der ihrigen zu glauben. Er bemerkte es nicht, daß ſein Auge glühte, wenn er ſie anſah, daß ſein Blut aufwallte, wenn er ſie im Tanze oder ſonſt von Ungefähr berührte; er ſaugte, ohne Unruhe, aber mit unnennbarem, beſeligendem Gefühl die ſüßen Töne ihrer Stimme ein, und wußte ſich faſt jedes Wortes, das ſie je mit ihm geſprochen hatte, zu entſinnen — kurz: er liebte ſie. Weil

er sich aber rein fühlte von jedem niedern Begehren, so glaubte er, was ihn unwiderstehlich hinziehe zu ihr, sey nichts als die vom Himmel stammende Sympathie der Seelen. Er wußte nicht, daß der Gegenstand der wahren Liebe dem unverdorbenen Jünglinge nie unlautere Wünsche einflößen wird; er ahnete nicht, daß er für ein Weib glühen, ja selbst, sich unbewußt, in Sinnengluth entbrennen könne, ohne sie je — auch nur mit dem flüchtigsten Gedanken — zu entweihen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Grabbe's Aschenbrödel.

(Beschluß.)

Die Königin der Feen.

Du, Gnom, du kennst der Erde Schachten,
Und weißt, wie in dem Dunkeln
Die Diamanten und Rubinen
Mit tausend glüh'nden Augen sie durchfunkeln!

Der Gnom.

Das Zeug hat oft zur Arbeit mir geschienen!

Die Königin der Feen.

Stürz' hin, wo sie am tiefsten nachten,
Und hol' Olympien das köstlichste Gestein!

Der Gnom.

Gleich werd' ich wieder bei dir seyn!

(Er versinkt.)

Die Königin der Feen.

Nun reiß' ich aus der höchsten Ferne
Die zehn der allerschönsten Sterne,
Als Kavaliere leuchtend dir zu dienen!

Zehn Kavaliere (in glänzendem Schmuck treten herein).

Wir sind auf deinen Wink erschienen.

Die Königin der Feen.

Die Wolke dort soll dich als Wagen
Zum Fürstensitze schaukelnd tragen!
Mit meiner Hand halt' ich dort auf
Sechs Blitze im Zerstörungslauf,
Verwandle sie in Rosse,
Und banne sie vor die Karosse!
— Horch, ihrer Hufe Schläge schmettern
Wie ihre Donner in den Wettern!

Olympia.

Ich zittre!

Die Königin der Feen.

Ohne Furcht!
Den Bächen gebiet' ich,
Um Kiesel zu tönen,
Den Blättern befehl' ich,
Lautzüngig zu flüstern,
Die Lerche soll steigen,
Aus Höh'n dich zu grüßen,
Die Nachtigall girren,
Und Liebe dir rufen,
Was lebt und sich reget,
Soll sich bewegen,
Eilst du vorbei!

Die Feen (erscheinen wieder).

Hier duftet Indias Gewand!

Der Gnom (steigt wieder aus der Erde).

Hier brennt Rubin und Diamant!

Die Königin der Feen (zu Olympia.)

Wir wollen dich damit jezt schmücken,
Und dein Geleit sey das Entzücken!

Olympia.

Zu schlecht bin ich für diese Tracht!

Die Königin der Feen.

So schöner, als du nie dich schön gedacht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Oktober.

Die Weinlese. Die reisenden Engländer.

Wer über und aus dem Waadtland schreiben will, der muß es jezt thun, wo der sonnige Herbst seinen ganzen Farbenschmuck über das reizende Land ausgießt, wo silberne Nebel an den Bergen herumziehen oder sich durchsichtig an die Küsten des Sees legen, wie Undinenschleier, die das Land halb verbergen wollen. Tausende von fröhlichen Sängern summen und taumeln zwischen den Weinranken herum. Hätten wir guten Wein zu hoffen, so wäre freilich der Jubel noch größer; damit ist es aber dies Jahr nichts, wie in ganz Mitteleuropa, ja selbst in dem südlichen Frankreich. Wer aus Deutschland kommt, wer die Weinlese in unsern Rhein-, Neckar- und Donaugegenden mitgemacht hat, der wird sie freilich hier traurig und beschränkt finden, trotz der schönen Gegend. Es fehlt deutsche Gutmüthigkeit und Gastlichkeit. Hier ist die Weinlese kein gemeinschaftliches Volksfest, sondern nur eine Landbauoperation, bei der aber mehr getrunken wird als sonst, d. h. entsezlich viel. Jeder hält seine Weinlese, wann er will, denn sie ist lediglich seine Sache und geht Niemanden weiter etwas an. Familienfeste und heiteres Zusammenseyn suche man ja nicht; der Fremde käme auch schlecht an, der ungebeten in einen Weinberg treten und sich einige Trauben ausbitten wollte. Die Waadtländer sind sonst eben nicht ungastlich und ungesellig, Trauben aber geben sie nicht gerne her, es sey denn gegen Baares. In diesem Egoismus liegt etwas Französisches, das in einem reichen, schönen Land eben nicht erfreulich ist. Unsere deutschen Weinbauer trinken auch ordentlich, das muß man ihnen lassen, und mancher Rausch wird bei Nacht und Nebel im Chausseegraben ausge-

schlafen, aber die wilde, ausschweifende Sittenlosigkeit der hiesigen Winzer und Winzerinnen kann man ihnen doch nicht vorwerfen. Am Abend rathe ich keiner ordentlichen Frau, in die Gegend von Weinbergen zu gehen, ja sie wird wohl thun, sich und ihre erwachsenen Kinder von dem eigenen fern zu halten.

Der ganze Sommer gab wenig von den schönen Tagen, an denen unser Land und See wie eine reizvolle Zauberwelt ausgebreitet liegt, von den kecken Zinnen der Tours d'Ay und der Diablerets bis zu den bescheidenen Jurahöhen, und unten das Drängen von Städten, Dörfern und Landhäusern zwischen blühenden Feldern, Gärten und Weingeländen. Der unfreundlichen Witterung ungeachtet, hat es uns nicht an Fremden aller Art und Gestaltung gefehlt; es wäre aber schwer, von ihnen noch etwas mehr zu wissen, als ihre Visitenkarten, und da der Oktober zum Ersatz für den Sommer sehr schön ist, so drängen sie sich bis auf den heutigen Tag am Leman zusammen. Kellner, Gastwirthe, der Poststall und die Packträger sind dabei fast einzig interessirt, denn man käme schlecht weg, wenn man sich weiter um diese Zugvögel bekümmern wollte, denen selbst wenig an den Einwohnern des Landes liegt, das sie auf ihrer Tour gesehen haben müssen, und von dessen öffentlichen Anstalten, d. h. von seinen Wirthshäusern, sie allein genau Red und Antwort zu geben vermögen. Es ist mir früher manchmal in den Sinn gekommen, besonders auf meinen Fußreisen, diesen Travellers mit Rath und That an die Hand zu gehen, sie auf Manches aufmerksam zu machen, sie über Manches aufzuklären, was auf keiner Charte und in keinem Guido de Voyageur steht. Ich habe es aber bald seyn lassen. Dinge, die jedem verständigen Reisenden anziehend sind, Bemerkungen über frühere Geschichte, Volkssagen, Sitten der Einwohner, haben nicht den geringsten Reiz für sie. Manche sehen auch den Sprecher groß an, daß er sie mit solchen Lappalien behelliget. Bei den mehrsten ist die Unwissenheit und geistige Rohheit so dick, daß wohl jahrelange Vorbereitung dazu gehörte, um sie für etwas Anders empfänglich zu machen, als für die Kunst, ihre gröbsten Lebensbedürfnisse auf die angenehmste Weise zu befriedigen. Ich habe eine Menge Engländer gesprochen, welche die große europäische Tour gemacht und dabei noch Konstantinopel, Smyrna, Jerusalem und Egypten gesehen hatten. Ich dachte Wunders, was ich von ihnen erfahren könnte, erfuhr aber nichts, was nicht in ihren gedruckten Reiseführern steht, oder alte Geschichten, die ihnen von Janitscharen, Arabern und dergleichen Volk aufgebunden worden waren; denn Beurtheilungskraft haben sie selten. Ich kann versichern, daß ich in dem Innern von Rußland, in ärmlichen Hütten, viel mehr natürlichen Verstand und Freude am Unterricht gefunden habe, als bei sehr vielen dieser Ueberseer. Ich möchte sie aber hören, wenn sie nach Haus kommen und ihres Gleichen vorerzählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Oktober.

(Beschluß.)

Kunstwerth. Die Sontag. Die Berliner Revolution.

Wo so viele junge Talente sich regen, alle in den höchsten Regionen der Kunst, die im täglichen Bedürfnisse des Marktes keine Unterstützung findet, entsteht selbst in Friedenszeiten die Besorgniß: „wo hinaus?“ Preußen und das gesammte Deutschland ist arm an solchen reichen Leuten, welche Gemälde der Art jährlich kaufen mögen und können; das reichere Ausland (Frankreich und England) will oder versteht noch nicht, und wird es auch vielleicht niemals verstehen, diese Schöpfungen der poetischen Malerkunst zu würdigen. Sollen eminente Talente, wie das eines Lessing, doch am Ende auch nach Brod gehen? Ich sage „am Ende,“ denn für den Augenblick ist noch keine Noth. Die Kunstvereine wirken durch ihre Bestellungen größerer Werke sehr wohlthätig dahin, die Künstler abzuhalten vom Zersplittern ihrer Kräfte, und die Schöpfungen ihrer Phantasie ins Leben treten zu lassen. Möchten diese trefflichen, wahrhaft gemeinnützigen Institute mehr und mehr Theilnahme gewinnen! Die Fürsten allein halten und heben nicht mehr die Kunst; auch sie wird dahin kommen, wie Handel und Industrie, in der populären Theilnahme ihre Hauptstütze zu finden. Bis jezt sind diese Aktienvereine freilich nur noch Versuche.

Wie wir eben vernehmen, hat Henriette Sontag nunmehr bestimmt ihre künstlerische Laufbahn geschlossen und ihren Namen verändert. Von Petersburg, wo sie zum lezten Male in einem Cyklus von Konzerten aufgetreten ist, geht sie nach Hamburg, um sich mit ihrem Gatten, dem Grafen Rossi, in die von andern als künstlerischen Stürmen bewegte Niederlande zu begeben. Wer dies liebenswürdige Wesen kennen gelernt hat, wird ihr persönlich ihr Glück nicht mißgönnen. Es war ein künstlerischer Siegeslauf, den noch keine Künstlerin, ja noch kein Künstler, von dem die Geschichte weiß, durchlaufen hat. Selbst die Anerkennung eines Raphael will nichts dagegen sagen, und die fünfzig Künstler, die ihn begleiteten, wenn er durch Roms Straßen ging, sind nur ein geringes Gefolge gegen dasjenige, welches eine Sontag durch ganz Europa erwartete und empfing. Aber nur in einer Zeit, gerade wie die vergangene, war eine solche Erscheinung möglich. Sie mußte im Kulminationspunkt der Ruhe nach einem fast fünfzehnjährigen Frieden auftreten, um die nach geistiger Aufregung trachtenden Gemüther so entflammen zu können. Die vom seltensten Glück Begünstigte endet ihre Laufbahn gerade mit dem Momente, wo andere Interessen mächtig hereinbrechen und es keiner zweiten, noch so begabten Sängerin möglich werden wird, auch nur einen Theil jener Aufmerksamkeit zu erregen.

Uebrigens ist es hier ruhig und still. Unsere sogenannte Revolution ist wie eine Farçe vorübergegangen. Sie war mehr spaßhaft als ernst, ohne beabsichtigtes und zufälliges Resultat. Aber in der Erinnerung erhält sie, unbeschadet der traurigen Einzelnheiten, ein noch viel scherzhafteres Gewand. Ob dies ein gutes Zeichen ist, lasse ich dahingestellt, aber es ist ein Zeichen des Berliner Sinnes und wie man sie hier betrachtet. Man weiß nichts als Bonmots und Witze, man entwirft Karrikaturen, die nicht ausgeführt werden und in der Idee auch wohl geistreicher sind, als sie es auf den Grosvinzischen Blättern werden würden. Die Berliner Physiognomie läßt sich einmal mit Stichel und Farbe nicht gut wiedergeben. Selbst die einzelnen Verwundeten entgehen nach dem Sprüchwort: wer den Schaden trägt, braucht für den Spott nicht zu sorgen, dem lezteren nicht. Der Witze, von denen einige zu den besten gehören, welche je von der Berliner sarkastischen Laune zu Tage gefördert wurden, sind so viel, sie wachsen noch täglich, daß man ein anständiges Buch davon schreiben könnte. Schade, daß Ihre Blätter keinen Raum dafür haben; es ist so viel Gebornes und so wenig Gemachtes, daß sie auch durch den Druck mitgetheilt zu werden verdienten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. November 1830.

— Entfalte dich, Panner!
Für dich nur unsre Herzen schlagen;
Du flatterst hoch, wir folgen dir.

Neufranzösisches Lied.

Ueber die Nationalsinnbilder der Franzosen.

Von jeher haben Farben und Sinnbilder, wodurch sich Völker von einander unterscheiden, den mächtigsten Einfluß auf die Menschen geübt. Was in Zeiten der Ruhe eine ganz gleichgültige Zierde ist, wird bei politischer Aufregung zum Hebel des Archimedes und erschüttert eine Welt. Den vollen Werth von Abzeichen, welche so oft einer Parthei sicherer die Oberhand verschafft, ein Heer schneller zum Sieg geführt haben, als die Berechnungen der Taktik und der uneigennützigste Muth, hat die Geschichte meistens zu würdigen vergessen; sie sieht in ihnen, wie die Menge, nur etwas Zufälliges, und doch sind sie eines der kräftigsten Werkzeuge der Revolutionen, und gleichsam die möglichst kurze Formel eines allgemeinen Grundsatzes. So sind z. B. die drei revolutionären Farben der Franzosen in der Einbildungskraft der Völker so innig mit der ganzen Revolution verwoben, daß vielleicht eines Tags ein großer Abschnitt der französischen Geschichte durch sie bezeichnet wird. Je weiter der Gesichtspunkt sich hinausrückt, desto kleiner erscheinen Menschen und Ereignisse, die unter jenen Farben handelten und sich begaben, und die Farben werden zum bedeutsamen Wahrzeichen einer ganzen Reihe von Begebenheiten. So gut man jezt sagt: die Kriege der weißen und der rothen Rose, der Kampf zwischen Kreuz und Halbmond, kann es einst heißen: die Kriege und die Herrschaft der drei Farben.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, uns über die moralische und politische Geschichte der französischen Embleme zu verbreiten. Dagegen werden einige antiquarische Bemerkungen über diesen Gegenstand nicht unwillkommen seyn, wenn auch Frankreich und der Welt der Stammbaum der drei Farben und des gallischen Hahns an sich so gleichgültig seyn mag, als Napoleon die Reihe seiner Ahnen war, welche die Schmeichelei aus dem Staube eines italienischen Archivs ans Tageslicht gezogen hatte.

Es war wohl bisher so ziemlich allgemeine Meinung, die blau, weiß und rothe Kokarde sey eine Geburt der Revolution, der Hahn dagegen ein altes Sinnbild des gallischen Volkes. Es ist aber, wie wir im Folgenden sehen werden, gerade umgekehrt. Der französische Alterthumsforscher gab sich alle Mühe, den Stammbaum des Hahns weiter hinaufzuführen; aber vergeblich: er ist und bleibt ein Roturier, ein Kind der Revolution; und muß sehen, wie er selbst sein Glück macht. Die drei Farben dagegen stammen allerdings als politisches Oppositionszeichen erst aus der Revolution; es soll aber gezeigt werden, daß sie schon seit mehreren Jahrhunderten in Frankreich ein Lieblingsemblem waren und neben der weißen Farbe die Nation und das königliche Haus von Frankreich bezeichneten.

Die drei Farben.

Wann, wie und warum die drei französischen Farben vereinigt wurden, ist aus der Geschichte nicht zu ermitteln; wir sehen uns daher um, welche Farben in den ver-

schiedenen Epochen der französischen Monarchie als Embleme der Nation gebräuchlich waren.

Das älteste französische Nationalbanner, dessen die Geschichte Erwähnung thut, ist der sogenannte St. Martinsmantel (chape de St. Martin), was wohl nicht das Kleid des Heiligen selbst, sondern das Banner seiner Abtei war. Lange Jahrhunderte war es bekanntlich Sitte, die Fahne des Heiligen, in dessen Fürsprache man das meiste Vertrauen sezte, zum Kriegsbanner zu wählen. Martin von Tours, einer der ersten Apostel in Gallien, war aber der Patron der aufkeimenden Monarchie, und sein Banner ließen daher die Könige ihren Heeren vortragen. Diese Fahne war blau, und es ist diesem nach, obgleich es dafür an bestimmten Beweisen fehlt, der Analogie nach wahrscheinlich, daß Blau die Nationalfarbe der ersten Franzosen war.

Wann man des heil. Martins Banner mit dem eines andern Heiligen vertauschte, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich geschah dieß aber in den ersten Zeiten der dritten französischen Königsfamilie. Um diese Zeit schlug die königliche Gewalt ihren festen Sitz zu Paris auf, und damit wandte sich auch die Andacht des Volks vorzüglich dem heil. Dionysius zu. Damals war also das Banner der Abtei St. Denys die Nationalfahne. Es ist dieß die bekannte Oriflamme, und sie war roth.

Daß die Farbe der Oriflamme die eigentliche Nationalfarbe wurde, dafür fehlt es nicht an geschichtlichen Belegen. Den bündigsten gibt die Farbe des Kreuzes auf dem Kleide, wodurch sich die Völker in den Kreuzzügen unterschieden. Das Kreuz vertrat damals die Stelle der Kokarde; an der verschiedenen Farbe und Form desselben erkannten einander die Landsleute. Nach allen Geschichtschreibern jener Zeit waren nun die Kreuze der Franzosen roth, die der Engländer dagegen weiß. Roth war also ohne Zweifel die Nationalfarbe der Franzosen, weiß die der Engländer. Wann aber und durch welche seltsame Fügung diese beiden feindlichen Völker dazu kamen, ihre Farben gegenseitig zu vertauschen, ist wohl nicht leicht bestimmt auszumachen. Am wahrscheinlichsten geschah es unter der Regierung Philipps von Valois; denn um diese Zeit fingen die Könige von England an sich Erben der französischen Krone zu nennen, und bald hatten sie wirklich auch den größten Theil von Frankreich inne. Hatten sie das Gebiet usurpirt, so war es wohl natürlich, daß sie sich auch die Farben zueigneten. Andernseits gehörten diese englischen Könige dem Hause Lancaster an und waren als solche die Häupter der Parthei der rothen Rose; die Farbe, welche zugleich ihr Haus und das neue Königreich, das sie zu erobern gedachten, bezeichnete, mußte ihnen also vorzüglich willkommen seyn. Als einmal die Könige von Frankreich Herrn von Paris und St. Denys waren, konnte man auch die Oriflamme nicht mehr vor den französischen Heeren hertragen, und damit wäre zwar so ziemlich erklärt, warum die rothe Farbe aufgegeben, nicht aber, warum dafür die feindliche weiße angenommen wurde. Geschah es etwa blos aus Widerspruchsgeist? Wie dem sey, so viel ist gewiß, die Religion drückte dieser neuen Wahl bald feierlich ihr Siegel auf. Denn im fünfzehnten Jahrhundert kam der Mariendienst wieder außerordentlich in Aufnahme. Karl VII. stellte sein Königreich unter den Schutz der heiligen Jungfrau, und es ist bekannt, mit welch brünstiger Andacht sein Nachfolger, Ludwig XI. zu unserer lieben Frau und dem heiligen Michael betete. Zu den unbekannten politischen Gründen kamen also religiöse Motive; weiß, das Sinnbild der Reinheit, war das Sinnbild des vornehmsten Gegenstandes der Volksandacht, und wurde somit förmlich das Symbol der Nation.

Obgleich von dieser Zeit an das weiße Banner, die sogenannte cornette blanche, allgemein für die Nationalfahne galt, und also alle andern Farben als Abzeichen verdrängt hatte, so fehlt es dennoch nicht an Beispielen, daß sich Könige von Frankreich hierin auch jezt noch Neuerungen erlaubten. So gaben Karl IX. und Heinrich III. ihren Truppen rothe Fahnen und Schärpen, während der König von Navarra und die kalvinistische Parthei das weiße Banner und die weiße Binde beibehielten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Der achtzehnte Januar war Agnesens Geburtstag. Alles eilte herbei, um die herkömmlichen Glückwünsche abzustatten. Viele brachten kleine Gaben mit, meistens kostbare Kleinigkeiten, unter denen mancherlei gläserne und porzellanene Schätze des Mittelalters sich befanden, wofür die Gräfin eine besondere Liebhaberei hatte. Graf Moriz brachte ihr einen kleinen Teller von Majolica, dem Tongeschirr, welches Raphael durch die Spiele seines Pinsels, seiner geliebten Töpferin zu Ehren, weit über das schönste Porzellan erhoben hat. Dieser Teller ward mit mehreren schönen Gefäßen von Porzellan, Krystall, Rubinglas u. s. w. auf einen Tisch gesezt, welcher bestimmt war, den Opfergaben des Tages als Altar zu dienen. Das Zimmer füllte sich immer mehr und auch Major Hilperstein, der sich viel darauf einbildete, immer die sinnvollsten Geschenke zu überreichen, nahte sich mit einer blaßrothen, wunderschönen Rose, die „Königin von Dänemark" genannt. Agnes war unbeschreiblich reizend inmitten der Huldigungen, die sie umgaben. Frauen, die immer gewohnt sind, Alles zu ihren Füßen zu sehen, verlieren bald die Eitelkeit, die den Gewöhnlicheren ihres Geschlechtes so übel steht. Der Mittelpunkt der Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien ihrer Umgebung zu seyn,

das sehen sie als eine Sache an, die sich von selbst versteht, und sind doppelt liebenswürdig durch den geringen Werth, den sie darauf zu legen scheinen. Ob sie das Aufhören dieser Geringfügigkeit mit derselben Gleichmuth tragen würden, als deren Besitz, das wollen wir nicht entscheiden.

Graf Borck sah die unzweideutigen Zeichen der Achtung und Liebe, die seiner Frau gezollt wurden, mit innigem Wohlgefallen; er konnte sich ihrer Schönheit nicht genug freuen, sein Auge nicht wegwenden von den leichtbeweglichen Zügen ihres lieblichen Gesichtes.

Major von Hilperstein war indessen aufgefordert worden, seine deklamatorischen Talente zu produziren, und Agnes, obgleich ein leichtes Gähnen ihren Mund zu entstellen drohte, stimmte gleich in den allgemeinen Wunsch ein, sobald sie bemerkte, daß Hilperstein nur noch auf ihre Aufmunterung zu harren schien, um endlich nachzugeben. Er deklamirte einen Monolog aus Shakespeare mit vieler Affektation und großer Suffisance; denn er behauptete, ein Schüler Ifflands zu seyn, und wußte viel zu erzählen von den Lobeserhebungen, welche dieser, seiner kraftvollen, männlichen Stimme wegen, ihm gezollt habe. Ueberhaupt waren es eigentlich die körperlichen Gaben, mit welchen die Natur ihn ausgestattet hatte, sein Baß, sein Falkenauge, seine Muskelkraft, seine stattliche Gestalt, die ihn zu der Rolle des deutschen Biedermanns, deren er sich befliß, bestimmt hatten.

Nach diesem Deklamatorium kam die Rede auf's Tanzen, und ein Spaßvogel, der den guten Major zur Zielscheibe seines Witzes gemacht hatte, behauptete: so graziös auch seine Gestikulation wäre, so könnte er bei seiner Korpulenz doch unmöglich eine anständige Pirouette machen. Hilperstein, der sich auch das geringfügigste Talent nicht gern bestreiten ließ, sezt sich sogleich in Position, hebt sich auf die Spitze des linken Fußes, schwingt sich mächtig im Kreise, berechnet aber den Raum falsch und stößt mit dem weitabschwebenden rechten Fuße den Tisch mit den Geschenken der Gräfin um, daß die Scherben klirrend zur Erde fallen. Agnes stürzt mit einem Schrei auf die Trümmer zu und rafft den unbeschädigten Majolicateller mit sichtbarer Freude vom Teppich auf, sich um den übrigen Verlust nicht kümmernd; dann blickt sie, unwillkührlich und schnell erröthend, zu ihrem Manne auf und sieht, wie sein trübes Auge fest auf sie gerichtet ist, während ein leises Zittern seine Lippen bewegt; sie wendet den Blick und sieht, wie Graf Moriz, vor Freude glühend, in ihrem Anschauen verloren dasteht — und langsam läßt sie die Finger los, daß der Teller auf die Scherben fällt und — zerbricht.

Dem allgemeinen Schreck mögen wir es zuschreiben, daß, außer diesen dreien, Niemand die Scene bemerkte. Die Bestürzung der Gräfin ward bei so überraschendem und unersetzlichem Verlust natürlich genug gefunden; aber der arme Hilperstein wußte nicht, wo er seine Verlegenheit verbergen sollte. Diese Verlegenheit war übrigens ein wahrer Trost für Agnes, indem sie dadurch schnell wieder in ihr Gleichgewicht zurückgebracht ward. Sie nahte sich dem wirklich bekümmerten und zerknirschten Sünder mit freundlich lächelnder Miene und sagte: „Beruhigen Sie sich, lieber Hilperstein, Sie sollen volle Verzeihung für Ihr Vergehen erhalten, wenn Sie versprechen wollen, jedesmal, wenn von Pirouetten die Rede ist, zu sagen: „die kann ich leider nicht mehr machen, dazu bin ich zu dick.“ Der Major fand die Strafe fast ärger als das Vergehen, und redete sich bald wieder in seine natürliche Zuversicht hinein.

Der schönen Gräfin aber war dieser Geburtstagsmorgen ein wichtiger Abschnitt in ihrem Leben geworden. Sie hatte entdeckt, was sie schon längst hätte wissen können, daß Graf Moriz ihr — nicht gleichgültig seye; sie hatte mit Schrecken und tiefer Beschämung gesehen, daß dieser eine Augenblick ihr selbst, ihrem Manne und dem Grafen Moriz einen zu tiefen Blick in ihr Herz gewährt hatte. Allein sie fand eine große Beruhigung darin, daß sie so gehandelt hatte, wie die Pflicht es ihr gebot, und eben dieses Gefühl, so wie die Gewißheit über das, was sie zu fürchten habe, die Ueberzeugung, daß nichts sie bewegen könne, den Mann zu kränken, den sie so innig verehrte und liebte, — dies Alles gab ihr bald ihre Seelenruhe wieder. Sie beschloß, ihre Gefühle tief in ihrem Herzen zu verschließen, von jezt an eine überwiegende Leidenschaft für Majolica an den Tag zu legen, und durch Gesellschaftsphrasen und Unbefangenheit dem Grafen Sain jeden Gedanken, daß er ihr mehr als eine liebe Bekanntschaft sey, zu benehmen. Mit diesen Vorsätzen trat sie ihrem Manne liebend und freundlich, wie immer, entgegen, und der unbedeutende Vorfall ward, ihrer Meinung nach, auch von ihm bald vergessen.

Den folgenden Morgen brachte sie damit hin, sich allerlei Gespräche auszudenken, die sie mit Graf Moriz führen wollte und die ihn recht von ihrer Gleichgültigkeit überzeugen sollten. Sie hatte lange Zeit gebraucht, einen eleganten Morgenanzug zu wählen, dann hatte sie gespielt, gesungen, gemalt, Besuche empfangen; aber der Morgen wollte nicht endigen und Graf Moriz wollte nicht kommen; sie begriff es nicht, sie war unruhig, zerstreut, fand es aber doch so am allerbesten und ging ans Fenster, einen Blumenstock zu begießen und zugleich einen Blick in die Straße zu werfen. Die Uhr schlug drei, schlug vier; die Kammerjungfer kam, sie zur Toilette abzurufen; der Mittag brachte mehrere Gäste, der Abend eine zahlreiche Versammlung; aber Moriz war nicht darunter. Verdrießlich legte sie sich zu Bette und erwachte nur, um einen ähnlichen Tag zu verträumen. Am zweiten Abend

endlich faßte sie den Muth, Jemanden von der Gesellschaft zu fragen: „Wo ist nur Graf Sain geblieben? ich glaube, seit vorgestern habe ich ihn nicht gesehen.“ — „Er ist krank und hütet das Bett,“ war die Antwort. Wo waren alle ihre Berechnungen nach dieser einfachen Erklärung seines Ausbleibens? Sie hatte sich ihn schmollend und trotzend gedacht, und fühlte sich stark genug, dem zu begegnen; aber krank und leidend, nachdem sie ihn so bitter gekränkt hatte! — Wäre er jezt gekommen, wie würde sie ihn empfangen haben? Doch er kam nicht und es vergingen noch acht Tage, ehe er kam. — Endlich war er da; blaß und schwach und erröthend vor Freude beim langentbehrten Anblick seiner schönen Freundin. Ihre Vorsätze waren dahin; in der fast zärtlichen Stimmung, die dieses Wiedersehen hervorrief, fragte sie theilnehmend nach Allem und schalt, daß er sich nicht genug in Acht nähme. Von Majolica war nicht die Rede. Moriz war stumm vor Freude und Agnes bemerkte nicht, daß sie allein sprach. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Oktober.

(Fortsetzung.)

Auswanderer. Reformen im Staatshaushalt.

Wir sehen Reisende aller Art bei uns ein- und ausziehen; sind sie nicht immer in herrlichen Reisewagen, so suchen sie sonst fortzukommen. So kam neulich ein großer Wagen mit vier Pferden an, auf dem eine unbändige Kiste stand, wie sein kleines Haus mit Fenstern und Thüren. Darin wohnte eine waadtländische Familie aus Romainmotier, bestehend aus Vater, Mutter und sechs Kindern; dazu ihr Hab und Gut und Futter für die Pferde. Sie fuhren auf diese Weise wohlgemuth gen Akjermann in Bessarabien, wo Kaiser Alexander eine Schweizerkolonie gegründet hat. Wie sie sagten, kommen ihnen noch zehn andere Familien aus ihrer Gegend nach. Bei Gott! es gehört doch ein starker Entschluß dazu, aus dem Waadtland, wo so leicht zu leben ist, wo so wenig Abgaben gezahlt werden, wo Himmel und Erde so schön sind und volle Freiheit herrscht, nach jenen traurigen, einsamen Gegenden, in die Nachbarschaft der Barbarei auszuwandern!

Es ist nicht zu läugnen, wir athmen jezt schon freier, denn voriges Jahr, und wiewohl unser Staatsrath nur kärglich und mit wohlberechneter Uebereilung gab, was er unmöglich länger abschlagen konnte, so läßt sich doch hoffen, daß manche andere Uebelstände, z. B. der entsetzliche Nepotismus, auch nicht lange mehr aufrecht gehalten werden können, so Viele auch daran halten und stützen. Als man sah, daß der Staatsrath nicht länger dem Andrängen des Volks widerstehen konnte, und daß er sich mit dem Gedanken an Veränderungen in der Konstitution von 1814 vertraut machte, äußerten unsere besten und redlichsten Sprecher, la Harpe, Monnard, Monnod und einige Andere, es sey sehr zu wünschen, daß, bevor man in dieser Beziehung an Veränderungen gehe, durch eine Kommission die Art und Weise festgesezt werde, wie die Konstitution künftig Modifikationen erleiden könne. Damit war aber unserm Staatsrath nicht gedient; er wollte nur Veränderungen im Wahlsystem eintreten lassen, und weiter nichts; darum wurde auch so sehr mit der Diskussion und der Abstimmung im großen Rath über diesen Gegenstand geeilt. Sehen wir auf das, was im Juni und Juli bei einem andern Schweizervölkchen geschah, auf das wir lange mit vermeintem Mitleid herabgesehen hatten, blicken wir auf den Kanton Tessin und auf dessen theils liberale Umgestaltung, so können wir uns einiger Beschämung nicht erwehren, die uns nur dadurch weniger drückend wird, daß kein Schweizerkanton, selbst nicht das liberale und lichtvolle Genf, in seiner Verfassung so hoch steht, wie jener. Bei unsern mühsam errungenen Veränderungen lernten wir recht kennen, was Jeremias Bentham die Sophismen der Gewalt nennt, wenn von zeitgemäßen Veränderungen und Verbesserungen alter Ordnung gesprochen wird. Da ist erstlich die Rede von der Weisheit der Vorfahren, von der langen Erfahrung vergangener Jahrhunderte und von ehrwürdigem Alterthum; dann wird von der Unverletzlichkeit der Gesetze und Ordnungen geredet, da sie der Regent mit seinem Eid bekräftigt; es wird Rechts und Links der Regierung und den Ministern Weihrauch gestreut; dann spricht man von Gefahren, supponirt böse heimliche Absichten, bedenkliche Verbindungen, man warnt vor allen Neuerungen, die als solche schon sehr schädlich seyen, lobt die Väterlichkeit, die besser und sicherer sey, als alle Verfassung, als alle Gesetze; Angestellte thun auch wohl bös und meinen, sie angreifen, sey so viel, als die Regierung selbst angreifen, sprechen von Rebellion u. s. w., oder wenn sie klüger sind, versichern sie, das müßten sie am besten wissen, die schon so lange in Landes- und Staatsangelegenheiten gearbeitet hätten; dann heißt es auch wohl: was geht es euch an? werft eure Augen auf andere Länder, seht, wie es bei dem Nachbar zugeht; wahrhaftig nicht so gut wie bei euch, man beneidet euch in eurem öffentlichen Zustand; was fehlt euch denn? worüber beklagt ihr euch? auf jeden Fall ist es jezt noch nicht die Zeit zu Veränderungen; warten wir damit bis auf günstigere Zeit; alles Ding hat seine Zeit, gehen wir ja nicht zu geschwind, chi va piano, va sano; möchte sich doch Jeder nur um seine eigenen Angelegenheiten bekümmern und in seinem Hauswesen verbessern, ehe er an wichtige Dinge denkt, die ihn im Grund gar nichts angehen und für die schon andere Männer sorgen werden. — Hätten wir die Leute bei uns seit drei Jahren gewähren und so reden lassen, so wären wir noch immer auf dem alten Fleck.

Es ist nicht zu läugnen, daß unser liberales Blatt, der Nouvelliste Vaudois, dessen Seele der Professor Monnard ist, unsere neuen Verbesserungen wesentlich mit herbeigeführt hat. Dies Blatt war vor sechs Jahren das erste freisinnige Organ für die Rechte und Hoffnungen der Waadtländer, die damals, ihrer Konstitution von 1814 ungeachtet, noch unter argem aristokratischem Einfluß standen. In den ersten Jahren durfte es aber wegen der strengen Censur nur leise auftreten, und selbst eine Menge faktischer Umstände durften nicht berichtet werden. Dies ward mit Aufhebung dieses Zwangs vor einigen Jahren besser. Die bis dahin herrschende Partei sprach in der Gazette de Lausanne laut und leidenschaftlich, dadurch ließ sich der Nouvelliste zu Zeiten hinreißen, und seinen Aufsätzen fehlte es an Ruhe und Besonnenheit, wodurch manche Unbefangene gegen die gute Sache eingenommen wurden. Dadurch ward auch der Staatsrath so heftig gegen Monnard und seine klare, scharfe Logik aufgebracht, daß er die erste Gelegenheit ergriff, um ihn seine Ungnade fühlen zu lassen. Der Professor ward wegen der Theilnahme an der Vinetschen Schrift voriges Jahr von seinen akademischen Funktionen suspendirt und erst Anfangs vorigen Monats wieder in integrum restituirt. Dies erinnerte an den Bernischen Vaillif, der einst zu dem berühmten Zimmermann sagte: „Nicht Wissenschaft wollen wir, sondern Gehorsam.“ Allen denen, welche den geistreichen, edeln Mann kennen, war diese Wiedereinsetzung ein Fest, zumal unsere Akademie im Begriffe stand, ihn zu verlieren, da ihm von der freisinnigen Universität Basel ehrenvolle Anträge gemacht worden waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. November 1830.

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben.

Schiller.

Der Wanderer in der Sägmühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du trittst zur rechten Stunde,
O Wanderer! hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein."

„Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dieß Holz, im Schooß der Erden,
Ein Schrein zur langen Ruh."

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Justinus Kerner.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Ein zweiter Besuch unterbrach das tête à tête. So war denn Alles wieder in seinem Geleise, und an die Stelle der gleichgültigen Gesellschaftsphrasen, des leichten Scherzes, womit sie ihn zurückzuhalten dachte, war Zutraulichkeit und Weichheit getreten. Sie achtete nicht darauf; sie schalt sich eine Thörin, weil sie, wenn auch nur vorübergehend, über den Zustand ihres Herzens sich beunruhigt hatte, sie nannte sich eitel, weil sie einen Augenblick glauben konnte, ihm theurer zu seyn, als sie es seyn durfte. War nicht jedes Wort, das er sprach, der Ausdruck seiner unbegrenzten Achtung für sie? Konnten die glühenden Blicke, denen sie manchmal kaum zu begegnen wagte, nicht eine schöne, unschuldige Eigenthümlichkeit seines Auges seyn? Sie nahm sich vor, von Stund an darauf Acht zu geben, ob er nicht auf andere ebenso blicke, und an dem Abend desselben Tages, als sie sein Auge mit sichtlichem Wohlgefallen auf das schöne Fräulein Fay sich richten sah, folgte sie ihm unverwandt, um der Sache auf den Grund zu kommen. Das Resultat dieser Untersuchung war: daß er junge, unerfahrene Mädchen nicht so zärtlich anzusehen brauche. Nach Beendigung dieser kritischen Beleuchtung traf ihr Blick das Auge ihres Mannes; sie fühlte sich von ihm beobachtet; sie fing an, es unangenehm zu finden, nicht unbemerkt rechts oder links sehen zu dürfen; die Ruhe ihres Charakters, die ungetrübte

Heiterkeit ihrer Stimmung war dahin. Sie war in der That unzufrieden mit sich selbst, aber sie wollte sich den Grund noch nicht gestehen und hatte die wahre Ursache in künstlicher Verschanzung dem eigenen Auge verborgen.

So vergingen mehrere Tage, die eben nicht zu den glücklichsten ihres Lebens gehörten; da trat eines Morgens Graf Moriz zu ihr ins Zimmer. Sein ungewöhnlich bleiches, ernstes Aussehen beunruhigte sie; sie fragte gleich nach der Ursache seiner sichtlichen Verstörung und erfuhr, daß er die Trauerbotschaft von dem sanften, aber plötzlichen Tode seines geliebten Vaters erhalten habe. Er saß dicht neben ihr auf einem Divan, als er beklommenen Herzens diese Nachricht mittheilte; er drückte die im Mitgefühle dargebotene Hand an seine bebenden Lippen, er benezte sie mit seinen Thränen — und Agnes vermochte nicht, sie zurückzuziehen. „Ich hing an ihm," sagte Moriz, als er wieder seiner Sprache mächtig ward, „wie an keinem andern Menschen, und so lange ich an seiner Seite war, gehörte ihm mein ganzes Herz; aber — ich bin ihm nicht treu geblieben, ich habe die lezten Monate kaum mehr an ihn gedacht." — Und mit finsterem Blick und dumpfer Stimme fügte er hinzu: „ich hatte ihn und seine Lehren vergessen." — „Moriz, lieber Moriz," sagte Agnes, mit innerer Angst kämpfend, „wie mögen Sie so hart sich anklagen! Was ist Ihnen denn? Was haben Sie gethan? Vertrauen Sie es mir, Ihrer besten Freundin!" — „Meiner besten Freundin!" rief er heftig aus. „Ich war gut, ehe ich Sie erblickte, und wähnte bis gestern Abend, Ihre Nähe habe mich noch veredelt. Aber es ist nicht so, das fühle ich, seitdem ich weiß, daß mein Vater gestorben ist; ihm hätt' ich nicht unter die Augen treten mögen — mit dieser Liebe im Herzen."

Zitternd saß ihm Agnes gegenüber; Thränen entströmten ihren Augen; sie war unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen.

„Ich glaubte es Anfangs nicht," fuhr er in tiefem Schmerze fort; „erst an Ihrem Geburtstage ward es mir klar, daß ich Sie liebte, wie ich es nicht sollte. Ich weiß auch, daß ich Ihnen werth bin; aber es darf mich nicht freuen; was andern die höchste Seligkeit wäre, macht mich elend; gestern noch war es mein entzückendster Gedanke, jezt, am Grabe des Vaters, ist es meine Qual." — Sie antwortete noch immer nicht; Angst, Ueberraschung, tausend stürmische Gefühle machten es ihr unmöglich; er aber schien es nicht zu bemerken, und mit plötzlich aufflammendem Auge fuhr er fort: „Ich weiß, was jezt Ihr erstes Wort seyn wird. Sie werden mir rathen, von hier wegzureisen. Verschonen Sie mich, um Gottes Willen, verschonen Sie mich mit dieser Alltagsmaßregel. Ich kann die Trennung von Ihnen nicht ertragen, jezt am wenigsten; Sie können es vielleicht, Sie haben einen edlen Mann, der Ihnen beistehen wird; ich habe nichts, auf der ganzen Welt nichts — als Sie." — „Ja, Moriz!" rief hier Agnes, wieder zu sich selbst gekommen, aus, „ja, ich habe einen edlen Mann, und an seine Brust will ich mich werfen, von ihm will ich Trost verlangen, ihm will ich Alles sagen." — „Und mein Todesurtheil sprechen," unterbrach er sie, in ruhigem Tone, „denn seine kalte Weisheit wird nur von Trennung hören wollen, und ich — muß Sie verlassen. Aber seyn Sie barmherzig," sezte er, sehr weich und erschöpft, hinzu, „lassen Sie mich hier! Nie, nie will ich Sie mit meiner unbescheidenen Liebe quälen; sanft, gut, folgsam sollen Sie mich finden, nur lassen Sie mich hier."

Agnes war schwach genug, sich endlich das Versprechen des Stillschweigens entlocken zu lassen, doch unter der Bedingung, daß dieses Gespräch das lezte dieser Art seyn, und daß Moriz sie jezt gleich verlassen solle. Er gehorchte und ging nach einem langen Kuß auf ihre Hand, die sie ihm nicht entzog.

Als sie sich endlich allein sah, waren ihre Gefühle im heftigsten Aufruhr. Wer ihr vor einem Jahr gesagt hätte, daß sie einst von einem fremden Manne eine Liebeserklärung dulden werde, der hätte sie empfindlich beleidigt, und doch war es jezt geschehen. Worte, wie sie ihr Ohr nie hatten berühren dürfen, hatte sie mit kaum unterdrückter Theilnahme angehört, und dadurch also fast gerechtfertigt. Sie war sich der Reinheit ihres Herzens mit solcher Zuversicht bewußt gewesen, daß sie, harm- und sorglos jedem angenehmen Eindrucke sich hingebend, auch die wachsende Neigung für Moriz erst zu beachten anfing, als sie ihr strenges Pflichtgefühl schon untergraben hatte. Als sie nach kurzer Frist aus einer Art von Starrsucht erwachte, war ihre erste Bewegung, sich auf die Kniee zu werfen und in heißem Gebete Trost und Rettung vom Himmel zu erflehen; aber ungestärkt und unberuhigt stand sie wieder auf, denn das Versprechen, ihrem Manne Alles zu verschweigen, hatte dem Gebete die beste Kraft genommen, und sich zu entschließen, dieses Versprechen nicht zu halten, das war mehr, als sie in diesem Augenblicke über sich vermochte. Auch ihr war es klar, daß schleunige Trennung von dem Gegenstande ihrer Liebe die unmittelbare Folge des Bekennens seyn würde, und sie suchte vergebens nach Hülfe, da sie die einzige, rechte Arznei nicht ergreifen wollte. Eine leichtfertige Liebeserklärung hätte sie mit Unwillen und mit gekränkter Würde zurückgewiesen; aber diesem tiefen Schmerze, dieser leidenschaftlichen Gluth seines offenen, schönen Auges waren ihre festesten Entschlüße nicht gewachsen.

Als Graf Borck zuerst nach diesem Auftritt zu ihr kam, wagte sie es kaum, zu ihm aufzublicken; jedoch durch seine milde Freundlichkeit, durch sein Nichtbemerken ihrer innern Unruhe ward diese bald wieder so weit beschwichtigt, daß sie mit dem Vorsatze, ihren heiligsten Pflichten

treu zu bleiben, die Verletzung des Vertrauens entschuldigen zu können meinte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Nationalsinnbilder der Franzosen.

(Fortsetzung.)

Was folgt nun aus dem Bisherigen? Ist es ein bloßer Zufall, daß die drei Farben, die nacheinander Nationalfarben waren, endlich vereinigt das Sinnbild der Nation wurden, oder ist die republikanische Fahne wirklich das Kind jener drei Kirchenbanner? Schade, daß sich lezteres nicht erweisen läßt, denn sie hätte sich ihres Ursprungs nicht zu schämen; jedes jener Panniere wurde von ehrenwerthen Händen getragen, und St. Martins chape bleue in Karls des Großen Hand, die Oriflamme, vom heiligen Ludwig geschwungen; und die cornette blanche, die vor Heinrich IV. auf der Bahn der Ehre flattert, geben kein übles Farbenspiel.

Aber auch abgesehen von diesen direkt historischen Beziehungen, läßt sich erweisen, daß die drei Farben seit undenklicher Zeit in Frankreich für ein wirkliches Nationalemblem galten und daß dieses Farbentrio neben der weißen Farbe dazu diente, die französische Monarchie zu versinnbildlichen. Viele Schriftsteller, wovon manche hundert Jahre vor der Revolution geschrieben haben, führen dieß an, und wissen keinen andern Grund dafür anzugeben, als eben auch die Farben jener drei Kirchenbanner, die nacheinander Nationalbanner wurden. Die Geschichte dieser Livrée, wenn man es so nennen darf, läßt sich zwar ununterbrochen erst von Franz I. Regierung an verfolgen; indessen beweisen manche weit ältere Denkmale, wie lange schon diese Farben Lieblingsfarben waren. So trägt der heilige Ludwig in einem kolossalen Bildniß aus dem dreizehnten Jahrhundert auf einem Fenster in der Cathedrale von Chartres einen Mantel mit breiten dreifarbigen Streifen, wobei die Farben just so geordnet sind wie auf der republikanischen Fahne (weiß in der Mitte). Aber besonders von Franz I. an sieht man sowohl an den königlichen Prunkgewändern als an sämmtlichen Hoflivreen ausschließlich die drei Farben. Jedermann hat wohl schon auf Gemälden oder Tapeten aus jener Zeit Leibwachen, Offiziere, Pagen von Franz I., Franz II., Heinrich II., und Heinrich III., Hellebardiere und Lakaien Heinrichs IV. in ihren malerischen, bald zierlichen, bald seltsamen Kostümen gesehen. Die Hauptstücke aller dieser Kostüme kontrastiren immer gegen einander in den drei Farben. Was aber noch wichtiger ist, die Holländer baten Heinrich IV., er möchte ihnen die Fahne von Frankreich verleihen, und er schickte ihnen eine dreifarbige Fahne. Seitdem hat diese Flagge auf dem Ozean geweht, und holländische Fahrzeuge, die gleich nach der Restauration in französischen Häfen erschienen, flößten ängstlichen Gemüthern keinen kleinen Schrecken ein. Ludwig XIV. erfand eine Livrée, die seine schwachen Nachfolger alle annahmen; es ist dies der blaue Rock mit weißen und rothen Tressen, der mit Karls X. Hof auf immer verschwunden ist. Ja Ludwig XIV. verpflanzte diese Livrée mit seinem Enkel an den spanischen Hof, wo sie sich auch erhalten hat. Er gab sie gleichfalls, jedoch mit einigen Abänderungen, seinem Bruder Philipp von Orleans, und den rothen Rock mit weiß und blauen Borten tragen Ludwig Philipps Diener noch gegenwärtig. Der Kuriosität wegen verdient noch angeführt zu werden, daß die französischen Soldaten fast hundert Jahre vor der Revolution schon einmal die dreifarbige Kokarde getragen haben. Als nämlich im spanischen Erbfolgekrieg zu Anfang des 18ten Jahrhunderts die Könige von Frankreich und Spanien und der Kurfürst von Baiern ein Schutz- und Trutzbündniß schlossen und ihre Armeen kombinirten, gab man den Soldaten, als Sinnbild der Allianz der drei Völker, eine Kokarde aus den Farben derselben: sie war weiß (Frankreich), roth (Spanien) und blau (Baiern).

Wie kam es nun aber, daß man in den ersten Tagen der Revolution diese drei Farben zum Zeichen der Freiheit wählte? war es eine historische Erinnerung? Wohl schwerlich; ja, als sie diese Farben wählten, hatten wohl die Freiheitsmänner vergessen, was für Röcke die königlichen Lakaien trugen. Nach den zuverlässigsten Schriftstellern über die Revolution war jene Wahl fast ein reiner Zufall, und das glorreiche Banner, das jezt eine ganz hübsche Geschichte hat, hatte damals gar keine. Bereits hatte man sich im Enthusiasmus mit grünen Blättern geschmückt, und es war drauf und dran, daß diese Farbe, die Farbe der Hoffnung, gewählt wurde, da erinnerte man sich, daß es die Farbe des Grafen von Artois sey, des allerunpopulärsten Mitgliedes der königlichen Familie, und die Farbe wurde alsbald verworfen. Man mußte aber einmal ein Partheizeichen haben, und so kam man auf den Gedanken, die alten Farben der Stadt Paris anzunehmen; diese sind blau und roth, und in Kurzem hatten alle Bürger die blau und rothe Kokarde aufgesteckt. Da aber die allermittelst organisirte Nationalgarde nicht feindselig gegen den Thron gesinnt war und überdieß eine Menge Militärs in ihren Reihen standen, so nahm man auch noch das Weiß in die Nationalfarbe auf, und nun war die Fahne fertig, die bei Jemappes, bei Arcole, bei den Pyramiden, bei Austerlitz, Friedland, Moskau, Leipzig und Waterloo wehte und jezt wieder auf „unserer lieben Frauen“ Kirche zu Paris weht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Eisenbahnen. Coventgarden.

Von der Eisenbahn und den Dampfwagen zwischen Liverpool und Manchester hört man weiter nichts mehr, als daß der Verkehr auf der Bahn täglich lebhafter wird, besonders seitdem die zwei oder drei Unfälle, welche sich darauf ereignet haben, den Lenkern der Maschinen mehr Behutsamkeit eingeflößt zu haben scheinen. Inzwischen sind Eisenbahnen Tagesmanie geworden, und das Parlament wird mit Anliegen um Privilegien dafür bestürmt werden; die Regierung soll aber gar nicht geneigt seyn, alle die großentheils unüberlegten Plane, welche an die Vereinsucht vom Jahr 1825 erinnern, zu billigen, besonders da man erwartet, daß die Maschinen bald so weit vervollkommnet werden dürften, daß man sie auf gewöhnlichen gut unterhaltenen Kunststraßen wird benutzen können. Ein gewisser Surry will ein Mittel erfunden haben, Luft in tragbaren Gefäßen so zu verdichten, daß sie Maschinen von beliebiger Stärke in jedem Grad von Schnelligkeit zu treiben vermag; dieses Mittel soll sehr leicht anwendbar und äußerst wohlfeil seyn.

Vergangenen Mittwoch brachte man im Coventgardentheater ein neues sogenanntes Trauerspiel auf die Bühne, und zwar unter dem anziehenden Titel des Juden von Arragonien oder der jüdischen Königin. Die Hauptabsicht dabei war, Miß Kemble in einer Originalrolle erscheinen zu lassen, und da der Verfasser ihr und ihrem Vater gute Gelegenheit gegeben hatte, sich mit Vortheil zu zeigen, so scheint der leztere, welcher zugleich Direktor des Theaters ist, darüber die Unwahrscheinlichkeiten und Abgeschmacktheiten des Dialogs, welche das Stück unter alle Kritik herabwürdigen, übersehen zu haben. Das Publikum, welches mit großen Erwartungen gekommen war, entschlossen, „sich ergötzen zu lassen," wenn die Vorstellung nur einigermaßen ergötzlich wäre, bewies ungemeine Geduld, machte aber endlich seinem Unwillen durch Gelächter, statt durch Pfeifen Luft. Nun ist das Lachen in einem pathetischen Stücke, wo möglich, noch unmanierlicher als das Pfeifen, und Jude und Jüdin werden deßwegen schwerlich wieder erscheinen.

Wir haben hier ein neues Zeitungsblatt, the Age genannt; es ist einer von den Giftpilzen, die auf dem warmen Beete der Preßfreiheit nothwendig mitwachsen müssen, und die nur durch Verbreitung skandalöser Geschichtchen und, wo es an diesen fehlt, durch Verläumdung ihr Leben fristen. Der von der öffentlichen Meinung bezeichnete Redakteur ist ein gewisser Molloy Westmacot, ein ungerathener Neffe oder Sohn des bekannten Bildhauers dieses Namens; aber der Bursche hat sich durch Kunstgriffe so zu verschanzen gewußt, daß man ihm nicht leicht durch Prozesse etwas anhaben kann. Deßwegen haben denn auch schon mehrere von ihm gekränkte Personen sich selbst Recht an ihm verschafft und ihm seine Frechheit mit einer Tracht Prügel vergolten. Aber die auffallendste Rache der Art nahm C. Kemble. Westmacot hatte, wohl wissend, daß, je reiner der angegriffene Gegenstand, um so willkommener dessen Verläumdung ist, in seinem Blatte Winke fallen lassen, daß Miß Kembles Keuschheit mehr als problematisch sey. Ein paar Abende darauf traf ihn ihr Vater in der obern Logenreihe seines Theaters, fiel mit einem Knüttel über ihn her und prügelte ihn so derb, daß er sich brüllend vor ihm auf dem Boden wälzte. Die Zuschauer waren alle erstaunt; als man ihnen aber den Zusammenhang der Sache erklärte, rief alles dem erzürnten Vater Beifall zu, und selbst die Polizei zögerte, dem Scribler Hülfe zu leisten. Er droht jezt Kemblen mit einer gerichtlichen Verfolgung; aber man hat diesen bereits von mehreren Seiten versichert, daß alle Kosten für ihn werden gedeckt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Lausanne, Oktober.

(Fortsetzung.)

Monnards Vorlesungen.

Wie Monnards Vorlesungen über französische Literatur in Genf großen Beifall fanden, so auch hier vor einem sehr zahlreichen und gewählten Publikum. In der lezten Vorlesung waren noch mehr Zuhörer in dem Saal zusammengedrängt als vorher, denn man wollte dem von oben mit dem Interdikt belegten Mann ein Zeichen der allgemeinen Gunst und Achtung geben. Er sprach gedrängt und zusammenfassend von den ausgezeichneten parlamentarischen Rednern in der französischen Revolution. Mit Begeisterung gedachte er Mirabeau's unerreichter Größe, von ihm ging er zum passenden Schluß seiner Vorlesung über, und nun entstand stürmischer Beifall, der kein Ende nehmen wollte und ganz den Sinn einer Ovation hatte, wodurch das gebildete, unabhängige Publikum seine Ansicht in der Monnardschen Angelegenheit und über ihren fiskalischen Charakter aussprechen wollte. Dies Händeklatschen war mehr als ein Klatschen mit den Händen, denn aus ihm klang Hochachtung, Mitgefühl und Dank gegen den Mann, dessen Leben still, bescheiden und zurückgezogen ist, der aber laut und mit Feuer auftritt, wenn es das Recht und die Ehre seines Vaterlandes gilt. Seine Literaturvorlesungen in Lausanne hatten große Aehnlichkeit mit denen in Genf; nur überließ er sich hier mehr dem Strom seiner Beredtsamkeit, denn er kannte sein Publikum; dort hingegen, wo er zum erstenmale auftrat, war er gemessener, aber auch kühler. Sein jugendlich fühlendes Gemüth, dem das sich Gehen lassen so gut steht, hat mich individuell sehr angesprochen, und ich hörte ihn am liebsten, wenn ihm im Feuer der Rede einen Augenblick das rechte Wort, die rechte Wendung abging, denn unmittelbar darauf riß sich lawinenartig die Rede los und schoß mächtig fort. Wenn in Genf und hier seine Vorlesungen mit großem Beifall aufgenommen worden sind, so ist dies ganz natürlich. Monnard ist einer von den wenigen Professoren, die sich in ihren Vorlesungen nicht mit Witz, schönen, klingenden und schlagenden Phrasen begnügen, sondern die viel auf guten Grund und Boden halten. Alles, was er bespricht — und er bespricht in seinem Literaturkours Alles, was auf die höchsten Interessen der Menschheit und auf ihre Civilisation Bezug hat — ist lange Gegenstand seines Denkens und Forschens gewesen. Er berührt nicht eher eine Sache, als bis er sie vollständig inne hat und nach allen Seiten darlegen kann. Manchmal, und dies hängt von seiner momentanen Stimmung ab, sagt er aber auch nur ein bezeichnendes, scharf andeutendes Wort. Seine literarischen Grundsätze reihen sich zwillingsartig an seine politischen; in beiden verlangt er volle verständige Freiheit, ungehinderte Bewegung. Er erkennt und achtet das Schöne unter allen Formen, in der korrekten und strengen Eleganz der französischen Klassiker, wie im großartig geworfenen, faltigen Nebelmantel der deutschen Literatur. Gar manche seiner Zuhörer waren nicht wenig über die Neuigkeit erfreut, daß man Goethe, Schiller, Jean Paul und selbst Hofmann lieben könne, ohne darum Despreaux und Racine zu hassen. Zwischen seine ernsten Bemerkungen streute Monnard eine Menge pikanter und witziger Worte, neuer Ansichten, kräftiger und sinnreicher Gedanken, und man kann ihm vielleicht vorwerfen, er habe keine Methode in seinen Vorlesungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. November 1830.

Regst, edler Hahn, die starken Schwingen
Und bist so gut, als Löw' und Aar,
Als je ein Königszeichen war.

Revolutionslied
1792.

Ueber die Nationalsinnbilder der Franzosen.

Der gallische Hahn.

Daß die französischen Nationalfarben alten Stammes sind, haben wir im Bisherigen dargethan; es ist nun noch zu untersuchen, ob auch die Ansprüche des gallischen Hahns auf ein hohes Alter, Ansprüche, die man gewöhnlich für vollkommen gegründet hält, es auch wirklich sind. Wir müssen uns zu diesem Behufe umsehen, welche Thiere die Gallier von den ältesten Zeiten an zu Symbolen gewählt haben. Diese Untersuchung wird uns aber leider — wir sagen es zum voraus — zu dem Schlusse führen, daß die Gallier und die Hahnen (galli) zwar Einen lateinischen Namen, aber sonst gar nichts mit einander zu thun haben.

In keinem einzigen Schriftsteller über Gallien kommt überhaupt etwas vom Hahn vor, so daß es sogar zweifelhaft ist, ob dieses Volk ihn als Hausthier gezogen, oder auch nur gekannt hat. Die einzigen altgallischen Denkmäler, die uns bei dieser Untersuchung zu Gebot stehen, sind die Münzen, und auf diesen kommen nun verschiedene Thiere vor, welche von dem Volke, besonders der nützlichen Dienste wegen, die sie leisteten, vornemlich hochgeachtet wurden. So sieht man auf gallischen Münzen zuweilen den Ochsen, den die Gallier überhaupt sehr schätzten; noch viel häufiger kommt das Pferd vor, das wohl zugleich Sinnbild der Kampflust und des Freiheitssinns der Nation war; ferner, und ebenso häufig, der Eber; dieses Thier war eine Haupterwerbsquelle für die Gallier, denn sie trieben einen sehr starken Handel mit gesalzenem Fleisch nach Italien; zugleich mag es für ein Sinnbild ihres wilden, kriegerischen Muthes gegolten haben; wie dem sey, das wilde Schwein wurde das gewöhnlichste Feldzeichen bei den Galliern. In den Antikenkabinetten sieht man häufig Eber von Bronze, etwa einen Fuß lang und ein Paar Zolle hoch, die unten ein Loch haben, zum sichern Beweise, daß sie auf einem Fahnenstock gesteckt hatten. Auch Vögel kommen auf gallischen Münzen und Ornamenten vor. So sieht man einen Kranich auf den Basreliefs am Triumphbogen zu Orange und auf den in der Pariser Kathedrale entdeckten Altären; wahrscheinlich war er auch ein Feldzeichen. Seltsamerweise sieht man auf mehreren ächtgallischen Münzen auch einen Adler; es wäre zu verwundern, wenn das Symbol der Herrn der Welt von ihren furchtbarsten Feinden angenommen worden wäre; vielleicht sollten aber diese Münzen nur das Andenken an eine Trophäe verewigen, wie Manche den Ursprung des zweiköpfigen deutschen Adlers von den beiden Adlern herleiten, welche Arminius den Legionen des Varus abnahm.

Der Hahn kommt nicht nur auf keinem Denkmale vor, sondern auch kein Schriftsteller, der von den Sitten und dem Hauswesen der alten Gallier handelt, thut seiner überhaupt Erwähnung, und daraus ziehen manche Gelehrte den Schluß, daß das Huhn vor der römischen Eroberung in Gallien gar nicht existirt habe. Der Lieblingsvogel der Gallier

war, im Vorbeigehen gesagt, der Schwan, ihr eigentlicher Hausvogel aber die Gans. Ehe die Aenderung des Klimas und die wachsende Bevölkerung jenes Thier verdrängten, waren Loire und Seine, Somme und Schelde mit Schwärmen von Schwänen bedeckt, und eine Menge Traditionen und Volkssagen zeugen dafür, daß die Gallier von Alters her diesen prächtigen Vogel verehrten.

In der Zeit, wo Gallien unter dem Joche der Römer war, würde man sich vollends vergeblich nach dem Hahn umsehen. Gallien, dem großen Reiche einverleibt, konnte keine andern Embleme haben, als die der Eroberer. Da wir nun also in den gallischen Traditionen keine Spur von diesem Vogel finden, so suchen wir natürlich bei den Barbarenhorden, die sich in die Wette über den römischen Koloß herstürzten, Gallien durchzogen oder es eroberten, und sich endlich an die Stelle der Urbewohner sezten. Der Embleme, welche die Geschichtschreiber diesen Völkern zuschreiben, sind es so viele und so mannigfaltige, daß es jezt sehr schwer fällt, die Abzeichen jedes Volkes genau zu bestimmen; den Franken schreibt man nacheinander den Halbmond, Kröten, Schlangen, auch den Löwen zu, und dieser Löwe soll der Ahnherr der siebzehn belgischen Löwen seyn. Die Sicambern führten nach mehreren Autoren einen Stierkopf, die Sueven einen Bären, die Alanen eine Katze, die Sachsen ein Pferd, die Cimbern und die meisten Celten einen Stier. Nach denselben Quellen war nun das Feldzeichen der Gothen ein Hahn, und wir müßten wohl diesem einige Verwandtschaft mit dem heutigen gallischen Hahn zugestehen, wenn die Gothen, statt rasch durch Gallien zu ziehen, sich daselbst dauernd niedergelassen hätten; so aber haben sie mit dem französischen Nationalemblem wohl so wenig zu schaffen, als mit der Baukunst und der Schrift, die ihren Namen führen. Einige Schriftsteller sehen in diesem gothischen Hahn den Stammvater aller der Hähne, die auf unsern Kirchthürmen prangen; die Gothen, sagen sie, hatten die Sitte, auf den Thürmen der Orte, die sich ihnen unterwarfen, den Hahn aufzupflanzen, und da dieses Volk in allen Ländern von Südwesteuropa aufgetreten ist, so schreibt sich wohl von ihm die Sitte her, Hähne auf die Kirchthürme zu setzen. Aber gegen solchen barbarischen Ursprung erklären sich sämmtliche Kirchenschriftsteller: nach ihnen ist der Hahn auf der Kirche das Sinnbild der Wachsamkeit der Seelsorger, und ein Wink, daß sie eigentlich vom Aufgang der Sonne an zum Himmel beten sollen. Wie dem sey, der Kirchthurmhahn ist einmal nicht der gallische, und nur die Leute, die man Wetterfahnen nennt, mögen sich jenen zum Symbol wählen.

Im Mittelalter spielte der Hahn keine große Rolle in der Heraldik. Vergeblich sucht man nach ihm in den französischen Wappenbüchern, zum offenbaren Beweis, daß man noch gar nicht daran gedacht hatte, der Namensähnlichkeit wegen ein Nationalzeichen daraus zu machen. Ein Hahn war aber auch wirklich für das Wappen eines ächten Ritters zu schlecht; ein Vogel, der zu dieser Ehre gelangen wollte, mußte Fänge und einen krummen Schnabel haben. Wäre der Hahn je ein Emblem gewesen, so müßte er sich unter der Unzahl von Thieren finden, welche die Könige von Frankreich als Devise annahmen, oder zu Schildhaltern wählten. Von Alters her und bis auf Ludwig XIV., mit dessen Sonne dieser Brauch verschwand, hatte nämlich jeder König von Frankreich sein eigenes Zeichen; einige nahmen dazu leblose Gegenstände; so hatte Karl IX. Säulen, Heinrich II. einen Halbmond, Heinrich III. drei Kronen, Heinrich IV. die Keule des Herkules; meistens aber waren es Thiere, und es möchte jezt schwer auszumachen seyn, aus welchen Gründen z. B. Philipp August den Löwen wählte, Ludwig VIII. einen Eber, der heil. Ludwig einen Drachen, Philipp der Kühne einen Adler, Karl der Schöne einen Leoparden, König Johann Schwäne, Karl V. Windhunde und Delphine, Karl VII. und Karl VIII. den geflügelten Hirsch; Ludwig XII., der sanfteste aller Könige, das Stachelschwein, und Franz I. den Salamander.

Erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts kommt der Hahn gewissermaßen als Symbol von Frankreich vor. Im Jahr 1665 schlug man zum Andenken an Quesnoys Befreiung einen Rechenpfennig, worauf man im Hintergrund die Stadt, vorne aber einen Hahn sieht, vor dem der spanische Löwe flieht; die Umschrift lautet: cantans fugat (krähend jagt er in die Flucht). Die Allegorie bezieht sich auf Plinius Erzählung, daß der Löwe den Hahnenschrei nicht leiden könne und davor davonlaufe. Im Jahr 1679 wurde eine ähnliche Münze geschlagen, und es sind dies wirklich die beiden einzigen Beispiele, daß der Hahn von Franzosen selbst als Symbol der Nation gebraucht worden ist; ja sogar unter Ludwig XIV. Regierung, die an Allegorien aller Art so reich war und unter der eine eigene Akademie zu Ausbildung der Emblemen- und Devisenkunst errichtet wurde, kommt dieses einfache Bild nie, weder auf Münzen, noch auf Gemälden und öffentlichen Denkmalen vor. Dagegen benüzten die Feinde der Franzosen den Hahn, um ihrer Niederlagen zu spotten und sie überhaupt lächerlich zu machen. So sieht man auf einer im Jahr 1706 zum Andenken an die Vereinigung des Prinzen Eugen mit dem Herzog von Marlborough und die darauf erfolgte Flucht der Franzosen geschlagenen Münze einen Hahn, der an einer Angel, über die er gierig hergefallen ist, gefangen wird. Namentlich die Holländer haben auf ihren Münzen viel mit dem Hahn zu thun; meistens läuft er vor dem batavischen Löwen davon; auf einer steht: nunc tu gallo fugis, dum leo belga fremit.

Der sogenannte gallische Hahn ist also, wie wir schon zu Anfang gesagt haben, ein ächtes Kind der französischen

Revolution; erst mit dem Beginn derselben wird er Nationalsinnbild. Im Jahr 1789 trat er, wie diesen Sommer wieder, zugleich mit der Nationalgarde ins Leben. Er blieb aber nicht lange im Gebrauch; doch sah er die schönsten Tage in den Jahrbüchern der Republik; er trat auf mit dem Ruhm und flog davon vor dem Joche. Die Fasces, die Bleiwage und die Mütze trübseligen Angedenkens traten gar bald an seine Stelle; in der ganzen langen Reihe von Assignaten kommt er fast blos auf den von 1792 vor, und gegen 93 war er bereits fast völlig aufgegeben.

Wir sind durch den Beweis, daß der gallische Hahn nicht von altem Hause ist, seiner Ehre sicher nicht zu nahe getreten; bei Jemappes und Valmy, wo er den erschrockenen Adler vor sich her scheuchte, hat er sich den Adel erworben, und es wäre uns überdieß ein Leichtes, ihm mehr antiken Glanz zu ertheilen, als wir ihm im Bisherigen benommen haben. Wir dürften nur bemerken, daß er bei den Griechen dem Mars und der Minerva, als Sinnbild des kriegerischen Muthes, und dem Merkur, als Symbol der Wachsamkeit, die der Handel erfordert, heilig war. Sein Krähen galt als Vorbedeutung des Sieges, mehr denn zwanzig griechische und italische Städte hatten ihn zum Abzeichen gewählt, und wir erblicken ihn, mit Siegespalmen umgeben, sogar auf den Münzen des stolzen Athens.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Das erste Wiedersehen zwischen Agnes und Moriz war kalt und gezwungen, und nur allmählig ward ihr Verkehr wieder freier und dem früheren ähnlich. Moriz war fast immer ernst und wortkarg, aber ein stets aufmerksamer Lauscher, so wie sie die Lippen öffnete. Das Gefühl, von einem geliebten Wesen beachtet zu werden, dieses Wesen durch einen Blick erheitern, durch ein Wort lenken zu können, hat etwas unendlich Anziehendes. Agnes empfand den ganzen Reiz dieser geheimnißvollen Uebereinstimmung, obwohl ihr Gewissen dagegen sprach. Legte sie ein Buch aus der Hand, so war sie gewiß, daß Moriz es ergriff, und Moriz zweifelte nicht, daß sie es bemerkte; wurde vorgelesen, so war kaum eine Seite ohne irgend einen Bezug auf ihren stillen Bund. Die Liebe mag nun beglückt oder unbeglückt seyn, sie bleibt immer Liebe, und im Beisammenseyn der Zwei, die sich gewählt haben, ist immer Seligkeit. — Agnes hatte übrigens, ihrem Vorsatze getreu, jedes Alleinseyn mit Moriz vermieden; aber, obgleich sie's ihm nie, weder durch Wort noch Blick, verrieth, wußte sie doch, daß er in ihrer Seele lese, und ein Wort von ihm konnte ihr die Geschichte eines ganzen Abends erklären.

Niemand ahnte etwas von diesem geheimen Verständniß. Daß Graf Sain immer beim Grafen Borck getroffen ward, fiel nicht auf, denn das Haus war reich an vielfältigem Interesse, und Mehrere bildeten sich schon ein, er habe eine Neigung zu Fräulein Fay, die gleichfalls recht oft dort zu treffen war, und mit der er sich dann fast ausschließlich unterhielt. Major v. Hilpersein hatte diese Entdeckung zuerst gemacht und seinen Freunden als unfehlbar mitgetheilt; besonders wenn sie singe, meinte er, sey der Graf außer sich, und es mußte wirklich Jedem auffallen, wie dann, und nur dann, seine Zunge sich löste, während er bei dem Gesange der Gräfin immer schwieg. Agnes hingegen fing an sich einzubilden, daß Graf Moriz ihrer jungen Schützlingin nicht gleichgültig bleibe. Das Fräulein und ihre Mutter hatten, wie schon oben bemerkt, immer eine starke Abneigung gegen die große Welt gehabt; sie konnten sich auch jezt noch nicht entschließen, den eigentlichen Festen beizuwohnen, die Graf Borck gab; allein sie waren doch in dem Salon seiner Frau oft und gern gesehene Besucher geworden. Obgleich Agnes dies ohne Unbescheidenheit ihrer eigenen Liebenswürdigkeit hätte zuschreiben können, so fühlte sie sich doch geneigter, das Verdienst dieser Annäherung ihrem Freunde beizumessen. Manchmal dachte sie sich die Möglichkeit, daß dieser seine Liebe zu ihr auf das schöne und ausgezeichnete Mädchen übertragen könne; allein diese Möglichkeit hatte eben nichts Wünschenswerthes in ihren Augen, und ohne daß sie sich das Warum angeben konnte, schienen ihr die beiden jungen Leute durchaus unpassend für einander. Dennoch fühlte sie sich durch diesen Gedanken, so ungegründet er auch seyn mochte, immer aufs Neue beunruhigt, und die feinen, geheimnißvollen Winke Hilpersteins waren ihr unerträglich. Wie erschrak sie aber, als eines Morgens Frau von Fay allein zu ihr kam und, nach einer etwas gesuchten Vorrede über mütterliche Liebe und Pflichten, mit der Frage hervorkam, ob die Gräfin glaube, daß der Herr Graf von Sain ernstliche Absichten auf ihre Tochter habe? Kurz und nicht mit ihrer gewöhnlichen Anmuth erwiederte Agnes: „Ich habe noch nie darauf geachtet."

„Meine Marie," nahm die Mutter wieder das Wort, „läugnet es durchaus; allein ich kann mir die eigenen Augen und Ohren nicht verschließen. Gestern noch sagte er zu ihr: von einer Stimme, wie die Ihrige ist, möchte ich in den ewigen Schlaf eingesungen werden." — „Demnach scheint es eben nicht, als ob er sie im Leben viel zu hören wünscht," entgegnete Agnes etwas spöttisch. — „Aber er spricht oft und viel mit ihr, und ein Mutterauge ist scharfsichtig." — „Gewiß scharfsichtiger als das einer Freundin, die ich Ihrer Tochter, und einer Fremdem, die ich dem Grafen Sain bin." — „Allerdings," fuhr die beharrliche Dame fort; „und der Graf kommt

so oft in Ihr Haus —“ — „Es wird Ihnen und Ihrer Tochter immer offen stehen,“ sagte Agnes in verbindlichem Ton; „aber liebe Frau von Fay, nehmen Sie mir es nicht übel, mein Wagen ist angespannt und ich werde zu einem Rendezvous erwartet, bei welchem ich durchaus nicht fehlen darf. Sie sind zu Fuß gekommen, darf ich Sie vielleicht in meinem Wagen erst nach Haus bringen?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beschluß.)

Die Reviews. Davys Denkmal. Der königl. Zug nach Guildhall.

Im Laufe von wenigen Tagen sind die vier vierteljährigen Reviews hinter einander erschienen: das Quarterly, das Edinburger, das Westminstersche und das Foreign Quarterly. Alle sind, wie sich's in diesem Augenblicke erwarten läßt, politisch. Jedes von den drei ersten enthält einen Aufsatz über die Revolution in Frankreich und über den jetzigen Zustand dieses Landes, besonders in Hinsicht auf die Stärke und Schwäche des Ministeriums; die Glaubensbekenntnisse der Ultra-Tories, der Ministeriellen, der Whigs und der Utilitarianer oder Radikalreformatoren treten hier der Reihe nach auf; jede Parthei findet hier auf der Arena der freien Diskussion, auf dem Gebiete der Literatur, welche bei uns immer dem Leben untergeordnet wird, ihre Vertreter. Im Foreign Quarterly Review steht eine Abhandlung über die Revolution in Belgien; sie wirft vieles Licht auf die in öffentlichen Blättern meistentheils vom Partheigeist entstellten Begebenheiten, und entwickelt auf meisterhafte Weise die Ursachen, welche dieselben herbeigeführt haben.

Die Wittwe Sir H. Davys hat ihrem verewigten Gatten zum Andenken eine Marmorplatte von kleinem Umfang in der Westminsterabtei aufstellen lassen, und dafür dem Kapitel eine sogenannte Buße von 120 Pf. Sterl. erlegt. Aber hiermit noch nicht zufrieden, ließen sich die frommen Herrn noch 22 Pfund als die Hälfte der Begräbnißgebühren bezahlen, weil der Verstorbene im Auslande beerdigt worden war. Es lebe die Kirche! Wie abgeschmackt handelten doch Kalvin und seine Mitreformatoren, daß sie die römische Hierarchie so ganz umstürzten! Die Genfer Pfarrer ohne Müze und Stab wußten den Werth des großen Chemikers so wenig zu schätzen, daß sie seiner Wittwe gar keine Begräbnißgebühren abnahmen. Hätte nun Heinrich VIII. bei seiner Reformation in England nicht so viel von der alten Priesterschaft bestehen lassen, wer weiß, ob wir es nicht erlebt hätten, daß man einem großen Manne in einem Nationaltempel ohne Kosten und Buße ein Denkmal hätte stiften können!

Den 9. November werden der König und die Königin, begleitet von der königlichen Familie, den Ministern, auswärtigen Gesandten, Richtern und andern Großen des Landes bei dem Lord Mayor in der Altstadt speisen. Die Gemeindehalle (Guildhall) wird aufs kostbarste dazu eingerichtet, und das Fest wird wohl nicht weniger als 6000 Pfund kosten. Da dies auch der Tag ist, wo der neue Lord Mayor sein Amt antritt, so werden wir an diesem Tage zwei große Prozessionen haben, wovon die des Lord Mayors, wie gewöhnlich, zum Theil zu Wasser geht. Wenn das Wetter schön bleibt, wird es sicher einer der glänzendsten Tage werden, die man seit vielen Jahren in London erlebt hat, besonders da JJ. MM. außerordentlich beliebt sind, und deswegen auch die Bürger Abends, wenigstens auf dem ganzen langen Wege, durch welchen der königliche Zug kommt, ihre Häuser freiwillig (von gezwungenen Beleuchtungen kann überhaupt in England niemals die Rede seyn) beleuchten werden. Auch ist die allgemeine Neugierde sehr groß; ein erster Stock in der Nähe der St. Paulskirche soll auf den Nachmittag für 155 Pfund vermiethet worden seyn. Da der König schon am 2. das Parlament eröffnet, und folglich am 9. schon alles bekannt seyn wird, was die Regierung zum Besten des Landes zu thun gedenkt, so wird Se. Maj. Gelegenheit haben, aus der Aufnahme, die er und seine Minister beim Volke finden, zu urtheilen, ob die neuen Maßregeln befriedigen oder nicht.

Lausanne, Oktober.

(Fortsetzung.)

Monnards Vorlesungen.

In Genf tadelte Bonstetten an Monnard, daß er so häufig von der Literatur abgehe. Was soll dies aber im Grund heißen? Auf diese Weise wird das ganz unzweckmäßige Verlangen ausgedrückt, die Literatur solle nicht aus den Grenzen eines Compendiums gehen; die Leute bedenken aber nicht, daß in Literaturvorlesungen auch die Rede davon seyn muß, wie eine Literatur ward. Das Schriftthum eines Volks entsteht nicht aus Bibliotheken, Katheder-vorträgen und Predigten, sondern aus seiner ganzen sittlichen Gestaltung, aus seinem Kulturleben; wie kann aber davon die Rede seyn, wenn man das Leben an Höfen und in Städten, Aristokraten- und Adelsanmaßungen, den gedrückten Volkszustand, die Verdorbenheit der Großen, Geistesdruck, Religions- und Preßzwang, Landesverfassung und Institutionen ausschließt? Die Gesammtheit von alle dem gibt der Literatur Haltung und Farbe. Ich meine, im Siècle de Louis XIV. und Louis XV. ist dies sichtbar genug. Es ist freilich natürlich, daß dies Auf- und Anrühren so manchen vornehmen alten Herrn nicht behagt; das hat aber nichts zu bedeuten. Monnard läßt nie eine Gelegenheit ungenutzt vorüber, wo er den Einfluß dieser Umstände auf den intellektuellen Zustand der Nation und dadurch auf ihre Literatur darthun kann. Schießt ihm in dieser Beziehung ein Gedanke in den Sinn, während er spricht, so schiebt er ihn nicht etwa bei Seite, sondern ergreift ihn keck und sicher. Oft sieht man diesen Digressionen, wenn man es so nennen will, deutlich an, daß sie erst im Augenblicke entstanden sind und sich auch wie ein Wasserring wieder verlieren. Besonders angesprochen hat mich, was er zu verschiedenen Zeiten über Religion, religiösen Sinn und über die Würde des Evangeliums sagte; hier sprach er recht aus dem tiefsten Herzen. In Genf sollen diese Psalmenanklänge weniger gut aufgenommen worden seyn, weil man in ihnen ein Hinneigen zum Methodismus oder Pietismus zu sehen glaubte, wovon jedoch Monnard weit entfernt ist. Es ist auch ganz in Ordnung, daß er sich gläubig und vertrauend zum Himmel wendet, denn die Anschläge derer, die ihm übel wollten, haben ganz das Entgegengesezte von dem gewirkt, was sie beabsichtigten. Man schloß seinen kleinen akademischen Hörsaal, um ihn zu hindern, nachtheilige freisinnige Grundsätze unter den Studenten zu verbreiten. Nun aber eröffnete er einen Hörsaal, wo nicht nur die Studenten, sondern auch Hunderte gebildeter Männer und Frauen zuströmten und dem Professor mit größter Theilnahme zuhörten. Dasselbe geschah in Genf. Aber nicht blos Ehre und Beifall ward ihm hier und dort, sondern auch ein viel größerer pekuniärer Vortheil, als die suspendirte Besoldung, wodurch man dem Vermögenslosen besonders weh zu thun meinte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. November 1830.

Es ist keine Redlichkeit in dir, keine Mannhaftigkeit, wenn du nicht das Herz hast, nach ein Paar Kronen zuzugreifen.

Shakespeare.

Bilder aus Rußland.

Das Stehlen im Diminutiv.

Eigentlicher Straßenraub und überhaupt gewaltsame Einbrüche sind in dem größten Theile von Rußland eine ganz unbekannte Sache. Die russischen Bauern lachen gewöhnlich über die Fremden, wie über furchtsame Kinder, wenn sie sie auf ihren Reisewagen mit Säbeln, Pistolen und Waffen aller Art umgeben sehen. Der russische Kaufmann reißt, oft mit all seiner Habe, von einer Gränze des Reiches zur andern, ohne auch nur ein Messer in seiner Tasche zu führen, und man hört, wenigstens in den Gegenden, die ich näher kennen gelernt habe, nie von gewaltsamen Angriffen auf der öffentlichen Straße. In den südlichen, an die türkischen Besitzungen gränzenden Provinzen und in Sibirien, wo so viele Verbrecher angesiedelt sind und die Noth oft so groß ist, sollen dagegen solche Ueberfälle allerdings öfter vorkommen. Man denkt vielleicht, diese Seltenheit des Straßenraubs rühre von der großen Entfernung der Dörfer und dem rauhen Klima her, das den Aufenthalt unter freiem Himmel, besonders zur Nachtzeit, den Landstreichern sehr erschwert. Allein auch im Sommer, auch in den mehr bevölkerten Gegenden, wo die Dörfer nahe genug an einander liegen, ist der Straßenraub eben so selten, und der Mangel dieses Lasters scheint mir mehr in dem Charakter des Volkes selbst zu liegen, dem eine Beschäftigung dieser Art widerlich und unnatürlich vorkommt. Es wäre nur zu wünschen, daß der gemeine Mann auch in Beziehung auf das nicht gewaltsame Rauben, auf das heimlich-listige Stehlen oder auf das, was wir „lange Finger machen" heißen, ähnliche Gesinnungen hätte, was aber leider nicht der Fall ist. Da ich selbst oft von dieser Unart zu leiden hatte, so hatte ich Veranlassung genug, über die Ursache dieser auffallenden Erscheinung nachzudenken, und bin dabei auf das vielleicht parador scheinende Resultat gekommen, daß diese Unart nicht sowohl moralisch, als intellektuell ist, nicht sowohl aus Mangel an sittlichem Gefühl, als aus Mangel an hinreichender Geistesbildung entspringt. Die meisten gemeinen Leute, welche diesem Laster ergeben sind, denn unter den Gebildeten ist es eben so fremd und schändlich, als in irgend einem andern Lande, halten dieses Mausen für nichts Unrechtes, und finden sich daher bewogen, jede Gelegenheit, welche sich ihnen dazu darbietet, zu benutzen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß diese Leute, die oft die gutmüthigsten und selbst die redlichsten Menschen sind, jene Unart ablegen würden, sobald sie andere Begriffe davon erhielten und die Schändlichkeit derselben einsehen lernten. Hier könnte der erste Unterricht, hier könnten eigentliche Volksschulen in den Dörfern, hier endlich könnten Volkspredigten in den Kirchen ihr Bestes thun und auf die Moralität der Nation auf das Wohlthätigste einwirken. Aber Dorfschulen sind selten und Predigten, oder überhaupt religiöse Vorträge sind, in dem tiefen Lande wenigstens, noch seltener. Bücher gibt es auch nicht, und wenn es auch welche gäbe, der gemeine Mann kann sie nicht lesen. Welches Mittel

hat er also, sich über sich selbst und die Dinge um sich her aufzuklären und seine von Generation zu Generation vererbten Ansichten und Begriffe zu berichtigen? Er hat sich seit Jahrhunderten seine Moral, wenn ich so sagen darf, selbst gemacht und lebt nun darauf los, so gut es geht. So werden z. B. gewisse Dinge, Hausgeräthe und dergleichen, von ihm als heilig betrachtet, und man kann sie zur Nachtzeit auf die Gasse legen und sicher seyn, sie am Morgen wieder zu finden, während man tausend andere Dinge, die ihnen lange nicht so nöthig sind und auch nicht so viel Reiz für sie haben können, nicht genug verwahren kann. Auf jene ist, der allgemeinen stillschweigenden Uebereinkunft gemäß, eine Art von Interdict gelegt, während diese als ein Gemeingut angesehen werden. Derselbe Mensch, der keinen Anstand nimmt, dem andern heimlich die Tasche umzukehren oder unbemerkt etwas von seinem Tische wegzunehmen, wird, auch wenn er völlig sicher ist, niemals eine verschlossene Thüre öffnen oder auch nur seine Hände in ein offenes Fenster stecken, um damit etwas aus dem Zimmer zu holen. Das lezte nennt er „stehlen, worit," und das klingt auch in des Russen Ohren häßlich, und wird für eine große Sünde gehalten. Das erste aber scheint ihm erlaubt, wenigstens nicht verboten, und er hat dafür das Diminutiv worobat (gleichsam „stehlchen oder lange Fingerchen machen"), was manchem gar lieblich klingt, da er den auch ihm garstigen Begriff eines eigentlichen Diebes nicht damit verbindet. Um deutlicher zu werden, sey es mir erlaubt, dem Leser zwei kleine Geschichtchen zu erzählen, bei denen ich selbst Augenzeuge war und die mir beide sehr charakteristisch scheinen.

Ich war einst bei einem gemeinen Kaufmann (die meistens Bauernsöhne und oft selbst Leibeigene sind), um mit ihm ein Geschäft abzumachen, in welchem er sich als ein ehrlicher, braver Mann benahm. Als wir, nach geendigter Verhandlung, gemüthlich unsern Thee schlürften, kam ein Mensch von bereits sehr vorgerückten Jahren, mit einem offenen, redlichen Gesicht, aber in sehr schlechter Kleidung, und bot dem Kaufmann einen silbernen Löffel zum Kaufe an. Der Kaufmann besichtigte die Waare, fragte nach dem Preis, handelte mit ihm, bezahlte den Löffel weit unter seinem Werthe, und sagte gleichsam scherzend zu dem alten Mann, dem er das Geld hinreichte: Sukin tu sin, tu worobal (Hundesohn, du hast ihn gefingert). Es ist bereits bei einer andern Gelegenheit bemerkt worden, daß Hundesohn mit lieber Freund so ziemlich gleichbedeutend ist. Der Alte sah ihn mit einem Auge lächelnd an, legte die Hand auf die Brust und versicherte treuherzig: Net Sudar, Bog podal (nein Herr, Gott hat's gegeben), und somit wurde er in Frieden entlassen. Ich habe mich öfter bemüht, durch umständliche Fragen den eigentlichen Sinn dieses Bog podal zu erfahren, und es wurde mir immer gewisser, daß wenigstens viele eine Art von himmlischer Erlaubniß, zu stehlen, darunter verstehen.

Die zweite Anekdote ist vielleicht noch charakteristischer. Ich fuhr im Jahr 1816 mit einem deutschen Freunde auf ein benachbartes Landgut des Grafen S*. Wir glaubten die einzigen in unserem kleinen, offenen Wagen zu seyn, die der deutschen Sprache, in welcher wir uns unterhielten, kundig seyen, als sich plötzlich, gegen alle unsere Vermuthung, auch unser bärtiger Schworschtik (Kutscher), den wir für einen Stockrussen gehalten hatten, in unser Gespräch mischte und, zwar gebrochen, aber doch fertig deutsch sprach. Als er unsere Verwunderung bemerkte, erzählte er, daß er in Deutschland gewesen sey, und zwar bei dem abgesonderten Armeekorps, welches im Jahr 1813 in Form einer Landwehr organisirt wurde. Er hatte einen Sommer in Sachsen zugebracht, Leipzig, Dresden, Wittenberg u. s. w. gesehen, und schien sich darauf nicht wenig zu Gute zu thun. „Und wie hat dir Deutschland gefallen?" fragte ich. — „Nun, gut genug, dawolno charascho," sagte er, „nur Eines nicht, was durchaus nicht gut ist." Er hätte dort eine gute Parthie machen können, und sein Obrist würde ihm auch den Abschied gegeben haben, da das Korps ohnehin aufgelöst wurde, aber dieses Eine habe ihn abgehalten, und so sey er wieder in sein Vaterland zurückgezogen. — „Und was ist das Eine, das dir so zuwider ist?" — „Ja, Herr," sagte er, indem er mit dem einen zugekniffenen Auge sich zutraulich zu uns wandte und uns zuflüsterte: „Sudar, worobat ne wolat," (Herr, sie können das Stehlchen (Mausen) nicht leiden, eigentlich: Sie erlauben nicht, ein Bischen zu stehlen). Wir waren über diese ganz unerwartete Antwort nicht wenig betroffen, und mein Freund, der noch nicht lange in Rußland war, schickte sich eben an, ihm das Abscheuliche solcher Grundsätze zu Gemüthe zu führen, als der Kutscher, der ihm angedrohten langen Fastenpredigt auszuweichen, im fröhlichen Tone den Prediger zu belehren und auf den rechten Weg zu bringen suchte. „Ach, Sie verstehen mich nicht, Sudar," sagte er, „ich meine ja nicht das Stehlen, eto ja jusch snaiu, sto ne charusch, das weiß ich schon, daß es schlecht ist; ich meine nur das Worobat, was doch überall, wenigstens bei den Soldaten, erlaubt seyn sollte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Antrag ward mit Dank angenommen. Wenn aber Agnes auch auf diese etwas unfreundliche Weise dem ihr peinlichen Gespräch entwich, so war doch ihre Ruhe wieder auf mehrere Tage gestört. „Wenn es möglich wäre!" sagte sie sich, „die Männer sollen so treulos seyn." Sie hatte das noch nicht erfahren, ihr Mann war immer der-

selbe für sie gewesen, und ihre Gedanken nahmen plötzlich eine andere, himmelweit verschiedene Richtung. Sie dachte sich hinaus aus diesem rastlosen Leben der peinlichen Ungewißheit auf ihr stilles Landgut, mit ihm, dem sie ganz vertrauen konnte. Aber dann — die langen, langen Tage, ohne Gesellschaft, ohne Kinder, ohne Moriz. Er war ihr zu theuer, und sie flehte zu Gott, daß er ihr verzeihen möge, wenn sie sich in seinem Umgange mit bangem, geängstetem Herzen glücklicher fühle, als in der friedlichsten Ruhe eines Lebens — ohne ihn. „Was thue ich denn für Unrecht?“ sagte sie sich in ihren einsamen Stunden. „Ich spreche ja kaum mit ihm. Und kann ich's denn ändern, daß ich ihn liebe? Ach, mein theurer Mann, Du selbst mit Deiner Engelmilde würdest es mir verzeihen!“

Aber so konnte es nicht bleiben. Gewißheit mußte sie haben über Morizens Verhältniß mit Fräulein Fay, und glaubte sie auch mit Zuversicht, daß kein solches obwalte, so konnte sie doch den geheimen Wunsch nicht unterdrücken, ihn noch einmal sagen zu hören, daß er sie allein liebe. Sie nahm sich indessen vor, die Gelegenheit zu einem Gespräche der Art nicht zu suchen, sondern nur zu benutzen, wenn sie sich ihr aufdränge. Und das geschah bald, als Agnes eines Abends mit Graf Moriz und ihrem Manne zusammensaß und dieser abgerufen ward. Sie wußte nicht recht, wie sie den Gegenstand einleiten sollte und fing endlich in scherzhaftem Tone an: „Ich habe mir etwas für Sie ausgedacht, Graf Moriz.“ — „Und was?“ fragte dieser. — „Sie sollen heirathen,“ antwortete sie, und trotz ihrem Streben nach Unbefangenheit, senkten sich ihre Augen unwillkührlich zur Erde.

Moriz sah sie lange schweigend an, endlich sagte er, in ihren Ton einstimmend: „Die Idee ist mir ganz neu, und so übel nicht. Wen haben Sie denn in Vorschlag zu bringen?“ — „Die Komtesse Veren.“ — „Die denkt nur an ihren Himmelsbräutigam und würde mit mir schwerlich zufrieden seyn.“ — „Eine von den Fräulein Buschen.“ — „Sind alle rothhaarig.“ — „Die Baronesse Beiter.“ — „Die ist lahm.“ — „Komtesse Butt.“ — „Die sogenannte Brandkomtesse mit dem Feuermahl?“ — „Sie sind auch sehr schwierig in Ihren Forderungen.“ — „Und Sie — sehr bescheiden in meine Seele! Sie schlagen mir lauter Gezeichnete vor. Lassen Sie mich einmal selbst wählen.“ — „Nun, sprechen Sie.“ — „Fräulein Fay, zum Beispiel.“ — „Haben Sie je an die gedacht?“ — „Warum nicht?“ — „Nun, das wäre die unpassendste Wahl, die Sie je treffen könnten,“ sagte Agnes lebhaft und mit sichtbarer Anstrengung ihren Aerger unterdrückend. „Wenn diese beiden Weisheiten zusammen kämen, wer sollte es dabei aushalten können.“ — „Wenn wir beide es nur mit einander aushalten,“ sagte Moriz lächelnd.

„Nein, es kann nicht Ihr Ernst seyn!“ rief Agnes aus, unfähig, ihre Bewegung länger zu verbergen, und durch seine ruhige Miene gänzlich irre gemacht. „Und wenn es doch mein Ernst wäre?“ entgegnete Moriz, seinen Vortheil gewahrend. „Dann, dann glaube ich an nichts mehr auf Erden,“ sagte sie, in einen Strom von Thränen ausbrechend. „Agnes!“ rief er und schloß sie fest und innig in seine Arme. Und sie — ließ es geschehen und vergaß im Entzücken des Wiederfindens ihre Vorsätze, ihre Gelübde. Er hielt sie noch immer fest umschlossen und flüsterte ihr zu: „An mich glaube, wenn Du an Allem zweifelst, geliebte Agnes, Du bist mein, mein allein. Und Du willigst darein, nicht wahr?“

Sie riß sich mit Gewalt von ihm los und sagte dann mit gedämpfter, zärtlicher Stimme: „Nein, Moriz, nun ist es aus mit uns, aus auf immer. Ich habe gesehen, wie weit meine Unschlüssigkeit, meine Schwäche uns führen kann; weiter darf es nicht gehen, es würde mein Tod seyn; ich könnte nicht leben mit diesem Gefühl!“

Er hatte ihre Hand wieder ergriffen und stand zitternd, wie ein Verurtheilter, vor ihr. „Moriz,“ sprach sie ernst, aber sanft, „ich traue mir nicht mehr. Moriz, Sie müssen morgen von hier abreisen.“ — „Muß ich? und wohin?“ — „Suchen Sie einen Vorwand, nur reisen Sie, reisen Sie schnell, ich will Sie nicht wieder sehen.“ — „Nie?“ fragte er kaum hörbar. „Vielleicht nach Jahren,“ war die Antwort. Und somit verließ er langsam das Gemach, in welchem sie regungslos stehen blieb. An der Thüre warf er noch einen schmerzlichen Blick nach ihr zurück, aber sie hatte sich weggewendet, und er mußte die Thüre zwischen sich und der Geliebten schliessen, ohne noch einmal in ihr holdes Antlitz zu sehen.

Nach einer halben Stunde des herbsten Kampfes und des tiefsten Schmerzes hörte Agnes den Grafen Vorck zurückkommen. Sie sprang auf, stürzte ihm entgegen und suchte an seinem Herzen Ruhe und Schutz. Er liebkoste sie sanft, setzte sich neben sie, sprach ihr ernst und freundlich zu und bat sie dringend, sich zu beruhigen und ihre Gesundheit zu schonen. Als endlich ihre Thränen sie zum Wort kommen ließen, sagte sie: „Ach! an meiner Gesundheit ist nichts gelegen; ob ich lebe oder sterbe, das ist jezt einerlei, denn — ich bin Deiner nicht mehr würdig.“ — „Agnes,“ sagte Graf Vorck ernst, „was hat Dein Gemüth so gewaltig, so ungewöhnlich erschüttert? Ich habe Dich nie so gesehen. Was ist geschehen? was hast Du gethan?“ — „Was ich gethan habe? Ich habe mein Herz einem Andern geschenkt, als Dir. Ich bin Schritt vor Schritt bis an die Schwelle des Verbrechens vorgerückt, und Dir, Du guter, bester Mann, Dir und Deinem Bilde, das mir als Schutzengel erschien, habe ich es allein zu danken, daß ich nicht darüber hinausschritt. O! kannst Du mir noch verzeihen,“ schluchzte sie, „so —“ — „Sprich nicht weiter,“ unterbrach er sie; „ich bin von

Kindheit an Dein bester Freund gewesen, ich kenne Dein Herz besser, als Du selbst, und weiß Alles, was Du mir zu sagen hast. Was ich seit Monaten gelitten habe, will ich Dir verschweigen; aber ich glaubte, Dir vertrauen zu dürfen, und habe ich es in vollem Maße gethan, vielleicht zu viel gethan, so war mein Wille rein. Wo ist der Störer meines Friedens?" — „Er reist morgen ab." — „Und wir übermorgen, zu Deiner Tante. Ich kehre dann hierher zurück; Du bleibst dort allein und ungestört, bis die Zukunft Alles wieder ausgleicht, was uns für jetzt trennt." (Die Fortsetzung folgt.)

An einen Dichter.

Als ich trat ins dunkle Zimmer,
Hätt' ich fast Dich nicht erkannt,
Sänger, bis Du grüßend rührtest
Meinen Arm mit Deiner Hand.

Ach! da fuhr mir's von der Schulter
Gleich den ganzen Arm entlang,
Gleich den ganzen Leib hinunter
Wie der allerhellste Klang!

Wie die Harfe, wenn sie zittert,
Bebten Herz und Glieder mir,
Und ich dachte, süß erschüttert,
Wär' ich ganz ein Lied von dir!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Oktober.

(Fortsetzung.)

Literaturvorlesungen und geselliges Leben in Vevey.

Auch in Vevey wurden diesen Winter Vorlesungen über französische Literatur gehalten, bei denen alle gebildeten Frauen, Mädchen und Männer aus dieser kleinen lieblichen Stadt in gedrängten Reihen zusammen saßen und an diesen Stunden mehr Freude fanden, als in den bunten, lauten Cirkeln der Gesellschaft, wo Geist und Gemüth nur selten erregt und beschäftigt werden. Diese Literaturvorlesungen hielt der Pfarrer Collomb, der erst vor kurzer Zeit von Florenz, wo er Prediger an der französischen reformirten Kirche war, hierher zurückgekehrt ist. Seine freie Kanzelberedtsamkeit hat ihm schon einen Namen gemacht, um so mehr fiel es auf, daß er seine Literaturvorträge ablas. Er beschäftigte sich in fünfundzwanzig Lektionen nur mit der französischen Literatur in der neuesten Zeit. Sehr richtig sagte er in der Einleitung zu seinem Kurs: „Eine neue Zeit hat für die Wissenschaften und für die schöne Literatur in Frankreich begonnen, seit das Kaiserthum in großartige Trümmer fiel und sich auf ihnen liberale Institutionen erhoben. Die Gemüther nahmen eine ernstere, besonnenere Richtung, wissenschaftliche und historische Untersuchungen wurden auf allen Seiten angeregt und mit Erfolg begonnen, Streitfragen, die längst entschieden schienen, nahm man von Neuem vor und sprach nun ganz anders darüber. Vieles drängte sich nun auf einmal zusammen: der große Streit der romantischen mit der klassischen Schule; die dramatische Dichtkunst zerbrach ihre konventionellen Formen, die für unsere Zeit veraltet sind und künftig der wahrere Ausdruck des Gefühls, und dabei unsern heutigen Bedürfnissen angemessen seyn müssen; schnell und kühn erhob sich die parlamentarische Beredtsamkeit; ja auch die Kanzelberedtsamkeit kämpfte bisweilen muthig und mit Erfolg; die französische Philosophie begann den Materialismus abzulegen, denn sie allzulang zugethan gewesen war, und neigte sich, ohne es vielleicht selbst zu ahnen, zum Bund mit dem Christenthum. Durch dies alles gestaltete sich das intellektuelle Leben Frankreichs in den lezten fünfzehn Jahren ganz anders." Die moralische und religiöse Tendenz war bei diesen Literaturvorlesungen vorherrschend. Sie wundern sich vielleicht, daß dergleichen Vorträge und Geistesbeschäftigungen in einer kleinen Stadt guten Boden finden, wo keine hohe Schule, zahlreiche Gelehrte oder Literatoren dem Geschmack Vorschub leisten. Freilich in Deutschland würde das wohl schwerlich geben. Wollte einer dort in einer kleinen Stadt von 3800 Einwohnern, nicht vor einigen gebildeten Familien, sondern vor der Masse der Bevölkerung Vorträge über Nationalliteratur halten, so würde er von Einigen gröblich ausgelacht, von Andern groß angesehen werden. Was könnte die Herrn Gevatter Schneider, Handschuhmacher, Krämer und kleine Kaufleute bewegen, so keck aus ihrem Leben und Denken herauszutreten? Und nun gar die Frauen und Mädchen! Einigen schiene das liebe Hauswesen darüber zu Grund zu gehen, Andere würden meinen, es sey gegen die guten Sitten. Abends, im dicken Tabaksqualm, würden auch die ehrsamen Männer der Stadt ausmachen, daß dergleichen „Zeug" ganz unnütz sey, zu nichts führe, ja vielleicht gar böse Folgen haben dürfte; es sey daher gerathen, sich fern davon zu halten, zumal man das Geld besser anwenden könne. Wollte aber vielleicht der Herr Pfarrer selbst dergleichen Vorträge halten, so wäre es um seinen Kredit geschehen; wahrscheinlich aber litte es die Frau Pfarrerin nicht. Ja, gestehen Sie es nur aufrichtig, es liegt mehr denn ein Jahrhundert zwischen der Civilisation der schweizerischen Städte am Genfersee und der, welche mit dem Vergrößerungsglas in den kleinen Städten Deutschlands aufgesucht werden muß. Vevey ist übrigens ein kleiner Ort, dessen Gleichen ich caeteris paribus noch nirgends gefunden habe. Nicht lange bleibt der Fremde hier fremd, denn mit der herzlichsten Gastfreundschaft übernimmt eine Familie nach der andern die Sorge, ihm das Leben angenehm zu machen; eine macht mit ihm eine Landpartbie in die herrliche Gegend, eine andere ladet ihn auf den See, wieder eine andere in den Weinberg; überall werden Musik und Tanz improvisirt. Die Frauen und Mädchen sind liebenswürdig, ohne alle Affektation, die Männer herzlich, bieder und gastlich. An Stoff zu angenehmer, immer wechselnder Unterhaltung fehlt es diesen Leuten nie. Was gibt nur so ein Literaturkurs alles zu reden, wie viele Meinungen und Ansichten auszutauschen! Viele Männer haben das Ausland gesehen und reden mehrere Sprachen; es ist eine Lust, sich mit ihnen zu unterhalten. Dicht am See, in reizender Lage, steht ein stattliches Gebäude, das Lese-, Conversations-, Billard-, Spiel- und Eßzimmer, so wie einen Tanzsaal enthält. Geschähe einem grämlichen Fremden nichts weiter, als daß man ihn hier einführte, was immer geschieht, so könnte er nicht über Langeweile klagen, da hier französische, deutsche und englische Journale, desgleichen die interessantesten neuen Bücher zur Auswahl daliegen. Im Winter sind hier Liebhaberkonzerte und kleine Bälle. Bei alle dem zeichnen sich die Veveyer Familien durch Ordnung, Sparsamkeit und andere häusliche Tugenden aus, unter denen Religiosität und mildes Wohlthun nicht zulezt genannt werden dürfen. Die Stadt hat in dieser Beziehung eine Menge Anstalten, Stiftungen und Vereine, welche in Frankreich den Städten dritten Ranges fehlen. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. November 1830.

Das süßeste Glück für die trauernde Brust,
Nach der schönen Liebe entschwundenen Lust,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

Schiller.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Es war ein Ernst, eine Bestimmtheit in dieser kurzen Entscheidung über Agnes nächstes Schicksal, die ihr jede Einwendung unmöglich machten. Auch fand sie sich ohne Murren und selbst ohne innere Widerrede in Alles, was ihr Mann beschlossen hatte, und erwartete die Stunde der Abreise mit Ungeduld, denn der Schauplatz ihrer Winterfreuden war für sie plötzlich eine Einöde geworden. Im Wagen sagte ihr Graf Borck: „Noch eine Bitte habe ich an Dich; vertraue Deiner Tante nichts von dem, was Dich jezt zu ihr führt, ich habe Alles so eingerichtet, daß Dein Besuch ihr als ein willkommenes impromptu erscheinen wird.“ — Da wagte es Agnes, ihren Mann zu bitten, sie nicht zur Tante, sondern lieber auf sein Landgut zu führen; sie fürchtete, der Tante Gegenwart würde ihr in diesem Augenblicke drückender seyn, als die tiefste Einsamkeit, wenn es ihr nicht vergönnt wäre, dieser mütterlichen Freundin ihr Herz zu öffnen. Graf Borck willigte gern in diese Bitte seiner Frau, und schon am Abend des nächsten Tages erreichten sie Borckhausen, den alten Stammsitz der Familie. Es war das erste Mal, daß Agnes dieses Gut besuchte, und sie konnte sich des freundlichen Eindrucks nicht erwehren, den das Schloß mit seinen Umgebungen auf sie machte. Aber kein einziges Wort, keine Umarmung ihres Mannes bewillkommte sie in ihrem neuen Wohnort. Er beantwortete ihre Fragen trocken, aber ausführlich; zeigte ihr den Weg zu ihren Zimmern und ging in die seinigen, indem er sie einlud, am andern Morgen um acht Uhr mit ihm zu frühstücken.

Agnes fühlte sich unaussprechlich bedrückt und geängstigt durch dieses kalte, abgemessene Betragen des Mannes, bei dem sie sonst nur Nachsicht und Liebe gefunden hatte. Sie ging still in ihr Schlafzimmer und verbarg das weinende Antlitz in ihren Kissen. Am nächsten Morgen traf sie ihren Mann im Frühstückzimmer; derselbe Ernst sprach sich in seinem ganzen Benehmen aus. Nachdem sie gemeinschaftlich den Kaffee eingenommen, gab er ihr den Arm und führte sie in Haus und Hof herum. Um zwölf Uhr stand sein Wagen vor der Thüre, ein Paar Minuten später fuhr er davon, und Agnes war sich allein überlassen, zum ersten Male in ihrem Leben ohne Stütze, und leider ohne den Trost eines vorwurfsfreien Bewußtseyns.

Das Schloß war schön und groß. Ein breiter Hof, mit Linden eingefaßt, bildete die Einfahrt, und nur dem Portal gegenüber gewährte ein hohes, eisernes Gitter einen freundlichen Durchblick auf Gehölz und Wiesen. Im Innern des wohlunterhaltenen Gebäudes trat man zuerst auf eine geräumige Hausflur, mit Marmor getäfelt, und von da in einen schönen großen Saal, dessen gegenüberliegende Glasthüre in eine lange, himmelhohe Allee führte, die eben zu grünen begann. Links und rechts vom Saale waren die Wohnungen der Frau und des Herrn vom Hause, und im obern Stockwerke viele bequeme Gastzimmer.

Agnes hatte dem dahin rollenden Wagen ihres Mannes nachgesehen, so lange sie ihn erblicken konnte, und war dann langsam in die Reihe der großen, leeren Gemächer zurückgegangen, die recht fremdartig abstachen gegen die modische Fülle ihrer Stadtwohnung. Aber ihr war leichter um's Herz, sobald sie sich allein sah. Zum ersten Male seit jener schmerzlichen Stunde der Trennung konnte sie jezt ungestört an Moriz denken; sie that es, mit aller Wonne und allen Thränen der Liebe. Der Seelenschmerz, den er um ihretwillen gelitten, die unbegränzte Hingebung, mit der er sie vergöttert hatte, erschienen ihr jezt, in der Verklärung der Ferne, geläutert und veredelt. Hier verletzte sie ja keine Pflicht, wenn sie den leeren Wänden seinen Namen nannte, und Lieder der Sehnsucht in die gehorsamen Saiten hauchte. In den ersten Tagen unternahm sie es zu wiederholten Malen, sein Bild mit dem Pinsel zu entwerfen; doch jeder Versuch schien ihr so durchaus unbefriedigend und mißlungen, daß sie ihn auf der Stelle wieder vernichtete. Endlich begann der erste Sturm ihrer Gefühle sich zu legen und dem Gedanken Raum zu geben, daß es wohl ihre Pflicht sey, das reizende, verführerische Bild auch in ihrem Herzen zu vernichten; aber ein dickes Briefpaket von ihrem Manne, das außer einigen Zeilen von seiner Hand, einen an sie gerichteten Brief mit fremder Aufschrift enthielt, erregte wieder tausend schlummernde Gefühle. Sie erbrach ihn zitternd und erkannte Morizens Haud- und Unterschrift. Sie las zuerst das Schreiben ihres Mannes; es lautete so:

„Liebe Agnes!

Ich bin gesund und ohne Unfall hier angekommen. Beiliegender Brief veranlaßt mich, Dir gleich zu schreiben. Deine Freunde wissen noch nicht, daß Du auf Borckhausen bist; daher die Adresse nach W. Du hast wohl die Güte, sie bald zu benachrichtigen, wohin sie ihre Briefe senden sollen. Auch mich laß Dein Wohlbefinden durch ein Paar Zeilen wissen.

Dein ꝛc."

Morizens Brief lautete anders.

„Ich wage es, Ihnen zu schreiben, theuerste Agnes, weil ich mein Leben nicht tragen könnte ohne diesen Trost. — Ach! dieser lezte, schönste Abend meines Lebens! Nur eins darin möchte ich weglöschen aus meiner Erinnerung. Ich sah mich in der Thüre noch einmal nach Ihnen um; Sie standen da, das Haupt gesenkt, das holde Antlitz von mir gewendet. Agnes, Agnes! Könnten Sie sich je im Leben von mir wenden, es würde mich auf ewig elend machen. Ich eilte noch desselben Abends zu meinem Minister, um mir den erforderlichen Urlaub zu erbitten. Meinem alten Kammerdiener befahl ich, die Nacht über Alles für mich zu packen. Er fragte nicht weßhalb, war aber doch sehr verwundert, als ich ihm sagte, er solle mich den nächsten Abend in P., acht Meilen von W., mit dem Wagen erwarten, weil ich zu Fuß dahin gehen wolle. Dann nahm ich meinen Mantel um und ging getrost in die Nacht hinein, in der Hoffnung, die körperliche Ermüdung werde Geist und Herz beruhigen. Mit Anbruch des Tages sah ich auch heller in meiner sturmbewegten Seele; aus jedem Weh, daß mich durchzuckte, tauchte Dein Bild als Friedensengel hervor. — O Agnes, verzeihen Sie dieses Du; es kommt mir nicht zu, das weiß ich sehr wohl; ich darf es nicht gebrauchen; aber in meinem Herzen kann ich Sie nicht anders nennen. — Als ich in ein kleines Gebüsch trat, hörte ich viele Vögel ihre heitern Morgenlieder singen; nur einer flog klagend im Kreise um einen Dornenbusch herum, als suche er sein Theuerstes. Der arme Vogel! ich hatte Mitleid mit ihm, und doch war er weit glücklicher als ich, er durfte suchen und klagen; ich weiß, wo mein Theuerstes ist, und muß fliehen und schweigen. — Ich stieß mich in der Dunkelheit an einen Stein, so heftig, daß ich ausruhen mußte, ehe ich weiter gehen konnte; ich dankte dem Stein, denn er hielt mich einen Augenblick länger in Ihrer Nähe zurück. Ach! ich leide unsäglich, und mein Leiden ist Alles, was mir von Ihnen geblieben ist; dieses Eine aber wird mir bleiben; nie, nie kann es enden, als im seligsten Wiedersehn, auf Erden oder im Himmel!"

(Die Fortsezung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsezung.)

Es mag wohl manchem deutschen Ohre fremd und garstig klingen, sein Vaterland nur deßwegen tadeln zu hören, weil man in demselben nicht ungestraft lange Finger machen kann. In der That liegt in diesem Tadel etwas für den Tadelnden selbst so Hartes, daß ich Anstand nahm, die Geschichte wieder zu erzählen. Aber meine Liebe zu der russischen Nation, die zu verhehlen ich keine Ursache habe, darf mich nicht abhalten, auch solcher Dinge zu erwähnen, die nicht zu den liebenswürdigen gezählt werden können. Wo aber so viel Gutmüthigkeit, wo ein solcher Boden von richtigem moralischem Gefühl vorhanden ist, wie bei diesen wackern Naturmenschen, da kann es nicht schwer fallen, auch diese noch übrigen Flecken bis auf ihre lezte Spur zu vertilgen. Uebrigens möchte ich denjenigen, die sich des Glückes rühmen, einem kultivirteren Volke anzugehören, freundschaftlich rathen, nicht so geschwind lieblos über andere abzuurtheilen, und wohl zuzusehen, ob unter ihrem sogenannten gebildeten Volke nicht auch einige, vielleicht eben so auffallende Reste der alten Barbarei zu finden sind, die hoffentlich auch nicht in einer angebornen Schlechtigkeit, sondern nur in einer verkehrten Ansicht, d. h. also, trotz der höheren Volksbildung, doch

nur in dem Mangel an eigentlich moralischer Bildung ihren Grund haben. Der deutsche Bauer z. B. gilt, und mit Recht, im Allgemeinen für einen braven und redlichen Mann, und ich habe noch nie gehört, daß man ihm überhaupt einen Hang zum Diebstahl Schuld gegeben hätte. Sind aber nicht z. B. unsere Holzdiebstähle in den herrschaftlichen Waldungen eine beinahe alltägliche Sache, und hat sich wohl noch irgend ein armer Bauer deßhalb Vorwürfe gemacht, weil er zur Nachtzeit einen Bündel Reisig nach Hause geschleppt und dafür vielleicht mehrere schöne Bäume verstümmelt und in ihrem Wachsthume aufgehalten hat? Es ist dieß auch ein Diebstahl, aber ein alt hergebrachter, schon gleichsam zur Mode gewordener, durch die Mode geheiligter Diebstahl. Es mag noch gar manche ähnliche Dinge in der menschlichen Gesellschaft geben, die wir, eben weil sie ganz allgemein sind und beinahe täglich vorfallen, nicht mehr bemerken, die aber einem fremden, und daran noch nicht gewöhnten Menschen gewiß schon auf den ersten Blick auffallen würden. Wer weiß nicht, daß gewisse, gleichsam durch die Volksstimme geheiligte Exceptionen bei dem sogenannten Meisterstücke der Schöpfung nicht blos unter dem niedrigsten Pöbel, sondern selbst in den gebildeten Klassen, ja unter den eigentlichen Gelehrten nicht eben zu den großen Seltenheiten gehören. Man denke nur an das sogenannte Bücherschießen auf unsern Universitäten. Wie wäre es ferner, wenn wir manche unserer Mineralogen und Botaniker sprechen liessen? Ich besorge nicht, daß sie uns diese Aufforderung übel nehmen oder daß sie uns nicht Rede stehen würden, da ich sie selbst in ihren freundschaftlichen Zusammenkünften mit nicht geringer Selbstzufriedenheit die eigenen Großthaten auskramen und die Geschicklichkeit rühmen hörte, mit welcher sie Mineralien und Pflanzen zu schießen wissen.

Die Meinung regiert die Welt. Mögen wir also alle diese Meinung zu berichtigen suchen, wo es Noth thut, und wo dieß, wie es nur zu oft der Fall ist, nicht angeht, sie wenigstens zur Beförderung des Guten benützen. Ein auffallendes Beispiel dieser Benützung, in Beziehung auf den hier besprochenen Gegenstand, gibt uns Rußland selbst. Der gemeine Mann hat, wie gesagt, die Meinung, daß man den Fremden in gewissen Dingen wohl ein Bischen beluchsen darf, ohne deßhalb gleich für unehrlich zu gelten. Seinen eigenen Herrn aber zu betrügen, ist, nach seiner Meinung, eine schwere und unverzeihliche Sünde. Daher ist das sicherste Mittel, sich gegen einen Hausdieb, wenn man ihn einmal kennt, zu schützen, ihn in seinen eigenen Dienst zu nehmen. Von diesem Augenblicke an kann man sicher seyn, nicht nur von ihm selbst nicht mehr bestohlen zu werden, sondern auch zugleich an ihm den besten Wächter gegen alle andern Diebe zu haben, da sein point d' honneur es fordert, alle Mausereien, wobei der Verdacht auf ihn selbst fallen könnte, zu unterdrücken, und er die Kniffe und Pfiffe, gegen welche er sich zu verwahren hat, aus eigener Erfahrung kennt. Ein höherer Offizier in der russischen Armee, ein geborner Deutscher, erzählte mir, als einmal sein Bataillon mehrere Wochen lang mit einem Kosackenpulk zusammen kampiren mußte, sey er nahe daran gewesen, rein ausgeplündert zu werden. Weder die Kleidungen seiner Soldaten, noch die Geschirre ihrer Pferde waren sicher, und jeden Morgen kamen Klagen ohne Ende. Strenge Aufsicht, vermehrte Wachen, alle Vorsicht war vergebens. Beinahe zur Verzweiflung gebracht, brachte er endlich seine Klage vor den Hettmann, und dieser rieth ihm, alle seine eigenen Wachen einzuziehen, und in seinem Quartiere sowohl, als bei jeder Abtheilung seiner Truppen einen Kosacken aus dem Pulk als Wächter und Beschützer zu nehmen. Der Offizier hatte Mühe, die Zweckmäßigkeit dieses Rathes zu begreifen, aber er befolgte ihn, da er nichts anders mehr wußte, und alle Diebereien hörten von diesem Augenblicke an auf. Die Kosacken legten sich, sobald die Nacht kam, quer über die Thüren der Quartiere und Stallungen, und er hörte nie wieder auch nur von einem Versuche, ihn zu beunruhigen. So viel vermag die Meinung und die Art, wie jene Menschen, und wollen wir es nur bekennen, wie wir alle die Dinge in und um uns anzusehen pflegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Englische Kritik deutscher Poesie.

So eben ist der dritte Band von W. Taylors Historical Survey of German Poetry erschienen, und damit das Werk, welches jedoch bei Körner und C. Schultze stehen bleibt, geendigt. Als eine Sammlung vortrefflicher Uebersetzungen und Nachahmungen der deutschen Poesie ist es ohne Gleichen in England, und als solche wird es gewiß auch vielen deutschen Lesern willkommen seyn, welche unter andern darin drei vollständige Dramen finden, nämlich: Nathan der Weise, der Mönch vom Libanon und Iphigenia in Tauris; ferner sind darin mehrere der besten Oden, nebst den schönsten Stellen aus dem Messias von Klopstock; der wilde Jäger, des Pfarrers Tochter und Leonore von Bürger; mehrere Idyllen von Voß; mehrere Oden von den Gebrüdern Stolberg; Geron, nebst fünf von den Wintermährchen und einem Bruchstück aus dem Oberon von Wieland; Hero und Leander, der Taucher, nebst mehreren Auszügen aus den Trauerspielen von Schiller; der Fischer, Erlkönig, Mahomeds Gesang, der Sänger, der Zauberlehrling, die Braut von Korinth, nebst mehreren andern Stücken von Goethe. Taylor war einer der ersten, welche deutsche Literatur auf englischem Boden einheimisch zu machen gesucht haben. Den englischen Leser, dem es blos um die äußere Geschichte der deutschen Poesie zu thun ist, kann das Werk nothdürftig befriedigen; eine auch nur halbwegs vernünftige Kritik darf man aber hier nicht suchen. Davon gar

nicht zu sprechen, daß Taylor die Haupteigenschaften des wahren Kritikers, auch auf dem englischen Standpunkte, zu fehlen scheinen, mißt er, befangen in den Banden eines Voltaireschen Unglaubens, den Werth eines Dichters sehr oft nach den moralischen Zwecken, die er, wie der Kritiker meint, sich in seinen Werken vorgesetzt hat, und schätzt ihn immer in dem Verhältniß, in dem er sich vom Christenthum entfernt hat, oder sich ihm zu entfernen scheint; denn nicht selten schreibt er Dichtern antichristliche Absichten zu, wo andere, selbst die ärgsten Ketzerriecher, nichts davon verspüren. Ja er sagt, das allgemeine Streben der deutschen Schule gehe dahin, französische Meinungen unter englischen Formen zu lehren. „Sie haben zwar religiöse Dichter, wie z. B. Klopstock, F. und L. Stolberg und Körner; aber mit der Ausnahme von Klopstock haben die religiösen Schriftsteller den Rest ihrer Popularität ihrer Liebe zur Freiheit und nicht ihrer Liebe zu Christus zu danken. Voß, Schiller, Kotzebue, Lessing, Wieland, Goethe sind Pantheisten.“ Um aber den Kritiker und sein Werk vollkommen zu charakterisiren, stehe hier ohne Kommentar die allgemeine Uebersicht, womit er den dritten Band schließt. „Der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der deutschen Poesie der neuern Zeit ist ganz erstaunlich; man kann sie mit dem Flor eines Gewächshauses vergleichen, wo man im angenehmen, obgleich seltsamen Verein das Veilchen und die Erdbeere neben dem Jasmin und der Traube, Gewächse aller Art in üppiger, überraschender Fülle, fremde und einheimische Gerüche untereinander erblickt. In der Satyre sind die Deutschen nicht besonders glücklich; im didaktischen Gedicht nennen sie vorzugsweise Haller, Kleist und andere, ohne jedoch viel Gewicht auf diese Namen zu legen. In der Heroide oder auch nur in der gemeinen Epistel haben sie wenig, was sich rühmen ließe. Epigramme gibt es die Fülle, sie sind aber nicht überreich an attischem Salze. Im Uebersetzen übertreffen sie alle Völker Europas. In der Ode haben sie Klopstock, der schon allein für ein Heer gelten kann, und Namen vom zweiten Rang in unzähliger Menge, welche alle möglichen Formen der lyrischen Dichtung, die Elegie, die Hymne, das Lied erschöpft haben. Sie haben viele gute Schäfergedichte, sowohl epische als dramatische, besonders von Geßner, Voß und Goethe.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, Oktober.

(Fortsetzung.)

Akademische Preisvertheilung.

Unsere kleine Lausanner Akademie macht auch Fortschritte und gibt mehr denn bisher ins Leben ein. Interessant war uns in dieser Beziehung die akademische Sitzung, wo die, voriges Jahr angekündigten und ausgesetzten Preise für Poesie und Beredtsamkeit zugesprochen werden sollten. Es ist erfreulich, wenn in einem so kleinen Land, wie das unsrige, ein ausgezeichnetes Talent aus der Menge auftaucht, und bei jedem neuen Versuch einen neuen Schritt zur Vollendung thut. Diese akademischen Poesieaufgaben haben immer einen vaterländischen Gegenstand; voriges Jahr war es Julia Alpinula nach einer Volkssage aus der Römerzeit, dieses Jahr die Schlacht bei Granson, und für künftiges Jahr das Hospiz auf dem großen St. Bernhard. Den Preis der Julia Alpinula gewann einer unserer hoffnungsvollsten Studenten, ein junger Olivier. In seinem Gedichte zeigten sich ganz ungewöhnliche Dichtergaben, viel Phantasie und Zartheit neben ächt vaterländischer Farbe, und Olivier ward bald der Liebling des Publikums. Dies Jahr kam nun die Gransoner Schlacht an die Reihe, und Jedermann wußte, daß Olivier auch diesen Gegenstand besungen hatte; daher war der akademische Saal gedrückt voll. Nach einer ziemlich trockenen Einleitung des Rektors tritt der unglückliche Dichter Perchat, Professor der Rechte, auf, der voriges Jahr dem großen Rath ein so lächerliches Gedicht dedizirt hatte; er war zum Berichterstatter und Herold des akademischen Urtheils erkiesen. Dieser Bericht schien Allen mangelhaft, und die kärglich angeführten Stellen aus dem trefflichen Gedicht thaten gerade das Gegentheil von dem dar, was sie beweisen sollten. Die Episoden, gewiß die größte Schönheit des 1600 Verse enthaltenden Gedichts, sollten nicht passend und auch zu lang seyn; daher ward dem Verfasser Olivier nicht der ausgesetzte Preis, sondern nur ein Accessit zugesprochen. Die Unzufriedenheit mit dem akademischen Urtheil wurde laut genug vernommen, denn der junge Dichter hat auch in seiner Schlacht von Granson verrathen, was sich selten zusammenfindet, schöpferisches Talent, reiche Imagination, tiefes Studium der Natur und des menschlichen Herzens. Es ist unverkennbar, daß er seit einem Jahr bedeutende Fortschritte in seiner Kunst gemacht hat; er tritt viel sicherer, freier und kühner in der Gransonschlacht auf, denn in der Julia Alpinula, was freilich auch schon der Gegenstand mit sich bringt. In Olivier erblüht uns ein ächter vaterländischer Dichter, der auf seinem heimischen Boden gern und mit Liebe verweilt, und an einem solchen fehlte es uns bisher. Schade, daß wir ihn hier in Lausanne verlieren, denn er hat vor Kurzem einen Ruf als Professor der französischen Literatur in Neufchatel angenommen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 267:

Handschrift.

Räthsel.

Wie heißt das Kollegium, schöne Frau'n,
Dreifach von Geschlecht, und häufig zu schau'n?
Der ladet so rüstig auf und ein,
Die gräbt sich mit Zähnen ins Opfer hinein,
Das scheidet so gierig vom Fleische das Bein.

Er hat nur selten was Böses gethan;
Gift gab er, doch meistens in traurigem Wahn;
Sie aber und es, wofern sie gut,
So seyd vor beiden auf eurer Hut,
Sie vergessen so manch unschuldiges Blut.

Das Kollegium sieht man bei manchem Schmaus,
Es ißt nicht und trinkt nicht und geht nicht nach Haus;
Es wird vielmehr bei Tag und bei Nacht
Von schönen Händen zu Bett gebracht,
Nachdem sie mit ihm sich zu schaffen gemacht.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 273.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. November 1830.

Solche Gewalt doch üben in unsern Tagen gewiß nur
Wenige; Dank der Vernunft und der edleren Menschenerziehung,
Auch des gefürchteten Rufs lautstrafendem Tadel und Abscheu.

J. H. Voß.

Bilder aus Rußland.

Verhältniß der Herrn zum Diener und zum Bauer.

Wer Rußland und seine Bewohner charakterisiren will, muß nothwendig einen unangenehmen Gegenstand berühren, den ich sonst gerne mit Stillschweigen übergangen hätte. Ich meine die inhumane und in der That sehr harte Behandlung, welche die dienende Klasse, das Gesinde und die Bauern, von ihren Herrn erdulden müssen. Es ist mir nicht unbekannt, daß die Barbarei, von welcher hier die Rede ist, mit jedem Jahrzehnte abnimmt, wie sie denn mit der steigenden Kultur eines jeden Volkes abnehmen und endlich ganz verschwinden muß. Aber es kann demungeachtet nicht geläugnet werden, daß diese, die Menschheit entehrende und alle wahre Bildung verläugnende Sitte daselbst noch in einem Grade herrscht, der weder durch Unkultur, noch durch irgend etwas anderes entschuldigt werden kann. Die auch in dieser Beziehung auf Humanität eifrig hinarbeitende Regierung thut ihr Möglichstes, dieser Unart Gränzen zu setzen; aber das Uebel scheint so tief gewurzelt und seit Jahrhunderten schon so veraltet, daß eine schnelle Aenderung durch bloße Gesetze und Vorschriften wohl nicht erwartet werden darf. Auch hier scheint nämlich wieder die Meinung, und zwar eine beinahe allgemein verbreitete und althergebrachte Meinung, ihr tyrannisches Recht zu üben. Denn viele glauben, der gemeine Russe sey nur durch harte Behandlung zu leiten, und ohne Schläge könne man mit ihm nichts ausrichten. Nach meinen Erfahrungen aber muß ich dieser Behauptung widersprechen. Wo Gutmüthigkeit, oft wahrhaft kindliche Gutmüthigkeit einen integrirenden Bestandtheil des Charakters bildet, und dieses ist nach meinen Erfahrungen der Fall bei den Bewohnern des eigentlichen tiefen Rußlands, da ist auch zu erwarten, daß eine gutmüthige Behandlung von oben herab oft mehr ausrichten wird, als immerwährende Strenge. Ich selbst glaubte Anfangs einen gewissen Widerwillen, Nachlässigkeit, selbst zuweilen Bosheit bei meinen Untergebenen zu bemerken und neigte mich schon zu der allgemeinen Meinung hin, mit der mich meine neuen Bekannten, wenn ich ihnen diese Verhältnisse klagte, bestürmten. Allein die Sache gab sich noch vor dem Ende des ersten Jahres ohne alle Anwendung gewaltsamer Mittel, und ich sah vollkommen ein, daß der Fehler wirklich an mir gelegen hatte. Ich wollte, wie die meisten Ausländer Anfangs thun, in meinem Hause alles nach deutscher Sitte eingerichtet haben, und meine damals noch sehr unvollkommene Kenntniß der russischen Sprache war die Ursache, daß die armen Leute meine Befehle, selbst mit dem besten Willen, nicht, oder nicht immer gehörig ausrichten konnten. Ich wollte ferner mehrere Gewohnheiten, z. B. das Branntweintrinken, völlig abschaffen, und war nicht zufrieden, blos das eigentliche Betrunkenseyn vermieden zu sehen. Allein die völlige Enthaltsamkeit von diesem Getränke ist dem gemeinen Russen so gut als unmöglich, und ich kämpfte verge-

bens gegen diese und so manche andere Gewohnheit. Meine Strafreden, die ich ihnen nur zu häufig hielt, kamen ihnen lächerlich vor, weil ich die Sprache nicht zu handhaben wußte, und eben so kindisch mochten ihnen auch meine Belobungen klingen, wie ich nur zu deutlich aus ihren Mienen sah. Aber alles dieß hatte ein Ende, wie ich der Sprache mächtig wurde und den russischen Sitten in meiner häuslichen Einrichtung mich zu bequemen anfing.

Es sey mir nun erlaubt, einige Geschichten entgegengesezter Art zu erzählen, von denen ich selbst Augenzeuge gewesen bin; andere viel grellerer Art, die ich nur vom Hörensagen weiß und daher nicht verbürgen kann, werde ich um so lieber ganz übergehen, da ihre Erzählung nur Schauder und Abscheu erregen könnte.

Auf meiner Reise von Norddeutschland nach Rußland traf ich in der Gegend von Tula mit einem deutschen Professor zusammen, der nach der Universität Kasan reiste. Der ohne Zweifel sehr gelehrte Mann schien mir wohl recht viele Bücher, aber dafür desto weniger die Menschen zu kennen. Er beklagte sich bitter über die entsezlichen Hindernisse, welche er auf jedem Schritte seiner Reise fand, und die er alle der Halsstarrigkeit und Nichtswürdigkeit der russischen Bauern zuschrieb. Allein der wahre Grund dieser Hindernisse, den der gelehrte und beinahe aller europäischen Sprachen kundige Mann nicht entdeckte, fand sich schon auf der nächsten Poststation. Er verstand kein Wort russisch, und war auch gleich an der Grenze so übellaunig geworden, daß er sich fest vornahm, von dieser Sprache auch nicht das erste Wort zu lernen. Ich mußte ihn bald seinem Schicksale überlassen, indem ich mich in Tula von ihm trennte, um meinen Weg nach Tambow zu verfolgen, während er über Moskau, Wladimir und Nischni zu gehen hatte. Nach einigen Monaten erhielt ich einen Brief von ihm aus Kasan; er erzählte darin mit der fröhlichsten Laune seine weitern Unfälle, die in der That abentheuerlich genug waren, und auch das Ende derselben, welches er nach unsäglichen Drangsalen in der Gouvernementsstadt ** glücklich erreicht hatte. Als er nämlich in dieser Stadt ankam, ging er in seinem Aerger und noch in Reisekleidern zu dem Gouverneur, an dem er einen sehr humanen und der französischen Sprache vollkommen kundigen Mann fand. „Ich bin," sagte er, „der Professor N. N. und schon seit zwei Monaten auf der Reise nach Kasan. So eben komme ich hier an und melde mich bei Ew. Excellenz mit der Bitte, mich hier zu behalten und mich zu gouverniren, so lange es Ihnen gefällt, denn ich gehe nicht mehr von der Stelle." Der Gouverneur war Anfangs betroffen, fand sich aber bald in seinen Mann, nachdem ihm derselbe einige der erlebten Schauergeschichten erzählt hatte. Er sezte sich mit ihm traulich nieder und erklärte ihm, daß, wenn ihm die Bursche gar zu arg zusezten, er ohne weiteres seinen Stock brauchen solle. Der Professor wollte ihm beweisen, daß das nicht angehe, denn er sey ganz allein und dieser Bursche oft zwanzig; wer ihm dafür stehe, daß sie am Ende nicht auch zuschlagen, und dergleichen. Der Gouverneur mußte lachen und meinte, er kenne Rußland noch ganz und gar nicht; nie werde ein solcher Mensch wagen, einen Adelichen zu schlagen. Nach einigen ähnlichen Instruktionen beschied er den bedrängten Professor auf den Abend zu sich, wo er eine angenehme Gesellschaft treffen würde. Er kam und mußte der Gesellschaft seine Abentheuer wieder erzählen, wobei denn, während er auf Mitleid rechnete, des Gelächters kein Ende war. — „Sie verstehen doch russisch?" fragte ihn kurz vor dem Weggehen ein Herr, der sich durch guten Ton und durch die Achtung, welche ihm die Uebrigen erwiesen, ausgezeichnet hatte. — „Nicht ein Wort," war die Antwort. — „Aber Sie kennen doch die russischen Buchstaben?" — „Nicht einen einzigen." — „Nun, so werde ich Ihnen das Ding mit lateinischen Buchstaben schreiben, nur ein Paar Worte, die ich Sie aber gut auswendig zu lernen und mit dem gehörigen Nachdruck herzusagen bitte, bei jeder Gelegenheit, wo Sie es für nöthig achten, Ihren Stock zu brauchen, was, ich sage es Ihnen voraus, so oft als möglich geschehen muß, wenn Sie gut reisen wollen." Dabei wurde sehr human bemerkt, daß man sich nur hüten müsse, auf den Kopf oder ins Gesicht zu schlagen, weil dieß schlimme Folgen haben könne; im Uebrigen aber solle man sich gar nicht genieren. Darauf ging der liebe Mann an den Tisch und schrieb mit lateinischen Buchstaben den Weidspruch auf, der den Herrn Professor bei jeder seiner künftigen Prügeleien vor aller Reaktion der getroffenen Bauern schützen sollte. Dieser Denkzettel enthielt die folgenden magischen Worte: Ja Potpulkownik, y tü Sobaka Curvinsin; das heißt zu deutsch: „Ich bin ein Oberstlieutenant, und du ein Hund, Du — sohn." Der Professor erschrack, als er die Uebersetzung vernahm, aber er ließ sich endlich rathen, und wie er mir schrieb, fuhr er von diesem Augenblicke an sehr gut und kam wohlgemuth, obschon etwas ermüdet von den ewigen Prügeleien, in seinem Musensitze an.

(Die Fortsezung folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsezung.)

Dieß sind nur Fragmente eines vollständigen Tagebuchs, das Agnes in den Stand sezte, jedem Schritte ihres Freundes zu folgen; er versprach, es fortzusetzen. Die Augen von Thränen getrübt, hielt sie die beiden Briefe in der Hand. „Welch ein Abstand!" seufzte sie und steckte beide in ihren Busen. Aber je mehr sie darüber nachdachte, desto mehr fühlte sich ihr ganzes Herz empört durch das Be-

tragen ihres Mannes. Statt sie aufzurichten, zu trösten, schickte er sie in trostlose Verbannung, und während sie an den Einen, der sie kalt zurückstieß, gefesselt war, lebte ein anderes, nur zu warmes Herz einzig in der Erinnerung an sie, und hätte sich mit Freuden jeden Augenblick für sie geopfert. Sie murrte gegen ihr Schicksal und gegen ihren Mann, den sie bis dahin so innig verehrt hatte. Jedoch das milde Abendlicht am Frühlingshimmel und das allmählige Einschlummern der jungen Natur wirkte, gleich dem Anblicke eines schlafenden Kindes, beruhigend auf ihr Gemüth; ihr anfangs lautpochendes Herz schlug immer mehr im Einklang mit den sanftspielenden Wellen des Sees, an dessen Ufern sie gelustwandelt hatte; eine milde Freudigkeit, wie sie sie seit den Jahren ihrer Kindheit nicht gefühlt hatte, schlich sich unvermerkt in ihre Seele ein, und so wie der Abend jedes Lüftchen zum Schweigen gebracht hatte, so stillte er auch jede leidenschaftliche Bewegung ihres Innern. „Vor den Sternen besteht in der Natur nichts Großes und in der Brust nichts Kleines," das empfand auch Agnes, wie es jedes bessere Menschenherz oft empfunden hat, und ihre Gedanken richteten sich auf ihre eigene, höhere Bestimmung und auf ihre Verantwortlichkeit für die ihr anvertrauten Gaben und Kräfte. Sie gedachte ihres Mannes, seiner edlen Gestalt und der noch edleren Seele, die darin wohnte, und der erhebende Vorsatz, keine ihrer Pflichten unerfüllt zu lassen, begleitete sie durch die Stille der Nacht in ihre Wohnung zurück.

Der Stimmung des Abends getreu, ließ sie es am nächsten Morgen ihre erste Sorge seyn, eine gründliche Prüfung ihres ganzen Hausstandes zu unternehmen, um Alles nach den Wünschen ihres Mannes zu ordnen. Die Dienerschaft bestand meist aus Leuten, die den Grafen auf dem Arm getragen, oder mit ihm gespielt hatten, daher sie denn mit allen Verwöhnungen, die solchen Erbstücken eigen sind, auch deren Treue gemein hatten. Agnes fand den ganzen Hausstand sehr wohl geordnet und nahm sich daher vor, nur die oberste Aufsicht über denselben zu führen. Auch die Kuh- und Schafställe würdigte sie ihrer Aufmerksamkeit, und selbst das Federvieh war ihrer Sorge nicht zu gering. Nachdem sie kaum einige Wochen in diesen Beschäftigungen einer Hausfrau, die jedem Weibe so wohl anstehen, zugebracht hatte, bemerkte sie eine wohlthätige Aenderung in ihrer ganzen Gemüthsstimmung. Es hatte sich ein neuer Wirkungskreis für sie aufgethan, in welchem sie auf dauernde Befriedigung hoffen durfte. Sie beschloß nun auch die Bewohner des Dorfes nach und nach persönlich kennen zu lernen und sich von der Lage und den Bedürfnissen jedes Einzelnen zu unterrichten. Sie besuchte zuerst die Frau des würdigen Schullehrers, erkundigte sich nach den dürftigen Familien und fand, daß es deren eigentlich keine auf ihren Gütern gebe. Graf Borck hatte eben so großmüthige, als kluge Anordnungen getroffen, wodurch die Bewohner seiner Besitzungen vor jedem drückenden Mangel geschützt waren. Auch die Schulen befanden sich in der trefflichsten Ordnung, und die wohlthätige Hand eines umsichtig sorgenden Herrn war überall zu erkennen. Mit jeder neuen Entdeckung dieser Art wuchs die Achtung für ihren Mann; in manchen Augenblicken fühlte sie sich stolz, ihm anzugehören, in andern hingegen tief beschämt, diesen seltenen Mann so gekränkt zu haben.

Nach einigen Wochen, in einer der Stunden, da sie mit gesteigertem Gefühle seiner gedachte, erhielt sie wieder einen Brief von ihm, in demselben abgemessenen Tone geschrieben, der sie seit der unglücklichen Trennungsstunde schon so empfindlich gedemüthigt hatte. Als sie diesen Brief durchgelesen und vergebens nach einem zärtlichen Worte gesucht hatte, das sie an schönere Zeiten mahnen konnte, brach sie in Thränen aus. „Hab' ich ihn denn auf immer verloren?" fragte sie sich, „und soll ich so schwer büßen für den einen Augenblick? — Armer Moriz! ich will Dich ja vergessen, sobald ich kann, wie Du mich gewiß auch vergessen wirst." Sie seufzte aus tiefer Brust und eilte, der kleinen Pflichten eine zu erfüllen, die sie sich selbst auferlegt hatte.

Wenige Tage darauf war die Täuschung, die sie sich über Morizens Gemüthszustand so gern gemacht hätte, schon wieder zerstört, und zwar durch ein zweites Schreiben von ihm, aus welchem wir wieder einige Stellen ausheben wollen.

„Wie lieblos und hart ist man oft! Wie thöricht und erbärmlich habe ich es oft gefunden, wenn Menschen aus Liebe den Verstand verloren; jezt urtheile ich anders darüber. Ich habe zwar den Verstand nicht verloren, weil ich fest an Gottes Güte glaube und weil Sie mich wenigstens einen Augenblick geliebt haben; aber die Unglücklichen, die ohne solche Pfeiler aus Liebe wirklich wahnsinnig wurden, erscheinen mir jezt in einem andern, mildern Lichte. Vor wenigen Tagen hatte ich auf meinen Streifzügen durch den Harz die Ruine einer Burg erreicht und lag, den Blicken aller Sterblichen verborgen, auf einem weichen Lager von Moos, das den harten Felsen handhoch überdeckte. Dort träumte ich selige Träume und dachte mir halbschlummernd aus, wie ich mit meiner Agnes allein, abgeschlossen von der ganzen Welt, etwa auf einer unbewohnten Südseeinsel oder in einem tiefen Waldthale Deutschlands, Tage der Wonne verleben könnte. Aber, wehe mir! ich darf es nicht einmal wünschen. Ich pflückte ein Blümchen, weil es mir das Bild meiner Liebe schien, und legte es in mein Taschenbuch."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Englische Kritik deutscher Poesie.

„Außer der erhabenen Messiade (fährt Taylor in seiner Kritik über deutsche Poesie fort) sind die Deutschen reich an gut gehaltenen Erzählungen, wie z. B. Schillers und Bürgers Balladen und Wielands Erzählungen. Im Drama sind sie eben so groß als in der epischen Dichtkunst: Kotzebue, Schiller und Goethe, alle drei Anhänger der Shakespeare'schen Kunstform, sind Schöpfer von tragischen Werken, die sich weit über Europa hinaus verbreitet haben. Mit dem deutschen Lustspiel bin ich nicht sehr bekannt; das Wenige aber, das ich kenne, hat mir viel Vergnügen gewährt; alle komische Literatur ist, ihrem Wesen nach, örtlich und vorübergehend, darauf berechnet, die Thorheit im Fluge zu treffen, und nicht, ein Muster davon für die Raritätenkabinette aufzubewahren, was mehr Sache der Satyre ist. Romane habe ich mit Fleiß übergangen, da sie kaum für Gedichte gelten können; die Leiden Werthers, Wielands griechische Romane und mehrere andere habe ich indessen gemustert. Herzensgüte ist ein Hauptzug der deutschen Schriftsteller, eine Folge des Nationalcharakters. Gewöhnlich haben sie mehr Kühnheit als Anmuth; Wieland macht indessen hiervon eine Ausnahme; doch ist er zu sehr ein Dienstbeflissener der Grazien. Sie sind häufig zu weitschweifig, halten sich zu lange bei ihren Gegenständen auf und verfallen zuweilen in Mystizismus und gehaltlose Empfindsamkeit. Sie empfinden aber tief und drücken ihre Empfindungen mit Kraft aus; sie sind allenthalben malerisch; ihre Dramen sind mit Beschreibungen überladen, und sie vermeiden beständig die kalten allegorischen Abstraktionen der französischen akademischen Dichterschule. Ihre besondere Freude haben sie am Wunderbaren, oft am beinahe lächerlich Spukhaften." Hier kommt die schon oben angeführte Stelle; sodann fährt der Kritiker fort: „Bei allen diesen Schattirungen in den Meinungen, sind sie die Lieblinge der Nation geworden; durch sie ist eine sehr liberale und duldsame Philosophie in das deutsche Gemüth gedrungen, so daß die Poesie der Nation mit der Gelehrsamkeit im Einklange steht.... Die deutsche Poesie ist für Männer und nicht, wie die englische, für Weiber und deren Seitenstücke, die Priester, geschrieben. Das Weichliche der englischen Schule mag wohl häusliche Zucht fördern, aber sie ist nicht dazu geeignet, ein Heldenvolk zu bilden. Die Deutschen haben freilich kein so schamloses Werk als Voltaires Jungfrau, kein so gotteslästerliches als Parnys Krieg der Götter; aber selbst die mildern Schriften eines Wieland und Goethe könnten nicht ins Englische übertragen werden, ohne daß Sotheby den Oberon und Lord Gower den Faust verstümmelten. Mag dies gut oder schlimm seyn, es bleibt eine charakteristische Eigenheit.... In Walhalla geboren, gebildet und christlich gemacht im Zeitalter des Ritterthums, hat sich die deutsche Muse endlich, dem Geiste der Zeit und dem Strome der Begebenheiten folgend, der Philosophie in die Arme geworfen. Gerade so findet jezt in manchem Dom im Lande, welcher für Wodan, Thor und Freya erbaut, nachher aber von katholischen Eroberern der christlichen Dreieinigkeit gewidmet wurde, ein gemäßigter Antispiritualismus Schutz." Was können wir nicht noch über uns selbst lernen, wenn die Engländer so fortfahren, unsern Genius zu analysiren! Wir können zum Schluß der Versuchung nicht widerstehen, den Leser mit einer Parallele zwischen Kotzebue, Schiller und Goethe zu erbauen. „Wenn wir Goethe mit seinen dramatischen Nebenbuhlern, Kotzebue und Schiller, vergleichen, muß man für's erste zugeben, daß er das Verdienst gehabt hat, ihnen den Weg zu weisen; obgleich er sie aber beide überlebt hat, so sind doch seine besten Stücke jünger als die übrigen. Wenn wir kein modernes Trauerspiel von ihm haben, das dem Gustav Wasa des einen, oder dem Wilhelm Tell des andern gleich kommt, so hat dagegen keiner von jenen ein klassisches Trauerspiel wie seine Iphigenia in Tauris hinterlassen."

(Der Beschluß folgt.)

Lausanne, Oktober.

(Beschluß.)

Die Akademie.

In dieser akademischen Sitzung wurden auch in der Theologie, in der Philosophie, in der Geschichte, in der Geographie, im Integral- und Differenzialcalcul, in der Chemie, desgleichen in griechischer und lateinischer Literatur Preise ertheilt. Dabei finde ich etwas sehr zu loben, was ich noch nirgends anders gefunden. Man verbreitet sich nicht in einer Wissenschaft überhaupt, sondern begrenzt den Gegenstand durch die Angabe eines ausgezeichneten Werks, das die Konkurrenten genau studiren müssen, weil sie darüber examinirt werden; so wurde z. B. für künftiges Jahr festgesezt, in der Jurisprudenz: das erste Buch des französischen code de commerce; in der Philosophie: die esquisses de philosophie morale p. Stewart; in der Geschichte: cours d'histoire moderne par Guizot, und l'état de l'Europe pendant le seizième et le dix-septième siècle; in der politischen Oekonomie: traité d'économie politique p. Say, und in der griechischen Literatur: Herodot. Die Studenten haben ein ganzes Jahr Zeit, sich mit den vorgeschriebenen Werken bekannt zu machen. Das Examen aber ist ziemlich streng. Die Preise sind zwischen 50 und 100 Schweizerfranken, was immer eine hübsche Aufmunterung ist und für eine artige Schweizerreise genügt. Dadurch lernen die jungen Leute auch die Kunst des Lesens und Excerpirens. Bei diesem akademischen Akte ist mir eins angenehm aufgefallen. Es war der erste, wo die Akademie öffentlich sprach und vor dem Publikum Rechenschaft über ihre Entscheidungen ablegte. Es scheint doch, sie fühlt jezt die Nothwendigkeit, sich demselben zu nähern und sich auf dasselbe zu stüzen, denn nur das Publikum kann die Studien recht ermuthigen und aufmuntern. In einer Republik wie die unsrige müssen alle Anstalten offenkundig und zugänglich seyn, wie die Regierung selbst, denn nur dadurch, nur wenn die Gunst des Publikums sie erhält, wird ihr Wirken und ihr Einfluß dauernd und groß. Daraus geht abermals ein Vortheil hervor: das Publikum bekommt mehr Sinn und Interesse an seiner ersten Studienanstalt; es sieht in ihr nicht wie bisher eine geschlossene geistliche Schule, sondern eine Landesanstalt für das Ihnerste, was die Bürger haben, für die Söhne, die für das Vaterland heranreifen. Durch diese ganz veränderte Stellung wird die Akademie sehr gewinnen. Das immer lebhafter werdende Interesse des Publikums wird Professoren und Studenten mehr anspornen, denn was sie thun und nicht thun, kann nun von Allen gesehen und beurtheilt werden; Vieles wird nun besonnener, umsichtiger und thätiger betrieben werden, und dadurch kann unsere in vielen Zweigen lässig gewordene Akademie nur gewinnen. Auch jezt ist sie nicht ohne Ruhm, und tüchtige Männer sind von ihr ausgegangen: Chavannes, Mounard, Prof. Vinet in Basel und der junge Olivier.

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 274.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. November 1830.

— Das Haus ist öde mir nun, und sie haben mein Auge
Mir genommen, auch mich hab' ich verloren in ihr.
Darum irr' ich umher und wohl, wie die Schatten, so muß ich
Leben, und sinnlos dünkt lange das Uebrige mir.

Hölderlin.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

„Unmittelbar aus der Wurzel," fährt Moriz in seinem Schreiben an Agnes fort, „hebt sich der schlanke Stengel empor und kein einziges grünes Blatt deutet auf Hoffnung; aber das Blau der Blumenblättchen ist rein und standhaft wie meine Treue, denn als ich es nach Tagen wieder aus dem Büchlein hervorholte, fand ich die schöne Himmelsfarbe unverändert, und nur der lichtgrüne Kelch (die Hoffnung hatte doch in's Innerste sich eingedrängt) war verblichen, wie das lieblich täuschende Bild der Zukunft, das so oft, wenn ich halbwachend träume, sich heimlich in meinen Busen schleicht. Die wenigen Tage, welche diese Blume zur Leiche gemacht haben, waren für sie eine unermeßliche Zeit der Hoffnungslosigkeit und der langsamen Zerstörung; vielleicht gibt es Wesen, denen mein langes Leiden und Hinschmachten auch nur ein kurzer Zeitraum, und mein endliches Unterliegen das Verwelken einer Blume scheint — und doch fühle ich eine Welt von Schmerz und Trostlosigkeit in mir und sehe nichts als leblose Wüste, wo früher lebendige Keime sproßten. — Sie schreiben mir: ich solle mir einen reinmenschlichen Wirkungskreis suchen. Wo ist der zu finden? Auf meinem Gute? Ja, es war eine Zeit, wo ich dort mein Alles zu finden hoffte, sie ist dahin. Jezt bin ich noch nicht reif, oder schon verdorben dazu. — Sie verlangen, daß ich Sie als Freundin lieben lerne; auch das habe ich versucht, aber es war, als wollte ich den hellsten Sonnenschein mit dem blassesten Mondlichte verdunkeln; es geht nun einmal nicht. Wie könnte ich leben, ohne meine Liebe, wie konnte ich leben ohne sie! Ich möchte mir den Augenblick zurückrufen, als sie in meinem Herzen entstand, aber ich vermag es nicht. Erst zog mich nur Ihre Schönheit an, dann nach und nach Alles. Können Sie einen bestimmten Tag angeben, an welchem Sie mich zuerst mit wärmerem Wohlwollen betrachteten — o, dann nennen Sie ihn mir, es wird alljährlich ein neuer, schöner Festtag für mich seyn, ich werde dann in dem langen Trauergefolge freudeloser Tage doch einen Punkt haben, an dem ich mich halten kann. — Ach, wie verändert ist mein Innerstes in diesem neuen Jahre! Als es begann, war meine Liebe zwar schon dieselbe, aber sie hatte die Weihe der Wechselwirkung noch nicht empfangen, oder war sich derselben doch noch nicht bewußt. Daß Sie mir ein wenig gut waren, hatte ich früher schon bemerkt, und das machte mich schon sehr, sehr glücklich; aber daß ich Ihr Engelsbild je einen Augenblick in meinen Armen hatten, an meine Brust drücken würde — Gott! davon hatte ich keine Ahndung. Sie wissen es, Sie begreifen es, wie mein innerstes Wesen sich verändert fühlen muß seit dem 4ten April. Ich muß mich erst wieder kennen lernen; und auch die Außenwelt ist nicht mehr dieselbe für mich — Agnes! ich hatte vorher nie geliebt. Wenn ich mir den Augenblick denke, der mich einst zu Ihnen zurückführen wird — doch still davon! ich will den Schmerz nicht wecken,

er weckt mich oft genug. — Auf einer meiner Streifereien sah ich den Küster in die Kirche gehen zu einer Stunde, da kein Gottesdienst war; ich ging ihm nach und bat um die Erlaubniß, ein wenig auf der Orgel zu spielen. Es war, seit ich Sie verließ, das erste Mal, daß ich an Musik dachte. Es drängte mich zu singen; unwillkührlich stimmte ich, unter Begleitung der Orgel, eines Ihrer einfachen Lieder an. Es war mir, als müßten Sie mich hören; ich schloß die Augen, ich lehnte mich in den Stuhl zurück, ich fühlte Ihre Nähe, Sie waren da, Sie waren bei mir — ach! nur einen Augenblick. Als ich selbst wieder bei mir war, dachte ich an die Thoren, die aus Liebe wahnsinnig werden, und schauderte zusammen. Aber, ich brauchte nicht zu sorgen; mein Verstand war schnell genug zurückgekehrt und demonstrirte mir: daß ich nur bei Ihnen seyn könne, wenn ich nicht bei mir selbst sey. — Was hab' ich nicht Alles verloren! Sogar den armen Trost, mir Ihr holdes Bild in den Umgebungen zu denken, in welchen ich Sie lieb gewann. Bald ist die Zeit meines Urlaubs verflossen; dann muß ich zurück in die Stadt, in welcher Sie nicht mehr sind. Im März schrieb ich noch an einen Freund: W. sey ein Paradies — wie bangt mir jezt vor diesem Paradiese! wenn ich's nur ertrage. — Ach! ich möchte liebenswürdig vor Ihnen erscheinen, und ich kann doch nur klagen. Alles muß ich auf Sie beziehen; überall erblicke ich Ihr Bild. Noch gestern pflückte ich ein hellrothes Blümchen, das mir, wie alles Schöne, Ihr Bild in's Gedächtniß rief. Ich steckte es in meinen Busen und ging träumend nach Hause. Als ich es dort wieder fand, war es matt und welk. So ist's ja auch mit meiner Liebe; der lichte Rosenschein verging so schnell; und auch Sie, Agnes, wären verwelkt an der Gluth dieses Herzens, wie das Blümchen, wenn nicht der Engel, der in dem Ihrigen wohnt, Sie schnell genug davon entfernt hätte. — Das ist mein Elend, daß ich Sie nur unglücklich machen kann! Wäre es mir vergönnt gewesen, Sie beglücken zu dürfen, ich hätte im Himmel keine Freuden mehr gesucht, und das ist es, deßhalb bin ich getrennt von Ihnen; ich soll sterben lernen, das Einzige, was Sie mich nicht gelehrt hätten." —

Daß das Feuer solcher Gefühle sich auch in gewissem Grade dem kaum beruhigten Gemüthe Agnesens mittheilte, wird der Leser sich denken können. Sie nahm sich vor, den Brief nicht weiter zu lesen, und nach einem stürmischen Tage des angestrengtesten Kampfes gelang es ihr Abends, ihre Fassung wieder zu erlangen. Mit dem innigsten Mitleid dachte sie des Jünglings, der sie so schwärmerisch liebte, aber mit Verwunderung bemerkte sie, daß ihre eigenen Gedanken sich mehr bei der Kälte ihres Mannes, als bei der Gluth des Geliebten aufhielten. Und dennoch war es so. Morizens Gestalt trat immer tiefer in den Schatten zurück, den die Gefühle der früheren Neigung und der lebendig erkannten Pflicht auf dieselbe warfen. Dessen ungeachtet blieb er ihr ein wehmüthiger, theurer Gegenstand, der, wie sie sich oft gestehen mußte, ihr unvergeßlich seyn würde. Aber die Zeit, diese stillwaltende Mittlerin, wirkte mächtiger, als sie es damals für möglich hielt.

(Die Fortsezung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsezung.)

Auch ich selbst kam einmal in den Fall, fremde Hülfe anzusprechen. Ich mußte im Frühlinge mit meinem Wagen bei Simbirsk über die Wolga setzen. Der dort sehr breite Strom war noch zum Theil mit großen Eisstücken bedeckt und die Ueberfahrt gefährlich. Obschon mir die zehn oder zwölf Ruderer der großen Plätte, denn mit uns schifften noch drei andere Wägen über, ihr Bestes zu thun versprachen, so hielt ich es doch für sicherer, einen sogenannten Gouvernementssoldaten zur Aufsicht über jene Bauern, gegen gehörige Bezahlung, mitzunehmen. Der Soldat erschien; sein martialisches Antlitz und seine Nagaika (eine aus mehreren starken Riemen, in Form einer Ruthe zusammengesezte Peitsche) schien mir nicht das beste Vorzeichen, doch mußte ich ihn, als einen mit der Sache Vertrauten, der bevorstehenden Gefahr wegen, frei gewähren lassen. Wir hatten kaum vom Ufer abgestossen, als er seine brüllende Stimme nach allen Seiten ertönen ließ. Als wir aber in der Mitte des Stromes eine sehr große Eisscholle, die sich eben von dem stromaufwärts noch stehenden Eise losgerissen zu haben schien, auf uns zutreiben sahen, wodurch wir allerdings in nicht geringe Gefahr kommen konnten, fuhr der Soldat plözlich wie ein Wüthender auf und schlug die armen Ruderer, einen nach dem andern, so unbarmherzig mit seiner Nagaika, daß ich ihn zurückhielt, aus Furcht, er möchte durch seine unmenschliche und unzeitige Barbarei die guten Leute nur unwillig machen, die ohnehin, für das eigene Leben besorgt, ihr Aeußerstes zu thun schienen. „Was machst Du da, Sukintisin!" rief ich, indem ich seinen Arm hielt; „Du wirst die Leute erbittern, sie thun ja ohnehin schon, was sie können." — „Eben deßwegen, Sudar," schrie er zurück, „damit sie fortfahren es zu thun, damit sie nicht müde werden vor der Zeit, denn die Gefahr ist groß," und mit diesen Worten riß er sich los und fing seine unmenschliche Behandlung wieder von Neuem an. — Wir kamen glücklich ans Ufer, und als ich den Bauern ein gutes, und ihrem Treiber, der überstandenen Gefahr froh, ein noch besseres Trinkgeld gegeben hatte, gingen sie miteinander voll anscheinender Freundschaft und Zufriedenheit in die nächste Kabake (Branntweinschenke).

Ein andermal trat ich zu einem Abendbesuche in das

Haus des bereits oben erwähnten Generals, eines sehr wackern und wegen seiner Gutmüthigkeit allgemein gepriesenen Mannes. Schon im Vorhofe vernahm ich ein fürchterliches Geschrei und erkannte seine Stimme. Er hatte eben seinen, mit den gräulichsten Schimpfworten und mit Ohrfeigen ganz bedeckten Bedienten an den Thürpfosten geworfen und machte nun Miene, den armen, auf der Erde wie ein Hund sich wälzenden Burschen mit seinen nicht leichten Füßen zu bearbeiten, als ich mit seiner Frau, die nun durch meine Gegenwart auch Muth erhielt, ihm entgegentrat. Mein Zureden, sich selbst zu schonen, und wohl auch die Schaam, sich von mir in seiner Blöße überrascht zu sehen, bewog ihn, scheinbar nachgebend ins Zimmer zu treten. Athemlos, mit sprühenden Augen, warf er sich auf sein Sopha und bot mir einen Platz neben sich an. Anfangs konnte er vor verhaltener Wuth nicht sprechen, als er aber wieder seiner mächtig wurde, suchte ich ihn, der immer einen Schlagfluß fürchtete, auf die Gefahr, in welche er durch solche Aufwallungen seine eigene Gesundheit versezte, aufmerksam zu machen, während seine junge und schöne Frau ihn mit Schmeichelworten besänftigte. Als sich allmählig der brausende Strom seines Zorns verlief, wagte ich es, ihm auch zu bemerken, daß der Mensch doch wohl nicht so gar schlecht seyn könne, da er mir ihn selbst so oft als den besten und gutwilligsten Burschen geschildert habe. Er sah mich, gleichsam wegen meiner Dreistigkeit, starr an, sprang plötzlich auf und ergriff meine Hand mit den Worten, den ersten, die ich seit seiner Expostulation mit dem Bedienten gehört hatte: „Sie haben nicht Unrecht, es ist sonst ein guter Kerl, und ich habe es zu arg gemacht. Nikalai!“ rief er jezt aus vollem Halse, und der arme, gemißhandelte Bediente trat beinahe auf allen Vieren, wie ein furchtsamer Hund, zur Thüre herein. Ich besorgte schon die plötzliche Erneuerung der vorigen Scene, als ihm der Herr befahl, den Mauerschrank zu öffnen und den Wotki (Branntwein) nebst dem großen, geschliffenen Ehrenglase zu bringen, das sonst nur für Gäste von Bedeutung gebraucht wird. Der arme Nikalai brachte mit zitternden Händen, was der der Herr verlangte; dieser schenkte den Pokal voll bis an den Rand und reichte ihm denselben: „Nimm,“ sagte er, „bist ein guter Hund, auf unsere Gesundheit!“ Nikalai nahm und trank aus dem Ehrenbecher, den er sonst zu berühren sich fürchtete, und, ich sah sie, die Thräne der Dankbarkeit rann seine braune Wange herab, der Dankbarkeit gegen den guten, gnädigen Herrn, der ihn solcher Ehre gewürdigt. Wir sprachen später in ruhiger Stunde oft von diesem Auftritte, und von ihm besonders wollte ich meinen Beweis hernehmen, daß diese Menschen gewiß mit Gutmüthigkeit besser als mit Strenge zu leiten wären. Er aber lächelte und meinte, ich kenne sie nicht, und man könne ohne Schärfe mit ihnen nichts ausrichten.

Wenn auf diese Weise noch einige Eingeborne an diesen veralteten, barbarischen Vorurtheilen hängen, so mag es, den Unwillen des Lesers zu mäßigen, nicht am unrechten Orte seyn, zu erwähnen, wie über diesen Punkt auch noch mehrere unserer deutschen Landsleute denken. Ich machte im Jahr 1802 in einer zahlreichen Gesellschaft eine Lustreise im östlichen Polen. Unter den Damen befand sich auch die Frau eines reichen Gutsbesitzers, eine Deutsche, deren Eltern sich noch vor Josephs II. Zeiten in diesem Lande angekauft hatten. Diese Frau zeichnete sich vor allen übrigen durch höhere literarische Bildung, durch körperliche Schönheit und durch eine bezaubernde Sanftheit vortheilhaft aus; aber unter dieser schimmernden Außenseite lagen Gesinnungen verborgen, die, nach meiner Ansicht, einem Kannibalen Ehre gemacht haben würden. Nachdem sie sich mit liebenswürdiger Grazie über die Schönheiten der uns umgebenden Natur verbreitet und das himmlische, dem leidenschaftlichen Treiben der großen Städte ganz fremde Glück des Landlebens mit den anmuthigsten Farben geschildert hatte, wendete sich das Gespräch und ging, wie es so oft geschieht, auf die Vergleichung der verflossenen Zeit mit der gegenwärtigen über, wo denn besonders das neue Verhältniß der Grundherrn zu ihren Leibeigenen, das durch Josephs Aufhebung der Leibeigenschaft eine so große Veränderung erlitten hatte, zum Grundtexte gewählt wurde. Die meisten waren mit dieser Neuerung nicht zufrieden. Das gemeine Volk, hieß es, war zu dieser Reform noch nicht reif, und ist dadurch nur noch schlechter und widerspenstiger geworden u. s. w. Unser Engel hatte bisher seine Stimme noch nicht abgegeben, als sie plötzlich, durch eine Anekdote ihres Nachbars veranlaßt, sich mit ihrer holden Redseligkeit über den Gegenstand verbreitete, eine ähnliche Anekdote von ihrem Großonkel erzählte, der einen armen Bauern todt peitschen ließ, hinter dem kein Hahn krähte, und ihren Vortrag mit der Bemerkung schloß: „Das waren Zeiten, wo der Adel noch was galt und wo man ihm von ferne schon auswich, während jezt der Bauer es kaum der Mühe werth findet, uns zu grüßen. Ich möchte es jezt nicht mehr wagen, einen Bauern todt prügeln zu lassen, da gewiß des Lärmens, der Untersuchungen und der Zahlungen kein Ende seyn würde.“ Bald darauf zog der holde Engel seine Krallen, die er gegen seinen Willen hatte sehen lassen, wieder ein und verbreitete sich über den Werth der philanthropischen Anstalten, die man um diese Zeit in Deutschland zu errichten begann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern. Oktober.

Die Armenkinderkolonie bei Mayenfeld.

Wie schon mehrmals in frühern Jahren, so hat auch dies Spätjahr der französische Staatsrath Degerando auf

einige Wochen die Schweiz besucht. Jedesmal beabsichtigte dieser edle Menschenfreund und Beförderer alles Guten und Gemeinnützigen, bei seinen Ausflügen sich mit den Unterrichts-, Hülfs- und Armenanstalten der Kantone und mit den um sie verdienten Männern durch eigene Ansicht bekannt und durch Umgang vertraut zu machen. Als vieljähriger Direktor der königlichen Taubstummenschule in Paris ist er mit einem umfassenden Werke über diese Anstalten und ihre Unterrichtsmittel und Methoden seit mehreren Jahren beschäftigt; auf diplomatischem Wege läßt das französische Ministerium dafür überall Berichte und Angaben sammeln, und zwei für diesen Zweck von Degerando geschriebene ausführliche Programme geben vom bisherigen Erfolg dieser Berichtesammlung Kunde. In Hofwyl, wo der philanthropische Reisende einige Tage verweilte, erschien eben damals ein in französischer Sprache geschriebener Brief des Hrn. v. Fellenberg über den neuesten Zweig oder Ableger der Anstalten von Hofwyl, die Armenkinderkolonie bei Maykirch, dem wir hier folgende Angaben entheben.

Auf dem Hügel von Maykirch haben sich unsere Zöglinge, erzählt Fellenberg, wie Robinson Crusoe auf seiner Insel angesiedelt, auf gut gelegenem, aber schlecht angebautem Lande; Hofwyl leistet ihnen die Dienste, welche Robinson das gestrandete Schiff leistete, von dem er sich die Bedürfnisse holte, welche er sich selbst zu verschaffen nicht im Stande war. Die neuen Robinsons mußten damit anfangen, auf dem Hügel sich ihre Wohnung zu bauen und jede Arbeit vorzunehmen, die für ihre eigene Einrichtung und Ansiedelung erforderlich war. Von der Armenschule in Hofwyl ausgehend, sollte die neue Anstalt bei Maykirch zunächst die sittliche und religiöse Erziehung der Armenkinder bezwecken, und in dieser Hinsicht wo möglich ein Musterbild werden und Nachahmung wecken. Wenn der dürftige Mensch, der unvermögend ist, sich durch Arbeit seinen Unterhalt zu verschaffen, der Gesellschaft zur Last fällt, so wird derjenige ihr vollends zur Plage und zum Verderben, der, ohne Sittlichkeit und ohne Religion, sich alles erlaubt, wozu die selbstsüchtigen Triebe ihn verleiten. Darum muß es denn auch der Gesellschaft von der höchsten Wichtigkeit seyn, daß bei der Erziehung der Armenkinder mit der Entwickelung industrieller Fähigkeiten die der moralischen Schritt halte und nimmer zurückbleibe. Arbeit aber ist der große Sittlicher des Menschen, wofern sie gut geleitet und den Fähigkeiten der Einzelnen gehörig angepaßt wird, und für die Erziehung der Kinder der Armen wird zuverlässig nichts Zweckmäßigeres gefunden werden, als die Feld- und Landarbeit; die Vorsehung selbst scheint uns diese Mittel von unschätzbarem Werth dafür angewiesen zu haben. Ein mit Umsicht betriebener Landbau entwickelt, im Verhältniß seiner Fortschritte, den Beobachtungsgeist, die Urtheilskraft und den Verstand, selbst bei solchen Menschen, die nur um des Broderwerbs willen ihn treiben; aber der menschenfreundliche Zweck, den man sich dabei vorsetzen soll, wird vollständig und ganz nur dann erreicht, wenn es gelungen ist, den Kindern das befriedigende Gefühl zu verschaffen, daß die Arbeit, welche sie zunächst für sich selbst vollbringen, zugleich auch Andern Vortheil und Nutzen verschafft. Dieser Vorzug nun wird den Kolonisten von Maykirch in vollem Maße zu Theil. Während sie selbst sich Wohnung und ein sicheres Asyl durch ihrer Hände Arbeit verschaffen, genießen sie des Vergnügens, die gleiche Wohlthat auch Andern zu bereiten, und in jedem Zuwachs ihrer Kolonie einen neuen Gehülfen und Beförderer ihrer Arbeiten zu erkennen. Auf diesem Weg wird denn auch ihre gesellige Bildung am sichersten gelingen. Die industrielle und die christlich-sittliche Erziehung gehen in solch unverrückter Harmonie zusammen vorwärts, daß die Verwirklichung der Idee vom Himmelreich auf der Erde, hinsichtlich der Armenerziehung, damit erzielt werden mag. In der großen Werkstätte der Natur, mit deren Offenbarungen die des Evangeliums im schönsten Verein stehen, soll der Mensch seinen ersten Unterricht und die für seine Erziehung nöthigen Uebungen suchen und finden.

(Der Beschluß folgt.)

London, November.

(Beschluß.)

Englische Kritik deutscher Poesie.

„Kotzebuen (schließt die Parallele zwischen Kotzebue, Schiller und Goethe) muß man am meisten Erfindungsgabe einräumen; seine Dramen sind zahlreicher und mannigfaltiger als Schillers und selbst Goethes; seine Leichtigkeit, Fruchtbarkeit, Mannigfaltigkeit setzen uns in Erstaunen; seine komische Kraft kommt seiner tragischen nahe; seine Gewalt über alle Gemüthsbewegungen hat etwas Zauberisches; seine ganze Darstellung ist, wenn auch in einigen Kleinigkeiten nicht immer ganz richtig, doch äußerst malerisch und wirksam. Schiller ist patbetischer, erhabener; aber seine Hülfsmittel sind nicht so mannigfaltig und er hat keine komischen Kräfte. Er unterbricht nie den Lauf der Gefühle, die er einmal angeregt hat, sondern treibt sie mit Riesenkraft dem vorgesetzten Ziele entgegen. Seine Helden haben etwas Kolossalisches, Dämonisches, Titanisches; sie sind große Menschen, und können nur von einem ihres Gleichen geschaffen worden seyn; sie reden die Sprache der Götter, die kleinen Dinge der Erde kommen ihnen nicht in den Sinn. Daher taugt auch seine Weise nicht für gewöhnliche Gegenstände; seine Uebertreibungen in den Räubern, in Kabale und Liebe und anderwärts widerstreben uns gänzlich. Göthen muß man größere Naturwahrheit als seinen Nebenbuhlern einräumen; aber gerade deswegen bringt er keine so unmittelbare Wirkung hervor. Kotzebue nimmt das Gefühl, Schiller die Bewunderung und Goethe die Erfahrung in Anspruch. Goethe hat keine Wunder von Tugend oder Laster darzustellen, keine sittlichen Ungeheuer zu malen; er zeichnet nicht den Menschen, wie er seyn sollte, sondern wie er ist: das ewige Opfer des Wankelmuths, der Unbeständigkeit und Thorheit. Seine Charaktere sind mannigfaltig und gut gehalten; aber seine Intrigue folgt gewöhnlich zu sehr dem Gange der Erfahrung, und bringt nicht die zusammen, welche bei einander zu sehen, am interessantesten seyn würde, sondern die, deren Vereinigung am wahrscheinlichsten ist. Sein Egmont ist eben so unentschlossen als Hamlet; verliert seine Zeit bei dem Liebchen, während sein Vaterland auf seine Kräfte Anspruch macht, und büßt seine Thorheit mit dem Leben. Seine Helden und Gegenstände sind nicht immer anziehend genug; doch ist jede Gesinnung, jede Begebenheit wahrscheinlich. Faust, das charakteristischste seiner Schauspiele, macht nur scheinbar eine Ausnahme hiervon, denn in den Wundern ist Wahrheit der Allegorie, und selbst das Uebernatürliche ist voll der natürlichsten Züge. Im Ganzen hat Goethe mehr Aehnlichkeit mit Euripides als mit irgend einem andern alten Dramatiker, und zwar wegen seiner natürlichen Schilderungen, seines häufigen Pathos, der Fülle von Sentenzen und der Freiheit in Religionssachen.“ Weiterhin sagt Taylor noch von Goethes spätern Werken: „Sie haben weit mehr den Charakter von gemischtem, als von reinem, edlem Metalle, sie verrathen mehr Suada als Gedanken und zeugen mehr von Gedächtniß als von Beobachtung.“

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 275.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. November 1830.

H. — Mich soll's nur wundern, was das wird.
P. — Ei, Friede wird's, und Lieb' und Einigkeit,
Ehrfürcht'ge Sitt' und rechte Hausmannschaft,
Und was nur immer gut und glücklich ist.

Shakespeare.
Die gezähmte böse Sieben.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Mit den fallenden Blättern des Herbstes sank Agnes schönes Köpfchen immer tiefer herab; sie fühlte sich unaussprechlich einsam und verlassen, sie empfand die Sehnsucht einer harrenden Braut nach dem Manne, an den so viele heilige Bande sie fesselten, und sie hatte noch nie empfunden, was sie jetzt empfand. Die unbegrenzte Achtung, die sie stets für ihn gehegt, und die stürmische Leidenschaft, die Moriz ihr eingeflößt hatte, waren in dem Focus ihres spiegelreinen Herzens unvermerkt zusammengeschmolzen zu unendlicher Liebe und Sehnsucht nach Borck, dessen Abwesenheit sie kaum länger ertragen konnte. Wie oft stand sie traurig vor seinem Bilde, einem großen, schönen Oelgemälde, das über ihrem Sopha hing, und konnte ihre Augen nicht entfernen von den geliebten Zügen. So traf sie eines Tages der alte Hausbofmeister des Grafen; sie bemerkte nicht, daß er in's Zimmer trat; sie war im Anschauen des Bildes verloren und in Thränen gebadet. Der Alte blieb stehen, schüttelte den Kopf, schlich sich unbemerkt wieder weg und schrieb desselben Tages noch an seinen Herrn:

„Nichts für ungut, mein gnädiger Herr und Excellenz, Herr Graf; ich habe Sie auf meinen Armen getragen, habe Ihnen manche Vogelschlinge gelegt, manchen Verdruß erspart, und darum, denke ich, kann ich mir einmal ein Herz fassen und frisch von der Leber weg reden. — Wenn Excellenz es vor Gott verantworten können, daß Sie hier eine junge Frau, die uns alten Leuten das Herz aufgehn macht, sich todt weinen lassen vor Sehnsucht nach Ihnen, so kann ich es nicht vor Ihm verantworten, es dem Herrn Grafen zu verschweigen. — Kommen Excellenz diesen Herbst nur zu Ihrer gnädigen Frau Gemahlin und zu Ihren getreuen Leuten zurück, so werden Sie, außer Aller Freude und Willkommen, auch noch manch schönes Stück Wild zu schießen bekommen, denn der Förster Reuter meint, die Jagd wäre seit zehn Jahren nicht so gut gewesen. Auch hat die Nanni ein dunkelbraunes Fohlen ohne Abzeichen geworfen und ist nach Umständen recht gesund. — Verwerfen Excellenz das Wort eines alten Dieners nicht."

Dieselbe Post brachte dem Grafen noch einen andern Brief von sehr verschiedenem Style, aber, was den Wunsch der Heimkehr anlangte, von gleichem Inhalte. Er war im Tone der innigsten, unzweideutigsten Liebe geschrieben, und gern theilten wir ihn dem neugierigen Leser mit; aber Graf Borck pflegte die Briefe seiner Frau immer eine geraume Zeit bei sich zu tragen, und dieser ward leider bei einer regnigten Jagdpartbie so durchnäßt, daß die Schrift bis zu völliger Unleserlichkeit ineinander floß; er ist für die Nachwelt verloren.

Die Gräfin hing indeß ihrem Schmerze unmäßig nach, denn der Liebesschmerz ist ein unbescheidener Gast: gibt man ihm die Finger, so nimmt er die ganze Hand. Eines Abends saß sie am Flügel und sang Gabrieleus: „ach,

wenn ich nur erst bei dir wär, dann wär schon Alles recht!“ Nach Beendigung des Liedes sprang sie auf, lief zu ihres Mannes Bild und drückte einen Kuß auf das kalte, leinene Gesicht; da fühlte sie sich plötzlich von zwei starken Armen an ein klopfendes Herz gedrückt und von warmen Lippen geküßt. Sie wollte schreien, aber noch zur rechten Zeit erkannte sie die Züge ihres Mannes, von Zärtlichkeit strahlend, und sie schloß die Augen, um nicht aus der Täuschung zu erwachen, die sie beseligte. — Auch wir wollen die Augen schließen vor dieser Scene des Wiederfindens zweier edlen Seelen.

Es begann nun für die beiden Eheleute ein Leben nie gefühlter Wonne. Der Schmerz des Verlustes hatte Agnes den ganzen Werth des Besitzes gelehrt; sie liebte Borck jezt mit allen Gefühlen, die der Himmel in ein gutes Menschenherz gelegt hat, und ward von ihm geliebt, wie immer; nur war auch seine Liebe noch gesteigert durch das Bewußtseyn wahrer Gegenliebe, die er bisher so schmerzlich vermißt hatte. So kam der Winter heran, ohne den Frühling im Hause zu zerstören; so kam auch Agnesens Geburtstag wieder und mit ihm manche Erinnerung an den lezten in W., aber keine, wodurch die Freude der Gegenwart auch nur vorübergehend getrübt worden wäre. Und wieder stand ein Tisch, mit köstlichem Porzellangeschirr und Blumen geschmückt, in ihrem Zimmer; sie aber hing an ihres Mannes Hals, um ihm zu danken, und flüsterte ihm in's Ohr: „Heute wäre es nicht gut, wenn Hilperstein den Tisch wieder umstieße; der Schreck könnte mir schaden.“

„Wie so?“ fragte Borck beunruhigt, „bist Du denn nicht wohl?“ — „Wohl und selig!“ erwiederte sie — „denn — — Gustav, kannst Du es nicht errathen?“ fuhr sie leise fort, das Gesicht an seiner Brust verbergend.

„Agnes, Agnes!“ rief er entzückt, „unsere schönsten Wünsche sind erhört?“ und er las das „Ja“ auf ihrem glühenden Gesichte.

Moriz hatte durch die öffentlichen Blätter erfahren, daß Graf Borck seinen Abschied genommen und sich auf seine Güter zurückgezogen habe. Er schrieb fortwährend an Agnes, schickte ihr aber nur nach langer Zeit die Zeugen seiner unerschütterten, obwohl trostlosen Liebe, ohne auf Antwort zu rechnen, denn der lezte Brief hatte ihn darauf vorbereitet, daß sie nicht mehr an ihn schreiben würde. Einst hatte er eben ein solches Paket gesiegelt und wollte nach dem Bedienten schellen, der es auf die Post tragen sollte, als er auf der Rückseite eines Zeitungsblattes, das auf seinem Tische lag, den Namen Borck erblickte. Schnell ergriff er das Blatt und las die vom Grafen an seine Freunde gerichtete Anzeige, daß ihm seine Frau eine Tochter geboren habe, und daß Mutter und Kind sich wohl befänden. Lange sah er sprachlos auf die Zeilen und wußte nicht, ob er sich freuen, ob er weinen solle. Endlich legte er langsam das Blatt wieder hin, nahm den eben gesiegelten Brief, erbrach ihn und zerriß, mit anscheinender Ruhe, Blatt für Blatt in kleine Stückchen. „So bin ich ihr denn nichts mehr,“ war der Gedanke, der immer und immer wiederkehrte, so oft er ihn auch durch Zerstreuung zu entfernen, so oft er auch seine Einbildungskraft mit dem lieblichen Bilde der jungen Mutter zu erheitern suchte. Der Stachel dieser Rose war allzuverletzend, und seine lezte Hoffnung, geliebt zu seyn, dahin!

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den Gebrauch mancher Völker, Erde zu essen.

Sämmtliche Nahrungsstoffe gehören, wie allgemein angenommen ist, ausschließlich entweder dem Thier- oder dem Pflanzenreich an; die mineralischen Substanzen, die einen Bestandtheil unserer Speisen ausmachen, wie das Kochsalz, der Salpeter und einige wenige andere Salze, werden blos als Würze betrachtet. Ist dieß wahr, und sind die mineralischen Substanzen durchaus unfähig, Nahrungsmittel für den thierischen Körper zu werden, so ist es sehr merkwürdig, daß der Mensch von jeher und in den verschiedensten Ländern Substanzen aus dem Mineralreich zu sich genommen hat, und zwar, wie es scheint, viel weniger aus Noth, als aus wirklicher Leckerei. Bei den alten Schriftstellern finden wir wegen der Beschränktheit ihrer geographischen und ethnologischen Kenntnisse zwar nicht viele, doch einige hieher gehörende Beispiele. Plinius spricht von einer Speise, Alica genannt, die ein Gemisch aus Mais und Erdart war, die sich bei Neapel auf den leucogäischen Hügeln fand, und erwähnt eines Dekrets von August, in welchem den Neapolitaner jährlich die Summe von zwanzigtausend Sesterzien für die Lieferung dieses Minerals angewiesen wird. Man hat in neuerer Zeit diese Erde wirklich wieder entdeckt und gefunden, daß es sehr reiner Gips ist. Apicius gibt in seiner Abhandlung über die Kochkunst zwei Recepte zu Bereitung der Alica. Nach Athenäus und dem Scholiasten Eustachius aßen die Griechen zwar den Gips nicht, mischten ihn aber in den Wein von Zante. Die Beobachtungen neuerer Reisenden und Naturforscher über diesen Gegenstand sind desto mannigfaltiger.

In Spanien und Portugal kauen die Damen mit großem Wohlgefallen den sogenannten Bucaro, einen röthlich gelben Thon, der, nachdem er eine Art von Gährung erlitten hat, den Flüssigkeiten, denen man ihn zusezt, einen sehr angenehmen Geschmack und Geruch gibt. — Die Bergleute in Thüringen essen auf Brod, statt des Butters, eine Art Thon, Steinmark genannt. In Sibirien findet man

auf Alaunschieferschichten eine Substanz, die sogenannte Steinbutter, welche die Einwohner sehr stark verzehren und für ein Mittel gegen Durchfall und andere Uebel halten. Auch in Kamtschatka, am Flusse Olontora, und in andern Gegenden des nördlichen Asiens essen Tunguſen und Russen eine andere Thonart bald für sich, bald mit Wasser oder Milch angerührt. Dieses Nahrungsmittel macht ihnen gar keine Beschwerde, ja die leichte Verstopfung, die es erzeugt, ist diesen Völkern zuträglich, die im Frühjahr zu viele Fische essen. Dieser Thon besteht aus fast gleichen Theilen eisenhaltiger und Alaunerde, aus etwas Pflanzenfasern und Wasser. — An der Wolga, der Kama und am Ural mischt man in Zeiten der Theurung eine Art von gepulvertem Gips, den man Stein- oder Himmelsmehl nennt, unter das gewöhnliche Brod. Dieß bekommt aber den Menschen meistens nicht gut.

In Indostan kommt ein ähnlicher Gebrauch vor, wie der obenerwähnte in Spanien. Die Eingebornen essen hier überhaupt mehrere Erdarten; besonders zu bemerken ist aber der Mogulsthon, oder die sogenannte Patnaerde. Sie ist gelblich grau und man verfertigt daraus sehr feine, ausserordentlich leichte Gefässe, in welchen das Wasser einen angenehmen Geruch und Geschmack bekommt. Diese Gefässe sind sehr dünne, die Flüssigkeit, die man hineingießt, durchdringt sie daher ganz, und die indischen Weiber zerbrechen sie, nachdem sie dieselben geleert haben, und verzehren sie mit großem Appetit, besonders wenn sie schwanger sind. Auf Java sind in den Dörfern zwischen Surabaja und Samarang kleine röthliche, viereckigte Kuchen, bei den Indiern Tenaamba genannt, täglich auf dem Markte zu haben. Sie bestehen blos aus einem wohlschmeckenden, etwas eisenhaltigen Thon. Zuweilen macht man aus dieser Erde dünne Blätter, die man dann aufrollt und über dem Feuer röstet. So zubereitet heißen sie Ampo. Diese Speise, die den Mund austrocknet und fade und brenzlich schmeckt, findet nicht leicht andere Liebhaber als schwangere Weiber, oder solche, die an der sogenannten Pica leiden, oder endlich Männer, die magerer werden wollen. — Sehr merkwürdig ist, daß die Einwohner von Neukaledonien, um den Hunger zu stillen, große Stücke von zerreiblichem Talkstein verschlingen, in dem Vauquelin eine beträchtliche Menge Kupfer gefunden hat.

Die Guineaneger essen gewöhnlich eine gelbliche Erde, und sind so sehr daran gewöhnt, daß, wenn sie nach Westindien gebracht werden, ihr erstes Geschäft ist, eine ähnliche Substanz aufzusuchen. In Afrika leidet ihre Gesundheit bei dieser Nahrung durchaus nicht, auf den Antillen aber ist sie ihnen sehr schädlich, sey es nun wegen Verschiedenheit des Klimas oder wegen Verschiedenheit der Erde. Die Gouverneurs von Martinique haben daher den Cahuac, so heißt diese Speise, streng verboten; aber keine noch so harte Züchtigung kann die Schwarzen vermögen, davon abzulassen. — Nach Spix und Martius sind Weiber und Kinder am Ufer des Rio San Francisco in Brasilien äußerst erpicht auf eine Erde, welche durch eine kleine Menge von Salpeter, die sie enthält, einen pikanten Geschmack erhält.

Aber keine Fälle der Art sind so merkwürdig und so authentisch, als diejenigen, welche Humboldt und Bompland erzählen. In einem von Ottomachen bewohnten Dorfe in Südamerika beobachteten sie, daß diese Indier, die keine Art von Gewächsen zu ihrem Unterhalt bauen, beim niedrigen Wasser von Fischen und Schildkröten leben; muß aber der Fischfang wegen des periodischen Anschwellens der Flüsse eingestellt werden, was etwa ein Vierteljahr dauert, so essen sie fast nichts als einen fetten, zarten, gelblichen, etwas eisenhaltigen Töpferletten, den sie am Ufer des Orenoko und der Meta graben. Sie kneten diese Erde, die sie von anderm Thon recht gut zu unterscheiden wissen, und machen Kugeln von vier bis sechs Zollen im Durchmesser daraus; diese rösten sie über einem schwachen Feuer, bis sie roth anlaufen; ehe sie sie verzehren, machen sie sie wieder naß. Die Reisenden sahen in den Hütten große Vorräthe von solchen Kugeln in Pyramiden aufgeschichtet, und der Frater Ramon Bueno, der bereits zwölf Jahre unter den Indiern gelebt hatte, sagte Humboldt, ein Ottomache esse etwa ein Pfund täglich und seine Gesundheit leide durchaus nicht dadurch. Die Indier selbst versicherten die Reisenden, während der ganzen Regenzeit sey dieser Thon ihre Hauptnahrung, und er schmeckt ihnen so wohl, daß sie, auch wenn es Fische genug gibt, welchen essen. Während des hohen Wasserstands essen sie indessen, wenn sie es haben können, eine Eidechse, einen kleinen Fisch oder eine Farrenwurzel dazu. Diese Leute sind dabei ziemlich wohlgenährt und kräftig. Der Pater Gumilla hat behauptet, diese Thonkugeln enthalten Maismehl und Alligatorsfett, und der berühmte Haller glaubte nicht daran, daß sich dieses Volk von Erde nähren könne; aber der Missionär Ramon Bueno versicherte Humboldt, die Kugeln enthalten kein Krokodilfett und der Mais sey im Lande völlig unbekannt. Vauquelin hat überdies einige Kugeln der Art untersucht, und nichts Thierisches oder Vegetabilisches darin gefunden.

Ueberhaupt scheint die Sitte des Erdeessens über einen großen Theil der tropischen Länder verbreitet; unter einem glühenden Himmel fühlt der Mensch häufig einen unwiderstehlichen Drang, nicht etwa, wie man glauben könnte, eine alkalische, kalkartige Substanz, um die Magensäure zu tilgen, sondern eine fette, grobe, starkriechende Erde zu verschlingen.

Zum Schluß bemerken wir, daß nicht nur manche Würmer und Weichthiere sich von Erde nähren, sondern daß auch viele Vögel und Säugethiere einen noch viel stärkern Trieb zum Erdeessen haben als der Mensch. —

Ob wirklich und wie mineralische Substanzen dem Menschen zur Nahrung dienen können, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, da die Physiologen selbst darüber nichts weniger als einig sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Oktober.

(Beschluß.)

Die Armenkinderkolonie bei Mayenkirch.

Die Zöglinge von Mayenkirch (heißt es in dem Briefe des Hrn. von Fellenberg weiter) erhalten Unterricht im Lesen, Schreiben, Zeichnen, Singen, Naturgeschichte, Geschichte und Erdbeschreibung des Vaterlandes; sie üben sich in Kopf- und Zahlenrechnung; durch Formanschauungen bereiten sie sich zum Studium der Geometrie vor; der Unterricht ist für sie Lohn der Arbeit und Erholung zugleich; diejenigen, welche befriedigende Fortschritte gemacht haben, werden in die Anstalten von Hofwyl verpflanzt und befördert.

Eine Industrieschule, wie die in Hofwyl ist, kann nicht leicht nachgeahmt werden, weil die Umstände und Verhältnisse alle, welche in Hofwyl günstig zusammentreffen, nur selten beisammen angetroffen werden; hingegen kann, mittelst eines guten und für diesen Zweck gebildeten Lehrers, die landwirthschaftliche Schule von Mayenkirch überall nachgeahmt werden, wo schlecht angebautes Land in guter Lage sich befindet und ein menschenfreundlicher Besitzer die Leitung der Anstalt mit dem Vorsatze übernimmt, was zu thun ist, ganz und nicht halb zu thun. In der Armenschule von Hofwyl vermischt sich das Ergebniß der Arbeit der Zöglinge mit dem der übrigen Klassen der Bewohner und Arbeiter von Hofwyl; anders verhält sich's in der Kolonie von Mayenkirch, denn alles, was hier erzeugt und zu Stande gebracht wird, ist ein Werk der Kinder, ohne fremdes Zuthun, und eben darin finden Industrie und Arbeit ihren kräftigsten Sporn.

Das Land, worauf die Kolonie errichtet ist, ward im Jahr 1816 gekauft; sieben Jahre waren erforderlich, um Schwierigkeiten aller Art für die erste Einrichtung zu überwinden. Die Kapitalsumme, welche bis jetzt auf Gründung der Anstalt verwandt ward, beträgt 3000 französische Franken; aber der Werth des Grundstücks ist seither ungleich höher gestiegen, theils durch das auf demselben erbaute Haus, theils durch das verbesserte Land. Die Kolonie verstärkt sich allmählig und sie soll nach und nach auf dreißig Bewohner gebracht werden; diese Zahl dürfte wohl Normalzahl für Anstalten solcher Art seyn. Die Schläge von Holz, das auf dem Lande stand, haben einen Theil der Kaufsumme gedeckt, das übrige soll allmählig aus den Pensionsgeldern getilgt werden, welche für ein Drittheil der aufzunehmenden Zöglinge zu leisten seyn werden; die bisherigen Zöglinge jedoch sind, einen einzigen ausgenommen, alle unentgeldlich in die Anstalt gelangt.

Eine jede Geschlechtsfolge von Armenkindern, die nach dem Plane erzogen ward, den man mittelst Kolonien, wie die an der Linth und bei Mayenkirch sind, verwirklicht und vervielfältigt zu sehen wünschen muß, wird zuverlässig dem sittlichen und industriellen Leben der Staatsgesellschaften, denen sie angehören, einen neuen Aufschwung geben, und kaum möchte ein kräftigeres ausführbares Mittel gefunden werden, um jene sittliche Restauration, die das große Bedürfniß der Völker und Staaten ist, herbeizuführen und zu verwirklichen. Aber erinnert muß auch werden, daß das erste und unentbehrlichste Erforderniß für jede solche Armenschule der tüchtige Lehrer ist; denn wo Lehrer angestellt würden, deren pädagogische Einsicht und deren Takt nicht befriedigend, und deren Sittlichkeit, Frömmigkeit und jene Achtung für die Kinder, welche das Evangelium uns lehrt, nicht bewährt und außer Zweifel gesetzt wären, da müßte zu befürchten seyn, daß sie von der ihnen eingeräumten Gewalt über die Kinder in solchen Anstalten den allerschlimmsten Mißbrauch machen könnten, so daß alsdann, statt der gehofften Reformen, nur Nachtheil für die Gesellschaften erwachsen und aus dem, was übel ist, ärgeres hervorgehen würde.

Paris, November.

Plan zu einem Asyl für Personen höherer Stände.

Es ist wohl eine der interessantesten Erscheinungen, daß nach einer kaum vollbrachten politischen Umwälzung, welche alle Elemente der Gesellschaft gewaltsam aufgerührt hat, der Trieb zu Verbesserung in allen Zweigen des geselligen Lebens, der unsere Epoche charakterisirt, namentlich der Associationsgeist, ungeschwächt fortwaltet und wirkt. Besonders aber ist seit einiger Zeit hier eine Idee in Anregung gebracht worden, welche, gehörig ausgeführt, einst auf das Loos einer ganzen großen Menschenklasse den mächtigsten und wohlthätigsten Einfluß äußern könnte. Für Versorgungsanstalten und Asyle für kranke und bejahrte Personen der untern Stände ist seit einigen Generationen durch Regierungen und Privatvereine unendlich viel geleistet worden; der Gedanke aber, daß sich bejahrte Personen höherer Stände durch Association selbst ein Asyl und ein weit bequemeres Leben schaffen könnten, als das Individuum für sich im Stande wäre, ist, so nahe er auch liegt, wohl noch nie ernstlich gefaßt, vielweniger ausgeführt worden. Daher scheint mir ein Plan, der am 25. Oktober in der hiesigen ökonomischen Gesellschaft vorgelesen worden ist, der allgemeinen Aufmerksamkeit in hohem Grade würdig. Nach diesem Plane könnten vier bis fünfhundert Personen, die sich in einem Lokale vereinigten und jährlich nur eine Pension von sechshundert Franken bezahlten, sich eine Summe von Lebensbequemlichkeiten verschaffen, wozu im Privatleben zum wenigsten die dreifache Einnahme erforderlich wäre. Für jene jährliche Einlage würden die Glieder dieser großen Familie auf Kosten der Gesellschaft gekleidet und gespeist; jeder bekäme sein besonderes Zimmer, jeder lebte, nach seinem Geschmacke, mit andern zusammen oder für sich; es stände ihnen eine Bibliothek zu Gebote, man hielte die besten Zeitungen; es wären Billard-, Spiel- und Unterhaltungszimmer vorhanden. Der große Vortheil bei einem solchen Vereine ist vorzüglich darin zu suchen, daß das Unternehmen nicht von einigen wenigen Individuen zu ihrem Nutzen betrieben würde, sondern daß sämmtliche Mitglieder gleichen Antheil an den Benefizien bekämen, die aber nicht in Geld berechnet, sondern zu immer weitern Bequemlichkeiten verwandt würden. So könnte die Gesellschaft, nachdem sie ein Paar Jahre gespart hat, ein Landhaus kaufen, sich auf verschiedene Theater abonniren, sich ein physikalisches Kabinet anschaffen u. s. w. Es kostet einen Mühe, zu glauben, wie mit verhältnißmäßig so geringen Mitteln so große Vortheile zu erzielen seyn sollen; aber die vorgelegte sehr detaillirte Rechnung führt streng den Beweis. Im Plane ist Alles so gut berechnet, daß die Mitglieder neben der Bequemlichkeit und Zwanglosigkeit des häuslichen Lebens alle Annehmlichkeiten der Gesellschaft zu genießen hätten. Es ist ein Komité ernannt worden, das den Entwurf zum neuen Verein verfassen soll, und dieser wird ohne Zweifel in Kurzem bekannt gemacht werden.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. November 1830.

O wohl mir, daß in ferne Regionen
Ich flüchten darf, an einem fremden Strande
Darf athmen unter gütigeren Zonen!

Platen.

Italien.

Der Arzt begann; „ich kenn' Euch einen Mann,
Der bittre Wahrheit wohl ertragen kann;
Ihr werdet nicht ob meinem Wort erbleichen:
Den nahen Tod verkünden sichre Zeichen."

Da hob der Kranke von dem Lager sich
Und seine Wangen glühten jugendlich:
„„Nicht hier, wo schon die Blätter sich verfärben,
Im blühenden Italien will ich sterben!

Ihr habt mich mit der Kunde nicht erschreckt,
Ein lang ersehntes Glück mir aufgedeckt.
Drum muß ich euch von ganzer Seele danken,
Daß ihr mir nicht verbargt des Lebens Schranken.

An meine Heimath band mich meine Pflicht,
Ich sah das Land, das wunderreiche nicht;
Dieß Hoffen ist an meine letzten Stunden,
Ein Rosenstrauch um meinen Sarg, gebunden.

Leb' wohl, mein kaltes, trübes Vaterland!
Ich sehne mich nach heiß'rem Sonnenbrand;
Ich will vor Menschen auch mein Leid nicht klagen,
Will es dem Meer, dem blauen Himmel sagen.

Dort, wo die Sprache, der ich stets gelauscht,
Mich wie ein Meer von Harmonie umrauscht:
Wo fremde Sitten, seltsame Gewande
In mir erneu'n den Traum vom Feenlande;

Wo im Gemache nicht die Wange bleicht,
Wo der Bewohner sorgenlos und leicht
Heraustritt aus der Häuser dumpfer Schwüle,
Und Kinder ruhn in der Orangen Kühle.

Dort, wo die Kunst mit wunderbarem Licht,
Wie Gottes Strahl, aus Tempelwänden bricht:
Wo bei der stillen Woche Todesklagen
In Lust und Wehmuth will das Herz verzagen:

Dort ist schon halb gelöst des Lebens Band;
Im schönen träumt man von noch schön'rem Land.
Wie werden sie im Norden mich beneiden,
Deß Sarg im Winter Blumen noch umkleiden.

O eilet! eilt! die letzte Stunde droht!
Vom Archipel hebt sich das Morgenroth!
Der Mutter Schooß gebar mich hier zu Schmerzen,
Dort trag ich schon den Himmel unterm Herzen!""

Gustav Pfizer.

Erste Liebe.

(Beschluß.)

Moriz beschloß zu reisen. Im glühenden Süden wollte er Kühlung suchen für seine Leiden. Agnes vorher noch zu sehen, war das heiße Verlangen seines Herzens, aber

er wagte nicht, es auszusprechen. Er schrieb einen freundlichen Brief an Graf Borck, bat ihn, auch die Gräfin von seiner Theilnahme an ihrem Glücke zu versichern und ihr sein Lebewohl zu sagen, indem ein alter Wunsch, Italien zu sehen, ihn endlich dahin führen werde; zur Diplomatie sey er nicht geboren, und vielleicht werde eine Exkursion nach Malta und Egypten seinen vorläufig gefaßten Reiseplan noch um ein Paar Jahre verlängern.

Graf Borck las den Brief seiner Frau vor, die eben ihr Töchterchen auf dem Schooß wiegte und mit von Thränen glänzenden Augen zuhörte. „Der arme Moriz!“ seufzte sie und legte ihren Kopf an ihres Mannes Wange, von welcher eine Thräne des männlichen Mitgefühls herabrollte und ihre Locken befeuchtete. Agnes küßte ihm die Augen, die ihr noch nie so schön erschienen waren, und sagte: „Wir wollen ihn lieb behalten, nicht wahr? Aber laß ihn reisen, es wird ihn zerstreuen, und Gott geleite ihn!“

Zwei Jahre vergingen und Agnes wiegte auch ein Söhnchen auf ihrem Schooße. Da trat Borck zu ihr und sagte: „Graf Sain ist in Livorno angekommen und schreibt mir, ob er uns besuchen dürfe. Du sollst entscheiden; darf er kommen?“

„Gewiß,“ rief Agnes, „er darf; er soll unsere Kinder kennen lernen und unser Gut, er soll Dich als Hausvater sehen und mich als Hausmutter, das wird ihm wohlthun.“ Graf Moriz erhielt an der Tyroler Grenze eine freundliche Einladung, seine Reise, anstatt nach dem Harz, etwas südlicher nach Borckhausen zu richten und recht lange bei seinen alten Freunden zu verweilen. Freudig nahm er die Einladung an und fühlte sein Herz kaum beunruhigt durch das Herannahen des so oft ersehnten Wiedersehens. Zeit, Entfernung und gänzlicher Mangel an Nachrichten hatten den Sturm seiner Seele beschwichtigt, und es lag ein unendlicher Reiz für ihn in dem Gedanken, Stunden des innern Friedens als Freund mit diesen trefflichen Menschen zu verleben, deren Gegenwart er noch nie ungetrübt genossen hatte. Er hatte sich das Sündliche seiner Liebe bekannt und das Gelübde gethan, künftig der Gefahr zu entfliehen und Agnes nur wieder zu sehen, wenn er fühle, daß er es dürfe. Jezt nahte er sich ihr mit reinem Herzen, nach einer mehr als dreijährigen Trennung. Als er über den Bach fuhr, der des Grafen Güter begrenzte, ergriff ihn eine stille Rührung; er konnte doch nicht ganz ruhig das Wiedersehen erwarten, das einst sein leidenschaftlichster und immer sein innigster Wunsch gewesen war. Grüne Wiesenthäler und schattige Gehölze führten ihn dem Ziele immer näher; eine Viertelstunde vor dem Schlosse stieg er aus und schlug einen nähern Fußweg ein. Er kam an eine offene Pforte des großen Parks und ging zögernd hindurch, es war ihm plötzlich wieder, als müsse er umkehren; doch bald faßte er sich und schritt nun ungeduldig weiter. An einer Wendung des Weges gewahrte er in geringer Entfernung, und halb von Büschen versteckt, eine junge Frau in weißem Kleide und einen Mann, die in kindischer Lust einen kleinen Wagen mit Kindern zogen, und so oft sie sich nach diesen umsahen, mit lautem Lachen von ihnen begrüßt wurden. — Moriz konnte nicht einen Augenblick zweifeln — es war Agnes und ihr Mann; er trat unwillkührlich hinter einen Busch, fühlte aber sogleich das Alberne seines Benehmens, faßte sich ein Herz — und stand vor ihnen. — Agnes ließ den Wagen stehen und lief ihm rasch und freudig entgegen; Graf Borck folgte ihr auf dem Fuße. Beide drückten ihm herzlich die Hand, und der Freude war kein Ende. Die heitere Unbefangenheit dieses Willkommens theilte sich in gewissem Grade auch dem bewegten Gemüthe des Ankommenden mit, und es gelang ihm glücklich, seine tiefere Rührung äußerlich wenigstens zu unterdrücken. Er fühlte sich eben stark genug, auch seinerseits die bis dahin stumme Freude des Wiedersehens in Worte zu fassen, als Agnes ihn mit allem Stolze einer glücklichen jungen Mutter zu dem kleinen Wagen hinzog, in welchem ihre beiden Kinder saßen. Moriz mußte sie küssen und bewundern und konnte nicht feurig genug in ihrem Lobe seyn. Borck sah dem Spiele lächelnd zu und hätte sein Herz noch einer Beruhigung bedurft über die Gefühle seiner Frau, sie wäre ihm jezt geworden.

Dann ward der liebe Gast ins Haus geführt und wie ein verzogenes Kind behandelt; der bequemste Lehnstuhl ward für ihn heran geschoben, die reifsten Früchte wurden für ihn ausgesucht, kurz, kein Zeichen der aufrichtigsten, wärmsten Anhänglichkeit ward unterlassen, und Mann und Frau schienen gleich eifrig in dem Wunsche, ihn recht bald zu überzeugen, wie freudig ihm der Platz des besten Freundes eingeräumt werden solle. Borcks gehaltenes Wesen und der Ernst seiner edlen Züge hatten dem sorglosen Ausdrucke eines ganz glücklichen Menschen Raum gegeben, und Agnes — ach! Agnes war ganz dieselbe geblieben, nur fast noch schöner und blühender geworden, und heiliger durch den Abdruck der sorgenden Mutterliebe auf ihrem reinen Antlitz.

Moriz empfand nur zu bald, daß sie für ihn noch dieselbe, oder richtiger, daß er, in Bezug auf sie, noch derselbe war, und daß dieses Erdenleben zu kurz sey, um ein Bild aus seinem Herzen zu verlöschen, das ihm für die Ewigkeit hineingegraben schien. Aber kein Wort, kein Blick verrieth ihn, und Agnes lebte in der süßen Sicherheit und ungetrübten Freude, daß auch er den Feind im Busen überwunden habe. Graf Borck hingegen, vor dessen forschendem Auge Moriz nicht so auf seiner Huth seyn mochte, fürchtete bald die traurige Wahrheit und widersprach nicht, als dieser ihm eines Tags ankündigte, seines Bleibens sey hier nicht länger. Als Agnes von der bevorstehenden Abreise und von dem Entschluß

hörte, nun wirklich nach Egypten zu gehen, konnte sie sich der Thränen nicht erwehren; doch nahm sie einen ruhigen, wenn auch wehmüthigen Abschied von ihm.

Moriz schied — auf immer. Seine Liebe begleitete ihn in die Wüsten Egyptens, wie in die Lorbeergärten Italiens, und später in die Eisfelder Islands, wie in die Schluchten der Anden, die er durchstreifte. Man wähne aber nicht, daß die Freude aus seinem Herzen gewichen war; die Sehnsucht jeder schönern Seele nach dem Bessern, nach Vollendung, verschmolz in ihm mit der Sehnsucht der Liebe. — Wie ihn auch die Sünde lockte, die Welt betrübte, er hatte ein unentweihtes Heiligthum in der Brust, die Erinnerung an Agnes und ein reines Bewußtseyn. — Dem Menschen ist wohl, der etwas besizt, das, unabhängig von dem wüsten Treiben der Menschen, unverkümmert und selbst unangefochten sein eigen bleibt, wenn Alles um ihn her zur herben Täuschung wird.

Moriz besaß einen solchen Schatz in seinem Innern. Der Genuß der Liebe war ihm nicht beschieden; aber der lichte Schein, in welchen ihr erstes Erwachen die ganze Erde hüllt und der bei den meisten Menschen, nach einem kurzen Morgen, erlischt, dieser Rosenschimmer war über sein ganzes Leben verbreitet. — Er schöpfte tief aus den Quellen der Wissenschaft, und sein Name ward bald unter den besten seiner Zeit genannt. Er lernte der Menschheit leben und hatte sich die Erforschung der Natur zum Mittel erwählt, ihr nüzlich zu seyn; daß er sich dadurch einen berühmten Namen schuf, war nicht, was er sich zu erstreben dachte, obgleich er sich dessen freute.

Agnes beklagte sich oft bei ihrem Manne, daß Moriz, seitdem er ein Gelehrter geworden sey, keine Zeit mehr finde, an seine alten Freunde zu denken. Borck hatte ihn besser durchschaut; doch ließ er sie bei ihrem Glauben. Endlich gab Moriz zwar ein Lebenszeichen von sich, welches die Einleitung zu einem noch fortdauernden Briefwechsel ward; allein wieder gesehen hat er seine Agnes nicht. Sie sind jezt beide nahe an vierzig Jahren, und wer weiß, ob ihm nicht noch ein später Lenz blüht, wenn er einmal dem Töchterchen seiner früheren Geliebten begegnet, oder einer der Töchter der schönen Baronin Waldern, gebornen von Fay, welcher der Major (jezt Obrist) von Hilversein noch immer seine zwanzig Jahre alten Huldigungen darbringt, die sich, seit jener verfehlten Balleinladung, stets vorzugsweise auf sie gerichtet hatten, und weder durch einen graziösen Korb, den er sich von ihr holte, noch durch die bald darauf erfolgte Verheirathung des Fräuleins mit dem Baron von Waldern gestört worden waren.

Statistische Notizen.

In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 18. Oktober las Moreau de Jonnès eine statistische Abhandlung vor, in der er die Bevölkerungen verschiedener europäischen Länder nicht ihren Massen, sondern den verschiedenen Altersstufen nach vergleicht. Wir theilen daraus einige Resultate mit.

Die Zahl der Kinder in Großbritannien und in Frankreich ist auffallend verschieden. In Irland stehen die Kinder zu den Erwachsenen im Verhältniß von 1 zu 2; in England ist das Verhältniß etwas geringer, in Frankreich nur wie 1 zu 4. In Irland kommen 2 Kinder unter 5 Jahren auf 13 Einwohner, in Schottland auf 15, in Frankreich auf 17. Diese Verschiedenheit wird aber immer geringer, zu je höheren Lebensjahren man in der Beobachtung vorrückt, und sie rührt daher, daß in den nördlichen Ländern die Kälte, so lange sie mäßig ist, der Fruchtbarkeit eher Vorschub leistet, als sie hemmt, dagegen später unter den Kindern große Verheerungen anrichtet. In Irland gibt es weit mehr kleine Kinder als in Frankreich, aber das Verhältniß stellt sich mit jedem Jahr günstiger für das leztere Land, und im Alter zwischen 20 und 30 Jahren ist das Gleichgewicht fast durchaus hergestellt. In dieser Epoche widersteht das Leben am meisten allen äußern Schädlichkeiten und fügt sich der Mensch am besten in jede Lebensweise. Diese Abtheilung bildet fast überall den sechsten Theil der Bevölkerung; in Paris den fünften. In der folgenden Reihe von 30 bis 40 Jahren tritt schon wieder Ungleichheit ein; in Frankreich und Schweden verhält sich diese Abtheilung zu der ganzen Bevölkerung wie 1 zu 7; in England und Schottland wie 1 zu 8. Die Reihe von 40 — 50 ist in Frankreich ein Achttheil, in England ein Neuntheil; die Reihe von 50 bis 60 in Frankreich $\frac{1}{11}$, in England $\frac{1}{12}$. Es gibt in Frankreich mehr Greise von 60 — 80 Jahren, England hat dagegen mehr neunzig- und hundertjährige. — Die thätige Bevölkerung zwischen 15 und 60 Jahren bildet, nach Moreau de Jonnès, in Frankreich zwei Drittheile der gesammten Seelenzahl, während sie in andern Ländern blos die Hälfte betragen soll. (?) Frankreich kann demnach, bei gleicher Volksmenge, mehr Soldaten stellen als andere Länder.

Vergleicht man London mit Paris, so findet man in jener Stadt bei weitem mehr Kinder als in dieser; aber die eigentliche Elite der Bevölkerung, vom 20sten bis 40sten Jahr, ist, im Verhältniß zur ganzen Seelenzahl, in beiden Städten fast ganz gleich groß. Dagegen gibt es, wenn man vom allerhöchsten Alter absieht, bedeutend mehr Einwohner über 40 Jahre in Paris als in London, und dies rührt wohl daher, daß London fast ausschließlich blos Handelsplaz ist und der Aufenthalt daselbst von sehr

vielen Menschen mit dem Lande vertauscht wird, sobald es ihnen die Geschäfte erlauben, wogegen just Leute von reiferem Alter gerne nach Paris ziehen, wo sie ganz nach ihrem Geschmacke leben können. Moreau de Jonnès schließt aus dieser auffallenden, bisher nicht bemerkten Verschiedenheit, daß, unter übrigens gleichen Umständen, Paris in intellektueller Hinsicht ein merkliches Uebergewicht über London hat, und wirklich ist auch in Großbritannien nicht London, sondern Edinburgh der Sitz der Musen und der Gelehrsamkeit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Das Reformationsfest. Neue periodische Schriften.

Nach einem Zeitraum ganz ungestörter Ruhe sah doch vielleicht die große Mehrheit der hiesigen, im Allgemeinen gewiß als wohlgesinnt anzunehmenden Einwohner dem 31. Oktober, dem Tage des Reformationsfestes, nicht ohne einige Besorgniß entgegen. Zwar bürgte der treffliche Geist der höchst achtbaren, aus allen Klassen der Bürger und Beamten bestehenden Kommunalgarde und auch der schon lange eingerichteten Bürgergarde hinreichend dafür, daß die Sache schwerlich von nachtheiligen Folgen seyn könne. Allein schon Eine gelungene Störung, so kurz sie auch gewesen wäre, mußte man wohl einem Feste erspart wünschen, welches, sogar abgesehen von seiner kirchlichen Wichtigkeit, als das Denkmal eines bedeutenden Abschnitts in der europäischen Civilisation zu betrachten ist. Und Aufregungen zu einer solchen Störung fehlten in der That nicht ganz. Besonders kamen, vielleicht nur zufällig, erst kurz zuvor drei kleine Schriften unter folgenden Titeln in Umlauf:

1) Freimüthige Beleuchtung der Parität der protestantischen und der katholischen Kirche in Sachsen, besonders in Dresden,

2) Gründe zur Befürchtung über das Daseyn der Jesuiten in Sachsen ꝛc., und

3) Ueber die Furcht vor den Jesuiten im Königreiche Sachsen, mit geschichtlichen Nachweisungen und den Glaubensbekenntnissen zweier sächsischer Fürsten, Friedrich Augusts II., Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, und Moritz Wilhelms, Herzogs zu Sachsen-Zeiz.

In Zeiten, wie die unsrige, konnten Hindeutungen dieser Art nur allzuleicht an einem Feste wie dieses zu traurigen Resultaten führen, zumal da die unruhigen Auftritte, welche am Säkularfeste der Uebergabe der Augsburgischen Konfession vorgefallen waren, noch nicht ganz vergessen zu seyn schienen. Allein dadurch, daß die Regierung den glücklichen Ausweg ergriff, dem Feste einen solchen Charakter zu ertheilen, daß auch der Katholik mit freudigem Herzen es feiern konnte, wurden (wie der Erfolg gezeigt hat) alle Besorgnisse überaus geschickt beseitigt. Sie ordnete nämlich für diesen Tag die Einführung der vor Kurzem erwählten Kommunrepräsentanten an, und sprach in einer besondern Bekanntmachung den Wunsch aus, den Tag zugleich als ein Dankfest für die wiederhergestellte Ruhe und Ordnung vom Publikum betrachtet zu sehen. Ungewöhnliche Feierlichkeiten fanden statt. Schon der Anbruch des Tages wurde durch Kanonendonner, Glockengeläute und Gesang unter Trompeten und Pauken vom Thurme der Kreuzkirche herab verkündigt. Den Kanzler an der Spitze, zog zwischen sieben und acht Uhr der Stadtmagistrat nebst den neuen Kommunrepräsentanten in feierlichem Zuge von dem für den Abend bereits recht schön ausgeschmückten Rathhause über den Markt durch eine von den Kommunal- und Bürgergarden gebildete Doppelreihe nach der Kreuzkirche, um dort auf besonders bereiteten Sitzen vor dem Altare dem Gottesdienste beizuwohnen. Den Deputationen der Innungen, welche auf vorhergegangene Einladung sich angeschlossen hatten, wurden die nächsten Bänke in der Mitte der Kirche bestimmt. Die Geistlichen nebst den Lehrern und Schülern der Kreuzschule waren dem Zuge entgegen gekommen. Letzterer kehrte, durch sie vervollständigt, nach beendigtem Gottesdienste in ein von der Kommunal- und Bürgergarde auf dem Altenmarkte gebildetes Viereck zurück, wo das Tedeum mit Musikbegleitung gesungen wurde. Der Mitregent, Prinz Friedrich, und der Prinz Johann, sämmtliche Minister und die Vornehmsten des Militärs in ihrem Gefolge, ehrten diesen, neben dem großen Ereignisse der Reformation der bürgerlichen Eintracht gewidmeten festlichen Tag ebenfalls durch ihre Gegenwart. Die Stadt war lange nicht so schön erleuchtet gewesen, als an diesem Abende. Unter mehreren, dem Feste fast insgesammt sehr angemessenen transparenten Inschriften befand sich auch eine auf der großen Schloßgasse, die Worte enthaltend: Heil dem Lichte, Tod der Finsterniß! Merkwürdig dabei war besonders, daß ein Brustbild Luthers dabei zu sehen war und daß der Aussteller, der Unterzeichnung nach, ein Katholik war. Zwei Petarden, wovon die eine in der Neustädter-, die andere in der Frauenkirche während des Vormittagsgottesdienstes einen augenblicklichen Schrecken erzeugten, kann man nur entweder der höchsten Unbesonnenheit, oder einer Bosheit zur Last legen, die sich in ihrem Plane gänzlich verrechnete. Nichts, als die allgemeinste Indignation war der bleibende Eindruck, den sie hervorbrachten. Die ganze Nacht ist ohne alle Spur irgend einer Unordnung vorübergegangen.

Den neuern Verhältnissen verdanken wir zwei periodische Schriften auf einmal. Die eine, bei Arnold (welcher mit zu den neuen Kommunrepräsentanten gehört), heißt: Kommunalblätter. Sie bemüht sich besonders, den Leser über die wichtigsten, ihm in jetziger Zeit am nächsten liegenden Gegenstände, zum Theil mit einem allerliebsten Humor, zu belehren. Die andere Schrift, welche im Hilscherschen Verlage herauskommt, führt den Titel: Der Kommunalgardist. Auch sie beschäftigt sich natürlich zunächst mit Kommunalgegenständen. Der caustische Witz des Herausgebers, Hofraths Philippi (ebenfalls Kommunrepräsentant), erwirbt dem Blatte, das besonders auch manches gute Kommunalgardenlied enthält, immer mehr Freunde. Außerdem kündigte auch der gestrige Anzeiger ein Liederbuch der sächsischen Kommunalgarden, ebenfalls im Hilscherschen Verlage, an.

Große Sensation hat hier ein Gedicht auf den Reformationstag von Drllepp gemacht. Der hierher aus Leipzig gekommene Vorrath vergriff sich so schnell, daß es mir nicht gelang, ein Exemplar davon zu erhalten. Nach übereinstimmenden Urtheilen soll es sehr starke, aber auch ganz vortreffliche Stellen enthalten.

Von unserer Bühne wüßte ich eben nichts Neues zu berichten, als daß es wenig Neues darauf gibt; das ist aber, leider, ebenfalls nichts Neues.

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 277.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 19. November 1830.

Jeder komme, wie er ist,
Das ist wohl das Beste!
Schon ist's in der Stadt bekannt,
Wohl ist's aufgenommen.
Hänschen, mach' die Thüren auf:
Sieh nur, wie sie kommen!

Goethe.

Bilder aus Rußland.

Geselliges Leben.

Die erste Tugend des Russen ist die Gastfreundschaft. Ein großes Beförderungsmittel dieser schönsten aller geselligen Tugenden findet der Russe allerdings in der Wohlfeilheit der Lebensmittel und in der Leichtigkeit der Erhaltung seines Hauses. Allein es gibt auch Gegenden, wo diese günstigen Verhältnisse nicht statthaben und doch die Gastfreundschaft nicht geringer ist. Diese Eigenschaft ist dem Russen angeboren, wie denn überhaupt diese Tugend ihren Sitz in den östlichen Ländern der alten Welt zu haben scheint und ihre Spuren immer seltener werden, je weiter man sich vom Osten entfernt.

Daß es in einem Lande, in welchem die Gastfreundschaft so sorgsam gepflegt wird, an geselligen Vergnügungen nicht fehlen wird, ist für sich klar. Diese Vergnügungen sind in der That in Rußland eine so wesentliche und das Volk selbst so charakterisirende Sache, daß sie es wohl verdienen, hier näher betrachtet zu werden.

Spazierengehen liebt der Russe so wenig, als irgend ein Orientale. Daher findet man, etwa die beiden Hauptstädte und die nordwestlichen Provinzen, wo die deutsche Sitte vorherrscht, ausgenommen, auch weder öffentliche Spaziergänge, noch Gärten, zum Lustwandeln für das Publikum bestimmt. Wenn dem eigentlichen Russen wohl seyn soll, so muß er sich entweder zu Hause oder in des Nachbars Wohnung bei einem wohlbesetzten Tische und nach dem Mahl bei einem Spiele vergnügen können, welches so wenig Bewegung als möglich fordert. Als ich in der ersten Zeit meines Aufenthalts in Perm die Tage des kommenden Frühlings, der dort zu Ende Mai's beginnt, nach meiner vaterländischen Weise durch Spazierengehen in der Umgebung genieſſen wollte, erregte ich bei meinen neuen Freunden ein allgemeines Aufsehen, da sie nicht begreifen konnten, was mich bewog, wie ein Unsinniger in der Gegend herumzuschweifen, in der ich doch, wie sie wußten, nichts zu thun hatte. Man hielt mich für krank und glaubte, daß ich meine Gesundheit durch dieses Herumlaufen wieder herstellen wolle, eine Kurart, die ihnen nicht wenig auffiel, da sie, wenn sie unwohl sind, sich immer sogleich zu Bette zu legen pflegen. Auf diesen Streifereien begegnete ich einmal einem meiner Bekannten; er fragte mich, was ich in dem Dorfe, welches ich besuchen wollte, zu thun habe. Auf meine Antwort, daß ich dort ganz und gar kein Geschäft habe und bisher weder das Dorf, noch irgend einen seiner Bewohner gesehen habe, meinte er, ich gehe wohl deßwegen hin, um sie zu sehen. Ich bemerkte ihm, daß das meine Absicht nicht sey, da ich im Voraus überzeugt seyn könne, dort nichts Neues, nichts von den andern umliegenden Dörfern Verschiedenes zu treffen. „Je nun, Väterchen," fragte der Neugierige mit Verwunderung, „warum gehen Sie denn hin?" „Ich gehe blos," sagte ich, „um zu gehen, um mir ein Bischen Bewegung in der freien Luft zu machen." Der Freund brach in ein lautes Gelächter aus, als er endlich den Grund

meiner Ausflüge erfuhr, der ihm und allen andern schon so lange ein Räthsel war. Gehen, um zu gehen! so was hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gehört, und in Kurzem lief diese nie gehörte Redensart in der ganzen Stadt herum, so daß man mich noch im folgenden Jahre in jeder Gesellschaft damit freundlich aufzuziehen pflegte.

Das Zusammenkommen in häuslichen Zirkeln ist also bei den Russen die eigentliche Basis aller ihrer Vergnügungen und Genüsse. Man findet dieß nicht nur bei den Großen in den Hauptstädten, sondern auch bis herab zu den ärmsten Bauern, und wer nur immer eine Hütte hat, wird auch, wenigstens an besonders festlichen Tagen, eine kleine Gesellschaft in ihr zu versammeln und diese nach Kräften gut zu bewirthen suchen. Besonders sind die langen Winterabende diesen geselligen Zusammenkünften geweiht, wo es oft nach vollendeter Arbeit sehr lustig hergeht. Nicht selten sieht man da ländliche Possenspiele und förmliche Maskeraden von den jungen Leuten beiderlei Geschlechtes aufführen und dieselben ihre, öfters freilich auch etwas rohen Späße treiben. Das Ganze beschließt gewöhnlich ein Pfänderspiel oder ein Tanz bei einfacher Musik. Die Aeltern vergnügen sich indessen mit den Karten oder mit dem Damen- und Schachspiele. Diese beiden lezten Spiele sind durch ganz Rußland im allgemeinen Gebrauche, und sie werden nicht blos in müssigen Stunden zu Hause, sondern auch in den Buden von den Krämern und Kaufleuten, vom gemeinen Mann und von Kindern auf der Gasse gespielt. Dieß ist die Ursache, warum man hier so viele vorzügliche Schachspieler findet, wie denn oft mancher russische Bauer eine solche Celebrität in der Umgegend erhält, daß die Adelichen aus großen Entfernungen zu ihm kommen, um ihre Kräfte an den seinen zu versuchen. Da es, wie bei uns, meistens ohne Geld, sondern blos der Ehre wegen gespielt wird, so verderbt es nicht, wie die abscheulichen Karten und Hazardspiele, den Geist des Volkes, sondern erhebt denselben vielmehr.

Eben so ist es bei den Bemittelten in den größern Städten des Reiches beinahe allgemeine Sitte, jeden Abend eine oft zahlreiche Gesellschaft bei sich zu versammeln, zu dem auch Fremde freien Zutritt haben; jedoch macht sich, in Petersburg besonders, allmählig der Uebergang bemerkbar, der in allen großen Städten Europas statt hatte, der Uebergang von der früheren Pracht und dem rauschenden Getöse dieser Zusammenkünfte zu der Auswahl einiger vertrauten, stillen Freunde, die ihre Zeit mit geistreichen Gesprächen auszufüllen wissen, ohne zu jenen lärmenden Zerstreuungen ihre Zuflucht zu nehmen. Jene mitternächtlichen Orgien und geschmacklosen Ueberladungen aller Art, die früher hier so sehr beliebt waren, werden mit jedem Jahre seltener. Aber die eigentliche Masse der Bewohner der größern Städte hält noch fest an ihren sogenannten Parthiern. Die reichern Kaufleute in Petersburg und Moskau z. B. geben öfter des Jahrs in ihren Wohnungen, die den Palästen der Großen nicht nachstehen, große Gesellschaften, und ihre täglichen Tische sind selten oder nie ohne mehrere Gäste, so daß man oft an denselben Fremde aus den entlegensten Ländern versammelt trifft. Auch der thätigste und betriebsamste russische Kaufmann, der sich den ganzen Tag durch in seinem Geschäfte abmüht, weiß Abends ein freies Stündchen für diese geselligen Unterhaltungen zu finden, die bei ihm zu dem eigentlichen Hochgenuß des Lebens gehören und die er sich auf keine Weise nehmen läßt. Die zahlreichen sogenannten Klubbs der Einwohner, wo sie sich Abends versammeln, zeugen ebenfalls von ihrem Hange zur Geselligkeit. Diese Klubbs sind von unsern Zusammenkünften in den Gasthäusern sehr verschieden, da sie nur von sogenannten geschlossenen Gesellschaften gebildet werden, von Freunden und Bekannten, die sich hier täglich sehen, und wo dann Fremde nur durch Einführung Zutritt haben. Ihnen nachgebildet sind die vielen Fremdenklubbs für Deutsche, für Franzosen, für Engländer u. a. in Petersburg, zu welchen aber, unter der obigen Bedingung, auch Russen zugezogen werden. Die Hauptunterhaltung in diesen Klubbs bildet, außer den Genüssen der Tafel, das Spiel, meistens leider das Kartenspiel; doch fehlt es auch nicht an besseren Zerstreuungen, und oft wird der gebildete Fremde hier durch eine ausgewählte Musik oder durch eine geistreiche Unterhaltung erfreut. Zeitungen und Journale findet man in den besseren Klubbs, aber auch hier nur sparsam und meistens schlecht gewählt.

Auch der sogenannte gelehrte Stand, Professoren, Akademiker, Literatoren und Künstler, hat hier seine eigenen Klubbs. Er wird von der Regierung und von dem hohen Adel gehoben, und bildet selbst eine Art von Mitteladel in dem Volke. Da aber das lezte noch wenig Sinn für Wissenschaften und Kunst hat, so leben die Gelehrten meistens zurückgezogen, nur mit sich selbst unter einander in Verbindung, und sind daher ohne großen Einfluß auf die übrige Masse der Nation. Doch befinden sie sich bei dem Schutze der Höheren und der Achtung der Niederen im Allgemeinen sehr wohl, und die meisten derselben haben ihr altes Vaterland über dem neuen gänzlich vergessen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Luftvulkan Makaluba auf Sicilien.

Drei Stunden vom Meere, zwischen den Städten Girgenti und Aragona ist ein Berg, der bei den Alten Moruca hieß, und den man jezt Makaluba nennt. Er erhebt sich auf einer kreisrunden Basis und bildet einen abgestuzten Kegel. Seine Höhe über dem Thale, das vorzugsweise aus Kalkstein gebildet ist, beträgt gegen hundert fünf-

zig Fuß, und oben befindet sich eine konvexe Ebene, die etwa eine halbe Meile im Umfang hat. Er ist völlig unfruchtbar, keine Spur von Vegetation ist daran zu sehen. Oben bemerkt man eine Menge zerstreuter kleiner Hügel, die alle gleichfalls abgestuzten Kegeln gleichen und größtentheils nicht drei Fuß hoch sind. Jeder dieser Hügel hat einen trichterförmigen Krater, und sie stehen sämmtlich auf graulichen Tonschichten, die immer naß und schlüpfrig sind. Innen sind die Krater zu jeder Zeit feucht, und man bemerkt darin eine beständige Bewegung. Unten aus dem Trichter steigt nämlich jeden Augenblick eine Masse flüssigen Thons auf, deren Oberfläche kugligt ist; je weiter sie an den Rand des Kraters heraufkommt, desto mehr nimmt sie die Gestalt einer Blase an; diese plazt endlich und entladet eine Masse Luft mit einem Geräusch, ähnlich dem, wenn man den Pfropf einer Champagnerflasche springen läßt. Sobald sich die Luft aus dem Schlamme, welcher sie enthielt, völlig entwickelt hat, läuft ein Theil desselben über den Rand, der andere sinkt in den Krater zurück, und steigt alsbald wieder auf, wie zuvor, wenn sich eine neue Luftblase entwickelt. Manche dieser kleinen Hügel sind nicht mehr in Thätigkeit, und ihre Trichter stehen voll von einer trüben, salzigen Flüssigkeit, auf welcher ein Häutchen von bituminösem Oel schwimmt, das einen bedeutend starken Geruch hat, den man leicht mit Schwefelgeruch verwechselt.

Dieß ist der Zustand des Bergs im Sommer und Herbst; im Winter aber geht in Form und Consistenz eine große Veränderung mit ihm vor; die starken Regengüsse durchweichen die Hügel, der Thon wird zu Schlamm, und Alles zerfließt endlich in Einen Sumpf, dessen Tiefe man nicht kennt, und dem man gar nicht nahe kommen darf, wenn man nicht in Gefahr kommen will, zu versinken. Und dieß ist nur der Zustand der Ruhe des Bergs; er hat auch Perioden, wo er in heftige Gährung geräth und, ganz unter den nämlichen Umständen wie andere Vulkane, gewaltsame Ausbrüche macht; nur bestehen die Laven der gewöhnlichen Vulkane aus brennbaren und verbrannten Stoffen, während die Makaluba nichts auswirft als Thon und Wasser, ohne eine Spur, daß Wärme dabei eine Rolle gespielt hätte. Wir geben eine kurze Beschreibung eines sehr heftigen Ausbruchs im vorigen Jahrhundert, nach dem Berichte eines gleichzeitigen Beobachters.

Am 30ten September 1777 hörte man bei Sonnenaufgang in der Makaluba ein dumpfes Geräusche, das allmählich heftiger wurde und endlich den gewaltigsten Donner an Stärke übertraf. Die Erde zitterte weit umher, und es bildeten sich Risse und tiefe Spalten nach allen Richtungen. Mit einem Male erweiterte sich der Hauptkrater auf einen Durchmesser von 9 Fuß und begann eine schmuzige Dampfwolke, die in wenigen Augenblicken eine Höhe von siebzig Fuß erreichte, auszustoßen. Sie war röthlich von Farbe, weil sich das Sonnenlicht daran brach. Diese Wolke bestand aus nichts als aus schlammigtem Wasser, das zum Theil in Strömen auf das Land umher niederstürzte, zum Theil, dem Zuge der Schwere nach, wieder gerade in den Krater zurückfiel. Unter dem überschwemmten Lande hörte man ein Geräusch, wie wenn ein ungeheurer Mühlstein umliefe und dann mit einemmale in unterirdische Tiefen hinabstürzte. Auf drei Meilen in der Runde brauste die Luft, wie ein Meer, das vom heftigsten Sturme gepeitscht wird. Die Einwohner der benachbarten Dörfer ergriffen voll Entsetzen die Flucht, um nicht unter den Schlammsäulen begraben zu werden, welche der Krater auswarf. Sie schwebten gleich Wasserhosen in der Luft und bildeten rings umher fünf Fuß hohe Schlammbänke, füllten die benachbarten Thäler aus und verbreiteten dabei einen bituminösen Geruch, der das Athemholen sehr erschwerte. Der Ausbruch dauerte indessen in seiner höchsten Höhe blos eine halbe Stunde.

Dolomieu hat auf seiner wissenschaftlichen Reise durch Sicilien die Makaluba genau untersucht. Er überzeugte sich, daß das Feuer bei diesen auffallenden Erscheinungen keine Rolle spielt, denn er vermochte keine Spur davon zu entdecken. Er schloß daraus, daß im Eingeweide des Bergs große Massen von Gas eingeschlossen sind, das sich fortwährend nach oben durch den Thon, der ihm im Verhältniß seiner Schwere und Cohäsion einen gewissen Widerstand entgegensezt, zu entwickeln strebt. Die Umstände, welche plötzlich eine stärkere Erzeugung dieser Luft und damit heftigere Explosionen verursachen, sind uns unbekannt. Die starken Ausbrüche der Makaluba fallen indessen gewöhnlich in den Herbst, und treten namentlich nach einem langen, trockenen Sommer häufig ein.

Klage.

Mein Herz ist wie ein traurig Thal,
Drin schöne Blumen stehen.
Was hilft es, wenn auf sie herab
Nur graue Felsen sehen!

Der Wasserfall, wohl möcht' er dort
Durch Gras und Blumen wallen;
Doch weil es nicht geschehen soll,
Muß er in Klüfte fallen.

Da braust er nun im tiefen Fall,
Zur Nacht hinabgezwungen;
Und aus dem dumpfen Wogenschall
Ist dieses Lied entsprungen.

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Oktober.

Kaspar Hauser. Briefe eines Verstorbenen.

Zu den Opfern der französischen Revolution gehört Kaspar Hauser. Ich will nicht sagen, daß das Interesse für ihn ganz erstorben ist, aber die nächste Möglichkeit, etwas zur Aufklärung seines Schicksals zu thun, ist verschwunden. Hitzig bekanntlich, in Verbindung mit Feuerbach, beabsichtigte eine große Sammlung durch Europa zur Deckung der Kosten für eine möglichst genaue Ermittelung. Alles war gut eingeleitet und auch, wie es bei Dingen der Art nöthig ist, gehörig die Lärmtrommel geschlagen. Die neuesten Ausmittelungen des Hrn. v. Pirch von hier hatten die nächste Veranlassung zu Hitzigs bekanntem Aufsatz in seinem kriminalistischen Journale gegeben; die dadurch bewirkte Aufregung in der ganzen Welt, die Journale und Zeitungen liest, war sehr groß. Man durfte bedeutende Unterstützungen erwarten, nicht allein vom Mitleiden, sondern auch von dem europäischen Interesse an dem „europäischen Findelkinde." Hitzig wurde überstürmt; es kamen schon freiwillige Anerbietungen, ohne daß der Aufruf abgewartet wurde, und eben so viel Mittheilungen, Vermuthungen, Anleitungen, wie man zu Werke gehen müsse. Da kommt die Katastrophe in Paris, und der coup d'état wird in seinen Folgen auch ein Staatsstreich gegen den armen Hauser. Die für ihn in einer sogenannt interesselosen Zeit aufgeschossene Theilnahme ist unter einer gewaltigern, die für ein Kind unter der für Länder, Reiche oder das ganze Menschengeschlecht untergegangen. Man interessirte sich durch Europa für ihn auch darum, weil er der Sohn eines Fürsten, der Erbe einer Krone seyn konnte; seitdem ist das Glück, Fürst zu seyn und Kronen zu tragen, im Kourse gesunken; es lohnt sich nicht mehr. Eben so zur Unzeit kommt eine hier erschienene Brochüre: Kaspar Hauser, ein Betrüger. Der hiesige Polizeirath Merker hat sich die saure Mühe gegeben, mit polizeilicher Psychologie den Beweis zu führen, daß Hauser Betrüger mit Absicht und Bewußtseyn sey; anfangs zu gewöhnlichem Zweck, als es gut eingeschlagen, mit kühneren Planen. Es ist ein Kampf zwischen Polizei und Justiz, oder, wenn man noch weiter gehen will, zwischen romantischem und klassischem Geschmack, zwischen Glauben und Unglauben. Der Verfasser dieser opponirenden Schrift basirt sie übrigens durchaus auf keine neuen, thatsächlichen Erörterungen, sondern auf die dem Publikum zu Tage liegenden. Wenn der Argwohn aber begründet wäre, welch ein Genie wäre Hauser! Auch diese Schrift kommt, wie gesagt, post festum. Möchte übrigens der Augenblick nicht gar zu fern seyn, wo Europa sich wieder für einen einzelnen Unglücklichen interessiren kann!

Trotz den Welthändeln macht eine literarische Erscheinung hier jezt Furor, fast wie ihrer Zeit die schöne Henriette. Es sind die zwei Bände der in München herausgekommenen Briefe eines Verstorbenen. Allgemein schreibt man sie dem Fürsten von Pückler-Muskau zu; er wird so offen genannt, daß auch Ihr Korrespondent keine Indiscretion zu begehen denkt, wenn er es schriftlich thut. Das Werk, als geistreiche Reisebeschreibung durch England, Wales, Irland u. s. w., hat gewiß großen Werth in sich durch die originelle und dabei objektiv richtige Auffassung des Beobachteten, durch die mitgetheilten Anekdoten, Charakterzüge, Sittengemälde, politischen Bemerkungen u. s. w. Hier aber hätte man es deshalb nicht mehr, wie jedes andere gute Buch gelesen, und es bleibt zweifelhaft, ob es so bald bekannt geworden wäre; aber unter den circa 700 Seiten sind ungefähr 20, welche einige skandalöse Anekdoten vom Berliner Hofleben, eine sanfte Persiflage unserer Pietisten und anderer Leute enthalten, und mehr brauchte es nicht, wohl mit darum, weil man den Autor sogleich errieth, um es von Mund zu Munde zu tragen und aus den Händen sich zu reißen. Andere Bände Briefsammlungen aus den frühern Reisen des Verstorbenen sind uns versprochen, aber wir besorgen, daß der Todte selbst die Feile anlegt, und sie minder reich an pikantem Inhalt erscheinen werden, wenn er von der Ruhestörung unter den Lebendigen hört, die seine ersten Briefe verursachten.

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurt a. M., Anfangs November.

Der physikalische Verein.

Am Schlusse des verwichenen Monats hielt der physikalische Verein seine sechste Jahresversammlung seit der Zeit seiner Gründung. Wie herkömmlich, erstattete der derzeitige erste Vorsteher der Gesellschaft, Dr. Clemens, einen Bericht über die Leistungen derselben im Laufe des mit dieser Sitzung schließenden Jahrescyclus. Da sich dieser Bericht bereits in einem der hiesigen Blätter abgedruckt findet, so beschränken wir uns darauf, hier noch nachträglich zu bemerken, daß der Verein durch den in den ersten Monaten dieses Jahres erfolgten Tod Sömmerings einen bisher noch in keinerlei Weise ersezten Verlust erfahren hat. Seit dem 1. Mai 1828 nämlich hatte dieser in so vielfacher Beziehung ausgezeichnete Gelehrte dem Vereine seine Beobachtungen über die Sonnenflecken regelmäßig mitgetheilt. Der Mangel an fortgesezten Notizen ähnlicher Art bildet eine fühlbare Lücke in den wissenschaftlichen Bestrebungen der Gesellschaft. — Dr. Winterstein aus Mainz eröffnete darauf einen Kursus über meteorische Phänomene. Er begann mit der Erklärung des Gewitters, und theilte namentlich die neuesten Erfahrungen über die Bildung der Luftelektrizität beim Gewitter mit. Er machte dabei besonders auf das Entstehen der Elektrizität durch Veränderung des Aggregatzustandes aufmerksam, was hierauf durch Experimente versinnlicht ward. Da nämlich ein Körper, sobald er aus dem festen Zustande in den flüssigen übergeht, Elektrizität entbindet, wie z. B. der Schwefel beim Schmelzen, so entsteht Elektrizität ebenfalls bei der Verdampfung des Wassers, ein Experiment, das Dr. W. auf die Bildung der Gewitterwolken anwendete. Derselbe wird, während der Dauer seines hiesigen Aufenthalts, seine Thätigkeit dem physikalischen Vereine vorzugsweise widmen, was wir um so mehr als einen Gewinn betrachten, da der hier vernommene Vortrag außer Zweifel sezt, daß dieser Gelehrte mit erschöpfender Kenntniß der Sache eine sehr klare Darstellungsgabe verbindet. — Ueberhaupt wird uns das neue Wintersemester, nach den für dasselbe ebenfalls in dieser Sitzung angezeigten Vorträgen zu schließen, recht viel Interessantes liefern. Es wurden deren im Ganzen zehn angekündigt, unter denen wir als solche, die zu den vorzüglichsten Erwartungen berechtigen, namhaft machen: Clapius über das Klima von Deutschland; Dr. Winterstein's vollständiger Kursus über populäre Astronomie; Dr. Bogners Naturgeschichte des Wassers in allen Beziehungen, das Resultat einer mehr als zwanzigjährigen Lieblingsarbeit dieses Gelehrten, und endlich Schweinsberg über das Chlor und dessen technische Anwendung, als Fortsezung der bisher von diesem kenntnißreichen Pharmaceuten gehaltenen Vorträge.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. November 1830.

O grimm'ges Elend, so das Glück uns bringt!
Wer wünschte nicht, von Gütern frei zu seyn,
Trägt Elend nur und Schmach der Reichthum ein?

Shakespeare.
Timon.

Roberto Korsini.

Daß mit der Umgestaltung des politischen Lebens in Frankreich eine Umgestaltung der Literatur Hand in Hand geht, ist auch dem minder aufmerksamen Beobachter sichtbar. Namentlich ist diese Veränderung, neben der lyrischen Poesie, auch in der Novellenliteratur auffallend. Man sieht, die französischen Erzähler lesen nicht nur die Engländer, sondern auch die Deutschen, namentlich Hoffmann, und wenn sie sich bis jezt auch nicht in das Gebiet des eigentlich Spuckhaften gewagt haben, so ist damit nicht gesagt, daß dieß nie geschehen wird. Eine moderne französische Novelle wird den Lesern, zur Abwechslung, wenigstens in literarischer Hinsicht nicht unwillkommen seyn.

* * *

Jeden Freitag versammelte sich im großen Saale des Pallastes um grüne Tische eine ehrenwerthe Gesellschaft; unter dem blendenden Lichte eines venetianischen Krystalleuchters mischte man die Karten, ehrfurchtsvolle Stille herrschte rings umher; hochverpönt blieb jedes politische Gespräch; von Religion war nie die Rede; das Spiel galt für Alles. Schon zwei Stunden lang hatte man allein das Knittern der Karten gehört, als Roberto gedankenlos von seinem Stuhle aufsprang und sich vor einen Tisch stellte, den Goldrollen und genuesische Banknoten bedeckten. „Herr Ritter," sagte einer der Spielenden zu ihm, „setzen Sie doch zweihundert Pistolen für mich ein; das Glück will mir heute nicht wohl, und das ist meine lezte Parthie." Roberto warf zweihundert Pistolen hin. In wenigen Sekunden war diese Summe, mit dem Einsatze des Spielers, für welchen Korsini gewettet, in der Hand ihres Gegners. Der Verlierende stand auf und sprach mit lächelnder Miene zu Korsini: „Nehmen Sie meinen Platz ein." Dieser gehorchte. Zweitausend Zechinen waren sein erster Einsatz. „Signor Doria," sagte er, „wir wollen doch sehen, ob für Euch allein die Würfel günstig fallen. Ihr seyd glücklicher am Spieltisch, als bei Frauen, und von rechtswegen, nach dem alten Sprichwort." — „Signor Korsini, Ihr handelt nicht großmüthig. Warum mahnt Ihr mich daran, daß Ihr in wenigen Tagen meine Kousine Aglaura als Gattin heimführt? Ihr habt ihr gefallen, gut! sie hat mich hintangesezt, noch besser! da ist trèfle, heraus damit!" — „Um Vergebung, beleidigen wollte ich nicht . . . ja so, trèfle? . . ich habe keines." — „Also gewonnen für mich." — „Ganz gut. Nun, auf zwanzigtausend Zechinen! so viel kosten die Ohrringe, welche ich für Aglauren kaufen will." — „Laßt doch Aglaura weg! Trumpfkönig! . . . ich fange an . . . spielt doch aus, Signor Korsini . . . Wie, noch einmal verloren! Wollt Ihr austreten?" — „Wenn ich verliere, trete ich nicht aus, ein so geringer Verlust schlägt mich keineswegs nieder. Fünfzigtausend Zechinen!" — „Das ist viel, wohl gar zu viel; aber Ihr seyd ein so edler Widerpart, daß man es wohl versuchen mag, den Sieg wieder auf Eure Seite zu bringen. Wohlan! fünfzigtausend Zechinen."

Er hatte etwas laut und heftig gesprochen; die Summe erregte Aufsehen; alles stand auf und reihte sich um Roberto Korsini und Doria; dann harrten sie lautlos, regungslos, Männer und Frauen. Mit Lust hätte sie so ein Künstler aufgefaßt, diese im engen Raume zusammengepreßten Gruppen, und hinter ihnen die Statuen des Marmorsaals.

„Ihr hattet wahrhaftig Unrecht, Signor Doria," sprach Korsini, „einen Augenblick anzustehen, als ich Euch fünfzigtausend Zechinen vorschlug. Mein Pallast ist so viel werth als der Eure, mein Landsitz zu Camaldoli so viel als Eure Rebenhügel von Carrara, und mein Kredit mißt sich mit dem Euren." — „Signor Korsini, in Eurem Unmuth legt Ihr meine Reden falsch aus, und noch mehr mein Stillschweigen. Gesteht es nur, fünfzigtausend Zechinen, das will was heißen heutzutage, wo die Franzosen unser Vaterland plündern und ein Paar Ohrringe allein zwanzigtausend Zechinen kosten." — „Ihr spottet, glaub' ich?" — „Mit nichten, Herr Ritter; ich gewinne, mein sind die fünfzigtausend Zechinen." — „Ganz wohl, aber mein Landsitz Kamaldoli ist für zweimalhunderttausend Bürge. Wollen Sie die Familienpapiere in Augenschein nehmen?" — „Schon gut! es geht um Kamaldoli; doch halt einen Augenblick! Wer steht mir dafür, daß die Franzosen nicht schon dort handthieren? Vielleicht binden sie in dieser Stunde ihre Pferde an das Gitterthor; vielleicht leeren sie Eure Keller und stecken Eure Scheunen in Brand, mein lieber Herr Ritter; denn auf solche Weise heitzen die Franzosen gerne ein. Falls die Fremden Euren Landsitz besezt haben, haftet Ihr mir dafür?" — „Auf meine Ehre! Spielt nur!" — „Sind die Wasser schön auf Eurem Landsitze zu Kamaldoli?" — „Die Tiber strömt mitten durch. Die ganze Campagna könnt Ihr vergiften, wenn's Euch beliebt; aber spielt doch einmal!" — „Und schattige Boskette, und Bildsäulen, und schöne Aussicht? O! die Aussicht geht mir über alles!" — „Ja! ja! und Galgen für meine Vasallen; ich habe das Recht über Leben und Tod; gefällt Euch das?... Aber so spielt doch!" — „Und die Töchter Eurer Vasallen? sind sie hübsch, sind sie rosig, wie Aglaura?" — „Jezt genug! im Namen meiner Mutter sey's geschworen!" Und er fuhr mit der Hand nach seinem Degen. — „Seyd doch ruhig. Es bleibt dabei! Zweimalhunderttausend Zechinen gegen Euren Landsitz von Kamaldoli." — „Ja! zum lezten Mal ja!" — „Carreau!" — „Da." — „Carreau!" — „Da!" — „Carreau!" — „Höll und Teufel! ich habe keines mehr." — „Carreau?" — „Macht fort!" — „Carreau." — „Keines!" — „Mein ist Kamaldoli!" — „Nun, das muß ich gestehen, verwünscht sind diese Karten, der Teufel hat sie gemischt, das Feuer der Hölle hat sie gefärbt! Um Vergebung, gnädige Frauen, ich bin etwas heftig; aber ich bin auch bodenlos unglücklich. Nein, ich schäme mich vor mir selber, denn im Grunde wissen Sie wohl, wie wenig ich um diesen Verlust mich kümmere. Nun, sind Sie diesen Abend eben so schlecht gefahren, als ich? Es wäre mir in der That sehr leid; doch ich vergesse, mein Herr, daß Ihnen mein Landsitz anheimfällt! Sie sind wohl so gütig, will ich hoffen, bisweilen diese Damen einzuladen. Verwünscht! fünf Mal Carreau! fünf Mal!" — „Signor Korsini! das soll mir eine angenehme Pflicht seyn. Sie selber, wenn Sie mich dort auf einige Wochen mit Ihrer Gegenwart beehren.." — „Wie, Sie bleiben auf halbem Wege stehen? Ihnen gehört Kamaldoli; aber noch besitze ich einen Pallast, den Pallast meiner Ahnen. Sie wissen, nach Palazzo Pitti ist er der schönste in Florenz; so sprechen alle Fremde. Marmor und Gemälde allein eine Million werth. Wollen Sie es wagen?" — „Warum nicht?" — „Was setzen Sie dagegen?" — „Was Sie wollen." — „Nicht so! setzen Sie es fest!" — „Bestimmen Sie es selber." — „Wohlan denn! quitte ou double! Ihren Gewinnst gegen den Palazzo Korsini." — „Topp!"

Die Karten wurden gemischt und ausgetheilt. „Finden Sie nicht, Signor Doria, daß diese Lampen schwächer brennen?" — „Sie sind wohl müde, Signor Korsini; wenn Sie es wünschen, halten wir einen Augenblick inne." — „O nein! mir schienen nur die Kerzen des Leuchters zu dunkel. Seit einigen Minuten schwimmt es mir vor den Augen, die Farben meines Spiels flimmern durch einander ... Es ist an Ihnen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Anders verhält es sich mit den Gesellschaften der Großen in den beiden Hauptstädten des Reichs. Hier ist Reichthum und Luxus, und selbst der feine Geschmack in allem, der Gegenstand der Bewunderung selbst für einen, der in Paris und London die Paläste der Großen näher kennen gelernt hat. Diese soirées oder réunions zeichnen sich wirklich durch Eleganz und guten Ton äußerst vortheilhaft aus. Wenn der fremde Gast auf seine Einladungskarte Abends vor dem Pallaste in seinem Wagen erscheint, fliegen die Thore desselben ungestüm auf; ein Schwarm von reich gallonirten Bedienten, mit Fackeln in den Händen, führt den Gast über die breiten Treppen in die Gesellschaftszimmer, in welchen man, nachdem man der Frau vom Hause vorgestellt worden, sogleich zu der zwangloseſten Unterhaltung mit den bereis versammelten Gästen übergehen kann. Die Zimmer, durch welche man auf diese Weise, von einem Gaste zum andern wandernd, kömmt, sind sämmtlich auf's Reichste dekorirt und durch wahrhaft ungeheure Spiegel, wie sie allein hier verfertigt

werden, gleichsam vervielfacht. Vor der eigentlichen Tafel werden Erfrischungen im Ueberflusse von den Bedienten herumgetragen.

Vor allem zeigen die russischen Großen ihre Pracht in der Anzahl ihrer Bedienten. Schon in dem Hofe wird der Fremde von ihnen umschwärmt; in dem Vorzimmer stehen sie dicht an einander und begleiten endlich den Gast in die tieferen Gemächer, um ihm da die überflüßigen Kleidungsstücke abzunehmen und in dem Vorzimmer aufzubewahren. Früher soll diese Sucht noch viel größer gewesen seyn, aber sie ist wahrlich auch jezt noch groß genug, besonders wenn man dazu bemerkt, daß die meisten derselben müssig gehen und zehn derselben nicht so viel arbeiten, als in Deutschland ein einziger. Diese Sucht hat sich selbst auf die Mittelklasse fortgepflanzt, und ein Russe hält unter denselben Verhältnissen wenigstens vier Mägde, unter welchen ein Deutscher in seinem Vaterlande froh seyn würde, eine einzige zu haben. Diese einzige thut aber in der Regel gewiß eben so viel, als alle jene vier zusammengenommen, und wenn es einmal Nachmittag ist, so thun alle vier gar nichts mehr; denn dann haben sie Feierabend und legen sich bis zum Schlafengehen im Sommer auf den Eiskeller, im Winter auf den Ofen, der zu dieser langen Sieste eigens eingerichtet ist. In England, in London selbst, sieht man in den größten Pallästen kaum drei oder vier eigentliche Bediente des Herrn, während ihre Zahl hier bei den Großen auf fünfzig, sechszig, und selbst über hundert steigt, wozu denn allerdings die Leichtigkeit, sie sich zu verschaffen, das Meiste beiträgt, denn fast alle sind Leibeigene von den Gütern des Herrn. Da ist ein Intendant und ein Maitre d'hôtel, ein Dutzend Zimmerbursche, eben so viel Aufwärter, eigene Bediente des Herrn und eigene Bediente der Frau, und wieder eigene für den jungen Herrn und für die Fräulein vom Hause; dann kommen die Kellner, Beschließer, Jäger, Schweizer, Thürsteher, Portiers, Läufer, Kutscher und Stallbursche, Jockeys und Vorreiter, Köche und Küchenbursche, die KonfiturierS, die Einheizer und Zimmerputzer u. s. w., die Dienerinnen aller Art gar nicht zu erwähnen. Das Aergste an der Sache ist aber das fortwährende Anwachsen dieser Dienerschaft. Denn jeder Mann nimmt, wie sich in Rußland ohnehin versteht, sobald er in den Dienst tritt, auch seine Frau mit. Die Kinder, welche aus diesen Ehen entspringen, gehören ebenfalls zu dem Hause, und bleiben auch in demselben; ja oft werden sogar Verwandte, wenn auch nicht gänzlich in das Haus gezogen, doch Tage und Wochen lang in demselben behalten, ohne daß man sich dagegen aufhält; ferner finden die guten Freunde und Bekannte der Dienerschaft hier gewöhnlich offene Tafel und meistens auch ein Schlafgemach. „Als ich heirathete," erzählte mir ein reicher Russe, „nahm ich mir fest vor, durchaus nur so viele dieser unnützen Menschen in meinem Hause zu behalten, als unumgänglich für mich und meine Frau nothwendig war, und ich beschränkte mich daher auf vierzig. Aber zu meinem großen Erstaunen bemerkte ich nach drei oder vier Jahren, daß sich diese Zahl bereits beinahe verdoppelt hatte." In jedem andern Lande würde auch der Wohlhabenste sich begnügen, etwa drei oder vier dieser Leute bei Tische zur Aufwartung zu haben, aber in Rußland muß bei jeder Gasterei von oft 40 und 50 Personen hinter jedem Stuhle ein solcher Mensch stehen, wenn das Ganze nicht armselig aussehen soll. Sonst war es Sitte, und ist es in den Landhäusern mancher Großen noch, in jedem der zahlreichen Zimmer einen eigenen Bedienten, und an den Thüren derselben noch einen oder zwei aufwartende Knaben aufzustellen, und diese Leute die Stelle der jetzigen Glockenzüge versehen zu lassen. Wenn Se. Durchlaucht in dem lezten seiner Appartements einen Befehl zu erlassen geruhte, so lief das Kommandowort von Zimmer zu Zimmer und von Thüre zu Thüre, bis es endlich den lezten erreichte, der das Verlangte brachte, worauf es dann durch eben so viele Personen wieder an den Gosudar (gnädigen Herrn) gelangte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Oktober.

(Beschluß.)

Die Zeitungen und die Ultras.

Unsere politischen Zeitungen sind jezt unglaublich trocken, dürr, beschnitten, die Vossische fast wie die Spenersche, besonders aber die Staatszeitung. Der Ruhm, dessen sich lezstere seit einiger Zeit erfreute, am schnellsten und gewissenhaftesten die politischen Neuigkeiten des Auslandes mitzutheilen, hat sie, wie es scheint, verdrossen. Jezt liefert sie die wichtigsten Notizen unendlich spät, abgekürzt, häufig den Nerv herausgeschnitten. Die Braunschweiger Vorfälle erfahren wir nach drei Wochen, von den Dresdenern nichts als die Proklamationen, von denen man, ohne andere Quelle, kaum wüßte, worauf sie sich beziehen, und von den Kasselern eigentlich gar nichts. Da man indessen in einer Stadt wie Berlin nicht gut unwissend bleiben kann, so liest man dafür desto mehr die Allgemeine, die Hamburger und Nürnberger Zeitung. Ich glaube nicht, daß ein Quentchen Nachricht uns verloren geht; um so unglaublicher scheint die Anwendung von dergleichen restringirenden Censurmaßregeln in einer preußischen Hauptstadt. Es kann auch nur temporär seyn, wie so manches; aber daß es ist, daß man nicht mehr Vertrauen zeigt, Bürgern, die sich alles Vertrauens würdig gezeigt, ist immer ein Fleck. Es geht natürlich nur von übergängstlichen Zwischenbehörden aus. Unsere Ultra ärgern sich, daß es in der Welt außerhalb noch so ordentlich hergeht. Mehrere hier haben gar keinen Hehl, daß sie in Paris den Sieg der Klubbs erwarten und wünschen; in der Deputirtenkammer ist Mänguin ihr Held, sie sähen die Hinrichtung der Minister gar nicht un-

gern, und die kräftigen Anstrengungen der Pariser Nationalgarde, die Wiedererwählung der gemäßigten Deputirten, sind ihnen eben so unerwartet als Striche durch die Rechnung. Sie haben es vorhergesagt und sie wollen es, daß aus der Umwälzung eine Ueberwälzung wird. Ob sie aber noch wähnen, daß eine Rückwälzung, wie die der Restauration, jemals wieder in Frankreich eintreten könne, oder ob es nur ein Rachegefühl ist? eine Verirrung der politischen Ansicht, die nach solchen blutigen Erfahrungen kaum glaublich scheint, aber doch existirt. Glücklicherweise sind diese unsere Ultras gezählt, und weder die hellsten, noch die einflußreichsten Köpfe. Niemand schreibt ihnen übrigens persönliche und böse Absichten zu; doch betet jeder ächte Preuße, der seinen König liebt, daß diese Phantasietheoretiker keinen dauernden Einfluß auf unsere Staatsangelegenheiten gewinnen. Mit dem Preußen, welches ist, wäre es alsdann aus, und ob ein neues Preußen nach längst zu Grabe getragenen, vermoderten Begriffen sich im 19ten Jahrhundert neu konstituiren ließe, bliebe doch ein Problem.

Von der innigsten Verehrung der Berliner für ihr Königshaus werden Ihnen die Zeitungsnachrichten vom Empfange der hohen Neuvermählten, des Prinzen Albrecht mit der Prinzessin Mariane, ein sprechendes Zeugniß gegeben haben. Unpassend war die dazu gewählte Oper: „Andreas Hofer“ nach Rossinis „Wilhelm Tell.“ Weder als Hofer noch als Tell paßte das zu anderer Zeit ganz unverfängliche Thema zu einem Tage, der dem Publikum eine fürstliche Vermählung repräsentiren sollte.

Frankfurt a. M., Anfangs November.

(Fortsetzung.)

Peschier über Frau v. Staël.

Im Museum (im rothen Hause) vernahmen wir in der Zwischenzeit, neben ausgezeichneten, dem Gebiete der Tonkunst angehörigen Leistungen, ebenfalls mehrere sehr interessante Vorträge. Dahin gehört namentlich ein Vortrag des Pfarrer Becker von hier über den belgischen Aufstand gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Der Redner machte besonders auf die Aehnlichkeit aufmerksam, welche die Phasen jener geschichtlichen Begebenheit vor etwa 40 Jahren mit der Revolution darbieten, deren Schauplatz jetzt die nämlichen Gegenden sind. Wie heute, hatten auch damals Priester die Hand mit im Spiele, wie heute herrschte auch damals zügellose Anarchie in dem unglücklichen Lande. — In der letzten Museumssitzung trug der schon einige Male in diesen Blättern erwähnte Genfer Gelehrte, Peschier, auf dringendes Ersuchen der Direktion der Gesellschaft eine kritische Abhandlung über Frau von Staëls Corinna vor. Im Eingange berührte er kurz die so seltsam verflochtenen Lebensschicksale seiner berühmten Landsmännin. „Um ihren Besitz, sagt er ferner, stritt die Politik mit den Wissenschaften; allein ihre Begeisterung für den Dienst der letztern führte sie immer wieder zu den Künsten des Gedankens zurück, ohne daß sie deshalb weniger die Menschen im Getümmel der Geschäfte, im Kampfe der Parteien und unter dem Schleier beobachtete, worin sich die Diplomatie verhüllt; und so scheint sie denn zwei Epochen, einer zweifachen Literatur und einem zweifachen Vaterlande anzugehören. Gegen Ende des 18ten Jahrhunderts, zu jener Zeit geboren, wo das literarische dolce far niente alle Köpfe beschäftigte, bewillkommte Frau v. Staël die Morgenröthe der gesellschaftlichen Reform in Frankreich, den Honigmonat der Revolution. Zeuge der Ausschweifungen, die sie befleckten, des Wahnsinns einer mörderischen Regierung und der Thaten Bonapartes, zog sich die berühmte Frau auf ihr Schloß bei Genf zurück, als ein Opfer des Kampfes mit einer argwöhnischen Regierung, die ihr Liberalismus in Schrecken setzte und die sie bis zur Erbitterung fürchtete. Müde der Tyrannei des ersten Konsuls, der Kaiser geworden und den ihr Werk über die Literatur gegen sie aufgebracht hatte, verläßt Frau v. Staël ihren Salon zu Coppet und begibt sich nach Italien, um sich hier durch Kunstgenuß von den peinlichen Auftritten zu erholen, denen sie jeden Tag ausgesetzt war. Hier verfaßte sie Corinna, ein eben so originelles als rührendes Werk, das zugleich Roman und Reisebeschreibung ist; eine poetische, höchst anziehende Erzählung, die zuweilen die vertrauliche Mittheilung einer höhern Seele und die Geschichte ihrer eigenen Leiden zu seyn scheint, eine durchaus ideale Fiction, worin selbst das geübte Auge eines Censors keine politische Tendenz entdeckt hätte, die aber dennoch den Despoten, der damals herrschte, so sehr in Zorn setzte, daß er selber eine herbe und geistreiche Kritik dieses Werkes, ohne sie zu unterzeichnen, in den Moniteur einrücken ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 272:

Das Bestek.

Räthsel.

Viel Dinge bekanntlich in unserer Welt
Sieht man bald fallen, bald steigen.
Doch nenn' ich dir, Freundchen, ein solches nun,
Dem beides recht eigentlich eigen.

Es seh'n gar Viele nach seinem Stand
Mit Freuden, und wieder mit Sorgen,
Und Mancher, wenn er es fallen sieht,
Er fürchtet den künftigen Morgen.

Denn sinkt es tief und tiefer hinab,
So drohn Erdbeben und Stürme,
Und wenn es nicht schleunig sich wieder hebt,
So fallen Mauern und Thürme.

Und der Donner kracht und das Festeste bricht,
Nicht schützen Riegel noch Eisen.
Doch bebt es sich, gleich wird das Wetter schön,
Und ruhig kannst Du verreisen.

Nun rathe! — Doch nur nicht ein Wetterglas!
Mein Räthsel, es hängt nicht im Zimmer,
Quecksilber ist auch nicht ein Tropfen darin,
Doch wie Quecksilber ist's immer.

Drum bitt' ich am Borne des Räthselgenies
Nur wieder und wieder zu pumpen.
Mein Wort — es besteht nur aus Lumpenstoff,
Und macht auch bedeutende Lumpen.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. November 1830.

Quels dinés,
Quels dinés!
Oh! que j'ai fait de bons dinés!

Béranger.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Eine polnische Gräfin erzählte mir, als sie einst bei dem Grafen Orloff einen Geschäftsbesuch gemacht, habe der Graf unter dem Gespräche dem an der Thüre stehenden Bedienten befohlen, ein Glas Wasser zu besorgen. Der Diener hatte kaum den Rücken gewendet, um mit seinem nächsten Nachbar zu sprechen, als er schon wieder auf seinem Posten erschien. Es verging eine halbe Stunde und das Glas Wasser kam noch nicht. Der Graf, von Durst geplagt, mußte seinen Befehl wiederholen und sagte zur Gräfin: „Sehen Sie, was für ein armer Mann ich bin, ich habe über 120 Bediente blos in diesem Hause, und wenn ich ein Glas Wasser bedarf, kann ich es nicht erhalten.“ Die Gräfin lächelte über den armen Mann und meinte, wenn er noch ein gut Theil ärmer wäre und nur einen Bedienten halten könnte, so würde er wohl besser bedient seyn. Die Gräfin Orloff, seine Tochter, die das ganze Vermögen des Vaters geerbt hat, soll in ihrem Pallaste zu Moskau über achthundert Bediente jeder Art und jedes Geschlechtes haben, und blos für sie ein eigenes Hospital halten.

Nebst diesen Armeen von Bedienten, zeigen die Reichen Rußlands ihren Glanz am liebsten in der Fülle und Pracht ihrer Tafeln. Wer bei ihnen zu Tische geladen ist, muß eigentlich zweimal Tafel halten. Denn gleich bei der Ankunft, etwa eine Stunde vor dem Hauptschmause, wird man in eines der vorzüglichsten Zimmer geführt, in welchem auf mehreren kleinen Tischen eine Unzahl kalter Speisen aufgetragen ist, als Häringe, Caviar, Eingemachtes, Hausen, Sterlette und dergleichen, die Hauptsache, Liqueurs und gebrannte Wasser aller Art, nicht zu vergessen. Die Gäste genießen davon stehend oder im Gespräche auf- und abgehend, bis das Zeichen zur Tafel gegeben wird. Man tritt dann in einen Saal, in dessen Mitte ein ungeheurer Tisch mit Speisen aller Art beladen steht. In der Mitte desselben prangt eine große, goldene oder silberne Platte in Form eines Präsentirtellers, eines Blumenkorbes und dergleichen, und zur Seite desselben stehen mehrere kostbare Gefässe mit duftenden Blumen, mit edlen Früchten, Konfitüren und dergleichen. Die Frauen sitzen gewöhnlich an der obersten Stelle beisammen, den übrigen Raum nehmen die Männer ein. Diese Trennung der Geschlechter, welche erst in den neuern Zeiten weniger strenge beobachtet wird, ist natürlich der Geselligkeit durchaus nicht förderlich, und muß in Rußland, wo der Umgang zwischen beiden Geschlechtern viel freier als in andern Ländern ist, doppelt auffallen. Auf Rangordnung im Sitzen wird lange nicht so kleinlich gehalten, wie dieß noch in so vielen Gegenden Deutschlands der Fall ist. Da die Tafeln gewöhnlich rund oder elliptisch sind, und die Frau und der Herr vom Hause einander gegenüber sitzen, so wird schon durch diese einfache Anordnung der lächerliche Rangstreit größtentheils entfernt, und man sieht daher oft die vornehmsten der anwesenden Gäste mitten unter den ge-

ringeren sitzen. Die abscheuliche Sitte, die schon der jüngere Plinius so bitter verspottet: amicos suos gradatim habere, und dem Unterhause an der Tafel schlechtere Weine und dergleichen zu geben, ist in den besseren Gesellschaften Rußlands eine durchaus unbekannte Sache.

Der gerühmte Reichthum einer russischen großen Tafel zeigt sich nun vor allem in der beinahe unzähligen Menge von Eingemachtem, von Saucen, Brühen und dergleichen. Der Marchese Caraccioli, neapolitanischer Gesandte in London, machte einst an dem Tische eines englischen Ministers die Bemerkung, daß es in England über sechszig religiöse Secten, und doch nur eine Sauce (die in zerlassener Butter besteht) gebe. In Rußland hätte er beides, Sekten und Religionen und Saucen, beinahe in gleich unzähliger Menge gefunden. Diese Dinge, unter welchen die eingemachten Beeren und Früchte die erste Rolle spielen, werden auf einem Seitentische eigens aufgestellt und von dem Maitre d'hôtel und seinen Assistenten servirt. Jede Minute kömmt einer mit seiner silbernen Schaale und dem kleinen goldenen Löffel, und flüstert dem Gaste vertraulich ins Ohr, was für eine Seltenheit hier seinem Gaumen angeboten wird, und kaum hat sich dieser entfernt, so steht schon wieder ein anderer da und fragt eben so vertraulich, welcher von den Bechern mit Burgunder, Champagner, Lafitte, Tokayer, Pacharet, Johannisberger u. s. w. gefällig sey. Besonders ist die Menge von Champagner auffallend, die bei einem solchen Schmause getrunken wird. Es wäre in der That unerklärbar, wie die kleine Champagne auch nur so viel Wein liefern könnte, als jährlich in Rußland verbraucht wird, wenn man nicht wüßte, daß Rußland in seinen Provinzen am Don sehr weitläufige Weingärten hat, die einen Wein liefern, der dem gerühmten Champagner an Güte und allen seinen bekannten Eigenschaften durchaus nicht nachsteht. Auch in der Krimm hebt sich der Weinbau sehr, da er nicht blos von den Großen, sondern selbst von dem Monarchen auf das Thätigste unterstützt wird, und diese Insel liefert bereits Weine, die mit den besten aus Ungarn, Tyrol oder Frankreich in die Schranken treten können.

Unter den Leckereien der russischen Tafeln stehen die Varenikys und die Batwinia oben an. Beide sind dem Lande eigenthümlich und für einen, der kein Gastronom ist, schwer zu beschreiben. Die Varenikys bestehen im Allgemeinen aus eingesottenen Früchten und Beeren, und sie theilen sich in beinahe unzählige Unterarten. Die Batwinia, der König der Ollapotrida, ist ein sonderbares Gemisch von Fleisch, Fischen, Krebsen, eingesalzenen Gurken, feinen spanischen Zwiebeln und dergleichen Ingredienzien. Sie wird gewöhnlich zwischen Stücke von Eis auf einer großen Schüssel in die Mitte des Tisches gestellt. Der Kaiser Alexander ließ bei seiner Anwesenheit in Wien während des großen Kongresses diese gerühmte Batwinia auch bei einem diplomatischen Gastmahle auftragen, das er den fremden Gesandten und Ministern gab. Als er den bekannten Marschall Vorwärts von dieser Speise nehmen und mit saurem Gesichte essen sah, fragte er ihn, wie er diese Lieblingsspeise der Russen finde. „Sire," sagte der gerade Soldat, „je la trouve détestable," und gab das Uebrige dem nahe stehenden Bedienten. Der Monarch lächelte über diesen Angriff auf sein Leibgericht und setzte den übrigen Gästen mit einer Art von Vorliebe und mit nicht geringer Sachkenntniß die kostbaren Bestandtheile desselben auseinander. Nebst diesen beiden Speisen gibt es aber noch viele andere, die im Auslande eben so unbekannt sind, und von denen viele so wohl schmecken, daß sie es wohl verdienten, von unsern Gourmands näher beachtet zu werden. Hieher gehört die berühmte Vorschtsuppe mit Kohl, rothen Rüben und Fischstücken; die Pirogi oder gefüllten Kuchen, die sehr wohlschmeckenden Sterlette, eigens zubereitete Wasserhühner, Schweinefleisch mit Trüffeln, astrachanische Beeren und krimmische Früchte, und wie die Dinge alle heißen, die einen an solche Fülle und an solches Gemisch ungewöhnten Magen schon nach dem ersten Versuche in die größte Verlegenheit bringen können.

Roberto Korsini.

(Fortsetzung.)

Mit drei Zügen warf das kalte Schicksal den Armen völlig zu Boden. Ohne Klage, ohne die Miene nur zu verändern, legt er den goldenen Schlüssel des Pallastes auf den grünen Teppich und schreitet hin durch die stumme Gesellschaft; keiner wagt es, ihn anzuhalten, alle fesselt unwillkührliches Entsetzen beim Anblick dieses fürchterlichen Glückswechsels. Allein Roberto kehrt um. Hat er noch etwas zu verspielen? Er bückt sich zu Doria nieder und flüstert ihm mit sichtbarer Bewegung einige Worte ins Ohr. Doria scheint etwas zu bejahen. Die Karten sind wieder in beider Hand.

„Seyd Ihr der Teufel selber? Ihr verliert nie!" — „Ganz im Gegentheil, Signor Korsini, ganz im Gegentheil! der Teufel liebt die Weiber nicht, aber ich gewinne so eben Eure Geliebte, Eure Braut, die Jungfrau, die Ihr in wenig Tagen heimführen solltet als Gattin." — „Ein Nichtswürdiger, wer so etwas laut verkündet!" — „Ein Niederträchtiger, der so spielt!" Und alle umstehenden Damen riefen zornentbrannt: „Wie! seine Braut Aglaura! Cavalcantis einzige Tochter! Heilige Jungfrau! mußten wir das erleben! die dreifarbige Fahne auf dem Duomo, und eines Edelmanns Geliebte verspielt wie elendes Gold!!" — „Einen Augenblick Ruhe, wenn ich bitten darf. Ich, Franzesko Roberto Korsini, aus dem edlen Hause entsprossen, welches der Republik Venedig zwei

Dogen, der Stadt Triest einen Governor, dem heimischen Florenz manchen Podestà und Gonfaloniere gab; ich, Herr von Kamaldoli, sage es laut: ich spiele um meinen Namen, den Namen Franzesko Roberto Korsini." — „Um seinen Namen!" riefen mit lautem Hohngelächter die Umstehenden: „er spielt um seinen Namen!" — „Mein Name, denke ich," fiel Korsini bitter lächelnd ein, „ist wohl einige tausend Morgen Reblandes von Carrara werth; der Ruhm, der sich an das Haus Korsini knüpft, wiegt wohl jede Summe auf, die Ihr auszusetzen beliebt, Signor Doria! Ich setze meinen Namen ein; wenn ich verliere, so bleibe ich verpflichtet, in meinem Leben mich nie mehr zu nennen. Mein Name ist ein theurer Schatz, er steht geschrieben im Buche des Schicksals, geschrieben mit goldenen Buchstaben auf Venedigs Pergamenten; er steht auf jedem Blatte von Hetruriens glorreicher Geschichte. Wohlan! wenn ich verliere, so werde er überall ausgemerzt. Bedarf es der Worte, Euch, edle Herrn, die Größe meines Opfers darzuthun? Ihr wißt es so gut als ich, an unserem Namen hängt der Segen unserer Väter, der Ruhm, den sie erworben; er knüpft die Vergangenheit an die Gegenwart, die Gegenwart an die Zukunft. Der Leibeigene trägt nur den Namen, den ihm der Wille seines Herrn gibt; der Bastard erhält den seinen vom Mitleid der Welt: und doch hängen Bastard und Sklave fest an dieser Gabe, an diesem Almosen; auch ihnen ist der Name ein magisches Band, ohne welches des Lebens rascher Strom hinschwände in das Nichts, gleich den Staubwolken, die der Wind auf der Heerstraße fortwälzt. Nie schlägt ein Name an unser Ohr, ohne die Geschichte eines Menschenlebens rasch in unserer Erinnerung aufzuregen; der Name ist der Mensch selber; er ist eine Klassennummer auf dieser Erde; wird sie ausgerufen, und Ihr antwortet nicht, oder Ihr habt das Recht verloren, darauf zu antworten, so ist jedes andere Recht dahin. Die Gesetze sind nichts mehr für Euch als ein todter Buchstaben; Euer Leben wird zum Betruge, zur Lüge; Ihr seyd ein Paria, wenn die Welt keinen Namen mehr für Euch hat. Und am Tage des jüngsten Gerichtes, wenn die Zeit verschwindet vor der Ewigkeit, wenn der Raum hinschwimmt ins Unendliche, wenn der Erzengel mit seiner Donnerstimme die Todten aus den Grüften ruft, wird nicht alsdann der Name zum Schlüssel, der den Himmel öffnet oder die Hölle? Bin ich namenlos geworden, so bleibe ich taub beim Rufe des Erzengels, verloren selber für Satan. Bedenkt es nochmals: der Name ist die Seele selber. Meinesgleichen hat schon oft seine Seele dem Bösen verschrieben, ich thue mehr: ich morde sie. Ein Name ist das einzige Eigenthum, das urkundlich eingegraben steht auf jeder Menschenstirne durch Christi eigene Hand. Wohlan, ich spiele um meinen Namen! . . Wie hoch schätzt Ihr ihn wohl, Signor Doria?" — „Euer Vorschlag, Signor Korsini, ist sehr sonderbar, und Ihr seht, wie bestürzt und betroffen ich bin. Schon mehr als einmal sah man um Geld, um Paläste, Königreiche und Frauen spielen, aber um einen Namen!" — „Es mag Euch sonderbar dünken; doch jezt handelt es sich nicht darum, ob die Sache selten ist oder nicht. Hat mein Name einen Werth? ja oder nein!" — „Um Vergebung, ich muß doch wissen, was ich mit Eurem Namen, wenn ich ihn gewinne, anfangen soll? hat er gleichen Werth für mich wie die Reichthümer, die Ihr an mich verlort, als die Gattin, die ich mir rechtmäßig wieder gewonnen habe?" — „Wie? Ihr rechnet die Verachtung für nichts, die ich mir zuziehe in den Augen der Welt? für nichts das gesetzlose, traurige Nichtsseyn, zu dem ich mich verdamme, bis ich wieder losgekauft werde? Ich habe es laut gesagt, ich spiele um meinen Namen, d. h. um meine Seele." — „In der That, ich hätte das Recht, solch teuflische Herausforderung nicht anzunehmen. Doch Eure fieberhaften Reden, der ungeheure Verlust, den Ihr erlitten, die Hoffnung, Euch aus dem Abgrunde wieder emporzuraffen . . ." — „Schon gut, schon gut, ich weiß Eure Beweggründe zu schätzen. Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? Zum leztenmale, wie hoch schlagt Ihr meinen Namen an? Macht schnell! Euer Zaudern foltert mich zu Tode." — „Euren Namen schätze ich allzuhoch, um seinen Werth zu bestimmen. Gewinne ich, so fällt er mir anheim, verliere ich, so mögt Ihr mir sagen, wie viel er Euch gilt." — „Sezt Euch!"

Beide Spieler machten das Zeichen des Kreuzes. Während sie die Karten mischten, entfernte sich die ganze Gesellschaft, als triebe sie ein Gespenst von dannen. Roberto und Doria blieben allein im Saale. Es war beinahe Mitternacht. Der venetianische Krystallleuchter verbreitete nur noch ein zweideutiges, unheimliches Licht. Die Freskodecke, das blaue Porzellan, das schwarze Marmorgesimse des Kamins, die Statuen, bleich und hoch, die Tapeten mit ihren Bildern, die schimmernde Wanduhr, alles verschwamm im Dämmerlicht. Aber rechts und links, an allen Wänden des Saals, gaukelten in den großen Spiegeln, die, sich selbst wiederholend, eine unabsehbare Perspektive bildeten, die bleichen, hohlen Gesichter der zwei Spieler, wie eine Geisterversammlung. Beim Anblicke der gleichförmigen Bewegung jener Gestalten hätte man geschworen, es sitzen da Gotteslängner, über einem dämonischen Werke brütend. Schauerlich war es in dieser Stille, wie der vorbeistreichende Nachtwind die rothen Gardinen am offenen Fenster mit ihren zitternden Goldfranzen hin und herwarf oder im Laube des Gartens weinerlich rauschte und die Baumäste bis zum nahen Balkone herüberbog, daß es war, es seyen neugierige, phantastische Zuschauer auf dem Altane. Und plötzlich erscholl eine Stimme: „Ich bin verdammt!" — Ein einzelner Mann eilte in der Nacht durch das Thor San Gallo ins Freie.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nachrichten aus Algier.

Aus dem Briefe eines französischen Offiziers.

.... Es ist acht Uhr Abends, die Muezzins und Marabuts rufen von den Moscheen herab den Muselmann zum Gebet; die Juden ihrerseits rüsten sich zum Osterfeste und verwandeln ihre Terrassen in Boskette von grünem Rohr, unter denen sie ihr ungesäuert Brod essen; die Franzosen, von Mauren mit Laternen begleitet, besuchen einander. Die Abendgesellschaften beginnen und gehen erst mitten in der Nacht zu Ende. — Die Juden vergöttern uns beinahe; Alles gäben sie uns hin, nur ihr Geld nicht. Sie betheuern, wenn wir je einmal das Land räumen sollten, so wollten sie, ehe sie sich wieder unter das türkische Joch begäben, lieber mit uns ziehen und ein neues Algier in Frankreich gründen. Da bewahre uns Gott davor! — Sogar die Frauen fangen an, menschlicher zu werden; als wir einrückten, sah man niemals eine Frauensperson auf der Straße; jezt gehen sie sammt und sonders aus. Die Maurinnen gehen noch verschleiert, sie fangen aber bereits an, den Burnu, der ihr Gesicht bedeckt, ein wenig herabzulassen, und da kommen nun große schöne Augen zum Vorschein, deren Feuer durch die schwarze Färbung der Augbraunen und Wimpern noch erhöht wird. Die Eifersucht der Mauren hat, wie die Strenge, womit ihre Weiber sich verschleierten, nachgelassen, und was ganz unerhört ist, Franzosen haben auf Landhäusern Zutritt in die Harems gefunden.

Die Stadt enthält gegenwärtig so viele französische Soldaten als Einwohner, und das Treiben auf den Straßen ist gar nicht uninteressant: hier sizt ein Besieger von Algier einem Esel auf der Croupe und hält einen Bündel mit Lebensmitteln vor sich; dort kommt ein Maure auf einem Kameel geritten, hinter sich auf der Croupe einen französischen Soldaten; bei jedem Schritte begegnet man jungen Mauren oder Juden, die vor den Offizieren mit Rohrstäben das Gewehr präsentiren und ziemlich verständlich rufen: „Bon jour, Monsieur, comment vous portez vous? Présentez armes! en joue! feu!“

.... Wir machen Lustpartthieen zu den Vorposten und speisen daselbst. Die Landhäuser sind wirklich ganz herrlich; die Gehölze von Palmen, Citronen, Aloes, Granaden, Feigen und Olivenbäumen, in denen die alten Herrn des Landes ihre Zeit in Liebeständelei verbrachten, leihen uns jezt ihre Schatten zum selben Zwecke.

Die Wohlgerüche des Jäsmins und der bengalischen Rosen erfüllen die Luft, und spiegelklare Bäche rieseln unter dem dichten Laubdach der Orangen. Kein gefährliches Thier stört die Lust in diesem Paradiese auf Erden; man sollte meinen, Löwen, Panther und Hyänen seyen vor uns, gleich den Beduinen, in die Bergkette des kleinen Atlas geflohen, die da auf der andern Seite der Bai vor uns liegt. Doch geben wir wieder in die Stadt zurück. Jedes nur etwas beträchtliche Haus hat einen mit weißem Marmor gepflasterten Hof, drei Stockwerke, Fenster ohne Glas und darüber eine Terrasse, wo man Abends der kühlen Seeluft genießt. Teppiche, ein Paar sehr niedrige Tische, Kisten und Kasten, darin verstekt das ganze Geräthe; das Personal bilden Bediente, deren man haben kann, so viel man will und zu ganz niedrigem Preise, und ein Dolmetscher. Die Häuser der Kaufleute sind noch ärmlicher; zu beiden Seiten einer schmuzigen Gasse, die so eng ist, daß kaum zwei Personen neben einander gehen können, sizt vor einem dunkeln Loche ein Maure, der gravitätisch seine Pfeife raucht, sich des Fächers bedient, seinen Kaffee schlürft oder seinen Rosenkranz durch die Finger laufen läßt; dies ist ein Kaufmann in seinem Magazin.

Bereits ist Befehl gegeben, daß mit dem Wiederaufbau von zwei schönen Kasernen, welche die Stadt an ihren beiden Enden begrenzen werden, der Anfang gemacht werden soll. Man ist eifrig daran, die Hauptstraßen breiter zu machen, ihnen Namen zu geben, und nicht lange, so werden die Häuser numerirt seyn. Man hat Kloake niedergerissen, um einen großen, schönen Platz zu gewinnen, und zwar im Mittelpunkt der Stadt und im belebtesten Quartier; man errichtet darauf Buden nach einem gleichförmigen Plan, und die Mauren melden sich in die Wette als Miether derselben. Nicht weit davon läßt die Stadt ein Schauspielhaus bauen, und neben diesem erheben sich auch bereits ein Hotel und ein nach französischer Weise eingerichtetes Kaffeehaus.

Frankfurt a. M., Anfangs November.

(Beschluß.)

Peschiers Vorlesungen. Paganini.

Peschier theilt, wie man leicht erachten kann, keineswegs die Ansichten des kaiserlichen Kritikers über Frau v. Staëls Werk. Nachdem er die Hauptcharaktere, die Situationen u. s. w. in Kürze analysirt hat, schließt er seinen Vortrag mit folgenden Betrachtungen: „Was den blos beschreibenden Theil dieses Werks betrifft, so weiß man nicht recht, was man am meisten bewundern soll, ob das poetische Genie, das in den lezten fünf Büchern vornämlich die lebhaftesten Gemüthsbewegungen hervorruft und die süßeste Rührung erzeugt, oder den Geschmack, das Kunstgefühl, das die ersten Bücher beseelt, oder den so unparteiischen, so neuen Gegensaz zwischen dem Leben des Enthusiasmus und dem gemeinen Leben, zwischen dem Reichthum der Einbildungskraft und der Reinheit der Unschuld. Ebenfalls ist es ein Akt der Großmuth und Gerechtigkeit von Seiten einer Frau, der ihre Berühmtheit eine gewisse Macht, Gutes zu thun, ertheilt, daß sie ein Volk vertheidigt, das alle andern seit lange mit Undankbarkeit behandeln; daß sie es mit seiner ganzen Empfindsamkeit, mit seiner ganzen Einbildungskraft und mit dem Sinn, den es für alles Schöne hat, schildert; daß sie jede Erinnerung an Rührungen des Herzens knüpft und daß sie endlich alle edlen Gesinnungen, alle Tugenden seiner Vorzeit ins Leben ruft, die noch jezt, als Schatten, Italiens Trümmerhaufen zu besuchen scheinen.“ Wir täuschten uns nicht, indem wir in unserm lezten Schreiben die Hoffnung äußerten, Peschier werde im Laufe dieses Winters einen zweiten wissenschaftlichen Kursus eröffnen. Der Prospektus ist so eben erschienen und führt die Ueberschrift: „Cours de Littérature comparée ou Tableau des lettres en Europe aux 14., 15. et 16. siècles.“ Der Kursus wird zwar hauptsächlich die schöne Literatur umfassen, allein auch die Geschichtschreiber jener Jahrhunderte, die politischen Schriftsteller, die Philosophen und Theologen, namentlich die Kirchenverbesserer, und unter ihnen besonders Luther, werden Gegenstände des Vortrags seyn. Die frühern Leistungen dieses Gelehrten berechtigen uns zu den schönsten Erwartungen.

Nachdem auf unserer Nationalschaubühne Paganini's Doppelgänger, in der Person des Hrn. Just aus Breslau, als Paganini, mit großem Beifall und bei überfülltem Hause mehrmals gesehen worden war, hat Paganini selber vor einigen Tagen ein sogenanntes Abschiedskonzert vor beinahe leeren Bänken gegeben. Hier in Frankfurt wenigstens hat dieser Geigenheld sein goldenes Zeitalter überlebt. An die Stelle der Begeisterung, die er früher erweckte, ist fast kalte Theilnahmlosigkeit getreten; ja es wurde sogar bei seinem lezten Debüt, freilich nur von Seiten der Laien in der Kunst, jene Originalität seines Vortrags und seiner Haltung vermißt, die sein vorgenannter Doppelgänger so treffend zu parodiren weiß.

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. November 1830.

Fort! flieh! die Menschheit stößt aus ihrem Schooß dich aus;
Flieh, und wohin du gehst, sey mit dir Schreck und Graus.

Delavigne.
Der Paria.

Roberto Korsini.

(Fortsetzung.)

Der Tag war nicht ferne; vom Bergvorsprung herab, wo der Namenlose stand, zeigte sich das näherliegende Land nur duftig und wogend wie ein Traumbild. Die Morgendünste lagen bläulichweiß über der Ebene, bald ruhig, bald wie Wellen fluthend. Mit jedem Augenblick veränderte sich im Nebel der Horizont und der Umriß der ganzen Gegend. Hohe Baumgruppen und duftumflorte Gebäude schienen vom festen Boden wie abgeschnitten durch den aufsteigenden Thau, der sich nach und nach zu breiten, aschgrauen oder blendenden Streifen zusammenzog; ein seltsames Gemälde! als ob unter dem klaren Wasserspiegel eines großen Sees die Trümmer alter herrlicher Städte versunken lägen. Der Fuß des Hügels tauchte überall in einen bleichen Nebelkranz, und ein zweiter Saturnusring schien sich rings umher seenhaft zu bilden; eine unabsehbare Linie von schwarzen Cypressen und schlanken Pappeln begrenzte einen unendlich scheinenden Horizont; er war so ferne, daß der unselige Flüchtling nicht mit Vogelschwingen ihn in einem Tage zu erreichen sich getraute.

Der Morgenwind wehte den balsamischen Geruch wilder Rosen und frischer Bergkräuter herüber; aber der Flüchtling stand angelehnt am dürren Baumstamm, hielt mit beiden Händen sein Haupt und weinte laut: „O, mein liebes Kamaldoli, mit deinen Paradiesesfrüchten, die nur auf der Tafel des heiligen Vaters prangten! Mein Marmorpallast! meine Braut! weh mir! mein Name! ich habe nichts, nichts mehr! Ha! dürfte ich, mit Waffen in der Hand, ihn dem frechen Doria entreißen, ihn mir, mir wieder beilegen; dürfte ich nur die Zeichen hinschreiben auf den Grund, oder ihn stammelnd aussprechen in der ödesten Wildniß! Aber ich soll, ich darf es nicht, ich selbst habe meinem Recht entsagt. Das Gesetz des Spieles ist unverletzlich, die Schulden sind heilig; der heilige Vater selbst kann hier nichts widerrufen. Die Welt verachtet mich, verwirft mich wie einen Renegaten; niedriger bin ich in ihren Augen, als der niedrigste Heide, ich habe ein Verbrechen begangen, ärger als Kirchenraub; aus Golddurst habe ich selber jedes Band zerrißen, das den Menschen an Erde und Himmel knüpft.“

Schon zeichnete der anbrechende Tag mit violetten Tinten die Umrisse des Horizonts. Noch spielte Licht und Schatten in einander; allein aus der fernen Tiefe tauchte Florenz auf, die Vaterstadt der Dichter, der Künstler und der herzoglichen Fürsten. Neben schlankaufstrebenden gothischen Thürmen, rundete sich mancher Dom, schimmerten die Zinnen vieler Paläste. Mit dem ersten Sonnenstrahle regt sich auch in den Straßen verworrener Lärm, und die scharfe Morgenluft trägt den heischern, klagenden Ton des Flügelhorns aus den Kasernen der Franzosen hinauf an das Ohr des Flüchtlings. Er sieht die Landmädchen der Apenninen vorübereilen auf den Markt von San-Lorenzo. Ihre hochaufgethürmten Früchte, ihre Blu-

menkörbe, ihre ſchwarzen brennenden Augen, ihre Lockenhaare, die um Mund und Nacken flattern, ihre melodiſche Sprache, ihr Gebet, ihre Lieder beſchwichtigen den Aufruhr in ſeiner Bruſt. Sein Auge fliegt mit Luſt über die Geſtalten hin; er nimmt einer einige Blumen ab, aber plötzlich läßt er die Hand ſinken: ein Mädchen hat ihm zugerufen: „Signore, wenn Ihr Nizza eine Roſe abkauft, ſo nehmt eine Nelke von Martha, eine Jasminſtaude von Gloria, eine Lilie von Luigina; denn Martha, Gloria, Luigina ſind meine Schweſtern.“ — „Weh mir! ſie alle tragen einen Namen!“ Und wie ein Raſender läuft er quer durch die Felder und ruft zu wiederholten Malen: „Martha, Gloria, Luigina! Und ich bin nichts, nichts!“

An einer Kloſterpforte klopft er an; ein Mönch erſcheint. „Vater, ertheilt mir die heilige Taufe.“ — „Du kommſt zu früher Stunde.“ — „Mich treibt die Sorge um mein Heil.“ — „Seyd Ihr ein Jude?“ — „Nein.“ Seyd Ihr ein Türke?“ — „Nein.“ — „Ein Ketzer?“ — „Nein, nein! Ich bin geboren in der römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Kirche.“ — „Nun, was wollt Ihr denn?“ — „Eine zweite Taufe.“ — „Unmöglich, das Koncilium von Trebizond hat es verboten.“ — „Aber ich habe keinen Namen mehr.“ — „Ihr ſeyd ein Narr, klopft anderswo an. Die Glocke läutet, Gott helf Euch!“ Und vor ihm ſchloß ſich die Kloſterpforte. „So wird mir denn die Taufe verweigert! Barmherziger Himmel! ſo bin ich nicht mehr ein Chriſt, ein Kind Gottes? für mich gibt es alſo weder Abendmahl, noch Oſterfeier, und kein Prieſterwort ſpricht mir Troſt zu, wenn ich auf einſamem Sterbelager ſeufze!“

Als er ein Dorf betrat, welches zu den Beſitzungen ſeiner Schweſter, der Herzogin von Paglia, gehörte, rief ihm der Prieſter zu: „Gott mit Euch, Signor Roberto Korſini.“ Auch ſeine Amme, die im Fenſter lag, rief fröhlich: „Seyd willkommen, Roberto!“ Bauern und Bäuerinnen unter den Thüren riefen ihm alle zu: „Seyd willkommen, Signor Korſini.“ Er ſprach kein Wort mit dem Prieſter, mit der Amme, mit den Bewohnern des Dorfes. „Ich heiße nicht mehr ſo,“ rief er verzweiflungsvoll, „ich bin nichts, nichts mehr!“

Er trat in die Wohnung ſeiner Schweſter; die Diener ſtaunten ob ſeiner bleichen, verſtörten Miene. Seine Schweſter fragte ihn tieferſchüttert, ob er eine ſchlimme Nachricht bringe. Er ſank nieder auf einen Seſſel und gab keine Antwort. Ein kleiner Neffe, den er zärtlich liebte, warf ſich in ſeine Arme und ſprach: „Schon zwei Tage warten wir auf Dich, Onkel Coſta,“ — „Filippino, lieber Engel, das iſt Onkel Coſta nicht.“ — „So iſt es mein Vetter Cardoni?“ — „Nein.“ — „Wer denn?... ich will ihn einmal fragen: ſag mir, Onkel, ſag mir Deinen Namen.“ — Da ſprang er raſch auf, das Kind fiel zu Boden, und der Unglückliche eilte mit wilden Schritten von dannen, wie von einem Geſpenſte gejagt.

(Der Beſchluß folgt.)

Bilder aus Rußland.

Toleranz.

Jedem Reiſenden in Rußland muß es auffallen, daß der Ruſſe Andersdenkenden in Religionsſachen gegenüber ein ganz anderer Menſch iſt als der Weſteuropäer. Ob die religiöſe Toleranz, die in der That in keinem andern Lande ſo groß iſt, als in Rußland, von der Unkenntniß aller poſitiven Religion, oder von dem Charakter der Ruſſen, oder von dem Geiſte ihrer Verfaſſung, oder endlich von der völligen Nichtachtung, in welcher die niedere Geiſtlichkeit bei dem Volke ſteht, und von dem daraus entſtehenden Mangel eines geiſtlichen esprit de corps herrühre, wollen wir hier nicht unterſuchen. Es genüge uns, zu wiſſen, daß dieſe allerdings ſehr ſchöne Tugend, deren Abweſenheit in ſo vielen andern chriſtlichen Ländern ganze Ströme von Menſchenblut gekoſtet hat, hier in einem Grade angetroffen wird, der kaum einer Steigerung mehr fähig iſt. Fremde Beamte, die aus dem Auslande berufen und vor ihrer Anſtellung über viele Umſtände befragt werden, ſelbſt Lehrer und Profeſſoren, die doch durch ihr Geſchäft unmittelbar auf die geiſtige, alſo auch religiöſe Erziehung des Volkes einwirken, werden in dieſer Beziehung alle für gleich gehalten, und nie wird einer derſelben von der Regierung um die Religion befragt, zu welcher er ſich bekennt, da man dieſe Angelegenheit dem Gewiſſen eines Jeden überläßt. Obſchon die morgenländiſch-griechiſche Kirche die Hof- und Staatsreligion iſt, ſo herrſcht doch hinſichtlich aller Religionen die vollkommenſte Gewiſſensfreiheit. Auch wohnen in dieſem großen Lande Chriſten und Juden, Türken und Heiden, Fetiſch- und Götzendiener, ruhig unter einander. Religionsverfolgung, Inquiſition, Bluthochzeiten, ſicilianiſche Veſpern, Kreuzzüge und Bekehrungsſucht ſind hier ganz unbekannte Dinge. Niemand wird, ſeines Glaubens wegen, in ſeinen bürgerlichen Rechten gekränkt oder von Staatsämtern ausgeſchloſſen. In der Armee und in den erſten Civilſtellen ſieht man Männer, die, tartariſchen Urſprungs, noch der mohamedaniſchen Religion zugethan ſind. Auch fällt es keinem Ruſſen ein, ſich darauf etwas zu Gute zu thun, daß er im Schooße der herrſchenden Kirche geboren iſt. Unzählige fremde Kirchen umgeben in Petersburg und Moskau die herrſchende Metropolitankirche, wie liebende Kinder ihre ſchützende Mutter, und in friedlicher Eintracht wohnt der orthodoxe Ruſſe mit dem gläubigen Mohamedaner, und der heidniſche Tſchuwaſche mit ſeinem zur chriſtlichen Kirche übergegangenen Bruder in einer Hütte zuſammen. Ein ruſſiſcher General, erzählt der bekannte Sir Robert Wilſon, der beim Beſuchen eines

Vorpostens die Soldaten beim Essen fand, fragte jeden nach seiner Religion, wo denn ein sehr sonderbares Gemische aller Glaubensbekenntnisse zum Vorschein kam. Als er zu dem lezten kam, dessen Physiognomie ihm tartarisch schien, sagte er: „Du bist ein Mohamedaner, wie ich sehe.“ — „Nein,“ antwortete dieser voll Stolz und Zuversicht, „ich bin ein Heide.“ Ein herzliches Gelächter seiner Kameraden folgte darauf, die mit der größten Gutmüthigkeit fortfuhren, mit dem Heiden aus einer Schüssel zu essen und aus einem Kruge zu trinken.

Ich wünschte wohl, daß unsere Geschichtsforscher diese Erscheinung, die, so viel mir bekannt ist, in der ganzen Christenheit nicht ihres Gleichen hat, einer besondern Untersuchung unterwürfen. Es ist allerdings wahr, daß der gemeine Mann in jenem Lande seine Religion ihrem Wesen nach noch sehr wenig kennt, aber daraus wird sich jene Toleranz nicht erklären lassen, wenn man bedenkt, daß der gemeine Mann in so manchen andern Ländern seine Religion eben so wenig kennt und dabei doch der unverträglichste und intoleranteste Mensch ist.

Nicht minder sonderbar ist eine andere Erscheinung, die mit der so eben erwähnten in dem schneidendsten Widerspruche zu stehen scheint: nämlich der ganz unversöhnliche Haß, welchen die gegen jede fremde Religion und gegen die verschiedensten Sekten der christlichen Religion so äußerst toleranten Russen gegen die aus dem Schooße ihrer eigenen Kirche hervorgegangenen Sektirer des griechischen Ritus hegen. Wie es Menschen gibt, die sich mit der ganzen Welt, nur nicht mit ihren nächsten Verwandten vertragen können, so sind auch die Russen, die mit allen Religionsgenossen im Frieden leben, in einem ewigen Kriege mit den Raskolniken (Geschiedenen), und der gegenseitige Haß, ja der eigentliche Verfolgungsgeist würde sofort in helle Flammen ausbrechen, wenn die weise Regierung die kampflustigen Partheien nicht kräftig niederzuhalten wüßte. Früher kannte man in der russisch-griechischen Kirche keine Spaltungen. Als aber vor beinahe einem Jahrhundert ein Archire (Erzbischof) in Moskau die alten liturgischen Bücher nicht mehr gut genug fand und neue einführte, trennten sich die Anhänger des Neuen von den andern, und der Riß, der dadurch unter den Gläubigen entstand, wurde bald so groß, Haß und Verachtung der Partheien so unbändig, daß an Vereinigung nicht weiter gedacht werden kann. Die neuen Bücher sind zwar größtentheils wieder abgeschafft oder doch sehr modificirt und den alten näher gebracht worden; aber die Spaltung der Gemüther wurde dadurch nicht vermindert. Und doch unterscheiden sich diese Raskolniken, die sich selbst den Ehrennamen Starowerzi (Altgläubige) beilegen, blos in unwesentlichen Nebensachen, die meistens nur äußere Formen betreffen, von der andern. So brauchen sie keine Glocken in ihren Kirchen, so machen sie das in Rußland so gewöhnliche große Kreuz über Stirne, Schultern und Brust in verkehrter Richtung, von der rechten zur linken Seite der Brust, während die andern es von der linken zur rechten machen, und was dergleichen wichtige Dinge mehr sind. Da aber diese Starowerzi alle Gemeinschaft mit den Neulingen fliehen; da sie es für eine Sünde halten, mit ihnen aus einer Schüssel oder an einem Tische zu essen; da sie, wenn sie je auf einen Augenblick mit einem Ketzer dieser Art zusammengekommen sind, Kleider und Möbel, wie hinter einem Aussätzigen reinigen und waschen und dergleichen, so ist offenbar keine Vereinigung der feindlichen Brüder möglich, und es bleibt nichts übrig, als sie nur immer weit genug auseinander zu halten und jede Parthei ihren Weg für sich gehen und ihre krummen oder geraden Furchen für sich ziehen zu lassen.

Die herrschende griechische Kirche in Rußland hat übrigens, wie bekannt, unter den verschiedenen christlichen Sekten mit der katholischen Kirche am meisten Aehnlichkeit. Sie unterscheidet sich von dieser nur dadurch, daß sie die Suprematie des Pabstes nicht anerkennt, daß bei ihr der h. Geist nur von dem Vater, nicht auch zugleich von dem Sohne ausgeht, daß sie in den Kirchen keine geschnizten, sondern nur gemalte Bilder duldet, und daß sie endlich ihren Gläubigen das Abendmahl unter beiden Gestalten gibt. Alles Übrige haben sie mit den Katholiken gemein, selbst das Meßopfer, die Beichte u. dgl. Aus dieser Ursache werden auch die Bekenner der griechischen Kirche von den Katholiken nicht für Ketzer oder für Ungläubige, sondern nur für Schismatiker gehalten, und es ist den Katholiken, die in Rußland leben, erlaubt, alle Spenden der Kirche, die Taufe, Trauung, das Abendmahl, die lezte Oehlung ꝛc., wenn ein katholischer Priester mangelt, von dem russischen Geistlichen anzunehmen.

Diese Geistlichen der russischen Kirche dürfen nicht blos, sondern sie müssen heirathen, ehe sie die Weihe empfangen und dann ihre kirchlichen Funktionen antreten, die nach der Vorschrift nur von verheiratheten Priestern besorgt werden können. Sie dürfen aber auch nur einmal heirathen. Stirbt daher die Frau eines Geistlichen, so wird dieser dadurch unfähig, seinem Amte vorzustehen, er hört auf, seine Funktionen zu verrichten und muß ins Kloster wandern. Da das Kloster keinem ein wünschenswerther Aufenthalt ist, so werden die Frauen der russischen Popen auf den Händen getragen und mit der zärtlichsten Sorgfalt gepflegt, damit der Mann so lange als möglich in Freiheit bleibe. Der einzige Ersatz, der ihm durch diesen Gang ins Kloster für den Verlust seiner Freiheit wird, ist die Aussicht, einmal Bischof oder Erzbischof (Archimandrit oder Archire) zu werden, denn diese höhern geistlichen Stellen werden nur mit Mönchen, d. h. den Wittwern der verstorbenen Priesterfrauen besezt. Uebrigens haben die russischen Geistlichen aller Ordnungen keine liegenden Gründe oder große Güter,

wie z. B. die spanischen oder portugiesischen Priester, die den größten Theil des Landes als ihr ausschließendes Eigenthum besitzen. Diese geistlichen Güter wurden im J. 1764 sämmtlich eingezogen, und die Priester werden, wie alle übrigen Beamten des Reichs, salarirt. Sie stehen endlich alle unter einem höchsten Gerichte, der sogenannten heiligen Synode in Petersburg, deren Mitglieder nicht blos Geistliche, sondern großentheils Weltliche sind. Diese beiden, von Peter dem Großen getroffenen Einrichtungen sind die Ursache, daß sich in Rußland unter der Geistlichkeit noch kein esprit de corps gebildet hat und auch nie bilden wird, so lange jene Einrichtungen aufrecht erhalten werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Gallen, November.

Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft.

Dem Jahresberichte der St. Gallischen naturforschenden Gesellschaft über ihre Verhandlungen im Normaljahr vom Brachmonat 1829 bis eben dahin 1830 entheben wir einige Notizen. Aus der durch Mechanikus Zuber für das Jahr 1829 (wie schon für eine Reihe vorhergehender Jahre) gelieferten Schneetabelle ergibt sich, daß von Anfang Jenners bis Mitte März der Schnee in der Gegend von St. Gallen bis zur Tiefe des Bodensees liegen blieb, dann allmählig, mit einiger Unterbrechung durch neuen Schnee, im April wegschmolz, so daß bis zur zweiten Woche des Juli die höchsten Appenzeller Gebirge davon frei wurden, aber schon Ende Juli's und dreimal im August sich wieder bis auf 5600′ herunter ansetzte, im Herbstmonat auf 4500′, mit Anfang Weinmonats bis auf 1500′ herabstieg und sich kaum mehr über 3000′ zurückzog, im Dezember endlich wieder bis zum See herab liegen blieb. — Das denkwürdige Ereigniß des Zufrierens des Bodensees im Februar dieses Jahrs hatte verschiedene, der Gesellschaft eingereichte Berichte veranlaßt. Einen derselben lieferte Diakon Puppikofer, worin theils sein eigener Uebergang über die Eisfläche von Uttwyl nach Immenstadt am 7. Februar auf anziehende Weise beschrieben, theils über die von den Gebrüdern Döll von Uttwyl mit Kompaß, Visirstangen und Meßketten unternommenen Messungen berichtet wird, denen zufolge die Breite des Sees von Uttwyl bis zum ersten Pfahl bei der Ziegelhütte zu Fischbach 32,641 Nürnberger Fuß, und vom Wasserstandpfahl zu Uttwyl bis an den ersten Pfahl des Immenstadter Ufers 27,996′ beträgt. Merkwürdig ist auch der am 6. Februar, wo diese Messung stattfand, beobachtete Unterschied der Temperatur auf dem See und in St. Gallen, das doch in gerader Richtung blos etwa 6 Stunden davon entfernt liegt. Während nämlich das Thermometer in St. Gallen um 9 Uhr — 9°, 4 zeigte, stand es am Seeufer bei Uttwyl — 17°; um 10 Uhr in St. Gallen — 8°, 5, auf dem See, 5000′ vom Ufer — 18°; um 12 Uhr in St. Gallen — 7°, 7, 30,000′ von Uttwyl, nahe am jenseitigen Ufer, — 21°; folglich ergab sich um Mittag ein Unterschied von beinahe 13½°. Die Dicke des Eises war bei Uttwyl 6″; 10,000′ vom Ufer 6½″; 15,000′ von Uttwyl bis an das jenseitige Ufer bei Fischbach 5″. Hr. Zollikofer-Tobler von St. Gallen erzählte seine Irrfahrt auf dem zugefrornen Bodensee zwischen Nonnenhorn und Langenargen, in welche er mit seinem Führer, durch dichten Nebel getäuscht, gerathen war, und wobei er nicht blos die Nacht vom 15. zum 16. Februar, sondern volle 19 Stunden auf der Eisfläche in steter Todesgefahr zwischen Erfrieren und Ertrinken zubringen mußte, bis er und sein Begleiter durch ein zufällig in die Nähe gekommenes Boot gerettet wurden. Den dritten Bericht, mit umfassenden meteorologischen Beobachtungen bereichert, lieferte Regierungsrath Frevenmuth in Frauenfeld. Der Winter trat ungewöhnlich früh, mit der ersten Hälfte des Novembers, ein. Schon am 20. fiel das Thermometer auf — 8°. Der Boden fror stark und tief und thaute erst mit Anfang März wieder auf. Vom 22. Dezember an stieg die Kälte und zeigte am 27. — 15°. Damals fror der Untersee ganz zu. Den Jenner hindurch blieb die Kälte anhaltend streng bis zum 22., wo die Temperatur mit Südwind auf 2° stieg. Am 31. Morgens zeigte das Thermometer — 15°, am Abend 16°. Am 1. Februar Morgens — 19°, am 2. — 18°, am 3. — 18°, 5. Am 7. trat Thauwetter ein. Der See bei Konstanz war am 30. und 31. Jenner ganz zugefroren; vom 2. zum 3. Februar erhielt das Eis eine solche Stärke, daß am 3. früh viele Leute von Hagnau über dasselbe nach Konstanz kamen, und von Landschlacht und Altnau hinüber wandelten. Am 5. fuhren zwei Männer mit Pferd und Schlitten von Uttwyl nach Immenstadt, und viele Fußgänger wanderten von jezt an hin und zurück. Der Obersee wurde in den ersten Tagen des März von Eis frei. Hingegen konnte man noch am 4. auf dem Untersee von Steckborn über die gefrorne Fläche an das jenseitige Ufer gehen. — Der Viceantistes Steinmüller (Herausgeber der Alpina) reichte eine Abhandlung ein über die Verminderung der kleinen Vögel in den Landschaften der östlichen Schweiz. Jene Raupenverheerungen an den Obstbäumen, die seit drei Jahren sich fast über die ganze Schweiz verbreiteten (aber nun im Jahr 1830 nicht mehr), hatten verschiedene Kantone veranlaßt, in der Voraussetzung, daß die Verminderung der kleinen Vögel eine Hauptursache jener Vermehrung schädlicher Insekten seyn möchte, Verordnungen zu erlassen, theils für Schonung der kleineren Vögel, theils zu Vertilgung ihrer Feinde, der Elstern, Doblen u. s. w. Hr. Steinmüller hält nun zwar mit gutem Grund dafür, daß jenes Uebermaaß der Raupen keineswegs der Verminderung der kleinen Vögel zuzuschreiben sey; auch glaubt er, daß die Zerstörungen, welche die Jugend an Eiern und jungen Vögeln verübt, nur einen sehr geringen Einfluß auf die Verminderung der leztern haben. Hingegen behauptet er, es wirke die Unvorsichtigkeit der Tessiner und Italiener, welche die Kunst, diese Vögel zu fangen, auf einen hohen Grad gebracht haben, auch auf die Schweizerlandschaften in dieser Beziehung nachtheilig ein. Durch die Roccoli, eine Art Vogelherd mit aufrechtstehenden Netzen, müsse, glaubt er, vorzüglich den Zug- und Singvögeln der größte Abbruch gethan werden, ganz besonders in der ehemaligen Grafschaft Cleven, wo nach seiner Berechnung in ungefähr 35 Roccolis allein gegen 110,000 solcher Vögel in 3½ Monaten gefangen werden. Außerdem werden bei Tausenden durch die Bresciane, Copertoni und andere Netzarten, ferner mit Vogelleim und vermittelst des Käuzchens, dann durch Schießgewehr gefangen und getödtet. Auch in jenen Gegenden fangen daher die Vogelfänger über merkliche Abnahme der Vögel zu klagen an. Das Einkommen des Staates aus Jagdpatenten hat aus dem Bergamaskischen allein in den lezten Jahrgängen 36,000 Franken betragen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. November 1830.

— Wer falsch nachredet dem Freunde,
Wer nicht redlich vertritt, wenn ein Anderer waget zu lästern,
Wer Ungeschehenes greift aus der Luft: den scheue behutsam!

Horaz, Satiren.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Wir haben vor einiger Zeit (s. Nr. 174—196 d. J.) das literarische Leben in Frankreich im vorigen Jahrhundert dadurch zu schildern gesucht, daß wir den Mann, der wohl am meisten zu der Umwälzung beigetragen, aus der unser jetziger gesellschaftlicher Zustand hervorgegangen ist, daß wir J. J. Rousseau, den von fast allen schönen Geistern seiner Zeit beneideten und verfolgten, als Mittelpunkt annahmen, an dem sich seine zahlreichen Zeitgenossen rieben. Diese Schilderung eines Zeitraums, der uns, mit dem unsern verglichen, einerseits den erfreulichen Beweis liefert, daß die Welt besser wird, andernseits aber immer noch unserer Zeit einen nur allzu treuen Spiegel vorhält, hat viele Leser angesprochen und wir bringen sie daher jezt zu Ende.

Georg Keith.

Wenige Männer haben mit Rousseau in so dauernder, inniger Verbindung gestanden, als Georg Keith, bekannt unter dem Namen Lord Maréchal, der 1778 als Friedrichs des Großen Freund und Vertrauter starb. Früher war er dessen Gesandter in Frankreich und Spanien, desgleichen Gouverneur von Neufchatel gewesen, und hier hatte er Jean Jacques kennen gelernt. Auf eine Beschuldigung d'Alemberts hin ist immer wie eine ausgemachte Sache angenommen worden: Lord Maréchal sey von Rousseau für all seine Wohlthaten mit Undank belohnt worden, denn Jean Jacques habe ihn in einem seiner lezten Briefe mit Beleidigungen überhäuft, der Lord hätte ihn aber dafür wie einen Kranken betrachtet, den das Unglück ungerecht mache, habe ihm von Herzens Grund verziehen, und ihm in seinem Testament die goldene Uhr vermacht, die er immer getragen. Es wäre leicht gewesen, d'Alemberts Beschuldigung in ihrer Blöße zu zeigen und unwiederleglich darzuthun, daß daran kein wahres Wort ist, wenn es nicht in der Natur des Menschen läge, eine von einem berühmten Mann keck als ausgemachte Sache hingestellte Behauptung ohne weitere Prüfung und Untersuchung anzunehmen. D'Alembert äußert sich folgendermaßen, da wo er über Lord Maréchal und J. J. Rousseau spricht: „Die Wahrheit peinigt mich, zu gestehen, und es thut mir herzlich leid, daß der Wohlthäter sich hernach sehr über den zu beklagen hatte, den er früher mit Wohlthaten überhäufte. Da der Schuldige aber nun todt ist, und da ich selbst gerechte Ursache hatte, mich über ihn zu beklagen, so halte ich es für meine Pflicht, den Vorhang von diesen Umständen wegzuziehen, zumal unglücklicherweise die Beweise der Schuld in authentischen Briefen vorliegen.“ Wie geschickt weiß hier d'Alembert seine Person einzumischen und sich in gleichen Rang mit Jean Jacques Wohlthäter zu stellen, blos um seine Beschuldigung weniger unwahrscheinlich zu machen und um gut und nachsichtig zu scheinen. Es ist eine wahre Schlangengutmüthigkeit! D'Alembert spricht hier ohne alle Beweise, ohne authentische Briefe, während es authentisch erwiesen ist, daß Rousseau bis zum

lezten Athemzug voll Dankbarkeit, Verehrung und Zärtlichkeit gegen Milord Maréchal war. Davon enthalten seine Schriften und seine posthumen Werke eine Menge Beweise. Hierher gehört auch ein Brief des edlen du Peyron in Neufchatel, worin er unter andern sagt: „Ich weiß von Lord Maréchal, daß ihm die Klugheit und sein zunehmendes Alter weniger Eifer in seiner Korrespondenz anriethen: immer aber erkundigte er sich nach seinem Jean Jacques, immer wollte er wissen, wie es ihm ginge. Ich habe Rousseau im Jahr 1775 in Paris gesehen. Mit überströmendem Herzen sprach er mir seine Zärtlichkeit und seine Verehrung für den Mann aus, den er mehr denn alle Menschen liebte und ehrte.“ In seinen Konfessionen, die bekanntlich erst nach seinem Tod, und zwar nicht vor 1800, erscheinen sollten, spricht Rousseau auf das Rührendste seine dauernde Verehrung, Dankbarkeit und Liebe aus, nennt ihn einen großen Mann und seinen würdigen Vater. Seine Undankbarkeit soll in einem Brief an Lord Keith enthalten seyn. Wo ist dieser Brief? Niemand kennt ihn. In allen ist der gleiche Ausdruck von Liebe und hochachtender Verehrung. In einem Brief vom 8ten Februar 1767 — es ist der Vorlezte — beklagt er sich über Milords Stillschweigen und sagt dabei: „Wie? zu gleicher Zeit für Ihr Leben und Ihre Freundschaft fürchten? Das ich doch zu viel. Mein Beschützer, mein Wohlthäter, mein Freund, mein Vater, kann Sie denn keiner von diesen Namen bewegen? Ich werfe mich Ihnen zu Füßen, um Sie um ein einziges Wort anzuflehen!“ Sein lezter Brief an Lord Keith ist vom 29ten März 1767, wo er sich abermals über dessen Stillschweigen beklagt, ihm aber doch seine wiederholte Verehrung ausspricht. Lord Keith war nur über Eins mit Jean Jacques unzufrieden, nämlich über dessen Bruch mit David Hume, dem Keith sehr ergeben war. So gab man Rousseau auch Schuld, er habe Lord Keith zu verstehen gegeben, eine jährliche Rente von 600 Livres für seine Frau würde ihm sehr erwünscht seyn, nnd darauf habe sie ihr der Lord ausgesezt. Wie ganz anders verhielt sich diese Sache, wie würdig und zart erscheint darin Rousseau. Als Lord Keith auf Friedrichs Verwendung einen Theil seiner Güter in Schottland wieder bekommen hatte, schrieb er unter dem 6ten März 1764 von Edinburg aus an Rousseau: „Der einzige Vortheil, den ich aus meinem wiedererlangten Vermögen habe, ist, daß ich den Leuten, die ich liebe und achte, einiges Gute erweisen kann. Mein lieber, geschäzter Freund, Sie könnten mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie mir erlaubten, der Mamsel le Vasseur etwas durch Geschenk oder durch Testament zu geben. Dieß gäbe ihr eine kleine Leibrente, womit sie leichter leben könnte. Ich habe keine Verwandte; ich kann mein Geld auch nicht mit in die andere Welt nehmen. Ich habe aber noch einen theuren Sohn, meinen lieben Wilden. Wenn er ein Bischen trätabel wäre, so würde er seinem Freund und Diener einen großen Gefallen thun.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Roberto Korsini.

(Beschluß.)

Von diesem Augenblick an fand Roberto nicht Ruhe, nicht Frieden. Der Leibeigene, der an ihm vorüberging, lispelte vernehmlich: „Er ist weniger als ich?“ Der Räuber, stolz auf einen geschändeten Namen, den des Henkers Knechte ausriefen, schritt hohnlachend daher, wenn ihm der Namenlose auf seinem Wege zum Hochgerichte begegnete. Vogelfrei war der Namenlose, ihn hätte die Flintenkugel ungestraft durchbohrt, wie das Netz, welches die Spinne ausspannt, wie die leere Luft, wie den Strauch des Waldes.

Eines Tages kam er auf den Gedanken, daß gegen einige Tonnen Goldes sich Doria wohl erbitten lassen möchte, ihm den Namen zurückzugeben, der ihm doch unnüz war. Wie ein Blitz zuckte es durch sein Inneres; er durchstreifte das Land, und suchte mit irgend einem Banditenhäuptlinge Italiens in Verbindung zu treten. „Banditen,“ sagte er, „haben Rom gestiftet; Eroberung ist nur ein großartiger Raub. Die Welt gehört den Tapfern, und mit den Starken kämpft Gott.“ Er langt bei einer Räuberhorde an. „Wer bist Du.“ — „Ein Feind der Gesellschaft.“ — „Unser Freund also. Was begehrst Du hier?“ — „Ich will Elend und Verzweiflung bringen über friedliche Familien, auf der Heerstraße leben, an der Waldeck auf reiche Kaufleute lauern, mit Euch plündern, mit Euch, wenn es seyn muß, am Galgen prangen, mein Gold im Raube gewinnen, und wenn genug Blut geflossen, mein Brod mit des Dolches Klingen schneiden.“ — „Und dann?“ — „Dann mir einen Platz verdienen in Eurer Mitte; geheißen werden: der Löwe, der Tieger, der Mordbrenner, gleichviel!“ — „Das sollst Du. Dein Name?“ — „Wie meint Ihr?“ — „Wie Du heißest, frage ich, Du bedenkst Dich?“ — „Ich, ich bin der Schreckliche, aber der heilige Antonius ist mein Patron; denn Antonio heiß ich; dieser da ist der Erschütterer, aber er heißt Michael, und den Erzengel ruft er in seinem Gebete an.“ — „Bevor Du der Unsern einer wirst, nenne Dich.“ — „Ich habe keinen Namen mehr.“ — „Dann gehörst Du nie zu unserer Bande, Du brächtest Unheil über die Tapfern; die Heiligen würden ihr Antlitz abwenden von uns, nähmen wir Dich auf in unserer Mitte. Fort! entferne Dich aus der Höhle der Braven.“ Er entfernte sich aus der Höhle, und nun war sein Entschluß gefaßt; Italien wollte er verlassen, nach Deutschland flüchten. Er begehrte einen Paß an der Grenze. Aber da er keinen Bürgen fand und keinen

Namen angab, ward er als Karbonaro, als Schmuggler, als Deserteur behandelt, es wurde auf ihn gefeuert, leider traf kein Schuß.

Wenig Tage darauf erfuhr er, daß Doria, jezt Korsini geheißen, tief verschuldet, ein verächtliches Leben führe. So war denn der Name Korsini, der alte, mit ehrenvollem Rost bedeckte Name, in schmählichen Prozessen geschändet, war an den Ecken der Städte und Dörfer Toskanas angeheftet worden, als Bankerottier, als Betrüger ward sein Inhaber verschrieen und ausgestrichen aus Venedigs goldenem Buche, wie ein Schreibfehler. Und doch, was hätte er nicht hingegeben, um die schmachbedeckten Sylben von Doria heraus zu bekommen.

Sechs Monate, sechs lange Monate irrte er Tag und Nacht, vom Wahnsinn getrieben, am Abhang hoher Felsen, am Ufer der Ströme, und sein Auge tauchte sich mit Lust in die bodenlose Tiefe; doch stets hielt ihn die Furcht vor der Vernichtung zurück. Zulezt stand ein Gedanke fest in seiner Seele, doch bevor er diesen seinen lezten Entschluß ausführte, ging er nach Florenz, denn der Selbstmörder überblickt noch einmal sein Leben, ehe er es beschließt.

Die Straße war öde, aber der Pallast schwamm in einem Lichtmeer. Der Flüchtling steht vor dem schimmernden Fenster; betäubende Wohlgerüche erfüllen die Luft, des Punsches blaue Flamme, goldene Schalen mit schwellender Frucht gehen von Hand zu Hand; Frauen in Seiden und Sammtgewändern mit entblößten Armen und funkelndem Blicke, schweben tanzend vorüber, es fliegt der wallende Schleier; scharlachrothe Gardinen, vom Winde bewegt, flattern bald auf die Straße, bald in die Säle zurück, wie Flammen einer Feuerbrunst; aus den Spiegeln strahlen der Tänzerinnen glühende Wangen, das blendende Edelgestein im Lockenhaar, überall Blumenvasen, überall Lampen und Licht und Farbe, und Diamanten wie in einen Regenbogen verschmolzen; auf den Tischen rauscht das hingeworfene Gold, Freudengesänge ertönen, Paukengesänge und Hörnerklang, und dazwischen verworrenes Geschrei, das Schmettern zerbrochener Gläser, ausgebrachte Gesundheiten, ringsum erzittert der lustgefüllte Raum. Es ist ein Schwelgen ohne Maß in Wein, in Wohlgerüchen, in Liebe; im blitzschnellen Wechsel von Gewinn und Verlust. Man feiert eine Hochzeit.

„Er ist's," rief der Namenlose, „es ist Doria! es ist Aglaura! Er hat ihr seinen Namen gegeben! O, daß ich nicht mit Tonnen Goldes zu ihm treten kann und zu ihm sprechen: Nimm hin die Schätze, aber gib das Unersezliche, das Du mir geraubt, gib es zurück! Mein Leben bleibt an das seine gebunden, und wenn er forteilte bis an das Ende der Welt, müßte ich ihm nach mit dem Lösegeld; und wäre er eingesperrt im Kerker, geschmiedet an die Ruderbank, gefesselt an den Schandpfahl; und läge er im Spital auf dem Sterbelager, müßte ich nicht zu ihm, mich niederbeugen zu seinem Ohr und bittend sprechen: Signor Doria! da bin ich! meinen Namen gebt mir wieder, und wollt Ihr nicht, gebt mir den Euren, seyd großmüthig, seyd gerecht. Wollt Ihr doppelte Freude im Paradies, oder doppelte Qual in der Hölle?"

Als er den bittern Becher der Verzweiflung bis auf die Hefe geleert, richtete er seine Schritte gegen das Ufer des Arno und starrte hinaus in die schöne Nacht, und athmete den frischen Luftzug auf dem Flusse, der unzählige Sterne, wie Goldsand, mit sich führte. Vom Thau durchnäßt, todesmüde, war er schon im Begriff, sich im Ufersande zu betten, als er in seiner Nähe süße Harmonieen vernahm. Gondeln mit farbigen Wimpeln schwammen, reich beleuchtet, mit Musik den Fluß herab. Eine Dienerschaar trug am Ufer brennende Fackeln, bunte Laternen und Rosenguirlanden. Die Hochzeitfeier sollte zum zweitenmale auf dem Arno beginnen. Wie ein Feentraum schien ihm die magische Helle in der Nacht, der fröhliche Lärm in der allgemeinen Stille. Er verbarg sich hinter dem Schilfrohr. Von dort sah er Aglauren, schöner als je, in ihrem Brautschmuck; ein zarter Flor lag über ihrem Busen; köstliche Spangen umfaßten ihre Arme; ihr Fuß verschwand unter dem leichten Gaze; jungfräulicher Reiz spielte lieblich um ihr ganzes Wesen.

Als Fackeln, Gesang und Jubel hinter den Schwibbogen der Brücke verschwanden, deren steinerner Schlund sie zu verschlingen schien, als er allein war, vernahm er zweimal hintereinander einen fürchterlichen Angstschrei, und rasch der Stimme zueilend, sah er eben noch zwei Männer, die im Weggehen riefen: „Todt ist er, der niederträchtige Schurke!"

Am Boden laz, wie eine Schlange sich krümmend, ein sterbender Mann. Schnell ergriff er eine Blendlaterne, welche die Mörder zurückgelassen, hielt sie dem Manne vor das Gesicht und suchte seine Züge zu erkennen. Mit einem Tuche wischte er den Sand ab, der ihn entstellte, hob die schlaffen Augenlieder in die Höhe und stieß einen Schrei des Entsezens aus: „Er ists, es ist Doria! Großer Gott, er stirbt, seine Adern sind blau, sein Auge gebrochen; es zuckt seine Lippe; er stirbt, und mit ihm mein Name! Doria, mein guter, bester Doria! rette mich, hilf mir, gib mir meinen Namen!... Hat er nicht gesprochen?... Nein... So rede doch, rede, lieber Doria! Was willst Du, sprich? Soll ich mit Dir sterben? Recht, ich sterbe, wenn Du willst... doch gib Antwort!" — „Um Gotteswillen! einen Trunk Wasser!" — „Den ganzen Arno, wenn Du willst; doch vorher meinen Namen!" — „Einen Tropfen Wasser! Ein glühendes Eisen wühlt mir in der Brust." — „Meinen Namen! Gib ihn mir für einen Tropfen Wasser; sieh, ich öffne Deinen Mund; der Fluß ist da; ich

brauche nur die Hand auszustrecken. Doch nichts umsonst! Meinen Namen, und Du erhältst Wasser die Fülle.“ — „Ich ersticke!“ — „Drei Worte, lieber Doria! Der Elende! Gib Antwort, Schurke, oder ich selbst erwürge Dich!“ — Er packte Doria an der goldenen Stikkerei seines Kleides; er schüttelte ihn wüthend; dann beugte er sich wieder auf sein stieres Auge, auf seinen röchelnden Mund, rang die Hände, flehte, beschwor; mit liebreichem, bittendem Worte wechselten Flüche und Gebehrden eines Rasenden. Plötzlich herrschte eine tiefe Stille. Doria war todt. Da hob der Namenlose lächelnd seinen Fuß und stieß ihn heftig dem Todten auf die Brust. „Wehe, wehe über Dich!“

Den folgenden Tag hörten Fischer, die nach Livorno gingen, ein Rauschen im Arno, als ob ein Stein hineingefallen wäre. Sie liefen herbei, sahen aber nichts mehr als einen Ring im Wasser, der sich schwankend vergrößerte und am Ufer verlor.

Leon Goplan.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Andenken an die Opfer der Julustage.

Gestern, am Aller Seelentage, an welchem diejenigen Familien in Paris, die im Laufe des Jahres Verwandte oder innige Freunde verloren haben, die Gräber derselben außerhalb der Stadt zu besuchen pflegen, war es rührend, zu sehen, wie auch innerhalb Paris die Gräber der Bürger, welche ihr Leben im Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes vor drei Monaten verloren haben, nicht allein von ihren Verwandten und Freunden, sondern auch von ganzen Haufen der zur Nationalgarde gehörenden Bürger besucht und mit Blumen und Bändern geziert wurden. Kein Denkmal ist noch auf diesen Gräbern errichtet worden; allein die kleinen Kränze, die dreifarbigen Bänder, die Inschriften, womit die Leichenhügel bedeckt worden sind, bezeigen hinlänglich die Theilnahme der Bürger an dem Schicksale der Gefallenen. Fast beständig stehen Menschen um diese Gräber umher, und wahrscheinlich geht Niemand von dannen, ohne seine Vaterlandsliebe und den Muth, für die Freiheit seiner Mitbürger zu kämpfen, gestärket zu fühlen. Nichts, dünkt mich, ist wirksamer, um den Patriotismus der Pariser anzufeuern, als diese Leichenhügel am Eingange des Louvre und auf dem großen Markte. Daß Frankreich jezt frei ist von dem schmählichen Joche der jesuitischen Rotte, verdankt es zum Theile denen, die das Beispiel des Widerstandes gegen ungesetzliche Anordnungen gegeben und ihr Blut im Angesicht ihrer Mitbürger vergossen haben. Es sind bereits Kupferstiche erschienen, welche diese auf eine eigene Art geschmückten Leichenhügel darstellen. Welcher Adel übertrifft den der Familien, die stolz sagen können: hier ruht unser Bruder, unser Vater! Auf dem großen Markte nimmt es sich sonderbar aus, wenn man aus dem Gewühle, welches der Verkauf von Gemüsen, Obst und Fischen verursacht, etwas bei Seite tritt und nun auf einmal durch die schwarzen Kreuze, gelben Kronen und dreifarbigen Fahnen an die schauerlichen drei Julustage erinnert wird, während welcher das Schicksal Frankreichs auf dem Spiele stand, und wo es darauf ankam, sich geduldig unter das Joch zu strecken oder Alles aufzuopfern, um frei zu werden. Am Abende, wenn sich das Geräusch und das ewige Treiben wegen der materiellen Bedürfnisse des Lebens auf diesem Markte verliert und vier Lampen den Ort von weitem bezeichnen, wo die heldenmüthigen Bürger ruhen, die auf diesem Markte vor drei Monaten für ihre Vaterstadt gegen die Söldlinge des Obscurantismus fochten, so wandelt den Vorübergehenden ein wehmüthiges Gefühl an bei dem Anblicke dieses Todtendenkmals. Sie sind gefallen, ehe sie noch ahnden konnten, welche wichtigen Folgen ihr Sieg hervorbringen würde. Sie allein sind die Opfer geworden, wodurch ein anderer Zustand der Dinge hervorgebracht worden ist. Auf diesem Markte und in der ganzen übrigen Stadt gehen nun schon seit einigen Monaten alle Geschäfte wieder vor sich wie zuvor; die Gefahr der Sklaverei ist vorüber, der Weg zu allen Verbesserungen bleibt offen; Frankreich kann das glücklichste Land von Europa werden, wenn es will. Ach, warum konnten die Bürger, die so muthig der Gefahr trozten und in ihrem Kampfe niedergeschossen wurden, nicht Zeugen des Glückes ihrer Mitbürger werden! Warum müssen ihre Familien trauern, indeß so viele andere frohlocken! Warum mischt sich eine bittere Erinnerung in den edeln Stolz, den ihnen die Glückwünsche und Belohnungen ihres Vaterlandes einflößen! Am Louvre sind die Gefallenen auf dem weiten Hofraume zur linken Seite des Haupteinganges eingescharrt; die hier Begrabenen sind bei dem Angriffe des großen Louvregebäudes, und fast alle von den Schweizern, welche dasselbe vertheidigten, getödtet worden. Sie liegen hier vor der prächtigen Kolonnade, auf welcher jezt die dreifarbige Fahne weht, und das durch ihre und ihrer Mitbürger Tapferkeit befreit wurde. Es war ein gefährliches Unternehmen, mit bloßen Flinten ein so festes und weitläuftiges Gebäude anzugreifen, das beinahe ohne Gefahr vertheidigt werden konnte; und doch mußten endlich auch hier die Söldlinge unterliegen. Einige der hier Begrabenen haben noch eben den Einzug der Ibrigen in das Schloß erlebt und sind bei der Erstürmung tödtlich verwundet worden; einige sogar im Hofe des Louvre, als das Hauptthor schon eingenommen worden war. Wie die Todten geehrt worden sind, hat man auch die Verwundeten, wovon freilich manche nachher gestorben sind, gepflegt, besucht und belohnt. Es ist eine eigene Anstalt zu St. Cloud angelegt worden, um denjenigen, die bereits auf der Besserung sind, eine reinere Luft und mehr Stille zu verschaffen, als zu Paris. Schon Larrey hat vor einiger Zeit einen wissenschaftlichen Bericht über diejenigen Verwundeten abgestattet, die er in dem Lazareth der königl. Garde zu verpflegen gehabt hat. Dies waren also die Besiegten. Ihnen hat Larrey fast allen geholfen, obschon viele haben amputirt werden müssen; von diesen waren manche durch Stein- und Ziegelwürfe verwundet worden, andere durch Schüsse nicht mit Kugeln, sondern mit marmornen oder steinernen Kügelchen, wie sie die Kinder zum Spielen gebrauchen. Und diese Kügelchen hatten, wie es scheint, gefährlichere Wunden verursacht als Bleikugeln, was Larrey physisch erklärt, indem nämlich Bleikugeln mit Blitzesschnelle durchdringen und oft nur eine geringe Oeffnung verursachen, wogegen Steinkügelchen, wegen ihrer mindern Schwere, langsamer eindringen, eine breitere Wunde hervorbringen und überhaupt in ihrem Durchdringen mehr zerstören als jene.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. November 1830.

— Grübelst du ob einem Ding,
Und wär' der Nutzen auch gering,
Bringst du's heraus, es freut dich doch.

S. Schmid.

Ueber den Papyrus der Alten und das indische Reispapier.

Zu verschiedenen Zeiten haben Schriftsteller behauptet, die Pflanze, aus der die Alten den Papyrus verfertigten, wachse in Menge auf Sicilien. Man sagte dieß aber mehr auf Treue und Glauben besonders den Alten nach, als daß man das Gewächs wirklich kennen gelernt hätte. Ganz in der Nähe von Palermo ist ein Platz, der seit undenklicher Zeit Papireto heißt. Der heil. Gregor erwähnt in seinen Briefen einer Gegend bei jener Stadt, welche gewöhnlich Papirianense genannt wurde. Die Gelehrten schlossen aus diesen Andeutungen, daß vor Alters an diesen Orten der Papyrus gebaut worden sey; der unmittelbare Beweis aber, daß diese Pflanze auf Sicilien noch jezt wächst, wurde erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Ritter Landolina geliefert, der Alterthumsforscher und Botaniker zugleich war. Eines Tags unterhielt er sich auf einem Spaziergange in der Umgebung von Syrakus mit dem gelehrten englischen Reisenden Sodesfiet über den seltsamen Bau einer Pflanze, die sie auf einem Sumpfe schwimmen sahen, und die dort zu Lande Pappera genannt wird. Da fiel ihm ein, dieß könnte wohl die eigentliche Papyruspflanze seyn, und er nahm sich vor, die Sache näher zu untersuchen. Er las aufmerksam die in Theophrast und dem ältern Plinius enthaltenen Beschreibungen, verglich sie sorgfältig, und überzeugte sich endlich vollkommen, daß seine Vermuthung gegründet sey. Hocherfreut über seine Entdeckung, ließ er es seine erste Sorge seyn, durch den französischen Gesandten in Neapel, seinen Freund, einen Befehl von der Regierung auszuwirken, daß jene Pflanzen, deren sich die Bauern zum Heubinden bedienten, nicht abgeschnitten werden durften.

Die Pflanze wächst in stehendem Wasser und schwimmt auf der Oberfläche desselben. Unten über der Wurzel sind eine Menge Blätter, welche zwei Fuß lang den Stengel einschließen, an dem sie gleich Fischschuppen über einanderliegen; von da an läuft der Stengel gerade, oft gegen dreizehn Fuß lang aus. Dieser Stengel ist dreieckig, ohne Knoten, und so dick, daß man ihn in der vollen Reife mit der Hand nicht ganz umspannen kann. Das sehr voluminose Mark ist weiß, schwammigt und voll von der Länge nach laufenden Fasern.

Die Kunde von dieser Entdeckung verbreitete sich sehr schnell unter den Gelehrten und erregte großes Aufsehen. Manche bestritten die Sache und behaupteten, dieß sey nicht die Pflanze, welche am Ufer des Nils wuchs und woraus die Alten den wahren Papyrus bereiteten. Landolina wandte sich deßhalb an die größten Naturforscher der damaligen Zeit, und das Gutachten von Buffon und Bartels fiel ganz zu seinen Gunsten aus. Er wollte indessen einen noch schlagenderen Beweis liefern, und versuchte es,

wirklich einen Papyrus zu verfertigen, der mit den Proben, die man in den Museen aufbewahrt, eine Vergleichung aushalten könnte. Plinius beschreibt das Verfahren der Römer bei Bereitung des Papyrus; allein der Text ist hier, wie an vielen andern Stellen, verdorben, und seine Commentatoren waren über den wahren Sinn seiner Worte sehr uneinig. Landolina gelang es nun nach vielfachen, sehr mühsamen und scharfsinnigen Versuchen, diesen Sinn herauszubringen, und er hatte nun nicht allein eine Kunst, die in der Nacht der Zeiten völlig untergegangen war, neu erfunden, sondern auch den Text des Plinius berichtigt, weßhalb auch der große Heine seines Lobes voll ist. Seine Methode war mit wenigen Worten folgende: er nahm den Stengel der syracusanischen Pflanze in der größten Reife, entfernte sorgfältig alle äußern Hüllen, zerschnitt das Mark der Länge nach in sehr dünne Scheiben, legte diese gitterförmig auf einer ebenen Fläche nebeneinander, und unterwarf sie nun, so lange sie noch feucht waren, der Presse. Der klebrigte Stoff des Marks macht, daß sich unter der Presse die Ränder der Scheiben fest aufeinander leimen, und so erhielt er ein ebenes Blatt, das er, und zwar nicht stark, mit Leimwasser bestrich. Er brachte es darauf zu wiederholten Malen unter die Presse, um es feiner und gleicher zu machen; er fand, daß es sich schlagen und mit Elfenbein glätten ließ, und der Papyrus war fertig. Landolina schickte Proben von seinem Fabrikat an verschiedene Akademien, mit der Beschreibung seines Verfahrens, und von allen Seiten erhielt er die Versicherung, daß ohne allen Zweifel sein Papier mit dem Papyrus der Alten völlig identisch sey.

Der Vollständigkeit wegen theilen wir noch etwas über eine Pflanze mit, woraus in Indien noch jezt ein dem Papyrus ähnlicher Stoff bereitet wird. Diese Pflanze ist die Aeschynomene paludosa (Roxburgh), aus der Familie der Schotengewächse. Sie heißt in der Landessprache Sola und wächst in Menge in den sumpfigten Niederungen von Bengalen. Der dritthalb Zoll im Umfang messende Stengel besteht fast ganz aus einem blendend weißen, einen halben Zoll dicken Mark; die äußere Haut ist sehr dünne und kann mit dem Finger abgenommen werden. Die Pflanze ist ausdauernd, und Blätter und Stengel verdorren nur, wenn es der Pflanze an Wasser fehlt.

Aus dem beschriebenen Mark bereitet man in Indien das bei uns uneigentlich sogenannte Reispapier, das man gegenwärtig für gewisse Zeichnungen und zu künstlichen Blumen unsern Papieren vorzieht. Auch die Hindus machen künstliche Blumen daraus, womit sie an den Festen ihre Götzenbilder schmücken, ferner Hüte; dazu leimen sie mehrere Blätter auf einander und überziehen sie dann mit Tuch oder Seidenzeug; diese Hüte sind sehr dauerhaft und ausnehmend leicht. Um das Papier zu gewinnen, schneidet man mit einem sehr scharfen Instrument das Mark der Länge nach spiralförmig in ein dünnes Blatt, ungefähr wie man bei uns die Korkstöpsel macht. In allen englisch-indischen Besitzungen ist das Reispapier sehr gebräuchlich, eben so in China. Livingston hat es, wenigstens in einiger Menge, zuerst vor etwa 25 Jahren nach Europa gebracht, und zwar aus China; es waren viereckigte, vier Zoll große, verschieden gefärbte Blätter, und das Blatt wurde damals mit sechs Schilling bezahlt. Jezt kann man welches haben, das einen Fuß lang, fünf Zoll breit und ganz weiß ist. Es ist in Europa sehr geschäzt und macht einen bedeutenden Handelszweig mit Kalkutta aus. Livingston gab bei seiner Rückkehr von China von diesem Papier einer Miß Jane Jock, welche damals die schönsten künstlichen Blumen verfertigte; die Blumen aus diesem Papier kamen bald in die Mode und wurden ganz unmäßig theuer bezahlt. Die Prinzessin Charlotte von Wales bezahlte für ein einziges Bouquet 1800 Franks.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Georg Keith.

(Fortsetzung.)

Auf diesen Brief antwortete Jean Jacques unter dem 31ten März 1764: „Was das Anerbieten betrifft, das Sie, Milord, Mamsel le Vasseur und mir machen, so will ich Ihnen gleich von vorne herein erklären, daß ich nicht allein keinen Dünkel darein setze, Ihr Geschenk auszuschlagen, sondern daß ich mir etwas darauf einbilde, dasselbe anzunehmen. Für jezt habe ich Brod, und wenn die Arrangements gelingen, über die ich jezt nachdenke, so wird es mir auch für meine noch übrigen Lebenstage nicht fehlen. Was nüzte mir ein Mehreres? Fehlt mir doch Nichts, was ich wünsche und was man für Geld haben kann. Milord, Sie sollten lieber denen geben, die es nöthiger haben. Sie wissen, Mademoiselle le Vasseur hat eine kleine Pension von meinem Buchhändler; davon kann sie leben, wenn ich einmal nicht mehr bin. Indessen läugne ich Ihnen nicht, Milord, das Geschenk, welches Sie ihr zudenken, ist mir schäzbarer, als wenn Sie es mir machten; darum bin ich auch sehr darüber gerührt, daß Ihr Herz dieß Mittel gefunden hat, um damit das Wohlwollen zu bethätigen, mit dem Sie mich ehren. Wenn Sie ihr aber die Zinsen dieses Geldes statt der Summe selbst anweisen wollten, so hätte ich die Mühe nicht, dieselbe sicher anzulegen, wovon ich gar nichts verstehe.“ Ehe Lord Keith noch diesen Brief erhielt, schrieb er abermals an Jean Jacques aus Keithhall den 13ten April 1764, spricht ihm von dem Lebensplan, den er künftig in Berlin verfolgen wolle, und schließt am Ende mit den Worten: „Nur zweierlei werde ich dort vermissen:

Valencias Sonne und meinen Sohn, den Wilden. In meinem lezten Brief machte ich ihm einen recht vernünftigen Vorschlag. Ich weiß nicht, was er mir antworten wird, ich fürchte sehr, nichts, was Stich hält. Nun leben Sie wohl, ich umarme Sie mit der zärtlichsten Freundschaft.“ Als Lord Keith endlich Rousseaus Brief vom 31ten März empfangen hatte, antwortete er ihm unter dem 6ten Junius aus London: „Ich kann Ihnen mein Vergnügen über Ihre Gefälligkeit gegen mich nicht genug ausdrücken; ich erkenne deren ganzen Werth.“ Als im folgenden Jahr Lord Keith in Potsdam angekommen und Friedrichs Tischgenosse geworden war, schrieb ihm Rousseau und bat ihn um Rath wegen der Wahl seines künftigen Aufenthalts. Darauf antwortete ihm der Lord unter dem 8ten Februar 1765: „Wenn Sie nicht wilder wären als die Wilden von Kanada, so könnte man leicht Rath schaffen; denn hätte ich bei ihnen mehr Wildpret erlegt als ich brauchte, so sagte ich zum ersten Besten, der vorüberginge: da, nimm dieß Wildpret, und er würde es gleich forttragen. Jean Jacques aber würde es liegen lassen; darum habe ich recht, wenn ich sage: er ist allzuwild.“ Am 22ten Mai 1765 schrieb ihm Lord Keith abermals: „Ich fürchte, daß es Ihnen am Nöthigsten mangeln wird, da Ihre Werke jezt nicht gedruckt werden können, denn item, man muß doch essen und trinken, und in diesem eisernen Jahrhundert lebt man nicht von Eicheln. Sie könnten mich in dieser Beziehung ruhiger machen, und ich glaube, Sie sollten es thun; Sie nennen mich Ihren Vater, und Sie sagen die Wahrheit. Kann ich nun nicht kraft meiner väterlichen Autorität von Ihnen verlangen, daß Sie mir erlauben, meinem Sohn eine Leibrente von fünfzig Louisdor auszusetzen? Wenn mein lieber Sohn etwas Gewisses hätte, so bliebe mir nichts zu wünschen auf der Welt und ich schiede auch einmal daraus ohne Sorge. Es hängt nur von Ihnen ab, mich viel glücklicher zu machen, als ich bin. Wären Sie ruhig, wenn Sie nicht gewiß wüßten, daß ich Brod in meinen alten Tagen hätte? Nun, setzen Sie sich an meine Stelle und thun Sie andern, was Sie wollen, daß man Ihnen thue; glauben Sie nicht, daß das Band der Freundschaft stärker ist als das einer fernen, oft nur eingebildeten Verwandtschaft? ich fühle dieß wohl. Ich wollte Ihnen jährlich fünfzig Pfund Sterling auf mein Gut versichern; nur auf Ländereien ist wahre Sicherheit. Ach, seyn Sie gut, nachsichtig und großmüthig, und machen Sie Ihren Freund glücklich. Leben Sie wohl.“ So schreibt man doch nicht an Jemanden, der einen um Unterstützung gebeten, oder einem dies sehr nahe gelegt hat. Lord Keith gab 1766 seinem Freund du Peyron eine Summe Geldes für Jean-Jacques, und dieser dankt ihm mit den Worten dafür: „Du Peyron schreibst mir, er habe die dreihundert Louisd'or empfangen. Sie kommen von einem guten Vater, der wie jener, dessen Abbild er ist, nicht wartet, bis ihn seine Kinder um ihr tägliches Brod bitten.“ — Aus alle dem geht hervor, daß Lord Keith Rousseau'n die Unterstützung mit der größten Zartheit und Herzlichkeit angetragen, und daß dieser nie einen Augenblick aufgehört hat, ihm dafür dankbar zu seyn und seinen Wohlthäter grenzenlos zu verehren, daher auch dieser ihn bis zum Tode „seinen Jean-Jacques“ nannte. Es ist also klar, daß d'Alembert gelogen und verläumdet hat; dies wäre eben nicht sehr zu verwundern, wohl aber, daß seine keck ausgesprochene Verläumdung sich so lange erhalten und wie etwas Ausgemachtes von Mund zu Mund gehen konnte. Wir sind aber mit besonderem Vergnügen und nicht ohne Rührung bei dem Ausdruck der Liebe und des Wohlwollens eines edlen Mannes für einen andern verweilt, da sie in unsern starren, egoistischen Tagen wie Töne aus einer besseren Zeit herüber klingen. Denn kein vornehmer Mann wird heutzutage aus der Nähe eines Königs so zu einem armen Schriftsteller sprechen. Es ist aber auch wahr, Lord Keith ist einer der edelsten Männer seiner Zeit, die daran ebenfalls keinen Ueberfluß hatte, am wenigsten in Frankreich.

(Der Beschluß folgt.)

Der Blinde im Frühling.

Helle wards, der Morgen schickte
Weit hinaus das goldne Licht,
Und die Frühlingssonne blickte
Auf ein bleiches Angesicht.

In der Kammer saß er drinnen,
Starrte in die Welt hinein;
Aus dem Auge fühlt er's rinnen
In dem warmen Sonnenschein.

„Fließe, stille Thräne, fließe
„Aus dem finstern, öden Haus,
„Ziehe zu dem Paradiese,
„Zu des Tages Licht hinaus!

„Du empfängst das Holde, Schöne,
„Saugst es ein das lichte Gold;
„O wie glücklich ist die Thräne,
„Die aus meinem Auge rollt!“

E.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Zustand der Gesellschaft in England.

Die gewöhnliche Politik, die Haupt- und Staatsaktionen der Höfe gehören wohl nicht ins Bereich Ihres Blattes; desto mehr aber Betrachtungen über die Bewegungen ganzer Na-

tionen. Die englische Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron brachte, war bekanntlich nicht die Sache des Volks, sondern eines Theiles der Aristokratie, welchem es vorzüglich darum zu thun war, sich die Güter zu sichern, die ihm unter den vorigen Regierungen von den Spoliis opimis der Kirche zugefallen waren. Seitdem beschränkten sich die politischen Kämpfe in diesem Lande fast ausschließlich auf die Aristokratie, und bis auf die neueste Zeit diente das Volk nur als eine Art von Jagdkoppel, womit die Parthei außer dem Ministerium die Parthei in demselben zu hetzen pflegte. Freilich gibt es noch Manche, Whigs sowohl als Tories, welche das Volk noch immer für solche Klaffer ansehen, und mehrere der durch die volle Emanzipation der Katholiken aufgebrachten und deswegen mit dem Herzog von Wellington zerfallenen Tories haben sich in dieser Täuschung zu den Reformatoren geschlagen, und glauben, ohne Consequenz dieselben in ihren Forderungen für Ausdehnung des Wahlrechtes und Beschränkung der Aristokratie unterstützen zu können. Denkende Köpfe dagegen haben längst erkannt, daß seit der französischen Revolution (der ersten nämlich) im Volke eine dritte Parthei herangewachsen ist, welche ziemlich klar einzusehen scheint, daß alle Kämpfe der Aristokratie um des Volks Freiheiten nur Spiegelfechterei sind, und dem Adel deswegen auch immer näher zu Leibe rückt. Was aber diese Parthei vorzüglich hervorgerufen hat, ist nebst der größern Aufklärung — die Noth. Die großen Kämpfe, welche England Anfangs gegen die französische Revolution und dann gegen Napoleon, den Erben dieser Revolution, geführt, waren ganz Sache der Aristokratie, welche das Volk durch geschickte Reizung seiner Eigenliebe dabei nach ihren Absichten zu lenken wußte. Aber gerade die Folgen dieses Krieges — die schwere Staatsschuld und der vertheuerte Staatshaushalt — sind es, was das Volk zum Nachdenken aufruft und es mit immer wachsender Unzufriedenheit der Aristokratie gegenüber stellt. Die Riesenanstrengungen, welche die Nation gemacht hat, um die Mittel für jenen Krieg zu erschwingen, mußten nothwendig den Nationalreichthum in weniger Hände und die Masse ins Elend bringen; auch kann man sich nicht leicht einen Begriff von der Menge Unglücklicher machen, von denen es in Städten und Dörfern wimmelt, von der bittern Dürftigkeit, worin viele, viele Tausende schmachten, und deren Jammer noch herzergreifender wird, wenn man den fürstlichen Luxus sieht, in dem die reichen Gutsbesitzer und Fabrikanten leben. Daß diese Masse armer, geplagter Taglöhner unzufrieden ist, ist ganz natürlich, besonders da ihnen von denjenigen, welche eine Umwälzung wünschen, täglich wiederholt wird, daß all jener Luxus das Werk ihrer Hände ist, und daß die Großen von ihrem Schweiß und Blute schwelgen. Aber zwischen dieser tief gesunkenen Klasse und jenen Großen steht der mittlere Bürger, der Handwerker, der Krämer und das Heer derer, welche auch von ihrer Hände Arbeit leben, aber dabei noch ein gewisses Ansehen von Wohlstand behaupten müssen, der bei neun Zehnteln dieser Klasse nur simulirt ist. Diese Klasse aber ist es, welche die schwere Haus- und Fenstertaxe, die drückende Armen- und Kirchensteuer und tausenderlei andere Abgaben zu entrichten hat, wovon Tausende vornehmer und geringer, freiwilliger und gezwungener Müßiggänger erhalten werden müssen. Diese Klasse ist es aber auch, welche ernstlich auf die Reform des Unterhauses dringt, welche verlangt, daß die Mitglieder desselben nicht Vertreter der Aristokratie, sondern des Volks seyn und als solche alle Pensionen und Besoldungen verweigern sollen, die nicht für dem Staate wirklich geleistete Dienste gegeben werden, oder diesen Diensten nicht angemessen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Ueber die in den Julitagen Verwundeten und Gebliebenen.

So eben hat auch ein Arzt, Namens Ménière, eine Schrift über die Verpflegung der Verwundeten in dem großen Pariser Hospital, dem sogenannten Hôtel-Dieu, herausgegeben. Hier kommen manche interessante, auch nicht-ärztliche Bemerkungen vor. Da das Hôtel-Dieu dem Kampfplatze, besonders dem Greveplatze und dem Rathhause, dessen Angriff und Eroberung so manche Wunden verursachte, sehr nahe liegt, so wurden auch die meisten Verwundeten hieher getragen, und zwar Sieger sowohl als Besiegte. Letztere waren niedergeschlagen und hatten alle geistige Kraft verloren; erstere hingegen waren voll Muth und Hochherzigkeit, selbst unter den größten Leiden, und standen die chirurgischen Operationen mit der größten Standhaftigkeit aus; manche äußerten sogar während dieser Schmerzen patriotische Gesinnungen mit einer Art von Schwärmerei. Aber bei dieser Ueberspannung ihrer Gefühle war ihnen auch die geringste Gemüthsbewegung schädlich. Schon daß man noch oft in Paris Gewehre losschoß, besonders in der Umgegend des Hôtel-Dieu, verursachte den Kranken eine gefährliche Erschütterung. Ein Taglöhner, der nur eine leichte Wunde an der Hand bekommen hatte, versank in Schwermuth bei der Nachricht von der Untreue einer Geliebten und starb; ein anderer hätte beinahe dasselbe Schicksal gehabt, weil ein hartherziger Hausherr gekommen war und ihn mit dem Verkaufe seiner Meubeln bedroht hatte, im Falle er nicht zahlen wollte. Sogar der Besuch Lafayettes und der jetzigen Königin im Hôtel-Dieu wurde den Kranken schädlich. Ménière schlägt die Gesammtzahl der in den drei Tagen zu Paris verwundeten Bürger auf 2000 und die der Getödteten auf 700 an; dies scheint jedoch eine bloße Vermuthung zu seyn; richtiger wird vielleicht die Kommission, welche von der Regierung beauftragt worden ist, den Wittwen und Waisen, wie auch den Verstümmelten einen Unterhalt zuzusichern, die Zahl der Todten und Verwundeten bestimmen können. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß Ménières Berechnung der Wahrheit näher kommt, als die Berichte, welche die Zahl der Todten zu Tausenden anschlugen. Aber freilich sind, wie Dr. Ménière hinzusetzt, die auf dem Kampfplatze und in den Hospitälern Gebliebenen nicht die einzigen, denen die letzte Revolution das Leben gekostet hat oder noch kostet. Geschäftsmänner und Gelehrte sind von Gehirnentzündungen befallen worden, andere sind in tiefe Schwermuth versunken und einige haben sich das Leben genommen. Alle diese Unglücksfälle würden wahrscheinlich vermieden worden seyn, wenn Karl X. etwas mehr Regierungskunst besessen, und statt beständig auf die Jagd zu gehen und seine unwürdigen Günstlinge und die Geistlichkeit regieren zu lassen, sich ein wenig mehr um die wichtigen Staatsgeschäfte bekümmert hätte, die ihm oblagen; freilich hätte er zum Regieren erzogen seyn müssen. Ein gutes Geschick hat noch bei jener Staatsumwälzung über Paris gewaltet, daß die prächtigen Kunstsammlungen während des fürchterlichen Kampfes wenig oder gar nicht beschädigt worden sind. Wenn man bedenkt, daß sich einige tausend Menschen um die Eroberung des Louvre schlugen, und daß mit Flinten und Kanonen auf dasselbe und aus demselben geschossen wurde, so kann man es wahrlich als ein Wunder ansehen, daß weder die Bildergallerie, noch die Antikensammlung, noch die königliche Privatbibliothek in Rauch aufgegangen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 283.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. November 1830.

So kennt ihr ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las.

Goethe.
Epilog zu Schillers Glocke.

Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

Von Wilhelm v. Humboldt *).

Es gibt ein unmittelbareres und volleres Wirken eines großen Geistes als das durch seine Werke. Diese zeigen nur einen Theil seines Wesens. In die lebendige Erscheinung strömt es rein und vollständig über. Auf eine Art, die sich einzeln nicht nachweisen, nicht erforschen läßt, welcher selbst der Gedanke nicht zu folgen vermag, wird es aufgenommen von den Zeitgenossen und auf die folgenden Geschlechter vererbt. Dieß stille und gleichsam magische Wirken großer geistiger Naturen ist es vorzüglich, was den immer wachsenden Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk immer mächtiger und ausgebreiteter emporsprießen läßt. In Schrift gefaßte Werke und Literaturen tragen ihn dann, gleichsam mumienartig verschlossen, über Klüfte hinweg, welche die lebendige Wirksamkeit nicht zu überspringen vermag. Die Völker aber haben schon immer Hauptschritte zu ihrer Geistesentwicklung vor der Schrift gethan, und in diesen dunkelsten, aber wichtigsten Perioden des menschlichen Schaffens und Bildens ist nur die lebendige Einwirkung möglich. Nichts zieht daher die Betrachtung mehr an, als jeder, wenn selbst schwache Versuch, zu erforschen, wie ein merkwürdiger Mann des Jahrhunderts die Bahn alles Denkens, das Gesetz an die Erscheinung zu knüpfen, über das Endliche hinaus nach dem Unendlichen zu streben, in seiner individuellen Weise durchlief. Dieß hat mein Nachdenken über Schiller oft beschäftigt, und unsere Zeit hat Keinen aufzuweisen, dessen inneres geistiges Leben in dieser Hinsicht merkwürdiger zu verfolgen wäre.

Schillers Dichtergenie kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesco von einer entschieden großen Naturkraft. Es verrieth sich nachher durch die, bei ganz verschiedenartigen philosophischen und historischen Beschäftigungen, immer durchbrechende, auch in diesen Briefen so oft angedeutete Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigenthümlichen Heimath seines Geistes. Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und der Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber dieß Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die Alles, ergründend, spalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte.

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. v. Humboldt. Diese Schrift wird in Kurzem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen. Wir geben einen Auszug aus W. v. Humboldts Vorwort über Schiller, und behalten uns vor, auch einen und den andern Brief aus der interessanten Sammlung mitzutheilen.
D. Red.

Darin liegt Schillers besondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tiefereu Antheil des Gedankens, und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; lezteres auf zweifache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkührlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, das Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellektualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete. Diese Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schillers Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genies, als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur die intellektuelle Größe Schillers die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte. . .

Was jedem Beobachter an Schiller am meisten, als charakteristisch bezeichnend, auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn, als vielleicht je bei einem andern, der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbstthätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie, und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Uebels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dieß zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer, den Geist anregenden Diskussion versezt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. . .

Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dieß Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benuzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräch immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbstthätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dies deutlich. Er kannte sogar keine andere. Bloßer Lektüre überließ er sich nur spät Abends und in seinen, leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein, oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße, von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studiren, das für den damit Vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig, und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen, als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Anstrengung des Geistes, welche selbstthätig aus ihren eigenen Tiefen schöpft, mehr schäzte, konnte er sich weniger mit der geringeren befreunden. Es ist aber auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrath des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche Andern ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Theil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkührlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigene Ansicht zum Grunde. Aber was Schiller durch eigene Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm blos fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lektüre zu machen; auch was er in dieser Art Dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtniß fest ein, und seine rastlos angestrengte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen, bald jenen Theil des irgend je gesammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung.

Auf ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist der griechischen Dichtung an, ohne sie je anders als aus Uebersetzungen zu kennen. . .

Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist

in den Kolumbus überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigenthümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar inwohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Uebereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen seyn kann, war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem. Ihm entsprach auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellektuellen Aufgabe so lange nachging, bis sie befriedigend gelöst war. Schon in den Briefen Raphaels an Julius in der Thalia in dem kühnen, aber schönen Ausdruck: „als Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meer einging" findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Georg Keith.

(Fortsetzung.)

Als treuer, eifriger Anhänger der Stuarts brachte Lord Keith 1715 Schottland zu Gunsten des Prätendenten in Aufruhr und forderte diesen auf, aus seinem Schlupfwinkel herauszukommen; „denn," so schrieb ihm Keith, „ein Souverän, der sein Land verloren hat, muß die Gefahr mit denen theilen, die ihr Leben aussetzen, um es ihm wieder zu gewinnen." Er wurde von der englischen Regierung zum Tode verdammt, irrte sechs Monat in Schottland umher, reiste dann von einem europäischen Hof zum andern, um Freunde und Unterstützung für den Prätendenten zu gewinnen, machte aber bald die Erfahrung, daß ein König ohne Macht und Land nichts von seinen erlauchten Genossen zu hoffen hat. Der Prätendent verlieh ihm den Orden des Hosenbandes, den er aber nur in des Prinzen Gegenwart anlegte; „denn wer nicht lächerlich scheinen will," sagte er, „muß auf diese immer eitlen und leeren Zierrathen Verzicht leisten, wenn der Fürst, von dem er sie empfing, nicht mehr im Stand ist, sie in Respekt zu setzen." Jean Jacques, der drei Monat lang genauen Umgang mit Lord Keith hatte, sagt in seinen Konfessionen, er sey gleichgültig gegen das Haus Stuart geworden, weil er dessen Ungerechtigkeit und Tyrannei als den herrschenden Charakter dieser Dynastie erkannt. Keith diente in Spanien in dem Krieg gegen den Kaiser, und zog sich dann ins Königreich Valencia zurück, wo er, wie er sagte, viel gute Freunde fand, „besonders die liebe Sonne." Sein Bruder, der Marschall Keith, in preußischen Diensten, suchte ihn nach Berlin zu ziehen; hier gewann ihn Friedrich schnell lieb, schickte ihn als Gesandten nach Frankreich und nach Spanien, und hernach als Gouverneur nach Neufchatel, wo er Rousseau kennen lernte, als dieser in diesem Lande war. In seinen diplomatischen Sendungen hatte er kein Glück; „denn dazu, sagte er, gehört eine Feinheit und Schlauheit, die ich nicht habe, und die ich auch nicht haben mag." Als Friedrich II. eine Allianz mit England abschloß, wirkte er, ohne Keiths Wissen, dessen Wiedereinsetzung in den vorigen Stand und die Zurückgabe seiner Güter aus; deßhalb ging er wieder nach Schottland, erhielt aber nur einen Theil seiner Besitzungen zurück. Demungeachtet wollte er hier leben, hätte ihn nicht das rauhe Klima und das Mißtrauen des englischen Kabinets daran gehindert. Dankbarkeit und Freundschaft führten ihn nach Preußen zurück. Friedrich baute ihm ein Haus bei Sans-Souci. Lord Keith, für den der königliche Pallast eine Art von Gefängniß oder Kloster war, schrieb von dem König: „Unser Pater Abbé," so nannte man Friederich in dem engen Cirkel seiner Vertrauten und Tischgenossen, „ist der angenehmste und leutseligste Mann von der Welt; wäre ich aber in Spanien, so fühlte ich mich doch bewogen, ihn bei der heiligen Inquisition wegen Hererei zu denunciren; denn hätte er mich nicht bekehrt, so bliebe ich gewiß nicht hier, wo nur ein gemalter Himmel ist, während ich in dem schönen Klima von Valencia leben und sterben könnte." Zwei Tage vor seinem Tode ließ er den damaligen englischen Gesandten in Berlin, Elliot, bitten, ihn zu besuchen, und sagte zu ihm: „Ich habe Sie zu mir bitten lassen, denn ich finde es komisch genug, daß ein Minister des Königs Georg die lezten Worte eines alten Stuartanhängers empfange. Uebrigens haben Sie mir vielleicht Aufträge an Milord Chatam (der ungefähr vierzehn Tage vorher gestorben war) zu geben; ich denke ihn morgen oder übermorgen zu sehen." Er verordnete, daß seine Leiche ohne allen Prunk beigesezt werden solle; um dessen gewiß zu seyn, sezte er nur drei Louisdor für sein Begräbniß aus. Lord Keith war edel und großmüthig und dabei ein wahrer Weiser, denn er that das Gute ohne Ostentation, und vergaß es gleich nachher. Wiewohl höchst einfach in allem seinem Thun, war er doch sehr witzig und froh, nur kalt und frostig auf den ersten Anblick, zumal wenn ihn seine sonderbare Laune beherrschte. Seine Diener waren von allen Religionen, unter andern ein Tatar, der vom großen Lama abstammen wollte; deßhalb nannte ihn Lord Keith seinen Großalmosenier. Rousseau sagte von ihm in seinen Lettres écrites de la montagne: „Soll ich mich über die Wahl meines Exils beklagen? O nein, denn unerachtet ich so vieles von Haß, Leidenschaft und Verfolgung zu ertragen gehabt habe, so ist mein Gewinnst doch größer als mein Verlust. Ich habe einen Menschen gefunden. Edles und großes Herz! o Georg Keith, mein Beschützer, mein Freund, mein Vater! wo Du auch in dem Augenblicke seyn magst, wenn ich meine traurigen Tage beschließe, und sähe ich Dich auch mein ganzes Leben nicht mehr, nie werde ich dem Himmel mein Elend vorwerfen!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Schicksal der Kunstsammlungen während der Revolution.

In die königliche Privatbibliothek wollte der Herzog von Ragusa eine Kompagnie königl. Garde legen, um sich dort zu vertheidigen, wodurch dann wahrscheinlich ein Theil der kostbaren Bücher zu Patronen würde verwendet worden seyn, wie man es mit vielen Papieren in der Bibliothek im Rathhause gemacht hat. Dies kam jedoch nicht zu Stande. Ein trunkener Kerl wollte im ersten Taumel des Sieges Feuer an den Louvre legen, um dies königl. Gebäude von Grund aus zu zerstören; natürlich verhinderten dies die Vernünftigern. Das neu angelegte egyptische Kabinet und die Vasensammlung im Louvre sind leider nicht so verschont geblieben, als die Gemälde und Statuen. Die Spiegelgläser der schönen Schränke sind großentheils zerschlagen, und manche goldene Zierrathen und kleine Antiken aus denselben entwendet worden; eine große Papyrusrolle ist zur Hälfte zerstört; viele Siegel und Amulette mit Keilschrift fehlen. Da sich die Säle mit egyptischen Alterthümern den Erstürmern des Louvre zuerst darboten und ihnen die goldenen Zierrathen zuerst in die Augen fielen, so ist es nicht zu verwundern, daß diese Stücke die Rache und Habsucht gereizt haben. Auch in den folgenden Sälen, wo die Vasen von Edelstein und die künstlich geschmückten Schüsseln aus der Zeit Königs Franz I. aufgestellt stehen, ist Mehreres entwendet worden, unter andern eine kunstreich mit Goldarbeit verzierte Vase Benvenuto Cellinis. Die Verwaltung des Museums hat ein Verzeichniß der sämmtlichen entwendeten Stücke drucken lassen, hat aber wenig Hoffnung, die Goldsachen wieder zu bekommen, die wahrscheinlich sogleich vom hungrigen Pöbel verkauft und eingeschmolzen worden sind. Die Gemälde und Statuen wurden verschont; denn hier reizte nichts die Habgier, und auch der Pöbel in Paris hat Achtung vor Kunstsachen. Einige Gemälde zwar liefen Gefahr, zerstört zu werden, weil die dargestellten Gegenstände die Gemüther des erhitzten Volkes aufreizten; indessen half auch hier die kältere Ueberlegung, und die Sammlung blieb unversehrt, wenn man Gerards Krönungsgemälde und das Porträt Karls X. im Saale des Staatsrathes ausnimmt. Auch von dem aus dem egyptischen Kabinette und der Gerätheſammlung des Mittelalters Entwendeten kommt Mehreres wieder ein, zum Theil durch freiwilliges Zurückgeben, zum Theil durch Ankauf oder durch Nachspüren von Seiten der Polizei. Schlimmer ist es der Sammlung alter Rüstungen im Artilleriemuseum ergangen; hier diente nach der Eroberung die Nothwendigkeit, sich mit Waffen zu versehen, zum Vorwande, Alles zu entwenden und das Museum rein auszuplündern, obschon die alten Rüstungen und Waffen gegen die Kanonen und Gewehre der königl. Garde und der Schweizer wenig helfen konnten. Kurz nach dem großen Siege erschien eine Aufforderung an alle diejenigen, welche dergleichen Rüstungen genommen hatten, daß man sie aus Liebe zur Kunst wieder zurückgeben möge. Manches ward auch wieder zurückgebracht; aber dies sind doch nur Theile des sonst so großen Kabinetts, und vielleicht wird manches Stück mit den schönen Vasen aus kostbaren Steinen und aus der medizeischen Zeit in fremde Kabinette verkauft werden, besonders nach England, dem jetzigen großen Markte für dergleichen Waaren, die man sogar in Paris sehr gut nachmacht, um sie den blinden englischen Liebhabern als köstliche Reliquien aus dem Mittelalter aufzubinden. Die Landhäuser der Lords müssen vollgepfropft seyn mit Kram der Art; denn eine Zeitlang haben sie für schweres Geld alles, was sich davon bei den Krämern vorfand, aus Paris geschleppt. Altes Porzellan, alte Porträts, alte Sessel, altes Hausgeräthe, alte Waffen, kurz alles, was sich auf eine historische Person, oder auf glänzende Zeitpunkte, oder auf berühmte Fabrikanten aus der Vorzeit bezog, ging ab, zur großen Freude der Krämer, welche bereit waren, den alten Vorrath stets wieder zu erneuern.

(Der Beschluß folgt.)

London, November.

(Fortsetzung.)

Die neue Polizei. Zustand des Buchhandels.

Man hatte erwartet, daß trotz dem Widerwillen der Vornehmen, sich des großen Vorrechts zu begeben, daß ihre jüngern Söhne vom Staate erhalten werden, während ihre Güter in den Händen des ältesten verbleiben, die Regierung die Zeichen der Zeit erkennen und selbst eine gemäßigte Reform vorschlagen würde, welche die Bürger für den Augenblick befriedigen und dieselben bereitwillig machen könnte, sich im Fall der Noth mit der Regierung dem Pöbel zu widersetzen. Dies hat aber, wie bekannt, die Regierung nicht für gut befunden, und auch die neuesten Unruhen in London scheinen sie nicht zu witzigen. Sie wissen, daß seit einem Jahre in allen Theilen Londons, außer der Altstadt, eine neue Polizei unter einer einzigen Direktion eingeführt worden ist, während vorher jedes Kirchspiel seine eigene Nachtwache hatte, welche bei der immerwährenden Vergrößerung der Stadt und bei der überhandnehmenden Armuth von Jahr zu Jahr unzulänglicher befunden wurde. Aber durch diese neue Einrichtung verloren die Gemeindevorsteher manche persönliche Vortheile, und alle Hausbesitzer wurden mit einer höhern Steuer belegt. Dies erregte eine Unzufriedenheit, welche die demagogischen Journale sowohl, als die, welchen es aus pekuniären Rücksichten blos um Popularität zu thun ist, benutzten, um London gegen die Regierung aufzureizen. Dies ist ihnen auch, wie die neuesten Vorfälle beweisen, gut gelungen; aber schon längst ist fast jedes Kirchspiel gegen das neue System eingekommen, und der Pöbel, worunter unstreitig eine bedeutende Anzahl Diebe, ist aufs Aeußerste erbittert gegen die Polizei. „Keine Polizei! Nieder mit der Polizei!“ schreit seit längerer Zeit schon das Volk überall, wo es sich in Menge versammelt findet. Man nennt bekanntlich die englischen Soldaten, ihrer rothen Uniform wegen, lobsters, Hummer, welche wie die Krebse nach dem Sieden roth aussehen; die Polizeidiener aber tragen blaue Uniform, und das Volk nennt dieselben, um zu erkennen zu geben, daß es sie, obgleich sie keine andern Waffen führen, als den gewöhnlichen Constabelstock, als Soldaten betrachtet, spottweise rohe Hummer. Dabei aber schmeichelt der Pöbel, wahrscheinlich um die Pariser Mode nachzuahmen, wo der Gensdarme für einen Feind und der Soldat für einen Freund galt, den Soldaten, und man sieht jetzt oft an den Mauern angeschrieben: „Es leben die Soldaten! nieder mit der Polizei!“

In der Grafschaft Kent sieht es bekanntlich noch schlimmer aus. Nimmt man nun noch dazu die Gerüchte von Bewegungen unter den Fabrikarbeitern in den nördlichen Grafschaften und die Gährung, welche O'Connell durch seinen Vorschlag zur Auflösung des administrativen Verbands zwischen Irland und Großbritannien in jener Insel bewirkt hat, so darf man sich nicht wundern, daß es trübselig bei uns aussieht. Vor allen empfindet dieses der Buchhandel, denn man hat nicht Zeit, etwas anderes zu lesen, als Zeitungen und Flugschriften. Auch erscheint jetzt kein einziges wichtiges Werk, und die Verleger weisen Sachen zurück, nach denen sie sonst mit gierigen Händen gegriffen haben würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. November 1830.

Wie in engen Winterklausen
Bienen um den Honigseim,
Drängen wir uns dicht und schmausen
So behaglich und geheim.

J. H. Voß.

Bilder aus Rußland.

Der Thee.

Neben dem Bad ist eines der größten Bedürfnisse für den Russen der Thee, und zwar der chinesische Thee, der besonders über Kiachta aus China eingeführt wird. Dieser großen Entfernung ungeachtet, ist er doch durch ganz Rußland so wohlfeil, daß auch der Arme ihn leicht anschaffen kann. Er ist übrigens viel besser als derjenige, den wir gewöhnlich über Holland und England erhalten, weil dieser auf der See verdirbt. Der russische Thee wird durchaus von China bis Petersburg und Kiew auf der Axe gebracht, und nur sehr selten eine kleinere Strecke auf Flüssen transportirt, da die größern Ströme Rußlands alle nahe in der Richtung der Meridiane, also senkrecht auf die eigentliche Theestraße laufen. Statt des für die niedern Klassen sehr theuern Zuckers wird Honig gebraucht, und obschon ich Anfangs gegen dieses Surrogat eingenommen war, so überzeugte ich mich doch bald, daß der Honig zu dem Thee viel besser passe und viel angenehmer munde, als der beste Zucker. Damit ist aber der treffliche russische Honig gemeint, besonders der, welcher von wilden Bienen aus den Lindenwäldern gesammelt wird und sich durch seinen gewürzhaften Geschmack auszeichnet, so wie er durch seine grünliche Farbe kenntlich ist. Dieser in Rußland ebenfalls sehr wohlfeile Honig ist mit dem, welchen unsere zahmen Bienen erzeugen, gar nicht zu vergleichen, und ein wahrhaft köstliches Geschenk der Natur. Milch oder Sahne wird nur selten zum Thee genommen. Arme begnügen sich, die von andern bereits aufgegossenen Blätter des Thees zu trocknen und dann noch einmal mit kochendem Wasser zu begießen, welcher zweite Thee natürlich viel schwächer ist und weniger Aroma hat. Zu Bereitung des Thees hat man durch ganz Rußland eigene Gefäße von Messing oder Kupfer, Samowar (Selbstkocher) genannt, deren namentlich in der berühmten Fabrikstadt Tula jährlich viele Tausende verfertigt und durch das ganze Reich verschickt werden. Dieser Samowar hat meistens die gefällige Gestalt einer Urne. Wenn sich der gemeine Russe recht wohl seyn lassen will, so genießt er trockene Rosinen zum Thee, indem er sich den Mund ganz damit vollstopft, sie etwas kaut und dann den oft glühend heißen Thee durch sie durchgehen läßt. Es ist unglaublich, wie viel von diesem Tranke in Rußland verzehrt wird und wie viel oft ein einzelner Mensch davon zu sich nimmt, ohne daß man hört, daß der zu häufige Gebrauch je nachtheilig geworden wäre. Jährlich sollen aus China über 4000 Pud (1600 Centner) Thee nach Rußland geführt werden. Gewöhnlich wird er von den Chinesen in würfelförmige Kisten gepackt. Wenn diese Kisten geöffnet werden, so findet man in ihrem obersten Theile eine einen oder anderthalb Zoll dicke Lage von dem sogenannten Blumenthee, der in Rußland als der kostbarste und theuerste vorzüglich geschätzt wird. Dieser Blumenthee besteht nicht, wie man glaubt, aus den Blüthen der Theepflanze, sondern aus den noch nicht ganz entwickelten Blättern, die

in der That einen besonders feinen und angenehmen Geschmack haben. Außer diesem kennt man von dem eigentlichen chinesischen Thee in Rußland nur zwei Gattungen: den schwarzen und den grünen. Der lezte, der sich durch seine dunkelgrüne Farbe auszeichnet, wird für den bessern gehalten, soll aber weniger gesund seyn, weil die Chinesen den Blättern diese Farbe durch Rösten auf heißen Kupferplatten geben. Uebrigens trinkt in Rußland Groß und Klein und Arm und Reich täglich Thee oft bis zum Uebermaße. Wie man in den deutschen Landstädten dem eintretenden Gaste vor allem einen Sitz und einen Laib Brod zum Aufschneiden vorlegt, so kömmt in Rußland, wenn der Gast den Fuß ins Zimmer sezt, unmittelbar hinter ihm der Samowar, so daß es in der Regel gar nicht nothwendig ist, der Dienerschaft deßhalb besondern Befehl zu geben, da es sich von selbst versteht. Die Hausfrau schlürft natürlich ihre Tasse mit dem Gaste, und da diese Gelegenheit, besonders an Sonn- und Feiertagen, oft wiederkehrt und jeder Eintretende ohne Unterschied bewirthet werden muß, so genießt manche Frau auf diese Weise in einem einzigen Tag zwanzig und mehr Tassen dieses Getränkes, ohne sich dadurch beschwert zu fühlen. Noch weiter wird dieses Uebermaß bei den Männern, besonders bei den gemeinen Kaufleuten, getrieben. Ich sah öfters ganze Gesellschaften solcher russischen Kupzi, wenn sie eben von ihren Landreisen kamen, sich in ihren dichten, mit Schnee und Eis bedeckten Bärenpelzen vor einen mächtigen Samowar und eine große Schüssel voll Rosinen sezen und nicht eher aufstehen, bis Samowar und Schüssel leer waren, so daß mancher auf zwanzig und mehr Tassen Thee (in der Größe unserer Kaffeetassen) kam. Diese Fülle des glühend heißen Getränkes brachte sie in einen so reichlichen Schweiß, daß das Wasser in Strömen über ihre struppigen Gesichter lief, und sie nur immer zu wischen hatten, wobei sie sich aber ganz behaglich gefühlt haben müssen, da es nie einem einfiel, seinen dichten Pelz auszuziehen und sich dadurch die Arbeit, denn als eine solche erschien es mir, zu erleichtern. Dieser Samowar ist der stete Begleiter der Russen, und wer ihn anzuschaffen zu arm ist, ersezt ihn durch einen kleinen eisernen Kessel, der die Form einer Kugel hat, und der, unter derselben Benennung, auch in der ärmsten Hütte angetroffen wird. Wie oft, wenn ich eine solche Hütte betrat, welche die Spuren der Dürftigkeit in allen Ecken zeigte, und ich zur ersten Begrüßung mich mit dem gewöhnlichen Ausdrucke: Kak schiwiesch? (wie lebst Du?) nach dem Befinden der Bewohner erkundigte, wie oft erhielt ich da die von genügsamer Zufriedenheit zeugende und ebenfalls schon zum gemeinen Sprichworte gewordene Antwort: Slawa Bogu, chlob jest, Samowar jest, nitschewo ne nadamna. „Gott sey Dank, Brod ist da, Samowar ist da, ich brauche nichts mehr."

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

(Fortsezung.)

Dem Inhalte und der Form nach waren Schillers philosophische Ideen ein getreuer Abdruck seiner ganzen geistigen Wirksamkeit überhaupt. Beide bewegten sich immer im nämlichen Gleise und strebten dem gleichen Ziele zu, allein auf eine Weise, daß die lebendigere Aneignung immer reicheren Stoffs, und die Kraft des ihn beherrschenden Gedanken sich unaufhörlich zu wechselseitiger Steigerung bestimmten. Der Endpunkt, an den er Alles knüpfte, war die Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte in ihrer absoluten Freiheit. Beide dem Ich, das nur Eins und ein untheilbares seyn kann, angehörend, aber die eine Mannigfaltigkeit und Stoff, die andere Einheit und Form suchend, sollten sie durch ihre freiwillige Harmonie schon hier auf einen über alle Endlichkeit hinaus liegenden Ursprung hindeuten. Die Vernunft, unbedingt herrschend in der Erkenntniß und Willensbestimmung, sollte die Anschauung und Empfindung mit schonender Achtung behandeln, und nirgends in ihr Gebiet übergreifen; dagegen sollten diese sich aus ihrem eigenthümlichen Wesen und auf ihrer selbstgewählten Bahn zu einer Gestalt emporbilden, in welcher jene, bei aller Verschiedenheit des Prinzips, sich der Form nach wiederfände. Diese, nicht auf entdeckbaren Wegen entstehende, sondern wie durch plötzliches Wunder überraschende Uebereinstimmung zu vermitteln, den in sich unabweisbaren Widerspruch beider Naturen durch einen in ihrer Wechselbeziehung auf einander gegründeten Schein aufzuheben, und dem Menschen dadurch in der Erscheinung ein Bild desjenigen zu geben, was außer aller Erscheinung liegt, vermag allein die Richtung in ihm, welche wir die ästhetische nennen. Denn sie behandelt den Stoff mit einer auf dem Gebiete der Sinnlichkeit entsprungenen, nicht von der Idee erborgten und dennoch als Freiheit erscheinenden Selbstthätigkeit. In Anmuth und Würde und in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen ist diese Vorstellungsweise ausführlich dargelegt.

Niemals vorher sind diese Materien so rein, so vollständig und lichtvoll abgehandelt worden. Es war aber damit unendlich viel, nicht blos für die sichere Scheidung der Begriffe, sondern auch für die ästhetische und sittliche Bildung gewonnen. Kunst und Dichtung waren unmittelbar an das Edelste im Menschen geknüpft, dargestellt als dasjenige, woran er erst zum Bewußtseyn der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinaus strebenden Natur erwacht. So waren beide auf die Höhe gestellt, welcher sie wirklich entstammen. Sie auf dieser vor der Entweihung jeder kleinlichen und herabziehenden Ansicht, jeder nicht aus ihrem reinen Element entsprungenen Empfindung

zu sichern, war im eigentlichsten Verstande Schillers beständiges Bemühen, und erschien als seine wahre, ihm durch seine ursprüngliche Richtung gegebene Lebensbestimmung. Seine ersten und strengsten Forderungen ergehen daher an den Dichter selbst, von dem er nicht gleichsam blos abgesondert wirkendes Genie und Talent, sondern eine, der Höhe seines Berufs zusagende Stimmung des ganzen Gemüths, nicht blos eine augenblickliche, sondern eine zum Charakter gewordene Erhebung verlangt. . .

An Niemand richtet er diese Forderungen so streng, als an sich selbst. Man kann von ihm mit Wahrheit sagen, daß, was auch nur von fern an das Gemeine, selbst an das Gewöhnliche grenzte, ihn niemals berührte, daß er die hohen und edeln Ansichten, die sein Denken erfüllten, auch ganz in seine Empfindungsweise und sein Leben übertrug, und im Dichten immer mit gleicher Lebendigkeit, auch bei kleinen Produktionen, vom Streben nach dem Ideale begeistert war. Daher findet sich in seinen Werken so Weniges, was man matt oder mittelmäßig nennen müßte. Allerdings trug dazu auch das, was ich früher berührte, sehr viel bei, daß nämlich seine Geisteskraft immer mit gleicher Anstrengung arbeitete, und daß es ihm durchaus fremd war, sie bei einer gleichsam erholenden Arbeit eine Abspannung finden zu lassen. Es mag Individualitäten geben, welchen seine ganze Dichtungsweise und seine ganze philosophische Ansicht minder zusagt. Allein nur wenig Einzelnes wird man als seiner nicht würdig ausstoßen, indem man das Andere enthusiastisch erhebt, und der Tadel selbst, um dieß hier im Vorbeigehen zu bemerken, wird gerade seine individuellsten Seiten treffen, und also die hohe Einheit seiner Natur in ein noch helleres Licht stellen. . .

Der Poesie unter den menschlichen Bestrebungen die hohe und ernste Stellung, von der ich oben gesprochen, anzuweisen, von ihr die kleinliche und die trockene Ansicht abzuwehren, welche, jene ihre Würde, diese ihre Eigenthümlichkeit verkennend, sie nur zu einer tändelnden Verzierung und Verschönerung des Lebens machen, oder unmittelbar moralisches Wirken und Belehrung von ihr verlangen, ist, wie man sich nicht genug wiederholen kann, tief in deutscher Sinnes- und Empfindungsart gegründet. Schiller sprach, nur auf seine individuelle Weise, darin aus, was seine Deutschheit in ihn gelegt hatte, was ihm aus den Tiefen der Sprache entgegenklang, deren geheimes Wirken er so trefflich vernahm und so meisterhaft wieder zu benutzen verstand. Es liegt in der großen Oekonomie der Geistesentwickelung, welche die ideale Seite der Weltgeschichte, gegenüber den Thaten und Ereignissen, ausmacht, ein gewisses Maß, um welches der Einzelne, auch am günstigsten Bevorrechtete, sich nur über den Geist seiner Nation erheben kann, um, was dieser ihm unbewußt verlieh, durch Individualität bearbeitet, in ihn zurückströmen zu lassen. Die Kunst nun und alles ästhetische Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten, ist keiner neueren Nation in dem Grade, als der deutschen, gelungen, auch denen nicht, welche sich der Dichter rühmen, die alle Zeiten für groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen, und in Allem, was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen, und in näherer Bestimmung des Begriffes der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er sucht Poesie und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt sie zu verbinden, und so lange dies Streben nach Philosophie, auch ganz reiner, abgezogener Philosophie, das sogar unter uns nicht selten in seinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geister in der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poesie und Philosophie stehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen, nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen, nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen, nur sie repräsentiren eigentlich, was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen scheiden, nur zeigen würden, was er besizt und sich angeeignet hat. Ohne diesen zugleich erhellenden und funkenerweckenden Brennpunkt, bleibt auch das ausgebreitetste Wissen zu sehr zerstückelt, und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des Einzelnen, der Nation und der Menschheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menschen und des unerklärbaren Zusammenhanges beider seyn kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Die Zeitungen in England und in Nordamerika.

Vom Parlamente hängt es ab, durch kraftvolle und weise Maßregeln die Ruhe und das Zutrauen wieder bei uns herzustellen, welche sich allmählig mehr verlieren zu wollen scheinen. Diejenigen, welche alle die Volksgährung der Verbreitung des Lichts zuschreiben, haben natürlich einen Widerwillen gegen die Vervielfältigung der Zeitungen, und in der Absicht, die Verbreitung derselben zu beschränken, hat sie auch das Parlament mit einer schweren Stempeltaxe belegt. Dagegen kämpfen nun die Demagogen aus Leibeskräften, und einer hat wirklich eine Zeitung angefangen, die er, dem Gesetze zum

Trog, ohne Stempel verkauft. Um indessen zu zeigen, wie sehr eine Stempeltaxe die Verbreitung der Zeitungen hemmt, gibt ein Edinburger Blatt folgende Vergleichung: „Die gegenwärtige Bevölkerung der brittischen Inseln ist beinahe noch einmal so stark, als die der Vereinigten Staaten, indem die eine über 23 Millionen und die andere ungefähr 12 Millionen beträgt. Zieht man die Schwarzen ab, so haben diese Staaten eine Bevölkerung von ungefähr 10 Millionen. Auf den brittischen Inseln gibt es jezt 334 Zeitungen, von denen 19 oder 20 täglich erscheinen, nämlich 16 in London und 3 oder 4 in Irland. In den Vereinigten Staaten gab es 1810 364 Zeitungen; 1823 hatten sie sich schon bis auf 598 vermehrt, und im lezten Frühjahr berechnete Cooper ihre Anzahl auf 800. Die in Großbritannien und Irland jährlich gedruckten Zeitungen geben, nach einem Durchschnitt der in den lezten sieben Jahren entrichteten Stempelgebühr, eine Summe von 28,027,000 Stück; die amerikanischen Journale dagegen geben folgendes Resultat:

250 wöchentliche Zeitungen	28,000,000.
200 2 bis 5mal die Woche,	20,800,000.
50 täglich erscheinende . .	15,600,000.
	61,400,000 Stück.

Wenn diese Berechnung richtig ist, so werden in den Vereinigten Staaten drittehalb mal so viel Zeitungen gedruckt, als in Britannien, und dies (wenn man die Schwarzen nicht rechnet) für weniger als die Hälfte seiner Bevölkerung; woraus erhellt, daß eine Million Menschen in den Vereinigten Staaten fünfmal so viel Zeitungen kauft, als eine Million in Britannien. Es gibt in ganz Großbritannien außer London keine Stadt, in welcher täglich eine Zeitung erscheint oder wo eine der Art sich halten könnte. In den V. St. hat jede beträchtliche Stadt deren eine oder mehrere. Rochester, eine Stadt von 6000 Einwohnern, und Troia mit ungefähr derselben Seelenzahl, beide im Staate Neuyork, haben jede eine tägliche Zeitung, während weder Manchester, noch Edinburg, noch Glasgow eine solche haben. Hat man doch im vorigen Jahre zu Leith, einer Stadt mit 20,000 Einwohnern, vergeblich auch nur ein Wochenblatt einzuführen gesucht. Philadelphia und Liverpool haben ungefähr eine gleiche Volkszahl, aber die englische Stadt hat vielleicht sechsmal so viel Handel. Nun aber hat Liverpool 8 Zeitungen, von denen jede nur einmal erscheint, und Philadelphia 8 tägliche Journale und 8 oder 10 andere. Schottland mit 2,100,000 Einwohnern hat 58 Zeitungen, wovon keine mehr als dreimal die Woche erscheint; Pensylvania mit 1,200,000 Seelen hatte im Jahr 1823, 110 Zeitungen, von denen 14 bis 15 täglich ausgegeben wurden."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Die Waffen auf der königl. Bibliothek.

Die große königl. Bibliothek hat auch während der lezten Revolution einen Schrecken erlitten, aber glücklicherweise weiter nichts. Das Volk drang nämlich hier ein und verlangte Waffen, wie es in allen Häusern in der Gegend gefordert, unter andern in dem Hotel, in welchem der Herzog von Braunschweig wohnte, um den sich übrigens in jenen wichtigen Tagen Niemand bekümmerte, und der ganz ruhig hätte in Paris bleiben können, wenn ihn die Angst nicht hinausgetrieben hätte. Der Konservator der Bibliothek, der gute und alte Van Praet, antwortete, sie haben auf der Bibliothek wohl viele Bücher, aber keine Waffen, es wäre denn auf dem Antikenkabinette den alten Degen König Franz I. Dieser wurde einstweilen in Beschlag genommen; aber dabei bestand man darauf, es seyen noch Waffen auf der Bibliothek vorräthig. Davon wußte keiner der Konservatoren; endlich erinnerte sich ein alter Thürsteher, daß in den Kellern der Bibliothek die Hellebarden der am 10. August 1792 im Tuilerienschloß entwaffneten und zum Theil ermordeten Schweizer niedergelegt worden waren. Nun fuhr man also auf die Keller los; die Hellebarden fanden sich richtig vor, und diese ehemals von den Schweizern zum Schuze der Bourbonen gebrauchten Waffen mußten nach 38 Jahren gegen die Schweizer und gegen die Bourbonen dienen. Diese Waffen wurden nach dem Kampfe nebst dem Degen Franz I. richtig wieder abgeliefert; ich glaube aber, die Konservatoren der Bibliothek wollen sie an die Regierung abgeben, damit sie nicht wieder einmal von einem ähnlichen Schrecken überfallen werden, wie dieses Jahr. Bücher wollen sie wohl bewahren, nur keine Waffen. Wie aber das Volk so genau wußte, daß das Bibliothekgebäude eine Niederlage von Waffen besize, was selbst die Inwohner, den alten Thürsteher abgerechnet, nicht wußten, das ist bis jezt noch ein Räthsel, wie so mancher andere Vorfall bei jener sonderbaren Staatsumwälzung, deren Folgen sich jezt im Innern und auswärts nach und nach entwickeln. Der jezt erst berühmt werdende St. Simon soll auf seinem Todenbette sich mit seinen Schülern über die baldige Verbreitung seines moralischen und geistigen Systems unterhalten und ihnen einmal anderemal gesagt haben: „Die Birne ist reif, sie muß abfallen." Unter Karl X. konnte man in Paris auch sagen: „Die Birne ist sehr reif; sie wird ehestens abfallen." Allein man hat den Baum doch etwas schütteln müssen; dafür sind denn auch der reifen Birnen eine Menge gefallen.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 278:

Die Staatspapiere.

Räthsel.

An den Dichter N. mit einem Geschenk.

Unter allen Schlangen ist Eine,
Zu Eisen ganz erstarrt,
Auf welche zu seiner Befreiung
Ein edler Gefangener harrt.

Ihr mangeln das Gift und die Zähne,
Doch packt sie den Wächter an,
Durchbohrt den Leib dem Verhaßten,
Und macht dem Gefangenen Bahn.

Schon steht er vor dir ja der Kerker,
Ein edler Franke darin,
So fein und so wohlerzogen,
So freiheitsinnig sein Sinn.

Ergreife die Schlange, du Zauberer,
Durchbohre den Wächter frisch,
Befreie den edeln Gefangnen,
Den Kerker wirf unter den Tisch!

Schon glänzen die Augen des Freien,
Schon träumt er von Geistesverein:
So laß doch den Dichter nicht warten,
Laß schnell zu dem Bruder ihn ein!

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. November 1830.

— Es schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Goethe.

Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

(Fortsetzung.)

Das Forschen um der Wahrheit und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzusuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen sich nicht zerstreut an einzelnen Gegenständen, sondern als reine Objekte des Geistes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beschäftigung, als gerade mit Poesie und Philosophie, und die Eigenthümlichkeit seines intellektuellen Strebens bestand gerade darin, die Identität ihres Ursprungs zu fassen und darzustellen. Die obigen Betrachtungen knüpfen sich daher unmittelbar an ihn an.

Der Trieb nach Beschäftigung mit abstrakten Ideen, das Streben, alles Endliche in Ein großes Bild zu fassen und es an das Unendliche anzuknüpfen, lag von selbst, und ohne fremden Anstoß in Schiller; es war mit seiner Individualität gegeben. Es entwickelte sich am freiesten und lebendigsten in der zweiten und dritten Periode seines Lebens, wenn man die erste seine drei früheren, die vierte seine lezten Trauerspiele, vom Wallenstein an, einnehmen läßt. Die zuerst in der Thalia abgedruckten philosophischen Briefe, mit welchen die Resignation, die ein Produkt desselben Jahres ist, in dem kühnen Schwunge einer leidenschaftlich philosophirenden Vernunft eine auffallende Verwandtschaft hat, sollten den Anfang einer Reihe philosophischer Erörterungen machen. Aber die Fortsetzung unterblieb, und eine neue Epoche des Philosophirens begann für Schiller in Anmuth und Würde, hauptsächlich begründet durch seine Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie. . .

Kant unternahm und vollbrachte das größeste Werk, das vielleicht je die philosophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt. . .

Eine solche Erscheinung konnte an Schiller nicht unbemerkt vorübergehen. Ihn, der immer über seiner jedesmaligen Beschäftigung schwebte, der die Poesie selbst, für welche die Natur ihn bestimmt hatte, und die sein ganzes Leben durchdrang, doch auch wieder an etwas noch Höheres anknüpfte, mußte eine Lehre anziehen, deren Natur es war, Wurzel und Endpunkt des Gegenstandes seines beständigen Sinnens zu enthalten. Plötzlich emporgegangen, und Jahre lang unbeachtet, wurde sie außerdem gerade in der Zeit und der Gegend, wo sich Schiller damals befand, mit einem Enthusiasmus ergriffen, der noch in der Erinnerung erfreut. Auf welche Weise Kant von Schiller gewürdigt ward, hat Schiller in mehreren Stellen seiner Schriften geäußert, noch mehr aber durch die That gezeigt. Er eignete sich die neue Philosophie, seiner Natur gemäß, an. In den eigentlichen Bau des Systemes ging er wenig ein; er heftete sich aber an die Deduktion des Schönheitsprinzips und des Sittengesetzes. Hier mußte es ihn mächtig ergreifen, das natürliche, menschliche Gefühl in seine Rechte eingesezt und in seiner Reinheit philosophisch begründet zu finden. Gerade hier hatten die un-

mittelbar vorher herrschend gewesenen Theorien die wahren Gesichtspunkte verrückt und das Erhabene entadelt. Dagegen fand Schiller, seinem Ideengange nach, die sinnlichen Kräfte des Menschen theils verlezt, theils nicht hinlänglich geachtet, und die durch das ästhetische Prinzip in sie gelegte Möglichkeit freiwilliger Uebereinstimmung mit der Vernunfteinheit nicht genug herausgehoben. So geschah es, daß Schiller, als er zuerst Kants Namen öffentlich aussprach, in Anmuth und Würde, als sein Gegner auftrat.

Es lag in Schillers Eigenthümlichkeit, von einem großen Geiste neben sich nie in dessen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eigenen, selbstgeschaffenen durch einen solchen Einfluß auf das Mächtigste angeregt zu werden, und man kann wohl zweifelhaft bleiben, ob man dieß in ihm mehr als Größe des Geistes, oder als tiefe Schönheit des Charakters bewundern soll. Sich fremder Individualität nicht unterzuordnen, ist Eigenschaft jeder größeren Geisteskraft, jedes stärkeren Gemüths, aber die fremde Individualität ganz, als verschieden, zu durchschauen, vollkommen zu würdigen, und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigene nur noch entschiedener und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört Wenigen an, und war in Schiller hervorstechender Charakterzug. Allerdings ist ein solches Verhältniß nur unter verwandten Geistern möglich, deren divergirende Bahnen in einem höher liegenden Punkte zusammentreffen, aber es sezt von Seiten der Intellektualität die klare Erkenntniß dieses Punkts, von Seiten des Charakters voraus, daß die Rücksicht auf die Person gänzlich zurückbleibe hinter dem Interesse an der Sache. Nur unter dieser Bedingung gehen Bescheidenheit und Selbstgefühl, wie es die Bestimmung ihres idealischen Zusammenwirkens ist, wahrhaft in Unbefangenheit über. So nun stand Schiller auch Kant gegenüber. Er nahm nicht von ihm; von den in Anmuth und Würde und den ästhetischen Briefen durchgeführten Ideen ruhen die Keime schon in dem, was er vor der Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie schrieb; sie stellen auch nur die innere, ursprüngliche Anlage seines Geistes dar. Allein dennoch wurde jene Bekanntschaft zu einer neuen Epoche in Schillers philosophischem Streben; die Kantische Philosophie gewährte ihm Hülfe und Anregung. Ohne große Divinationsgabe läßt sich ahnen, wie, ohne Kant, Schiller jene ihm ganz eigenthümlichen Ideen ausgeführt haben würde. Die Freiheit der Form hätte wahrscheinlich dabei gewonnen.

Bei der Art, wie ich hier von der Form rede, meine ich natürlich nicht den Styl. Diesen hat im Historischen und Philosophischen, wie im Poetischen, Schiller sich ganz eigen geschaffen. Was er in einer Stelle seiner Schriften über die Art sagt, wie die Sprache den Ausdruck umhüllen soll, das hat er selbst in hohem Grade erreicht. Wer einen Styl zu würdigen versteht, der nicht den gleichsam schon fertigen Gedanken nüchtern auszudrücken strebt (ein nothwendig mißlingendes Bemühen, da der Gedanke erst im Ausdruck seine Vollendung erhält), sondern mit dem er, in jedem Augenblicke selbstthätig erzeugt, zugleich hervorzuspringen scheint, der wird den Schillerschen bewundern. Denn indem er den Stempel der Originalität an sich trägt, gibt er zugleich die Regel des, nur auf Jedes eigene Weise, allgemein zu Erringenden.

Was ich hier von Schillers Styl sage, gilt in noch viel prägnanterem Sinne von denjenigen seiner Gedichte, welche vorzugsweise der Ausführung philosophischer Ideen gewidmet sind. Sie erzeugen die Idee, umkleiden sie nicht blos mit einem dichterischen Schmuck. Sie erfüllen dadurch die Forderung dieser Gattung der Poesie. Der Leser gewinnt die Ueberzeugung, daß die sich ihm darbietende Idee jenseits einer Kluft liege, über welche der Verstand keine Brücke zu schlagen, die nur die dichterisch begeisterte Einbildungskraft zu überspringen vermag. Der Dichter, der immer nur hervorbringt, was er selbst empfindet, muß, um jene Ueberzeugung zu bewirken, erst in sich die geeignete Stimmung erzeugen, er muß die Kraft besitzen, die Idee, als gedacht, rein in der dichterischen Darstellung aufgehen zu lassen, und seinen Stoff in die Sphäre des Unendlichen hinüberführen, in welcher allein, nicht auf dem Gebiet des Verstandes, die poetischen Kräfte mit den erkennenden zusammentreffen.

Schillers historische Arbeiten werden vielleicht von Einigen nur als Zufälligkeiten in seinem Leben, und als durch äußere Umstände hervorgerufen angesehen. Dazu, daß sie eine größere Ausdehnung erhielten, trugen diese Ursachen unläugbar bei, allein an sich mußte Schiller durch seine Geisteseigenthümlichkeit eben so wohl zu historischem als philosophischem Studium hingezogen werden. Nur um dieß mit wenigen Worten anzudeuten, berühre ich diesen Punkt hier. Wer, wie Schiller, durch seine innerste Natur aufgefordert war, die Beherrschung und freiwillige Uebereinstimmung des Sinnenstoffes durch und mit der Idee aufzusuchen, konnte nicht da zurücktreten, wo sich gerade die reichste Mannigfaltigkeit eines ungeheuern Gebietes eröffnet; wessen beständiges Geschäft es war, dichtend den von der Phantasie gebildeten Stoff in eine, Nothwendigkeit athmende Form zu gießen, der mußte begierig seyn zu versuchen, welche Form, da das Darstellbare es doch nur durch irgend eine Form ist, ein durch die Wirklichkeit gegebener Stoff erlaubt und verlangt. Das Talent des Geschichtschreibers ist dem poetischen und philosophischen nahe verwandt, und bei dem, welcher keinen Funken dieser beiden in sich trüge, möchte es sehr bedenklich um den Beruf zum Historiker aussehen. Dieß gilt aber nicht blos von der Geschichtschreibung, sondern auch von der Geschichtsforschung. Schiller pflegte zu behaupten, daß der Geschicht-

schreiber, wenn er alles Faktische durch genaues und gründliches Studium der Quellen in sich aufgenommen habe, nun dennoch den so gesammelten Stoff erst wieder aus sich heraus zur Geschichte konstruiren müsse, und hatte darin gewiß vollkommen Recht, obgleich allerdings dieser Ausspruch auch gewaltig mißverstanden werden könnte. Eine Thatsache läßt sich eben so wenig zu einer Geschichte, wie die Gesichtszüge eines Menschen zu einem Bildniß blos abschreiben. Wie in dem organischen Bau und dem Seelenausdruck der Gestalt, gibt es in dem Zusammenhange selbst einer einfachen Begebenheit eine lebendige Einheit, und nur von diesem Mittelpunkt aus läßt sie sich auffassen und darstellen. Auch tritt, man möge es wollen oder nicht, unvermeidlich zwischen die Ereignisse und die Darstellung die Auffassung des Geschichtschreibers, und der wahre Zusammenhang der Begebenheiten wird am sichersten von demjenigen erkannt werden, der seinen Blick an philosophischer und poetischer Nothwendigkeit geübt hat. Denn auch hier steht die Wirklichkeit mit dem Geist in geheimnißvollem Bunde. Im Sammeln der Thatsachen, im Studium der Quellen, so weit es ihm vergönnt war in sie hinabzusteigen, war Schiller sehr genau und sorgfältig. Auch bei seinen poetischen Arbeiten versäumte er nie, sich die historische oder Sachkunde, welche sie erforderten, zu verschaffen. Wenn ihm etwas in dieser Art mißlang, so lag es gewiß nicht an der Emsigkeit seines Strebens, sondern am Mangel von Hülfsmitteln, an seiner Kränklichkeit und andern zufälligen Umständen. Nur muß man einzelne faktische Unrichtigkeiten nicht immer als Instanzen gegen die Allgemeinheit dieser Behauptung ansehen. Er eignete sich bei diesen Studien zu poetischen Arbeiten natürlich vorzugsweise das Ganze des Eindrucks an. Mit welcher Liebe er sich dem Geschichtsfache widmete, geht aus einem seiner Briefe an Körner hervor. Nur wo er historische Arbeiten blos für äußere Zwecke, wie für die Horen, übernehmen mußte, wurden sie ihm lästig. Sonst war, auch gerade in dieser späteren Zeit, die Lust zur Geschichte nicht in ihm erloschen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Uebrigens scheint mir dieser so häufige und, so viel mir bekannt ist, demungeachtet der Gesundheit keineswegs schädliche Genuß des Thees in Rußland mit einer andern Erscheinung innig zusammenzuhängen, die diesen in andern Gegenden vielleicht sehr nachtheiligen Gebrauch hier zu einem wohlthätigen macht. Die strenge Winterkälte, welche in den meisten Gegenden Rußlands herrscht, und die dort gewöhnlichen und selbst nothwendigen heißen Stuben setzen nämlich den Körper sehr oft der schnellsten Abwechslung zwischen den beiden äußersten Temperaturen aus. Es ist nichts Seltenes, in der Stube eine Hitze von 30 Graden Reaumür zu haben, während außerhalb derselben eine Kälte von eben so viel Graden herrscht. Da nun der Bewohner einer solchen Stube seiner Geschäfte wegen sie mehrmals des Tages verlassen und sich der Temperatur der äußern Luft aussetzen muß, so unterwirft er sich dadurch einem Temperaturwechsel von vollen 60 Graden, den auch eine russische Konstitution nicht zu ertragen vermag, wenn nicht besondere Vorsichtsmaßregeln angewendet werden. Der Ausländer, der in bereits etwas vorgerückten Jahren in jene Gegenden versetzt wird, und die Gewohnheiten seines wärmern Vaterlandes beibehalten will, unterliegt gewöhnlich nur zu bald der Strenge des Klimas. Als ich z. B. auf meiner Reise nach Tobolsk durch Perm kam, eine Stadt, die doch noch südlicher als Petersburg liegt, erzählte mir ein junger, seit sechs Jahren dort angesiedelter Deutscher, daß von den Landsleuten, die er bei seiner Ankunft in Perm angetroffen habe, kein einziger mehr übrig sey. „Ich habe," sagte er, „in diesen sechs Jahren über zwanzig deutsche Familienväter zu Grabe getragen, und mich würde der Tod wahrscheinlich auch schon längst ereilt haben, wenn ich nicht schon in meinem 23sten Jahre, also in einem Alter angekommen wäre, wo der Körper noch nachgibt und sich den neuen Einflüssen zu fügen noch weich genug ist. Die Russen wissen dies sehr wohl," fügte er hinzu, „und sie sehen jeden Ausländer, der z. B. in seinem vierzigsten Jahre zu ihnen kommt, als den gewissen Kandidaten eines frühen Todes an. Die Väter sterben so vor der Zeit alle weg, aber ihre Kinder gedeihen im Allgemeinen sehr gut."

Dieser schnelle und so oft vorkommende Wechsel der heißen Stube mit der äußern kalten Luft erzeugt eine Krankheit, die jenen nördlichen Klimaten eigenthümlich und um so gefährlicher ist, da sie augenblickliche Hülfe fordert, wenn sie nicht mit schnellem Tod oder mit einem langwierigen Siechthum endigen soll. Der gesundeste und stärkste Mann wird, wenn er einen Fuß aus der Stube setzt, oder wenn auf einen Augenblick die Thüre oder das Fenster geöffnet wird, oft plötzlich von einem Unbehagen befallen, welches sogleich den ganzen Organismus angreift und wie ein Alp auf dem Erkrankten lastet. Die Kälte hat die Transpiration der Haut plötzlich und völlig unterdrückt. Eine große Mattigkeit der Glieder, ein Gefühl in den Extremitäten, als ob sie abfallen wollten, ein stechender Kopfschmerz und Augenbrennen sind die ersten Anzeichen der Krankheit, worauf, wenn nicht sogleich geholfen wird, in wenigen Stunden schon die gefährlichsten Symptome folgen. Da die Ausdünstung unterdrückt ist, und zwar in einem Grade,

der in unserm Klima ganz unbekannt ist, so muß sie vor allem wieder hergestellt werden. Der Kranke wird daher ohne Verzug und mit den Kleidern sogleich in das nächste Bett gebracht, über und über zugedeckt, eine dicke Pelzmütze ihm über die Ohren gezogen, frischer, heißer Thee gemacht und ihm davon so viel, als nur immer möglich, eingegeben, fünf, zehn und mehr Tassen. Kaum ist dieser genossen und der Kranke unter seine dichten Federn zurückgekrochen, so bricht ein reichlicher Schweiß über den ganzen Körper aus, und alle die fürchterlichen Erscheinungen verlieren sich so schnell wieder, als sie eingetreten waren. Die Andern, die sich indessen wieder an ihren Tisch gesetzt haben, verwundern sich nicht, wenn sie den Kranken schon in der nächsten Viertelstunde wieder seinen Kopf aus all den Pelzen herausstrecken sehen, und einen Menschen wieder an ihren fröhlichen Gesprächen Theil nehmen hören, der noch vor wenigen Minuten Jedem, der mit diesen Zufällen unbekannt ist, ein verlorner Mensch geschienen hatte. Allmählig werden die Decken wieder von ihm gezogen, und noch denselben Abend sieht man oft den Kandidaten des Todes als einen fröhlichen Mann unter seinen Freunden sitzen. — Desto schlimmer aber geht es denen, welche diese augenblickliche Hülfe nicht erhalten. Wenn sie nicht, was der gewöhnlichste Fall ist, am andern Tage schon die dunkle Straße wandeln, von der Niemand zurückkehrt, so gehen sie, am ganzen Leibe von der Gicht gelähmt, einem langsamen, schmerzlichen Tod entgegen. Man erkennt diese Leute, wenn sie sich auch nicht durch ihre gelähmten Glieder verriethen, sogleich an dem eigenthümlichen kachectischen Gesichte. Ihre Antwort, wenn man sie fragt, was ihnen fehle, ist: prosudilsa (ich habe mich erkältet), und dieses Wort klingt dem russischen Ohre so schrecklich, als nur je das Wort Thanatos den alten Griechen geklungen haben mag.

Wer nun nicht geeignet ist, durch einige Tassen heißen Getränks sogleich in Schweiß zu gerathen, der mag, wenn er meinem Rathe folgen will, aus jenen Gegenden wegbleiben. Wie aber, gibt es unter den Russen nicht auch solche arme Leute? Ich habe keinen gefunden. Wie manche Menschen schlafen können, wann sie wollen, so können alle Russen schwitzen, sobald es ihnen beliebt. Eine Tasse Thee, ein warmer Rock und eine dichte Mütze, und sie sind des Erfolges gewiß. Und dieses Glück, denn für sie ist es ein wahres und großes Glück, haben sie, wie mir scheint, sich selbst bereitet. Ihre häufigen heißen Bäder erhalten ihre Haut rein und weich, und der häufige Genuß des warmen Thees, bei dem sie auch in gesunden Tagen oft ganz von Schweiß triefen, vermehrt jene Eigenschaft ihrer Haut und macht sie geschickt, den Einflüssen ihres Klimas zu widerstehen, Einflüssen, welche ohne diese Selbsthülfe vielleicht schädlicher noch auf die Population jener Gegenden wirken würden, als selbst die Pest auf die Bewohner der südlichen Morgenländer.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Englische und amerikanische Zeitungen. Statistik des Parlaments.

In Amerika ist eine größere Anzahl Zeitungen nothwendig als in Großbritannien, weil so viele Familien vereinzelt und in weiten Entfernungen von einander wohnen, auch jeder Einwohner unmittelbaren Antheil an der Regierung und folglich ein nahelliegendes Interesse hat, von Staatsbegebenheiten schnell unterrichtet zu werden; während in England der größte Theil der Bevölkerung in Städten oder doch sonst nahe an einander wohnt, und eine und dieselbe Zeitung oft mehreren Familien zugleich dient, viele Männer auch die Blätter in Kaffee- oder Klubhäusern lesen. Indessen gibt es doch auch Bauernhöfe, wohin fast das ganze Jahr keine Zeitung kommt. So war einer meiner Freunde vor Kurzem einen Monat lang bei seinen Eltern in Yorkshire auf einem solchen Hofe, ohne ein Wort von der belgischen Revolution zu hören; ja selbst von Hustissons Unglück auf der Eisenbahn hörte er nur ein unverbürgtes Gerücht, und dies ohne daß man den Namen des „vornehmen Mannes" zu nennen gewußt hätte.

Der Spectator (unsere beste politisch-literarische Zeitschrift, welche, ohne einer besondern Partei anzugehören, zu Gunsten der Freiheit schreibt) enthält eine Statistik des Unterhauses. Summe der Deputirten: 658; Mitglieder, welche durch ihren eigenen oder ihrer Verwandten Einfluß ins Parlament gekommen sind, 125; Mitglieder, von einzelnen Personen deputirt, die nicht ihre Verwandte sind, 145; von Städten gewählte Mitglieder 159; von diesen verdanken aber viele ihre Wahl mehr ihrem Baaren, als irgend einem Verdienste; 82 Vertreter der Grafschaften, von denen 12 unter dem überwiegenden Einfluß großer Familien stehen; 24 Mitglieder für Wales und 45 Mitglieder für Schottland, von denen fast kein einziges vom Volke frei gewählt scheint; 100 Mitglieder für Irland, von denen nur 42 frei gewählt seyn sollen. Der Journalist bemerkt sehr richtig, daß die von Einzelnen ernannten Personen nicht immer zum Vortheil der Aristokratie reden und stimmen, während im Gegentheil gar manche, die vom Volke gewählt worden sind, sich zu Sklaven jeder Regierung herabgewürdigt haben. Auch ist es notorisch, daß von jeher fast alle Zierden des Parlaments als Schützlinge irgend eines vornehmen Mannes hineingekommen sind. Das Auffallendste ist, daß das Parlament eines Landes, das in Handel und Marine alle andern überragt, nur 82 Kauf- und Handelsleute und 24 Seeoffiziere enthalten soll, während es 85 Landoffiziere und 400 Landeigenthümer zählt.

Von allen Seiten hört man von Verbesserungen an Dampfbooten und Dampfwagen; in Amerika sowohl als hier soll man ein Rad erfunden haben, daß beim Umdrehen kein Wasser mit aufschöpft und folglich weniger Widerstand findet, und zu Cincinnati im Staate Ohio soll man einen ganz ausnehmend leichten und ökonomischen Dampfwagen zu Stande gebracht haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. November 1830.

Zum Glauben ist der schwache Mensch berufen,
Ein schweigender Gehorsam ist sein Ruhm.

Goethe
nach Voltaire.

Bilder aus Rußland.

Gottesdienst.

Die Klöster sind sehr zahlreich in Rußland und alle ohne Ausnahme nach der Regel des heil. Basilius eingerichtet, daher man dort zwar sehr viele Mönche und Nonnen, aber alle nur von derselben Art und Kleidung findet. Unter diesen Klöstern, deren man über 500 im Lande zählt, sind einige sehr groß und mit vielen Mönchen besezt. Das größte und reichste ist Troizkoi-Sergiewskaja Lawra im Gouvernement Moskau. Es gleicht einer alten Festung und enthält, nebst den geräumigen Wohnungen der Mönche, neun steinerne Kirchen, mehrere Seminarien für junge Geistliche, eine Akademie, eine Abtheilung für fromme Pilger u. s. w. Das berühmteste Kloster Rußlands aber ist in Kiew, wo es den größten Theil der alten Festung Petscherik einnimmt und eigentlich aus drei verschiedenen Klöstern besteht. In der sehr geräumigen unterirdischen Kammer oder Katakombe sieht man mehrere Hunderte von unverweßten menschlichen Leichnamen offen in ihren Särgen liegen. Von dieser Sammlung von Heiligen wird Kiew selbst die heilige Stadt genannt und als der vorzüglichste Gnadenort des Landes selbst von den entlegensten Grenzen her besucht. Man trifft in den Sommermonaten auf den Straßen häufig Prozessionen von zehn, zwanzig und mehr Gläubigen, ja selbst einzelne Pilger an, die von Tobolsk oder Irkutzk nach Kiew wallfahrten, also einen Weg zu Fuße machen, der den von Berlin nach Paris drei- vier- und mehrmal in sich enthält. Diese Menschen verlassen ihre Familien mit den ersten Frühlingstagen und kommen, da sie sich nur sehr langsam weiter bewegen, oft erst im Spätherbste wieder zu Hause an. Man findet unter ihnen wohlhabende und selbst reiche Leute, die aber alle zu Fuße reisen, weil das Fahren, als eine Bequemlichkeit, das Verdienst der geistlichen Reise vermindern würde.

Größer noch, als die Anzahl der Klöster, ist die der Kirchen. Man findet beinahe in jedem Dorfe eine, und in kleinern Städten kommt oft auf je zwanzig Häuser schon eine Kirche. Der Russe kennt kein Verdienst, das so unmittelbar und so sicher in den Himmel führt, als das, eine Kirche zu bauen, oder wenn er das nicht kann, wenigstens zu ihrem Schmucke beizutragen. In den kältern Gegenden steht gewöhnlich neben der großen steinernen Kirche eine kleinere von Holz, die geheizt wird und in welcher sich die Gläubigen im Winter versammeln. Alle diese Kirchen sind mit Glocken aller Art und Größe bis zum Ueberflusse versehen, und an Festtagen, besonders am Ostersonntage, kann man vor lauter Glockengetöse sein eigenes Wort auf der Gasse kaum hören. An diesem Sonntage hat jeder Mensch, selbst jeder Knabe, das Recht, den Kirchthurm zu besteigen und so lange zu läuten, als es ihm beliebt. Von den kleinern Glocken können von einem einzigen Manne vier auf einmal in Bewegung gesezt

werden. Zu diesem Zwecke sind an den Klöpfeln der Glocken Stricke angebracht, die mit dem einen Ende eines schmalen und langen Brettes in Verbindung stehen, dessen andres Ende an den Glockenstuhl wie ein Hebel befestigt ist. Der Läutende stellt sich mit den ausgespreizten Beinen auf zwei dieser Bretter, ergreift mit jeder Hand den Strick von zwei andern Glocken, und läutet so, indem er Hände und Füße zugleich in Bewegung sezt, vier Glocken auf einmal. Diese Bewegung ist sehr ermüdend und kann daher von einer einzigen Person nicht lange fortgesezt werden. Bei uns wäre diese Art zu läuten nicht anwendbar, weil wir die ganze Glocke in Schwingung zu versetzen pflegen, während in Rußland auch die kleinern Glocken alle ruhig stehen bleiben und nur der Klöpfel bewegt wird. Dafür ist aber auch der Ton der größern Glocken nicht so feierlich, wogt nicht so hehr durch die Lüfte, wie bei uns, sondern ist mehr ein unharmonisches Geklimper. Die größte Glocke Rußlands ist übrigens im Kreml von Moskau. Sie wurde auf Befehl der Kaiserin Anna gegossen und wiegt 19,200,000 russische Pfunde oder 192,000 Centner. Im Jahre 1737 fiel sie bei einer Feuersbrunst von ihrem Gerüste und liegt noch jezt an derselben Stelle, durch ihre Schwere bereits fast ganz in die Erde versunken.

Die Geschäfte der frommen Gläubigen und ihre innere Erbauung in der Kirche scheinen eben nicht sehr groß zu seyn. Der russische Gottesdienst in der Kirche reduzirt sich beinahe allein auf die Gesänge und Verrichtungen der Geistlichen, an denen das Volk sehr wenig Antheil nimmt und nehmen kann, da ihm die alte Kirchensprache dieser Gesänge fremd ist. Volksgesänge oder auch allgemeine Gebete, an welchen das Volk selbst Theil nimmt, sind nicht gewöhnlich. Gebet- und andere Erbauungsbücher für das Volk habe ich auch nur sehr wenige bemerkt. Die Gläubigen sind daher gezwungen, während den lauten, ihnen aber unverständlichen Gesängen der Priester ihre Wünsche und Gebete in der Stille aus der Tiefe ihres Herzens dem gütigen Gotte so gut vorzutragen, als sie eben können. Man sieht sie bei gewissen Worten oder Handlungen des Priesters sich sämmtlich verbeugen und von Zeit zu Zeit ihre großen Kreuze über Kopf und Brust schlagen, wobei sie immer und ewig die zwei Worte hermurmeln: „Hospodi, pomilui“ (Herr erbarme dich). Eben so wenig hört man in den russischen Kirchen Predigten in der Volkssprache, die dort eine ganz unbekannte Sache sind. Da sonach dem gemeinen Manne alle Mittel fehlen, sich mit dem Wesen seiner Religion näher bekannt zu machen, so darf seine krasse Unwissenheit in diesen Gegenständen nicht auffallen. Die Einführung von Predigten in der Volkssprache würde ein unberechenbarer Vortheil für die Kultur und die Moralität des Volkes seyn.

Uebrigens wird unter den religiösen Pflichten das Fasten bei weitem für die vornehmste gehalten und selbst von dem gemeinsten Manne mit der gewissenhaftesten Strenge erfüllt. Der gebotenen Fasttage sind nicht wenige im Jahre, und manche Fastenzeiten dauern ganze Monate. Auch bestehen diese Fasten nicht blos in der Enthaltung von gewissen Speisen, wie bei den Katholiken, während man sich mit tausend andern desto gütlicher thun kann, sondern in der wahrhaften Beschränkung auf die gemeinsten und nothwendigsten Nahrungsmittel. Nicht nur alles Fleisch, das der Fische nicht ausgenommen, ist verboten, sondern auch alles, was vom Fleische kömmt, wie Milch, Butter, Eier und dergleichen. Auf diese Weise ist der arme Russe, wenn er unter der Last seiner Arbeit Abends matt und erschöpft niedersinkt, auf Brod und Kwas verwiesen, die er, wenn es hoch kömmt, mit rohen Zwiebeln und Knoblauch würzt, und so oft viele Wochen lang ein wahrhaft bedauernswerthes Leben führt. Die höheren Klassen und die sogenannten Aufgeklärten machen sich die Sache leichter, aber die große Masse des eigentlichen Volkes leidet sehr unter dieser Last.

Troz dieser strengen Anhänglichkeit an die äußern Gebräuche ihrer Religion, haben sie manches von den heidnischen Gebräuchen ihrer Ahnen beibehalten. So feiert man auf dem Lande am Donnerstage vor Pfingsten ein Volksfest, welches ehemals zu Ehren der alten slavischen Göttin Lada begangen wurde, und an welchem die Mädchen durch uralte, abergläubische Gebräuche ihr Schicksal in Beziehung auf ihre künftige Ehe zu erfahren glauben. In einer ähnlichen Absicht gehen sie an einem gewissen Tage auf Kreuzwege oder in Keller, wo sie zu einem andern Gotte oder Heiligen beten und die Antwort desselben in Geduld und Stille abwarten, weßhalb dieses Fest oder diese Ceremonie „Sluchit“ (das Lauschen) heißt.

Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

(Beschluß.)

Schiller sprach mir noch, als ich ihn das leztemal im Herbst 1802 sah, mit leidenschaftlicher Wärme von dem Plan einer Geschichte Roms, den er sich für höhere Jahre aufsparte, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlassen hätte. In der That kommt wohl keine andere Geschichte dieser an dramatischer Größe gleich. Besonders wurde Schiller so lebendig durch die Idee ergriffen, wie sich die größesten welthistorischen Verhängnisse im Alterthum und der neueren Zeit gerade an die Oertlichkeit dieser Stadt anknüpften. Man erinnert sich hierbei an Goethe's schönen Ausspruch, daß sich von Rom aus die Geschichte ganz anders, als an jedem Orte der

Welt liest: „Anderwärts liest man von Außen hinein, „in Rom glaubt man von Innen hinaus zu lesen; es la„gert sich Alles um uns her, und geht wieder aus von „uns.“

Das Genie in jeder Art der Hervorbringung ist die Spannung der ganzen Intellectualität auf den Einen, ihr von der Natur angewiesenen Punkt. Von der Beschaffenheit dieses Ganzen hängen zwei, bei jeder intellectuellen Charakterisirung nothwendige Bestimmungen ab: das besondere Gepräge des Genies, da es sich in jeder Gattung wieder sehr verschieden gestalten kann, und die Freiheit des Geistes neben und außer demselben zu allgemeinerer Ueberschauung des intellectuellen Standpunkts. In den Grenzen dieses Typus und dem Verhältniß der darin zusammenwirkenden Potenzen liegen, was jedoch hier nicht der Ort zu entwickeln ist, alle Verschiedenheiten der menschlichen Intellectualität, die in jedem Menschen, wie verdunkelt es immer seyn mag, vorzugsweise auf Einen Punkt hin bezogen ist. Darum schien es mir nothwendig, um Schiller, den jeder als Dichter fühlt, auch, so viel dies möglich ist, dem Begriff nach, als Dichter zu schildern, vorzüglich von seiner ganzen Geistesrichtung, und namentlich von seiner philosophischen, zu sprechen. Gerade um sein Dichtergenie zu charakterisiren, redete ich von dem, worin er die Bahn des Dichters zu verlassen schien. Die Schilderung einer großen geistigen Natur setzt nothwendig wieder einen genialen Blick in das Wesen und Zusammenwirken aller, sich individuell vertheilenden Intellectualität voraus. Ich darf daher nicht die Hoffnung nähren, den Leser wirklich ganz auf den Standpunkt geführt zu haben, Schillers Eigenthümlichkeit, wie er sie bisher empfunden hat, nunmehr auch klar und entschieden in ihrem Zusammenhange zu übersehen. Bin ich hierin aber nur einigermaßen glücklich gewesen, so können Schillers philosophische und historische Bestrebungen nicht blos als eine vielseitige Geistesbildung, noch weniger aber als ein unsicheres Umhersuchen nach seinem wahren Beruf, sondern beide nur als mit den poetischen aus einer und eben derselben tiefen, reichen und mächtigen Urquelle in ihm hervorbrechend erscheinen. Wie in den Körpern die Stoffe nach Wahlverwandtschaften verschiedenartige Verbindungen eingehen, so war in Schiller die Dichtung innig an die Kraft des Gedankens gebunden. Sie strömte darum nicht weniger frei aus der Anschauung und dem Gefühle hervor. Sie schöpfte vielmehr gerade aus dieser, die Einbildungskraft schon durch den zu überwindenden Kontrast steigernden Verbindung ein Feuer, eine Tiefe und Stärke, wie sie auf diese Weise kein anderer älterer, noch neuerer Dichter bewiesen hat. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechselwirkung, und in den gelungenen Stellen durchdringen sie einander, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit aufzugeben. Man kann sich im Geiste nichts als ruhend, und gelegentlich zur Thätigkeit übergehend, nichts getrennt und abgesondert auf einander einwirkend denken. Was in ihm ist, ist nur durch Thätigkeit, was er in sich faßt, ist Eins, nur verschieden durch Spannung und Richtung, die oft durch den Impuls verschiedener, ja entgegengesetzter Kräfte gegeben wird. Der Gedanke jedes Augenblicks trägt den ganzen in diese Gestaltung gegossenen Geist. Dies energische Erscheinen der ganzen Intellectualität in dem einzelnen Gedanken macht Schiller, was nur aus der Energie der wirklichen Verknüpfung in ihm selbst entsprang, vorzugsweise fühlbar. Das schöne Bild, durch das er in der Macht des Gesanges die Dichtung überhaupt charakterisirt: ein Regenstrom aus Felsenrissen u. s. w. steht in besonderer Beziehung auf die seinige. Was ihn aber daneben, wenn es auch für seinen Dichterberuf als gleichgültig erscheinen könnte, auszeichnet, ist die Höhe, in der er sich über jeder einzelnen Bestrebung in ihm, selbst über seinem Dichtergenie befindet, einem der mächtigsten und gewaltigsten, welche je die menschliche Brust bewegt haben. Es ist nicht Freiheit blos, sondern ganz eigentlich Uebermacht.

Wenn gleich diese ihn sichtbar, auch als Dichter, hob und emportrug, so mußte eben darum unläugbar auch sein Dichten aus einer doppelt energischen Kraft hervorgehen. Alles Künstlerische und Dichterische trägt zwar den Charakter des Freiwilligen an sich, darum aber fällt doch auch dem Künstler und Dichter nicht ganz ohne Mühe ihr glücklich Loos. Auch sie bedürfen der Arbeit, nur einer Arbeit ganz eigener Natur, und diese war Schillern gerade durch die Vorzüge seiner Eigenthümlichkeit erschwert. Sein Ziel war ihm höher gesteckt, weil er das Ziel aller Dichtung klarer vor sich sah, ihre verschiedenen Bahnen sicherer übermaß, das ganze Getriebe des geistigen Wirkens, wenn dieser Ausdruck auf das Walten der höchsten Freiheit übergetragen werden kann, heller durchschaute. Er erkannte das Ideal in seiner ganzen, von ihm aber immer erhebend, nicht niederdrükkend empfundenen Größe, und indem er, nach seiner eigenen lichtvollen Eintheilung, durchaus zur Klasse der sentimentalischen Dichter gehörte, so steigerte seine Individualität noch den Begriff dieser Gattung. Zugleich schwebend über seinen eigenen und den Leistungen Anderer, war er nicht blos Schöpfer, sondern auch Richter, und forderte Rechenschaft von dem poetischen Wirken auf dem Gebiete des Denkens. Es war daher doppelt zu bewundern, daß die den Dichter unbewußt und unerklärbar mit sich fortreißende wahre Naturkraft darum nichts an ihrer Macht in ihm verlor. Hier aber, wie in Allem,

wirkte wieder die Totalität seiner Natur. Niemand drang so sehr als er auf die absolute Freiheit des sinnlichen Stoffs, auf seine vollendete und von der Idee ganz unabhängige Ausbildung vor der Anschauung und der Phantasie, und daß er dieß that, war nicht etwa Folge theoretischer Ideen. Er schöpfte vielmehr diese erst selbst aus demgleichen, ihn beherrschenden, mächtigen innern Drange. Was andern sentimentalischen Dichtern begegnete, eben darum, weil sie dieß waren, in ihren Werken weniger plastisch zu seyn, ihnen weniger sinnliche Gestaltung zu geben, konnte für ihn nie eine Klippe werden. Vielmehr war er wieder in höherem Grade naiv, als es die entschiedene Hinneigung zur sentimentalischen Gattung zuzulassen schien. Seine sich selbst überlassene Natur führte ihn mehr der höheren Idee zu, in welcher sich der Unterschied zwischen jenen Gattungen wieder von selbst verliert, als sie ihn in eine von beiden verschloß, und wenn er dieses Vorrecht mit einigen der größesten Dichtergenies theilte, so gesellte sich dazu noch in ihm, daß er schon in die Idee selbst die Forderung absoluter Freiheit des sich idealisch bildenden Sinnenstoffs legte. . . . . .

Er wurde der Welt in der vollendetsten Reife seiner geistigen Kraft entrissen, und hätte noch Unendliches leisten können. Sein Ziel war so gesteckt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte, und die immer fortschreitende Thätigkeit seines Geistes hätte keinen Stillstand besorgen lassen; noch sehr lange hätte er die Freude, das Entzücken, ja wie er es in einem der hier folgenden Briefe, bei Gelegenheit des Plans zu einer Idylle, so unnachahmlich beschreibt, die Seligkeit des dichterischen Schaffens genießen können. Sein Leben endete vor dem gewöhnlichen Ziele; aber so lange es währte, war er ausschließlich und unabläßig im Gebiete der Ideen und der Phantasie beschäftigt; von Niemand läßt sich vielleicht mit so viel Wahrheit sagen, daß „er die Angst des Irdischen „von sich geworfen hatte, aus dem engen, dumpfen Leben „in das Reich des Idealen geflohen war;“ er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag. Wer so die Erde verläßt, ist nicht anders als glücklich zu preisen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beschluß.)

Ethnologische und geographische Notizen.

Da der englischen Regierung in Ostindien die Abschaffung der Suttees, oder der Verbrennung der Wittwen, wenigstens theilweise gelungen ist, so ist sie dadurch ermuthigt worden, auch andere abscheuliche Gebräuche der Hindus zu bekämpfen. Einer der empörendsten Gebräuche, und der sehr häufig vorkommen soll, ist das Umbringen der Kinder weiblichen Geschlechts. Kommt ein Mädchen zur Welt, so erkundigt sich kein Verwandter nach der Mutter Befinden, Niemand begrüßt die Neugeborne und ihre erste Stunde ist gar oft auch ihre lezte. Welch mächtiges Motiv mag in der Brust der Hindus die Stimme der Natur übertäuben, die in jedem fühlenden Wesen so laut für sein eigen Fleisch und Blut spricht? Vernünftigerweise läßt sich nicht voraussetzen, daß die Rajpoots, unter welchen dieser barbarische Brauch vorzüglich herrscht, das Menschengefühl völlig ausgezogen haben. Könnte diese merkwürdige moralische Erscheinung nicht, wie eine ähnliche bei den alten Deutschen, auf der Scheu vor der Entehrung des andern Geschlechts beruhen? Der Germane stieß seinem Weibe den Dolch in die Brust, damit sie nicht in Feindes Hand falle, der Rajpoot gibt seinem Kinde Opium, weil er voraussieht, daß er es unmöglich einmal aussteuern und unter seines Gleichen einen Gatten für dasselbe finden kann. Dieser Kindermord ist vorzüglich bei den Jarejahs ganz allgemein; diese Jarejahs waren früher Rajpoots; sie hatten aber mahomedanische Weiber genommen, sich selbst zu Mahomeds Lehre bekannt und dadurch ihre Kastenrechte verloren. Später wurden sie aus politischen Gründen uneins mit den Muselmännern, und möchten nun gerne wieder für reine Rajpoots gelten; aber sie haben sich einmal verunreinigt, und kein Rajpoot wird je ein Mädchen aus diesem gefallenen Geschlechte zum Weibe nehmen; der ärmlichste Landeigenthümer schlüge die Hand einer jarejahischen Prinzessin aus.

Welch erstaunliche Wassermasse die kanadischen Seen bilden, geht aus folgender Berechnung hervor, die der Neuyorker Staterman anstellt: Der Ontariosee ist 50 englische Meilen lang, 40 breit und 500 engl. Fuß tief; er liegt 213 Fuß über dem Meeresspiegel. Der Eriesee ist 270 Meilen breit, 200 Fuß tief und liegt 565 Fuß über dem Meer. Der Huronsee ist 250 M. lang, 100 M. breit, 900 F. tief; er liegt 595 F. über dem Meer. Der Michigansee ist 260 M. lang, 50 breit; wie tief er ist, weiß man nicht. Der Grüne-Baisee ist 105 M. lang, 20 breit; der obere See endlich 480 M. lang, 109 M. breit, 900 F. tief; er liegt 1048 F. über dem Meer. — Die Catabas, ein Indianerstamm in Südcarolina, leben seit mehr als hundert Jahren in Frieden und Freundschaft mit den Weißen; sie haben den Krieg von 1756 und den Revolutionskrieg mit durchgefochten, und auf beiden Ufern des Cataba ist ihnen längst ein Gebiet von vierundzwanzig Quadratmeilen, lauter sehr fruchtbares Land, angewiesen worden, wo sie ruhig und unter dem Schutze des Staates leben. Mehrere von Missionarien zu ihrer Civilisation gemachte Versuche sind fehlgeschlagen; sie sind noch eben so faul, sorglos und dem Branntwein ergeben, wie vor achtzig Jahren. Im Krieg von 1756 schäzte man ihre Zahl auf 3000; zu Ende des Revolutionskriegs waren ihrer nicht mehr als 700; jezt sind blos noch 120 Individuen übrig. Sie haben sich nie über irgend eine Verfolgung zu beklagen gehabt, und ihr Aussterben in so starkem Verhältnisse ist daher sehr auffallend.

Auflösung des Räthsels in Nro. 281:

Der Korkzieher.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 95 u. Monatsreg. November.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

December.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparthevlichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Winter, v. Schdl. 292.
An den Meister. 295.
Cornelia, von G. Pfizer. 301.
Im Regen, von J. Kerner. 305.
Frisches Leben, von Märker. 306.
Jung wie ein Adler, von A. Knapp. 308.
Seelenzuversicht, von Th. B. v. Sydow. 313.
Räthsel: Die Brandrakete. 290. — Das Pflaster. 296. — Die Erde. 302. — Der Schnee. 308.

Romane und Erzählungen.

Dantes Tod, von Wolff. 299 — 305.

Länder- und Völkerkunde.

Die Shakers in Nordamerika. 287. 288.
Der Kanton Uri und seine neue Kunststraße. 288. 289. 290.
Bilder aus Rußland. 293. 294. 295. 302. 303. 304. 309. 310. 311. 312. 313.
Ein Ball in Algier. 299.
Ein Besuch in einem arabischen Harem. 305.
Ueber Italien und die Italiener, von Arnd. 306. 307. 308.

Naturgeschichtliches.

Ueber den Witterungscharakter des gegenwärtigen und des vergangenen Jahres, von Dr. Nürnberger. 291. 292. 293.
Noahs Regenbogen. 296. 297. 298.
Die allgemeine Schwere. 310. 311.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Briefe von Schiller und W. v. Humboldt. 290. 291. 298. 312. 313.
Didaskalien, von L. Robert. 294. 295. 296. 297.
Die Glocke. 307.
Ueber süddeutsche Dialektpoesie. 309. 310.
Ein Bruchstück aus einer Ode des Victor Hugo. 313.

Biographie.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen. 287. 289. 292. 299. 300. 301. 306.

Korrespondenz.

Paris. 287. 288. 289. 290. 291. 293. 294. 295. 309. 310. 312. 313. — St. Petersburg. 288. — Berlin. 289. 290. 305. 306. — Neufchatel. 292. 293. — Lausanne. 295. 296. 297. 298. 300. — London. 297. 298. 300. 301. 306. 307. — München. 299. 303. — Frankfurt. 301. 302. 303. 304. — Rom. 321. — Aus der Schweiz. 307. 308. 309. — Dresden. 311. 312.

Kunst-Blatt.

Nro. 96.

Kunstausstellung zu Florenz. — Ausstellung im Louvre.

Nro. 97.

Ueber die Kunstausstellung in Nürnberg. (Beschluß). — Kunstausstellung in Mailand. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 98.

Ueber die Ankäufe des würtembergischen Kunstvereins. — Paris.

Nro. 99.

Ueber die Ankäufe des würtembergischen Kunstvereins. (Beschluß.) — An die Redaktion des Kunstblattes.

Nro. 100.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen. — Allgemeine Versammlung der Künstler in Paris. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 101.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen. (Forts.) — Kunstausstellung in Mailand. (Forts.)

Nro. 102.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen. (Beschluß.) — Kunstausstellung in Mailand. (Forts.) — Paris. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 103.

Archäologie. — Kunstausstellung in Mailand. (Beschluß.) Abfertigung des Dr. Stellwag.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Geschichte. 1) Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte, von J. Görres. — 2) Des Grafen von Lacépède Alter der Natur und Geschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Franzöſischen von Meyer. — Vermischte Schriften. Pensées sur l'homme, par Ancillon.

Nro. 123.

Taschenbücher auf 1831. 20) Alpenrosen. — Geschichte. 3) Ueber den Ursprung der Menschen und Völker, von Ch. Kapp. — 4) Abriß der alten Geschichte des Orients, von G. Graff.

Nro. 124.

Geschichte. 5) Das alte Indien, von Dr. P. v. Bohlen. — 6) Geschichte des allgemeinen politischen Lebens der Völker im Alterthum, von J. D. v. Braunschweig.

Nro. 125.

Geschichte. 7) Bibliothek ausführlicher Völker- und Staatengeschichten, von Dr. Spazier. — 8) Dſemſchid, Feridun, Guſtasp, Zoroaſter, von A. Höltzy. — 9) Kleine historische und philologische Schriften von Niebuhr.

Nro. 126.

Humoristische Literatur. 1) Humoristische Abende von M. G. Saphir. — 2) Das schwarze Gespenst, von E. M. Oettinger. — 3) Geisterbeichte, von Ed. Philippi. — 4) Humoristische Aufsätze, von Emil **. — Zeriels Reise auf der Oberwelt, von F. Nork. — Astronomie. Calendariographie, von J. J. Littrow. — Taschenbücher auf 1831. 21) Rosen.

Nro. 127.

Dichtkunst. Schillers sämmtliche Werke in Einem Bande. — Thomas Carlyle Leben Schillers. Aus dem Englischen, eingeleitet durch Goethe. — Geschichte. 10) Ueber die Entstehung, Entwicklung und Ausbildung des Bürgerrechts im alten Rom, von Eisendecher. — 11) Hannibals Heerzug über die Alpen. Aus dem Englischen von Müller.

Nro. 128.

Geschichte. 12) Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters, von H. Leo. — 13) Geschichte der europäischen Menschheit im Mittelalter, von A. v. Tillier. — 14) Geschichte des achäischen Bundes, von Helwing. — Legenden. Legenden, fromme Sagen und Erzählungen, von Silbert. — Unterhaltungsschrift. Der Subaltern, aus dem Englischen von Nagel.

Nro. 129.

Geschichte. 15) Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. — 16) Kabinetsbibliothek der Geschichte. — 17) Die Vorzeit. — Vermischte Schriften. Anthologie deutscher Aufsätze mit französischer Uebersetzung und französischer Aufsätze mit deutscher Uebersetzung ꝛc. — Taschenbücher auf 1831. 22) Moosblüthen.

Nro. 130.

Geschichte. 18) Das System der praktischen Politik im Abendlande, von Wolfgraff. Musikalische Literatur. 1) Die Musik, von Carl Blum.

Nro. 131.

Musikalische Literatur. 2) Für Freunde der Tonkunst, von F. Rochlitz. — 3) Hinterlassene Schriften von C. M. v. Weber. — 4) Die Tonkünstler Schlesiens, von Hoffmann. — Taschenbücher auf 1831. 23) Spindlers Vergißmeinnicht.

Nro. 132.

Naturwissenschaft. Polemische Blätter zur Beförderung der spekulativen Physik, herausgegeben von H. Steffens. — Musikalische Literatur. 5) Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst, von R. G. Kiesewetter. — Mémoire sur cette Question: Quels ont été les mérites des Neerlandais etc. par Fetis. — Encyklopädische Literatur.

N°. 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. December 1830.

Nur Herzensgüte versöhnt die Widersprüche des Charakters.

La Rochefoucault.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Lalande.

Lalande, der große Astronom, hielt große Stücke auf Rousseaus musikalisches Wörterbuch und war Jean Jacques persönlich sehr ergeben, wiewohl wir keine näheren Nachweisungen über den Umgang dieser beiden Männer haben. Allerdings hatte ihre Denkungsart viel Aehnliches mit einander. Lalande unterstützte Alle mit Rath oder mit Geld, die sich den Wissenschaften widmeten. In den blutigen Revolutionstagen rettete er mehreren Geistlichen das Leben, die den Metzeleien entronnen waren. Er verbarg sie im Observatorium und gab sie für Astronomen aus. Da sie nicht zugeben wollten, daß er lüge, um ihnen das Leben zu retten, so beruhigte er sie mit den schönen Worten: „Ja, Sie sind Astronomen, denn wer verdient den Namen besser als die, welche nur für den Himmel leben.“ Um diese edle Handlung nach ihrem ganzen Werth zu erkennen, muß man wissen, daß Lalande für die Rettung der Geistlichen in damaliger Zeit leicht den Tod zum Lohn bekommen konnte. Er hoffte auch wohl keinen in einem andern Leben, denn er glaubte nicht daran, so wenig als an Gott. Ein Atheist, der mit Gefahr seines Lebens katholische Prediger rettet, ist eine sonderbare Erscheinung. Diese Mischung von Edelmuth und Verkehrtheit sah Rousseau schon früher an Lalande und äußerte sich darüber; daher hat man behauptet, der Wolmar, welcher in der neuen Heloise vorkömmt, sey nach ihm kopirt. Dem ist aber nicht so, der Wolmar ist ohne alles Gefühl und Einbildungskraft, Lalande aber hatte beides in hohem Grad; oft gab er ihnen freilich eine falsche Richtung. Seine Sonderbarkeiten, sein wunderlicher Geschmack und sein cynisches Wesen machten seinen Umgang zu Zeiten unangenehm. Er war eitel und hörte es gern, wenn er gelobt ward. Auf den Tadel gab er aber wenig und suchte sich bei Zeiten daran zu gewöhnen; darum sagte er: „ich bin eine Wachsleinwand für Tadel und Unbilden, und ein Schwamm für das Lob.“ Sein Hängen am Lob, das übrigens so viele theilen, muß dem verziehen werden, der es in so mancher Beziehung verdiente, und der nach dem Tode keinen Lohn erwartete. Uebrigens lobte er auch gern fremdes Verdienst. So schrieb er eine Lobrede auf Lavoisier und Bailly, als die Henker beider Männer noch allmächtig waren und das Blut dieser unglücklichen Schlachtopfer noch rauchte. Voll Muth dachte er immer zuletzt an sich und seine Sicherheit. Hier ist nur von dem Menschen Lalande, nicht von dem Astronomen die Rede. Letzterer wird nie vergessen werden, bei ersterem aber könnte dieß wohl geschehen, denn memoria beneficiorum fragilis.

Mably.

Einer von Rousseaus heftigsten Widersachern war der Abbé Mably. Vom Kardinal Tencin protegirt, arbeitete er mehrere Jahre im diplomatischen Fach. Seine Parallèle des Français et des Romains (1740) hatte ihm Ansehen verschafft, und er war auf dem besten Wege, es

in der diplomatischen Laufbahn weit zu bringen, als er sich mit dem Kardinal überwarf, weil dieser seinem Rath wegen Behandlung einer Ehe zwischen Protestanten nicht folgen wollte. Nun verließ er ganz die Geschäfte, aber nicht blos diese, sondern auch seine ehemaligen literarischen Grundsätze. In seiner Parallèle hängt er mit der Uebertreibung eines Ultra an der französischen Königsregierung, verlangt, daß der König ganz unabhängig von den Gesetzen sey, hält den Luxus und die Verschwendung für nothwendig, Künste und Industrie für nützlich. Als er seine Stelle verloren hatte, wurde er ganz anderer Meinung, und da ihm dabei seine Parallelen sehr im Wege standen, so vernichtete er sie, wo er nur konnte. Als er einmal ein Exemplar bei dem Grafen Egmont, dem Schwiegersohn des Herzogs von Richelieu fand, warf er es ins Kaminfeuer. Seine neuen Grundsätze, die sich in verschiedenen kleinen Schriften zerstreut finden, und die er hernach in seinen Entretiens de Phocion vereinigte, kommen hauptsächlich auf zwei hinaus. Zuerst verlangt er Gleichheit des Vermögens und der Stände als unerläßliche Bedingung für das Gedeihen des Staats; ferner die Nothwendigkeit, über alle Hindernisse im öffentlichen Leben, d. h. über Geldsucht und Ehrgeiz, Herr zu werden, und deßhalb Handel, Künste und Industrie zu verbannen. Da er die Civilisation als die Grundursache aller unserer Fehler betrachtet, so will er ihre Fortschritte aufhalten. Allen Bildungsanstalten ist er Feind und nennt die Statuen, Gemälde und andere Kunstwerke, die Rom andern Nationen abgenommen und bei sich vereint, läppische Kindereien. So weit war Rousseau nie gegangen, wiewohl seine Grundsätze Aehnlichkeit mit den Mably'schen hatten. Nun fragt sich's: warum wüthete die geistliche und weltliche Macht nur gegen ihn und ließ Mably unangefochten, der doch viel weiter gegangen? Das kam daher: die Gefahr lag nicht sowohl in den Grundsätzen selbst, als im Talent des Schriftstellers, der sie aussprach. Rousseau überzeugte, rührte und riß alle seine Leser hin, während Mably nur klar, und zwar manchmal energisch, aber gewöhnlich monoton und trocken war. Jean Jacques beschuldigt ihn in seinen Konfessionen, daß er seine Entretiens de Phocion ohne Schaam und Scheu aus seinen Schriften genommen habe. Dieß ist allerdings wahr, man kann ihm aber nicht vorwerfen, daß er auch die reizende, hinreißende Sprache daraus genommen hat, wie St. Surin, der Biograph Mablys, sehr richtig sagt. Als diese Entretiens erschienen, schickte der Prinz von Wirtemberg Rousseau ein Exemplar nach Motiers, wo er sich gerade aufhielt. Jean Jacques schrieb ihm unter andern zurück: „Wiewohl der Abbé Mably ein ehrlicher Mann ist, der sehr gesunde Ansichten hat, so muß ich mich doch wundern, daß er sich zu einer so reinen und sublimen Moral erheben konnte.“ — Später wurde Mably ganz Misanthrop, und seine Urtheile über die Zeitgenossen waren voll Galle und Ungerechtigkeit. Er haßte und beneidete Voltaire, Buffon, Robertson und andere; er ließ auch keine Gelegenheit vorübergehen, wo er sie beleidigen konnte; selbst Gibbon, der doch unter allen neuern Historikern am aufrichtigsten und wahrheitsliebendsten ist, der sich die größte Genauigkeit und strengste Kritik zur Pflicht machte, selbst Gibbon wurde unwürdig von Mably behandelt. Darauf hat der würdige Mann nichts erwiedert als: „Mably liebte die Tugend und die Freiheit, seine Tugend aber war rauh, und seine Freiheit konnte Niemanden neben sich vertragen.“ Mably beschäftigte sich, wie Jean Jacques, mit Polen, und man glaubt, daß der Graf Wielhorsky, bevollmächtigter Minister der Bar'er Konföderation, diese zwei Männer mit der Abfassung einer Konstitution für Polen beauftragte. Mably verfügte sich zu diesem Zweck nach Polen, ein großer Vortheil, den Rousseau nicht hatte. Die fehlenden Lokalkenntnisse mußte allein sein Kopf und sein Genie ersetzen. Ohne an Ort und Stelle gewesen zu seyn, schrieb er den Polen von seinem Bodenzimmer rue Platrière: „Beginnen Sie damit, Ihre Gränzen zusammenzuziehen und enger zu machen; vielleicht denken Ihre Nachbarn schon daran, Ihnen diesen Dienst zu thun.“ Dieß schrieb er am Ende des Jahrs 1771, und am 5ten August des folgenden Jahrs wurde die erste Theilung des Landes vorgenommen. Es ist anziehend, Rousseaus Considérations sur la Pologne mit Mablys Abhandlung du gouvernement et des lois de la Pologne zu vergleichen. Beide Männer waren eine Zeitlang sehr genau mit einander bekannt und selbst befreundet. Als Jean Jacques aber in die Schweiz flüchtete, hörte ihre Verbindung auf. In Genf ging ein Brief von Hand zu Hand, der Mably unterzeichnet war. Rousseau schickte eine Abschrift davon an den Abbé und bat ihn, ihm zu sagen: „nicht was er davon glauben, sondern was er davon sagen solle, wenn davon die Rede wäre.“ Der Brief schloß mit den schönen Worten: „Wenn mein Unglück unsere alte freundschaftliche Verbindung nicht aus Ihrem Gedächtniß gewischt hat, so erhalten Sie sie einem Manne, der Ihren Verlust nicht verdient hat, und Ihnen immer von Herzen zugethan bleiben wird. „Als Jean Jacques lettres de la montagne erschienen, sprach sich Mably beleidigend über ihn aus, denn er sagte unter andern: „Ich hielt ihn immer für einen ehrlichen Mann und dachte, seine Moral sey ernsthaft, sie wohne in seinem Herzen, und nicht blos in seiner Feder. . . Jezt wird er eine Art von Verschworener. . . Ist's ein Herostratus oder ein Gracche ꝛc.?“ Als Rousseau den Abbé fragte, nicht was er über jenen Brief denken, sondern was er darüber sagen sollte, so drückte er damit aus, daß er selbst seinen alten Freund eines solchen Zugs nicht fähig halte. Er erhielt aber keine Antwort, und Mablys Stillschweigen spricht laut genug.

Die Shakers in Nordamerika.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Mönchswesen scheinen zwei so ganz unvereinbare Dinge, daß sie wohl Niemand in der Einbildungskraft zusammenpaart. Weder die Institutionen des Landes, noch der Charakter der Einwohner, noch auch das Klima scheinen dem Mönchsgeiste im Geringsten Vorschub zu leisten. Die Ursachen, welche im Mittelalter die Klöster so außerordentlich vervielfältigten, sind bekannt, aber in einem Lande, wo das Individuum den Werth der Unabhängigkeit so gut zu schätzen weiß, wo von einem Drucke der Gewalthaber so gut als gar nicht die Rede ist, wo der ganze Geist der Verfassung die geselligen Verhältnisse vielmehr vervielfältigt als beschränkt, fallen jene Ursachen so ziemlich weg. Wer in Amerika sich in die Klausur begibt, tauscht nicht Sicherheit und wahre Freiheit gegen einigen Zwang und ein Paar scheinbare Entbehrungen ein; sondern er unterzieht sich freiwillig Entbehrungen, wofür ihm keine sichtbare Entschädigung geboten wird; er legt sich Fesseln an im Schooße eines freien Volks, während der Mönch des alten Kontinents aus einer weiten Welt voll Ungerechtigkeit in eine kleine Republik floh, er begeht einen politischen Selbstmord, während der europäische Mönch meist keine politische Existenz hatte. Kurz, der Klostergeist in der neuen Welt, mit dessen merkwürdigstem Beispiele wir uns im Folgenden beschäftigen, fließt rein aus der Quelle des religiösen Fanatismus, während in der alten Welt diese Quelle nur zu oft durch fremde Einflüsse getrübt wurde.

Die aus dem Schooß der protestantischen Kirche hervorgegangene Sekte der Shakers oder Schüttler ist ein zwar sehr seltsamer, aber wahrhafter Mönchsorden; denn ihr religiöser Verband gründet sich auf vollkommene Gütergemeinschaft, und sie legen das Gelübde ab, getrennt von der Welt und ehelos zu leben. Die meisten Reisenden haben bei oberflächlicher Beobachtung die Shakers mit den Quäkern verwechselt; beide Namen bedeuten allerdings Zitterer, Schüttler; dieß hat aber, jezt wenigstens, bei der ehrenwerthen Gesellschaft der Freunde keinen Sinn, wohl aber bei den Shakers, weil ihr Hauptdogma darin besteht, daß sie Gott durch Tanz loben.

Ursprung und Ausbreitung dieser Sekte sind schwer genau auszumitteln. Sie wurde, der allgemeinen Annahme nach, um das Jahr 1768 von Anna Lee, der Frau eines englischen Schmidts, gestiftet. Die Schwärmerin wurde nebst ihren Anhängern, angeblich wegen schlimmer Aufführung, verhaftet, und diese Verfolgung brachte sie zum Entschlusse, auszuwandern. Sie kamen 1774 nach Amerika und ließen sich im Staate New-Hampshire nieder. Darauf begab sich Anna in den Staat New-York, und hier weissagte sie und nannte sich den zweiten Messias. Um das Jahr 1781 reiste sie über zwei Jahre lang in Neuengland, und starb das Jahr darauf.

Da das Cölibat ein Hauptgrundsatz im Lehrbuch der Shakers ist und jedes Mitglied, das dieses Gelübde bräche, sofort ausgestoßen würde, so kann sich die Gesellschaft nur durch Proselyten erhalten und vermehren; die Shakers haben auch wirklich nicht nur ungemeinen Bekehrungseifer, sondern verrathen auch große Geschicklichkeit im Proselytenmachen; aber trotz dem, und obgleich ihnen von keiner Seite irgend etwas in den Weg gelegt wird, werden sie in einem Lande, wo man den Werth der Freiheit so gut zu schätzen weiß, wohl nie sehr zahlreich werden. Ramsay, Melish und alle neuern Statistiker schätzen ihre Zahl nur auf tausend bis fünfzehnhundert Köpfe in vier Niederlassungen; diese sind Neulibanon und Wiskaguna im Staate Neuyork, Nancok in Massachusets, und ein vierter Ort in den südwestlichen Staaten.

Diese Niederlassungen bestehen nicht, wie man glauben könnte, aus einem einzigen großen Conventikel, in welchem sämmtliche Brüder und Schwestern beisammen wohnen, sondern aus einer Anzahl wirklicher, gewöhnlicher Wohnhäuser, die zusammen ein Dorf, und zwar meistens nur Eine Gasse bilden. Man meint, wenigstens die Geschlechter werden geschieden seyn, weil jeder Umgang zwischen denselben streng verpönt ist; dem ist aber nicht so: die Geschlechter leben unter einander, und jedes Haus enthält eine gewisse Anzahl Weiber und Männer. Da die Verhältnisse zwischen Mann und Frau, zwischen Vater und Kind u. s.. w. hier ganz wegfallen, so sind dies gleichsam künstliche Familien, deren Mitglieder oft durchaus nicht mit einander verwandt sind. Welche Idee diesem höchst seltsamen gesellschaftlichen Verbande zu Grunde liegt, ist schwer zu sagen. Soll der Sieg dadurch, daß die Gefahr und der Kampf nie aufhören, verdienstlicher gemacht werden, oder wollen die Geschlechter, nachdem sie einmal einander feierlich entsagt, sich den unschuldigen Genuß des geselligen Umgangs vorbehalten? Wie dem sey — und die lezte Voraussetzung wird schon durch die Eiskälte, die zwischen beiden Geschlechtern herrscht, sehr unwahrscheinlich — die Enthaltsamkeit der Shakers ist eines der größten Kunststücke der menschlichen Natur, und die Antonius, Macarius und alle die gepriesenen Anachoreten der alten Thebais sind nichts gegen sie. Daß eine solche Gesellschaft bestehen könne, ohne zu mancherlei bösen Gerüchten Anlaß zu geben, wird Niemand glauben, der die Menschen kennt. Die Shakers entgehen in Amerika der Verläumdung so wenig, als bei uns die Mönche aller Farbe; aber nie ist auf gerichtlichem Wege ihnen etwas Strafbares erwiesen worden.

Keinem Reisenden, der die Shakers beobachtet und sie in ihren Sitten und Einrichtungen mit den mährischen Brüdern, die auch in Gütergemeinschaft leben, aber keineswegs das Gelübde der Keuschheit ablegen, und mit den Quäkern verglichen hat, die sich durch Einfalt und Reinheit der Sitten so vortheilhaft auszeichnen, ist es wohl entgangen, daß, während die Glieder der beiden lezten Sekten sogleich an ihrem guten Aussehen, an ihren offenen, heitern Gesichtern kenntlich sind, während die jungen Quäkerinnen oft sehr hübsch, immer aber ausnehmend blühend sind, die Shakers trübselige, düstere Gesichter und auffallend starre Züge haben; auf den hohlen, bleichen Wangen ihrer unglücklichen Lebensgefährtinnen, in ihren erloschenen Augen ist nur zu deutlich zu lesen, daß man nicht ungestraft den Gesetzen der Natur Trotz bietet.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Neue Theaterstücke.

Seit der lezten Revolution besteht keine Theatercensur mehr; die dramatische Kunst kann sich also jezt mit völliger Freiheit bewegen; allein das Pariser Publikum ist auch ein Censor, und zwar ein ziemlich strenger, zuweilen gar ein übelgelaunter oder ironischer. Offenbar wird diese Freiheit auf die Kunst in Frankreich bedeutenden Einfluß ausüben. Wenn man die erste Revolutionszeit ausnimmt, hat das Theater wohl niemals gänzliche Freiheit genossen, und auch in der Revolutionszeit konnte man keine Stücke aufführen, welche den herrschenden Gesinnungen und Meinungen zuwider gewesen wären. Jezt erscheint also das erste goldene Zeitalter für die dramatischen Dichter in Paris. Nichts hindert sie jezt, ihrem Genie freien Aufschwung zu geben und ihrer Laune die Zügel schießen zu lassen, so weit es der Anstand und der Geschmack des Publikums erlauben. Manche Charaktere, manche Personen durften sonst nicht auf der Bühne erscheinen; jezt werden alle Stände vorgeführt, ohne daß der geringste Nachtheil für die moralische Bildung daraus entspränge; und warum sollte es auch verstattet seyn, das Lächerliche gewisser Personen oder Stände preiszugeben, und man dagegen andere schonen müssen? wer anders gab ihnen dies unbillige Vorrecht, als der Eigensinn der Censur? Daß die Jesuiten oder eigentlich die Heuchler und Schleicher zuerst haben herhalten müssen, habe ich bereits in einem vorigen Schreiben gemeldet. Nachdem nun fast jedes Theater seinen Jesuiten gebracht hat, ist dieser Stoff, der keiner großen Entwickelung fähig ist, ziemlich abgenuzt. Die Mönche erhalten sich indessen doch auf der Bühne, da sie in manchen Stücken wo nicht die erste Rolle, doch eine untergeordnete spielen, und ein Kloster auf der Bühne etwas Romantisches hat, besonders für die vielen Franzosen, die kein wirkliches Kloster mehr kennen. Scribe hatte in der Zeitschrift Revue de Paris eine dramatische Skizze gegeben, worin der Kampf zwischen Pflicht und Sinnlichkeit in einem italienischen Mönche nach seiner gewöhnlichen geistreichen Manier geschildert wird. Er hat später gedacht, bei der jetzigen Theaterfreiheit könne er denselben Mönch auch dem Publikum auf der Bühne vorführen, und daher seine Skizze in ein Vaudeville für das Gymnase dramatique, den gewöhnlichen Schauplatz seiner dramatischen Triumphe, umgearbeitet. Allein diese Schilderung der Anfälle von grober Sinnlichkeit mißfiel dem Publikum, und das Stück fiel durch. Nicht viel besser ging es einem andern Stücke Scribes, la Protectrice, worin eine Dame, welche jedermann zur Beschüzerin dienen will, die Hauptperson ist. Ueberhaupt scheinen mitten unter den großartigen Bewegungen und Gesinnungen, welche die lezte Revolution in Paris hervorgebracht hat, die vielen kleinen dramatischen Kombinationen Scribes weit schwächer und unnatürlicher als sonst, und viele seiner Stücke haben bedeutend in dem Urtheile des Publikums verloren; er aber ist ein Mann, der allerlei Saiten aufzuspannen weiß, und reißt die eine, so hat er schon gleich eine andere zur Hand. Wenn er also mit seinem Fra Ambrosio im Vaudevilletheater fiel, so stand er dagegen in der Oper mit seiner „verliebten Bajadere" siegreich wieder auf. Von diesem lezten Stücke war schon lange gesprochen worden; wahrscheinlich hatten die wichtigen politischen Begebenheiten, die sich am Ende des Sommers zugetragen haben, die erste Aufführung dieses Stückes verspätet. Endlich aber, da die Ruhe ganz wieder hergestellt war und das Publikum wieder für reizende Bajaderen empfänglich geworden schien, trat Scribe mit der seinigen hervor, zu der ihm Goethes *der Gott und die Bajadere* das Muster geliefert hat. Wahrscheinlich hat in Deutschland Niemand daran gedacht, aus dieser Romanze eine Oper zu machen; Scribe aber, der überall nach neuem dramatischem Stoffe umherstöbert, hat sogleich den Vortheil erkannt, den er daraus ziehen könnte, und da man an der großen Oper ein neues Stück wünschte, worin die Taglioni, jezt unstreitig die erste Opernkänzerin in Paris, aufs Neue glänzen könnte, so hat Scribe sie zu einer Bajadere gemacht. Man hat es ihm zum Vorwurf angerechnet, daß er wiederum eine Stumme zu der Hauptperson in einer Oper erhoben, wie in der Stummen von Portici, und eine Bublerin, wie in Fiorella; allein man bedenkt nicht, daß es hier blos darauf ankam, auf eine schickliche Art der Taglioni eine Hauptrolle zu geben. Sein gewöhnlicher Gefährte Auber hat das leichte Stück auch mit einer eben so leichten, gefälligen Musik versehen, und so ist denn diese neue Dichtung auf der großen Opernbühne erschienen. So wenig verkannte das Publikum, was die Taglioni zur Aufnahme besagten Stoffes beigetragen hat, daß es nach der ersten Aufführung, als ein Theil der Zuschauer den Namen des Dichters und des Tonsezers zu wissen verlangte, ein anderer Theil die Taglioni hervorrief. Anfangs wurde das Stück nicht sehr günstig in den Tagesblättern beurtheilt; allein nach und nach ist es doch ein Lieblingsstück geworden; zwar hat es den Beifall nicht, den die „Stumme von Portici" erhielt; dafür ist es auch nicht so bedeutend; allein so lange die Taglioni darin tanzt, kann die Operndirektion auf den Zuspruch der Pariser und der Fremden sicher rechnen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. December 1830.

Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mytenstein zieht seine Haube an,
Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch.

Schiller.

Der Kanton Uri und seine neue Kunststraße.

Fragmente aus Doktor Lussers erklärender Beschreibung der zwölf Ansichten der neuen St. Gotthardsstraße, die von Kälin gezeichnet, in der Kunsthandlung von Füßli und Komp. zu Zürich erschienen sind.

Was man vor zwanzig Jahren noch kaum geahndet, was noch vor wenigen Jahren viele für unausführbar gehalten, ist nun dem menschlichen Fleiße und dem ernsten Willen gelungen. Wo früher mit bedächtigem Schritt das Saumroß unter tausend Flüchen und Schlägen des rohen Säumers über den steilen Felsenpfad die Kaufmannswaaren auf wundem Rücken trug, da knarrt jezt der reichbefrachtete Wagen, und leicht und sicher rollen auf beinahe ebener Straße die Kutschen der Reisenden dahin.

Vom Vierwaldstetter See zieht die Straße sich quer durch die Alpenkette, von Fluelen ausgehend bis nach Bellinzona, in dessen Nähe sie mit der Bündnerischen Bernhardinerstraße zusammentrifft. Sie hat eine Länge von ungefähr zwei-und-zwanzig Schweizerstunden. Der höchste Punkt der Straße liegt ungefähr 6630 Fuß über Meer. Von da führt sie auf der einen Seite nördlich durch das anfänglich wenig, dann immer tiefer eingeschnittene, etwa zwölf eine halbe Stunde lange Reußthal, welches sich bei Brunnen in zwei Schenkel spaltet, von denen der eine im Becken des Luzerner-, der andere in dem des Zugersees sich verliert. Auf der Südseite hingegen steigt sie zuerst sehr schnell durch das grause Val-Tremola hinunter und zieht sich dann südöstlich durch das schöne Livinerthal auf ebenem Boden dahin. Der nördliche Theil der Straße oder das Reußthal liegt ganz auf dem Gebiet des Kantons Uri.

Die Winde des Reußthals.

Durch das Hauptthal und über den Luzernersee, in welchen dasselbe ausläuft, weht regelmäßig am Morgen und Abend ein sanfter Ostwind, von den Schiffleuten Rieter genannt. Während des Sommers bei schönem Wetter weht der Wind regelmäßig von Mittag bis Abend nach Sonnenuntergang umgekehrt vom See her und über Brunnen ins Thal herein; oft wird er so stark, daß er im See schäumende Wellen schlägt, und alsdann ist es nichts Seltenes, daß in einer Höhe von zwei- bis dreihundert Fuß über der Fläche des Sees schwüle Hitze herrscht und entweder gar kein Wind verspürt wird, oder der Föhn in entgegengesezter Richtung strömt. Dieser Wind wird Schönwind genannt. Ein anderer, schneidend kalter Wind aus Nordost tritt gewöhnlich Anfangs März gegen St. Gregorstag ein und weht meistens sechs Wochen; er heißt Gregoriwind, auch Geißtödter, weil viele Ziegen, die, den Winter über karg gehalten, bei der ersten Frühlingssonne ins Freie getrieben werden, den kalten Wind nicht ertragen, sondern von Husten und Räude befallen werden und erliegen. Die Gewitter im Sommer und die Schneegestöber im Winter bringt meistens der West oder Nordwest. Der merkwürdigste Wind aber und der die größte Gewalt ausübt, ist der Föhn, von Süden, zuweilen auch von Südwest herstürmend. Er hält sich an

keine Jahreszeit, doch herrscht er am häufigsten im Frühling und Herbst, wo er zuweilen bis acht Tage lang ununterbrochen oder mit Zwischenräumen von tagelangen Windstillen tobt. Vor seinem Eintritt ist der Dunstkreis meistens verdichtet, die Gebirge in Höhenrauch gehüllt, zuweilen scheinen aber dieselben viel näher und jede Klippe erscheint deutlicher, der Mond hat einen Hof, die Sterne scheinen zu flackern und eine Menge Sternschnuppen durchkreuzen die Luft. An der Nordseite der Gebirge bilden sich plötzlich Nebel, werden bald größer, bald kleiner, oder lösen sich eben so schnell wieder auf und bilden sich nochmals, bis der völlige Einbruch des Föhns dieselben ganz tilgt. In den verschiedenen Luftschichten findet sich große Verschiedenheit und Wechsel der Temperatur sowohl als der Bewegung. Der Rauch will bei anscheinender Windstille nicht mehr emporsteigen und der Barometer fällt tief, während der Thermometer steigt und sich kein Thau mehr niederschlägt. Die Thiere werden unruhig, bei den meisten Menschen wird der Schlaf durch häufige Träume gestört; es bemächtigt sich ihrer eine gewisse Apathie, und viele, besonders rheumatisch-katarrhalisch Konstituirte werden von Kopfschmerz und Gliederreißen befallen. Auch die Pflanzen scheinen diese erschlaffende Wirkung zu empfinden, was sie durch ein Welkwerden verrathen. Nachdem diese Vorboten kürzere oder längere Zeit gedauert, bricht der Föhn unter fürchterlichem Tosen der bewegten Gebirgswaldungen herein. Seine Geschwindigkeit ist sehr ungleich, wozu die Gestalt des Landes, die nach allen Richtungen streichenden Gebirge, vieles beitragen mag. Oft ist an einem Orte beinahe Windstille, während er zur gleichen Zeit in einer Entfernung von wenigen hundert Schritten die größten Bäume entwurzelt, Dächer abwirft und unter Brausen und Heulen dichte Staubwolken in die Höhe treibt. Oft rauscht er mit Heftigkeit in den Wipfeln der Bäume, während am Fuße derselben kaum ein leises Wehen verspürt wird. Auf einen heftigen, in einer Sekunde mehr als fünfzig Fuß durchlaufenden Windstoß folgt gewöhnlich einige Stille, die nur durch leises Wogen der Luft unterbrochen wird, bis ein neuer Sturm die kurze Ruhe stört. Der Ausgang dieses Windes, der in Uri wohl vorzüglich darum seine Kraft so gewaltig äußert, weil das Haupttbal dieses Landes für diesen Wind gleichsam ein natürliches, tiefes und enges Flußbett darstellt, ist sehr verschieden. Zuweilen hört er in der Tiefe plötzlich auf und in höhern Regionen bemerkt man denselben noch, dann bleibt er aber nicht lange aus, oder er macht dem Nordostwinde Platz, und in diesem Fall bleibt die Witterung gut. Am häufigsten aber zieht er sich nach hartnäckigem und heftigem Kampfe vor dem West oder Nordwest zurück und dann erfolgt Gewitter, Regen oder Schnee, je nach der Jahreszeit. Während dieses Windes müssen alle größeren Feuerstätten ruhen, und eine Wache von mehreren Personen, zu der jeder Bürger des Hauptortes Altdorf verpflichtet ist, durchzieht während der Nachtzeit die Straßen des Orts, um etwa eintretender Feuersgefahr bei Zeiten Meister zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Shakers in Nordamerika.

(Beschluß.)

Wir erzählen nun Einiges vom Hauswesen der Shakers und schließen mit der Beschreibung ihres seltsamen Gottesdienstes. Jedes Haus enthält gewöhnlich eine der obenerwähnten künstlichen Familien. Das obere Stockwerk ist durch einen breiten Gang geschieden, und in jeder Abtheilung wohnen die Individuen von einerlei Geschlecht beisammen; in jedem Zimmer sind zwei Betten. Jede Abtheilung hat ihre besondere Treppe; nur die Küche und das Speisezimmer sind allen Bewohnern des Hauses gemeinschaftlich; das leztere hat aber auf derselben Seite zwei Thüren für die beiden Geschlechter. Außer in dringenden Fällen betritt weder ein Mann noch eine Frau je die andere Seite des Hauses, und in der Kirche wie bei Tische, auf dem Spaziergang wie bei der Arbeit, sind die Geschlechter fortwährend durchaus getrennt, aber einander im Angesicht; jedes hat seine besondern Thüren, Tische und Fußpfade, die parallel nebeneinander laufen. Die Weiber kochen, waschen, verfertigen die Kleider und bessern sie aus. Die Männer bauen das Feld, verrichten die grobe Handarbeit und überhaupt die Geschäfte außerhalb des Hauses. Wirklich bewundernswürdig ist die Ordnung und Reinlichkeit, die auf ihren Feldern, in ihren Gärten, Höfen, außen an ihren Häusern, ja sogar auf ihren Wegen herrscht; sie dulden nirgends einen Schmutz, lassen nirgends etwas verfallen. Ihr Holz ist höchst zierlich aufgeklaftert, ihre Einfriedigungen sind im besten Stande, ihre steinernen Mauern so massiv und sorgfältig gebaut, daß sie ohne gewaltsame Zerstörung Jahrhunderte lang stehen können; kurz, jedes Ding trägt das Gepräge des schaffenden Fleißes, der weiter strebenden Industrie, der erhaltenden Wachsamkeit, und Alles ist so geschmackvoll und zierlich, als ihre strengen Grundsätze es nur immer erlauben. Ihre Obstgärten sind herrlich, und die Amerikaner gestehen, daß die Staaten kein schöneres Beispiel von hoher Kultur aufzuweisen haben. Die Gemeinde zu New Libanon bewirthschaftet etwa dreitausend Acker Landes. Neben dem Ackerbau treiben die Shakers auch noch andere Industriezweige: sie machen Siebe, Bürsten, Schachteln, Eimer, und vielen andern Hausrath; alle ihre Fabrikate sind ganz vorzüglich gearbeitet.

Die Weiber kleiden sich nach Schnitt und Farbe ganz gleich; das Staatskleid besteht in einem Rock von dunkel violetter Seide, mit einem Ueberwurf von sehr feinem Tuch, einem Halstuch von feinem Linnen, grauen Handschuhen,

die bis zum Ellbogen reichen, und einer breitkantigen Haube von weißem Atlas; die Neuaufgenommenen unterscheiden sich durch kleinere Hauben. Die Männer kleiden sich fast ganz wie die Quäker. — In der Kirche stehen die beiden Geschlechter einander gegenüber in abgesonderten Stühlen. Nachdem ein oder mehrere Mitglieder mit einer Menge von Bibelstellen durchspickte Reden gehalten haben, so treten zwei Individuen verschiedenen Geschlechts als Vortänzer vor, stellen sich jedes an die Spitze seiner Kolonne und geben ein Zeichen; nun erheben sich Männer und Weiber zumal, ziehen, jene ihre Mäntel, diese ihre Röcke aus, und hängen sie nebst Hauben und Hüten an die Wand. Man sieht nun, daß die Männer am linken Arm ein blaues Band über dem Hemd tragen; sie machen ein Geheimniß daraus, was dieses Abzeichen zu bedeuten hat. Auf ein zweites Signal stellen sich die jüngern Leute in zwei Reihen einander gegenüber, die ältern, oder wer an diesem Tag nicht tanzen mag, denn es ist ein freier Akt, bleiben dahinter stehen und schlagen mit Händen und Füßen den Takt. Nach diesen vorläufigen Anordnungen stimmen die Vortänzer einen Gesang an und die Reihen setzen sich in Bewegung. Der Tanz ist Anfangs feierlich und abgemessen; sie schwingen sich stillestehend von einer Seite zur andern, gehen vor-, rückwärts, drehen sich an einem Fuße im Kreise; nun fangen sie wieder von vorne an, aber ihre Bewegungen werden allmählich immer rascher, immer lebendiger, je mächtiger der Geist über sie kommt. Nicht lange, so überschreitet der Tanz alles Maaß und Ziel; die sonst so ruhigen Gesichter verzerren sich gräßlich; der Gesang ist nur noch ein verworrener Lärm, ein betäubendes Geschrei. Die Weiber gleichen wüthenden Mänaden, die Männer den Ketten entsprungenen Wahnsinnigen; endlich stürzen sie völlig ermattet und erschöpft auf den Boden nieder, oder schleppen sich mühsam zu ihren Stühlen. Dieser Gottesdienst, der nur jeden Sonntag stattfindet, während in Privatvereinen häufig die Bibel erklärt wird, wird aber nicht immer so ausschweifend; oft bleibt der Tanz völlig in den Grenzen des Anstandes, und dann macht jeder nach demselben eine tiefe Verbeugung, aber nicht etwa vor dem Mittänzer, sondern vor Gott.

Mit den Quäkern und Menoniten stimmen sie in ihren Ansichten über den Eid, den Krieg u. s. w. überein; sie verwerfen ebenfalls alle Titel, legen aber nicht wie die Quäker eine besondere Wichtigkeit auf das Du. Hinsichtlich der kirchlichen Verwaltung kommen sie am meisten mit der englischen Kirche überein. Mit den Katholiken haben sie, außer dem Gelübde der Keuschheit, eine Art von Ohrenbeichte gemein, und ihre Märsche, die häufig den Tänzen vorausgehen, erinnern an die katholischen Prozessionen. In der Lehre von der Natur Christi sind sie strenge Arrianer; denn sie glauben, er sey nur geistig Gottes Sohn und existire nicht von Ewigkeit, sondern sey zu einer bestimmten Zeit erzeugt. In der Verwaltung ihrer Güter haben sie manches mit den Herrenhutern gemein, doch erlauben sie zuweilen Personen, unter ihnen zu leben und ihr Eigenthum zu behalten. Ueber die Stifterin ihrer Sekte, Anna Lee, denken sie ungefähr wie die Schwedenborgianer über Schwedenborg.

Außer den bloßen Gläubigen gibt es in der Sekte der Schüttler Aelteste, Beichtiger und Heilige. Diese Priester, wenn man sie so nennen darf, hören Beichte, legen Bußen auf, ertheilen die Absolution u. s. w. Bei fast allen Handlungen bringen sie die Gottheit ins Spiel; was sie thun, geschieht durch besondere Zulassung Gottes, durch Eingebung des heiligen Geistes. Das North-American Review erzählt in dieser Beziehung folgende Anekdote: Man fragte einen jungen offenen, muntern Shaker, ob er in seiner Gemeinde ganz unabhängig sey und thun dürfe, was er wolle. — „Allerdings, antwortete er, wir thun Alles, was uns der Geist eingibt.“ — „Was würdest Du aber thun, wenn Dich an einem schönen Wintermorgen die Lust ankäme, auf dem Teich zu schleifen?“ „Nun, ich sagte dem Aeltesten, ich habe eine Eingebung, auf das Eis zu gehen.“ — „Würde es Dir der Aelteste erlauben?“ — „Warum nicht? es müßte ihm nur der Geist eingeben, es nicht zu leiden.“ — „Wenn Du aber darauf bestehst, Du habest eine besondere Eingebung erhalten, Du müssest durchaus auf das Eis?“ — „Dann würde der Aelteste sagen, meine Eingebung sey falsch, und die seinige, die wahre, befehle ihm, mich zu prügeln, wenn ich mich nicht unverzüglich an die Arbeit mache.“

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Oktober.

(Aus Briefen eines Schweizers.)

Eindruck der französischen Revolution. Herrenhuter.

Bald nach der Rückkehr von einem Sommerausflug erhielten wir in St. Petersburg Kunde von der Umwälzung in Frankreich; der Kaiser war eben abwesend in Finnland; man hielt alle ausländischen Zeitungen und alle französischen Schiffe vierzehn Tage lang zurück, und nur heimlich theilte man einander die erfahrenen Berichte mit. Der größere Theil des Publikums nahm an den französischen Ereignissen den lebhaftesten Antheil, und freute sich über den so schnellen und glücklichen Hergang derselben; die Hofpartei aber mißbilligte dieselben höchlich und zeigte sich beleidigt und entrüstet. Bald nach des Kaisers Rückkehr wurden die Schiffe in Kronstadt eingelassen und die Zeitungen alle ausgegeben; auch sprach man sich über alles Vorgefallene frei aus, obgleich auf sehr verschiedene Weise; die Mehrzahl der Vornehmern äußerte Besorgniß über die Folgen und tadelte laut den demokratischen Geist der Deputirtenkammer. Bald folgten die stürmischen Auftritte in Deutschland und Belgien. Die Aufmerksamkeit auf dieselben wurde jedoch mächtig abgezogen durch die Nachricht von der Verbreitung der Cholera morbus im Herzen Rußlands, so daß seit Wochen diese Landplage der allgemeine herrschende Gegenstand der Unterhaltung ist und alle Gemüther bewegt. Die Abreise des Kaisers selbst nach Moskau, wo die Krankheit Fuß gefaßt zu haben schien, wurde mit Staunen

und Bewunderung vernommen; sie geschah so plötzlich, daß man es erst erfuhr, da er schon weg war. Mitten unter den Verhandlungen über Revolution und Seuchen trat Henriette Sontag als erheiternder Stern in Petersburg auf, und hat durch ihren Gesang und ihre Anmuth das ganze Publikum einen vollen Monat lang entzückt; sie hat aber auch gegen 150,000 Rubel von hier mitgenommen, nebst kostbaren kaiserlichen Geschenken. Den Eintritt ins Parterre bezahlte man mit einem Louisdor und für eine Loge im ersten Rang acht Louisdors. Auf diese Zauberin folgte Madame Stich aus Berlin, erhielt aber keinen glänzenden Beifall. Diesen Monat fand auch eine Ausstellung in der Akademie der Künste statt, wohin das Publikum zahlreich strömte, ohne viel Bemerkenswerthes zu finden. In Rücksicht der Kunst steht diese Kaiserstadt noch niedrig. Die große Industrieausstellung in Moskau ist verschoben, bis die Cholera gänzlich wird verschwunden seyn. Wir haben noch einen herrlich schönen Herbstmonat September gehabt; jetzt regnet es, wie zu vermuthen, den Winter ein.

In Liefs und Ehstland, die ich diesen Sommer besucht habe, finden die Herrnhuter großen Anhang, ja es existirt sogar ein Kirchlein in der Kirche ganz eigener Art. Zwölf Missionäre aus der Brüdergemeinde leben in diesen Provinzen, erhalten von ihrer Oberbehörde Besoldung und werden auch noch von den ihnen anhängenden Eingebornen unterstützt. Diese Männer sind praktisch gebildet, haben viel Gewandtheit, ein anziehendes Benehmen und besitzen mancherlei unter diesem Volke anwendbare Geschicklichkeiten. Alle sind im Lande angesessen, haben ihre Häuser und ein Stück Land nebst Garten. Ein jeder von ihnen ist in einem Bezirk, wo Anhänger der Herrnhuter sind, gleichsam geistlicher Präses, leitet fünf bis sechs eingerichtete Bethäuser und Vorbeter aus dem Bauerstande, die jeden Sonntag, nach dem Gottesdienste in der Kirche, in diesen Bethäusern dem zahlreich versammelten Volke vorsingen, vorbeten und vorlesen, auch wohl predigen und Bußübungen verrichten lassen, oft bis in die Nacht hinein. Ich habe mehrere dieser andächtigen Versammlungen besucht und mich nicht wenig gewundert über die Ruhe und den Ernst, der da herrscht, über die Gewalt, welche diese Bauern auf Ihresgleichen haben, und über die Klugheit, mit der diese Leute ihr, wie sie meinen, von Gott ihnen übertragenes Amt verwalten. Die fremden Missionäre haben alle die Landes- und Volkssprache erlernt, übersetzen deutsche Predigten und Gebete, auch Andachtsbücher und Schulbücher in dieselbe und ertheilen den Bauernvorbetern darüber Unterricht. Sie selbst stehen, ganz unabhängig von der protestantischen Geistlichkeit und Landesbehörde, unter der Aufsicht eines Herrnhuter-Ephoren, mit Namen Ewald, der im Kreise Wenden in Liefland eine eigenthümliche Brüdergemeinde als Prediger und Seelsorger leitet. Ueber die Wirkungen dieses Herrnhuterwesens habe ich verschiedene Urtheile vernommen. Die Anhänger desselben sind fleissiger und sittsamer, dem Trunk weniger ergeben und leben ordentlicher, sagen die einen; andere bezeugen: sie sind schlauer, listiger, fauler, sinnlicher, heuchlerischer, böshaft und aufrührerisch. — Der größere Theil der Geistlichen unter den Lutheranern haßt dieses Sektenwesen; besonders zeigen sich auch die adeligen Gutsbesitzer demselben meistens abgeneigt. Die Regierung duldet diesen fremden Einfluß, aus unbekannten Gründen. Mir schien, daß in diesem Lande, wo die Kirchspiele so außerordentlich groß und ausgedehnt sind, wo das Volk noch so ungebildet ist und die Pfarrer meistens Fremde sind, die nicht im Lande und unter dem Volke in seiner Sprache erzogen worden, eine solche geistliche Nachhülfe nicht zu verwerfen ist, besonders wenn die Missionäre, wie dies meistens der Fall ist, sich der Schulen annehmen und diese leiten; nur wäre erforderlich, um Verwirrung, Absonderung und Widerspruch zu verhüten, daß diese fremden Lehrer mit den Geistlichen des Landes in Verbindung ständen, gleichsam als Gehülfen derselben arbeiteten und der kirchlichen Landesbehörde verantwortlich wären. Der Minister der Aufklärung, Fürst Lieven, und der am Hofe sehr angesehene Fürst Alexander von Galizin sind diesen Bruderverbindungen sehr zugethan, und an Kaiser Alexander hatten sie einen großen Beschützer.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Aufgewärmte Theaterstücke.

Cheniers Theaterstücke, die während der Regierung Napoleons und der Bourbonen vom Theater verbannt waren, werden nun auch wieder gegeben, besonders sein „Fenelon“ und sein „Karl IX.;“ ersteres enthält viel Deklamation, was zur Zeit, als das Stück gedichtet wurde, nöthig scheinen konnte; denn damals waren die Klöster so eben abgeschafft worden, und manche Franzosen mochten wohl von der Zweckmäßigkeit dieser Maßregel noch nicht überzeugt seyn; aber seit vierzig Jahren bestehen keine Klöster in Frankreich, oder wenigstens keine ewigen Gelübde mehr, und was man jetzt ein Kloster nennt, ist vielmehr ein Beisammenwohnen andächtiger Personen, die keine Verpflichtung gegen die Anstalt mehr haben, wenn sie sich von derselben trennen wollen. Unter die aus dem Repertoire der Revolutionszeit hervorgezogenen Stücken gehört auch das Schauspiel von Volmeranges: Le mariage du Capucin; die Heirath eines Kapuziners ist ein pikanter Titel für die jetzige Zeit, besonders da die Bourbonen einige Kapuziner sich zu Marseille hatten einnisten lassen, und nach diesem Titel zu urtheilen, möchte man glauben, das Stück sey ein Schwank oder eine Satire auf die Sitten der Kapuziner. Dies ist aber gar nicht der Fall. Volmeranges hat ein sentimentales Drama geschrieben, worin die Hauptperson ein von einem Offizier verführtes Mädchen ist, das dieser mit zwei Kindern verläßt und die, um sich aus der Noth zu helfen, einen Gasthof in einer entfernten Gegend anlegt und hier die Wirthschaft führt; die Reichen läßt sie bezahlen, ob nach dem Brauche gewisser Gastwirthe, wird nicht gemeldet, die Armen beherbergt sie unentgeldlich. Nun kommt eines Abends ein Mönch in dieses Wirthshaus, oder wie es vornehmer heißt, in diesen Gasthof, und wünscht ein Nachtquartier. Man macht sich über ihn lustig; die Kinder des Hauses aber behandeln ihn mitleidig, und die Wirthin verordnet ebenfalls, daß man den Wanderer wohl verpflege. Es ergibt sich, daß dieser Mönch der Verführer ist; nach manchen Schicksalen und Abentheuern hat er sich zu Genua, um Buße zu thun, in ein Kapuzinerkloster begeben; allein der Offiziersgeist scheint unter der Kutte nicht ganz von ihm gewichen zu seyn, denn er bekommt Händel mit der Inquisition und entweicht, und da ein gaskonischer Barbier, welcher in dem Stücke eine sehr lustige Rolle spielt, seiner spotten will, fechtelt er sich mit ihm sehr tapfer herum. Nun kommt endlich die Scene des Wiedererkennens, Weinens, Bereuens; die Kinder bekommen einen Vater, die Gastwirthin einen Mann, und dieser erfährt durch seinen Bruder, welchen das Komödienschicksal in eben diese Herberge führt, daß sein väterliches Erbtheil zu seinen Diensten steht und sein Schloß in der Gegend liegt. Dies Drama ist sehr geschickt angelegt, und wenn man die empfindsamen Auftritte abrechnet, welche auf der Bühne selten glücken, wenn sie nicht überaus gut dargestellt werden, so muß man das Ganze loben. Dies Drama wird zuweilen an einem Abende auf zwei Theatern zugleich gespielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 289.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. December 1830.

— So mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:
Das war ein Mann!

Shakespeare.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Malherbes.

Malherbes, der mit seiner Familie in der Revolution auf dem Schaffot starb, war einer der edelsten Männer Frankreichs, und in der Zeit, wo er lebte, stand er in seiner Würde und Reinheit einzig in dem verdorbenen Paris da, durch Tugend, Begeisterung für alles Gute, Gelehrsamkeit, Duldung, Geradheit, sanfte, menschenfreundliche Weisheit, durch Einfalt in seinem Geschmack, Verachtung alles Glanzes und aller äußern Größe, zu der man ihn zwei Mal aus seiner Zurückgezogenheit zwang, durch seine treue Anhänglichkeit an den König und endlich durch den Heldenmuth, womit er ein ruhmvolles Leben auf dem Blutgerüst beschloß. Malherbes hat Vorwürfe hören müssen, da ihm doch nur Dank und Anerkennung gebührte. Ohne hinlängliche Beweise gab man ihm Fehler schuld, weil seine Bemühungen nicht glückten, eine bequeme Ungerechtigkeit, die sich nur die Faulheit oder der böse Wille erlaubt. Nehmen wir an, Ludwig XVI. wäre fest genug gewesen, um das zu wollen, was ihm der edle Staatsmann rieth, so würden keine Fehler und Mißgriffe vorgefallen seyn; diese sind auf keinen Fall Malherbes Schuld, und darum starb er vorwurfsfrei. Rousseau sah ihn das erste Mal in Montmorency bei dem Marschall Luxemburg. Aber schon vorher hatte er unzweideutige Beweise von Wohlwollen von ihm erhalten, wie Jean Jacques selbst in seinen Konfessionen berichtet. Auch er macht ihm einen ungerechten Vorwurf da, wo er sagt: „Ich habe Malherbes immer als einen Mann von unbeugsamer Geradheit gefunden, und nie habe ich an seiner Rechtlichkeit zu zweifeln Ursache gehabt; er ist aber schwach und allzuartig, und schadet dadurch den Leuten, welchen er nützen und die er vor Unannehmlichkeit bewahren will.“ Dieser Vorwurf kömmt von dem Umstand, daß Malherbes, als Direktor des Buchhandels, einige Stellen in der Heloise strich, um einem Pariser Buchhändler die Erlaubniß zum Druck des Buchs geben zu können. Seine Absicht dabei war offenbar der Wunsch, Rousseau zu seinem bedeutenden Honorar zu verhelfen, ohne gegen die bestehenden Verordnungen anzugehen, die ihm einmal vorgeschrieben waren. In gleich guter Absicht strich er in einem für die Pompadour bestimmten Exemplar die Stelle, wo Rousseau sagt: „Die Frau eines Köhlers ist ehrenwerther, denn die Mätresse eines Königs.“ Diese Ausmerzung, von der übrigens die Pompadour durch Rousseaus Feinde benachrichtigt wurde, beweist weniger für Malherbes Klugheit als für seine Höflichkeit. Auf keinen Fall aber verdient er die Bitterkeit, womit der störrige Jean Jacques darüber spricht. Unrecht hatte Malherbes in Beziehung auf den Emile. Zuvörderst berechnete er die Wirkung nicht, welche dieß Werk hervorbringen konnte, dann irrte er sich darin, daß er seine eigene Protektion zu hoch anschlug und dabei die Gesetze, Rechtsgebräuche und Sitten nicht in Anschlag brachte, die ihr hinderlich seyn mußten; ferner hatte er sehr unrecht, daß er Rousseau eine ganz falsche

Sicherheit einflößte und ihn überredete, dafür liegen Beweise vor, den Emile in Frankreich zu verbreiten, und endlich muß ihm zum Vorwurf gemacht werden, daß er im Augenblick der Gefahr Jean Jacques nicht in Schutz nahm; lezteres wäre der ärgste Vorwurf, wenn Malherbes anders hätte handeln können. Er hielt sich, in Verbindung mit dem Prinzen Conti und dem Marschall Luxemburg, für stärker und einflußreicher, als er und sie waren. Damals aber war gerade die Aufhebung der Jesuiten im Werk, und diese war nicht anders vom Parlament und von der Geistlichkeit zu erhalten, als wenn man ihnen auf einer andern Seite nachgab. Geistlichkeit und Parlament aber verdammten einstimmig den Emil. Als Malherbes einsah, daß er Jean Jacques nicht gegen diese zwei Mächte schützen konnte, that er doch das Möglichste, um ihn seinen Verfolgern zu entziehen. Rousseau muß dieß selbst eingesehen haben, denn er blieb in fortdauerndem Briefwechsel mit Malherbes, der auch in der Folge sein ganzes Ansehen und seinen ganzen Einfluß anwandte, um es thunlich zu machen, daß der proscribirte und verwiesene Rousseau ruhig und ohne Anfechtung in Frankreich, wo er verurtheilt worden, leben könne. Der Hauptgegenstand jener Korrespondenz war die Botanik, die Rousseau bekanntlich mit Leidenschaft liebte. Sehr anziehend sind vier Briefe an Malherbes, worin er diesem von seinen Beschäftigungen, Neigungen und Arbeiten Nachricht gibt. Malherbes, wiewohl am Hof lebend, war bekanntlich sehr linkisch in seinem Aeußern. Eines Tags ging er in der Gallerie von Versailles auf und ab, immer freundlich bereit, Bitten anzuhören und sie mit seinem Kredit bei Hof zu unterstützen. Da trat ein geschniegeltes Männchen zu ihm und sagte: „Erlauben Sie, gnädiger Herr, daß ich eine Bitte an Sie thue?“ — „Zu Ihren Diensten.“ — „Ich bitte Sie, Niemanden zu sagen, daß Sie bei mir tanzen gelernt haben.“ Es war Marcel, Malherbes ehemaliger Tanzmeister.

Marivaux.

In den ersten Jahren seines Aufenthalts in Paris stand Jean Jacques auch mit dem faden und leeren Marivaux in Verbindung. Damals nahm es Rousseau noch nicht so genau mit seinem Umgang. Marivaux hat eine Menge Romane und Theaterstücke geschrieben, die nun bereits vergessen sind, so großes Aufsehen sie auch zu ihrer Zeit machten durch eine verrenkte, kleinliche und affektirte Sprache. Sollte man es glauben? Er bildete sich so viel auf seine Verdienste ein, daß er nicht begreifen konnte, wie man Molière bewundern möge. Von Voltaire sagte er, er sey nichts als ein schöner Geist; dieser aber erwiederte darauf: „Marivaux bringe sein ganzes Leben hin, Nichtigkeiten in Spinneweben zu wiegen.“ Später verlor er seinen Witz und fürchtete die Kritik; deßhalb ließ er sich auch nie in einen literarischen Streit ein. Demunge, achtet wurde er einstimmig von der Akademie zu ihrem Mitgliede ernannt, wiewohl er Voltairen zum Mitbewerber hatte. Es ist nicht zu läugnen, daß er einen bedeutenden Einfluß auf die Literatur und Kunst seiner Zeit hatte und daß er der Schöpfer des schlechten Geschmacks war, der lange in Paris herrschte und hernach Marivaudage genannt wurde.

Der Kanton Uri und seine neue Kunststraße.

(Fortsezung.)

Das Urnervolk.

Von den ungefähr zwölftausend Bewohnern der Landschaft Uri sind allgemein die auf Bergen und höher gelegenen Orten Wohnenden viel schöner und kraftvoller gebildet, als die Bewohner der niedrigen, zum Theil versumpften Thalgründe, wo Kröpfe und sogar Cretins einheimisch sind, indem nebst der feuchtwarmen, eingeschlossenen Luft, als der Hauptursache, auch die Armuth mit ihren Gefährten, schlechter Nahrung, Unreinlichkeit und mangelhafter Erziehung, dazu beitragen. Dieselben Einflüsse wirken dann auch eben so nachtheilig auf die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten. Eingewurzelt oder angeboren ist dem Urner eine innige Anhänglichkeit an die Religion und die Gebräuche seiner Väter, ein untilgbarer Hang zur Freiheit und ein mächtiges Gefühl von Kraft, dieselbe zu bewahren, große Geduld bei Unglücksfällen und eine beinahe an Fühllosigkeit grenzende Ergebung in den Willen des Schicksals; ein offenes, gerades, biederes Wesen gegen Landleute und Bekannte, scheues Mißtrauen aber gegen unbekannte Fremde, mit nicht geringer Neugierde und Hang zum Wunderbaren und Außerordentlichen. Er ist bescheiden, zurückhaltend, horcht lieber als er spricht, fragt wenig nach Tanz und ähnlichen Lustbarkeiten. Er hält die Ehe heilig, uneheliche Geburten sind, im Verhältniß zu andern Völkern, sehr selten, grobe Diebereien, Eidbrüche, Morde und Selbstmorde noch seltener. Ein Beweis dafür ist, daß die Gefängnisse meistens leer bleiben, und daß das Strafgericht seit mehr als dreißig Jahren kein Todesurtheil gegen einen Eingebornen aussprechen mußte. Der Urner hat großes Vertrauen in seine Priester und weltlichen Obern; er ist daher leicht zu leiten, so lange er nicht durch Zwistigkeiten der Obern unter sich irre gemacht wird. So unerschrocken er täglich den Gefahren trozt, welche die Gebirgsnatur mit sich führt, so ist bei ihm im Allgemeinen wenig Neigung, in auswärtige Kriegsdienste zu treten; doch nicht aus Mangel an Muth, sondern aus Liebe zur Heimath; denn lieber bleibt der Urner arm, aber frei zu Hause, als daß er, wie andere Gebirgsvölker zu thun pflegen, zu gewissen

Jahreszeiten auswanderte und anderwärts sich etwas zu erwerben suchte; dennoch ist Eigennutz sein allgemeinster Fehler, und leider herrscht auch heutzutage mehr als früher der Hang zum Trunke, besonders in den der Landstraße näher gelegenen Ortschaften, wo auch der eigentliche Volkscharakter weniger sich ausspricht und wo auch die meisten Armen anzutreffen sind, freilich bei weitem nicht alle durch Liederlichkeit und Müßiggang dahin gebracht, sondern viele durch die Schrecknisse der Revolution und des Krieges, viele durch Entziehung des Spinnverdiensts, von dem sie sich früher nährten, verarmt.

Altdorf, der Hauptort.

Des Kantons Hauptort hat weder Thore noch Mauern, sondern ist ein großer freier Marktflecken von 192 Häusern und ungefähr 1650 Einwohnern. Seine Lage am Fuß eines steilen, aus Grauwacke und Thonschiefer bestehenden Gebirges, ist in Hinsicht der Bergstürze nicht die sicherste, weßwegen schon in den ältesten Zeiten die große Tannenwaldung daselbst unter strenge Aufsicht gelegt und deßwegen Bannwald genannt worden, welchen Namen sie noch jezt führt und wo noch heutzutage nur unter Aufsicht Holz gesammelt werden darf. Früher war auch der wilde Schächenbach öfters für Altdorf gefährlich; seit er bei Bürglen durch starke Dämme eingeengt und überdieß noch eine feste Schutzmauer errichtet ist, waltet von daher keine Gefahr. Desto größer ist bei den öftern Stürmen des Föhnwindes die Feuersgefahr. Mehrmals ist Altdorf durch Feuersbrünste eingeäschert worden, zum lezten Male auf schreckliche Weise am 5ten April 1799; die Einwohner erlitten damals einen Schaden von mehr als drei Millionen Schweizerfranken. Seither ist der Ort neu und schöner aufgebaut; einem kurz nach dem Brand erlassenen Gesetz zufolge, sind die Häuser aus Stein aufgeführt, mit Ziegeln oder Schiefer bedeckt. Das Innere der schönen Pfarrkirche zieren einige vorzügliche Gemälde, unter denen eine Weihnacht von Van Dyk; auf dem Friedhof bei der Kirche stehen noch zwei geräumige Kapellen, wovon die eine, das Beinhaus, in zwei Theile gesondert ist, den obern, dessen Altarblatt die Grablegung Christi von Caraggi darstellt, und den unterirdischen, wo der Altar mit Bergkrystallen eingefaßt ist und wo eine Menge schwarzer Kistchen aufgestellt sind, in welchen manche Familien die Gebeine ihrer Verstorbenen aufbewahrt haben. In diese unterirdische Gewölbe flüchteten sich bei dem Einfall der Franzosen 1799 alte Frauen und wehrlose Leute, die daselbst grausam ermordet wurden. Die andere Kapelle, in der sich einige Gemälde des vaterländischen Künstlers Pintiner befinden, heißt der Oelberg, und in ihr wird den Kindern Religionsunterricht ertheilt. Mitten im Flecken steht ein bemalter Thurm, der an Tells Zeiten hinaufreicht. Unfern von demselben stand die Linde, an welche Tells Knabe befestigt war; hundert Schritte davon steht der Tellenbrunnen, mit der Bildsäule Tells, an der Stelle, wo dieser den gefährlichen Schuß that. Von Altdorfs zwei Klöstern ist das Kapuzinerkloster das älteste des Ordens in der Eidgenossenschaft, und hat eine herrliche Lage mit reizender Fernsicht.

Die Schöllinen und die Teufelsbrücke.

Schöllinen heißt eine anderthalb Stunden lange, nackte, schaurige Felsenkluft, die das Gebirge, welches das Urseren-Thal von dem Göschenen-Thal scheidet, in südöstlicher Richtung durchschneidet und von der wild schäumenden und tosenden Reuß durchströmt wird. Bei Göschenen führt links vom Dorfe eine schöne Brücke, deren Bogen 37 Fuß über dem Flusse steht, 60 Fuß im Lichte und 23 Fuß Höhe hat, hinein in diesen grausen Schlund. Nicht fern davon führt eine kleinere Brücke auf das rechte Reußufer hinüber, wo die Straße durch Felsentrümmer hinanläuft, bei der nun verlassenen langen Brücke vorbei bis zur Sprengi, wo über einen schönen Sturz, den die Reuß macht, eine herrliche Brücke, deren Bogen 50 Fuß im Licht und 10 Fuß Höhe hat, wieder auf das linke Reußufer führt; von hier steigt die Straße unter vielen Krümmungen hinan zur Teufelsbrücke, die auf kolossalen Grundlagen ruht, deren Bogen 55 Fuß im Licht und 21 Fuß Höhe hat, und dessen Mittelpunkt 95 Fuß über der darunter hinschäumenden Reuß erhaben ist; stolz blickt sie auf die noch stehende alte Teufelsbrücke, welche 75 Fuß über der Reuß steht, hernieder, als sprechender Zeuge, daß heut zu Tage die Menschen Riesenhafteres zu schaffen vermögen, als dasjenige, was der Aberglaube älterer Zeiten nur mit Hülfe des bösen Geistes für möglich hielt. Auf gewaltigen Mauern krümmt sich die Straße dicht bei dem in senkrechter Richtung 100, in schräger Richtung 300 Fuß hohen Sturz der Reuß, dessen Toben das Ohr des Wanderers betäubt, vorbei nach der Felsengallerie, Urnerloch genannt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Kunstausstellung.

Unsere Kunstausstellung war unstreitig diesmal nicht eine der reichsten, sondern die reichste, welche Berlin bisher gesehen. Nicht sowohl in großen, glänzenden und blendenden Stücken, welche blos die Masse anzuziehen wissen, zeichnete sie sich aus, als vielmehr durch solche gediegene Productionen, welche neben der zaudernden Anerkennung derer vom Fach auch bald den allgemeinen Beifall erwerben. Es lag ein Zauber der Wahrheit und Schönheit in vielen Bildern, dem auf die Länge auch das abgestumpfteste Gemüth nicht widerstehen konnte. Daher wurden endlich auch die ärgerlichsten Welthändel vergessen, und die Kunst errang selbst den Sieg über — die Papiere. In den lezten Wochen blieb

die Ausstellung so gedrängt voll, daß sie, um dem recht eigentlichen Bedürfniß entgegen zu kommen, noch über den ausnahmsweise schon hinausgeschobenen Termin verlängert werden mußte. Die Kritik des Publikums findet sich sehr bald zurecht, während die gedruckte noch unher lavirt. So hatten sich die Düsseldorfer Gemälde mehr als je eines fast unwidersprochenen Beifalls zu erfreuen. Das Ihnen schon genannte trauernde Königspaar von Lessing — ein Maler, dem selbst die ältere Künstlerkritik seine Eminenz nicht abzustreiten wagt — ragte so in seiner großartigen, tief das Gemüth ergreifenden und erschütternden Auffassung hervor, daß selbst das Schmetterlingspublikum in stummer Ehrfurcht davor stehen blieb. Nicht einmal der Berliner Witz — was viel sagen will — wagte sich daran. Nicht minderen Eindruck machte desselben Meisters Klosterkirchhof im Januarkleide durch ebenso gelungene Erfindung, als vollendete Ausführung. In dem jungen Lessing tritt das ans Licht und zur Wirklichkeit, was Friedrich wollte. Vage poetische Ideen ohne eine Gestaltung, die der Schönheit und Wahrheit zugleich entspricht, bilden noch keine Dichtung; und wie in der Poesie, die Wort und Vers zum Organe hat, ist es in der Malerei. Schade, daß ein wirkliches Talent, wie doch Friedrichs war, so durch Isolirung unterging! — Im Gegensatz zu Lessings nordischem Ernste winkt uns das blühende, lachende Leben in Karl Sohns Hylas, den die Nymphen in den Brunnen ziehen. Diese Nymphen sind Frauen, wie sie seit Titians und Correggios Pinsel nicht in der Kunst lebendig wurden: Alles Frische und Schönheit des wahrhaftigen Lebens, und doch eine Wahrheit, nach der man vergebens in der Wirklichkeit suchte; eine Fülle, eine Anmuth und Lieblichkeit der Formen, eine Schönheit, ein Liebreiz, eine Seele im Gesichtsausdruck, eine Weiche und Kraft in dem glänzenden Fleischton, daß Kritiker, Künstler und Laien ausrufen und eingestehen: dies sahen wir noch nicht. Ich sage „dies;" denn sonst wird die nach Fehlern suchende Kritik noch immer deren finden. Bewundernd, lechzend steht die Menge davor und, mit dem populären Ausdruck zu sprechen, „das Wasser läuft im Munde zusammen," (denn es darf hier nicht unberücksichtigt bleiben, daß dies Bild gerade die für die Kunst unempfänglichsten Gemüther in Bewegung sezte) und doch nähert sich ein alter Professor kopfschüttelnd und weißt einem Kollegen die Verzeichnung eines Fingers nach, wie die wichtigste Entdeckung! Dergleichen Episoden vervollständigen nur den Genuß. So lockend und verführerisch diese schönen Nymphen sind (das ganze Bild soll ja eine personifizirte Verführung seyn), ist doch eigentlich nichts lüstern Wollüstiges darin. Schönheit und Liebreiz sind in ihrer Nacktheit; nur das Verborgene, Versteckte, das halb Verhüllte wirkt gefährlich auf die rohe Sinnlichkeit. Es ist dies das erste Bild dieses Genres aus der Düsseldorfer Schule, wo die schüchterne Befangenheit, die ängstliche Wehmuth einem vollen, frischen Jugendbewußtseyn gewichen scheint. Es ist eine Correggiosche Himmelsluft ins Erotische übersezt. Dieser Hylas und die Nymphen gehören auch nicht mehr der antiken Mythe an; sie sind in die Romantik versezt. So von Wärme und Gluth durchhauchte Wesen schuf nur der Glaube des Mittelalters.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Fortsezung.)

Neue Theaterstücke. Napoleon auf der Bühne.

Der Cirque olympique hat die verruchte That des Pfarrers Maingrat dramatisirt, welcher bekanntlich vor mehreren Jahren eine junge Frau aus seiner Gemeinde verführte, dann ermordete, hernach sich flüchtete und im Piemontesischen festgehalten wurde, wo er noch sizt, weil man unter der Bourbonschen Regierung es nicht wagte, einen Geistlichen zum Tode zu verurtheilen. Diese abscheuliche That wurde aufs Natürlichste dargestellt. Das Publikum bezeugte aber seinen Unwillen und die Tagesblätter meinten, der Cirque olympique thäte besser, wenn er einen würdigern Gegenstand wählte. So übt das Publikum jezt selbst die Censur aus, und weiß doch, daß ein Stück aus guten Gründen, nicht aber nach dem Eigenwillen in dem Kabinette eines besoldeten Censors verdammt wird. Der Staat erspart dabei den Gehalt der drei Censoren, die sonst die Manuscripte beurtheilten und wider welche in den freisinnigen Zeitungen beständig Klage erhoben wurde. In der That haben sie manche unsinnige Verstümmelung auf dem Gewissen, und gleich dem Schneider in der Volkserzählung, welcher im Traum eine große Fahne von lauter entwendeten Stückchen Tuch vor sich sah, müssen die alten Censoren zuweilen im Traum einen ungeheuren Bogen Papier mit allen von ihnen ausgemerzten Versen und Sätzen vor sich hertragen sehen. Der erworbenen Theaterfreiheit ist es auch zu verdanken, daß die Pariser Theater eine historische Person erworben haben, an welche zuvor nicht zu denken war, nämlich den großen Napoleon. Nachdem jedes der kleinern Theater seinen Jesuiten hat haben wollen, ist nun beinahe jedes mit einem Napoleon versehen. Ein Theater gibt den „grauen Ueberrock," ein anderes den „Artillerie-Unterlieutenant," ein drittes den „kleinen Korporal," ein viertes „Schönbrunn und St. Helena," mit der Apotheose des Helden. Ueberhaupt sind alle diese Stücke nichts als Apotheosen, und der Geschichte wird Zwang angethan, um etwas zu seinem Lobe herauszubringen. So z. B. anstatt den deutschen Studenten erschießen zu lassen, der ihm in Wien nach dem Leben trachtete, verzeiht er ihm auf der Bühne und übergibt ihn seinem Landesherrn. Ein Pariser Dichter sollte sich doch schämen, sich so gros gegen die Wahrheit zu versündigen. In dem mit vieler Pracht aufgeführten dramatischen Gemälde „Schönbrunn und St. Helena" wird zulezt sein Grabmal unten an der berühmten Siegessäule auf dem Vendomeplaze in Paris dargestellt, obschon kein Anschein vorhanden ist, daß dieses Grabmal je anderswo als auf St. Helena zu schauen seyn wird. Welch große Veränderung! Zu Anfang dieses Jahres wurde es für gefährlich angesehen, wenn Kaufleute in Paris Napoleons Büste zum Verkauf ausstellten. Die Bourbonsche Regierung zitterte, wenn die Erinnerung an Napoleon sich etwas lebhaft äußerte. Barthélemy wurde verfolgt und von den Gerichten zum Verhafte verurtheilt, blos weil er von Napoleons Sohn mit allzu viel Theilnahme gesprochen hatte. Man wollte den Franzosen die Napoleonsche Familie aus dem Sinne, so wie aus den Augen rücken, und glaubte dadurch die Sicherheit der Bourbonen zu befestigen; aber siehe da! die Bourbonen sind fort, Napoleon ist wieder da, freilich nur auf der Bühne, und es ist nun erwiesen, daß das Andenken an ihn und seine Familie keine Staatsumwälzung mehr verursachen wird. Zuvor konnte man das Bild seines Sohnes wie ein Damoklesschwert über Frankreich aufhängen und dadurch die Bourbonen zu Allem willig machen. Dieser Zauber ist verschwunden, und mit jenem Sohne wird keine auswärtige Macht künftig in Frankreich viel ausrichten können. Auf diese Wirkung der lezten Revolution hat man bisher wenig Rücksicht genommen; sie ist aber vielleicht eine der wichtigsten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 290.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 4. December 1830.

Jenes Gesetz, das mit ehernem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort,
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen,
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut.

Schiller.

Einige Briefe von Schiller und Wilhelm von Humboldt *).

Tegel, den 16. October 1795.

Es ist eine schwierige Aufgabe, liebster Freund, bei sich selbst zu entscheiden, ob der eigenthümliche Charakter Ihres Dichtungsvermögens mehr der dramatischen, oder mehr der epischen Poesie angemessen ist. Zu allen Schwierigkeiten, die der Beantwortung jeder Frage dieser Art im Wege stehen, gesellt sich bei Ihnen noch die reiche Mannigfaltigkeit Ihres Genies, dem Alles in so eminentem Grade zu gelingen scheint, und der zufällige Umstand, daß Ihre dramatischen Produkte aus einer so viel früheren und verschiedenen Periode Ihres Lebens sind. Da Sie es indeß verlangen, so will ich dreist ein Urtheil auszusprechen versuchen. Nur müssen Sie es mir zu Gute halten, wenn ich mehr einer gewissen Divinationsgabe, als einem sichern Raisonnement folge.

Am schwersten ist es, dasjenige auszusprechen, was Sie als Dichter charakterisirt, obgleich jeder es gewiß bei Ihnen genauer, als bei irgend einem andern deutschen Dichter, fühlt. Man kann Goethe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in seinen lezteren Produkten mit den Griechen, in seinen früheren mit Shakespeare vergleichen; man hat das lezte auch mit Ihren früheren Stücken gethan. Da mir diese jezt leider nicht genug gegenwärtig sind, so kann ich die Richtigkeit hievon nicht beurtheilen, indeß bin ich für mich a priori überzeugt, daß dieß Urtheil zu denjenigen gehört, die gewiß durchaus falsch sind, die aber ein mittelmäßiger Beurtheiler nothwendig fällen muß. Aber vorzüglich klar ist mir Ihr Dichtercharakter, wenn ich Sie gegen die Griechen halte. Unter allem mir bekannten Griechischen ist keine Zeile, von der ich mir Sie als den Verfasser denken könnte, und zwar liegt der auffallende Unterschied nicht in dem Grade erreichter Vollendung, sondern, man möchte auch hierüber, wie man wollte, urtheilen, wieder offenbar in der Gattung. Dennoch finden sich alle wesentlichen Schönheiten der griechischen Poesie innerhalb des Kreises nicht blos dessen, was Sie von Ihren Arbeiten fordern, sondern auch dessen, was Sie einzeln und bei Einzelnem in so hohem Grade geleistet haben. Was Sie unterscheidet, kann auch nicht irgend einem Einfluß des Nationalcharakters, oder der zufälligen Lage der Literatur, es kann nur den Fortschritten des Zeitalters beigemessen werden. Es ist Ihnen und nur Ihnen eigen, und ist so innig mit den Forderungen des poetischen Genies verbunden, daß es sogar eine wesentliche Erweiterung desselben ausmacht. Sie fühlen, was ich sagen will; alle Ihre dichterischen Produkte zeigen einen stärkeren Antheil des Ideenvermögens, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte.

*) Aus dem so eben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt.

Ich verstehe aber hierunter ganz und gar nicht blos das, wodurch Ihre Poesie eigentlich philosophisch wird, sondern finde eben diesen Zug auch in der Eigenthümlichkeit, mit der Sie das behandeln, was rein dichterisch, also Künstlererfindung ist. Es schwebt mir hiebei jezt vorzüglich z. B. die Behandlung des Erhabenen, des Furchtbaren, des Geheimnißvollen im Geisterseher vor. Um es daher in seiner ganzen Allgemeinheit auszudrücken, muß ich es lieber gleichsam einen Ueberschuß von Selbstthätigkeit nennen; eine solche, die sich auch den Stoff, den sie blos empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem blos gegebenen verbindet; die, der Materie und der That nach, fast blos alleinwirkend, aber der Form und dem Scheine nach (worauf das Wesen der genialischen Produktion beruht) nur durch Wechselwirkung thätig ist. Dieß nun drückt Allem, was Ihnen angehört, ein ganz eigenes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in ein überirdisches Gebiet über, und stellt die höchste Gattung des Erhabenen, die durch die Idee wirkt, auf. Darum besitzen Sie einen so intensiv großen Reichthum, bieten dem Leser, wenn ich so sagen darf, überall mehr Tiefe als Fläche, und machen sich mit Einem Wort alle Vortheile zu eigen, welche die innige und durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dieß nicht dadurch an seiner Wärme verliert, gewährt. Eben daher wird es aber auch entspringen, wenn man an Ihren Charakteren und Schilderungen, ungeachtet der größesten Wahrheit und Konsequenz, doch oft wenigstens die Farbe der Natur selbst vermißt hat.

Nehme ich nun die dramatische (hier doch eigentlich die tragische oder besser heroische) Poesie nach dem Begriff, der mir neuerlich durch die Goethe'schen Ideen am geläufigsten geworden ist, als die lebendige Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal, so finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakterisirt, hier in ihrem wahren Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geschieht. Alles drängt sich hier dem Moment der Entscheidung entgegen, die Kraft des Geistes und des Charakters muß sich bis zur höchsten Anspannung sammeln, um die Macht des Schicksals zu überwinden, und sich ganz in sich selbst zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Diesen Zustand in seiner ganzen Größe zu schildern, fordert die höchste und reinste Energie des Genies. Das Verhältniß des Menschen zum Schicksal darzustellen, ist eigentlich die Darstellung einer Idee; je selbstthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Ideengehalt es in das Gefühl zu verweben weiß, desto größer ist die Wirkung. Diese hervorzubringen, halte ich Sie geschaffen, wenn Sie hier Ihren Gegenstand glücklich wählen, so wird Sie hier Keiner erreichen. Die bewundernswürdige Tiefe Ihres Geistes steht hier an ihrer Stelle; es wird eine lyrische Stimmung erfordert, die Ihnen, im Ganzen genommen, mehr als eine epische, eigenthümlich ist, wenn ich jene auf die Darstellung der Gedanken und Empfindungen, diese auf die Darstellung der Formen, unter welchen beide erscheinen, beziehe. Auf der andern Seite aber sezt auch das Dramatische gerade Ihnen große Schwierigkeiten entgegen. Neben dem Erhabenen beruht seine Wirkung auch größtentheils auf dem Rührenden, es fordert mannigfaltig bewegte Leidenschaften und fein nuancirte Empfindungen. Wie viel Sie auch hier durchaus vermögen, haben Sie zur Genüge gezeigt, und in keinem mir bekannten Theaterstück ist gerade das feine Spiel der Empfindungen so schön und zart aufgedeckt, als im Karlos. Nur ist aber hier die Frage, nicht sowohl, ob Sie hier der Natur wirklich treu sind, sondern mehr, ob Sie ihr treu zu seyn scheinen? denn darin, dünkt mich, liegt gerade der Unterschied. Ich habe im vergangenen Winter einmal die weiblichen Charaktere des Karlos sehr genau untersucht, und bin nirgends auf etwas gestoßen, was ich nicht wahr nennen möchte, aber es bleibt Ihnen ein schwer zu bestimmendes Etwas, ein gewisser Glanz, der sie von eigentlichen Naturwesen unterscheidet. Soll ich mich einmal nicht fürchten, in subtile Hypothesen zu verfallen, so kann ich mir diese Erscheinung auch nach meinen Voraussetzungen sehr wohl erklären. Wenn es *richtig* ist, daß Sie der Natur, gleichsam ehe sie *vollkommen auf* Sie einwirken kann, schon selbstthätig *entgegeneilen*, wenn Sie nicht sowohl aus ihr schöpfen, als nur, durch sie begeistert, ihr Bild in sich durch eigene Kraft schaffen, so muß dieß da am meisten sichtbar seyn, wo die Natur selbst, wenn ich so sagen darf, am meisten Natur, am wenigsten auseinander gewickelt ist, wo sie mehr durch Materie auf das Gefühl, und nur wenig durch Form auf den Verstand wirkt. Charaktere, die Goethen unglaublich gelingen, Götzens Frau, Götz selbst, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen. Dennoch aber, so fest ich auch glaube, daß Ihre Stärke nicht in dieser Gattung der Tragödie, sondern nur in jener einfachen und heroischen ganz sichtbar seyn würde, so sehr wünschte ich doch, daß es Ihnen möglich wäre, den Versuch durch alle Gattungen durchzumachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Kanton Uri und seine neue Kunststraße.

(Beschluß.)

Bei guter Witterung ist die Schöllinen völlig gefahrlos und das Auge findet immer etwas, worauf es mit Vergnügen weilt: im Sommer das Schäumen und Sträuben der Reuß, worin die Sonnenstrahlen oft Regenbogen in halben und ganzen Kreisen bilden. Die schroffen Seiten-

wände sind belebt durch herrlich blühende Alpenrosen, die auf den Absätzen ganze Gebüsche bilden, durch Aurikeln (Primula viscosa), Alpenastern (Aster alpinus) und Steinbrechsträuße (Saxifraga pyramidalis), und eine Menge anderer Alpenpflanzen, die aus den Klüften des grauen Gneusgranites hervorsproßen. An schönen Wintertagen hat die Schöllinen ihr Schreckbares ganz verloren, die Reuß hört man unter der tiefen Schneedecke kaum noch brummen, das Thal scheint die Hälfte seiner Tiefe verloren und an Breite gewonnen zu haben; statt der Trümmerhaufen scheinen sanftansteigende Halden sich an die senkrechten Felsen anzulehnen, an welchen, wo im Sommer Wasser herabträufelt oder in kleinen Fällen herunterstürzt, kolossale, mannigfaltig gestaltete Eissäulen hängen. Fürchterlich aber ist die Schöllinen bei schlechtem Wetter, wo der Wanderer in kalten, feuchten Nebel eingehüllt, nichts vernimmt als das Donnern der an tausend Felsenriffen zerschellenden Reuß und das Rasseln vom Gebirg herabrollender Steine, vollends im Winter, wenn ihm ein beißend kalter Wind ins Gesicht weht, stetes Schneegestöber ihn umwirbelt, bei jedem Schritte hemmt und ihn kaum wahrnehmen läßt, wenn eine Lawine sich über ihm losgerissen und ihn zu erreichen droht. Nur wenige Stellen in der Schöllinen sind ganz vor Lawinen gesichert; bei weitem die gefährlichste Stelle aber ist der sogenannte Brugwald, wo jezt keine Tannen mehr stehen und wo an der Straße zwei Zufluchtsgewölbe angebracht sind.

Der St. Gotthard.

Dieser merkwürdige, in den Kantonen Uri und Tessin liegende Berg ist in der Mitte der Centralkette der Alpen gleichsam eine Ecke des Erdkrystalles, an der sich mehrere Kanten vereinigen. Diese Kanten sind in mehrere Gebirge abgetheilt, welche alle die Höhe von 8000′ über dem Meere übersteigen; sie umschließen nebst dem eigentlichen Gotthardsthal noch an achtzehn kleinere Thäler, welche bei dreißig Seen und acht bedeutende Gletscher in ihrem Schooße bergen und die Quellen von vier ansehnlichen Flüssen, des Rheins, der Reuß, der Rhone und des Tessins liefern, die nach allen vier Weltgegenden abfließen und ihre Wasser verschiedenen Meeren zuführen. Die Einsattlung des eigentlichen Gotthards ist ein nacktes Felsenthal, wo der mit groben Spathkörnern gemengte Gneusgranit sonderbare Wölbungen bildet, zwischen welchen das Wasser des schmelzenden Schnees umherirrt, gleichsam ungewiß, ob es sich der welschen oder deutschen Seite zuwenden soll. Dieser höchste Punkt der Gotthardstraße liegt 6650 Fuß über Meer, unter 46° 27′ nördl. Breite und 26° 6′ östlicher Länge. Gleich oben am südlichen Abhang stand vormals neben dem nunmehrigen Wirthshaus und Stallung ein Hospiz, von Kapuzinern bewohnt; im Kriege der Oestreicher gegen die Franzosen ward dasselbe ein Raub der Flammen und später nicht wieder aufgebaut, obwohl das jetzige Wirthschaftsgebäude dem Bedürfniß der vielen Reisenden nicht entspricht, welchem Uebelstand aber durch Erbauung eines neuen geräumigen Hauses abgeholfen werden soll. Nahe bei diesem Wirthshaus liegen drei kleine Seen, welche nebst den Stellaseen die vorzüglichsten Quellen des Tessins sind, während am nordwestlichen Abhang, in einem romantischen Seitenthale, dem eine halbe Stunde langen und 20 Minuten breiten Luzendrosee die größte Quelle der Reuß entströmt. Von den nahen Felsenspitzen, welche dieses hohe, nackte Thal umschließen, sind vorzüglich bemerkenswerth, westlich von der Straße der Fibra (9750 Fuß über Meer), der Fieudo (nach abweichenden Angaben 8586, 9170 und 9550 Fuß hoch), der Luzendro (9730 Fuß ü. M.) und der Orsino oder Ursernspitz (9944 Fuß ü. M.), östlich von der Straße der Prosa (8560 F.), der Guspis oder das Gotthardshorn (8700 F.), der Schibsius (8240 F.); ferner der Stella und Soresèia in ungefähr gleicher Höhe. Am besten lassen sich der Fieudo und Prosa ersteigen, und der Reisende, der es thut, wird die damit verbundene Mühe nicht bereuen, denn die Aussicht ist wahrhaft großartig und lohnt reichlich die zweistündige Anstrengung des Steigens.

Mittelst der Luzendrobrücke überspringt die neue Straße die Reuß nahe bei deren Ausfluß aus dem stillen Luzendrosee, in welchem sich im Hintergrund des Thales der Luzendrogletscher badet; sanft gleitet sie dann durch die Roduntalp dahin, steigt mit mehreren Windungen in den Gneusboden hinab, durch welchen sie immer am linken Reußufer zwischen der Hühnereck und dem Gurschenthal und St. Annaberg eben fortläuft, bis zum Anblick vom Hospenthal, wo sie sich in mehreren Beugungen schön und gefahrlos dem Fuß der Hühnereck entlang hinabwindet. Die Reuß bildet auf ihrem Lauf durch das lange, einsame Gotthardsthal zwei Fälle, den einen unfern der alten Roduntbrücke, wo die alte Straße sich zwischen diesem Falle und einem glatten Felsen hinanzwängte, den andern, noch schönern, nördlich am Eingang in den Gneusboden; nur schade, daß man sich der tiefen, engen Schlucht, in welche die Reuß hinabstürzt, nicht ganz ohne Gefahr nahen kann, um den Fall ganz in der Nähe zu beschauen.

Hier in diesem wilden Felsenthale, umgeben von nackten, den Einsturz drohenden Felsen, umrauscht von der an dem Steinbett sich abarbeitenden Reuß, schlugen sich im schrecklichen, für den Kanton Uri besonders ewig denkwürdigen Jahr 1799, Eingeborne und Franzosen, Franzosen und Oesterreicher, und wieder Russen und Franzosen, und zwar nicht blos an der Straße, sondern sie umgingen sich auf den unwegsamsten Pfaden und schlugen sich in kaltem, dichtem Nebel, wo Freund und Feind einander kaum erkennen konnten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Napoleonische Gemälde. Der Maler Gros.

Die in der Eile zusammengeschriebenen Theaterstücke über Napoleon haben leider wenig ästhetischen Werth, und sind nur deswegen interessant, weil manche geistreiche Anspielung auf die Zeitgeschichte und die jetzigen Verhältnisse darin vorkommt. Ein Tageblatt, der National, wirft den Pariser Dichtern vor, daß sie allzu unbesonnen die ergiebige Quelle, die sich ihnen dargeboten, bereits erschöpft, und die große Figur, die ihnen übergeben worden, verunstaltet haben; dies habe aber Napoleon vielleicht durch seinen Despotismus verdient; man versündige sich an ihm, wie er sich an der Freiheit versündigt habe. In der Bildergallerie des Luxemburger Pallastes, wo jetzt eine Gemäldeausstellung zum Besten der im Freiheitskampf Verwundeten veranstaltet wird, erscheint Napoleon ebenfalls wieder, nämlich auf den Gemälden, die unter seiner Regierung von den besten Malern in Paris zum Andenken seiner Siege verfertigt, und zur Zeit ihrer ersten Ausstellung mit außerordentlichen Lobeserhebungen in den Tagesblättern angekündigt worden waren. Jezt staunt das Publikum über die auffallenden Fehler dieser Gemälde von Gros, Girodet u. a. berühmten Meistern, und widerruft das unmäßige Lob, das ihnen zur Zeit Napoleons gespendet wurde. Girodet thut dies nichts mehr, denn er ist todt; allein was mag der Baron Gros dazu denken, daß man seine so gepriesenen Schlachtstücke jezt so heftig tadelt? Dies ist nicht der einzige Verdruß, den er erfährt. Bekanntlich hat dieser Künstler mehrere Jahre hindurch an dem großen Gemälde in der Kuppel der St. Genovevenkirche gearbeitet; das bloße Gerüste, worauf er arbeitete, soll über 50,000 Franken gekostet haben. Man denke, wie viel für das Gemälde selbst mag bezahlt worden seyn! Ganz Paris stieg damals auf das Gerüste hinauf, der Erzbischof und die Geistlichkeit processionaliter, König Karl X. ebenfalls sehr feierlich; Dlle. Delphine Gay deklamirte hübsche Verse oben auf dem Gerüste; die Zeitungen sprachen ein Langes und Breites über die prächtige Malerei, und Hr. Gros, der bei dieser Gelegenheit zum Baron gestempelt wurde, konnte denken, sein Deckengemälde, mit der Apotheose Ludwigs des Heiligen, mit Ludwig XVIII. und der Herzogin von Angoulême werde unstreitig bis auf die späteste Nachwelt bewundert werden, und so lange dauern, als das kolossale Gebäude. Aber o Eitelkeit der menschlichen Dinge! Kaum hatten am Ende des lezten Julimonats die Pariser die Bourbonen vertrieben, als sie die Missionarien aus der Genovevenkirche jagten und dieselbe wieder in ein Pantheon, das heißt in ein Denkmal zur Beerdigung der großen Männer, umwandelten.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, November.

(Beschluß.)

Kunstausstellung.

Zwei Bilder von Hildebrand, ein Räuber und Judith und Holofernes, kamen zu spät an, um in gleichem Grade Lieblingsbilder des Publikums zu werden; es waren derer zulezt so viel geworden, daß der Besucher seine Aufmerksamkeit an hundert Punkte in den weiten Sälen hingezogen fand. Ein Korrespondent, der über das Berliner Leben und nicht vorzugsweise über die Ausstellung schreiben will, darf nicht einmal alles Bemerkenswerthe erwähnen. So übergehe ich das weite Reich ausgezeichneter Landschaften, Magnus vortreffliche Porträts, eine große Parade von unserm berühmten, sogenannten „Pferdebändiger," das eigentliche Lieblingsbild der Berliner, indem sich auf dem auch sonst trefflichen historischen Stücke ihre sämmtlichen public characters, ernste und komische, in sprechender Porträähnlichkeit vorfinden. Merkwürdig ist, wie die niederländischen Genrestücke neben dem großartigsten Streben der Kunst neu mit alter Naivetät und neuer Poesie ins Leben treten. Hätten wir dieses Jahr nichts gesehen, als die kleinen Stücke der Schrötter und Pistorius, deren mehrere, selbst nach dem strengsten Urtheile unserer alten Kritiker, den Teniers, Mieris, Dow, Ostade gleich kommen, wäre die Ausstellung schon reich zu nennen. — Es lohnte sich, einmal eine Geschichte unserer Kunstausstellungen durch dreißig Jahre zu schreiben. Sie ließe sich nicht trennen von der Geschichte unserer Gesammtbildung in Religion, Wissenschaft und öffentlichem Leben. Durch welche Wüsten mußte die Kunst, um an ein blühendes Gestade zu gelangen! Allein die Geschichte der lezten drei Ausstellungen, also von sechs Jahren, gibt Stoff zu den ernstesten Betrachtungen. Wie sind z. B. die Madonnen, heiligen und biblischen Geschichten, welche damals, als Symbole eines neu erwachten Kunstsinns, der im Innern des Gemüthes seinen Quell hatte, die längst verdrängten heidnischen Götter und Heiden ersezten, wie sind diese jezt den rein poetischen Fictionen gewichen! Es befand sich fast keine namhafte Madonna, und kaum ein Kirchenbild unter den Nixen, Räubern, Römerinnen und alten Königen von 1830.

Es ist ein altes Herkommen, und der Berliner erwartet es, neben dem Vorzüglichen auch in eben dem Grade Mißlungenes zu seiner Ergözlichkeit auf der Ausstellung zu finden. Man fordert gewissermaßen von den Directoren, daß sie zur Schattirung des Ganzen auch dafür sorgen. Der Berliner Witz muß seine Ableiter haben. So fehlte es denn auch diesmal nicht daran, und die Lachlust fand reichen Stoff an einigen grellen Schildereien, von Dilettantenbänden entworfen, denen denn hundert Namen gegeben und hundert Bonmots angehängt wurden. Sie wiederhallen in der Gesellschaft und in den Theatern und gehören eben mit — zu unserm Leben.

Die gedruckte Kritik machte sich, wie immer, unendlich breit. Es ist der Wunsch der Künstler und doch ihr Fluch; denn keine Kritik in allen Journalen und Zeitungen war ihnen recht, keine ausführlich, keine tief eingehend genug. Ein eigenes Tageblatt, Antikritik, von Künstlern geleitet, wurde während der Ausstellung ausgegeben. Auch diese befriedigte nicht und konnte nicht befriedigen, weder in ihrem positiven, noch in ihrem negativen Theile; es liegt in der Natur der Sache. Den meisten Beifall hatte die in der Staatszeitung.

Räthsel.

Wie heißt der furchtbarste Drache der Welt,
Der ohne Flügel doch fliegt,
Der seinen Feinden im offenen Feld
Trotz bietet und gräßlich an sie sich schmiegt?

Er speit auch Feuer und Flammen aus,
Und ist doch selber so bleich.
Mit sammt den Bewohnern verzehrt er das Haus,
Und mit grimmigem Zischen sich selber zugleich.

Doch wenn er das Fünkchen nicht finden kann,
Das seine Wuth entflammt,
Sieht Jeder den Schmalen verächtlich an,
Und im Wasser ist er zur Ruhe verdammt.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. December 1830.

— Umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Thun;
Und was nicht war, nun will es werden —
In keinem Falle darf es ruhn.

Goethe.

Ueber den Witterungscharakter des gegenwärtigen und des vergangenen Jahres.

Meteorologische Betrachtungen

von

Dr. Nürnberger.

Wir haben in einem Aufsatze über Sonnenflecke und deren muthmaßlichen Einfluß auf die planetarische und namentlich terrestrische Witterung, zu Anfang dieses Jahrs auf eine von den wahrscheinlichen Ursachen der ganz besondern Witterungsanomalien des vergangenen und gegenwärtigen Jahres aufmerksam gemacht, und sind auch in unseren damaligen Behauptungen ziemlich durch alles dasjenige bestätigt worden, was indessen an meteorischen Beobachtungen aus dem betreffenden Zeitraume bekannt geworden ist. Indessen scheint eine sorgfältige Betrachtung aller dieser Umstände, neben jenem kosmischen Sonnenflusse, noch auf eine geheime tellurische Revolution als weitere Veranlassung des allgemein auffallenden, allen Regeln widersprechenden gegenwärtigen Witterungsganges zu deuten, und wir verbinden vielleicht die Leser durch Entwicklung einer Schlußfolge, wodurch die Annahme eines solchen gleichzeitigen tellurischen Einflusses auf die Witterungsanomalien als höchst wahrscheinlich dargestellt wird.

Um alsobald anzudeuten, wohin wir eigentlich zielen, nennen wir sogleich das Wort unserer Hypothese: es ist eine Polarrevolution; in den unermeßlichen, sonst für ewig erachteten Eis- und Schneeregionen des Nord- und Südpoles geht ein ganz außerordentlicher Veränderungsprozeß vor, über dessen wahrscheinliche Beschaffenheit und Veranlassung wir Alles mittheilen wollen, was eine besonnene Konjekturalphysik an die Hand gibt. Die Natur bereitet auf ihrem stillen, segensreichen Gange in ihren geheimen Werkstätten, in den innersten Eingeweiden des Erdkörpers, Jahrtausende lang dergleichen Revolutionen vor, bis sie endlich, zu Stande gekommen mit dem Produkte ihrer langsamen, aber sichern Thätigkeit, mit gewaltigen und unwiderstehlichen Kräften plötzlich hervortritt, und nun auf einmal zur Ausführung bringt, was so lange von ihr eingeleitet worden war.

Die, durch hunderte von Zeugnissen bestätigte Thatsache, auf welche wir uns bei der Behauptung, daß eine solche gewaltige Polarrevolution sich vorbereite, zunächst stützen, sind die ungeheuern, in dieser Menge und Größe ganz beispiellosen Eismassen, welche in den lezten Jahren sowohl vom Nord- als vom Südpole in die, dem Aequator näheren Meere herabgeschwommen sind. Alle Seefahrer erwähnen dieser Erscheinung. Scoresbys Fahrten führt, in seinen Anleitungen zur Erd- und Himmelskunde, unter andern Beispiele von solchen großen schwimmenden Eisbergen an, auf welche die Schiffer sogar in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung gestoßen sind, ein Fall, dessen ich, so weit ich irgend habe nachschlagen können, noch niemals erwähnt finde, obwohl Cook, Frézier u. a. in größ-

ren südlichen Breiten allerdings auch schon früher auf einzelne Eismassen gestoßen sind.

Nun ist aber der Grund der irdischen Wärme ganz unzweifelhaft ein doppelter. Dieselbe hängt nämlich einmal und zunächst von der wärmezeugenden Thätigkeit ab, welche durch die an und für sich kalten Sonnenstrahlen in der irdischen, gleichwie in jeder andern planetarischen Atmosphäre erweckt wird; und in dieser Hinsicht gilt, nach seiner ganzen Ausdehnung, was wir in der oben citirten Abhandlung von dem Einflusse der Sonnenflecke auf planetarische Temperatur angeführt haben. Bei diesem Einflusse der Sonne aber hängt das Meiste von dem Scheitelabstande dieses Gestirnes ab, und Jedermann weiß, daß die Sonnenstrahlen, wenn sie im Winter unter einem sehr schiefen Winkel bei uns einfallen, fast gar keine erwärmende Kraft besitzen.

Auf die Eisregionen des Nord- und Südpols, in welchen sich die Sonne nie bedeutend über den Horizont erhebt, kann also dieses Prinzip der Wärme nur von einem sehr geringen Einflusse seyn, und die Erstarrung in diesen öden Gebieten der Erde würde, bei dessen alleinigem Einflusse, schon durch den fortwirkenden Erkältungsprozeß so ungeheuer aufgehäufter Eis- und Schneemassen in einer sehr raschen, für das Gesammtleben des Erdkörpers höchst gefährlichen Ausdehnung zunehmen. Von der eigenen Fortwirkung dieser Erstarrung sehen wir ein tägliches, augenscheinliches Beispiel an den Schweizer Gletschern und Eisthälern, welche, während gewisser Perioden, mit einer schreckenerregenden Schnelle wachsen*), bis die Natur selbst durch eine ähnliche Gegenwirkung, wie diejenige ist, über die wir uns gleich verbreiten werden, dieser Ausdehnung wiederum Grenzen sezt. Ueberhaupt kann man a priori annehmen, daß in dem großen Naturplane Wirkung und Gegenwirkung jeglicher Art von jeher und so vorhergesehen und bestimmt sind, daß dadurch das Fortbestehen des Ganzen, bei der Einschränkung der, dieses Fortbestehen scheinbar bedrohenden Erscheinungen auf ein Oscilliren innerhalb unübersteiglicher Grenzen, niemals eigentlich gefährdet wird, und man erleichtert sich viele in dieses Gebiet gehörige Untersuchungen, wenn man, die Wirkung kennend, nach diesem Prinzip die Hypothese der Gegenwirkung gleich als eine Thatsache behandelt.

Es muß also, bei der Unzulänglichkeit des Sonneneinflusses, der sonst unbegrenzten Ausdehnung der Polareismassen hinreichend entgegen zu wirken, noch eine andere natürliche Quelle der Wärme geben, und wir entdecken dieselbe in der Erdwärme, welche durch eigenthümliche Prozesse in den geheimsten Tiefen des Erdballes, in den innersten Eingeweiden dieses ungeheuern Körpers bereitet wird, und deren Daseyn sich durch Vulkane, heiße Quellen und tausend andere Erscheinungen auf die unzweifelhafteste Weise ankündigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ueber diese, in der Schweiz unter dem Namen des Vorrückens der Gletscher (crue des glaciers) bekannte Erscheinung verbreiten sich viele Reisebeschreiber, und unter andern besonders der gründliche Simond (Voyage en Suisse, 2te Aufl. I. 267 fgg.). Die Meinungen der Naturforscher über den eigentlichen Grund dieses Phänomens sind getheilt; allein es scheint [illegible] Gegenwirkung einer großen Eismasse einen Einfluß auf den atmosphärischen Niederschlag, und durch dessen fortwährende Erstarrung auch auf fortwährende Massenvergrößerung des Gletschers selbst zuzuschreiben, dessen Fortrücken dadurch nur befördert werden kann, wenn die Erdwärme unterdeß mit einer entgegengesetzten Tendenz auf seinen Fuß wirkt. Wir werden weiter hinten nochmals hierauf zurückkommen. R.

Einige Briefe von Schiller und Wilhelm von Humboldt.

(Fortsetzung.)

Es ist das anziehendste Schauspiel, das ich mir denken kann, zu sehen, wie sich die Welt in einer Seele, wie die Ihrige ist, spiegelt, zu sehen, wie Sie Ihre Charaktere aus einem idealischen Kreise herbeiführen, und ihnen doch eine so lebendige Wirklichkeit geben. Indeß gestehe ich gern, daß dieser Reiz fremdartig *ist, und* nicht eigentlich als ein Vorzug der *Kunst angesehen* werden kann. Ueberhaupt verdient es noch erwogen zu werden, ob nicht die dramatische Poesie, noch mehr als jede andere, verlangt, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur schöpfe. Wenigstens lehrt mich meine Erfahrung, daß nirgends das Gegentheil, auch nur im kleinsten Grade, so sichtbar ist. Nirgends, scheint es, will man so unmittelbar durch die Wirklichkeit gerührt seyn. Viel, leicht aber geht man auch hierin zu weit, und vielleicht rührt dieß aus einer nicht ganz rein ästhetischen Stimmung her, die unter dem Namen der Natur nur etwas Materielles sucht, und für die Einwirkung der Kunstform nicht hinlänglich empfänglich ist.

Verglichen mit der dramatischen, halte ich die epische Poesie nicht so fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. Ueberhaupt scheint mir die dramatische die höchste Frucht des Dichtergenies, und ich halte Sie einmal für diese völlig geboren, in sofern Sie sich nur auf eine gewisse Gattung beschränken. An sich braucht auch das eigentlich Epische überhaupt (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere lachendere, mehr malende Phantasie, als Ihnen, in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen, eigen scheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen selbst nachtheilige Wahl treffen. Indeß ist das Gebiet des Epischen vorzüglich in den weiten Gränzen, die wir ihm hier geben, so groß,

daß es eine zahlreiche Menge von Formen einschließt, und das Lyrische, wie das Didaktische, in sich aufnimmt. Vorzüglich nach Ihren neueren Gedichten, von den Göttern Griechenlands an, läßt sich eine Gattung zeigen, die Sie allein sich gestempelt haben, und die mit allem Reichthum epischer Schilderungen den höchsten lyrischen Schwung vereinigt, und durch diesen gedoppelten Eindruck auf die Phantasie und die Empfindung den Geist zu tiefen und überraschenden Wahrheiten führt. Diese Gattung, und mithin das Epische, ist Ihnen vollkommen eigen, sie paßt Ihnen genauer an, als irgend eine andere, aber ich würde Ihnen Unrecht zu thun glauben, wenn ich Sie darauf beschränken wollte, wie schön und fruchtbar an großen Wirkungen auf das Gemüth des Lesers sie auch ist, und einen wie großen Umfang sie auch selbst noch in sich erlaubt.

Jezt kann ich ein Resultat ziehen: den schönsten und Ihrer am meisten würdigen Kranz bietet Ihnen die dramatische Poesie, aber nur innerhalb gewisser Gränzen, vorzüglich in der einfachen heroischen Gattung, einen leichteren und in einem weiteren Umfange die epische dar.

Mein Wunsch kann jezt hiernach nur die Malteser treffen. Sie sind eine sehr glückliche Wahl für die Gattung überhaupt, besonders aber für den Moment. Denn sonst ist der Wallenstein freilich an sich bei Weitem größer und tragischer, und auch gewiß in demjenigen Kreise, für den Sie bestimmt sind. Etwas Dramatischem jezt vor der romantischen Erzählung den Vorzug zu geben, muß ich darum rathen, weil ich überzeugt bin, daß die leztere doch immer gewiß ist, und uns nicht entgeht, da hingegen der erste Versuch, den Sie wieder im Dramatischen wagen, mehr Hindernisse finden muß. Im Philosophischen und im Poetischen der Gattung, in der Sie jezt arbeiten, haben Sie nun auf eine bewundernswürdige Weise gezeigt, daß Sie die Vollendung jeder Arbeit, wie ein Maler jede Zeichnung, in Ihrer Gewalt haben. Zeigen Sie es auch hier. Ihr Genie scheint Ihnen, auch den ungünstigsten Umständen zum Trotz, einmal keinen Dienst zu versagen, eine Betrachtung, die mich oft rührt. Wer ein so reges geistiges Leben hat, scheint der Erde wenig mehr schuldig zu seyn.

Allein freilich muß auch eben diese größere Schwierigkeit der Malteser sehr sorgfältig mit auf die Wagschaale gelegt werden. Sie müssen genau prüfen, ob Sie hoffen dürfen, genug innere Stimmung und äußere Muße zu haben, um ein Werk, wie ein solches Schauspiel ist, zu vollenden. Unterbrochen dürfte es nicht werden. Wäre dieß zu fürchten, so wählte ich an Ihrer Stelle die Erzählung. Diese empföhle sich allerdings gar sehr dadurch, daß Sie damit einen gewissen Kreis vollendeten, Universalität erreichten. Aber die Erzählung bleibt Ihnen gewiß, und jener Rücksicht, die mehr für das Publikum ist (denn wer Sie kennt, weiß auch, daß Sie jener Universalität fähig sind), läßt sich auch die andere entgegensetzen, daß es des Spaßes werth wäre, durch ein neues Schauspiel die Menschen, die über Ihren dramatischen Charakter so bestimmt scheinen, ein wenig konfus zu machen.

Wir umarmen Sie von ganzen Herzen.

Ihr

H.

Schiller an Wilhelm von Humboldt.

Jena, den 26. Oktober 1795.

Dank Ihnen, lieber Freund, für das Interesse, mit dem Sie meine ästhetische Gewissensfrage mir beantwortet haben. In jeder Rücksicht hat Ihr lezter Brief mich interessirt, und wenn ich mehr Muße habe, als heute zu hoffen ist (ich erwarte diesen Nachmittag Herdern und habe noch Briefe auszufertigen), so wollen wir weiter davon sprechen. Ueber Einiges, was mehr ins Allgemeine geht, gibt Ihnen vielleicht meine Abhandlung über das Naive denjenigen Aufschluß, den ich selbst mir über die Frage: „Inwiefern kann ich, bei dieser Entfernung von „dem Geiste der griechischen Poesie, noch Dichter seyn, „und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfer„nung zu erlauben scheint?“ zu geben gesucht habe. Ich habe in jenem Aufsatze, wie ich glaube, einige nicht unwichtige Ideen über diese Sache ausgekramt. Lassen Sie uns indessen in dieser Sache auch nicht zu weit ausholen. Nehmen Sie z. B. den Fall an, die Natur habe mich wirklich zum Dichter bestimmt, so wird Ihnen der ganz zufällige Umstand, daß ich mich in dem entscheidenden Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt wird, von vierzehn bis vierundzwanzig, ausschließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechische Literatur (so weit sie über das neue Testament sich erstreckt) völlig verabsäumt, und selbst aus dem Lateinischen sehr sparsam geschöpft habe, meine ungriechische Form bei einem wirklich unverkennbaren Dichtergeist erklären. Der Einfluß philosophischer Studien auf meine Gedankenökonomie erklärt dann das Uebrige. Ein starker Beweis für diese Behauptung ist der, daß ich gerade jezt, wo ich durch Krankheit, Lebensweise, selbst durch das Alter, durch jahrelang getriebene Spekulation von der dichterischen Vorstellungsweise um soviel mehr hätte abkommen sollen, nichtsdestoweniger ihr eher näher gekommen bin (wofür ich meine Elegie allein zum Beweis anführen will), und warum konnte dieß geschehen? Weil ich zugleich in dieser Zeit, obgleich nur sehr mittelbar, aus griechischen Quellen schöpfte. Diese schnelle Aneignung dieser fremden Natur unter so ungünstigen Umständen beweist, wie mir däucht,

daß nicht eine ursprüngliche Differenz, sondern blos der Zufall zwischen mich und die Griechen getreten seyn konnte. Ja ich bilde mir in gewissen Augenblicken ein, daß ich eine größere Affinität zu den Griechen haben muß, als viele andere, weil ich sie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen und mit meinen Fühlhörnern erfassen kann. Geben Sie mir nichts als Muße und so viel Gesundheit, als ich bisher nur gehabt, so sollen Sie sicherlich Produkte von mir sehen, die nicht ungriechischer seyn sollen, als die Produkte derer, welche den Homer an der Quelle studirten. Das mag seyn, daß meine Sprache immer künstlicher organisirt seyn wird, als sich mit einer Homerischen Dichtung verträgt, aber den Antheil der Sprache an den Gedanken unterscheidet ein kritisches Auge leicht, und es wäre der Mühe und Aufopferung nicht werth, eine so mühsam gebildete Organisation, die auch nicht an Tugenden leer ist, auf gut Glück wieder zu zerstören. Lassen Sie mich noch eine Bemerkung machen. Es ist etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeschlossen), was sie, als moderne, miteinander gemein haben, was ganz und gar nicht griechischer Art ist, und wodurch sie große Dinge ausrichten. (In meiner Abhandlung habe ich mich darüber weitläuftiger erklärt.) Es ist eine Realität und keine Schranke, und die Neuern haben sie vor den Griechen voraus. Mit dieser modernen Realität verbinden Einige, wie z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechischen Geistes, die aber (wo sie nicht ganz und gar, wie in Voß, auf Homerischen Stamm gepfropft ist) dem griechischen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß diese Annäherung an den griechischen Geist, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener modernen Realität annimmt, gerade herausgesagt, daß ein Produkt immer ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist.

Und nun fragt sich, sollte der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf seinem, ihm ausschließend eigenen Gebiet sich einheimisch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und seine Kultur selbst ewig widersteht, sich von dem Griechen übertreffen zu lassen? Sollten mit Einem Wort neuere Dichter nicht besser thun, das Ideal, als die Wirklichkeit zu bearbeiten?

Denken Sie, lieber Freund, vorläufig diesen Gedanken nach. Sie werden alsdann meinen Aufsatz mit mehrerer Neugier durchlaufen.

Sch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Glück und Verdruß der Journalisten.

Was soll man nun mit der Apotheose der Bourbonen anfangen, die eine Satire auf diese Familie geworden ist? Wahrscheinlich wird man, um das Gemälde herabzunehmen, ein eben so kostspieliges Gerüste errichten, als dasjenige war, das man zum Verfertigen desselben gebraucht hatte, wofern nicht etwa die Materialien dazu noch vorhanden sind. Aber wie viele andere Personen haben jezt in Paris Ursache zum Staunen und zum Verdrusse, indessen so manche andere am Ziel ihrer Wünsche stehen, ja mehr erlangt haben, als sie wohl gehofft hatten? Wie hätten z. B. die Redaktoren des kleinen Tageblattes Figaro wohl vermuthen können, daß sie ihrer Schnurren halber zu Präfekten, Bibliothekaren und andern Aemtern würden befördert werden, sie, welche damals von dem königlichen Anwalte fast beständig verfolgt wurden, und sich eher gewärtigen konnten, ins Gefängniß zu gehen, als Präfekten zu werden! Man erzählt, den Herausgebern eines Journals sey eine Unterpräfektur angeboten worden; Niemand wollte aber ein bloßer Unterpräfekt werden, und so gelangte die Unterpräfektur von Hand zu Hand bis zu einem am Journale angestellten Schreiber; dieser arme Schlukker nahm eine solche unerwartete Würde mit eifrigem Herzen an, und hatte wohl nie geträumt, daß er es so weit mit bloßem Abschreiben bringen würde. Freilich hatten die Zeitungen Einfluß genug ausgeübt und Heldenmuth genug gezeigt, um auf hohe Aemter Anspruch machen zu können, und es ist leicht zu begreifen, daß man in der ersten Aufwallung der Dankbarkeit den Journalisten Aemter in Menge anbot. Jezt aber ist man so freigebig nicht mehr, und von der Deputirtenkammer haben die Tageblätter nicht einmal die Abschaffung der Stempelauflage erlangen können, sogar von Ministern nicht, welche aus der liberalen Partei hervorgegangen sind. Man gibt ihnen zur Antwort: „Ihr Herren, wir müssen Geld herbeischaffen; die Stempelabgabe ist dazu ein vortreffliches Mittel.“ Sie beklagen sich bitter über diese Hartherzigkeit der Deputirten, und in der That vertheuert der Stempel die Journale beträchtlich und verhindert dadurch, daß sie in die Hände des Volks gelangen, das doch auch Antheil an den Staatsangelegenheiten nimmt. Allein es scheint, die Deputirten haben die Klagen der Hauptjournale über ihre bedrängte Lage als nicht sehr ernsthaft angesehen. Der Constitutionnel und das Journal des Débats haben bisher einen ungeheuern Gewinn abgeworfen; die Deputirtenkammer hätte jedoch bedenken sollen, daß alle andern Journale nicht so glüklich sind wie diese beiden, besonders bei dem ungeheuern, jezt allgemein angenommenen Formate und der dadurch entstandenen Vermehrung der Kosten. Ein großes Tageblatt herauszugeben, ist jezt eine sehr kostspielige Unternehmung geworden, und wenn die Regierung den Absaz der Blätter erschwert, so müssen manche eingehen, und dadurch bekommen dann unvermerkt einige Hauptjournale den Alleinhandel wieder, was einer freisinnigen Regierung keineswegs zusagen kann, besonders wenn sie die Herrn nicht auf ihrer Seite hat. Die Minister aber antworten, wie man überall antwortet, wo über Steuern geklagt wird: „Wir brauchen Geld, viel Geld; wo sollen wir es hernehmen?“

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. December 1830.

Läg' ich an dem Mutterherzen
Der Natur wie Erd' und Baum;
Sänge ich luft'ge, farb'ge Lieder,
Spielt' ich wie ein herzlich Kind;
Jetzo wein' ich. —

Just. Kerner.

Winter.

Legst du dich in's Leichenkleid,
Meiner Heimath Aue,
Bist zum Sterben still bereit,
Ohne daß dir graue?

Als dein goldner Halm verschwand,
Floh von dir die Lerche;
Bald am grauen Wolkenrand
Zogen fern die Störche.

Auch das gelbe Laub entwich
Bei der Winde Stöhnen;
Leise nur betränfelt dich
Schnee mit kalten Thränen.

Und so einsam, bleich und kahl,
Sinkst du sanft in Schlummer,
Lächelst noch dem Sonnenstrahl,
Sterbend ohne Kummer.

Ja, du kannst es; ahnst das Glüh'n
Künft'ger Frühlingssonne,
Die dich weckt zum lichten Blüh'n
Süßer Maienwonne.

Veilchen weckt ja schon der März,
Mai der Vögel Lieder —
Aber ein gebrochen Herz
Weckt kein Frühling wieder.

A. Schöll.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Mirabeau.

Einer der bizarresten Charaktere jener Zeit, dem Jean Jacques große Festigkeit entgegensezte, war der Markis Mirabeau, Vater des berühmten Redners. Er beschäftigte sich viel mit politischer Oekonomie, rationeller Landwirthschaft, schrieb über Steuern, Provinzialstände; ziemlichen Ruf aber erwarb er sich durch sein Buch l'Ami des hommes, ein Name, der von diesem auf ihn selbst übergegangen ist, womit aber nicht gesagt werden soll, daß er ihn verdient habe. Da er mit seinem berühmten Sohn in Unzufriedenheit und Feindschaft lebte, so haben sich Partheien gebildet, die ganz verschieden über das Verdienst der beiden Mirabeaus urtheilen. Die Freunde des Sohnes sprechen dem Vater alles Talent ab, dessen Anhänger hingegen behaupten, der jüngere Mirabeau habe sich durch nichts als durch Laster und Ehrgeiz ausgezeichnet. Beide Partheien übertreiben. Der Markis drängte sich sehr zu Jean Jacques, im Anfang als Mittelsmann zwischen dem Prinzen Conti und Rousseau, dem der Fürst

sehr wohl wollte, hernach aber auf eigene Hand, wobei wahrscheinlich ein literarischer Grund vorlag. Zuerst bot der Markis dem Proscribirten den Aufenthalt auf einem seiner Güter an. Dieser dankte ihm aber herzlich und nahm das Anerbieten nicht an. Bei dieser Gelegenheit schrieb er an den Markis: „es wäre wirklich schön, wenn der „Menschenfreund“ dem Freund der Gleichheit eine Freistatt gäbe. Nun wäre es mir zwar angenehm, Ihr Gast zu seyn, ich glaube aber, es wird nichts daraus werden; geschähe es je, so würde ich ganz leben, wie es mir einfiele, ohne allen Zweck, ohne alle Bestimmung. Ginge ich auf eines Ihrer Güter, so können Sie sich darauf verlassen, daß ich nicht die geringste Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf das Interesse des Eigenthümers haben würde; ich könnte sehen, wie man Sie betrügt, bestiehlt und ausraubt; ich sagte gewiß kein Wort, weder Ihnen, noch irgend Jemanden. All' mein Unglück kömmt von dem lebhaften Unwillen über alles Unrecht, welchen ich nie habe mäßigen können. Jezt lasse ich es mir aber gesagt seyn, denn ich habe das Streiten und Keifen satt. Mit ehrlichen Leuten habe ich gewiß keinen Streit mehr, und mit Schurken mag ich gar keinen, das ist allzugefährlich. Sie sehen, was ich für ein nützlicher Mann in Ihrem Haus wäre.“ Mirabeaus erster Zweck bei diesem Anerbieten war, den seit seiner Rückkehr aus England ganz verstört gewordenen Jean Jacques wieder zum Schreiben zu bringen, wenigstens zum Sprechen über wissenschaftliche Gegenstände, was sich dann hätte benutzen lassen. Rousseau merkte aber die Schlinge und vermied sie. Psychologisch merkwürdig ist, was er deßhalb an den schlauen Markis schrieb. „Ich kann nicht bleibend bei Ihnen wohnen, ohne damit gewisse Verbindlichkeiten zu übernehmen, denen ich durchaus nicht nachkommen mag. Darum will ich einmal für allemal auf eine Aeußerung antworten, die Sie neulich hinwarfen. Ich wiederhole und erkläre Ihnen also, daß ich nie mehr einen Federzug für's Publikum thun werde, sey auch der Gegenstand, welcher er wolle, daß ich nichts mehr lesen will, selbst Ihre Schriften nicht, daß ich jezt für alle Literatur todt bin, und daß ich in dieser Beziehung nie mehr meinen Entschluß ändern will. Ich fühle mich Ihnen gewiß sehr verbunden, jedoch nicht so weit, daß ich mich aus meiner geistigen Vernichtung herausreißen könnte oder möchte. So lange ich lebe, soll gewiß mit meiner Bewilligung kein Buchstabe mehr von mir gedruckt werden.“ Gar komisch ist's, wie Rousseau dem ami des hommes auf jedes zugeschickte Buch antwortet: „ich habe es nicht verstanden, es ist mir zu hoch.“ Als aber der „Menschenfreund“ endlich mit seiner saubern Theorie vom Despotisme légal herausrückt, da wird es Jean Jacques doch zu arg und er sagt ihm die stärksten Wahrheiten über diesen sein ganzes Gemüth empörenden Unsinn, „der nur in eines kranken Königs Gehirn entstehen und sich halten könne.“ Man sollte meinen, der Markis sey über der gleichen Aeußerungen unwillig geworden und habe den vieux fou, wie sich Jean Jacques selbst nennt, geben lassen. Keineswegs, denn ihm war Alles daran gelegen, Rousseau an der Spitze seiner Parthei in der politischen Oekonomie zu haben, und darum ließ er sich Alles von ihm gefallen. Es half aber doch nichts, denn Rousseau blieb hartnäckig auf seinem Sinn; dazu trug wohl auch wesentlich bei, daß ihm die literarischen und ökonomischen Grundsätze des Markis so zuwider waren, wie sein Charakter und sein Privatleben.

In seinen Schriften redete Mirabeau immer sehr seinen Bauern das Wort, auf seinen Gütern aber plagte er sie durch unsägliche Herrschaftsanmaßungen. Er war neidisch auf die glänzende Laufbahn seines Sohnes. Dessen geistige Ueberlegenheit war ihm viel mehr verhaßt als seine Fehler, darum haßte und verfolgte er ihn auf alle Weise. Ueberhaupt hatte der „Menschenfreund“ nicht die geringste Anhänglichkeit an seine Familie, denn er lag in unaufhörlichen Prozessen mit ihr und wirkte lettres de cachet gegen seine nächsten Angehörigen aus. Er prozessirte mit seiner Frau, und in den Gerichtsdebatten kam es zum Vorschein, daß er der schlechteste Ehemann, der unordentlichste Familienvater, der unwissendste Landwirth war u. s. w. Dabei kamen auch merkwürdige Briefe zum Vorschein. Einmal schreibt er an seinen Pfarrer, er solle eine Ehrenrede bei seiner Ankunft an ihn halten; dem Pfarrer eines eben erst gekauften Guts gibt er auf, von der Kanzel der Gemeinde zu verkündigen: „alle müßten Gott danken, daß ihr Land einen so guten Herrn aus einer Familie erhalten habe, die gewohnt sey, über Menschen zu herrschen.“ So schrieb er auch einmal einen Brief: „Die Frau ist die erste Magd ihres Mannes nach göttlichem und menschlichem Recht.“ Der „Menschenfreund“ gab seinen Kindern ein abscheuliches Beispiel, verthat seiner Frau ihr Vermögen, ließ sich dann von ihr scheiden und verstieß sie in ein Kloster, ließ seinen Sohn einkerkern und gab Beweise der beschränktesten und lächerlichsten Eitelkeit.

Ueber den Witterungscharakter des gegenwärtigen und des vergangenen Jahres.

(Fortsetzung.)

Die ältere Physik erklärt den Ursprung der Erdwärme durch die Annahme eines „Centralfeuers,“ welches nach ihren Behauptungen im Innern der Erdkugel verborgen seyn und das Centrum derselben erfüllen sollte; allein es hält schwer, sich einen deutlichen Begriff von diesem Centralfeuer zu machen, da man schon die Antwort auf die erste und natürlichste Frage nach den Mitteln, ein solches Feuer fortwährend zu ernähren, schuldig bleiben muß.

Der Graf Büffon dagegen, dessen Hypothese wir schon ihrer Berühmtheit wegen hier nicht übergehen dürften, betrachtet in seiner Théorie de la terre, diesem mit so hinreißender Beredsamkeit geschriebenen physikalischen Romane, die innere Erdwärme als einen Ueberrest der ehemaligen Schmelzungshitze des Erdballs. Nach seiner Meinung nämlich ist die Erde, gleich den übrigen Planeten, weiter nichts als ein, durch den schiefen Stoß eines Kometen von der Sonne getrenntes Stück ihrer Masse, welches, in Folge der Gravitation, seine Kreisbewegung um dieselbe anfing, und sich, bei gleichzeitiger Axendrehung, zum Sphäroid rundete und abplattete. Dieser Hypothese gemäß befand sich die Erde also anfänglich noch in demjenigen Zustande des Glühens, den Büffon dem ganzen Sonnenkörper beilegt, und erhärtete und erkaltete nur allmählich, indem sich die Hitze immer mehr in das Innere zurückzog, worüber viele Tausende von Jahren verstrichen. Gleichwie aber z. B. auf der Oberfläche eines erkaltenden Klumpens geschmolzenen Glases Blasen, Löcher, Wellen und andere Unebenheiten entstehen, eben so entstanden die Bergketten und Höhlen der Erde, und in den Gängen wurden damals die Metalle durch Sublimation bereitet. Die nachherigen Gewässer der Erde befanden sich noch ganz in der Atmosphäre, in welcher sie, durch die Gewalt der Hitze, in Dampfform erhalten wurden. Erst bei allmähliger Abnahme dieser, wie gesagt, immer tiefer in das Innerste der Erdkugel zurückweichenden Hitze fiel das Wasser in gewaltigen Regenströmen aus der Atmosphäre auf die Erde herab, und bedeckte dieselbe hoch genug, um die Gipfel aller indeß auf die angegebene Weise gebildeten Berge zu überragen. In diesen noch immer warmen Gewässern bildeten sich schnell Schaalthiere aller Art, zum Theil sogar von jezt gar nicht mehr existirenden Gattungen, und diesem Umstande, meint Büffon, hätten wir, wie bei dieser Veranlassung mit bemerkt seyn mag, die Reste von Conchylien zu verdanken, die sich allerdings den Augen der überraschten Naturforscher oft in mächtigen Lagern auf den höchsten Gebirgen darstellen, und deren Vorkommen unzweifelhaft eine ähnliche, wenn auch gerade nicht die Büffonsche Revolution beweist. Genug, das Resultat dieser Büffonschen Hypothese, so weit dasselbe wenigstens in unsern Vortrag gehört, wäre die allmählige Erkältung der Erdoberfläche und die Bildung der Centralwärme, von welcher hier die Rede ist, durch Sperrung der, sonst dem ganzen Erdballe beiwohnenden Schmelzhitze in dessen Innerstes. Büffon nimmt ferner an, daß diese Erkältung der Erde fortdaure, indem die Centralwärme beständig abnehme, und daß endlich ein Zeitpunkt eintreten werde, wo die Erde, der auf derselben allgemein herrschenden Kälte wegen, nicht ferner bewohnbar sey.

Wie sehr auch die Witterungserscheinungen der lezten Jahre, bei einem ersten, raschen Blicke, die Hypothese einer solchen fortwährenden Erkältung der Erde zu begünstigen scheinen, so zeigt doch eine tiefere Betrachtung die Unhaltbarkeit dieser Annahme. Die Geschichte weist keine Spuren einer constanten Wärmeabnahme des Erdkörpers nach, sie lehrt vielmehr im Gegentheil, daß das Klima ganzer Länder, in Folge einer sorgfältigeren Kultur des Bodens, milder und wärmer geworden sey, in welcher Beziehung wir z. B. nur Tacitus Germania mit dem heutigen Deutschlande zu vergleichen brauchen. Und wenn wir uns von dem historischen Standpunkte auf den höheren teleologischen erheben, so scheint es mit den Bestimmungen eines so großen planetarischen Gebildes und mit der Würde seines allmächtigen Urhebers unverträglich, die prächtige Erdkugel zu nichts, als einer allmählig zu Eiskälte erstarrenden Ruine herab zu würdigen.

Da also die innere Wärme der Erde, mit deren Untersuchung wir es hier zunächst zu thun haben, weder in der Annahme eines Centralfeuers, noch in der Büffonschen Hypothese einer in das Innerste des Körpers zurückgezogenen, früher allgemeinen Schmelzhitze eine befriedigende Erklärung findet, so mag mir gestattet seyn, eine eigene Meinung darüber vorzutragen, indem ich diese fortdauernde Wärmeerzeugung im Innersten des Erdkörpers als eine Aeußerung des planetarischen Lebens der Erde bezeichne. Ich muß aber bitten, diesen Ausdruck nicht mißzuverstehen. Das Leben der Erde mit dem Leben eines organischen Geschöpfes zu vergleichen, hieße die Analogie vielleicht zu weit treiben und über die Grenzen hinausgehen, welche eine bescheidene Conjekturalphysik vorschreibt. Aber dem Erdkörper eine gewisse Neigung zur Begünstigung von entweder blos mechanischen, oder auch chemischen Prozessen beimessen, wodurch sein Gesammtleben begünstigt oder erhalten wird, ist ein gewiß zulässiger Gedanke; und wenn wir den Erdkörper z. B. einen belebenden Einfluß auf den ihm anvertrauten Saamen äußern sehen, so ist es erlaubt, ihm eine gleiche Kraft zur fortwährenden Bereitung der dabei mehr oder minder gewiß mit thätigen innern Wärme beizumessen. Den Heerd dieser terrestrischen Wärmebereitung geben die innersten Eingeweide des Erdkörpers ab, gleichwie den innersten Eingeweiden des thierischen Körpers ähnliche Verrichtungen zur Erhaltung des nothwendigen Vorraths thierischer Wärme übertragen sind. Welcher Mittel sich die an Mitteln unerschöpfliche Natur dabei bediene, ob die Bereitung dieser terrestrischen Wärme auf mechanischem oder chemischem Wege, oder vielleicht auf beiden zugleich erfolge; ob das auf die Erdoberfläche fallende Sonnenlicht dabei vielleicht als ein erster Impuls mit benuzt werde, das Alles sind Fragen, deren Untersuchung uns hier zu weit führen würde, und die doch wahrscheinlich ewig mit dem undurchdringlichen Schleier des Naturgeheimnisses

bedeckt bleiben werden; genug daß die Erklärung der terrestrischen Wärme als eines Akts der Lebensthätigkeit des Erdkörpers sehr plausabel erscheint, wenn von dem Dauernden in der Erscheinung auf eine befriedigende Art Rechenschaft gegeben werden soll.

Dieß vorausgesezt, wird der Zusammenhang zwischen der innern Wärme der Erde und den Kräften, welche periodisch einer zu weit gehenden und dadurch das Gesammtleben der Erde bedrohenden Anhäufung der Polareismassen entgegenwirken, leicht nachzuweisen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Kanton Neufchatel. November.

Statistik des Val de Travers.

Ich habe diesen Herbst eine Fußreise ins Val de Travers gemacht. Das Malerische des Landes ist vielfach beschrieben worden, und Jedermann kennt es; nicht so die Statistik des Thals, welche weniger bekannt ist und doch manch Interessantes hat. Die Intelligenz der Einwohner hat einen hohen Grad erreicht; man kennt die besten Werke über Ackerbau und Industrie in ganz geringen Häusern, ja die Genfer Bibliothèque universelle, die Vieles über Agrikultur enthält, geht von einer Hand zur andern. Hier sollte Adam Smith herkommen, um einzusehen, daß er mit der Behauptung irrte, Ackerbau sey mit der Industrie unverträglich, und eins schließe das andere aus. Tüchtige Ackersleute, die geschickte Uhrmacher sind, findet man hier in allen Häusern; manchmal treibt auch ein und derselbe mehrerlei, ganz widersprechende Gewerbe. So sieht man Sommers Maurer und Steinhauer in den Steinbrüchen; diese gehen zu Anfang des Winters nach Haus, machen dann noch eine kurze Reise in kleinen Handelsgeschäften, und wenn sie wieder heim kommen, klöppeln sie Spizen, worin es Einige sehr weit gebracht haben. Der große Gewinnst, der aus manchen Gewerben für die Gegend hervorgeht, kann andern Gegenden zur Ermunterung dienen. So werden z. B. allein in dem Dorf Fleurier sechszehntausend silberne und goldene Uhren gemacht und ins Ausland geführt, und man muß an ihnen den guten Geschmack und die Solidität rühmen. Man kann den jährlichen Bruttoertrag dieser Fabrikation auf 800.000 Franken setzen, wovon der Werth des Goldes und Silbers, das aus dem Ausland bezogene Material und der Arbeitslohn für zweihundert Uhrmacher abgezogen werden müssen; was übrig bleibt, ist reiner Profit, der dem kleinen Ort zu gut kommt. Außer der Uhrmacherei hat das Val de Travers noch zwei andere Gewerbszweige; der eine besteht in Einsammlung heilender Pflanzen und der Kräuter, woraus der sogenannte Schweizerthee gemacht wird, und die sämmtlich im Jura und an dessen Abhängen wachsen. Bedeutender ist die Fabrikation des Wermuthextrakts, der hier besonders gut gemacht wird, und einiger andern feinen Liqueurs. Dieser Erwerbszweig beträgt für Couvet und Motiers allein 150.000 Bouteillen jährlich, und der reine Ertrag desselben beläuft sich über 200.000 Fr. Schon die Kultur der Pflanzen, aus denen der Wermuthextrakt gemacht wird, beträgt im Kirchspiel Couvet jährlich 150 bis 200 Louisdor; manche Einwohner ziehen in ihrem Garten für mehr denn 20 Louisdor. Die Jurapflanzen genügen jedoch nicht für die Absinthfabrikation; es wird deshalb aus dem Wallis und aus andern hochgelegenen Gegenden der Schweiz noch eine bedeutende Menge eingeführt. Man hat seit sechs Jahren eine Menge Versuche gemacht, diese Pflanzen in Frankreich zu ziehen, sie waren aber alle vergebens; sie arteten gleich aus und verloren ihr starkes Aroma; das Val de Travers wird also wohl seinen Absinthabsatz behalten. Diese Fabrikation ist in dem Thal schon ziemlich alt. Ich kenne ein Haus, das jährlich gegen 40.000 Bouteillen ausführt, und damit ungefähr 60.000 Fr. reinen Gewinnst hat. — Die guten Eigenschaften der Thalbewohner werden durch eine häßliche Unart verunstaltet — durch den Hang zum Trunk. Weine und gebrannte Wasser werden in großer Menge konsumirt; daran ist aber nicht blos die Neigung der Einwohner schuld, sondern auch die in erschreckender Progression zunehmende Zahl der Schenken. In ihnen ist die Hauptquelle einer Menge anderer Laster und des Unfriedens zu suchen, der in so vielen Familien herrscht, die sonst ihr gutes Auskommen haben; manche bringt aber auch der Trunk an den Bettelstab. Fragt man die Behörden nach den Orten, wo am wenigsten Frieden, Eintracht und Wohlstand in den Familien zu finden ist, wo am mehrsten Streit und Zank zwischen den Nachbarn herrscht, wo sich am meisten Fehler, Untugenden und Laster finden, wo die Leute am schnellsten und am meisten zurückkommen, wo also auch die meisten Arme sind und am meisten Almosen gegeben werden muß: so wird sich die Antwort immer nach der Zahl der Weinschenken richten; je häufiger diese sind, desto seltener ist das Glück bei den Einwohnern. Ganz anders ist es aber in den geringen, von der Landstraße entfernten Ortschaften, wo noch gar keine Schenken sind; hier trifft man noch die alten, eigenthümlichen Sitten des Landes an; die einzeln wohnenden Familien im Gebirge haben sich in dieser Beziehung am reinsten gehalten, und kaum sollte man glauben, daß sie Landsleute von den unfernen Dorfbewohnern sind. Aus der ganz verschiedenen Lebensweise geht auch eine ganz abweichende Art zu denken und zu fühlen hervor, die den Einsamen große Ehre macht. Diese fürchten vor allem, in selbstverschuldete Dürftigkeit zu gerathen, und es muß die Noth sehr arg bei ihnen seyn, wenn sie um Unterstützung bitten sollen. Die Kommunalverwaltung im Val de Travers verdient auch eine besondere Aufmerksamkeit. Die Gemeinde Couvet ist so zahlreich, daß sie bei den allgemeinen und bei den periodischen Versammlungen vierundzwanzig Mitglieder des Gemeinderaths aufbringen kann; außerdem bestehen noch besondere Verwaltungen für einzelne Gemeindegegenstände. Wenn nur bei der Chambre de Charité Alles in Ordnung ist, so sind Alle zufrieden; man hört auch selten über sie klagen, und sie beruht auf sehr klugen Grundsäzen. Diese Gemeinde trägt auch für die Erziehung besondere Sorgfalt; Inspektoren üben die genaueste Aufsicht über den Unterricht und das sittliche Betragen der jungen Leute; der Schulregent wird zum Theil von der Stadt Neufchatel besoldet, da diese eine Menge junge Leute in die Uhrmacherwerkstätten schickt.

Im Jahr 1765 ernannte die Gemeinde Couvet einen interessanten Mann zum Gemeinderath. Er lebte damals in Zurückgezogenheit und Einsamkeit zu Motiers; ich meine Jean-Jacques Rousseau. Als er das in ehrenvollen Ausdrücken, nach einmüthigem Beschluß von 125 Mitgliedern abgefaßte Schreiben zu seiner Ernennung erhielt, antwortete er den Ueberbringern: „Jezt, wo ich Unterthan eines gerechten Königs bin, und wo Sie mich zum Mitglied einer Gemeinde ernennen, wo Eintracht und wahre Gleichheit herrschen, fühle ich mich freier denn als Bürger einer Republik, wo die Gesetze nur in Worten und die Freiheit nur in Betrug und Schein besteht.“ So konnte Rousseau mit Recht von der damaligen Republik Genf reden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 293.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. December 1830.

Die Lieder, die des Volkes Barden singen,
Sie kennen nicht der Schule Regelzwang;
Aus tiefem Herzen dringt melod'scher Klang
Und schwebt empor auf des Gesanges Schwingen.

Goethe.
Stimmen des russischen Volks.

Bilder aus Rußland.

Volksvergnügungen, Heirath und Taufe.

Der dem Russen angeborne Frohsinn äußert sich besonders durch seine Liebe zum Gesang und überhaupt zur Musik. Die Russen sind, wie die meisten Slaven, eine singende Nation, und was sogar unter den Deutschen so oft getroffen wird, gänzlicher Mangel an allem musikalischen Sinne, ist bei ihnen äußerst selten. Auffallend erkannte ich diesen charakteristischen Zug der Russen, als ich im December 1809 in die damalige Grenzstadt Rußlands, Tarnopol, kam, welche Stadt mit der um dieselbe liegenden Gegend vor Kurzem erst von den benachbarten Oestreichern an die Russen abgetreten worden. Der Krieg hatte so eben aufgehört zu wüthen, und eine allgemeine Trauer über die fehlgeschlagenen Hoffnungen und über die entsetzlichen Verluste schien die Bewohner Galiciens, schien selbst die verödete und einsame Gegend dieses äußersten Endes des österreichischen Staates ergriffen zu haben. Aber wie änderte sich die Scene, als ich in einer späten Abendstunde die neue Grenze erreichte. Die Nacht, welche bereits hereingebrochen war, wurde von unzähligen Wachfeuern der Russen erhellt, und von allen Seiten tönten mir Musik und fröhliche Lieder entgegen, mit welchen sich die Soldaten neben ihren Feuern bis gegen Mitternacht unterhielten. Im Verfolge meiner Reise sah ich alle Abende an Sonn- und Feiertagen die Jugend des Dorfes, beiderlei Geschlechts, sich zu musikalischen Gesellschaften vereinigen und vielstimmige Lieder von oft sehr kunstreicher Komposition mit einer Richtigkeit und einem Gefühle vortragen, die man bei uns erst nach langen Uebungen in der Schule und oft auch da nicht erreicht. Wenn der Postillon, nachdem die Pferde gewechselt sind, sich auf das für ihn bestimmte Brett des Schlittens schwingt und seine Fahrt beginnt, so beginnt er auch zu singen, und zwar mit heller Stimme und so recht aus vollem Herzen zu singen, unbekümmert um die Finsterniß, die ihn umgibt, unbekümmert um die Kälte und um die eisigen Schneeflocken, die ihm in den Mund fliegen und seinen unbedeckten Hals und seine bis an die Mitte des Leibes offene und nackte Brust mit einer Rinde von Eis überziehen. Es ist merkwürdig, daß die Lieder und die Melodien, welche er anstimmt, mit wenigen Ausnahmen dieselben durch das ganze große russische Reich sind, so weit es von eigentlichen Slaven bewohnt wird. Von Archangel bis Astrachan und von Kiew bis Ochotsk hört man überall dieselben Lieder, dieselben Melodien, so wie auch dieselbe Mundart. Die eigentliche russische Sprache hat durch das ganze Land nur zwei Dialekte, die groß- und kleinrussische Mundart, aber beide sind so wenig von einander und von der eigentlichen Bücher- und Schriftsprache verschieden, daß die Bewohner beider Gegenden sich ohne alle Mühe vollkommen verstehen. Die musikalischen Instrumente des Volkes sind einfach und meistens noch sehr unvollkommen. Die Balalaika ist eine Art von Zither mit zwei, zuweilen

mit drei Saiten bespannt; der Körper dieses Instruments besteht in den Dörfern oft nur aus einem Stücke gekrümmten Holzes von der Länge eines halben oder auch wohl eines ganzen Schuhes, ohne Höhlung und Resonanzboden; beinahe jeder Bauer weiß auf ihm ein lustiges Liedchen oder einen fröhlichen Tanz zu spielen. Unter den Großen, die übrigens mit allen neueren Instrumenten unserer Musik vollkommen bekannt sind, ist vorzüglich die sogenannte Hörnermusik national und beliebt, obschon sie, der Schwierigkeiten ihrer Ausführung wegen, in den lezten Zeiten sehr abgenommen hat. Diese Musik ist ein glänzender Beweis für das hohe Talent der Russen, und sie möchte nur bei ihnen ausführbar seyn. Etwa sechszig Diener des Hauses werden dazu abgerichtet, jeder ein ganz gerades, einem Sprachrohre ähnliches, metallenes Horn zu blasen, welches nur einen bestimmten Ton gibt. Die für die tieferen Töne bestimmte Hörner sind oft gegen sieben Fuß lang, während die kleinsten, von welchen der Musiker auch wohl zwei bläst, kaum einen Fuß Länge haben. Jedes Mitglied der Gesellschaft hat die Aufgabe, den einzigen Ton seines Rohres mit dem bestimmten Nachdrucke genau in dem Augenblicke hören zu lassen, wo die Reihe an ihn kömmt, so daß also hier vorzüglich der Takt in Anspruch genommen wird. Obschon, wie gesagt, jeder in der Regel mit seinem Rohr nur einen Ton bläst, so werden demungeachtet auf diese Art oft die schwersten Passagen, Triller und dergleichen mit der größten Genauigkeit ausgeführt. Ich halte es in der That für unmöglich, eine andere Nation zu dieser Musik abzurichten. Dem Ohre des Kenners entgeht allerdings nicht der aus dieser sonderbaren Anordnung entstehende Mangel an Ausdruck und Zusammenfluß der Töne, aber demungeachtet muß auch er gestehen, daß diese Musik, besonders im Freien und zur Nachtzeit, auf dem Wasser und in einiger Entfernung eine herrliche Wirkung hervorbringt.

Mit der Musik eines Volkes ist auch der Tanz zu nahe verwandt, als daß er hier ganz mit Stillschweigen übergangen werden könnte. Der russische Nationaltanz ist sehr charakteristisch und wird gewöhnlich nur von zwei Personen verschiedenen Geschlechts aufgeführt, auf welche dann das andere Paar folgt. Er stellt, wie der Fandango der Spanier, beinahe immer die Leiden und die Freuden der Liebe vor, nicht so lüstern und lebhaft wie jener, aber nicht minder scharf gezeichnet. Das erste Zusammentreffen der Liebenden, das Bestreben des Mannes zur Annäherung, das weigernde Zurücktreten des Weibes, Betrübniß über fehlgeschlagene Erwartung und Erwachen neuer Hoffnungen, Liebeserklärung und abschlägige Antwort, sehnsuchtsvolle Blicke und stürmische Bitten wechseln miteinander ab und durchlaufen eilenden Fluges die Leiter der Accorde der Liebe, bis endlich Erhörung und Genuß die Bemühungen des Bewerbers krönt, was durch eine herzliche Verschlingung der Arme und durch einen schallenden Kuß, der die ganze Vorstellung endet, angedeutet wird. Unsere gehaltlosen, nichts bezeichnenden Tänze sind dem eigentlichen russischen Volke unbekannt, während in den höhern Klassen der deutsche Walzer vor allen andern geliebt wird. Uebrigens besteht die Instrumentalmusik der Russen, so wie der Gesang, aus lauter Molltönen, was ihnen einen eigenen, kindlich wehmüthigen Charakter gibt. Der eigentlichen Nationallieder gibt es eine sehr große Menge, und manche derselben zeichnen sich durch edle Einfalt und wahrhaft poetischen Gehalt aus. Wie lieblich ist z. B. das durch ganz Rußland bekannte Liedchen des in den Krieg ziehenden Kosaken:

Chotjel Kasak su Dunaï,
Skasal Djebitzi: proschtaï etc.

Zog der Kosak über den Don,
Sagt zum Liebchen: Lebewohl ꝛc.

Andere Belustigungen des Volkes bestehen in verschiedenen Bewegungen, wobei aber vor allem die Füße sehr geschont werden, da der Russe, wie schon einmal bemerkt, nach ächt orientalischer Sitte, kein Freund vom Spazierengehen ist. Schaukel und Haspel, auf welchen man hoch in die Luft geschnellt oder gehoben und abwechselnd wieder herabgelassen wird, findet man beinahe in jedem Dorfe, und der Wohlhabendere hält sie auch in seinem Hause zum Privatgebrauche seiner Familie. Vorzüglich beliebt sind die sogenannten Rutschberge, die allmählig auch im Auslande in Aufnahme kommen. Man errichtet von Schnee, Erde oder auch von hölzernen Gerüsten eine schiefe Fläche, die oft sechs und mehr Klafter hoch und zehn oder fünfzehn Klafter lang ist, und durch Begießen mit Wasser, das im Winter im selben Augenblicke gefriert, zu einer spiegelglatten Decke wird. Einen kleinen Schlitten in der Hand, geht man auf einem treppenartig gehauenen Seitenweg auf den höchsten Punkt dieser Fläche, sezt sich auf den Schlitten und fährt pfeilschnell nicht nur die Länge des Rutschberges herab, sondern gewöhnlich auch noch eine gute Strecke am Fuße desselben weiter. Kinder und Frauen, ja oft selbst Greise sieht man mit innigem Vergnügen sich dieser Lustbarkeit hingeben, die nicht ganz ohne Gefahr ist, da man dabei gar leicht einen Arm oder ein Bein brechen kann, was aber bei der bekannten Gewandtheit der Russen sehr selten ist. Besonders aber ist die Butterwoche, mit deren Ende die große Fastenzeit anfängt, die bis Ostern dauert, den öffentlichen Vergnügungen geweiht. Diese Karnevalswoche bringt jeder so fröhlich und lustig zu, als er nur kann, um sich dadurch gleichsam für die bevorstehenden Leiden der langen Fasten zu entschädigen. Außer den häuslichen Genüssen des Tisches, wo auch der Aermste sein Bestes thut; außer den abendlichen Zusammenkünften, Tänzen, Maskeraden und dergleichen, sind die Straßen der Städte mit Wagen und

Pferden aus den benachbarten Dorfschaften ganz bedeckt. Nach einer sehr alten Sitte kommen in der Butterwoche besonders die Tataren, Tschuwaschen und Tscheremissen mit ihren kleinen Schlitten in die Städte, um die Bewohner derselben herumzuführen; für einen halben Silberrubel kann man den ganzen Tag mit diesen Leuten Schlittenfahren, und zwar pfeilschnell.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Witterungscharakter des gegenwärtigen und des vergangenen Jahres.

(Beschluß.)

Sobald man sich gezwungen sieht, jene Grundwärme als ein Produkt der innern Thätigkeit des Erdkörpers anzusehen, so muß man daraus fast von selbst auf ein Gesetz in der Lebensökonomie dieses Körpers schließen, mittelst welches die Grundwärme periodisch dazu verwandt wird, dergleichen Eisanhäufungen entgegenzuwirken. Dieser teleologische Schluß gehört in die Kategorie des Prinzips, welches wir, aus diesem Grunde, am Eingange hervorgehoben haben. Auch bestätigt die oben angeführte Erfahrung von dem Vorrücken der Gletscher, auf welche wir hier zurückkommen wollten, die Richtigkeit unserer Erklärung, und es scheint ganz unzweifelhaft, daß die Grundwärme dabei in dem Grade energischer mitwirkt, als die zunehmende Erstarrung und Massenvergrößerung der Gletscher diesen entgegengesezten Einfluß zu bedingen anfängt.

Eine ähnliche periodische Verwendung der terrestrischen Wärme, freilich in einem unendlich größeren Maßstabe, hat nun in den lezten Jahren höchst wahrscheinlich zur Verminderung und Auflösung der Polareismassen stattgefunden, und das weiter oben erwähnte, ganz ungewöhnlich häufige Vorkommen großer Polareisblöcke in den tropischen Meeren scheint darüber gar keinen Zweifel übrig zu lassen. Auch sprechen eine Menge von historischen Daten dafür, daß die Eisanhäufung, namentlich um den Nordpol, innerhalb gewisser Zeitgrenzen eingeschlossen sey. Grönland, oder Grünland, welches in unsern Jahrhunderten durch Eis immer unzugänglicher wurde, hat, wie schon der Name zeigt, in früheren Perioden ganz anderer klimatischen Verhältnisse genossen; und es ist bekannt, daß die bis jezt ganz unzugängliche Ostküste dieses Landes noch Anfangs des fünfzehnten Jahrhunderts gegen zweihundert Dörfer in zwölf Kirchspielen zählte, und daß sich daselbst bis zu diesem Zeitpunkte sechszehn von Norwegen ausgesandte Bischöfe regelmäßig gefolgt waren, und erst der siebzehnte, durch die immer zunehmenden Eismassen abgehalten, das Land nicht mehr erreichte.

Gleichwie aber demnach die Eisanhäufung in der Polarzone allmählig zugenommen hat, eben so muß sie, wenn nicht das Gesammtleben der Erde dadurch bedroht werden soll, zu andern Zeiten wieder abnehmen, und die kürzlich erfolgte Wiederauffindung der Ostküste von Grönland, wovon wir so eben vorläufig Nachricht erhalten, bestätigt dies so auffallend und ist überhaupt so interessant, daß wir ein andermal darauf zurückkommen werden. Es bleibt aber, nach dem Bisherigen, zur Erreichung dieses Naturzweckes in dem irdischen Organismus keine Kraft als die Grundwärme übrig, welche in den Perioden solcher Polarrevolutionen vorzugsweise nach den kalten Zonen abgeleitet und dort verwendet wird. Aus diesem einzigen Umstande aber, zumal wenn man damit dasjenige verbindet, was wir früher über eine zufällig gleichzeitige und ebenfalls vorübergehende Verminderung des Sonneneinflusses gesagt haben, erklären sich die Witterungsanomalien der lezten Jahre vollständig, und es wird daraus namentlich der Hauptumstand augenblicklich begreiflich, daß während dieser Periode in den geringern Breiten fast durchgängig ganz ungewöhnliche Kälte verspürt worden ist, während sich höhere Breiten einer eben so ungewöhnlichen milden Temperatur erfreuten. Das Prinzip der innern Wärme der Erde als eines selbstständigen Lebensprodukts des Erdkörpers, auf welche Ansicht wir unsere Erklärung hauptsächlich gebaut haben, und die Hypothese der periodischen, vorzugsweisen Verwendung dieser Grundwärme nach Maßgabe der lokalen Lebensbedürfnisse dieses großen, so viele Lebensthätigkeiten entwickelnden Körpers, widersprechen keinem Grundsatze der Physik auf ihrem jetzigen Standpunkte, und wir dürfen uns also schmeicheln, unsere Leser auf den Weg richtiger Ansicht geleitet zu haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Buckinghams Reiseplan. Neue Telegraphen.

Der englische Reisende Buckingham, ein gelehrter Mann und ein Mann von Geist, der Indien verlassen hat, weil er dort nicht schreiben durfte, und neuerdings England, weil dort Jedermann schreiben kann, befindet sich gegenwärtig in Paris und hat den Plan, alle uncivilisirten Länder der Erde nach einer neuen Methode zu bereisen. Die Entschlossenheit, womit Buckingham den engherzigen Systemen der ostindischen Kompagnie trozte, die Gewandtheit, die er bei seiner halb politischen, halb gelehrten Pilgerschaft durch Indien, Persien, Syrien u. a. asiatische Länder zeigte, der Geist endlich, den er als Herausgeber des Athenean, der Sphynx und des Oriental Herald an den Tag legte, lassen uns hoffen, daß er seinen großartigen Plan, der nur auf den ersten Blick etwas sonderbar aussieht, glücklich ausführen wird. Als Buckingham zu Fuß durch Asien und Afrika zog, fand er, wie andere Reisende vor ihm, überall Spuren einer ehemaligen größern

Civilisation. Der Himmel, der Boden waren dieselben geblieben, wie sie von den alten Schriftstellern geschildert werden, die Menschen allein und ihrer Hände Werk boten einen unerfreulicheren Anblick dar, als im Alterthum. Buckingham gelangte zur Ueberzeugung, an diesem Schlechterwerden sey die politische Verfassung der Asiaten schuld. Jahrhunderte lang waren nur Eroberer und Kaufleute in ihre Länder gedrungen, immer zum Nachtheile der Asiaten; wie wäre es, dachte Buckingham, wenn man diesen Völkern Kenntnisse, Kultur, Aufklärung brächte, ohne eigenen Profit und einzig und allein zum Vortheile dieser Völker? Die Missionäre, dachte er weiter, hatten zum Theil einen ähnlichen Plan, allein sie fingen mit dem Ende an, mit der Erkenntniß, mit der Religion; wie wäre es, wenn man mit der Einfuhr nützlicher Künste, wenn man mit dem Anfang anfinge? Dieser Gedanke, den Buckingham durch drei Welttheile mit sich trug, kam in London zur Reife und wurde in gelehrten Gesellschaften entwickelt; die Regierung, viele Lords und Deputirte, auch Geistliche nahmen sich der Unternehmung an, und jetzt bemüht sich Buckingham um die Mitwirkung der Pariser. Er wünscht im Ganzen 500,000 Franken in die Hände zu bekommen und will dafür ein Schiff bauen lassen, um dann auf eigene Kosten (er ist selbst Seemann) um die Welt zu fahren. Die Gegenden, auf welche er besonders sein Augenmerk gerichtet hat, sind China und Südamerika, Japan und die Inseln der Südsee. Den Völkern, die er zu besuchen im Sinn hat, will er dem einen Pflüge, dem andern die Lehren der höhern Mechanik mitbringen. Aus allen Ländern gedenkt er junge Leute von 12 bis 16 Jahren nach Europa zu bringen, die alsdann in den besten Schulen erzogen, einst unsere Kultur bei ihren Landsleuten einheimisch machen würden. Um nun zu diesem Zwecke zu gelangen, fordert Buckingham alle Klassen der Gesellschaft zu Subscriptionen auf, besonders aber das schöne Geschlecht, und verspricht dafür sein Möglichstes zu thun, um die Frauen in allen Welttheilen zu emanzipiren. Der Plan Buckinghams ist wohlgemeint und verspricht zum allerwenigsten einige Ausbeute für die Wissenschaft und ein höchst unterhaltendes Reisewerk, welches er den Subscribenten widmen wird; nur zwei kleine Fragen kann man an den Reisenden richten: wie will er in China, Japan, Paraguay u. a. Ländern eindringen, um sie zu civilisiren, und wem gehört nach der Reise — das Schiff?*)

Vor einigen Jahren war in den Pariser Blättern von einem nächtlichen Telegraphen die Rede, welchen der Minister Hyde de Neuville zu politischen Zwecken anwenden wollte. Es scheint aber, daß die Versuche mißlangen, und man hat seitdem keinen Gebrauch davon gemacht. Dagegen hat kürzlich ein junger Mann, Alexander Ferrier des Tourettes, der Regierung eine neue Art nächtlicher Telegraphen vorgeschlagen, welche großen Erfolg versprechen soll. Er hat vier Lichter, zwei festbleibende und zwei bewegliche, an seinem Telegraphen angebracht, der auch in anderer Hinsicht die frühern Telegraphen überbietet, denn er braucht für 12 Wörter nur 15 Zeichen. Der neue Telegraph soll überdies auch für Privatleute dienen, wie bereits in England, und ein Zeichen kostet für die Poststation nicht mehr als 2 Centimes. Ferrier wird nächstens vom Louvre aus seinen ersten Versuch im Großen anstellen und fürs Erste mit einem Freunde in Havre korrespondiren. Gelingt der Versuch, so wird er der hiesigen Börse seine Dienste anbieten, und dann an allen Ecken von Paris Telegraphenbureaux anlegen. Will ein Kaufmann 50 Stationen weit und blitzschnell die wichtige Nachricht gelangen lassen, die Renten seyen um so und so viel gestiegen oder gefallen, so kostet ihn dies höchstens 5 Franken. Das Börsenspiel erhält alsdann eine noch größere Lebendigkeit, die Spieler ruiniren sich schneller und können sich, ehe sie zu alt sind, auf ein solideres Geschäft legen. Nach der Börse wird sich die Politik der neuen Telegraphen bemeistern. Schaffen einst die Kammern die Todesstrafe ab, so ist wenige Minuten nachher ganz Frankreich davon unterrichtet, und es wird vielleicht ein Menschenleben dadurch gerettet. Kurz, wenn Ferrier seinen Plan ausführt, wird der Verkehr und die Civilisation dabei gewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Leser erinnern sich vielleicht aus einem frühern Berichte eines Londoner Korrespondenten über Buckinghams Plan, daß er das Schiff, nach vollendeter Reise, sich als Eigenthum vorbehält. D. R.

Aus dem Kanton Neufchatel, November.

(Beschluß.)

Die Sittengerichte.

Das peinliche Verfahren wird noch ganz geheim gehalten und erinnert an die Inquisition; wenn aber ein Todesurtheil zu fällen ist, so geschieht es auf einem Platz in Motiers ganz öffentlich, wie eine Art von Gottesgericht, gegen das keine Appellation hilft und das nur die Gnade des Königs aufheben kann.

Leider bestehen auch im Val de Travers noch die Konsistorien oder geistlichen Sittengerichte, welche für sittliche Vergehen aller Art Geldstrafen erkennen und damit die Religion in Verbindung setzen. Ihrer sind vier. An ihrer Spitze steht immer der Ortspfarrer, und in Fällen großer Irreligiosität und Unsittlichkeit werden die Schuldigen an das große Herrenkonsistorium (consistoire seigneurial) gewiesen, welches 1537 gegründet ward. Es hat bis auf die heutige Stunde seinen Sitz in Motiers an den vier großen Festen des Jahrs. An dessen Spitze sitzt der Schloßvogt und unter ihm die Pfarrer des Val de Travers und des Verrières; der Schloßvogt ernennt auch weltliche Beisitzer in gleicher Zahl, wie die geistlichen. Dieses Sittentribunal, welches an vergangene Jahrhunderte erinnert, kann kleine Geldstrafen und einige Tage Gefängniß zuerkennen; so viel aber ist gewiß, daß es bisher in Religion und Sitten nichts Gutes gestiftet, wohl aber gar manchen Haß, gar manche Feindschaft aufgeregt hat. Es gibt etwas, das viel kräftiger auf die Moralität und Religiosität der Menschen wirkt, als solche bald weltliche, bald geistliche Sittentribunale: das sind gute, sittliche, wohlwollende und fromme Geistliche mit gleich würdigen Frauen. Wenn beide den Eingepfarrten und ihren Kindern recht herzlich zugethan sind und mit gutem Beispiel vorangehen, so wird es ihnen leicht, dieselben zu bessern und sittlicher zu machen. Solch ein seltener Ehrenmann war Thomas Petitpierre, Pfarrer von Buttes und St. Sulpice zur Zeit der Reformation. Da er seinen Pfarrkindern herzlich ergeben war, so ging er mit ihnen zum Protestantismus über, verheirathete sich, ward Vater einer zahlreichen Familie, und stand seiner Gemeinde noch zweiunddreißig Jahre vor, nachdem er sie früher schon dreiundvierzig Jahre als katholischer Pfarrer geführt hatte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. December 1830.

Das gab die Pieride
An deiner Wiege kund:
Sie weihte dir zum Liede,
Zu Anderm nicht, den Mund. —
Die Welt mit ihren Schätzen,
Mit allem Ueberfluß,
Soll nur dein Auge letzen,
Für Andre der Genuß!

Uhland.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

Siebenter Artikel.

Der Dichter.

Damit die Ueberschrift dieser Rubrik nicht mehr verspreche, als der Leser hier finden wird, möge er beachten, daß er in diesen Aufsätzen keineswegs eine Dramaturgie zu erwarten hat, sondern nur Didaskalien, Skizzen des bestehenden deutschen Theaters, nach der Natur gezeichnet. Es wird also hier, wo weder von dem Wesen des Dichters überhaupt, noch von dem dramatischen Dichter insbesondere ausführlich die Rede seyn kann, nur das Verhältniß der deutschen Dichter zu deutschen Bühnen betrachtet werden. — Dieses Verhältniß läßt sich mit zwei Worten erschöpfend ausdrücken; sie heißen: Erniedrigung und Schutzlosigkeit. — Der uralte Makel, der auf jenen Künstlern ruht, die, wenn sie ihre Kunst ausüben, die eigene Person als Kunstwerk darzustellen haben, haftet zum Theil auch an dem Bühnendichter. Denn indem er sein Drama für die Aufführung bestimmt, gibt er sein Werk einer zufällig zusammengewürfelten Menge, und sich selbst einer vom Augenblick erzeugten lauten und möglicherweise rohen Beurtheilung Preis. Ein Buch erscheint bei weitem unpersönlicher, und sucht sich ein abwesendes, ein bestimmtes, ein literarisches Publikum; dahingegen das Gedicht auf der Bühne, mit anmaßender Keckheit und in lebendiger Gestaltung, vor eine unbekannte Menschenmasse bintritt, um sich öffentlich sehen zu lassen. Das Wagniß des sich zur Schau Stellens wird in Deutschland um so mehr für einen Mangel an Verschämtheit gehalten, als bei uns das Leben der Bühne das einzig öffentliche ist, und weder im Staate, noch im Gerichtssaal, weder in den stummen Kreisen der guten Gesellschaft, noch in den wenigen abgeblaßten Volksfesten sein Vor- oder Abbild findet. Aber auch selbst in Frankreich, wo nicht nur überhaupt die Oeffentlichkeit alle Zweige des Gesammtdaseyns durchdringt und nach allen Richtungen hin hervortritt, sondern wo auch insbesondere die Kunst der Rede und die Darstellung der eigenen Person ein charakteristisches Erbeigenthum der Nation ward, so daß jeder Franzose, mehr oder weniger, ein improvisirender Schauspieler ist — aber auch selbst in Frankreich, sage ich, fühlt der Bühnendichter, bei der Gefahr, vor eine unbekannte und zum Urtheil berechtigte Menge hinzutreten, eine gewisse Unbehaglichkeit, welche die löbliche Sitte eingeführt hat, seinen Namen bei der ersten Aufführung seines Werkes verschwiegen zu halten. Kurz, der Bühnendichter theilt den uralten Makel, den die öffentliche Meinung den darstellenden Künstlern anhängt, und dem sie noch jezt nicht gänzlich entgehen, Trotz dem die Theater an sittlicher Bildung wie an mächtigem Einfluß so gewonnen haben, daß selbst die Regierungen nicht umhin können,

sich ihrer als öffentlicher Erziehungsanstalten anzunehmen. Bemerkenswerth aber ist es, daß, bei der nothwendigen Abhülfe dieses Mißstandes, Frankreich mehr für seine Bühnendichter, Deutschland nur für seine Schauspieler sorgte. Dort wurden schon vor vierzig Jahren und während den blutigen Zeiten der Revolution, die Rechte der Dichter festgestellt und der Autorantheil bestimmt, den die Bühnen der Hauptstadt, wie die der Provinz, von jeder Aufführung eines jeden, selbst im Druck erschienenen, Stückes, bis zehn Jahre nach dem Tode des Verfassers, abzugeben haben. Späterhin vereinigten sich die Schauspieldichter von ganz Frankreich — berühmte wie namenlose — um durch polizeiliche und Rechtsbeistände diese Summen in dem ganzen Lande einziehen und in die Centralkasse nach Paris senden zu lassen, so daß der französische Dramatiker sich heute ganz seiner Kunst widmen kann, und durchaus nichts mit pekuniären Versendungen und Verhandlungen zu thun hat; es sey denn, daß er, als beliebter Dichter des Tages, wie z. B. Scribe, noch ein besonderes vortheilhaftes Abkommen mit irgend einer Bühne schließt. Auf diese Weise wurden ausgezeichnete Bühnendichter mehr als wohlhabend; ihre Unabhängigkeit gab ihnen einen Rang in der Gesellschaft, und da überdieß in jenem Lande das Talent, eine große Masse zu bewegen und fortzureißen, äußerst hoch geschäzt wird, so gelangte der Stand der Schauspieldichter zu hohen Ehren. Mit den Schauspielern aber hatte es eine andere Bewandtniß. Obgleich die Vorzüglichen unter ihnen zu sehr bedeutendem Vermögen kamen, Paläste in Paris bauten und auf dem größten Fuß lebten, so gelang es ihnen doch nie — den einzigen Talma vielleicht ausgenommen — das Vorurtheil zu besiegen, das ihnen die Aufnahme in den geselligen Kreisen versagte. Das Feld ihrer Ehre blieb einzig und allein die Bühne; dort nur empfingen sie die belohnende Genugthuung eines enthusiastischen Beifalls, während ihnen noch ganz kürzlich die Ehre christlicher Bestattung versagt ward. So in Frankreich. — In Deutschland dagegen neigte sich die Sorgfalt der Regierungen und das Wohlwollen der Gesellschaft ausschließlich zu den darstellenden Künstlern hin. Die Bühnen wurden Hoftheater, an ihre Spitze vornehme Grafen und Barone des Landes gestellt, die Schreibstuben Dicasterien, die Schauspieler unabsetzbare Staatsbeamte, mit großen Gehalten und lebenslänglichen Pensionen. Die Gesellschaft folgte diesem Impuls der Regierung, und bald gehörte jeder hochbesoldete Schauspieler, sobald er nur der guten Sitte nicht ganz zuwider lebte, zu der besten und hatte sogar zuweilen Gelegenheit die höchste zu sehen. Diese Behandlung wirkte wohlthätig auf den sonst verpönten Stand dieser Künstler; sie gewannen an Bildung und Sitte, wurden häuslich, sparsam und wohlhabend, und erwarben und behaupteten die Rechte und Verbindungen wohlanständiger Bürger und betitelter Staatsdiener. Es soll hier nicht darauf hingewiesen werden, in wieweit diese sichere und behagliche Staatsdienerschaft bei so manchem von ihnen den regen, fortschreitenden Kunsteifer abgetödtet hat; die gesicherte Existenz eines Künstlers ist eine zu nothwendige Bedingung begeisterter Erfindung und besonnener und fleißiger Ausführung, als daß die gebesserten Lebensverhältnisse der heutigen Schauspieler ihnen nicht von Herzen zu gönnen wären. Aber eben deßhalb betrachte man die armselige, die hülflose Stellung des deutschen Bühnendichters, seine Erniedrigung, seine Schutzlosigkeit. Seine Erniedrigung beginnt damit, daß, bei Ueberreichung seines Werks, die wohllöblichen deutschen Theaterbehörden ihn gleich einem lästigen Quärulanten, sein Drama wie eine unterthänige Bittschrift behandeln. Diese Behandlungsweise geht von den Direktionen auf das schreibende, von diesem auf das ausübende Personal bis zum Requisitenmeister und Komparsen über, so daß der Dichter als die lezte und eigentlich nur lästige Person bei den deutschen Bühnen betrachtet wird. — Hören wir, was ihm begegnet. — Welche Kunststudien überhaupt, welche Studien der realen Bühne insbesondere dazu gehören, um selbst bei bedeutendem Talent ein aufführbares und wirkendes Drama zu erfinden und auszuführen, weiß nur der, der selbst es versucht und sein eigenes Werk möglichst objektiv auf den Brettern geschaut hat. Nach angespanntem Fleiß bei reiflicher Ueberlegung ist nun sein Drama vollendet; aber von dem Augenblick an, wo er sein Werk lebendig, wo er es auf der Bühne sehen will, muß er sein stilles Gemach, die Werkstätte seiner Kunst, in ein kaufmännisches Komptoir verwandeln, und seine edle Zeit einem Geschäft widmen, das die Prosa der Krämerei und die Selbstverläugnung eines Bittstellers verlangt. An zwanzig Bühnen werden zwanzig Briefe und zwanzig Abschriften geschickt; keine antwortet in den ersten sechs Wochen, viele gar nicht; unter diesen geben sogar einige das Stück nach achtzehn Monaten, ohne es für nöthig zu halten, dem Dichter davon eine Anzeige zu machen; (ist mir, indem ich dieses schreibe, von einem Hoftheater begegnet) andere warten, bis das Stück gedruckt ist, wo sie dann dasselbe Stück, das sie für unbrauchbar erklärten, oft und mit Beifall darstellen; noch andere Bühnen, reicher Städte, schämen sich nicht, auf Nebenwegen zu entwendeten Manuscripten zu kommen; die Mehrzahl der deutschen Bühnen hat es sich zum Grundsatz gemacht, gar kein Stück zu bezahlen; zehn oder zwölf mag es geben, die Manuscripte, aber auch nur zuweilen, kaufen; das Honorar für ein Stück, das den Abend füllt, beträgt bei acht derselben im Durchschnitt drei Friedrichsd'or, bei zweien acht bis zehn Friedrichsd'or; das Berliner Hof- und das Wiener Burgtheater zahlen einigen bewährten Dichtern einen höheren Preis. Daß aber das Manuscript

eines Dichters von allen diesen zwölf Theatern honorirt worden, gehört, wenn es je geschah, gewiß zu den unerhörten Ausnahmen; so wie die Annahme eines Stücks, auch nur von einem einzigen Theater, nur dann möglich ist, wenn es bereits auf einer namhaften Bühne mit Beifall dargestellt wurde. Eine solche Darstellung herbeizuführen, erfordert nun von Seiten des Dichters alle Rücksicht, alle Demuth und alle zähe Schmiegsamkeit eines Supplikanten. Ausnahmen hievon sind die momentanen Modedichter des Tages; wie kurze Zeit aber ein solches Meteor auf seinen Glanz pochen darf, und wie schnell sein derber Ton sich zu einem bittstellenden herunterstimmt, ist zu bekannt, als daß ich alldekannte Namen zu nennen brauchte. Nach langer zeitraubender Korrespondenz und vielfachen Besuchen um Fürsprache, wird nun endlich das Drama angenommen. Damit aber ist es noch lange nicht gegeben; in der Regel muß der Dichter hierauf noch ein Jahr in Geduld harren. Endlich kommt es zu den Proben. Befindet er sich in der Stadt, so hat er nicht etwa das natürliche Recht, denselben beizuwohnen, sondern es wird ihm als eine besondere Gunst angerechnet, wenn er zu denselben eingeladen wird, und zusehen darf, wie das nicht geschieht, was er vorgeschrieben hat. Denn in den Augen des gewöhnlichen Regisseurs ist der Dichter ein Phantast, der von der Theaterroutine gar keinen Begriff hat, und ganz unmögliche Dinge verlangt, nicht wissend, daß nur allein Schlendrian und Bequemlichkeit möglich sind; dahingegen ein empfindlicher Akteur, dem der Autor des Stücks, bei der Probe, eine Bemerkung macht, sich wegwendet und seinen Nachbar fragt, wer denn der Herr sey, der eben gesprochen habe? (Ist eine auf der Berliner Hofbühne bekannte Anekdote). Befindet sich aber der Dichter nicht in der Stadt, wo sein Stück gegeben wird, so läuft er Gefahr, daß ein ganz anderes Werk, als das, welches er geschrieben hat, dem Publikum vorgeführt wird. Denn selbst in Goethe'schen und Schiller'schen Stücken aufs Gerathewohl zu streichen und in die Jamben-Prosa hineinzuflicken, ist unter eines Iffands Direktion geschehen. Was dürfen also andere Dichter bei andern Direktionen erwarten?

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Nicht minder fröhlich wird das Ende der großen Fasten oder die Osterwoche begangen, in welcher auch schon die Witterung gewöhnlich nicht mehr so rauh ist. Am Sonnabend vor Ostern sind in allen Häusern Zurüstungen zu dem morgenden Feste, und wenn der Abend kommt, werden die Gassen immer lebhafter, bis endlich um Mitternacht alles zur Kirche strömt, wo die Auferstehung gefeiert wird. In dem Augenblicke, wo der Priester mit erhobener Stimme dreimal ruft: „Christos woskres!“ (Christus ist erstanden) ruft Jeder seinem Nachbar die frohe Kunde, Christos woskres, zu und alle Glocken des Kirchthurms werden auf einmal in Bewegung gesezt. Bald widerhallt die ganze Stadt von unzähligen Glocken, und die finstere Mitternacht wird zum hellen Tage, da jede Thüre mit Hunderten, oft mit mehreren Tausenden von Lampen beleuchtet wird. Am folgenden Morgen fangen die Besuche und Glückwünsche an. Alles strömt zu Verwandten, Freunden und Vorgesezten. Bei dem Eintritt wird der Gruß: „Christos woskres,“ angebracht und mit „Istinni woskres“ (er ist wahrhaft auferstanden) beantwortet. Dann werden rothe Ostereier ausgewechselt und endlich das Ganze mit einem herzlichen Kuß beschlossen. Diese Küsse werden auch zwischen den beiden Geschlechtern gewechselt, und wenn das Korps der Unterbeamten, oft dreißig und mehr Menschen, zu dem Chef kommt, so fordert es die Landessitte, daß der gnädige Herr, der Graf, der Fürst, der Minister jeden seiner Beamten und Untergebenen nach der Reihe küßt, worauf die Thüre der Frau geöffnet und von derselben ebenfalls die ganze Prozession der Gratulanten nach der Reihe geküßt wird.

Diese Vertraulichkeit mit dem andern Geschlecht leitet den Fremden auf die Vermuthung, daß der Umgang zwischen beiden Geschlechtern freier seyn mag, als in andern Ländern. Diese Vermuthung findet sich, wenigstens bei dem eigentlichen Volke, bald bestätigt, und in den untersten Klassen ist diese Freiheit des Umgangs so ausgeartet, daß sie bereits der allgemeinen Sittlichkeit feindlich entgegen tritt und selbst der Bevölkerung schädlich zu werden droht, der doch in einem Lande, dessen Bewohner noch so wenig zahlreich sind, auf alle Weise Vorschub geleistet werden muß.

Die Heirathen werden bei dem gemeinen Volke gewöhnlich schon sehr früh vollzogen, was ebenfalls der Bevölkerung nicht nützlich seyn kann. Früher herrschte sogar im Innern des Landes die Gewohnheit, die Söhne der Bauern schon in ihrem achten oder neunten Jahre mit einem 11 bis 18jährigen Mädchen zu verheirathen. Dieser abgeschmackte Gebrauch ist nun durch die Bemühung der Regierung größtentheils abgeschafft. Nicht so leicht wird eine andere, durch das ganze große Reich verbreitete Sitte zu bekämpfen seyn; ich meine die Schminke. Jedes Bauernmädchen, das etwas auf sich hält, muß in Rußland geschminkt seyn. Daher sieht man nirgends so viel rothe Gesichter unter den Mädchen, als eben hier. Diese Gewohnheit ist gleichsam schon zur zweiten Natur gewor-

den und hat sich in der Sprache der Russen festgesezt, die, wenn sie von dem andern Geschlechte reden, das Wort „schön“ nicht anders als durch „roth“ geben können. Krasna Litza heißt wörtlich „rothes Gesicht“ und bedeutet „schönes Gesicht,“ und Krasabitza (Röthe) ist gleichbedeutend mit Schönheit. Wenn aber einmal geschminkt werden muß, so möchte ich unsern Damen rathen, die Schminke der russischen Bauermädchen zu nehmen, weil sie dadurch wenigstens ihre Haut nicht verderben und ihr Gesicht für das Alter nicht entstellen. Die russische Schminke besteht nämlich durchaus nur in Pflanzensäften, vorzüglich in dem der Jalappe, welche der Gesichtshaut durchaus nicht schädlich sind. Wenn die russische Dirne Sonntag Morgens vor dem Kirchgange mit ihrem einfachen Anzuge fertig ist, so läuft sie in den Garten, bricht einige Jalappenblumen und zerreibt sie auf beiden Wangen, wobei sie weder eines Kammermädchens, noch selbst eines Spiegels bedarf. Ein wenig Wasser streift Abends die Herrlichkeit wieder ab, und wenn einmal der lange Abend des Lebens kommt, so sieht man nichts von den Spuren der jugendlichen Eitelkeit, die auf den Gesichtern unserer vornehmen Damen oft eine so böse Rolle spielen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsezung.)

Jean Paul, von Franzosen kritisirt.

In Deutschland, wo man alles Französische schnell aufnimmt, aber weil die Franzosen sehr schnell zu Werke gehen, doch immer etwas spät, wird man vielleicht, wenn es hier Privattelegraphen gibt, endlich die Regierungstelegraphen einführen, und wenn einst die Franzosen noch einen Schritt weiter gehen, auch die Privattelegraphen. Das Morgenblatt benuzt gewiß die Erlaubniß. Wird alsdann Abends in Paris eine neue Oper bellatscht, erscheint im Theater eine Dame mit einer neuen Mode, flugs berichte ich durch den nächtlichen Telegraphen nach Stuttgart, und früh Morgens ist mein Bericht gedruckt. Kommt Ferriers Plan zu Stande, so wird Alles in der Welt hübsch geschwind vor sich gehen; der Gedanke und die That werden nicht mehr schleichen, sondern Meilenstiefeln anziehen, und ein Tag wird verwirklichen, was Jahrtausende nicht erreichen konnten. Ehe wir aber unserer Freude ihren phantastischen Lauf lassen, wollen wir die Experimente zwischen Paris und Havre abwarten, und einstweilen durch die Briefpost hierüber Bericht erstatten.

Die literarische Sonntags-Zeitschrift, Revue de Paris, gibt seit einiger Zeit sehr originelle Uebersezungen aus dem Deutschen, und zwar gegenwärtig aus Jean Paul. Frau v. Staël hatte gesagt, man könne ihn nicht übersezen, und übersezte dennoch ein Stück aus seinen Werken; das Edinburgh Review hatte bemerkt, man könne ihn nicht schildern und schilderte ihn sogar nicht übel; vergangenes Jahr theilte ein junger Franzose die Ansicht der Frau v. Staël und bewies die Schwierigkeit der Uebersezung dadurch, daß er das Wort „Flegeljahre“ durch avoine sauvage (wilder Hafer) übertrug; die Revue de Paris endlich sieht das Schwierige der Uebersezung und der Schilderung ein, und schildert und übersezt. Es ist vielleicht nicht Jedermann gegenwärtig, daß die Franzosen schon früher, in der Revolutionszeit, sich mit der deutschen Literatur bekannt machten, sie aber darauf, zur Zeit des Krieges in Deutschland, wieder vergaßen. Ich besize einige Theile der Bibliothèque germanique, welche vor dreißig Jahren bei dem Verleger Levrault erschien, dessen Nachfolger jezt die Revue germanique herausgibt. In jener Zeitschrift finden sich Uebersezungen aus Schiller, Artikel über Garve, Hagedorn, Iffland u. a., auch über Jean Paul. Es ist nicht ohne Interesse, die beiden Urtheile über Jean Paul, einerseits vom Brumaire im Jahre IX, andererseits vom October 1830 zusammenzustellen; beide wurden bei Gelegenheit von Siebenkäs ausgesprochen. Es sind individuelle Urtheile, aber jedes Urtheil trägt mehr oder weniger das Gepräge seiner Zeit. Die alte Revue germanique erklärt sich wie folgt: „Ein sonderbares Gemisch von Einbildungskraft, Empfindsamkeit, gutem und schlechtem Geschmack, Wahrheiten und Paradoxen, dies ist der Charakter der Werke von J. P. Richter, dem originellsten der zahlreichen Romandichter im heutigen Deutschland. Man schlage eine beliebige Seite in seinen Werken auf, überall findet man Bizarres, welches allen Regeln der Kritik trozt und die gegründete Erwartung des verständigen Lesers täuscht. Hier eine rührende Beschreibung, und plözlich eine Neckerei, die nicht an ihrer Stelle ist; dort Lustiges, und plözlich wieder das Gegentheil. Hier vernichtet ein trivialer Gedanke den Effekt eines anziehenden Bildes, dort ist Spaß und Ernst so vermengt, daß man nicht mehr weiß, welchen Effekt der Schriftsteller hervorbringen will. Wissenschaftliches in Fülle, aus dem ganzen Bereiche der Natur und Kunst, belastet unsern Geist und amusirt zugleich in diesem Autor. In andern Fällen jedoch werden wir durch die philosophischen Abschweifungen ermüdet. Kurz, unbedeutende Sujets, Einzelnheiten, die nicht zusammen passen, eine Unwahrscheinlichkeit nach der andern, ein wahres Chaos, das aber durch Zufall, als durch Nachdenken und Arbeit entstanden scheint, und andererseits unerschöpflicher Reichthum von neuen und pikanten Gesichtspunkten, Schönheiten ersten Rangs, so oft es sich um Tod, Unsterblichkeit und Tugend handelt; reizende Gemälde der Natur und des menschlichen Lebens, witzige und richtige Bemerkungen über Völker, einzelne Thatsachen, Sitten — dies zeigt sich in den Werken des Hrn. Richter; es begründet die Angriffe gegen seine Schriften und zugleich ihren Ruhm. Kurz, unser Kritiker hat ein langes Urtheil gefällt, weil er den Hauptcharakter von Jean Paul nicht herausfindet. Da perorirt er uns in einem Athem einen Satz her, der auf französisch mehr als eine Seite einnimmt, und er hätte besser gethan, noch weiter zu reden, denn man weiß noch nicht recht, was er sagen will; er will sagen: Jean Paul ist Humorist; das versteht der Franzose nicht, wird man erwiedern, aber unser Kritiker verstand es nicht viel besser als die andern Franzosen. Er gibt alle kleinen Eigenschaften des Humoristen an, nur nicht die hauptsächliche Eigenschaft.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. December 1830.

Seit solch Singen mich begeistert,
Zieht mich all' der Seele Streben
Deiner starken Welt entgegen.

Th. Körner.

An den Meister.

Vom weiten Wege müd' und matt,
Durch dürren Anger, nacktes Feld,
War ich des Wanderns herzlich satt;
Da wendet sich der Pfad, es stellt
Sich meinen Augen wunderbar
Der schönste Garten plötzlich dar.

Wie schnell war da mein Odem nicht,
Mein Aug' und Herz erquickt, erfrischt!
Wo Schatten sich mit zartem Licht,
Sich Duft mit Düften süß vermischt;
Wie ganz war jeder Sinn erfreut,
Und doppelt jede Kraft erneut!

Und näher zog mich's, nah zu schau'n,
Was fern mich sehnsuchtsvoll beklemmt;
Kein Gitter zeigt sich mir, kein Zaun,
Doch fühl' ich gleichwohl mich gehemmt,
Unsichtbar scheint ein Netz gespannt:
Ich ahnte hohen Geistes Hand.

Und als nach Tasten, Suchen, Müh'n,
Ich kehrte meiner Hoffnung bar,
Da tritt aus jener Myrthen Grün
Ein Mann mit lichtem Zweig im Haar.
Er rief, ich horchte noch dem Ton,
Und war in Gartens Mitte schon.

Er spricht, da wächst mit jedem Wort
Der Blumen Zier, der Bäume Pracht;
Er spricht, und an dem Zauberort
Aus Quell und Fels Musik erwacht;
Und wie er schnell mein Herz durchschaut,
Er seine Kunst mir gern vertraut.

Wie lang ich träumend dort gelauscht,
Den Duft, die Klänge in mich sog?
Ich weiß es nicht, doch war's verrauscht,
Als ich, erwachend, weiter zog.
Da wollt' ich nun, verarmt, allein,
Mir schaffen selbst ein Blümchen klein.

Hat doch der Gärtner mich belehrt,
Vielleicht geräth's dem Lehrling auch?
Und hab' ich, ach! nicht recht gehört,
Und ward es nur ein dürrer Strauch:
Er sey dem Meister doch gezeigt,
Was ich gewollt, er lobt's vielleicht.

H.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Nach so vielfältigen Schreibereien, diplomatischen Besprechungen und vergeblichen Bemühungen bei nie voll-

ständigen und meist mit Unlust über's Knie gebrochenen Proben, nach allen diesen peinlichen Geschäften, womit der Bühnendichter eine Masse kostbarer Zeit verschleudern muß, schlägt nun endlich die verhängnißvolle und demüthigende Stunde der ersten Darstellung seines Werks. Ja, verhängnißvoll! Denn wem ist es unbekannt, daß das Schicksal eines Stückes oft von der geringsten Zufälligkeit abhangt. Ein Schauspieler, der sich in der ernsten Gattung verspricht, oder seinen Charakter falsch auffaßt, im Lustspiel seine Rolle nicht weiß und das flüchtige Stück bis zur Langweiligkeit dehnt; eine Maschine, die knarrt, eine Decke, die hängen bleibt, ein mauvais plaisant, eine überlustige Tischgesellschaft, oder einige persönliche Feinde des Dichters im Parterre, können den Fall, oder doch die gleichgültige Aufnahme eines Drama's herbeiführen, das unter andern Umständen rauschenden Beifall erlangt hätte. Diese Abhängigkeit vom Zufall ist nun eben das Demüthigende für die Bühnendichter; und denkt man sich die Kühnheit, die dazu gehört, also öffentlich aufzutreten, und die nie ausbleibende Aengstlichkeit vor dem Mißlingen, so steht der Verfasser bei der ersten Aufführung seines Stückes im Widerspruch mit sich selbst und also immer ein wenig lächerlich da. — Von dem Publikum, dem er sich Preis gibt, ist in diesen Didaskalien schon verhandelt worden, besonders von dem norddeutschen, welches es für einen Mangel an Bildung hält, wenn man sich einem Kunstwerke unbedingt und natürlich hingibt, und daher mit dem gepanzerten Vorsatz im Theater sizt, daß es das neue Stück nicht so leicht zu Thränen oder zum Lachen bringen soll. — Von den kritischen Blättern, die sogleich über den älteren bewährten Dichter, wie über ein junges, kaum sich entfaltendes Talent herfallen, soll in der Folge dieser Aufsätze die Rede seyn, und hier nur vorläufig bemerkt werden, daß es der Unsumme unserer kleinen kritischen Flug- (eigentlich Fluch-) Blätter keineswegs um belehrende Kritik, um fortschreitende Kunst, sondern einzig und allein um Abonnenten zu thun ist, und daß sie also dem Haufen fröhnen, den eine ernste Erörterung langweilt, der aber für kleine Bosheiten, Stachelreden, freche Anfeindungen und dergleichen gar gern seine Paar Pfennige hinwirft, weil es der Gemeinheit einziger Trost ist, wenn das über ihr Stehende hinab zu ihr in den Staub gezogen wird. Gewisse politische Blätter dienen hiebei der unerfahrenen kritischen Jugend zum traurigen Vorbild; auch diese tadeln Alles, Alles, nur um zu tadeln, und möchten uns mit ihren leeren Phrasen gar gern glauben machen, daß sie das Heil der Welt in der Tasche haben, und daß man ihnen grausam verbietet, es herauszuholen. — Und welchen Ersatz hat nun der deutsche Dramatiker, nach Studium und Fleiß, nach hundertfältigen Unannehmlichkeiten und Plackereien, nach bestandener Gefahr öffentlichen und lauten Mißfalls, welchen Ersatz hat er selbst dann zu erwarten, wenn sein Stück vorzugsweise gelingt? — Ehre? Wahrlich kaum so viel, als dem bengalischen Feuerwerker, dem Maschinenmeister, oder dem alten Schimmel zu Theil wird, auf welchem der Held des Melodramas, unter lautem Jubel des Volkes, hervorgaloppirt. Wird ein jüngerer, talentvoller Schauspieldichter, nämlich rein als ein solcher, in die Kreise der besseren Gesellschaft gezogen, und dort nur zur Hälfte so ermuntert, so viel Wesens um ihn gemacht, als um nichtssagende singende Personen? Kann selbst der ältere und bewährte Dramatiker, als solcher, sich einer ausgezeichneten Stellung in irgend einer deutschen, d. h. in einer, nach Rang und Titel speeradlig und spießbürgerlich abgestuften Gesellschaft rühmen? Ganz im Gegentheil: der Herr Kanzeleirath sieht ihn als einen unnützen Menschen an, der Allotria treibt; die Excellenz kann doch keinen Menschen zu sich bitten, der möglicherweise ausgepocht werden kann; Se. Erlaucht läugnet, daß selbst der nahmhafteste Bühnendichter einen Namen habe, ja daß er nur geboren sey; der Bankier sagt, was kann so ein Mensch mit aller Mühe jährlich verdienen! und die heutigen Modedamen sagen gar nichts, damit man ja von ihnen sage, sie seyen unendlich weiblich. — Unter allen diesen Personen hat eigentlich der Bankier den Nagel auf den Kopf getroffen. Er weiß am besten, welche Attraktionskraft das Geld hat, weßwegen es par excellence Vermögen heißt, und weßwegen auch die Excellenzen ihn beehren; er kennt die Rangordnung nach Einkünften, und hat es, als guter Kalkulator, genau berechnet, daß die Anfertigung des Kostüms zu einer neuen Prachtoper dem ehrlichsten Theaterschneider wenigstens zehn Mal so viel einbringt, als das Operngedicht dem deutschen Autor, und daß daher dieser arme, also dumme Teufel just zehn Stufen unter dem Schneider steht. Der Bankier spricht es nur unbefangen und geradezu aus, was die andern, obgleich sie dasselbe denken und thun, doch aus einem Rest von Schaam bemänteln möchten. Solches nennt man naiv seyn, und Naivität hat immer einen komischen Anstrich. — Mehr aber als ernsthaft, traurig ist die Schutzlosigkeit des deutschen Bühnendichters. Er hat, als solcher, inmitten der europäischen Civilisation kein Eigenthum! Er ist als Produzent vogelfrei! Kein Gesetz, das ihn wie den geringsten Handarbeiter, kein Patent, das ihn als Erfinder, keine Kunstakademie, die ihn als ihr Mitglied schüzt; denn wie sollte ein deutscher Bühnendichter in einer deutschen Akademie aufgenommen werden, da einer solchen schon Philosophen, wie Fichte und Hegel, bei weitem nicht genug handgreiflich wissenschaftlich sind. Das Manuscript eines Bühnendichters darf ohne sein Wissen und wider seinen Willen abgeschrieben und verkauft werden, ohne daß er die Thäter als das, was sie sind, verfolgen kann, indem die Gesetze nur einen unsicheren und weitläufigen Civilprozeß auf eigene Gefahr zu führen erlauben, wie

solches aus zwei Erkenntnissen Berliner und Königsberger Gerichte in Sachen des Herrn Clauren (Heun) und des Herrn Willibald Alexis (Hering) hervorgeht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Die Heirathen werden bei den Russen mit besondern Feierlichkeiten begangen. Einige Tage vor der Hochzeit hat die kirchliche Verlobung durch den Priester statt, die bereits für unauflöslich gehalten wird. Die Tage zwischen der Verlobung und der Hochzeit bringt die Braut nur in Gesellschaft ihrer nächsten Gespielinnen, meistens mit Spielen und Gesängen zu. Die Trauung in der Kirche beginnt in den Städten bei wohlhabenden Paaren durch Gesänge der Priester und ihrer Gehülfen, wobei gewöhnlich alles neugierige Volk der Stadt sich versammelt. Wenn bald darauf die Verlobten eintreten, geht ihnen der Geistliche im vollen Ornate bis an das Hauptthor der Kirche entgegen und führt sie, indem er ihnen eine brennende Wachskerze gibt, in den Haupttheil des Tempels, nachdem er die Stirne der Braut und des Bräutigams mit einem dreifachen Kreuze eingesegnet hat. So treten sie vor einen kleinen Tisch, auf welchem die Verlobungsringe liegen, und der Priester spricht über sie, nach einem vorhergehenden kurzen Gesange, folgendes Gebet: „O Gott, der du die zerstreuten Elemente der Welt gesammelt und zu einem Ganzen verbunden hast; der du Isaak und Rebecka gesegnet und sie zu den Erben deiner Verheißungen gemacht hast, gib auch diesem Paare deinen Segen und führe es zu allem Guten.“ Nach diesem Gebete wird den Verlobten ein Heiligenbild vorgetragen, und der Braut ein Kranz, dem Bräutigam eine Art von Krone aufgesezt. Der Priester übergibt ihnen die Ringe, segnet sie ein und läßt sie darauf beide aus einem Becher trinken. Darauf erhebt er seine Stimme und spricht oder singt vielmehr dreimal die Worte: „Ihr seyd verbunden auf immer und ewig.“ Dann nimmt der Priester die Ringe, bekreuzt die Stirne der Verlobten damit und steckt sie selbst dem Paare an die Finger, während dem er ein anderes kurzes Gebet über sie spricht. Nach diesen Ceremonien nimmt er beide bei der Hand und führt sie näher zum Altar auf einen auf dem Boden ausgebreiteten Teppich. Der allgemeine Volksglaube ist, daß der Theil, der diesen Teppich zuerst betritt, die Herrschaft im Hause führen wird, daher in diesem Augenblicke alles Volk sich herbeidrängt, den künftigen Herrscher zu sehen. Hier wird wieder aus dem gemeinschaftlichen Becher genippt, das Paar neuerdings eingesegnet und nach einem kurzen Gebete entlassen. Jezt strömen die Verwandten und Freunde herzu, dem Paare ihre Glückwünsche darzubringen. — Zu Hause wird indessen der Tisch zu dem feierlichen Mahle bereitet. Wenn das Paar an den Tisch tritt, reicht ihm der Vater des Hauses Brod und Salz mit dem Wunsche, daß es ihnen nie an diesen ersten Bedürfnissen fehlen möge. Das Mahl dauert oft tief in die Nacht, und an Gesundheiten für Braut und Bräutigam läßt man es nicht fehlen. Ist die Gasterei zu Ende, so erhebt sich die Brautführerin und führt die Braut an der Hand in das Schlafgemach, wo schon Matronen ihrer warten, um sie zu entkleiden. Bald darauf entfernen sich diese Matronen und der Bräutigam betritt, von seinem Führer begleitet, das Gemach. Jezt wird die Thüre geöffnet und alle Gäste strömen herein, um den Neuvermählten noch einmal ihre Glückwünsche zu bringen. Jeder leert auf ihre Gesundheit einen vollen Becher und nimmt dann Abschied, indem er dem Bräutigam das Gesicht und der Braut die Hand küßt, welche zum Dank einen Kuß auf die Wange des Scheidenden drückt. Die Thüren werden nun geschlossen, und die Gäste kehren gewöhnlich wieder zu ihren Tischen zurück.

Bei Gelegenheit der Heirathen soll auch der Taufen erwähnt werden, die jenen zu folgen und auch wohl vorherzugehen pflegen. Da es nicht meine Absicht ist, irgend einen der hier berührten Gegenstände zu erschöpfen, sondern nur dasjenige, was von unsern Gebräuchen abweicht, zu bemerken, so wird es genügen, zu sagen, daß bei der Taufe die Kinder dreimal ganz im Wasser untergetaucht werden, weil man ein bloßes Besprengen oder Begießen nicht für hinreichend hält. Da aber bei diesem Untertauchen das Kind der Erstickung ausgesezt ist, so beugt der Priester derselben durch einen eigenen Handgriff vor. Er drückt nämlich die Spitzen der beiden äußersten Finger seiner Hand auf die Ohren, die der nächstfolgenden Finger auf die Augen, und endlich die hohle Hand auf die Nasenöffnung und den Mund des Kindes, und verrichtet so die dreimalige Submersion, die, dieser Vorsicht ungeachtet, doch öfter schädlich ist, da zur Taufe durchaus ungewärmtes Wasser gebraucht werden muß. Erwachsene werden auf eine andere Art in die Gemeinde der Christen aufgenommen. In den an Asien grenzenden, besonders südlichen Gouvernements gibt es noch viele Mohamedaner und selbst Heiden. So sind die Tscheremissen und Tschuwaschen, welche die entlegenen Dörfer um Kasan bewohnen, noch heidnisch, und beinahe die Hälfte der Einwohner dieses Gouvernements sind Mohamedaner. Die Regierung ist so tolerant, daß sie durchaus keinen Unterthanen in seinem Glauben stört. Um indessen besonders den Heiden den Uebertritt zur christlichen Religion annehmlicher zu machen, gibt man ihnen, wenn sie sich taufen lassen, die Provision für den nächsten Winter unentgeldlich. Da trifft es sich denn öfters, daß nach einem Mißjahre ganze Truppe solcher

Menschen nach der Stadt kommen und den Behörden ihren Wunsch vorlegen, in den Schooß der alleinseligmachenden Religion aufgenommen zu werden. Man treibt sie dann an das Ufer des nächsten Flusses, wo sie sich entkleiden und bis an den Gürtel ins Wasser steigen, in welcher Stellung sie alle auf einmal getauft und dann mit ihrem Wintervorrathe wieder in ihre Dörfer entlassen werden. Im nächsten Mißjahre sieht man diese guten Leute auch wohl wieder kommen und zur Befestigung ihres Glaubens um eine zweite Taufe bitten, wo sie aber gewöhnlich etwas unsanft abgewiesen werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Jean Paul, von Franzosen kritisirt.

Hören wir nun die Revue de Paris: „Jean Paul Friedrich Richter, ein wunderbares Genie, der Sterne Deutschlands, der originellste der neuern Schriftsteller ... schreibt einen Styl, wie man ihn nie gesehen, ein Chaos von Parenthesen, Ellipsen, ein Karneval von Gedanken und Sprache, ein Labyrinth ohne Faden der Ariadne ... Citationen, Ausrufungen, Wortwitze, Epigramme, plötzlicher Schwung, pathetische Scenen, weiße Blätter, Abschweifungen, Episoden ... ehe man ihn übersetzt, muß man ihn verstehen, und das ist nicht am leichtesten ... Dieser Philosoph, dieser Dichter, dieser Spaßmacher, dessen Genie eine verwirrte Hieroglyphe ist, dieser Titan des Spasses und Rabelais der Metaphysik birgt unter ausschweifenden Arabesken gar viel Empfindsames, Zartes, Anmuthiges, Tiefes; er ist der einzige Schriftsteller, der vor lauter Originalität keinen Nachahmer gefunden hat." Und das ist nicht wahr. „Allen seinen Schriften fehlt die Einheit;" weil unser Kritiker sie eben nicht herausfinden kann; „er steht unter Shakespeare, besonders unter Cervantes, vielleicht über Sterne, und hat wie sie den Vereinigungspunkt gefunden, wo der Schmerz und die Lust, das Pathetische und Burleske sich verschmelzen." Also doch eine Art Einheit! Nun eine Probe der Uebersetzung. Cette voûte immense et éternelle, cette éloquente arche de l'empyrée, cet univers sublime se rétréciront à les yeux et ne seront plus qu'une pauvre maison, un économique réduit; tu n'y verras plus que des cordes de bois, des morceaux de lard, des métiers à filer, et quelquefois, dans les beaux jours, un salon de visite. Pour toi .. la lune se transformera en un de ces globes de cristal dont le cordonnier se sert la nuit, et que les nuages portent comme leur chandelier. Le Rhin superbe n'offrira pour image pittoresque que quelques endroits guéables où tu iras laver ton linge. Le Rhin transformé en un chaudron de lessive! Mais quoi! l'Océan lui-même ne se présentera à ta pensée que comme un réservoir de harengs saurs ... Da haben wir's! Die Franzosen, welche obigen Satz lesen, bekommen vor Lachen Convulsionen. „Das also ist euer Jean Paul! das also ist eure Romantik!" So geht es, wenn man den Leuten von Metaphysik spricht, ehe sie die Logik kennen; wenn man den Wilden Missionäre schickt, ehe sie den Pflug kennen; wenn man den Franzosen von der éloquente arche de l'empyrée und zugleich von Speck und Bücklingen redet, ehe sie eine Vorstellung davon haben, was Humor ist. Was kommt dabei heraus? Sie sagen, der Schriftsteller sey specht und der Uebersetzer ein Pickelhäring. Laßt euch doch rathen, ihr, die ihr die Franzosen romantisch machen wollt: hübsch geschwind meinetwegen in andern Sachen, hübsch langsam in der Literatur. Gebt euren Landsleuten den Meidinger in die Hand und sagt: Lernt deutsch, denn 40 Millionen reden diese Sprache. Wartet, bis sie aus Meidinger die ersten Elemente gelernt haben, dann gebt ihnen Gellerts Fabeln in die Hand, dann Kotzebue u. a., und sie werden das Deutsche liebgewinnen. Nun derbei mit Schiller und Goethe, und so in vernünftiger Stufenfolge weiter, bis ihr ihnen endlich schüchtern den Jean Paul in die Hand gebt und sagt: Jean Paul ist Humorist, und fragt: was ist Humor? Dann erst werden sie jene Literatur würdigen, worauf der Engländer und Deutsche so stolz ist; jene fühlende Literatur, die mit den Lippen lacht und spottet, während ihr Auge die Thränen kaum meistern kann. Aber um des Himmels willen keine Uebersetzung von Jean Paul vor dem Meidinger!

D.

Lausanne, November.

Die waadländische Gesellschaft für öffentliches Wohl.

Das Streben nach Unterricht und die uneigennützigsten Bemühungen zu dessen Verbreitung in allen Ständen und in allen Lebensaltern, ist hier in Lausanne und in allen kleinen Orten unsers Kantons sehr erfreulich. Unsern Kindern fehlt es nicht an unentgeldlichem Unterricht aller Art, wohl aber den ältern Männern und den Handwerkern. Einige Studenten gründeten hier zuerst eine Schule, wo sie dieser Klasse alle Abend mehrere Stunden im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht gaben, dann folgten die kleinern Städte nach. Leute von 60 Jahren haben hier noch am Grabe nachgeholt, was ihrer Jugend fehlte.

Es fehlt uns nicht an wohlthätigen Vereinen aller Art und Gestaltung. Der nützlichste aber im Großen ist wohl die waadländische Gesellschaft für das öffentliche Wohl, die in dieser Zeit einen trefflichen Aufschwung genommen hat. Sie ist ein Kantonszweig der großen schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, deren drei Gegenstände Erziehung, Gewerbfleiß und Arme sind. In ihr erblicke ich die große, edle Mutter, die ihre zweiundzwanzig wohlgerathenen Töchter wie Missionarien ausgesendet hat, auf daß sie nicht nur an Ort und Stelle Gutes wirken, sondern ihr auch hülfreich zu großen, das ganze Volk betreffenden Zwecken die Hand reichen. Die moralische und intellectuelle Regeneration der Schweiz dürfte wesentlich von diesem Bund, seinen Arbeiten, Bemühungen und Leistungen ausgehen. Die Kantonsgesellschaften vereinigen sich mehreremal im Jahre in verschiedenen Städten ihres Bezirks, um da Ausarbeitungen zu lesen, zu besprechen und zu berathen, welche auf jene drei Gegenstände Bezug haben. Hier finden Männer aller Stände und Sphären ihre Stelle. Bauern, Professoren, Handwerker, Gelehrte, Geistliche, Schullehrer, Notarien, Advokaten, Aerzte und reiche Grundeigenthümer. Alle treten brüderlich und ohne Ansehen der Person zusammen, einer redet nach dem andern, einfach, ohne Zwang und Prätension, jeder theilt frei seine Gedanken mit, und da zeigt sich's, daß in den sogenannten niedern Ständen viel Scharfblick und natürlicher Verstand herrscht, der dann den gelehrten und unterrichteten Herren von der Feder gar wohl zu statten kommt. Die heterogenen Elemente dieser Gesellschaften, die freie Mischung der ungleichartigsten Stände ist gerade das, was ihnen am meisten nützt; denn dadurch hat jedes Interesse, jede Meinung und Ansicht ihre Vertreter, alle werden gehört, alle werden verglichen, bestritten und abgewogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 296.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. December 1830.

Wenn zu der Regenwand
Phöbus sich gattet,
Gleich steht ein Wegenrand
Farbig beschattet.

Goethe.

Noahs Regenbogen.

Eine Vorlesung.

Unter den verschiedenen mythischen Nachrichten über eine große Fluth, hat die von Moses aufbewahrte das Eigenthümliche, daß sich damit ein deutender Mythus des Regenbogens vereinigt hat. Das Schiff, worin der Vater der Menschen schwimmt, der Berg, auf dem sich sein Schiff niederläßt, wohl auch theilweise die hieroglyphischen Vögel, Taube und Rabe, die er aussendet, finden sich gemeinschaftlich bei den verschiedenen Völkern. Die blos mosaische Deutung des Regenbogens wird mit großer Kindlichkeit und Einfalt gegeben: der gerettete Vater der Menschen steigt mit den Seinigen aus dem Schiffe, nachdem ein trocknender Wind gekommen und dem Regen gewehrt worden war. Sie bringen ein Opfer, Gott macht mit ihnen einen Bund, und als Zeichen sezt er den Bogen an den Himmel; „wenn es kommt, daß ich Wolken führe über die Erde, so soll man den Bogen sehen in den Wolken, alsdann will ich gedenken an meinen Bund.“

Ohne uns irgend in gelehrte und kritische Untersuchungen über die Frage, ob ursprünglich diese Deutung des Regenbogens mit der Erzählung von der großen Fluth verbunden gewesen, oder später hinzugesezt worden sey, einzulassen, bemerken wir, daß außer der kindlichen, mythischen Betrachtung, noch eine physische Wahrheit sich daran knüpft, die den Deutungen des Regenbogens bei andern Völkern fremd ist. In der Erscheinung des Regenbogens liegt in der That etwas Versöhnendes, er ist ein wirkliches Bild der Aussöhnung. Ihm ging Dunkelheit voran, Wolken thürmten sich gegen einander, deren Streit unter Donner und Blitz und herabströmenden Regengüßen sich entschied; allmählig verschwindet dieß, und am stillen, beruhigten Firmament zeigt sich der Bogen, wie ein Thor des Friedens und der Heiterkeit. Kaum zeigt sich bei andern Völkern diese Idee des Friedens, ja das Gegentheil. Bei einigen griechischen Dichtern ist der Regenbogen der Weg des Verkehrs zwischen Göttern und Menschen; die Götterboten, die man zwar als friedebringende betrachten kann, stiegen auf dieser festen, gewölbten Straße auf und nieder. Bei Homer dagegen ist an manchen Stellen die Iris sogar ein Zeichen des Kriegs, vom Zeus hingestellt, oder des schwer zu erwärmenden Winters*). In den egyptischen Symbolen ist mir kein Bogen vorgekommen; bei den Hindus ist er schlechthin der Bogen des Indra.

In der mosaischen Deutung des Regenbogens liegt aber noch etwas, was einer physikalischen Betrachtung gar viele Seiten darbietet. Es liegt darin der Gedanke: vor der großen Fluth gab es keinen Regenbogen. Die Meinung, es könnte wohl vorher schon ein Regenbogen existirt haben, aber seine Bedeutung sey erst nachher offenbar worden, ist mit der Einfalt und der Sprache, die in der Erzählung herrschen, nicht wohl ver-

*) Ilias, 17. Buch, V. 547, wenn die Stelle ächt ist.

einbar. Auf jeden Fall iſt ein Himmel ohne Regenbogen für den Phyſiker ein ſehr anregender Gedanke; die ſchöne Deutung wird grandioſer, und der Bogen wird nun wirklich die Brücke zwiſchen der Urwelt und der jetzigen Welt.

Wir betrachten zuerſt den Regenbogen geographiſch. Er gehört dem ganzen Menſchengeſchlecht an; er iſt in ſeinen Erſcheinungen der farbigen Bänder, des mehr oder weniger Gewölbtſeyns, des Hinwanderns mit der Sonne, des Steigens, wenn die Sonne ſinkt, für alle Erdbewohner gleich. Wolken, die ſich in Tropfen auflöſen und, der Sonne entfliehend, einen klaren Raum zwiſchen ihr und dem Beobachter laſſen, dieß iſt der einzige Zuſtand der Atmoſphäre, der ſeine Bildung bedingt. Allerdings mögen die ununterbrochenen Regengüſſe der Tropenländer, die ſchnell eilenden Gewitter und Stürme, die z. B. aus der Wüſte nach Egypten hereinbrechen, und in andern Erdgegenden andere Umſtände die Erſcheinung des Regenbogens zerſtören. Aus den Berichten der Reiſenden läßt ſich nichts entnehmen; eine ſo flüchtige Erſcheinung, die man von Kindheit an geſehen hat, wer wird ſie beſonders beachten? Wenn ſich ein Regenbogen bei Sonnenuntergang zeigt, ſo erſcheint er jedem Erdebewohner, er mag auf dem Aequator ſtehen oder weit gegen die Pole hin, immer als Halbkreis; und je höher die Sonne ſteht, deſto niederer, flacher iſt der Bogen. Plinius hat uns viele ſehr reiche Beobachtungen über die Erſcheinung in Tags- und Jahreszeiten mitgetheilt. Nie erſcheint ein Regenbogen, wenn die Sonne ungefähr zur Mitte des Himmels heraufgeſtiegen iſt. Daher in der Tropenwelt und der gemäßigten Zone vom Frühling bis in den Herbſt er nie Mittags ſichtbar wird. In der Breite der Streifen gibt ſich der Durchmeſſer des ſich abſpiegelnden Sonnenbilds zu erkennen, und dieß iſt für alle Erdebewohner gleichſam ein allgemeiner Maßſtab am Himmel, ohne ihre Verabredung, wie dieß beim allgemeinen Maaß, von Erderſcheinungen entlehnt, der Fall iſt.

Dem Phyſiker iſt, als Forſcher, der Regenbogen auch ein Bogen des Friedens. Zwar ſind die Farben ein Bild der Wandelbarkeit, aber der Bogen kann nur entſtehen in Folge eines zur Ruhe gekommenen Geſetzes in den Verhältniſſen zwiſchen Licht, Luft, Waſſer. Der Regenbogen ſpiegelt heraus aus einem muntern Heer leuchtender, zur Erde ſich ſtürzender Thautropfen. Welche genaue Abwägungen, welche ſcharfe Beſtimmungen und Wechſelwirkungen zwiſchen Luft und Waſſer! Unſichtbar wandelt ſich (durch Verdunſtung) das Waſſer in den zarten Dunſt, der im Schooße der Luft ſich verbirgt und dort, wer weiß wie, gepflegt wird. Es erhält aber allmählig wieder die Freiheit, und erſcheint als ſchwere, drohende Wolke, die in Tropfen ſich auflöſt, zum Theil aber wieder in die Luft gleichſam ſich verliert, oder von ihr eingeſaugt wird. Welch ein Verkehr, welche Wandlungen! Das ſchwere Waſſer, das als Ocean die Erde umgibt, wird in der Luft leichter und ätheriſcher gleichſam als dieſe ſelbſt. An allen dieſen Verhältniſſen nimmt das Licht Theil. Wäre die Luft trüber oder das Waſſer noch feiner, wenn es in der Atmoſphäre ſich lagert, das Farbenſpiel des Regenbogens könnte nicht wie jetzt ſtattfinden; der Bogen ſtände zu hoch, oder er würde kaum an dem Horizont als ein kleines Cirkelſtück erſcheinen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortſetzung.)

Einzelne vagirende Komödianten ſtreifen wie die Korſaren umher und ſuchen, durch allerlei Mittel, auf allerlei Wegen, zu Abſchriften einträglicher Stücke zu gelangen, um ſie für wenige Thaler zu verſchachern. In Mainz exiſtirt ſogar eine ſogenannte Handlung, die ſolche Abſchriften von Dramen und Muſikalien in gedrucktem Preiskourant öffentlich zum Kauf ausbietet. Eine Perſon, die ſich hierüber bei dem Chef dieſes Hauſes beſchwerte, erhielt eine ſehr derbe Antwort, worin unter andern vorkam, daß jenes Haus jenes Geſchäft ſchon ſeit zwanzig Jahren treibe, und ſich alſo ſehr wundere, wie man dazu komme, ſich darüber zu movtren. (Dieſer Brief kann nöthigenfalls vorgezeigt werden).

Was iſt nun die Folge dieſer Erniedrigung, dieſer gänzlichen Schutzloſigkeit der deutſchen Bühnendichter? — Ein Chaos von Unkunſt, das täglich mehr um ſich greift und dem geſammten deutſchen Theater mit völliger Vernichtung droht. Wo werden mehr weitſchichtige, ganz undarſtellbare dramatiſche Gedichte geſchrieben, als in Deutſchland, und weßhalb? — Weil es unter fünfzig jungen Dichtern kaum Einem gelingt, die papierenen Feſtungswälle der Theaterkanzleien zu durchbrechen und ſein Werk auf die Bühne zu bringen; weil auch, in ſolchem glücklichen Fall, dieſer Eine, durch zahlloſe Plackereien, kärglichen Lohn und niederſchlagende Kritik, zu der Ueberzeugung kommt, daß jede andere Beſchäftigung ehrenvoller und belohnender ſey, als die eines deutſchen Bühnendichters, und er nun in Einſamkeit ſich zurückzieht, und frei von den beengenden Schranken des realen Theaters, ſich einer ungebundenen Phantaſie um ſo regelloſer hingibt. Aber auch die wenigen Dichter, die, alle Hinderniſſe überſteigend, ſich nicht abſchrecken und von den Brettern verſcheuchen laſſen, vermögen es nicht, ihren Produktionen jene Zeit und jene Feile zu widmen, ohne die kein wahrhaftes, kein dauerndes.

Kunstwerk entsteht. Nur die Menge der Stücke und die Raschheit, mit der sie zu Tage gefördert werden, kann dem heutigen Bühnendichter eine kleine Existenz, ein mäßiges Einkommen verschaffen. Und so werden wir mit einer Menge von großen und kleinen Stücken überschwemmt, wovon die einen breit und schwerfällig, die andern lose und leichtfertig gearbeitet sind, alle aber das Gepräge der Uebereilung und der Ungediegenheit tragen, so daß selbst die talentvollsten dieser theatralischen Skizzen, gleich Ephemeren, mit der Gunst des Tages dahin sind; nicht zu gedenken der auf den Kauf gemachten Waaren, welche französische Uebersetzungsfabriken dem deutschen Theater unausgesezt liefern, und dadurch so manches deutsches Originalwerk von der Bühne verdrängen. Aber, sagt man, wie war es denn früher? Ei, durchaus nicht anders; und doch hat Deutschland seinen Goethe, seinen Schiller hervorgebracht! — Ich muß hierauf antworten, was ich schon einmal öffentlich sagte: Der höchste Lohn an Ehre und Gold wird kein Genie erzeugen, Geringschätzung und armselige Bezahlung kein Genie ertödten, wenn gleich häusliche Sorge vielleicht den Tod unseres größten Dramatikers beschleunigte. Aber wenn die deutschen Theaterdirektionen mit gewohnter Passivität auf Genies warten wollten, so könnten sie unterdessen in den Fall kommen, die Dekorationen und Kostüme allein spielen zu lassen, oder sonst Dinge auf die Bühne zu bringen, wodurch uns die dramatische Kunst ganz abhanden käme; und dieses wäre dann la fin du commencement, welcher bereits gemacht ist. Denn ein Genie wird nur äußerst selten geboren, und erschafft nur eine Kunstperiode, ist aber diese Kunstperiode so wenig selbst, als eine Sonne ein Sonnensystem ist. Es gehören Planeten zu einem Sonnensysteme, wie zu einer Kunstperiode Talente. Diese Talente zu erwecken, ist die Aufgabe der Bühnendirektionen, diese Talente zurückzuscheuchen und zu andern mehr lohnenden Beschäftigungen hinzudrängen, ist, mindenstens, ein Klugheitsmangel, dessen sich die Direktionen in hohem Grade schuldig machen. Wie viele bedeutende Talente (ein Tieck, ein Schlegel) wollen mit der bestehenden Bühne gar nichts zu schaffen haben. Andere (ein Houwald, ein Müllner) haben sich früh von ihr zurückgezogen. Und wie viele rühmlich bekannte Namen gibt es noch, die, zurückgeschreckt von dem unfruchtbaren Dornenpfade der Bühne, ihre tragische oder ihre humoristische Kraft nach andern Kunstgebieten hinwenden! — Selbst unter der Unsumme unserer frühreifen Rezensenten würde sich mancher witzige Kopf finden, der ein Paar gute Lustspiele auf die Bühne gebracht hätte, wenn seine bonmots in den Tagesblättern ihm, bei geringerer Gefahr, nicht mehr Vortheil, Auszeichnung und Einfluß brächten, als das bekrittelte Stück seinem Autor bringt. — Die Schutzlosigkeit von Seiten der Gesetze, die unwürdige Behandlung von Seiten der Bühnen und der unklugen Kritik haben den deutschen Dramatiker in der öffentlichen Meinung so herab gebracht, daß er mit dem verachteten und mißhandelten italienischen Operndichter sehr bald auf einer und derselben Stufe stehen wird. Dann werden unsere Dramen jenen elenden Operntexten gleichen, denn nur die talentlosesten Sylbenzähler, die unwürdigsten Seelen, die ärmsten Teufel werden alsdann noch zu einem Handwerk greifen, das bei kärglichem Lohn Unehre bringt. Die Kunst der Darsteller aber — sie scheitert jezt schon an gediegenen Stücken ohne Knalleffekte, an feinerer Schattirung der Charaktere und an dem anmuthigen Kampfspiel eines raschen und leichten Dialogs — die Kunst der Darsteller aber wird sodann zu jener herabsinken, mit welcher die Mehrzahl deutscher Operisten zu sprechen vermag. Dies alles wird geschehen, wenn fürder der Bühnendichter, der Gesetzgebung und den Theaterdirektionen gegenüber, in dieser schutzlosen und niedern Stellung bleibt.

Die Frage ist nun, wie dem abzuhelfen sey? — Da war ich denn vor zwei Jahren so phantastisch, daß ich mir einbildete, die deutschen Dichter, die für die Bühne schreiben, würden sich einmüthig zusammenthun, um sich gemeinschaftlich einander zu helfen. Wie sich die französischen Dramatiker (nambafte und unberühmte) verbunden haben, lediglich zur gemeinsamen Einkassirung ihrer resp. Honorare, so sollte eine Buchhandlung die Stücke des deutschen Dichtervereins in der Handschrift versenden und das pekuniäre Geschäft besorgen, andeutend dabei, daß keines dieser Stücke während der ersten drei Jahre im Druck erscheinen würde. Jedem der Dichter blieb es frei gestellt, das Honorar seines Werks zu bestimmen, und er hatte die Annehmlichkeit, seine Zeit nicht mit Versendungen und unangenehmer Korrespondenz zu verschleudern. Anderseits war den Direktionen die Hoffnung genommen, auf den Druck des Stücks zu spekuliren; und was die Entwendung der Manuskripte betraf, so sollte der Verein, auf gemeinsame Kosten, in jedem einzelnen Falle klagbar werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

(Fortsetzung.)

Wohlthätiger Einfluß der Gesellschaft für öffentliches Wohl.

Auf diese Art werden die Hauptklippen und Hauptfehler aller Gesellschaften aus gleichartigen Bestandtheilen vermieden: der esprit de corps, Neid, Schreelsucht und Rivalitäten. Man braucht nur einen flüchtigen Blick auf den Gang der Staatswirthschaft zu werfen, um zu erkennen, daß eine Menge Irrthümer Jahrhunderte lang dauerten, weil sie durch

die alte Gewohnheit warm gehalten wurden, immer nur Männer von demselben Interesse und von demselben Stand zusammen zu setzen. Bei ihnen hörte man immer nur einseitiges Vorurtheil, einseitige Ansichten Eines Standes, der seinen guten Grund hatte, die Sache nur aus einem gewissen speziellen, allen Beisitzern zusagenden Gesichtspunkt anzusehen. Auf diese Weise entstanden in Europa die Zölle, die Handwerksinnungen, die Probibitivgesetze, die veralteten Grundsätze über den öffentlichen Unterricht, und die Schweiz verdankt dieser Beutelei sogar die Heimathlosen, welche man des Landes Pest nennen könnte. Vereinigt man einzelne Menschen, ohne sie mit ihrem Stand in Berührung zu lassen, so geht gewiß die Wahrheit aus ihren Diskussionen hervor, und zwar leicht, ohne Zwang und ohne Erschütterung; Jeder wägt die Meinung der Andern nach seinem besondern Interesse ab, und Jeder lernt über Gründe nachdenken, die den seinigen gerade entgegen sind; es kann kein Egoismus aufkommen, weil einer durch den andern aufgehoben wird. So z. B. ist die als Preis für künftiges Jahr gegebene Frage: wie kann der Völleret im Kanton Waad gesteuert werden? eine höchst wichtige und ganz nationale Angelegenheit bei uns, bei der sich aber die entgegengesetztesten Interessen kreuzen. Der Weinbauer, der Weinschenk und vielleicht noch mancher Andere wird darüber ganz anders denken und sprechen, als der Schullehrer, der Pfarrer und der große Grundeigenthümer. Diese Kantonsgesellschaften vereinigen sich jährlich an einem andern Ort in der Schweiz, halten mehrere große Sitzungen, welche das ganze Land betreffen, berathen das Gemeinschaftliche und gehen nach einigen, so nützlich als angenehm verwendeten Tagen wieder auseinander, Jeder in seinen Kanton. Auch bei diesen Zusammenkünften lebt die alte schweizerische Gastfreundlichkeit wieder recht auf. Die auswärtigen Mitglieder wohnen nicht etwa auf ihre Kosten in Gasthöfen und Wirthshäusern, sondern werden den besten Familien des Orts zugetheilt, die sich um dies Vergnügen reißen, und den ihnen zukommenden Fremden nicht wie einen einquartirten Soldaten, sondern wie einen lieben, verwandten, lang erwarteten Gast aufnehmen, pflegen und verköstigen. Manchmal wird auch ein gemeinschaftliches Gastmahl für alle Glieder der Gesellschaft gehalten, jedoch ohne den thörichten Luxus, der bei dem großen musikalischen Verein eingerissen ist. Unberechenbar ist der nationale Vortheil, der für die Schweiz aus diesen Zusammenkünften entsteht; Männer, die sich ehemals als Fremde angesehen hätten, ein Mann aus Vaduz und einer aus le Locle, ein Genfer und ein Schaffhauser treffen nun wie alte Bekannte und Freunde zusammen; ihr Interesse ist ein gemeinschaftliches. Wenn früher ein Schwyzer oder ein Glarner dem Berner von seines kleinen Landes Wünschen und Bedürfnissen sprach, so antwortete dieser: Was geht das mich an? da siehe Du zu. Das ist nun nicht mehr so, wiewohl die Berner im Grunde noch immer die alten sind. Die andern Schweizer haben sich aber sehr geändert, und dazu hat die helvetische gemeinnützige Gesellschaft wesentlich mitgewirkt. Unbegreiflich ist es, wie eine so großartige, liberale Anstalt bei manchen Töchtervereinen in den Kantonen Engherziges, Kleinliches und Philisterhaftes dulden kann. So erlaubt z. B. unsere waadländische Gesellschaft kraft eines ausdrücklichen Gesetzes keinem Fremden oder Nichtmitglied, ihren Sitzungen beizuwohnen. Wenn Bentham, Lancaster, Say, Ch. Dupin oder andere in der Sphäre allgemeiner Nützlichkeit ausgezeichnete Männer hierherkämen und einer Sitzung unserer Gesellschaft beiwohnen wollten, so würde man sie höflich an der Thür abweisen, denn sie haben zwar der Menschheit große und unvergängliche Dienste geleistet, ihr Name ist gekannt und geehrt in jedem Welttheil, sie könnten auch vielleicht Bemerkungen machen, die für den Kanton von größter Wichtigkeit wären, aber in Lausanne ist dies noch nicht genug, man muß auch seßhaft seyn in der Gesellschaft, sonst ist es nichts. Wie ganz anders geht man wenige Stunden von uns, in dem liberalen Genf, zu Werke, wo Fremde freien Zutritt in alle Vereine haben, und wo man sich eine Freude daraus macht, sie da einzuführen, am meisten in den für öffentliches Wohl, der seiner Natur nach bei offenen Thüren gehalten werden sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 290:

Die Brandrakete.

Räthsel.

Ein Heer von starken Kameraden,
Geübt in Glieder nach straffem Faden;
Ihr Dienst ist thatenloses Tragen.
Sie wissen nichts von Beschwerden und Klagen;
Wohl hört man sie dröhnen bei schweren Müh'n,
Wohl sieht man zuweilen sie Feuer sprüh'n,
Doch bleiben sie meistens geduldig stehn
Und lassen das Schmählichste über sich gehn.

Wenn aber sie treten aus Reih' und Gliedern,
So fürchte dich ja vor den starken Brüdern!
Man sieht sie allein an seltenen Tagen
Von Händen empor in die Höhe getragen.
Dann wird zu Plänklern das ganze Heer,
Und wen sie erreichen, sie treffen ihn schwer;
Da ist kein Helm und kein Panzer so dicht,
Der nicht vor den furchtbaren Plänklern bricht.

Dem Heere vertrauten sich ohne Grauen
Sonst kleine Kinder und schwache Frauen;
Tagdiebe traten es alle Tage.
Es rächte mit Staub nur solche Plage:
Jetzt dringt ein Choc nicht von Reitern ein,
Jetzt bricht es den furchtbarsten Arm und Bein;
Auch vergällen die Lust zum Streiten dem Feind
Zwei heiße Gesellen, den Plänklern vereint.

Und mancher der Plänkler geht zu Grunde
In solcher furchtbaren Kampfesstunde,
Die aber, so nichts gelitten haben.
Sie werden im Frieden doch auch begraben.
Und ihre Geduld wird neu erprobt,
Und ihre Kostbarkeit nicht gelobt;
Da stehn sie wieder in Reih und Glied,
Und ihrer gedenkt nicht ein einzig Lied.

J. G. M.

Berichtigung.

In der Unterschrift des Motto's in Nr. 293 ist statt Goethe zu lesen: Goeye.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 297.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. December 1830.

— Mit so einschmeichelndem Wohllaut
Fesselt er alle Gemüther, mit so wollüstiger Wonne
Horcht ihm das Volk; doch ob auch von Gellausch die Bänke gebrochen,
Hungert er. — Neide den Sänger mir nicht, den die Bühnen ernähren.

Juvenal.

Dibaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Ich glaubte in meiner Unschuld, daß sich die deutschen Dichter ohne Zaudern diesem Vereine anschließen würden, aber leider schlossen sich gerade diejenigen davon aus, die, rühmlich bekannt, mit den deutschen Direktionen in einträglicher Verbindung standen, und es daher vorzogen, nur für sich selbst zu sorgen, dem Gemeinwohl aber durch Entziehung von Autoritäten, wie z. B. Raupach und der nun verstorbene P. A. Wolff, zu schaden. Dadurch wurde jenen Journalisten, die von Hohn und Faxen leben, Vorschub geleistet; es wurde ihnen leicht, diese rein pekuniäre Verbindung für eine anmaßende literarische Parthei auszugeben, mit dem Worte Bühnendichter und der Zahl dreizehn abgedroschenen Spott zu treiben und große wie kleine Lacher auf ihre edle Seite zu bekommen. Dennoch hätte sich vielleicht der Verein erhalten, und die Zahl seiner Theilnehmer sich vermehrt, sobald dessen einfache Statuten öffentlich im Druck erschienen wären. Aber die Auflösung desselben wurde von einer andern Seite, von der Regierung, herbeigeführt, indem das königl. preuß. Ministerium des Innern es verweigerte, dem Verein der deutschen Bühnendichter die Rechte einer moralischen Person zu verleihen. Nur eine solche konnte in Rechtsstreitigkeiten mit der nöthigen Würde, ja mit der nöthigen Oeffentlichkeit auftreten, nur einem solchen autorisirten Vereine wäre es möglich geworden, für das gemeinsame Wohl der deutschen Bühnendichter wirksam zu seyn, nur ihm hätten sich die berühmten und namhaften derselben doch endlich angeschlossen. So aber zerfiel er im Entstehen, und ich mußte über meine Unerfahrenheit selbst von verständigen und wohlwollenden Freunden lächelnden Tadel erdulden.

Dennoch bleibt es eine unläugbare und niederschlagende Thatsache, daß der deutsche Bühnendichter, als ein solcher, für den Staatsverband gar nicht existirt, und von demselben ausgeschlossen bleibt, indem er der einzige Produzent ist, dessen produzirtes Eigenthum von keinem Gesetz geschützt wird. Unter diesen Umständen gibt es nur zwei Ansichten: entweder die pietistische, nach welcher das ganze Theaterwesen ein verpestender Sündenpfuhl ist, und in einem christlichen Staat überhaupt nicht geduldet werden darf, und dann wird mit den deutschen Bühnendichtern noch lange nicht herabwürdigend genug verfahren; oder — die humane Ansicht, nach welcher die Kunst den Menschen erhebt und jede wilde Rohheit, selbst die religiöse, den Fanatismus bezähmt, die Leidenschaften reinigt, und den segensreichen Sinn für das Angemessene und Schöne erweckt und ausbildet; dann aber ist die Bühnenkunst die lebendigste, die ergreifendste von allen, und dann muß der Dichter, der sie ins Leben ruft, nicht wie ein indischer Pariah behandelt und wenigstens bei seinem Eigenthum geschützt werden.

Weniger können, mehr aber sollen die deutschen Dramatiker nicht verlangen. Die französischen Gesetze, die dem Dichter und dessen Erben, bis zehn Jahre nach seinem Tode, einen fortwährenden Autorantheil, bei allen Landesbühnen, von jeder Einnahme seines dargestellten Werkes bestimmen und sichern, können in einem Lande wie Deutschland, das aus so vielen Staaten besteht, unmöglich eingeführt werden. Wohl aber schützen diese Staaten gegenseitig das Eigenthum ihrer Einwohner, und diesen Schutz, den alle genießen, sollte doch auch wohl der dramatische Dichter ansprechen dürfen. — Hiezu bedarf es aber nur zweier Gesetze:

1) Daß keine Theaterdirektion ein Manuscript von einem andern als von dem Autor selbst oder seinem Bevollmächtigten kaufen darf.

2) Daß keine Theaterdirektion ein im Buchhandel erschienenes Stück zur Darstellung bringen darf, ohne sich vorher, hinsichtlich des Honorars, mit dem Autor geeinigt zu haben.

Mehr bedarf es von Seiten des Staates nicht. Alles Uebrige bleibe den Betheiligten und der Konkurrenz, wie im Buchhandel, überlassen. — Was die erste Bestimmung betrifft, so dürfte sie wohl keinen vernünftigen Gegner finden, die zweite aber schwer gegen die starre Theorie einer abstrakt-philosophischen Jurisprudenz zu vertheidigen seyn. Alles jedoch, was für das unbeschränkte und absolute Eigenthum eines gekauften Buchs zu sagen ist, ist auch zur abstrakt-philosophischen Vertheidigung des Nachdrucks geeignet; und dennoch gibt es gegen denselben, in allen kultivirten Staaten, *positive* Gesetze, lediglich weil man die Literatur nicht will vernichten lassen, und sie also schützen muß. Will man demnach auch die Kunst der Bühne schützen, so bedarf es hiezu ebenfalls eines *positiven* Gesetzes, sollte dieses auch auf abstrakt theoretischem Wege nicht zu vertheidigen seyn. Frankreich, England und — wenn ich nicht irre — Rußland haben auch nicht Anstand genommen, das oben vorgeschlagene positive Gesetz zu geben.

Ob nun zu einem solchen deutschen Bundesgesetz der heutige Moment durchaus *nicht*, oder *gar wohl* geeignet ist, soll und kann hier nicht entschieden, wohl aber muß gesagt werden, daß die preußische Generalintendantur der königl. Bühnen bereits das Prinzip aufgestellt hat, auch gedruckte Stücke zu honoriren, und daß es nur der Vereinigung der Herrn Intendanten sämmtlicher deutschen Hofbühnen bedarf, um durch ein schönes und *öffentlich ausgesprochenes* Beispiel einen löblichen Gebrauch einzuführen, den dann ein späteres Gesetz sanktioniren könnte. Läßt man aber, wie bisher, die deutschen Bühnendichter in schutzloser Zurücksetzung verschmachten, während man kostspielige Sorgfalt, Theilnahme, Gönnerschaft und Auszeichnung nur der Augenlust, dem Ohrenkitzel und überhaupt einem Sinnengenuß zuwendet, welcher mit dem der Kunst in offenbaren Widerspruch steht, so dürfte das deutsche Theater auf dem betretenen abschüssigen Wege sehr bald so herabkommen, daß es gegen die Angriffe frommer Gemüther nicht fürder zu vertheidigen wäre. — Werfe man dagegen einen Blick auf die bildenden Künste bis zum Handwerk hinab, auf ihre Schulen, ihre Akademien, ihre Preisvertheilungen, ihre Reisenden auf Kosten des Staats! Und welcher schöne Erfolg in dem kurzen Zeitraum von fünfzehn Jahren! Welch ausgezeichnete Talente, welch herrliche Kunstwerke hat Preußen und Baiern seitdem hervorgebracht! Wie es der Wärme bedarf und des Lichts, um aus dem fruchtbaren Schooß der Erde Blüthen hervorzulocken, so bedarf die Kunst auch der Wärme des Antheils und des Sonnenlichts der Gunst, um zu gedeihen. Man gewähre den dramatischen Dichtern nur den zehnten Theil des Antheils und der Gunst, die man den bildenden Künstlern spendet, und in wenigen Jahren wird die gefährdete Würde der volkserziehenden Bühne gerettet seyn.

Ich kann diese Bemerkungen nicht schließen, ohne — so sehr es auch meiner innersten Natur zuwider ist — ein Wort über mich selbst zu sagen, damit meine Absicht nicht mißkannt, oder gar von Uebelwollenden absichtlich in den Staub der Gemeinheit herabgezogen werde. Demnach versichere ich — und Alle, die mich näher kennen, werden es bezeugen — daß kein persönliches Interesse mich zu der obigen Darstellung der Schutzlosigkeit und der Geringschätzung des deutschen Bühnendichters bewogen hat. Denn erstlich schreibe ich nicht ausschließlich und nur mit großen Intervallen für das Theater, stehe überdieß mit den einigen Bühnen, denen ich in der Regel meine Arbeiten zusende, in einem so gesicherten Verhältnisse, daß ich einer unverzögerten Darstellung eben so gewiß als eines anständigen Honorars bin, und könnte also, was mein persönliches Interesse betrifft, so ruhig als irgend ein anderer die unwürdige Zurücksetzung deutscher Bühnendichter mit ansehen, ja sogar eine Nahrung eiteln Stolzes darin finden, daß ich etwas besser behandelt werde. — Eben so wissen die, welche mich näher kennen, daß ich früher viel in der großen Welt gelebt, und mich aus ihren glänzenden Kreisen, aus eigener Wahl, zurückgezogen habe, so daß auch alles das, was ich über diesen Gegenstand gesagt habe, keine persönliche Unzufriedenheit zum Grunde haben kann. Nur weil es dem jungen dramatischen Dichter nothwendig ist, die vornehme Welt zu sehen, auf daß man es seinen Werken nicht anmerke, daß er sie *nicht* gesehen hat; nur weil es der vornehmen Welt Noth thut, Künstler und wissenschaftliche Männer in ihre Kreise zu ziehen, auf daß ihr vernünftige Nahrung werde, und sie nicht bei lebendigem Leibe absterbe, nur deßhalb habe ich diesen, mehr als man glaubt, wichtigen Punkt berührt. Nur zu allgemeiner Beherzigung und des allgemeinen Bestens

wegen, habe ich diesen Aufsatz geschrieben, und muß ihn, zu meiner persönlichen Vertheidigung, mit dieser Versicherung schließen.

(Beschluß des siebten Artikels.)

Noahs Regenbogen.

(Fortsetzung.)

Wir sind nun unserer Aufgabe, einen Himmel ohne Regenbogen begreiflich zu machen, näher gekommen. Es gibt unter den Erklärern der mosaischen Erzählung: es war vor der Fluth kein Regenbogen, zweierlei Ansichten. Die einen setzen vor der Fluth eine immer reine Atmosphäre voll Klarheit, die andern eine immer trübe, schwere, dichte voraus. Bei jenen umflutdet die wolkenlose Luft ein besseres Geschlecht von Menschen, als das jetzige, ein liebliches Bild seiner Reinheit. Dieß dauerte lange, bis bei der allmähligen Entartung der Menschen allmählig, wie bei Entstehung eines Gewitters, die Dünste sich am ganzen Himmel sammelten, immer sich mehrten, immer mehr nach der Höhe zogen, sich verdichteten, endlich in ungeheurer Maße sich entluden, und die letzte Katastrophe hervorbrachten, die dem jetzigen Zustand der Erde vorangiug. Ihnen ist also die große Fluth die Entladung eines allgemeinen Erdgewitters; vulkanische Erdkräfte wirkten mit, nachher trat, wie bei Gewittern, eine gewaltige Abkühlung ein, von der denn auch die Naturforscher an mehreren Stellen der Erde Spuren nachweisen. Nach dieser und durch diese große Entwicklung war die nun beruhigte Atmosphäre im Stande, fortan Wolken zu tragen, und der Regenbogen konnte erscheinen.

Diejenigen, welche das Gegentheil, also von Beginn an einen trüben, regenbogenlosen Himmel annehmen, sehen die große Fluth als die letzte Bildungsstufe der Erdatmosphäre an, als die letzte Scheidung des Wassers und der Luft, die letzte Aufhellung unseres Planeten, der aus einer chaotischen Atmosphäre entsprang, als die letzte Gründung seines Kerns. Beide Ansichten stimmen übrigens darin zusammen, daß unsere Atmosphäre der große Schauplatz war, wo sich die gewaltigen Kämpfe der Urwelt begaben und endeten.

Ein Weltkörper oder ein System von Weltkörpern, das nichts als Atmosphäre wäre oder war, ist der Lieblingsgedanke unsers Zeitalters. Es ist ihm die einzige verständliche Art, wie sie sich bilden und entwickeln konnten. Aber an sich schon hat der Gedanke etwas Anziehendes, wenn wir die Macht der Concentration betrachten, welche die Natur in luftförmigen Wesen erreichen kann, oder die unendliche Zerstreuung eines doch zusammenwirkenden Ganzen. Reichte unsere Atmosphäre durch Spalten oder Ritze, unverändert durch Wärme oder andere Einwirkungen, bis an den tiefsten Erdkern hinunter, so würde sie schon in einer Tiefe von 8 Meilen so dicht wie Wasser, 600mal dichter seyn, als sie jetzt ist; ebenso wäre es, wenn das Barometer in einer Höhe von 8 Meilen so hoch stände, als es bei uns hier unten an der Oberfläche der Erde steht; dann würde bei uns hier unten die Luft die Dichtigkeit des Wassers haben, dabei eben so durchsichtig, aber viel kräftiger, energischer, gespannter seyn. Welche Kräfte können solch einem lebendigen atmosphärischen Ocean inwohnen! Wenn in unserer leichten Atmosphäre Wasserdunst sich verbirgt und auf einmal, in einem Moment, der heiterste Himmel mit Wolken sich bedeckt, wie würden wir über die Riesenkraft einer glühenden Atmosphäre erstaunen, deren Dichtigkeit tausendmal größer wäre, als die der Luft an der Oberfläche unserer Erde! Wäre es Unsinn, wenn Jemand behauptete, daß Granitberge aus dem Schooße einer solchen Atmosphäre sich niederschlagen? Dürfte man von der Sonne vielleicht behaupten, daß sie eine Atmosphäre solcher Art sey, und zwar nichts als Atmosphäre, ohne Kern, der sich allerdings bei ihren Planeten findet, die nur in eine Wasseratmosphäre mehr oder weniger trüb eingehüllt sind?

Doch wir kehren von dieser Abschweifung über die Feueratmosphären, wenn ich sie so nennen darf, wieder zu unserm Gegenstand, eine Atmosphäre ohne Regenbogen und ihre Beziehung zur großen Fluth, zurück. Ich stelle zu den zwei oben angeführten Ansichten noch eine dritte und behaupte: alle Kräfte, die zur Zeit der großen Fluth wirkten, alle die Katastrophen in der Atmosphäre, die sich damals zutrugen, sind nur unter Theilnehmung unsers Mondes möglich gewesen; die letzte Bildung der Erde ist unter Mitwirkung unseres feuchten und kalten Trabanten vollendet worden. Sagen läßt sich ja Vieles über die Zeiten, wo es keine Zeugen gab, oder eigentlich über die Unzeit, denn in einem Zustand so großer Gährungen und Entwicklungen ist zwar eine astronomische, aber keine physische Zeit; es läßt sich vieles darstellen und an Fäden reihen, die fast bis an die Urgeschichte hinreichen, oder fast, um mythologisch zu reden, bis an den Berg, an welchem der indische Mann nach der Fluth sein Schiff befestigte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Karrikaturen bei Gelegenheit des Ministerwechsels.

Die letzten politischen Begebenheiten haben wieder den Griffel unserer Karrikaturzeichner auf hunderterlei Weise beschäftigt. Der neue Lord Mayor, welcher die armen Minister so sehr erschreckt hat, heißt zu seinem Unglück Key; da

fiel es einem lustigen Zeichner ein, ihn „für seine Verdienste“ mit dem spanischen Herrentitel zu beehren, was ihn denn zum Don Key (donkey, Esel) machte. Der Alderman, welcher dem armen Don die Minister erschrecken half, heißt Hunter, und da dies ein Jagdpferd bedeutet, so war das Gespann fertig, welches auf jede mögliche Weise figuriren mußte. So sizt der Esel neben dem Herzog und scheint ihm, nach dem Angstgesicht des leztern zu urtheilen, gräßliche Worte ins Ohr zu raunen. Auf einem andern Bilde sizt der Esel in seinem Amtsstuhl und sieht in einer Parodie von bekannten Reimen, man solle doch den 9. November und seinen Eselsstreich vergessen. Ein andermal sizen die zwei Beamten beisammen; der eine mit einem alten Pferdekopf hat dem andern die Finger auf das Eselshaupt gelegt und tröstet ihn damit, daß das, was er gethan, „ein Fehler des Kopfes und nicht des Herzens gewesen sey.“ Die Abdankung der Minister und die Ernennung eines neuen Ministeriums hat indessen den beiden Altermännern Ruhe verschafft; doch sah ich sie noch zur guten Lezt als ein Kutschengespann vor dem ministeriellen Wagen, in welchem der Herzog und Sir Robert sizen; die Thiere brechen zusammen, und dem erschrockenen Herzog entschlüpfen zu gleicher Zeit Leitseil und Peitsche. Eine Menge Bilder stellen den Herzog und seinen Kollegen Sir Robert Peel, lezstern immer als Polizeidiener gekleidet und, als Anspielung auf seine Sinnesänderung hinsichtlich der Emanzipation der Katholiken, mit einer Rattenfalle in der Hand, in mancherlei lächerlichen Gruppen auf dem Rückzuge dar; in einem wird sogar die ganze Gesellschaft vom Könige mit einem großen Besen, welcher, als Anspielung auf die parlamentarische Mehrheit gegen sie, die Zahl 29 trägt, hinausgefegt. Hier erscheint der Herzog beim König im Anzuge eines Kutschers als the Man wot used to drive the sovereign (der Mann, der den Monarchen zu fahren pflegte), und entschuldigt sich beim Könige, daß er ihn nicht mehr fahren könne, weil das Fuhrwerk mit ihm zusammengebrochen sey. Dort reitet er mit einem Papier, auf dem die Unglückszahl 29 steht, in der Hand, mit traurigem Gesichte auf einem Esel dem Galgen zu. Aber auch das neue Ministerium erhält seinen Theil. Lord Holland wird durch die Aufforderung, Minister zu werden, plözlich von seinem Zipperlein geheilt; Lord Brougham fliegt zum Erstaunen seiner ehemaligen Kollegen über ihre Köpfe weg von Brougham-Hall (seinem Landsiz) nach Westminster-Hall (dem Oberhause) u. s. w. Alle Partheien werden hier auf gleiche Art behandelt; denn der Verkäufer der Karrikaturen will nur Geld verdienen und das Publikum — lachen; und da man in England über ein Zerrbild lachen und die dargestellte Person doch achten kann, so verletzen diese Bilder so wenig, daß manche vornehme Männer alles, was von der Art gegen sie selbst erscheint, zur Unterhaltung ihrer Freunde sorgfältig zu sammeln pflegen. Auch der Lord Mayor bewies vor ein Paar Tagen, daß er sich über dergleichen groben Späße hinaussezen könne; denn da der Viertelmeister des Bezirks, dessen Alderman er ist, einen Mann vor ihn brachte, der die Karrikaturen auf ihn feilgeboten und ein Spottlied dazu gesungen hatte, sezte er denselben augenblicklich wieder in Freiheit und empfahl dem Viertelmeister, ihn nicht wieder in seinem Geschäft zu stören.

(Die Fortsezung folgt.)

Lausanne, November.

(Fortsezung.)

Wirksamkeit des Vereins für öffentliches Wohl.

Die Illiberalität unsers Vereins vergißt man, wenn man seine große und weitgreifende Thätigkeit bemerket. Um dieselbe zu beurtheilen, berühre ich nur Einiges, was ihn seit einigen Monaten beschäftigt hat: Ernennung einer neuen Kommission für die Kleinkinderschulen, welche nicht nur hier in Lausanne, sondern auch in Vevey, Morges und Nyon trefflich gedeihen; neue Ordnung für die Schlachtbänke; Ernennung einer Armenkommission; Gründung einer Industrieausstellung; Erweiterung des Journals für Erziehung; Verbesserung des Volksgesangs und Erweckung des musikalischen Sinns bei dem Volk, worin Morges und Vevey schon große Fortschritte gemacht haben; Ernennung einer stehenden Kommission für den Landbau; Holzersparniß; Reservekasse; Entdeckung und Benuzung neuer großer Kalkgruben; milde Anstalten in Vevey und in Aubonne; Gründung eines Schullehrerseminariums; Verminderung der Völlerei im Waadland (Preisaufgabe von 12 Louisdor). In der Mitte des Septembers war der Jahresverein der großen helvetischen Gesellschaft bei uns in Lausanne. Alle Gäste schienen mit ihrer Aufnahme ziemlich zufrieden. Es war nur Ein Ton des Vertrauens, der Freundschaft und der Begeisterung für alles Gute. Am meisten und besten sprachen die Genfer, besonders über Erziehungswesen, worin sie sonderlich zu Haus sind; auch deutsche Vorträge wurden gehalten und deutsch beantwortet. In den Zwischenstunden der Sizungen ließen wir es auch nicht an ergözlicher Azung und reichlichem Trinken fehlen. Künftiges Jahr wird die allgemeine Sizung in Zürich seyn.

Sehr glücklich ist der Impuls, den die waadländische gemeinnüzige Gesellschaft hinsichtlich der Verbesserung des Volks- und Kirchengesangs gegeben hat. Bei unserm Alles rasch ergreifenden Associationsgeist hat sich auch für diesen Gegenstand gleich eine Gesellschaft gebildet, und diese gründete flugs eine Gesangschule, wo Kinder von zehn bis dreizehn Jahren für ein sehr Geringes zweimal die Woche im Singen unterrichtet werden; zu andern Stunden bekommen hier auch Erwachsene Unterricht. Auf diese Art können die überklingenden, falschgesezten und falschgesungenen Psalmen aus unsern Kirchen verdrängt, und vielleicht auch das wilde, rohe Schreien und Gällen der Landleute etwas gemindert werden; wenn man aber meint — und gar Viele schmeicheln sich mit dieser Hoffnung — die Waadländer werden einst singen lernen wie die deutschen Handwerksgesellen, deren vierstimmigen Gesängen sie oft mit Entzücken zuhören, so irren sie gewaltig. Erstlich läßt die französische Sprache keinen solchen Gesang aufkommen, und dann müßten wenigstens einige Generationen mit und unter melodischem Gesang erzogen werden, ehe die jezige unharmonische Rohheit des Volks zum Weichen gebracht würde. Es ist schade um die Leute, denn es finden sich unter ihnen eine Menge guter und selbst schöner Stimmen.

In einer Darstellung der kriminellen Statistik unsers Kantons kommen auch einige neue Bemerkungen über unser Strafarbeitshaus vor. Selten kommen Individuen unter siebzehn Jahren hinein; die meisten, sowohl Männer als Frauen, stehen in ihrem besten Alter. Selten kommen hier mehr denn fünf Katholiken zusammen, größtentheils Franzosen, Savoyarden oder Italiener; sie haben ihren eigenen katholischen Gottesdienst. Einer der Hausbeamten gibt denen Unterricht, die dessen noch bedürfen. Jeder Sträfling hat seine Bibel und seinen Katechismus; außerdem ist noch eine kleine Bibliothek nüzlicher Bücher vorhanden; diese gehen von Zelle zu Zelle, wo die Sträflinge in ihren Freistunden lesen und schreiben dürfen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. December 1830.

Ja, wenn ganz mit deutscher Seele griech'sche Kunst sich hat vermählen,
Sollst du sehn, zu welchen Pfeilen greift Apoll, zu welchen Bolzen!

Platen.

Schiller an Wilhelm von Humboldt.

Jena, 21. März 1796.

Mein lezter Brief hat Ihnen nun schon gemeldet, liebster Freund, daß vor der Hand weder an Stanzen, noch an etwas Episches bei mir zu denken ist. Ich kann also von Ihren Bemerkungen über den eigentlichen rechten Gebrauch gereimter Sylbenmaße sobald keinen Gebrauch für mich selbst machen, obgleich ich Ihren Ideen im Ganzen beipflichte. Nur däucht mir, erklären Sie sich zu sehr aus dem innern Wesen, was oft nur zufällig ist. So glaube ich, daß der Reim seinen Ursprung einer Sprache zu danken hat, die viele Wörter mit gleichen Endungen besizt, und daß theils dieses, theils die Bequemlichkeit für das Gedächtniß ihn einführte. Daß sich der Reim sehr gut mit naiven Dichtungen vertrage, lehrt gerade sein Ursprung; denn die italienischen Dichter, die Minnesänger und Troubadours und dergleichen, obgleich sie den Alten an Werth nicht beikommen, gehören doch mehr in die Klasse der naiven, als der sentimentalen Dichtung. Dann ist auch ferner nicht zu läugnen, daß der Reim in den fröhlichen und scherzhaften Gattungen sich mit der größten Naivetät des dichterischen Gefühls verträgt; ich will hier nur Lafontaine's Erzählungen anführen. Mir däucht, daß sich die alten Sylbenmaße, wie z. B. der Hexameter, deßwegen so gut zur naiven Poesie qualificiren, weil er ernst und gesezt einherschreitet und mit seinem Gegenstand nicht spielt. Nun gibt dieser Ernst, z. B. im Fuchs, der Erzählung einen gewissen größeren Schein von Wahrhaftigkeit, und diese ist das erste Erforderniß des naiven Tons, wo der Erzähler nie den Spaßmacher spielen und aller Witz ausgeschlossen bleiben soll. Auch däucht mir, ist der Hexameter schon deßwegen in dergleichen Gedichten so angenehm, und vermehrt das Naive, weil er an Homer und die Alten erinnert.

Uebrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß der Reim mehr an Kunst erinnert, und die entgegengesezten Sylbenmaße der Natur viel näher liegen. Aber ich glaube, daß jenes Erinnern an Kunst, wenn es nicht eine Wirkung der Künstlichkeit oder gar der Peinlichkeit ist, eine Schönheit involvirt, und daß es sich mit dem höchsten Grade poetischer Schönheit (in welche naive und sentimentale Gattung zusammenfließen) sehr gut verträgt. Was man in der neueren Poesie (der gereimten) vorzüglich schöne Stellen nennt, möchte meinen Saz beweisen; in solchen Stellen ergözt uns die Kunst als höchste Natur und die Natur als Wirkung der höchsten Kunst; denn erst dann erreicht unser Genuß seinen höchsten Grad, wenn wir beides zusammen empfinden.

Das ist eine Unart des Reims, daß er fast immer an die Poeten erinnert, so wie in der freien Natur eine mathematisch strenge Anordnung, eine Allee z. B. an die Menschenhand. Aber ich glaube, daß selbst dieses — wenn nur das Uebrige reine objektive Natur ist — der höchsten ästhetischen Wirkung nicht entgegen ist.

Aber laſſen Sie mich auch hier von den Reimen ſcheiden, wie ich in der That — auf eine Zeit lang nämlich — von ihnen Abſchied genommen habe, es müßte denn ſeyn, daß ich in meinem Schauſpiel gereimte Scenen nach Shakeſpears Beiſpiel einmiſchte, wozu es jezt noch keinen Anſchein hat. Ich bin jezt wirklich und in allem Ernſt bei meinem Wallenſtein, und habe die lezten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidiren, die ich in verſchiedenen Perioden darüber niederſchrieb. Groß war freilich dieſer Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig, und ich finde doch, daß ſchon dieſes, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und ächtern dramatiſchen Intereſſe enthält, als ich je einem Stück habe geben können. Ich ſehe mich überhaupt auf einem ſehr guten Wege, den ich nur fortſetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen; dieß iſt ſchon viel, und auf alle Fälle ſehr viel mehr, als ich in dieſem Fache ſonſt von mir rühmen konnte.

Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen, jezt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denſelben Reichthum im Einzelnen mit eben ſo vielem Aufwand von Kunſt zu verſtecken, als ich ſonſt angewandt, ihn zu zeigen, und das Einzelne recht vordringen zu laſſen. Wenn ich es auch anders wollte, ſo erlaubte es mir die Natur der Sache nicht; denn Wallenſtein iſt ein Charakter, der — als ächt realiſtiſch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen intereſſiren kann.

Ich habe bei dieſer Gelegenheit einige äußerſt treffende Beſtätigungen meiner Ideen über den Realism und Idealism bekommen, die mich zugleich in dieſer dichteriſchen Kompoſition glücklich leiten werden. Was ich in meinem lezten Aufſatz über den Realism geſagt, iſt von Wallenſtein im höchſten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erſcheint in keinem einzelnen Lebensakt groß, er hat wenig Würde und dergleichen; ich hoffe aber nichts deſtoweniger auf rein realiſtiſchem Wege einen dramatiſch großen Charakter in ihm anzuſtellen, der ein ächtes Lebensprinzip in ſich hat. Vordem habe ich, wie im Poſa und Karlos, die fehlende Wahrheit durch ſchöne Idealität zu erſetzen geſucht, hier im Wallenſtein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die ſentimentaliſche nämlich) entſchädigen. Die Aufgabe wird dadurch ſchwerer, und folglich auch intereſſanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealiſche Charakter entbehren kann. Unglücklicherweiſe aber hat Wallenſtein den Erfolg gegen ſich, und nun erfordert es Geſchicklichkeit, ihn auf der gehörigen Höhe zu erhalten. Seine Unternehmung iſt moraliſch ſchlecht, und ſie verunglückt phyſiſch. Er iſt im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um ſeinen Zweck. Er berechnet Alles auf die Wirkung, und dieſe mißlingt. Er kann ſich nicht, wie der Idealiſt, in ſich ſelbſt einhüllen und ſich über die Materie erheben, ſondern er will die Materie ſich unterwerfen, und erreicht es nicht. Sie ſehen daraus, was für delikate und verfängliche Aufgaben zu löſen ſind, aber mir iſt dafür nicht bange. Ich habe die Sache von einer Seite gefaßt, von der ſie ſich behandeln läßt.

Daß Sie mich auf dieſem neuen, und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen, fremden Wege mit einiger Beſorgniß werden wandeln ſehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es iſt erſtaunlich, wie viel Realiſtiſches ſchon die zunehmenden Jahre mit ſich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erſt nach dem Karlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einſchlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde meſſen müſſen, iſt freilich wahr; auch iſt es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was Mein iſt und Er nie erreichen kann, ſo wird ſein Vorzug mir und meinem Produkt keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung ſich ziemlich heben ſoll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollſten Augenblicken mir verſpreche, verſchieden ſpecificiren, aber unſere Arten einander nicht unterordnen, ſondern unter einem höheren idealiſchen Gattungsbegriff einander coordiniren.

Doch genug von dieſen Raiſonnements. Sie werden ſagen, daß die Sache ſelbſt allein hier entſcheiden könne, und dieſe wird jezt auch mein ernſtliches Geſchäft ſeyn. Vor Ihrer Ankunft in Jena, welche doch wohl im Auguſt erfolgt, werde ich noch nichts eigentlich ausgeführt haben, aber dann, hoffe ich, ſoll der Plan ziemlich zu Stande ſeyn, und mit dem Plan iſt auch die eigentliche poetiſche Arbeit vollendet.

Uebermorgen, liebſter Freund, reiſe ich auf vierzehn bis achtzehn Tage nach Weimar, wenn meine Geſundheit es erlaubt. Ich habe Goethen verſprochen, während Iffands Anweſenheit, der am Charfreitag ankommt, ihm Geſellſchaft zu leiſten, damit er für Iffand um ſo eher eine Societät eröffnen könne. Er wollte nicht gern zu viel Anſtalten Iffands wegen machen, und doch wiſſen Sie, daß man in Weimar Alles aufbieten muß, um auch nur etwas von Societät zu haben. Nun geht ein Theil der Societätsarrangements auch auf meinen Namen, und wenn wir, Goethe und ich, beide zuſammen ſind, ſo verwandelt ſich die ganze Hiſtorie in eine Komödie für uns. Sey'n Sie alſo ſo gut, Lieber, mir Ihren nächſten Brief nach Weimar zu adreſſiren.

Sch.

Noahs Regenbogen.

(Beschluß.)

Hier geht es den Forschern wie den Reisenden, welche einen nie bestiegenen Berg ersteigen wollen: sie kommen dem Ziele nahe, nun tritt ein unerwartetes Hinderniß ihnen entgegen und treibt sie wieder zurück. So muß auch ich den Beweis für obige Behauptung von der Mitwirkung des Mondes — ein Astrolog braucht dafür keinen — schuldig bleiben, und kann dem Leser statt einer Kette von Wahrheiten nur fliegende, lose Gedanken mittheilen.

Es ist bemerkenswerth, daß unser Mond als Trabant in manchen Stücken sich anders verhält, als die Trabanten der Planeten gegen ihre Häupter. Allerdings darin umfaßt, nach Herschels Beobachtungen, alle Trabanten ein gemeinsames Gesetz, daß sie ihren Planeten immer dieselbe Seite zukehren, was auch auf astronomische Weise so ausgedrückt werden kann, daß sie genau in derselben Zeit um ihren Planeten und um sich selbst, um ihre Achse sich drehen. Diese Gleichheit von Verhältnissen ist ein seltener Fall in der Natur, und hier ist der tiefere Grund uns verborgen. Eine andere Erscheinung in der Trabantenwelt dagegen kommt beim Mond unregelmäßig vor. Der Aequator des Hauptplaneten, dieser Mitte seines planetarischen Seyns, ist gleichsam die haltende und balancirende Kraft für seine Trabanten. Man sieht dieß am deutlichsten beim Saturn. Sein Ring hält sich im Gleichgewicht um den Saturnäquator, in derselben Lage halten sich auch seine Trabanten; daher scheinen sie in ihrem Umlauf oft an der Linie des Rings wie Perlen aufgereiht zu seyn, gleichsam bisweilen von der scharfen Kante des Rings wie durchschnitten zu werden. So kreisen auch die Trabanten des Jupiters um seine Mitte in unveränderter Gleichförmigkeit der Lage. So ist es nun nicht bei unserem Mond: er hält diese Gleichförmigkeit nicht gegen den Erdäquator, er läuft *schief* um die Erde. Ich kann seinen Lauf nicht deutlicher beschreiben, als wenn ich ihn mit dem Laufe der Sonne vergleiche. Die Sonne steht bekanntlich nicht immer im Aequator, und bildet daher rechts und links vom Aequator eine Zone, die heiße Zone genannt; die Breite dieser Zone bleibt unveränderlich, und die Zeit, in der die Sonne sie durchwandert, ist das Sonnenjahr. Der Mond läuft in einem Monat um die Erde und bildet, weil er auch nicht in der Mitte sich hält, wie die Saturns und andere Trabanten, nach obiger Bemerkung, gleichfalls eine Zone von gewisser Breite; das Eigenthümliche dabei ist aber, daß die Breite dieser Zone veränderlich, bald größer, bald kleiner ist, als die von der Sonne beschriebene Zone, und zwar in einer Periode von achtzehn Jahren. Dieses sonderbare Verhältniß deutet auf eine kräftigere und umfassendere Gegenwirkung zwischen Mond und Erde in der verwickelten Beziehung ihrer Bahnen.

Aber die Erde selbst zeigt für sich andere Verhältnisse als ihre Brüder, die übrigen Planeten. Sie scheint z. B. der einzige häufig helle, heitere, von Wolken nicht immer umlagerte Planet zu seyn. Betrachten wir die Venus; sie ist in einen immerwährenden Dunst gehüllt; von Mars sehen wir nur seine glänzenden Polargegenden; Jupiter und Saturn sind mit einer Reihe nie sich aufhellender Wolkengürtel umlagert, und nie ist noch einem Sternseher ein Blick durch diese Wolkendecken hinab gestattet worden, um uns Kunde von dem Bau der Planetenoberfläche zu geben.

Es finden sich endlich zwischen Erde und Mond auffallende Verschiedenheiten und Kontraste. Der Mond hat kein Wasser, die Erde eine ungeheure Masse davon, und es ist sehr leicht und einfach zu sagen: *die Erde hat ihr Wasser vom Mond*. Die Berge auf der Erde sind, wie längst bemerkt worden, in strahlenden Reihen geordnet, auf dem Monde herrscht ganz andere Vertheilung und Stellung der Gebirge. Es sieht aus auf dem Mond, um es kurz zu sagen, wie wenn alles aus dem Centrum herausstrahlend, herauswirkend sich gebildet hätte, während auf der Erde sich alles nach peripherischen Umrissen und in rotatorischen Spiralen gebildet hat, ein Abbild des spiralförmigen Laufs des Monds um die Erde. Nun ist es ein Naturgesetz, daß solche verschiedene Wesen gegenseitig zu ihrer Ausbildung aufeinander wirken; warum sollen wir nun nicht dasselbe von Mond und Erde sagen? Man denke sich nun ihre gemeinschaftliche Einwirkung, man nehme eine Mischung ihrer Atmosphären an, und kann es dann leichter aussprechen: die lezte atmosphärische Bildungsperiode bei Mond und Erde war gemeinschaftlich; der Mond ging kalt, starr und trocken aus dieser Bewegung hervor, und die Erde erhob sich neu gebildet aus den Katastrophen, deren Spuren sich überall finden.

Pfaff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

(Fortsetzung.)

Kriminelle Statistik. Staatswirthschaftliche Mißgriffe.

Die Erfahrung lehrt, daß der Unterricht, die religiöse Zusprache des Pfarrers, die strenge Gewohnheit an Ordnung und Reinlichkeit, die ununterbrochene Arbeit, das absolute Stillschweigen, worauf in den Werkstätten, beim Essen und in den Zellen sehr streng gehalten wird, die glücklichsten Veränderungen bei den Sträflingen hervorbringen. Dies ergibt sich aus folgender statistischer Uebersicht: Von 70 Waadländern, die im Januar 1829 seit der Eröffnung des Strafarbeitshauses im Mai 1826 darin gewesen, aber entlassen worden waren, führen sich 11 musterhaft auf, 28 geben gute und gegründete Hoffnungen, über 7 sind die Nachrichten nicht günstig, über 9 entschieden schlecht, 10 haben wieder Verbrechen begangen und von 5 weiß man gar nichts. Die immerwährende Arbeit

ist das unfehlbarste Mittel, ihnen Geschmack an der Arbeit beizubringen, ihren künftigen Unterhalt zu sichern und dadurch ihre Sitten zu verbessern. Darüber haben wir Beispiele in beiden Geschlechtern; Sträflinge lernten im Haus weben, Schuhe machen, schneidern, nähen, tapeziren, und erhielten überdies einiges Geld in die Hand, das sie sich im Hause verdient hatten. Jezt sind manche in Arbeit bei angesehenen Meistern, andere haben sich auf ihre Hand etablirt, und ihr Gewerbe geht gut.

Nicht alle Unternehmungen und Anstalten gelingen so gut, wie das Strafarbeitshaus. So wurde mit großen Kosten seit einigen Jahren von St. Cergues den Jura herunter eine neue Straße nach Nyon angelegt, weil die Faucilles oder die Gexer Straße besonders im Winter wegen der ungeheuren Schneewehen mit Frachtwagen und großen französischen Diligencen fast nicht zu passiren ist. Vorigen Winter wurde nun die neue fertig und konnte befahren werden; aber wie Voltaire von Versoix sagte, fehlt es ihr nur an einer Kleinigkeit, nämlich an Leuten, die darauf fahren wollen. Unsere Transitozölle auf die französischen Waaren sind so bedeutend in Vergleich mit denen in den Kantonen Neufchatel und Genf, daß die Pariser Frachtwagen und Diligencen den neuen bequemen Weg von St. Cergues ganz verlassen haben und, der Gefahr und der Unbequemlichkeiten im Winter ungeachtet, über Gex nach Genf gehen. Welcher Widerspruch! Erst bauen wir herrliche Straßen mit großen Kosten, um die Fremden anzuziehen, und auf der andern Seite stoßen wir sie durch ungeheure Abgaben zurück. Die künftigen Jahre müssen wir die Straße unterhalten und ausbessern, und für wen? was haben wir für einen Vortheil davon? und überdies lachen uns die Nachbarn aus. Unstreitig ist unsere Regierung in ihren staatswirthschaftlichen Ideen noch weit hinter allen Nachbarn, ja selbst hinter Freiburg zurück. Wir verlangen als schweizerischer Bundesstaat freie Einfuhr unserer Weine von Bern, und Genf soll uns frei seinen Dünger zukommen lassen, der uns so nöthig ist; was thun wir aber gegen diese Nachbarn? Wir lassen ihnen nur mit großen Schwierigkeiten Holz und Victualien, auf keinen Fall aber Getreide zukommen. Dies ist wohl sehr bundesbrüderlich! Es wird noch lange Zeit hingehen, ehe wir einen kleinen Hustissen bekommen, der uns überzeugt, daß Reciprocität und niedrige Zölle der einzig wahre Grundsaz für Regierungen sind, die mit ihren Nachbarn in Einigkeit, Friede und Freundschaft leben und überdies an Wohlstand gewinnen wollen.

Ein Bauer bei Ecublons hat vor einiger Zeit beim Umgraben seines Feldes einen irdenen dunkelbraunen Topf gefunden, der mit einem platten Stein zugedeckt war. Dieser Topf enthielt eine Menge kleiner alter Scheidemünzen, so groß wie Kreuzer, und alle zusammen ungefähr 2½ Pfund schwer. Sie stammen aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert, und sind alle von den Bischöfen von Lausanne geprägt. Auf den meisten sieht man den Fronten einer Kirche und darüber ein Kreuz mit der Umschrift in gothischen Buchstaben: Sedes Lausannae, und auf der andern Seite: Civitas equestris, ein Beinamen, den unsere Stadt im Mittelalter hatte, den sie aber Gottlob heutzutage nicht mehr verdient.

(Der Beschluß folgt.)

London, December.

(Fortsetzung.)

Unruhen in England.

In London sind wir jezt ganz ruhig, und werden es auch wohl für den Winter bleiben, besonders da der König auf keinen Fall vor dem Frühjahr seinen Besuch bei der Bürgerschaft abstatten wird, und bis dahin wohl auch die Minister ihre Popularität behaupten werden. In den Provinzen aber, und zwar in einem weiten Kreise, der sich allmählig um die Hauptstadt herumgezogen hat, herrscht große Gährung. Fast jede Nacht werden, bald hier, bald dort, Gebäude oder Scheuern von, trotz allen ausgesezten Belohnungen noch immer unentdeckten Mordbrennern zerstört, und am hellen Tage ziehen Haufen Taglöhner umher, welche Dreschmaschinen zertrümmern und unter Drohungen zuerst die Pächter zu Erhöhung ihres Taglohns zwingen und dann, da sie wissen, daß diese sonst ihr Versprechen nicht würden halten können, Geistlichen und Grundherren die Verringerung ihrer Forderungen an Zehnten und Grundzins abpressen. Ja in vielen Fällen haben sie sogar Essen und Trinken und selbst Geldbeiträge ertrozt, und einigemal selbst Reisende angehalten. Bei dieser Gelegenheit zeigt es sich denn wieder, daß alles Gute auch sein Uebles hat; denn darin besteht eigentlich die englische Freiheit, daß in den innern Angelegenheiten die Regierung nur leitet und nicht — regiert; die Ausübung der Gesetze bleibt der Nation oder doch dem Theil derselben, welcher die Gesetze macht, überlassen. Diesem Umstande, diesem Mangel an Centralisation und Einförmigkeit, die allen Theoristen und Corporalen so schrecklich dünkt, hat England gerade seine Größe zu verdanken; aber dies erfordert auch in Zeiten der Noth einen Grad von Klugheit, Festigkeit und Muth, welchen diesmal leider nur wenige haben blicken lassen. Das Ministerium war zu sehr mit der Verlängerung seiner eigenen Existenz und vielleicht auch mit den Begebenheiten im Auslande beschäftigt, um den Vorgängen, welche zuerst in der Grafschaft Kent, und zwar schon zu Anfang Septembers sich ereigneten, die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen, und die Friedensrichter und andere einflußreiche Personen waren zu sehr von den ihnen selbst unmittelbar drohenden Gefahren überrascht, um sich dem allgemeinen Uebel mit dem erforderlichen Nachdruck zu widersetzen. Hätten sie sogleich dafür gesorgt, daß die Lage der Taglöhner da verbessert worden wäre, wo dieselben noch nicht zum Aufstand gekommen waren, dabei aber diejenigen nach der Strenge der Gesetze bestraft, die sich gewaltsame Schritte erlaubt, so wäre das Uebel in seiner Geburt erstickt worden; denn selbst jezt noch gibt der Pöbel nach, wo ihm ein fester Wille entgegengesezt wird, selbst wenn gar keine physische Macht vorhanden scheint, denselben durchzusezen; wie derselbe denn überhaupt sich bisher noch keine Gewaltthätigkeit gegen Personen erlaubt hat, wenn man etwa die gewaltsame Deportation eines verhaßten Armenaufsehers aus seinem Kirchspiele ausnimmt. Jezt aber sind Regierung und Beamte in Thätigkeit, und es sind theils durch das Militär, aber am häufigsten durch rechtliche Bauer- und Bürgersleute, die dafür als Constabeln beeidigt worden, viele Banden zersprengt, eine Menge Insurgenten eingefangen und einige bereits zu schweren Strafen, selbst bis zu immerwährender Verbannung, verurtheilt worden. Bis jezt soll man von den Aufrührern fast nirgends eine politische Forderung gehört haben; es ist ein Bellum servile, ein Kampf der Armuth gegen den Wohlstand, der Rohheit gegen die Bildung, veranlaßt durch die unersättliche Habsucht der Reichen, die, um ihren Luxus zu steigern, den Arbeiter an vielen Orten in die bitterste Noth gestürzt haben, und so Gefahr drohend für das Ganze, daß sich schnell die bessern Bürger vereinigen müssen, um die Ruhe wieder herzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 299.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 15. December 1830.

Den Frieden zu finden,
Wohin soll ich wandern
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgeberde
Für mich nur ein Grab?

Schiller.

Dante's Tod.

Erzählung von D. L. B. Wolff.

Questo Dante per suo sapere fu alquanto presuntuoso et schifo et isdegnoso, et quasi a guisa di Philosopho mal gratioso non bene sapeva conversare co' laici, ma per l'altre sue virtudi, et scientia et valore di tanto Cittadino ne pare che siconvenga di darli perpetua memoria in questa nostra Cronica, con tutto che per le sue nobili opere lasciate a noi in iscritture, facciano di lui vero testimonio et honorabile fama alla nostra Città.

Giov. Villani
Historie Fiorentine
X c, 134.

In einer Felsengrotte saß ein ernster Mann, über dessen Antlitz die Zeit mit schwerer Hand gezogen war; nur seine Augen funkelten von fast übermenschlichem Feuer und seine Stirne schien Allem, was von Außen drohte, kühn zu trotzen. — Er schaute mit raschem, durchdringenden Blick in die Tiefe zu seinen Füßen hinab; Bergesgipfel breiteten sich vor ihm aus, in der Ferne stürzte sich ein schäumender Wasserfall von Klippe zu Klippe, und ganz drüben winkte ein freundliches, gastliches Städtchen ihm zu. Schweifend durchflog sein Auge die Gegend; es schien, als wolle er mit einem schnellen Blicke Alles in sich vereinen und in seiner Seele aufnehmen. Dann wandte er sich plötzlich um und sagte zu einer Jungfrau, seiner Begleiterin, welche schweigend und mit trüben Mienen auf einem breiten Steine ruhte: „Komm, Beatrice, laß uns gehen, es ist die höchste Zeit." — „O mein Vater," erwiederte die Jungfrau, „ich erinnere mich Deiner Worte und unaufhaltsam drängen sich die Thränen aus meinen Augen:

Kein gröss'rer Schmerz,
Als des vergangenen Glücks im Elend sich
Erinnern. —

Wie wohl, wie gut war uns in Udine; welche herrlichen Augenblicke haben wir hier in der schönen Grotte von Tolmino verlebt! und nun treibt uns das Geschick rastlos weiter, immer weiter — jeder Schritt entfernt uns immer mehr von allen Lieben — und was ist unser Ziel!" — „Dein Ziel, Du kennst es: des Erlösers Frieden, das meine nirgends," entgegnete er. „Wie das verbannte Volk Israels an den Flüßen Babylons muß ich ausrufen: ich werde nicht ruhen in meiner Väter Erbe, nicht wieder schauen die kronenlose Stadt. — Es treibt mich hinauf auf die Gipfel der Berge, und wenn ich die höchste Spitze erklommen und hinabschaue in das Thal, so möchte ich ausbrechen in die wildesten Klagen, wie der Gott der Flüsse ausströmen in Thränenbächen, daß dort unten mein zerrissenes Vaterland liegt, siegend oder besiegt immer die Beute des Siegers, des Fremdlings, des rauhen Barbaren."

Er blickte bei diesen Worten mit dem tiefsten Schmerz vor sich hin und schwieg lange; die Tochter wagte die Stille nicht zu unterbrechen. Endlich wandte er sich wieder zu ihr und sagte mit weicher, fast klangloser Stimme;

„Singe, Vice.“ — Sie gehorchte und sang eine Canzone, die so schloß:

O mein Gebirgsgesang, du ziehst von dannen,
Und siehst vielleicht Florenz mein Vaterland,
Das immer noch beharrt mich zu verbannen,
Das liebeleer und mitleidsarm ich fand.
Ziehst dort du ein, so sprich: nicht kann er fechten,
Da andere Bande dort ihn stark umflechten;
Und wolltest du auch deiner Härte wehren,
Er hat nicht Freiheit mehr zurückzukehren.

Er wiederholte trüb die vier ersten Zeilen und sagte dann: „Ja liebeleer und mitleidsarm.“ — Nun sprach er kein Wort mehr, sondern eilte mit festem und sicherem Schritte den Berg hinunter, nach Udine zu, so daß die Tochter fast Mühe hatte ihm zu folgen. Erst als er in die Stadt trat, wandte er sich zu seiner Begleiterin und faßte sie bei der Hand. So wandelte das ernste Paar schweigend durch die Straßen bis zum Pallaste des Patriarchen, in dessen Hallen sie traten.

Zwei Frauen, die auf den Stufen des Pallastes saßen und den frohen Spielen ihrer Kinder zusahen, schauten ihnen nach. „Wer sind die Beiden eigentlich?“ fragte die eine. „Weißt Du das nicht?“ erwiederte die andere. „Es muß wohl ein vornehmer Herr seyn,“ fuhr jene fort; „er geht immer so nachdenkend, etwas gekrümmt, als läge eine schwere Last auf ihm; aber sein feuriges Auge und die Adlernase zeigen wieder, daß ihn nichts niederdrücken kann; nur seiner vorstehenden Unterlippe sieht man mitunter den Unwillen an; im Ganzen hat er doch etwas sehr Stattliches. Wer ist's denn?“ — „Schwätzerin, wenn Du mich nur zu Worte kommen ließest. Messer Dante ist's, den sie von Florenz vertrieben haben, weil er ihnen zu klug und zu mächtig war. Das ist derselbe Mann, der in die Hölle hinabsteigt, wann er will, und ohne Schaden zurückkehrt und den Leuten erzählt, was er da gesehen, zu ihrer Warnung und Bekehrung.“ — „Ohne Schaden, Lisbetta?“ sprach die andere bedenklich. „Man sieht es ihm doch an, daß er da hinabsteigt, an seinem krausen Barte und an der Farbe, die durch Rauch und Feuer braun geworden. — Und wer ist die Dame?“ — „Seine Tochter, sie wird in das Kloster gehen; sie liebt einen vornehmen Herrn, aber der harte Vater will es nicht zugeben, weil er zu der andern Parthei gehört.“ — „Schade darum, aber der Heiland wird sie trösten. Ja so ein armes Mädchen ist immer das Sühnlamm, das für den Hader und Zwist der vornehmen Familien bluten muß.“

Als Dante mit seiner Tochter im Pallaste angekommen war, begab er sich noch immer schweigend in sein Zimmer. Beatrice wartete seines Befehls bescheiden an der Thür. Er ließ sich auf einen Sessel nieder und winkte ihr näher zu treten. Als sie gehorchte, faßte er sie bei der Hand und hob nach einer längeren Pause an: „Wir müssen jetzt Abschied nehmen, meine Tochter, Abschied auf lange Zeit. Darum vertraue mir aus kindlicher Seele an, was Dein Herz noch bedrückt, ehe es sich für immer trennt von dem Irdischen. Nach dieser Stunde muß Dein Sinn allein auf ihn gerichtet seyn, der Dein Erlöser ist und Dich aufnimmt in seinen sichern Schutz. Hast Du noch einen Wunsch, so sprich ihn aus, frei und ohne Scheu; sieh nicht den strengen Vater in mir, sondern den liebevollen Freund, den einzigen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Paoli.

Nicht allein in Frankreich machte Rousseau als Publicist großes Aufsehen, sondern auch in andern Staaten. Als der edle Paoli die Regeneration seines Vaterlandes Korsika begann, beschäftigte er sich gleich mit Gründung der nöthigsten Anstalten, um durch sie die rauhen Sitten seiner Landsleute milder zu machen. Er kämpfte muthig gegen Genua's Gold, das ihn bestechen wollte. Als er, ohne wirklich König zu seyn, doch königliches Ansehen im Lande genoß, bat er Jean Jacques, eine Konstitution und einen Regierungsplan für Korsika zu entwerfen. „Wahrhaftig, ein schönes, herrliches Geschäft,“ sagt Grimm in seiner Korrespondenz, „zu dem Paoli *auffordert, ein* geistreiches, tapferes und kraftvolles *Volk, voll guter* Eigenschaften, auszubilden und zur Kultur heranzuziehen. Gewiß die schönste Unternehmung unserer Zeit. Es läßt sich denken, daß ganz Europa der Unternehmung Gedeihen wünschen wird, denn gewiß interessirt sich jeder Ehrenmann für das brave Volk, das von der genuesischen Regierung so schrecklich unterdrückt wurde.“ Und an wen schreibt dieß Grimm? an die Selbstherrscherin aller Reussen und an mehrere kleine Fürsten, denen unumschränktes Herrschen als höchstes Fürstengut am Herzen lag. Rousseau dankte Paoli für sein Zutrauen und seinen Auftrag. Ein Mann, der unumschränkt herrschte und der keiner Aufsicht unterworfen war, wollte seine Macht beschränkt wissen, und trug ihm auf, darüber nähere Bestimmungen zu machen. Dieß schmeichelte Jean Jacques am meisten; deßhalb schrieb er am 15ten November 1764 an den Prinzen von Wirtemberg: „Es ist wahr, die Korsen haben mich beauftragt, einen Regierungsplan für sie aufzusetzen; vielleicht übersteigt diese Arbeit meine Kräfte, aber gewiß nicht meinen Eifer. Uebrigens muß das Unternehmen reiflich überlegt werden, es fordert eine Menge Vorarbeiten, und ehe man überhaupt daran denkt, muß man wissen, was Frankreich mit diesen armen Leuten anfangen will. Auf jeden Fall verdient Paoli hohe Achtung, denn er ist Herr und Meister, und doch wendet er sich

an einen, von dem er wohl weiß, daß er nichts über dem Gesetz bestehen lassen wird.“ Frankreich zeigte nur allzubald, was es mit diesen armen Leuten anfangen wolle, denn es schickte Truppen nach Korsika. Paoli kämpfte fünf Jahre lang gegen sie und verließ die Insel nicht eher, als bis nichts mehr zu halten war, nämlich im Sommer 1769, wo er nach England flüchtete und dort 1807 starb.

Ein Ball in Algier.

Algier, 1ten Nov. 1830.

Ein merkwürdiges Schauspiel bot der Ball dar, den gestern der Obergeneral den Gesandten von Tunis zu Ehren gab, und der in seiner Eigenthümlichkeit dem kalten Beobachter und dem denkenden Diplomaten gleich interessant seyn mußte. Die Gesellschaft war auf acht Uhr Abends eingeladen, und wie es in Europa der gute Ton erfordert, erschien man auch hier eine halbe Stunde später; aber nicht in glänzenden Equipagen oder etwa in bescheidenen Fiacres, sondern zu Fuß, zu Pferd, auf Mauleseln oder in Portechaisen. Doch nur wenige Damen konnten sich dieses einfachen Transportmittels bedienen, da es in ganz Algier nur zwei Portechaisen gibt. Das Innere des Pallastes erschien in wunderlichem Kontrast mit der Häßlichkeit der engen, schmutzigen Straßen, und ließ bald die Mühseligkeiten des Weges vergessen. Beim Eintritt in denselben wurde das Ohr angenehm durch eine militärische Musik überrascht, die, sechs-und-dreißig Musiker stark, im Marmorhofe aufgestellt war. Drei Säle dienten zum Empfang der Gesellschaft, und im vierten lagen vor den Blicken der Neugierigen die Geschenke ausgebreitet, die der Bey von Tunis dem Obergeneral zugeschickt hat. Der Pallast, den General Clausel bewohnt, ist zwar im nämlichen Styl wie alle Häuser im Lande gebaut, er zeichnet sich aber durch Eleganz und Pracht vor allen aus. Ein alter Dey ließ ihn erbauen, und verschwendete für die Verzierung desselben über zehn Millionen Franken. Beim Eingang tritt man in einen Hof, der ein längliches Viereck bildet und von einer Galerie umgeben ist, von deren vier Seiten man in vier große Säle gelangt, welche nur durch die Galerie Licht und Luft erhalten, denn auf die Straße hinaus geht kein Fenster. Statt des Daches zieht sich eine Terrasse um das Haus, von welcher man in jeden Theil des Innern hinabsehen kann, und auf welcher selbst die Frauen Abends frische Luft schöpfen dürfen. So sehr auch die hiesige Bauart getadelt wird, so muß man doch gestehen, daß sie zu einem großen Feste ganz geeignet ist, und ein solches in einem Algierschen Hause einen weit prächtigern Anblick darbietet, als in einem europäischen Hotel; man kann hier alle Punkte des Lokals zugleich übersehen, mit Leichtigkeit sich überall hin bewegen und sich der freien und frischen Luft erfreuen, ein Genuß, den uns selten ein Ball daheim gewährt. — Erst um 9 Uhr erschienen die Gesandten des Bey von Tunis, und waren so prachtvoll gekleidet, daß sie an die Mährchen von Tausend und Eine Nacht erinnerten. Der Obergeneral empfing sie, umgeben von den ersten Generalen und den Stabsoffizieren der verschiedenen Korps. Seine Ordonnanzoffiziere vertraten die Stelle der Ceremonienmeister, und machten die Honneurs mit einer Zuvorkommenheit und Artigkeit, wie wahrscheinlich hier nie gesehen worden ist. Jeder Dame wurde bei ihrem Eintritt ein Blumenstrauß überreicht, und sie von einem Adjudanten zum Obergeneral geführt und demselben vorgestellt. So lebhaft auch die mauriſchen Damen an diesem Feste Theil zu nehmen wünschten, so haben doch ihre Männer es nicht zugegeben; denn sie sagen, ihre Frauen können nicht bei dem General erscheinen, bevor die Gräfin Clausel nicht in Algier angekommen sey und sie derselben ihre Aufwartung gemacht haben. Zum erstenmale in ihrem Leben hatten die jüdischen Damen, die zum Balle eingeladen waren, sich entschlossen, Strümpfe anzuziehen, doch außer diesem nichts an ihrer Kleidung geändert. Man denke sich eine Frau, deren Körper niemals in eine Schnürbrust gezwängt gewesen ist, in einem langen Kleide von schwarzer oder dunkelrother Seide, das bis zur Hälfte des Halses reicht; auf dem Kopf eine ungeheuer große Mütze in der Form eines Zuckerhuts, aus Gold und Silberstoff durchbrochen gearbeitet, mit einem schwarzen Schleier bedeckt und so aufgesetzt, daß sie über der Schulter einen scharfen Winkel bildet, und man bei der leisesten Bewegung befürchtet, sie herabfallen zu sehen; den kleinen Theil des Halses, den das Kleid frei läßt, bedecken viele Reihen Perlen und Diamanten, und auch die Stirne ist mit allerhand Edelsteinen beladen; dazu denke man sich jede Bewegung langsam und bedächtig, und man hat das Bild einer Jüdin auf dem Ball des General Clausel. Den Frauen der Konsuln hatten sich mehrere englische Damen angeschlossen, die durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit viel zur Verschönerung dieses halborientalischen Festes beitrugen, zu welchem auch die bedeutendsten französischen Kaufleute, die sich in Algier befinden, geladen waren. Alles ging schicklich und anständig zu, obgleich keine bestimmte Etikette vorgeschrieben war. Die fremden Offiziere und Schiffskapitäne eröffneten den Ball, und der Gallop wurde in Algier so gut getanzt, als in allen Hauptstädten Europas. Welche Fortschritte der Civilisation!

Der Ball ging erst um 2 Uhr zu Ende, und Jedermann schied ungern. Die Gesandten entfernten sich zuletzt, nachdem sie dem Obergeneral und vielen andern wiederholt ihre Zufriedenheit und den Wunsch ausgedrückt hatten, noch lange Verhältnisse bestehen zu sehen, die so glücklich begonnen haben. — Bei der Rückkehr bediente man sich derselben Transportmittel, wie bei der Ankunft; nur be-

merkte man noch außer den zwei Portechaisen, von denen die eine sehr baufällig war, Tragbahren, auf die man Bretter genagelt und mit zwei Reifen überspannt hatte; auf solchen Equipagen wurden die meisten englischen Damen nach Hause getragen.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, December.

Hernani, nach V. Hugo, und das Münchner Publikum.

Die Lachlust des hiesigen Publikums ist am 28. November im Theater auf eine so lebhafte Weise angeregt worden, wie sich kein Komiker rühmen kann, sie jemals erweckt zu haben. Es wurde zum erstenmale das berühmte romantische Trauerspiel des Victor Hugo, „Hernani,“ von Dr. Hermes deutsch bearbeitet, aufgeführt, und vom zweiten bis lezten Akt mit einem so lauten Gelächter begleitet, daß man mit Mühe das sonst so wenig bewegliche Münchener Publikum erkannte. Dieses seltsame Stück, das als Repräsentant der neuen romantischen Schule in Paris so vielen Lärm machte, so allgemein angegriffen und nur von den wenigen Adepten der Romantik vertheidigt wurde, dessen Aufführung seiner Sonderbarkeit wegen das Théâtre français füllte und sehr einträglich für die Kasse wurde, dieses dramatische Unding ist, nachdem es in Karlsruhe zum erstenmal in Deutschland aufgeführt worden, nun auch über die hiesige Bühne gegangen, um, wie zu vermuthen und zu hoffen ist, nie wieder auf derselben zu erscheinen. Während des ersten Akts horchte Jedermann gespannt, und glaubte mit der Zeit selbst das Unverständliche zu verstehen. Donna Sol (ein Name, der trotz seiner Einfachheit von jedem Schauspieler verschieden ausgesprochen wurde), die schöne, junge Braut ihres alten Ohms, des Herzogs von Sylva, liebt den „noch bartlosen“ Räuber Hernani, und begegnet sehr schnöde dem bei ihr zu gleicher Zeit eingedrungenen König Karl. Sylva tritt auf, findet beide Herren bei seiner Braut und hält eine lange moralische Rede über die Verderbtheit der Sitten, welcher der König von Spanien mit verhülltem Gesicht und großer Langmuth zuhört, sich endlich, gezwungen, zu erkennen gibt und seinen ihm unbekannten Nebenbuhler als zu seinem Gefolge gehörend bezeichnet. Im zweiten Akt will Hernani um Mitternacht Donna Sol entführen; der König aber hat sie belauscht und macht das verabredete Zeichen; sie kommt, erkennt an seinem Gang, daß es nicht Hernani ist; auf ihr Geschrei erscheint dieser, und nun steht der König recht jämmerlich da; die Großmuth des Räubers schenkt ihm das Leben und noch obendrein einen Mantel, und Hernani schickt ihn fort. Anstatt aber mit der Geliebten zu fliehen, liebelt dieser recht zur Unzeit Nachts auf offener Straße mit ihr, während das Volk, mit Facteln ihn suchend, um ihn herumläuft, ohne ihn zu sehen, und vollends als Leuchte ganz Saragossa urplötzlich in Brand steckt. Da bricht das Publikum in ein lautes Gelächter aus; das beste Mittel, seinem Unwillen Luft zu machen, ist gefunden, und je tragischer die Situationen werden, desto rauschender wird das Lachen, denn „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.“ Eßlair, als Sylva, zeigt sich umsonst in einigen Momenten in seiner ganzen Kunst; der einzige Gesichtspunkt, aus dem sich diese Ausgeburt eines vielleicht genialen, aber verschrobenen Gehirns betrachten läßt, ist entdeckt, und man sieht Parodie und Scherz, wo der Dichter die Herzen zu rühren glaubte. Während des nächtlichen Tête-à-Tête hat der alte Herzog wahrscheinlich fest geschlafen, denn wir finden ihn im dritten Akt mit Anordnungen zu seiner Hochzeit beschäftigt. Unterdessen kommt Hernani als Pilger verkleidet und wird gastlich aufgenommen, selbst als er, beim Anblick der Geliebten im Brautkleide, verzweifelnd sich zu erkennen gibt. Als er, mit ihr allein gelassen, vom Bräutigam in ihren Armen wieder gefunden wird, versteckt ihn der Herzog in einen Schrank, da man ihm die Ankunft des Königs meldet. Dieser kommt, weiß, daß Hernani im Schlosse ist, und verlangt dessen Auslieferung als Räuberhauptmann und Rebell; der Alte verweigert sie, zeigt ihm statt der Antwort seine Familienbilder und macht genealogische Bemerkungen dazu. Der König hört geduldig zu, bis am Ende der langen Rede der Streit von Neuem beginnt und nur damit endet, daß Karl Donna Sol als Geißel mit sich fortführt. Nun kommt Hernani hervor, erfährt, was vorgefallen, bietet sich dem Herzog als Rächer an, doch mit der Bedingung, daß er ihn tödten könne, wann er wolle, und er sich entleiben müsse, wenn Sylva in ein Horn stoße, das Hernani ihm zu diesem Zwecke übergibt. Der vierte Akt spielt in Aachen am Grabe Karls des Großen, wo der König in einem wortreichen und sinnlosen Monolog das Publikum zum Gähnen bringt; drei Schüsse verkünden seine Kaiserwahl, er tritt aus dem Grabe, in das er hinabgestiegen war, überrascht die gegen ihn Verschwornen und läßt sie entwaffnen; unter ihnen ist Hernani, in welchem man nun Johann von Aragonien, Herzog von Segorbe, kennen lernt, den Sohn eines Großen, der auf Befehl von Karls Vater einst durch Henkershand fiel. Der neue Kaiser verzeiht ihm und gibt ihm Donna Sol zur Braut. Der fünfte Akt führt uns wieder nach Spanien, und wir finden das eben vermählte Paar auf einer Terrasse; er spricht viel von seiner Liebe, worauf sie antwortet: „Wie schön steht dir das Gelb auf schwarzem Sammt.“ Da ertönt das verhängnißvolle Horn; Sylva erscheint mit Dolch und Gift; Hernani soll wählen; „warte doch bis morgen,“ ruft er in seiner Angst, und das Publikum bricht in ein gewaltiges Gelächter aus; man klatscht, man zischt, man lacht und schreit, und das Stück wird lustiger begraben, als jemals eine Faschingsposse aufgenommen wurde. Im Original stirbt alles, doch der deutsche Bearbeiter läßt das Drama wie ein Kotzebue'sches Schauspiel mit einer Heirath enden; man kann aber dabei nicht einmal sagen: „wenn sich das Laster erdrückt, setzt sich die Tugend zu Tisch,“ denn so eigentlich recht lasterhaft ist kein Mensch in diesem unhistorisch-romantisch-aristokratischen Machwerk; tugendhaft dagegen auch Niemand, sondern nur Jeder eben das, was die wunderlichsten Situationen mit sich bringen. — Eine Kritik dieses Dramas hier zu geben, wäre überflüssig, da zur Zeit der ersten Aufführung desselben in Paris die meisten französischen und viele deutsche Journale weitläuftig darüber gesprochen haben; nur der Eindruck, den es auf das hiesige Publikum gemacht, sollte geschildert werden. Man würde der Theaterintendanz zürnen, ein solches Stück auf die Bühne gebracht zu haben, wenn nicht die Erinnerung an manchen Kunstgenuß diesen kleinen Fehlgriff vergessen ließe. So wurde am 26. November Glucks Iphigenia in Tauris in einer seltenen Vollkommenheit aufgeführt. Das Orchester war vortrefflich und widerlegte die kürzlich geäußerte Behauptung, daß seit Rossini's Opern kein Orchester mehr im Stande sey, eine der guten ältern Kompositionen aufzuführen. Es war ein ungestörter Genuß, den kein unerwarteter Uebergang, kein schmetternder Ton eines Blaseinstruments unterbrach; eine edle Haltung, eine imposante Ruhe, selbst im Ausdruck des Schmerzes, ging durch das Ganze und sprach mächtig zum Gefühl der Zuhörer. So nur konnte Iphigenia um ihr Vaterland, um die zurückgelassenen Ihrigen getrauert haben. E.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 300.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 16. December 1830.

In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann, und zieht uns an
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen;
Er scheint sich uns zu nahn und bleibt uns fern.

Goethe.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Prevost.

Ein naher Freund Jean Jacques in seinen lezten Lebensjahren war der Professor Prevost in Genf, den wir hier nur anführen, weil wir von ihm einige interessante Bemerkungen über Rousseaus lezte Lebensjahre haben. „Jean Jacques," sagt er, „beschäftigte sich fast nur noch mit Musik und mit Botanik und zulezt nur noch mit lezterer. Im Frühling und Sommer 1777 botanisirte er früh von neun bis zwölf, und nach Tisch wieder bis zum Abend. Kein Pflanzensammler hat die Nettigkeit und Reinlichkeit in Trocknung und Aufbewahrung der Pflanzen auf Papier so weit gebracht. Sein Moussier oder seine Moossammlung war ein kleines Meisterstück von Nettigkeit und Geschmack. Er gestand mir, daß sich sein Geist in der Ordnung und selbst in kleinlicher Sorgfalt gefalle, und daß er sich jezt gern damit beschäftige. Deßhalb behauptete er auch, kein Geschäft passe besser für seinen Geschmack und für seinen Charakter, als das Abschreiben. Indessen schrieb er doch in seinem lezten Lebensjahr keine Musik mehr ab, und auch schon vorher that er es nicht mehr so häufig, da er bemerkt hatte, daß das Musikabschreiben vielen Zudringlichen zum Vorwand diene, zu ihm zu kommen, und daß sie manchmal die Musik im Stich ließen, wo dann seine Arbeit umsonst war. Rousseau sagte: „indem ich Musik abschreibe, ist mir's, als hörte ich ein vollständiges Konzert." Linnée schäzte und liebte er sehr, und oft sagte er von ihm, jedes seiner Worte sey ein Gedanke. Sein Geschmack für's Abschreiben war so groß, daß er nach seiner eigenen Versicherung im Dauphins fast den ganzen Mezerat allein abschrieb. Sein Geist und seine Einbildungskraft waren aber so lebhaft, daß sie oft dieß künstlich gemachte Hinderniß durchbrachen und Rousseau weit ab von seinem Kopiren in Gedanken und Gefühle vertieften, von denen er nur loskommen konnte, wenn er sie niedergeschrieben hatte. Ich weiß, daß er mehrere Manuscripte verbrannt hat. Bei seiner Abreise von London machte er ein großes Feuer aus einer Menge für eine neue Ausgabe des Emil bestimmter Noten. Nie arbeitete er mehr, als in freier Luft. So wie Gedanken einander drängend in ihm aufstiegen, warf er sie ohne Ordnung auf's Papier. In solchen Momenten der Begeisterung arbeitete er schnell; sonst aber war seine Arbeit lang und mühsam, das Bessern und Ausfeilen peinlich und beschwerlich."

St. Lambert.

Es ist dem vertrauenvollen Rousseau wohl begegnet, daß er Männer liebte, schäzte und ehrend von ihnen sprach, die in derselben Zeit, wenn nicht gerade seine Feinde waren, doch sein Wohlwollen mit Undank belohnten, oft ohne daß er es wußte. In dieser Beziehung muß besonders Saint Lambert genannt werden. Von seinem Gedicht über die Jahreszeiten läßt sich nur wenig sagen, allenfalls nur, daß er bei einem mächtigen Mann einen Verhaftsbefehl gegen Clément auszuwirken wußte, weil dieser sein

Gedicht in einer Zeitschrift beurtheilt hatte. Glücklicherweise kam diese lettre de cachet nicht zur Ausführung. Sein Catechisme universel ou les principes des moeurs chez toutes les nations enthält nur ganz gewöhnliche Gedanken über das männliche Geschlecht, außer wenn der Verfasser Jean Jacques ausschreibt, versteht sich, ohne ihn zu nennen. Besser ist, was er über die Weiber sagt. Unbegreiflich scheint seine Erbitterung über Rousseau, dessen Ideen er stets benuzt, aber auch manchmal verdreht. Am Ende seines Buchs steht ein Kapitel über die Undankbarkeit, wo der Verfasser eine gehässige Darstellung von Rousseau macht, der hier unter dem Namen Cléon gemeint ist. Wenn dieß auch mit nichts entschuldigt werden kann, so kann man es doch zusammenreimen. Der erste Grund seines Hasses gegen Jean Jacques lag gewiß in der Eifersucht. St. Lambert war entsetzlich in Madame d'Houdetot verliebt und seine Eifersucht ging über alle Grenzen. Als sie 1798 nach fünfzigjähriger Ehe ihre goldene Hochzeit mit ihrem Mann feierte, war St. Lambert so übler und unerträglicher Laune, daß es allen Gästen auffiel. Damals war aber die Hochzeiterin siebenzig, der Hochzeiter achtzig und der eifersüchtige Liebhaber vierundachtzig Jahr alt. Madame d'Houdetot hatte eine junge Verwandtin bei sich. Wer sollte glauben, daß er auch eifersüchtig auf diese war, da sich seine bejahrte Freundin von ihr helfen, unterstützen und manche kleine Dienste leisten ließ? Wenn St. Lambert im vierundachtzigsten Jahr noch so eifersüchtig war, was muß er 40 Jahr früher gewesen seyn, als Jean Jacques jene Frau mit seiner ganzen Leidenschaft liebte? Welche Wirkung mußten die berühmten Worte der d'Houdetot zu Rousseau hervorbringen: „Kein Mann liebte noch wie Sie, mein Herz könnte jezt nicht zum zweiten Mal lieben — St. Lambert hört uns.“ Ueberdieß war zwischen Jean Jacques und St. Lamberts in Charakter, Ansichten, Meinungen und Lebensweise nicht die geringste Aehnlichkeit. Rousseau floh die Welt, in der er sich nicht zu benehmen, in deren Formen er sich nicht zu schicken wußte. St. Lambert hingegen verstand dieß meisterhaft, und gefiel sich auch sehr in der Pariser Gesellschaft. Er machte immer den Großen, Vornehmen und den Männern den Hof, die in der Literatur hoch standen und Einfluß hatten. Darum kroch er vor Voltaire und sezte ihm laut Corneille und Racine nach. Um Voltaire zu gefallen und ihn zum Freund zu haben, mußte man sich wohl hüten, für Jean Jacques einiges Interesse oder Wohlwollen zu zeigen. Damals mußte ein Schriftsteller einen von beiden zum Freund wählen, denn Voltaire duldete keine Gemeinschaft. St. Lambert war überdieß einer der entschiedensten und schmuzigsten Atheisten des achtzehnten Jahrhunderts. Auch dadurch steht er sehr fern von Rousseau. Sehr bezeichnend sprechen über ihn Madame du Deffand und Horaz Walpole: „Ich werde Ihnen,“ sagt die erstere, „St. Lamberts Jahreszeiten nicht schicken, denn ich kenne nichts langweiligeres, acht Verse über das Alter ausgenommen. An ihm ist Alles kalt, fad und falsch. Er meint voll Ideen zu seyn, und ist doch die Trockenheit selbst. Nähme ihm eins seinen Schilf, seine Bäche, seine Ulmen und ihre Aeste, so hätte er wenig zu sagen.“ Walpole antwortete ihr darauf: „Ach, wie richtig sprechen Sie sich über die „Jahreszeiten“ aus. Das ist ein mattes, trauriges Werk, kein Zusammenhang, keine Folge, keine Imagination. Dafür eine frostige Philosophie ganz an unrechter Stelle; ein Schäfer und eine Schäferin, die alle Augenblicke vorkommen; Anreden und Ausrufungen ohne Ende, bald an den lieben Gott, bald an Bacchus; Sitten und Gebräuche aus keinem Land, mit einem Wort, es ist ein Arkadien aus der Encyklopädie. Man sieht in dem Gedicht Schäfer, die das Diktionär in der Hand haben und das Wort „Donner“ suchen, um zu erfahren, was sie über ihn zu sagen haben. Sie haben acht Verse darin gefunden, die Ihnen gefallen. So glücklich bin ich nicht, denn ich finde nur Einen, nämlich: Fatigué de sentir il paroit insensible. Ich bleibe auf meiner alten Meinung: der schlechte Geschmack, der dem Guten vorausgeht, ist immer vorzüglicher als der, welcher ihm nachfolgt.“ Von dem, was H. Walpole hier sagt, könnte viel auf die poetische Literatur jener Zeit überhaupt angewendet werden.

Dante's Tod.

(Fortsezung.)

Die Jungfrau kniete neben Dantes Sessel nieder und bedeckte die thränenden Augen mit den Händen. Dann sagte sie dumpf: „Du bist mein Vater und mein Herr und ich gehorche Dir, wie es mir Pflicht und Vorschrift gebieten, zürne aber nicht mit mir, wenn ich Dir kein Vertrauen schenken kann, denn Du bist zu streng. Du hast mir nur die Wahl gelassen zwischen Deinem Fluche und dem Kloster. Wie wenig kennst Du ein Weibesherz! seitdem ich in der Welt nichts mehr zu hoffen hatte, blieb mir ja weiter nichts übrig als die Grabeseinsamkeit bei den frommen Schwestern. Zürne mir nicht, wenn ich von Dir rede, wie ich denke.“ — „Ich zürne Dir nicht, mein Kind,“ entgegnete Dante sanft und mild. „So wie Du vor mir, so bin ich oft in dumpfen, starren Klagen ausgebrochen vor dem Vater Aller, wenn die Sehnsucht nach Florenz zu mächtig über mein Herz hereinbrach, und meine Seele sich einsam fühlte im Gewirre der hassenden und drängenden Menge, die da haßt und drängt, sie weiß nicht warum. Aber mein Murren dauerte nicht lange; mich ergriff leise die beseligende Kraft der Liebe, der ich gehorchte. Je größer der Kampf, je drängender das An-

stürmen von außen, desto gewaltiger erstarkte es mir im Innern, und ich fühlte mich bald mächtig genug, mich über mein Leid zu stellen und auf dasselbe hinabzuschauen, als sey es nicht meines, sondern das eines andern. Und dann beruhigte mich das Bewußtseyn, jener Dante, der so leide, verdiene Liebe und Achtung der Menschen; das war mir genug." — „Du bist ein gewaltiger Mann," erwiederte Beatrice, „man muß Dich lieben und Dich fürchten zugleich, und je mehr man Dich lieben lernt, desto mehr muß man Dich fürchten. Du hörst wohl auf das leise, wehmüthige Klopfen des Herzens, aber selbst wenn es blutet und zuckt, opferst Du es dennoch Deinem Willen auf."—„Brauche ich Dir noch auseinander zu setzen, Beatrice, warum ich so für Dich entschied? Du liebst Alessandro Gabrielli, den Sohn des Manues, der Deinen Vater unglücklich machte, des Hauptes der feindlichen Parthei. Er kann nie der Deine werden, denn er gibt seinen Bund nicht um seiner Liebe Willen auf." — „Und würdest Du das gethan haben?" unterbrach ihn Beatrice. „Ich weiß es nicht, denn ich bin nie in dem Falle gewesen," antwortete er; „aber selbst daß er nicht schwankt, nicht einmal sich unschlüssig zeigt, macht mich glauben, daß er Dich nicht wirklich liebt, und daß Du ihm mehr Gefühl für Dich zutraueſt, als er eigentlich besizt. Du kannst nicht mehr glücklich werden, armes Kind, denn ein Glück ohne Ruhe ist kein Glück, und nur ein solches würde selbst im besten Falle Dich erwarten; und da ist doch des Himmels Frieden immer dem Treiben der Erde vorzuziehen." — „Ich verstehe Dich nicht," versetzte die Jungfrau, „aber wenn Du meinst, daß nur dann Glück in der Liebe zu genießen sey, wenn sie durch nichts gestört wird, so irrst Du; Unglück an seiner Seite und mit ihm, für ihn erlebt, wäre schon das höchste Glück für mein liebend Herz, das ohne ihn nirgends eine Freude mehr findet und erwartet." — „Ich kenne die Sprache der Jugend nur zu wohl, mein theures Kind," entgegnete Dante und strich mit leiser Hand die herabfallenden Haare aus der Tochter Stirn. „Es gab eine Zeit," fuhr er fort, „wo ich glaubte, nur Engelzungen dürften zu dem liebenden Herzen reden; aber die Welt trat dazwischen, und ich mußte Manches verlernen, das mir wohl that, und anderes aufnehmen, das mich schmerzte. Jezt kämpfen gar oft Liebe und Haß in meinem Innern, und es wird nur still darin, wenn beide gleich stark einander gegenüber stehen, so wie die Meeresstille entsteht, wenn sich zwei Stürme in der Luft stemmen, bis endlich einer siegt, den andern mit fortreißt, und nun dahin braust, ein fürchterlicher Orkan. Das ist immer der Haß; die Liebe hat zu viel weiche Stellen und gibt zu leicht Blössen." — „So mild und wohlthätig hast Du noch nie mit Deinem Kinde geredet, mein Vater," sagte Beatrice und schlug langsam und vertrauensvoll die Augen auf, die bisher von ihren langen Wimpern, wie von Wolkenschleiern verhüllt, zur Erde gerichtet waren." — „Dein Inneres war verdunkelt und Du erkanntest mich nicht," erwiederte er. „Dieß ist die letzte Stunde, wo Du mir noch untergeben bist, als mein Kind; bald gebe ich Dich schon hier auf Erden dem Vater dort oben zurück, der Dich mir verlieh, und dann habe ich weiter keine Ansprüche an Dich, als die Bitte, daß Du liebend meiner im Gebete gedenkest; darum laß uns Alles enthüllen, Beatrice, was wir vor einander verbargen, Du aus mädchenhafter wie aus jungfräulicher Schaam, ich aus ernster Pflicht. — Ich würde das Deiner Mutter überlassen, aber sie hängt zu sehr an den Gütern dieser Welt, und das Unglück, das große Herzen nur desto fester mit einander verbindet, hat sie um desto mehr von mir entfremder, je mehr Sorge und Noth, Kampf und Entbehrung störend in unser Leben traten." — „Und kann ich Dir das nicht seyn, mein Vater, was Du von ihr vergebens forderst, eine treue Gefährtin, die Deinen Zorn mit Liebe hinnimmt, Dich in Deinen trüben Stunden tröstet, in Deinem Schmerze mit Dir weint, an Deiner Freude sich mit Dir freut?" — „Nein, mein theures Kind, wenn die Geier über das Land streifen, und die Wölfe aus den Klüften kommen, so bringt der besorgte Hirt seine Lieblingstaube eher in Sicherheit, als er an seine gefährdete Heerde denkt. Die Pflicht habe ich gegen Dich zu erfüllen. Es wäre unverantwortlich grausam von mir, wenn ich Dich mit hineinreißen wollte in den Strudel, der mich gepackt hat, aus dem nichts zu retten ist, nicht einmal unser Selbst. Denn wer weiß, wie lange jener unselige Zwiespalt zwischen Guelfen und Ghibellinen, der Italien zerstörend überschwemmt, wie zwei Seen, die von beiden Seiten in das Land dringen, noch dauern wird! Wir Verbannten können nichts thun, als dämmen, aber die Fluth der Zeit reißt unser Werk fort und uns mit ihm. Glücklich wir, wenn wir nur einiges Land ihr abgewinnen, auf welchem einst unsere Enkel im Stande sind, das schützende Werk aufzuführen, das sie vor unserm Schicksale sichern wird."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

(Beschluß.)

Eisübergänge. Sommerlager.

Eine Merkwürdigkeit hatte vergangenen Winter am Neuenburger See statt. Sie wissen, daß er da ganz zufror, was seit 1695 und 1709 nicht geschehen ist. Dabei fiel aber Einiges vor, was Sie wohl nicht wissen. Als am 11. Februar 1695 der See ganz zu war, kamen vom andern Ufer, von

St. Aubin in der damaligen Grafschaft Neuchatel, sechs junge Leute über das Eis nach Stäffis (Estavayer). Sie wurden gastlich empfangen und auf Kosten der Stadt verpflegt; die Nonnen des dasigen Klosters krönten sie mit Blumen und das Ereigniß wurde sorgfältig in den Stadtbüchern bemerkt, denn damals, wo die Geschichte so arm und beschränkt geworden war, hatte so etwas große Bedeutung. Nun erneute sich am 6. Februar, was vor 135 Jahren geschehen. Acht junge Leute von St. Aubin, Kanton Neuchatel, wagten sich über den See, wiewohl er erst 48 Stunden zugefroren war; sie wurden in Stäffis auf gleiche Weise empfangen, verpflegt und von den Nonnen gekrönt. Ihrem Beispiele folgten Mehrere, und am folgenden Tag gingen acht junge Leute, und unter ihnen Mlle. Vaudoz, von Stäffis hinüber nach St. Aubin. Dort wurden sie schon am Hafen freundlich von den Ortsbehörden empfangen und bewillkommt, auch an Lorbeerkränzen aus schönen Händen fehlte es nicht; der Gouverneur von Gorgier krönte Mlle. Vaudoz. Nach einem tüchtigen Mahl kehrten die jungen kühnen Gäste wieder in ihre Heimath zurück, wo sie auch glücklich und wohlbehalten bei den Ihrigen eintrafen. Sie fanden den See vom Hafen le Bast bei St. Aubin bis Stäffis 9500 Fuß breit, und in der Mitte war sein Eis nicht einmal einen Zoll dick; da galt es, leicht aufzutreten und geschwind zu seyn. Einige andere junge Leute waren auch am folgenden Tag nicht so glücklich, denn unter einem brach das dünne Eis, und er verdankt lediglich dem Edelmuth und der Kühnheit eines Tischlergesellen seine Rettung. Dieser wackere junge Deutsche, Namens Wilhelm Klausener aus Kassel, legte sich der Länge nach auf ein dünnes, schon losgebrochenes Eisstück und half so dem Verunglückten aus dem Wasser. Solche Eisübergänge sind auch auf waadländischem Territorium zwischen Onnens und Bronnens gemacht worden.

Ein schönes Sommerfest war das Lager, welches im August zu Bierre am Fuß des Jura gehalten wurde. Hier vereinigten sich die Bataillone von Freiburg, Wallis, Waad, Neuchatel und Genf, um unter dem Commando des Obersten Feltwer, eines tüchtigen und geprüften Soldaten, den Lagerdienst und die größeren Militairmanöver zu machen. Alles ging auch glücklich von Statten und wurde von ziemlich gutem Wetter begünstigt. Freiheit, Freimuth und Brudersinn herrschten so allgemein, daß nicht einmal in den zahlreichen Schenken ein Zwist oder ein Zank vorgefallen ist. Ueberall, wo die Truppen hinkamen, wurden sie freundlich empfangen und gastlich auf Gemeindekosten verpflegt. Die große Ebene von Bierre selbst erinnerte mich bei diesem Lager einigermaßen an die Theresienwiese bei München, auch in geistiger Beziehung. Viele tausend fröhlicher und gepuzter Männer und Frauen aus allen Cantonen und in allen Costümen standen hier die Höhen hinan in mannichfaltigen Gruppen. Zwar fehlte hier ein geliebter König, dafür aber war der Gegenstand des Schauens anziehender und mannichfaltiger, denn gut ausgeführte Infanterie-, Cavallerie- und Artillerie-Manöver sind doch etwas Anderes, als Pferderennen und Viehausstellungen, so ehrenwerth sie auch sonst seyn mögen. Wie vielen Menschen nichts recht zu machen ist, so haben sie auch die Idee dieses Lagers wegen der damit verbundenen Kosten getadelt; ich meine aber ganz ohne Grund. Ich finde es im Gegentheil sehr gut und selbst unerläßlich, daß die Waffenmänner aus den fünf genannten Cantonen zusammenkommen und sich kennen lernen. Bei den Offizieren ist dieß noch nöthiger als bei den Gemeinen. Wie sollen die kleinen Truppenkorps einmal gemeinschaftlich handeln und manövriren, wenn sie nicht gelernt haben, zusammen aufzutreten? Sachkenner aus der Fremde, selbst aus dem Exerzier- und Manövrirland Preußen, haben mehrmals versichert, die Manövers seyen sehr gut combinirt gewesen und eben so gut ausgeführt worden.

London, December.

(Fortsetzung.)

Das neue Ministerium.

Das neue Ministerium ist in seiner Hauptzusammensetzung aristokratisch, obgleich es seine Existenz nur auf den Beifall des Volks oder auf Demokratie gründen kann. Das Haupt desselben, Graf Grey, gehört zwar zu keiner großen Familie, ist aber dennoch stolz auf seinen „Stand," für dessen Erhaltung er sich unlängst zu sterben bereit erklärte. Dabei war er jedoch immer ein erklärter Anhänger der Parlamentsreform, welche das Unterhaus zu einer wirklichen Versammlung von Volksvertretern machen soll, was es bis jezt höchst unvollkommen war. Doch haben sich auch in diesem Punkt seine Ansichten seit 1793 bedeutend geändert; denn damals, wo er als Hr. Grey im Unterhause saß, überreichte er eine selbstverfertigte Bittschrift, welche nicht nur zur Zeit großes Aufsehen erregte, sondern noch jezt die Basis der Forderungen der durchgreifenden Reformatoren bildet. Eine Reform, wie er sie damals begehrte, würde das Unterhaus, und damit die ganze Regierung, den Händen des Pöbels überliefert haben; und da er jezt in seinem 68sten Jahre jenen gefährlichen Chimären entsagt hat, so schelten ihn die Ultra-Liberalen einen abtrünnigen Verräther, während er einer andern Klasse von Ultras für zu liberal gilt. Er ist übrigens ein Mann von vortrefflichem Charakter, vieler Erfahrung und Fähigkeit und einer der besten Redner im Lande. — Die wichtigste Person in der Verwaltung ist jedoch der Großkanzler Brougham, jezt Baron Brougham und Vaux. Dieser Mann, welcher von einer alten, aber nicht reichen englischen Familie abstammt, ist zu Edinburg geboren und erzogen, und begann auch in dieser Stadt seine Laufbahn als Advokat im Jahr 1808. Mit Hülfe der Herrn Jeffrey und Horner wurde er der Stifter des Edinburgh Review, einer Zeitschrift, welche so viel zur Bildung Englands beigetragen hat, und in welcher mehrere der besten Abhandlungen von der Feder des hochbegabten Mannes selbst sind. Nicht lange darauf kam er nach London und widmete sich hier mit vielem Glück dem Advokatenstand. Der erworbene Reichthum sezte ihn nach einigen Jahren in den Stand, sich in Westmoreland anzukaufen, wo er seinem Landsiz den Namen Brougham-Hall beilegte. Seine liberalen politischen Gesinnungen und seine Rechtlichkeit, welche ihm nicht erlaubte, sein Talent der herrschenden Faktion zu leihen, deren Streben es bis auf die neuesten Zeiten war, allem Aufstreben der Völker entgegen zu arbeiten, brachte ihn natürlich in Verbindung mit der Whigpartei, welche, um ihrer Opposition Gewicht zu geben, nothwendig die Sache der Civilisation vertheidigen mußte. Doch vermochte er, bei dem jezigen Zustande des Wahlrechtes, keine unabhängige Stellung im Unterhause zu gewinnen, sondern mußte es sich, wie viele Patrioten vor und mit ihm, gefallen lassen, um nur sein Talent geltend machen und gemeinnüzig werden zu können, als der Schüzling irgend eines Edelmanns darin zu sitzen, dem die Wähler irgend eines Marktfleckens zu Gebote standen, und der Geist genug hatte, sich durch die Ernennung eines solchen Mannes selbst zu ehren.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 301.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. December 1830.

Ein geistig Feuer ist in einer edlen Seele
Die heil'ge Mutterliebe.

Byron.

Cornelia.

1.

Die reichen Schätze breitet
Die Freundin schimmernd hin,
Und jegliches sie deutet
Mit selbstbegnügtem Sinn;
Es ist dem Grund des Steines
Manch Bildniß eingedrückt,
Der Demant klaren Scheines
Aus ernstem Silber blickt.

Rubinen sich entzünden
Und sprühen Funken aus,
Die goldnen Ketten binden
Den weißen Perlenstrauß;
Cornelia, dem Neide
Unüberwindlich, spricht:
„Ich habe solch Geschmeide,
So edle Steine nicht.

Mag dran das Auge weiden,
Wer Seltneres entbehrt!
Mir winken andre Freuden,
Vieltausend Perlen werth!
Sie stammen nicht aus Erzen,
Nicht aus des Meeres Schooß;
Sie wachsen mir am Herzen,
In Mutterarmen, groß!

Nie wird mein Blick ermatten,
Der auf den Kindern weilt!
Sie sind das Bild des Gatten,
Der frühe mir enteilt.
Aus ihren Seelen leuchtet
Die Zukunft ewig jung,
Und mild und gleich befeuchtet
Mein Aug' Erinnerung.

Dir wird die Lust veralten,
Wird nicht der Schmuck erneut;
Doch kann mein Herz erkalten,
Das sich der Kinder freut?
O fühle, wie mein Sorgen,
Mein Mühen wird versüßt,
Wenn freundlich jeder Morgen
Aus ihrem Mund mich grüßt.

Weißt du, ob keine Klage
Auf diesen Steinen ruht?
Ob sie mit Schmach und Plage,
Ob sie bezahlt mit Blut?
Ob nicht ein Ueberwinder
Von Todten sie gewann?
Doch meine schönen Kinder,
Wer blickt sie feindlich an?

Wenn Feinde Rom verhöhnen
Und hemmen unsre Bahn,
Tret' ich mit meinen Söhnen

Den tapfern Feldherrn an:
„Nimm hin die liebste Gabe!
Des Vaterlandes Heil
Ist ihre einz'ge Habe;
Ihr Ruhm — das ist mein Theil!“

Wohl werd' ich einst erkennen,
Wie weh Entsagen thut;
Nicht mein darf ich euch nennen,
Nur ein vertrautes Gut.
Doch werd' ich mich entwöhnen,
Wenn Rom einst frei euch spricht,
Wenn es als seinen Söhnen
Den Lorbeerkranz Euch flicht!“

In ihrem Auge hängen
Die Thränen stolzer Lust;
Die ernsten Kinder drängen
Sich an der Mutter Brust;
Sie wähnen sie im Leide,
Und forschen, was sie kränkt,
Und ahnen nicht, daß Freude
So süße Wehmuth schenkt.

2.

Im schattenreichen Garten
Dem greisen Alter nah,
Schau dort, gedrückt vom harten
Geschick, Cornelia!
Doch wanken nicht die Schritte
Der edlen Römerin,
Und in des Gartens Mitte
Tritt sie ans Grabmal hin.

Es bleicht von tiefen Kämpfen
Ihr ernstes Angesicht;
Die Wehmuth will sie dämpfen,
Die fast ihr Herz zerbricht;
Wohl hat sie's schwer getroffen
Und plötzlich, wie ein Traum;
Begraben ist ihr Hoffen
In Einer Urne Raum.

Sie sinnt, wie sie's ertrage
In Sanftmuth, ohne Groll,
Daß sie am späten Tage
So einsam gehen soll;
Zuletzt zur Ruhe wieget
Sie ihren lauten Schmerz,
Und allen Haß besieget
Ihr königliches Herz.

Am Grabmal kniet sie nieder:
„Ihr Götter seyd gelobt,
Daß ihr zum Leben wieder
Den müden Geist erhobt!
Zwar habt ihr Weh' und Schmerzen
Der Mutter nicht erspart;
Doch hab' ich mir im Herzen
Den alten Sinn bewahrt.

Beweint hab' ich der Kinder
Beweinenswerthes Loos!
Jezt fließt die Thräne linder
Herab in's bleiche Moos;
So wie ich euch geliebet —
Ich wünsch' euch nicht zurück!
Ich gönn' euch ungetrübet
Des lautern Ruhmes Glück.

Daß ihr so früh gestorben,
Entglüht für Recht und Pflicht,
Das habt ihr euch erworben
Durch meinen Unterricht!
Durft' ich mich selber schänden
Und hemmen eure That?
Ihr mußtet es vollenden!
Ich kenne meine Saat.

Ich schau' von schwerem Streiche
Noch nicht den Baum entlaubt;
Der Ehre nur die Leiche
Nicht euch des Ruhms beraubt!
Wenn jezt euch hassend richtet
Das blinde Vaterland,
Zur fernen Nachwelt flüchtet,
Den Lorbeer in der Hand!

Was bleibt der Sohnentblößten,
Der Einsamen im Haus?
Ich schaue, mich zu trösten,
In ferne Zeit hinaus;
Ja, eurer Tugend Kunde
Glänzt in der Jahre Lauf;
Erst in der Völker Munde
Geht Euer Leben auf!

Einst nannt' ich ohne Scheue
Mich unermeßlich reich;
Noch fühl' ich keine Reue,
Obwohl mein Antlitz bleich,
Obwohl mir von den Lieben,
Durch des Geschickes Raub,
Erinn'rung nur geblieben,
Nur dieser Urne Staub.

Ein Spiegel will der Lüge,
Dem Haß ein Damm ich seyn;
Ich wasch' der Kinder Züge
Von Staub' und Blute rein;

Ihr meßt — bald naht die Stunde —
Zurück den Todesfluß,
Und von der Mutter Munde
Empfangt den Weihekuß!

Ich habe sonst den Kindern
Bereitet sichre Bahn;
Jezt muß den Fluch ich hindern,
Dem theuren Grab zu nah'n!
Hab' ich auch dieß gerettet,
Dann nimm mich auf o Nacht!
Dann ist mein Geist entkettet
Und mein Beruf vollbracht."

Gustav Pfizer.

Dante's Tod.

(Fortsetzung.)

Beatrice seufzte tief. „Ich verliere mich wieder in alten Träumen," fuhr Dante fort, „und soll in dieser Stunde doch nur einzig an Dich denken, mein Kind. Der unselige Zwist wird so bald nicht erlöschen, und darum kannst Du nie Alessandro's werden. Wie willst Du eingehen in seiner Eltern Haus, in der Seinigen Kreis, Du Güterlose, Tochter des Geächteten, die Du mit gleichen Ansprüchen auf Ehre und Reichthum, wie jene, begabt bist, Du aus eben so edlem Stamme Geborene, aber in den Deinen Geschändete? Welche Liebe willst Du aufgeben, wenn Dein Gatte hinauszieht in den Kampf, um sich mit mörderischem Schwerdte Deinem Vater entgegen zu stellen, wo beide mit einander kämpfen müssen auf Leben und Tod, weil beide für dasselbe Vaterland kämpfen? Wie wirst Du, Tochter des einen Partheihauptes, ertragen die Flüche des andern, den Du auch als Vater ehren mußt, wenn er sie schleudert auf die Häupter Deiner Blutsverwandten? Welche Parthei auch siegen möge, Du wirst unterliegen; nur der Untergang der Einen hebt die Andern; an Vertrag ist nicht zu denken; jeder Vertrag ist nur eine Frist, die sich der Tod ausmacht, um seine Kräfte zu sammeln für das große Werk, das seiner im bald entspringenden neuen Hader harrt." — „Genug, mein Vater," unterbrach ihn Beatrice schaudernd, „ich entsage. Gebe Gott mir seine Ruhe und seinen Frieden." — „Er wird Dir ihn geben, meine Taube, wie er mir ihn gegeben hat. Wie thut es mir so wohl, jezt mit Dir zu reden, wie ich noch nie zu Dir geredet habe. Laß mich, damit Du ein liebevolles Bild von Deinem Vater mit in Deine Einsamkeit nehmest, die schönste, aber schmerzvollste Zeit meines Daseyns, die Zeit meiner Liebe zu jener himmlischen Beatrice, nach der Du heißest, mit Dir durchleben." — „O mein Vater, warum den Schmerz erneuen? Die Trauer um ein Wesen, das uns unwiederbringlich entrissen ward, gestattet nie, daß die Wunde des Herzens heile, die der Verlust uns schlug." — „Wehre nie dem Schmerz um Geschiedene, mein Kind; er führt heilenden Balsam mit sich; er zeigt Dir jene, die Du verloren hast, im verklärenden Lichte der Erinnerung, und indem er sie gleich Heiligen vor Deiner Seele einherwandeln läßt, macht er Dich fromm und hebt Dich über die Erde, denn er bringt Dich ihnen nahe. Wenn auch die Welt Alles raubt, die Erinnerung an das Edle kann sie Dir nicht rauben, und mit ihr vermagst Du immer der Zeit zu gebieten; Du kannst die Vergangenheit heraufrufen, wenn Dich die Gegenwart drückt, und stärkst Dich dadurch für die Zukunft." — „Welch ein edler, milder Mann bist Du," sagte Beatrice, „und jezt, da ich Dich erkenne, muß ich Dich entbehren!" Bei diesen Worten fiel sie ihm weinend um den Hals.

Er erwiederte ihre Liebkosungen zärtlich; dann hob er nach einer Pause wieder an: „Du wirst mich nicht vermissen, denn Du bist des Herrn, und der hat Trost für uns Alle. Aber laß mich beginnen, denn die Stunde drängt. Setze Dich zu mir und höre mir zu."

Sie that es und lehnte ihr Haupt an seine Schulter. Er nahm ihre Hände zwischen die seinen und begann: „Ich war neun Jahre alt, ein ernster Knabe, und in mir lebte ein höheres Sehnen, aber ich wußte selbst nicht, wornach. Da stand ich an einem Festtage mit meinen Gespielen vor dem Thor, und festlich gekleidete Mädchen zogen an uns vorüber. Meine Gefährten winkten und grüßten, sie mochten die Mädchen kennen oder nicht; ich schaute nicht hin, denn mir ging Anderes durch den Kopf. Plötzlich aber war mir's, als sagte mir eine Stimme von oben: blicke hin, und als ich es unwillkührlich that, gewahrte ich sie, die ich von da an immer vor mir sehe. Wie ein himmlischer Engel des Friedens prägte sich ihr Bild meiner Seele ein. Mich durchwallte eine ungekannte Lust, ich fühlte dunkel, daß ich mich selbst veredeln müsse, um ihr würdig näher zu kommen, und meine Lehrer waren bald in Erstaunen gesezt durch meinen unermüdlichen Fleiß. Wurde ich gelobt, so hörte ich nicht die Stimme Brunetto Latinis, nein, ihre Stimme war es, die das Lob aussprach; wurde mir Gutes mitgetheilt, so war mir stets, als sagte oder gäbe sie es; so schwebte immer ihr Bild vor meiner Seele. Ich sah sie öfter, und immer mehr beseligte mich ihr Anblick; es war mir, als könnte ich keine neue Vollkommenheit an ihr entdecken, und doch strahlte ihr Bild immer wieder in höherm Farbenglanze, wenn ich sie von Neuem gesehen. So waren neun Jahre vergangen; ich wähnte mein Herz längst gereift an der segenstrahlenden Sonne ihrer Lieblichkeit, aber ich hatte mich geirrt. Als sie mir eines Tages früh um neun Uhr wieder begegnete, war sie in Gesellschaft zweier anderer Frauen; sie gemahnte mich wie das Licht, das einherwandelt, begleitet von der Dämmerung. Mein Herz klopfte so heftig, daß es mich zwang, still zu

stehen; ich vermochte nichts weiter, als mich tief zu verneigen. Da sah sie mich holdselig an und grüßte mich mit lieblichen Worten im Vorübergehen, und es überstrahlte mich wie Heiligenschein. Mir ward zu Sinne, als erschienen mir nur die äußersten Grenzen der Glückseligkeit. Ein neues Leben ging in mir auf. Ich schwankte trunken nach meinem einsamen Gemache und sah und hörte nur sie.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Anfangs December.

Vorträge über das Klima von Deutschland.

Hr. Eläpius von Köthen hat die in meinem lezten Berichte erwähnten Vorträge gegen Mitte vorigen Monats im physikalischen Vereine angefangen. Diese Vorträge umfassen, wie aus der Darlegung des Plans erhellt, das Klima von Deutschland, sowohl im Ganzen und im Vergleich mit benachbarten Ländern, als auch mit besonderer Rücksicht auf die einzelnen deutschen Landestheile. Im Eingange berührte der Redner in Kürze die zwei verschiedenen Hauptbedeutungen des Wortes Klima. Nachdem er gezeigt, was man unter mathematischen Klimaten verstehe, bemerkte er, daß, nach der neuesten Eintheilung derselben — 36 Klimate auf beiden Seiten des Aequators — das südliche Deutschland zum Theil noch unter dem 7., im übrigen unter dem 8., das mittlere Deutschland unter dem 9., und das nördliche Deutschland unter dem 10., zum Theil aber auch schon unter dem 11. Klima liege. Inzwischen, fügte Hr. E. hinzu, würde man sehr irren, wollte man annehmen, daß die Witterung und die Vegetation allein von dem höhern oder tiefern Stande der Sonne abhängen. Viele andere Umstände wirken zu der Hervorbringung jener Erscheinungen mit, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man nur einen Blick auf Nordamerika wirft, welches unter den nämlichen Breitegraden viel kälter als Europa ist. Um daher die Bewohnbarkeit und die Produktionsfähigkeit irgend eines Landes zu beurtheilen, genügt bei weitem die Kenntniß seines mathematischen Klimas nicht, sondern es ist nothwendig, auch die Beschaffenheit seines physikalischen Klimas zu erforschen. Lezteres nun bildet den eigentlichen Gegenstand dieser Vorträge; es wird dasselbe aber in einem dreifachen Sinne verstanden: nämlich im weitern Sinne, wo es die natürliche Beschaffenheit eines Landes oder Ortes bezeichnet, insofern diese durch Boden und Witterung bestimmt werden, sodann in engerer Bedeutung, wo es blos die durch die Witterung bestimmte Eigenthümlichkeit eines Landes oder Ortes bezeichnet, und endlich im engsten Sinne, wo darunter die daselbst herrschende Temperatur verstanden wird. Hinsichtlich der Kenntniß des Klimas in den beiden lezten Bedeutungen herrschen noch jezt, bemerkt Hr. E., bedeutende Irrthümer. Früher habe man dabei sogar nur die Entfernung eines Ortes vom Aequator und seine Höhe über der Meeresfläche berücksichtigt. Später sey allerdings mehr die hier allein entscheidende Erfahrung zu Grunde gelegt worden, und in dieser Beziehung habe sich vornämlich die von dem Kurfürsten Karl Theodor zu Mannheim im lezten Viertel des vorigen Jahrhunderts gegründete Gesellschaft rühmlich ausgezeichnet. Nichtsdestoweniger aber erscheinen die Beobachtungen jener ältern Zeit schon um deswillen mehr oder weniger unsicher, weil die Instrumente damals noch nicht genug vervollkommnet waren.

(Die Fortsezung folgt.)

London, December.

(Beschluß.)

Brougham.

Die liberalen Gesinnungen Broughams, seine ausgebreiteten Kenntnisse, und vor allem seine Beredtsamkeit, die mit jedem Jahre an Tiefe, wie an Stärke zuzunehmen schien, zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Eine freisinnige Politik gegen das Ausland, im Handel sowohl, als in der Diplomatie, Verbesserung des Wahlsystems, Abschaffung der Sklaverei, Vereinfachung der Rechtspflege waren die Hauptgegenstände seines Strebens. Auch den Finanzen widmete er oft seine Aufmerksamkeit, obgleich er es Männern wie Hume überließ, in einzelne Ersparnisse einzugehen; aber er zeigte oft mit siegender Beredtsamkeit, wie nothwendig eine erleuchtete Sparsamkeit im Staatshaushalte sey, und wie weit fruchtbarer der Reichthum des Landes in den Händen der Bürger, als in den Goldtressen der Staatslivreen wuchere. Vor drei Jahren trug er auf Ernennung einer Kommission zur Untersuchung der Rechtspflege in England an; seine Rede, worin er die vielen Gebrechen derselben auseinandersezte und seine Plane zu deren Verbesserung entwickelte, dauerte sieben Stunden lang. Sie war durchaus aus dem Stegreif gehalten, und er wußte dem an sich trockenen Gegenstand so viel Interesse zu geben, daß die ganze Nacht durch weder ein Mitglied, noch ein Zuschauer daran dachte, seinen Platz zu verlassen, und man die ganze Zeit über eine Nadel hätte können fallen hören. Die Kommission ward ernannt, und trotz allem Widerspruch einzelner, aber einflußreicher Personen ist bereits manches von seinen Vorschlägen ausgeführt. Indessen war er den Ministern als Gegner noch furchtbarer durch seinen feinen, aber vernichtenden Spott, als durch seine Beredtsamkeit, und nur der selige Canning war ihm darin gewachsen. Dabei kam ihm auch noch seine hohe Rechtlichkeit im öffentlichen, wie im Privatleben zu statten und gab seiner Opposition Gewicht. Im Prozesse der Königin spielte er als der erste Vertheidiger dieser unglücklichen Frau eine Hauptrolle, und trug sowohl durch sein überlegenes Talent im Zeugenverhör, als durch die Furchtlosigkeit und Furchtbarkeit seiner Philippika hauptsächlich dazu bei, daß die Regierung Georgs IV. sich nicht mit der Verurtheilung dieser Unglücklichen befleckt hat. Er zog sich aber, nebst seinem Gehülfen Thomas Denman, dadurch so sehr den Unwillen des Monarchen zu, daß, so lange er lebte, ihnen alle Hoffnung abgeschnitten war, ein Amt zu erhalten. Unbekümmert darum, blieb er vor wie nach der unbestechliche Gegner aller Torvministerien. Trotz seinen vielen Beschäftigungen als Advokat und Parlamentsmitglied fand er doch noch Muße, seinen Wirkungskreis zu erweitern; denn, von wem auch die ersten Ideen dazu herrühren mögen, so war es doch er, der „die Gesellschaft zur Verbreitung nüzlicher Kenntnisse“ und die Londoner Universität gestiftet hat. Er schrieb auch die schöne und lehrreiche Abhandlung „über den Nuzen und das Vergnügen, welche die Wissenschaften gewähren,“ womit jene Gesellschaft ihre nüzlichen Arbeiten eröffnete. Bei der lezten Parlamentswahl ist er von der einen Hälfte der Grafschaft York aus freiem Antrieb und ohne Kosten zu ihrem Vertreter gewählt worden, und der König hat sich dadurch geehrt, daß er ihn zu der höchsten Richterstelle im Lande und zu einem Rang erhoben hat, der es ihm hoffentlich möglich machen wird, die meisten seiner Plane, die mancher hochweise Herr sonst als utopische Träume zu belachen pflegte, zum Wohl seines Vaterlandes ins Leben zu rufen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 302.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. December 1830.

Das Glück der Erde miss' ich gerne,
Und blick', ein Märtyrer, hinan,
Denn über mir, in goldner Ferne,
Hat sich der Himmel aufgethan.

Uhland.

Dante's Tod.

(Fortsetzung.)

„Von dieser Stunde an, fuhr Dante fort, vermochte ich Beatrice zu feiern, aber das Höchste war noch nicht in mir aufgegangen, denn ich hatte den tiefsten Schmerz der Seele noch nicht erlebt. Wie glücklich war ich in meiner Liebe! Sie bemächtigte sich so meines ganzen Wesens, daß ich sie nicht zu verbergen vermochte; wie in Flammenbächen strömte ich sie in Gesängen aus, und ganz Florenz erfuhr es, daß ich liebte, und liebte mich selbst um meiner Liebe willen. Jezt aber galt es, die Geliebte zu verhüllen vor den Augen der Menge; das schaffte nun neue Freuden, denn die Klugheit gesellte sich zum Gefühl. Wie glücklich war ich damals, und wie mild gesinnt! Wenn Beatrice mir irgendwo erschien, so wußte ich von keinem Feinde mehr. Ja mich überkam eine solche Gluth der Versöhnung, daß ich Jedem verzieh, der mich je gekränkt.

Aber sie war zu gut für die Erde; den Engel forderten die Engel wieder zu sich; sie konnten sie nicht länger entbehren. Die gütige Gottheit sandte mir eine heftige Krankheit; in dieser lebte ich Beatricens Tod und mit ihm alle Qualen durch. So wie ich das unnennbare Leiden überwunden, war auch mein Herz genesen; sie war todt, aber ich litt keine Schmerzen mehr; die Erde hatte mir nichts rauben können, ich hatte einen Engel geliebt, und diese Liebe dauerte ewig fort, hier und jenseits. Welche Qualen ich auch erduldet habe, und vielleicht noch erdulden muß, sie sind nichts gegen die Freude, die in meinem Innern fortlebt und immer neue Blüthen treibt, wie ein ewig grünender Baum, über den kein Winter hereinbricht. Beatricen zu verherrlichen, ist das Ziel meiner Seele, und wenn ich einst nicht mehr bin, werden noch Tausende in ihr die himmlische Liebe verehren."

Er schwieg, vom Feuer der Erinnerung durchglüht und verschönt. Seine Augen strahlten wie funkelnde Sterne, deren Licht durch den wolkenumsäumten Himmel sich Bahn bricht. Beatrice schaute ihm mit andächtigem, fast anbetendem Blicke in das Antlitz, dann fiel sie ihm um den Hals und weinte sanft. So verharrten sie lange im Schweigen.

Endlich brach Dante die Stille und sagte: „Der Abend hat sich herabgesenkt; die Aebtissin wartet Deiner."

Schweigend erhob sich Beatrice und folgte ihm. Er geleitete sie an die Pforte des Klosters, legte segnend seine Hand auf ihr Haupt, küßte sie auf die Stirn und übergab sie der Pförtnerin, die ihnen entgegentrat. Dann wandte er sich um und schritt im Dunkel zurück.

*

Am Hofe des Herrn von Verona, Caugrande della Scala, des tapfersten und gebildetsten Fürsten jener Tage, befand sich Dante bald nachher, fast noch ernster und trüber gestimmt, als bei dem Abschiede in der Grotte von Tolmino. Sein Wesen paßte nicht mehr zu den fröhlichen Festen, die er sonst durch seine Gegenwart und seinen Antheil belebt und beseelt hatte; der Kummer der lezten

Jahre hatte, so sehr seine Seele dagegen auch zu kämpfen strebte, doch allmählig seinen Muth geschwächt und fast besiegt, und das Einzige, was seinem Geiste Schnellkraft gab, sein großes Gedicht, war vollendet. Sein Herz hoffte nichts mehr von der kommenden Zeit, aber die Kräfte seines Verstandes strebten noch immer rastlos weiter, in der Nähe wie in der Ferne; denn wirken, wirken mußten sie, es war ihnen Bedürfniß, wie dem Vogel der Flug, dem Fische die Fluth.

Cangrande empfing den Dichter eben so gütig wie früher, denn dieser Fürst ehrte das Große; aber sein lebhafter, jugendlicher Sinn fand nicht mehr in Dante, was er vormals an ihm bewundert hatte, und so wurden ihre Gemüther nicht eben von einander angezogen. Mit Jugendmuth einte der Herr von Verona auch jugendliche Heiterkeit, und seine Liebe für die höheren Gaben des Menschengeistes ließ ihn die Lust an den bunten Spielen des Lebens nicht verachten. Seiner vielseitigen Regsamkeit mußte daher Dante's Einseitigkeit, die durch den starren Schmerz des großen Dichters eine dunkle Färbung bekommen hatte, welche die Bitterkeit und Gereiztheit in dessen Wesen noch verstärkte, störend entgegen treten, ja sogar unangenehm auf ihn einwirken, und daher kam es, daß Dante sich bald von Cangrande zurückgesezt wähnte, obgleich dieser keine Gelegenheit, ihm seine Achtung und Verehrung zu beweisen, ungenuzt vorüber ließ.

So hatte er ihn denn auch eines Tages zu seinem Mahle gezogen, an welchem noch der Dichter Guido Castelli und der übermüthige Pietro da Tosone, Can's Jugendfreund, und von diesem daher wohl gelitten, nebst einigen andern Edeln Theil nahmen. Die Rede wandte sich auf Dante's Gedicht, und als Can einiges daraus zu hören wünschte, und besonders Guido seine Theilnahme äußerte, sprach der Dichter sogleich den Anfang des dreißigsten Gesangs des Fegfeuers mit gewichtigem Ernst und mit seltener Kraft und Anmuth. Er war zu der Stelle gekommen:

Gleich einem Admiral, der überall
Auf seinem Schiff erscheint, das Volk zu sehn,
Das auf dem hohen Fahrzeug dient, und ihm
Muth macht zu gutem Thun, gewahrt' ich sie
Jezt auf des Wagens linker Seite stehn,
Als ich bei meines Namens Klang mich wandte,
Den die Nothwendigkeit hier jezt verzeichnet.
Die früher mir erschienen war, die Hehre,
Verschleiert war sie bei der Engel Fest,
Und blickte scharf nach mir vom andern Ufer.
Der Schleier, der von ihrem Haupte wallte,
Umgeben von Minerva's Zweigen, ließ
Ihr Angesicht nicht sehn. Doch königlich
In ihrem Wesen, zürnend fuhr sie fort,
Gleich einem Redenden, der spricht, allein
Die heftigsten der Worte noch zurückhält;
„Sieh mich wohl an, ich bin's, bin Beatrice!“

Da hielt er plözlich zürnend inne, denn während des Recitirens hatte er bemerkt, wie Pietro da Tosone bereits seit längerer Zeit Zeichen der Unruhe und Ungeduld von sich gegeben, und endlich gar mit einem hinter ihm stehenden Diener, erst flüsternd, dann immer lauter ein Gespräch angeknüpft hatte. Der Unwille darüber rief eine tiefe Röthe auf seinem Antlitz hervor, und schon war er nahe daran, in zürnende Worte auszubrechen, als Guido Castelli sich zu ihm wandte und lebhaft ausrief: „Weiß Gott, Messer Dante, wenn man Euch hört, so sollte man sich schämen, je einen Vers gemacht, oder einen Reim gefunden zu haben. Euch erreicht man nicht, und Ihr werdet mit Eurem großen Gedicht allein und einzig dastehen, so lange noch in unsrer Volgare wird gesungen und geredet werden. Das heißt, Herr der Dichtkunst seyn; wie muß sich Euch die Sprache fügen; kein Gedanke, kein Gefühl tritt verhüllt auf, Alles steht klar und wahr da; es sieht so leicht aus, daß man sich wundert, nicht schon längst Aehnliches gemacht zu haben, und meint, es könne Einem gar nicht fehlen. Geht man aber dran, so hapert und stockt es, und man kommt nicht vom Fleck, wenigstens hat man, ist man fertig, doch nicht gesagt, was man eigentlich hat sagen wollen und was Einem vor der Seele schwebte. Es ist eine solche Lust, Euch zuzuhören; ich bin gar nicht mehr Guido Castelli, ich bin ganz Geist, wenn ich Euch Stellen aus Eurem erhabenen Gedichte vortragen höre. Ich gebe dann ganz genau acht, und denke mit Euch weiter, bilde mir ein, das muß er nun so wenden, nun kann das Gleichniß kommen, oder jener Reim, aber ich treff' es unter hunderten kaum ein Mal, denn immer überrascht mich etwas Neues und Besseres. Worin liegt das?“ — „Ganz einfach darin, daß Ihr nicht Ich seyd,“ antwortete Dante gutmüthig. „Ich dächte, Messer Guido sey als Dichter auch nicht zu verachten,“ fiel hier Pietro ein. „Gewiß nicht,“ antwortete Dante. „Er macht eigentlich angenehmere Sachen als Ihr,“ fuhr jener fort. „Das mag seyn, jeder in seinem Kreise,“ entgegnete der Sänger Beatricens ruhig. „Mitunter versteht Ihr Euch wohl selber nicht?“ fragte Pietro wieder. Dante schwieg und gab ihm keine Antwort.

(Die Fortsezung folgt.)

Bilder aus Rußland.

Heizung und Bäder.

Das wichtigste Stück in der häuslichen Einrichtung des Russen ist der Ofen, und dieser ist auch im Allgemeinen so gut und zweckmäßig eingerichtet, daß wir Deutsche noch Manches daran zu lernen haben möchten. Ihr großer Lehrmeister war die Noth, das rauhe Klima, duris urgens in rebus egestas, und es würde uns nicht übel stehen, die

Sache näher kennen zu lernen und auch bei uns einzuführen. Denn obgleich unser Klima nicht so streng ist, so ist dafür das Holz so theuer, daß Ersparung von dieser Seite jedem braven Hauswirthe nicht anders als willkommen seyn kann.

Die schlechtesten Oefen habe ich in Italien gefunden, ohne Zweifel, weil dort die Menschen nicht nachdrücklich von der Natur angewiesen werden, über diesen Gegenstand nachzudenken. Allmählig werden, besonders in dem nördlichen Italien, die Oefen des benachbarten Deutschlands eingeführt, und die Italiener betrachten uns darin mit Recht als ihre Lehrmeister, weil wir, unter einer härteren Zucht der Natur stehend, uns auch besser zu schützen gewußt haben und nun in unsern kältesten Wintertagen recht behaglich in der warmen Stube sitzen, während sie in ihrem viel mildern Winter vor Kälte erstarren und nicht wissen, wohin sie sich aus ihren kalten, mit Steinen gepflasterten, mit elenden, einfachen Fenstern und mit noch elenderen italienischen Kaminen versehenen Marmorsälen flüchten sollen, um dem peinigenden Froste zu entgehen. Aber auch wir sind noch zum Theil verzärtelte Kinder der Natur und daher noch lange nicht so weit gekommen, als die viel strenger gehaltenen Russen, von denen wir eben so viel, als die Italiener von uns, zu lernen haben. Zwar haben wir nur erst in den lezten Zeiten gar manche gelehrte Abhandlung über diesen, in der Oekonomie so hochwichtigen, Gegenstand erhalten; aber aller dieser Vorschläge und Projekte ungeachtet, fürchte ich, würden wir uns schlecht befinden, wenn wir plözlich mit unsern gemeinen oder Kunstöfen nach Tobolsk oder Archangel versezt werden sollten, wo man diese Sache schon seit Jahrhunderten besser versteht und zweckmäßiger treibt, als es unsere schulgerechten Spekulanten auf ihren Studierzimmern zu betreiben im Stande seyn möchten.

Die russischen Oefen sind erstens sehr solid, da sie nicht sowohl aus sogenannten Kacheln, sondern aus Ziegeln bestehen, die oft über zwei Zoll Dicke haben. Dieß ist, wie mir scheint, nicht eben das Nachahmungswerthe, obschon es den Vortheil hat, daß der einmal durchgewärmte Ofen auch viel länger warm bleibt, wie denn auch in Rußland, selbst während der allerstrengsten Kälte, nie mehr als einmal in vier-und-zwanzig Stunden geheizt wird, und die größte Hitze meistens erst fünf und mehr Stunden nach der Heitzung eintritt. Allein diese dicken Oefen können nur da gebraucht werden, wo das Holz, wie in Rußland wenigstens jezt noch, im Ueberflusse ist und einen sehr geringen Werth hat. Sie sind also bei uns, wo diese Verhältnisse nicht statthaben, nicht anwendbar. Daß man übrigens in Rußland im Tage nur einmal heizt, kommt vorzüglich daher, daß alle russischen Oefen von innen, von der Stube, nicht z. B. von der benachbarten Küche aus, geheizt werden, und daß daher an sehr kalten Tagen, vom ersten Oeffnen des Ofens bis zur hellen Flamme des entzündeten Holzes, durch die Oeffnung des Ofens so viel Kälte in das Zimmer tritt, daß es die erste Zeit nach dem Einheizen fast unbewohnbar wird. Sie ziehen es daher mit Recht vor, nur einmal, aber dafür desto ausgiebiger, zu heizen.

Das, was mir an diesen Oefen nachahmungswerth scheint, ist ihr Bau und vorzüglich ihre Verbindung mit dem Schornsteine. Bei uns nämlich steht der Schornstein Tag und Nacht offen, und der eigentliche Herd des Ofens, die Flamme sowohl, als die Kohlen, sind dem unmittelbaren Zutritt der äußern, kalten Luft völlig ausgesezt, und es ist klar, daß dadurch bei weitem der größte Theil der durch das Feuer erzeugten Wärme durch den immer offenen Schornstein der so stark leitenden Atmosphäre zuströmt und für die Erwärmung des Zimmers, für welche sie doch allein bestimmt ist, gänzlich verloren geht. Dies ist aber in Rußland nicht der Fall. Die Oefen dieses Landes sind so gebaut, daß der unterste Theil des Schornsteins mit dem obersten des Ofens in unmittelbarer Verbindung steht, und daß daher dieser Theil des Schornsteins noch in dem Zimmer selbst liegt, wo er als eine gemauerte Röhre von einem halben oder auch einem ganzen Fuß im innern Durchmesser sichtbar ist. Diese Röhre kann durch eine Klappe von Eisen, die sich mit einem Drucke des Fingers drehen läßt, luftdicht verschlossen werden, was denn auch immer geschieht, sobald die Flamme des brennenden Holzes verschwunden ist und die noch glimmenden Kohlen bereits mit einem Häutchen von Asche überzogen sind. Von dem Augenblick an, wo der Schornstein geschlossen wird, steigt die Wärme im Zimmer sehr schnell, da man im Gegentheile vorher nur sehr geringe Veränderungen an dem Thermometer bemerkt, selbst wenn eine große Menge Holzes in hellen Flammen steht. Allein außer dieser Klappe des Schornsteins gibt es noch zwei andere, die eine im Vorhause, unmittelbar neben dem Zimmer, und die andere unter dem Dache der gewöhnlich nur ein Stockwerk hohen Häuser. Beide sind irdene oder eiserne schwere Teller, die in einen cylindrischen Ring von Eisen gelegt werden, welcher Ring in den höhern Theilen des Schornsteins eingemauert ist. Wie die Kälte mit dem Fortgange des Winters steigt, werden von diesen drei Klappen immer mehrere zugemacht und wenn, wie ich aus Erfahrung weiß, bei sehr strenger Kälte von — 25 bis — 30 Gr. Reaumür die höchste und beste Klappe einmal zufällig vergessen wird, so weiß man sich in der darauf folgenden Nacht der Kälte kaum zu erwehren.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Anfangs December.

(Fortsetzung.)

Vorträge über das Klima von Deutschland.

Selbst die Beobachtungen der neuesten Zeit, fährt Hr. Clápius fort, ließen seither noch manches zu wünschen übrig; vor allem die Wahl zweckmäßiger Beobachtungsörter im Freien, außerhalb oder doch am Ende menschlicher Wohnorte, da besonders das Thermometer innerhalb derselben von seinem, hier so zu nennenden, wahren Stande oft sehr abweicht und nicht selten um 1 bis 2 Grad R. zu hoch steht. Ferner fehlt man auch häufig in der Wahl zweckmäßiger Beobachtungsstunden. Endlich aber berücksichtigt man nicht immer hinlänglich die Wichtigkeit der Berechnung des mittlern Thermometerstandes, wenn schon dieser allein die mittlere Temperatur für einen längern oder kürzern Zeitabschnitt genau angibt. Zwar läßt sich diese arithmetische Abstraktion auch auf theoretischem Wege, z. B. mit Hülfe des Quadrats des Cosinus der Breite, finden; gleichwohl ist ein auf diese Weise gewonnenes Resultat, wie die Erfahrung deutlich zeigt, im Ganzen sehr unsicher. — Hr. C. wirft hiernächst einen flüchtigen Blick auf die mathematisch- und physikalisch-geographische Lage Deutschlands. Er macht darauf aufmerksam, daß dieses Land eine nördliche Abdachung von den Alpen an habe, die nur durch kleinere Gebirgszüge, besonders im Süden, etwas unterbrochen werde, wogegen es vom 51. bis 52. Breitegrade an bis zum Meere fast ganz eben sey. Aus dieser Lokalität aber lasse es sich erklären, weshalb in Deutschland diesseits der Alpen das Klima in engerer Bedeutung, bei ungefähr gleich hoher Lage, im Ganzen wenig verschieden sey, ja weshalb selbst mehrere Distrikte und Orte im nördlichen Deutschland wärmer, trockener u. s. w. als andere im südlichen seyen. — In Beziehung auf die Temperatur — Klima in engster Bedeutung — bemerkte Hr. C., daß in den kältesten Ebenen Deutschlands, z. B. im nordöstlichen Theile von Pommern, die allgemeine mittlere Wärme beiläufig $= \times 5\frac{1}{2}°$ R., die der wärmsten Ebenen diesseits der Alpen, z. B. einiger Thalgegenden am Rhein, $= \times 8\frac{1}{2}°$ R. sey. Indessen finde dieser auch nicht einmal sehr bedeutende Unterschied von $2\frac{1}{2}°$ nur in wenigen cisalpinischen Gegenden statt; die allgemeine mittlere Temperatur sey vielmehr fast durchgängig wenig höher oder tiefer als $\times 7°$. Ferner: die mittlere Temperatur des Sommers (Juni, Juli, August) sey in den meisten niedern Gegenden beiläufig zwischen $\times 14$ und $14\frac{1}{2}°$ R., ein noch geringerer Unterschied, als der vorhin angegebene in der allgemeinen mittlern Temperatur. Demungeachtet sey die Differenz zwischen dem wärmsten deutschen Sommerklima, wahrscheinlich in der Gegend von Wien, $= 16°$ R., und dem kältesten, wahrscheinlich auf der nordöstlichen Küste Pommerns, $= 13\frac{1}{2}°$ R., dem oben bei der allgemeinen mittlern Temperatur erwähnten Unterschiede ($2\frac{1}{2}°$) gleich, was sonderbar erscheine. Eine ähnliche Sonderbarkeit zeige sich bei der mittlern Temperatur des Winters (December, Januar, Februar); denn auch hier betrage der Unterschied selten mehr als 1°, während derselbe hinsichtlich des mildesten cisalpinischen Winterklimas und des kältesten in den niedern deutschen Gegenden, der ungefähr 4° betrage, größer als der bereits angegebene Unterschied bei der allgemeinen mittlern Temperatur sey. — Aus dem bereits Vorgetragenen, fährt H. C. fort, ergibt sich, daß der im Ganzen geringe Unterschied der Temperatur in den niedern Gegenden Deutschlands im Winter etwas größer, als im Sommer ist. Die mittlere Temperatur des Frühlings und Herbstes ist in der Regel der allgemeinen mittlern ziemlich gleich; doch ist der Frühling in den von hohen Gebirgen eingeschlossenen Landstrichen und in den Küstengegenden verhältnißmäßig etwas kälter, der Herbst aber etwas wärmer. Was nun die Extreme der Temperatur betrifft, so sind hier die Unterschiede, als Schwankungen, natürlicher Weise etwas bedeutender, als bei der mittlern Temperatur. Das größte Wärmeextrem ($\times 30$ bis $31°$ im Schatten, ohne Wärmezurückstrahlung) kommt in der Gegend von Leipzig vor, das größte Kälteextrem aber (-26 bis $28°$) in einigen Distrikten von Pommern und Würtemberg. Dagegen erreicht die Hitze auf der pommerschen Ostseeküste höchstens $\times 26$ bis $27°$; die Kälte aber kommt in der Gegend von Strasburg und in einigen niederrheinischen, der Nordsee nähern Gegenden höchstens auf $-20°$. Jedoch finden diese Unterschiede, die bei dem größten Wärmeextrem 4° und bei dem größten Kälteextrem 8° betragen, nur zwischen wenigen Gegenden Deutschlands statt. In den meisten dieser Gegenden aber ist die größte Hitze $\times 28$ bis $29°$, die größte Kälte -23 bis $25°$; mithin ist auch in dieser Hinsicht die Differenz in Deutschland nur unbedeutend. Bemerkenswerth aber ist, so schloß Hr. C. für diese Sitzung seinen Vortrag, die Anomalie, daß, ist auch die mittlere Winterkälte in Schlesien bedeutender, als in Pommern und Würtemberg, dennoch die Kälte in diesen Landstrichen ein größeres Extrem erreicht, als in Schlesien; denn dieselbe hat, in neuerer Zeit wenigstens, in Breslau nie mehr als $-24°$ betragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 296:

Das Pflaster.

Räthsel.

Die Hofdame.

In fernen Landen thront ein fürstlich Weib
Mit herrlichem Gefolge, das du kennst;
Doch Eine nur der Dienerinnen ist
Die ganz bekannt, auch ihr die Fürstin hold.
Wie liebreich weilt auf dieser Dienerin
Der Fürstin helles Auge, der sie viel.
Wie viel verdankt! Drum läuft nach ihrer Frau
Die Dienerin, wenn kaum der Tag begann;
Da trifft ein Strahl sie aus der Fürstin Aug,
Und rosig blüht ihr schönes Angesicht.
Und Freudenthränen glänzen hell darin.
Das freut die Fürstin, und es spürt die Huld
Die frohe Magd, und selig lächelt sie.
Und geht ans Werk des Tages, festonirt
So prächtig, destillirt, und kocht und bratet,
Deckt ihren Tisch, besetzt die Tepriche
Mit Wohlgenüssen mannigfaltiglich;
Die Fürstin bittt, doch ißt sie nicht davon.
Und ist des Tages Arbeit nun gethan.
So nimmt sie Abschied von der hohen Frau,
Erröthet wohl, ob sie's auch recht gemacht;
Und trauernd geht sie, noch in Trauer schön.
Da geht ihr Kammerdiener wohl voran,
Ein schöner Mann, mit silberner Livree,
Der seinen Glanz der Fürstin einzig dankt,
Und wacht bei ihr, indeß sie schläft und läuft;
Denn wißt, die Dame wandelt in der Nacht.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 303.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. December 1830.

— Und machen Nord und Oft
Oft den Pol zu düster;
Und was unser Dach umtost,
Dünkt uns kein Geflüster.
Doch das eng verschloßne Haus
Heitert Wärm' und froher Schmaus.

J. H. Voß.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Es wird hoffentlich keiner umständlichen Erläuterungen bedürfen, um die Vortheile dieser einfachen Einrichtung deutlich zu machen. Auch habe ich eine ähnliche Verschließung des Schornsteines durch Klappen wohl auch schon an mehreren Orten in Deutschland gesehen, da die Sache zu einfach und zu klar ist, als daß sie nicht jeder leicht finden könnte. Aber alle Klappen, welche ich in meinem Vaterlande gesehen habe, erfüllen ihren Zweck nicht, da sie nur wie Teller auf der Oeffnung liegen und der untern, erwärmten, und durch ihre höhere Temperatur sehr elastischen Luft doch noch immer einen freien Ausgang lassen, während dort diese Klappen mehr die Form von Stöpseln oder Stempeln haben, die rings herum auf eine Breite von zwei oder drei Zoll dicht anschließen, und endlich die größere Anzahl dieser Klappen, wie ich oben gesagt habe, von ganz besonderem Werthe ist, da eine einzige den beabsichtigten Zweck nicht leicht ganz zu erfüllen im Staude ist.

Einer Unbequemlichkeit muß ich bei dieser Gelegenheit erwähnen, unter welcher die Russen oft leiden, die man aber leicht durch einige Aufmerksamkeit vermeiden kann. Ich habe bereits oben erwähnt, daß die erste oder unterste Klappe erst dann geschlossen werden soll, wenn sich auf den glühenden Kohlen bereits ein weißes Aschenhäutchen zeigt. Schließt man den Schornstein früher, so dringen die schädlichen Kohlendämpfe, da der Ofen von innen geheizt wird, in das Zimmer und verursachen heftige Kopfschmerzen, ja können sogar tödtlich werden. Bei der Trägheit und Nachläßigkeit der russischen Mägde ist dieß schwer ganz zu vermeiden, wenn man sich dieses Geschäfts nicht selbst annimmt. Indessen ist mir bei meinem langen Aufenthalte in diesem Lande kein Beispiel von ernsthaften Folgen dieses Tschat's (so heißt der Kohlendampf) vorgekommen. Das ganze Uebel besteht in einem heftigen Kopfschmerz, wobei man jeden Pulsschlag an den Schläfen fühlt, aber am andern Tag ist aller Schmerz bis auf die lezte Spur verschwunden. Die gemeine Klasse hält diesen Zustand, der dem einer völligen Trunkenheit ähnlich seyn mag, sogar für einen Genuß, den sie sich daher an Fest- und Ruhetagen absichtlich verschafft, um sich gütlich zu thun. Sie schließen dann ihren Ofen vor der oben angezeigten Zeit und legen sich auf ihn. Denn bei den Bauern sind die Oefen so gebaut, daß sie im Winter zugleich die Schlafstellen der Familie abgeben können. Wenn man in eine solche Stube tritt, so sieht man die Bewohner derselben alle dicht neben einander auf den Bäuchen auf dem Ofen liegen und vergnüglich mit einander schwatzen. Ihre Gesichter sind von der Wirkung des Kohlendampfes hochroth und aufgedunsen, die Augen stieren glänzend, kurz sie gleichen vollkommen Betrunkenen, obschon die geistigen Funktionen durch diesen Dampf nicht leiden. Im Grunde mag ihnen wohl der Kopfschmerz auch nicht eben angenehm seyn, aber die größere Wärme, die sie auf diese Weise

genießen, ist für sie ein solches Labsal, daß sie es gern mit jenem Schmerze erkaufen. Auch sieht man ihnen das Wohlbehagen und die Glückseligkeit an, wenn man sich gleich nicht versucht fühlt, sie mit ihnen zu theilen.

Eine andere Art von Heitzung, die aber bei uns wohl keine Nachahmung finden wird, hat in den sogenannten Rauchstuben der russischen Bauern statt. Diese Stuben haben sehr kleine und wenige Fenster, durch die man nur eben den Kopf stecken kann, und diese Fenster sind, wenigstens bei den ärmern Bauern, nur selten mit Glas versehen. Wo das bekannte Marienglas (miroir d'âne), eine Gattung Glimmerschiefer, häufig und daher wohlfeil ist, wird dieses statt des Glases gebraucht. Gewöhnlich aber bleiben diese kleinen Löcher offen und werden im Winter nur mit Moos oder Lappen verstopft. Wenn der Ofen geheizt wird, was hier ebenfalls im Innern der Stube geschieht, so wird der Schornstein des Ofens verstopft und der Rauch dringt daher durch die Ofenthüre in die Stube. Anfangs nimmt er, seiner Leichtigkeit wegen, nur die obern Theile der Stube ein, wo er wie eine dichte Wolkendecke zu hängen scheint. Allmählig aber dringt er, wenn sich seine Masse vermehrt, tiefer, so daß man, ohne Gefahr zu ersticken, nicht mehr aufrecht stehen kann. Die Bewohner machen sich daher immer näher an den Boden, sich Anfangs bückend, dann kniend, dann sitzend und endlich sogar liegend. Droht endlich der dichte Rauch den Fußboden der Stube zu erreichen, so werden jene sogenannten Fenster oder Luftlöcher geöffnet, die nicht ganz in Mannshöhe über dem Fußboden angebracht sind, und sofort dringt der Qualm zu diesen Oeffnungen gewaltsam hinaus und läßt den untersten Theil der Stube frei, in welchem sich nun die Bewohner derselben wieder allmählig von der Erde erheben und in dem auf diese Weise erwärmten Raume ihre Geschäfte anfangen. Der Aufenthalt in diesen vom Rauche ganz geschwärzten, unreinlichen und finstern Stuben kam mir, als ich sie zuerst erblickte, schrecklich vor, und ich würde keinen Anstand genommen haben, diesen abscheulichen Löchern selbst ein förmliches Gefängniß vorzuziehen. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich die Bewohner einer solchen Stube auf dem Boden derselben liegen und recht behaglich mit einander schwatzen und Witzreden wechseln hörte, die sich hier nicht gut wieder erzählen lassen, die aber von einem Grade des Frohsinns dieser Leute zeugen, den ich früher für ganz unmöglich gehalten hatte.

Ein wesentlicher Bestandtheil einer russischen Stube ist der Altar, oder eine Sammlung von mehreren Heiligenbildern, die oben in einer Ecke des Zimmers zusammengestellt werden. Wohlhabendere hängen auch wohl eine Lampe vor diese Bilder, die an Festtagen angezündet wird. Arme haben gewöhnlich nur ein kleines und schlecht gemaltes Bild eines Heiligen, gleichviel welches, da alle gewöhnlich mit dem gemeinschaftlichen Namen Bog (Gott) benannt werden. Auch in den Hauptstädten und bey den Großen findet man häufig noch ein Bildchen in der Ecke, um die alte Landessitte zu ehren, aber es ist hier gewöhnlich so klein, daß man es ohne besondere Aufmerksamkeit nicht mehr bemerkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dante's Tod.

(Fortsetzung.)

In seinem Uebermuthe fuhr Pietro noch lange fort, den großen Dichter zu necken, der jedoch ein Gespräch mit Guido Castelli anknüpfte und durchaus nicht auf ihn achtete. Dieß verdroß den übermüthigen Veronesen, und sich zu Cangrande wendend, rief er laut; „Erinnert Ihr Euch noch, gnädigster Fürst, der Teufelsgarde, die Messer Dante da, der selbst im Ernst ein loser Spaßmacher ist, in seiner Hölle als Schutz- und Schirmwache aufziehen läßt?“ — „Freilich,“ erwiederte Can, „sie ist höchst merkwürdig.“ — „Nun seht, mein Gnädigster, ich habe mich lange bemüht, so trompeten zu können, wie Messer Dante's Wachkommandant; mit seinem eigentlichen Instrumente will's noch nicht geben, aber mit dem Munde treff' ichs. — Hört nur.“ Er stieß jezt sehr unanständige Laute mehrere Mal hinter einander aus, indem er den Rücken der Hand vor den Mund hielt, und Alle brachen darüber in lautes Lachen aus, nur Dante blieb ernst und verzog keine Miene. Nach einer längeren Pause, während welcher Pietro sein unsauberes Kunststück mehrere Mal wiederholte und immer neuen Beifall fand, fragte der Fürst, den Dante's unbezwinglicher Ernst gereizt haben mochte, diesen in einem etwas spöttischen Tone: „Wie kommt es wohl, Messer Dante, daß dieser kecke, übermüthige Gesell bei Allen beliebt ist, während Ihr, der Ihr ein so großer Dichter und ein so tiefgelehrter Mann seyd, das nun und nimmermehr von Euch rühmen könnt?“ — „Darüber kann man sich nicht wundern,“ antwortete der Gefragte, „wenn man bedenkt, daß die Aehnlichkeit der Sitten die Gemüther verbindet.“

Bei diesen Worten erhob er sich rasch, verbeugte sich tief vor dem betroffenen Fürsten und verließ das Gemach. Alle Anwesenden sahen ihm erstaunt nach, und einer der Gäste wollte etwas bemerken, aber der Fürst unterbrach ihn und sagte ernst: „Bei dem Blute Christi, er hat Recht, und ich hätte meine Frage wohl bedenken sollen; er ist mein Gast.“ Er befahl nun Guido, den Dichter aufzusuchen und ihn zu besänftigen.

*

Dante lustwandelte mit Uguccione della Faggiuola, dem großen Häuptlinge der Ghibellinen, im Schloßhofe

auf und ab, als Guido zu ihm trat und sich des ihm von Cangrande gewordenen Auftrags entledigte. „Sagt dem Fürsten," erwiederte Dante auf Guido's wohlgesezte und noch besser gemeinte Rede, „es bedürfe der Entschuldigung nicht weiter; auf seine Frage habe ich ihm offen geantwortet, und wenn er sich nicht durch mein freies Wort verlezt fühle, so sey das seine, das stechend vorherging, schon längst vergeben und vergessen. Uebrigens möge er mir noch heute vergönnen, mich bei ihm zu beurlauben, und ihm aus ganzer Seele zu danken für die freundliche Aufnahme, die er nun schon zum zweiten Male dem unstäten Flüchtlinge bereitete." — „Ihr wollt fort?" rief Guido erschrocken. „Ja, mein ehrlicher Lombarde," entgegnete der große Dichter, „es duldet mich hier auch nicht länger; ich will meine Lenden gürten, meinen Wanderstab heben und weiter ziehen." — „Das betrübt mich sehr," erwiederte Guido, „es ist der erste traurige Augenblick, den ich hier verlebe, seitdem mich, den aus Reggio Verbannten, die gastfreien Mauern dieses Schlosses umfingen." — „So betrachtet es als einen Punkt über dem i Eures Unglücks," sagte Dante lächelnd, „und laßt uns nicht mehr davon reden; in Gesellschaft verständiger Männer ist es besser, die Zeit mit geistreichem Gespräch, als mit leeren Klagen um Dinge, die sich einmal nicht ändern lassen, auszufüllen."

Guido schüttelte das Haupt, wie Einer, dem etwas nicht recht ist, der aber nicht weiß, was er antworten soll. Upuccione, der bisher geschwiegen hatte, hob nun zu reden an, das vor Guido's Ankunft mit Dante gepflogene Gespräch wieder fortspinnend: „In den Städten weiß eigentlich doch jezt Keiner, wer Koch oder Kellermeister ist; das Volk will herrschen, das heißt, keine Herrschaft dulden, nicht einmal die eigene, und so werden sie bald, nachdem sie ihre alten Tyrannen, wie sie uns schimpften, vertrieben haben, die Beute neuer, wirklicher Tyrannen werden. Es gibt doch einmal nur zwei Partheien in der Welt, Unterdrücker und Unterdrückte, nur daß beide oft die Rollen wechseln mit größerem oder geringerem Glücke; aber die Zeit wird kommen, wo doch endlich die Klugheit den Sieg davon trägt, und jene dumme Masse, die sich um sich wälzt, wie ein Hund, der sich zum Schlafe hinlegen will, wird am Schlusse so vieler Kämpfe nichts errungen haben, als daß sie sich auch, zwar knurrend, aber doch gehorchend, zu den Füßen ihres Gebieters hinstreckt, eben wie ein Hund, und es am Ende behaglich findend, sich in ihrer Ruhe nicht einmal rührt, wenn er sie ohne Weiteres zum Schemel seiner Füße macht. Freilich gehört auch wieder ein Herr dazu, der die Kraft hat, dem knurrenden Köter ohne Weiteres den Kopf einzutreten, wenn er sich ungeduldig zeigt." — „Einen solchen glaubte ich in Heinrich von Luxemburg gefunden zu haben," versezte Dante, „aber die Gottheit wollte es nicht, und ein frühzeitiger Tod entriß ihn uns wieder. Meine Hoffnung ist nun ganz dahin; glaube mir, Upuccione, wir erleben die Tage bürgerlicher Ordnung und Ruhe nicht mehr." — „Das quält mich nicht," antwortete jener, „so lange mir mein gutes Schwerdt bleibt und meine innere Kraft. Ich habe viel verloren, und am schmerzlichsten traf mich der Tod meines geliebten Sohnes Francesko, der im Treffen gegen unsere Feinde (am 29ten August 1315) fiel und den glorreichen Sieg seines Vaters mit dem Leben bezahlte. Seit jenem Tage, der nie in meiner Seele erlischt, suchte mich Unglück über Unglück heim, bis ich, der gefürchtete Fürst, auch endlich als ein Geächteter zu Cangrande fliehen mußte; aber der frische Muth verläßt mich nimmer, so lange ich athme, denn was mich in solchen Zeiten heute stürzte, gerade das kann mich morgen heben."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, December.

Säkularfeier des Georgenordens.

Am 8. d. ist nachträglich die Säcularfeier des Georgenordens mit vielem Pomp in der hiesigen Hofkapelle begangen worden. Das Innere dieser Kirche, das zum gewöhnlichen Gottesdienst fast zu beschränkt ist, erscheint für solche Feierlichkeit desto geeigneter. Das sehr schmale, längliche Schiff derselben schmücken rings herum Tapeten von Goldbrocat, auf denen die goldenen Wappenschilder der Georgsritter hängen; rechts vom Altar sizt unter einem Thronhimmel der König, Großmeister des Ordens; dem Altar gegenüber, im abgesonderten Beistuhl, der Großprior Prinz Karl; zu beiden Seiten die Großkreuze und im Schiff der Kirche die Kommenthuren und Ritter. Alle sind im Ordensornat, weiß atlasnem Unterkleide, mit lang schleppendem, hellblauem, silbergesticktem Sammtmantel; der schwarze runde Hut, mit breiter, aufgeschlagener Krempe und mit weißen Federn verziert, liegt auf eines jeden Sitz, bis der König sich bedeckt und alle anwesenden Ritter dasselbe thun. Acht Edelleute wurden diesmal zu Rittern geschlagen, und standen links vom Altar im weißen Kleide und silbernen Harnisch und Helm. Nach vollendeter Messe und geleistetem Eid ertheilte ihnen der König den Ritterschlag. Prinz Karl übergab ihnen Sporen, Schwert und Schild, und nach einigen weitern Ceremonien die feierliche Ordenskleidung, die ihnen angelegt wurde. Hierauf knieten sie noch einmal an den Stufen des Throns nieder und der König band ihnen das Ordenskreuz um, das blau emaillirt ist, in der Mitte das Bild des heiligen Georgs und in den vier Ecken die Buchstaben J. V. p. P. (justus vt palma florebit) zeigt. Nachdem der Gottesdienst vorüber war, ging der Zug zurück durch den Kapellenhof der Residenz, die große Stiege hinauf in den weißen Saal, wo der König mit dem Prinzen Karl an einer Tafel und an drei andern die Großkreuze, Kommenthuren und Ritter speißten. Am Abend fand eine glänzende Hofakademie statt, bei welcher man sämmtliche Ritter in der Uniform ihres Ordens, roth mit weißen Aufschlägen, sah. Wie bei den Ritterfesten des Mittelalters, war auch hier ein Kranz

herrlich geschmückter Damen versammelt, die theils durch eigene Anmuth, Jugend und Schönheit, theils durch die Pracht der Juwelen und reichen Gewänder strahlten. Die höchsten Herrschaften erschienen unter Vortretung des zahlreichen Hofstaates. Die Königin vereint mit einem jugendlichen und schönen Aeußern eine so hohe Würde und Ruhe, daß ihre Gegenwart einen wahren Zauber verbreitet, und der seelenvolle Klang ihrer Stimme und die Milde und Freundlichkeit ihrer Worte jedes Herz gewinnt. Des Königs gesunde Gesichtsfarbe zeugt für sein jetziges vollkommenes Wohlbefinden, und seine raschen Bewegungen für die Lebhaftigkeit seines Geistes. Mit den meisten der fremden Gesandten unterhielt er sich in der Sprache ihres Landes, und redete besonders mit großer Geläufigkeit mehrere hier anwesende Engländer in ihrer Mundart an. Unter diesen Insulanern zeichneten sich einige Ehepaare durch die Eigenthümlichkeit ihres Benehmens und Kostüms aus. Ein kleiner dicker Mann, in scharlachrother Yeomanryuniform, hielt eine eben so kleine Frau am Arm, die im Hofanzug von St. James, einen Wald himmelanstrebender weisser Federn auf dem Kopf, das Gleichgewicht zu verlieren drohte und deshalb vielleicht sich so fest an ihren Gemahl anklammerte. Ein anderes Paar bestand in einem hagern, bleichen Irländer, mit unbeweglichen Gesichtszügen, im braunen Hofkleide mit großen Stahlknöpfen und Querdegen, dem eine gleichfalls hagere lange Gattin am Arme hing. Beide Paare gingen Arm in Arm gemächlich im Saale auf und ab, als lustwandelten sie in Hydepark, und bildeten durch ihre Indifferenz für alles, was um sie vorging, den wunderlichsten Kontrast mit einer Kontinental-Hofgesellschaft, in welcher der Monarch stets den Mittelpunkt ausmacht, von dem alles ausgeht und um und für welchen sich Alles bewegt. — Im Ganzen bot dieses Fest einen prachtvollen Anblick dar, und die Ritterceremonie vom Morgen, die sich zwar mit gleicher Formalität jedes Jahr wiederholt — statutenmäßig eigentlich zweimal: am Namenstag des geheiligten Lindwurmtödters, 24. April, und an Mariä Empfängniß, 8. December — hatte im jetzigen Augenblick eine weit größere Bedeutung, als man bisher in dieselbe zu legen pflegte. Bei den gewaltsamen Umwälzungen, die seit den lezten Monaten so viele Staaten betroffen, und dem bewegten Geist, der, rüttelnd an so manche bestehende Ordnung greift, ist es erfreulich, ein Fest mit derselben alterthümlichen Würde und Pracht begehen zu sehen, wie es vor 101 Jahren Kurfürst Karl Albrecht, nachheriger römischer Kaiser, im vierten Jahre seiner damals noch glücklichen Regierung eingesezt, oder vielmehr erneuert hat; denn der Ursprung dieses Ordens verliert sich in die dunkle Zeit der Kreuzzüge. — Münchens Gedeihen und Fortschreiten spricht für die Ruhe und den Frieden, die in seinen Mauern herrschen; nur der Winter hemmt die unzähligen Bauten, die, eine schönere Stadt um die eigentliche Stadt, schnell sich erheben; der Königsbau, die Pynacothek stehen äußerlich vollendet, und nur der Frost läßt auch den Maler inne halten, dessen Pinsel die Bogengänge des Bazars mit Fresken schmückt. Ueberall spürt man ein geistiges Regen und Streben, das, wenn es auch nicht immer Vollkommenes, ja oft nur Mittelmäßiges hervorbringt, doch den Beschauer erfreut und für die moralische Thätigkeit des Volkes zeugt. Verschiedene politische Ereignisse haben viel dazu beigetragen, München zum Mittelpunkt großer Kunstschätze und reicher Sammlungen aller Art zu machen; man nehme dazu noch die Vereinigung der ausgezeichnetsten Künstler und Gelehrten jedes Faches, und man wird gestehen, daß nicht mit Unrecht dieser Hauptstadt im Auslande der Name des neuen Florenz beigelegt wird.

E.

Frankfurt a. M., Anfangs December.

(Fortsetzung.)

Vorträge über Anthropologie und Literatur.

Bereits gegen die Mitte Octobers eröffnete Dr. Med. A. Clemens seinen uns für diesen Winter verheißenen Kursus über Anthropologie im Hörsale des physikalischen Vereins vor einer eben so gewählten, als zahlreichen Gesellschaft. Nachdem er die Wichtigkeit des Gegenstandes erläutert, den Begriff der Anthropologie festgesezt, ihre Hülfswissenschaften angegeben und ihren Unterschied von andern verwandten Wissenschaften, als Physiologie, Biologie und Zoonomie, gezeigt hatte, gab er den besondern Standpunkt an, von welchem aus er seine Vorlesungen betrachtet wissen wollte. „Die Einheit der lebendigen Menschennatur, sagte er in dieser Beziehung, ist bisher, nach der Meinung des Vortragenden, nur höchst einseitig, um nicht zu sagen zersplittert aufgefaßt worden. Naturforscher und Aerzte betrachteten gewöhnlich den Menschen zu materiell und nur als höchstes Glied in der Reihe thierischer Organismen. Philosophen, Theologen, Juristen und Pädagogen bearbeiteten wieder nur die geistige Lebenshälfte, und diese eben so schroff und unlebendig, als jene die körperliche. Diese Vorträge sollen als ein Versuch, beide Fehler zu vermeiden, angesehen werden. Nur in der umfassenden, tiefgreifenden Betrachtung aller Verrichtungen, durch welche sich das Leben kund gibt, wird auch das wahre und volle Leben des Menschen erkannt. Sinnliches und geistiges Leben dürfen nicht getrennt untersucht werden. Beide wurzeln ineinander, beide sind in der Natur des Menschen zu einer wunderbaren Einheit verschmolzen; deshalb sollte der Philosoph stets mit dem Naturforscher Hand in Hand gehen, und beide vereint das gesammte Leben untersuchen.“ Dr. C. ist der Erste, der in unserer Stadt über diesen Gegenstand Vorlesungen hält. Die wachsende Zahl seiner Zuhörer und die Beständigkeit, womit, ungeachtet so vieler andern Zerstreuungen, seine Vorlesungen zweimal die Woche besucht werden, mögen ihm Bürge seyn, daß sowohl Gegenstand, als Art des Vortrags in hohem Grade interessiren. Der ganze Kursus wird bis Ende März dauern, und Bildungs- und Vorstellungsleben des Menschen mit gleicher Ausführlichkeit abhandeln.

Hr. Peschier aus Genf hat seinen in meinem lezten Berichte angekündigten Cours de Littérature comparée noch in der vorlezten Woche des verwichenen Novembers eröffnet. Um einen Maßstab für das hohe Interesse zu geben, welches die Vorträge dieses ausgezeichneten Literators gewähren, und für dessen Anerkennung die Theilnahme eines eben so zahlreichen, als auserwählten Auditoriums auch bei uns Bürgschaft leistet, mögen einige Bruchstücke, die wir den ersten Sitzungen entlehnen, hier eine Stelle erhalten. Bis auf die jüngste Epoche ward bekanntlich die deutsche Literatur von den Franzosen fast gänzlich vernachlässigt. Hr. P. sagt darüber unter andern: „Frankreich, stolz auf seine Meisterwerke und seit dem Jahrhundert Ludwigs XIV. an eine Art von Suprematie in der Kunst des Gedankens gewöhnt, verschloß den Nachbarmusen das Thor und hielt es kaum der Mühe werth, zu erkunden, ob fremde Nationen einige Schritte auf der Bahn gethan, die es selber mit so viel Glanz durchlaufen hatte. Die Namen Schiller, Goethe, Wieland hatten kaum die Donnenlinien überschritten, die es für die Grenzscheide des Schönen hielt; man hätte glauben sollen, es allein befinde sich im Besitz poetischen Gefühls und des Geschmacksprivilegs.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. December 1830.

Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt.

Goethe.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Marmontel.

Unter allen Literatoren, mit denen Jean Jacques längere oder kürzere Zeit in Paris umging, ist keiner so im Widerspruch mit Rousseaus ganzem innern Wesen, als Marmontel. Er war einer der Ersten, welche die Würde der französischen Gelehrten und Schriftsteller vergaßen und sie durch Fuchsschwänzerei, Kriecherei und Speichelleckerei bei den Reichen und Großen in schlechten Kredit brachten. Man sah ihn von einem reichen fermier général, von einem Finanzmann zum andern gehen und ihnen Schmeicheleien sagen, die man sich selbst in ihren Vorzimmern nicht erlaubt hätte. Am unverschämtesten trieb er es bei dem berüchtigten, steinreichen und verschwenderischen Financier Lapopelinière. Der Mann hatte regis ad exemplum einen wahren Hirschpark von Mädchen, von denen er jährlich einige verheirathete und gut ausstattete; dieß war dann immer ein Fest im Haus. Marmontel, der dabei gewöhnlich eine Rolle spielte, machte dann Verse, wo einmal selbst der liebe Gott Popelinière nachgestellt wird, indem dieser doch die Menschen glücklich mache, denen er das Leben gebe.

Wie verschieden von diesem Speichellecker war Jean Jacques, der die Welt floh und in ärmlicher Einsamkeit lebte, da er doch in Wohlhabenheit sich gute Tage hätte machen können, wenn er nicht zu stolz gewesen wäre, die Gaben anzunehmen, die ihm Könige und Vornehme anboten, denen er aber seine Unabhängigkeit in einem armseligen Dachstübchen vorzog, wo er für Geld Noten abschrieb und wo es ihm oft am Nöthigsten fehlte. Ihm waren goldene Ketten ein Greuel. Kein Wunder, daß ihn der Schriftsteller mehr fürchtete und scheute, als liebte, der sich nicht schämte, der maître d'hôtel eines rohen Parvenu zu seyn. Bei dieser Scheu ließ er es aber nicht bewenden, denn da er Rousseau sein Genie nicht abstreiten konnte, so wollte er ihn wenigstens verläumden und dadurch der Verachtung Preis geben. Ihm ging es jedoch wie allen andern bei diesem saubern Geschäft. Sie wollten Jean Jacques anschwärzen, machten sich aber dabei selbst schmutzig. Marmontel lebte mit d'Alembert und Diderot auf sehr genauem Fuß, und es war vorauszusehen, welche Parthei er ergreifen würde, wenn sich Jean Jacques einmal mit diesen Männern veruneinigte. Dieß konnte nicht ausbleiben; aber auch Marmontel'n stieß Rousseau durch eine beabsichtigte Artigkeit vor den Kopf, die jener für eine Beleidigung nahm. Jean Jacques hatte es sich zum Grundsatz gemacht, seine Schriften nie Journalisten zuzuschicken. Da er nun Marmontel, der damals den mercure de France herausgab, ein Exemplar seiner lettre à M. d'Alembert zustellen wollte, so schrieb er darauf: „Pour M. Marmontel, et non pour l'auteur du Mercure." Dieß nahm der Merkurherausgeber entsetzlich übel, denn der Merkure, wo seine Erzählungen zuerst abgedruckt wurden, war unter seiner thätigen Leitung wirklich ausgezeichnet geworden. Jean Jacques hatte allerdings Unrecht, sich

nicht näher zu explizíren, um den Vorwurf einer Unart zu vermeiden. Mir scheint dieß aber nur ein Vorwand, denn Marmontel konnte als Theaterschriftsteller, und als d'Alemberts und Diderots Freund, nicht wohl anders, als gegen den auftreten, der sich so heftig gegen den Nutzen des Theaters erklärte. Er schrieb also gegen Rousseau, und allerdings mit Geist und Witz; das genügte aber nicht, denn um ihm zu antworten, mußte man Seele haben, und diese gerade fehlte Marmontel. Dieß fühlte er auch, und darum hielt er sich ruhig, so lange Jean Jacques lebte. Dafür griff er ihn in seinen Memoiren desto heftiger an, als der Gegner nicht mehr antworten konnte; aber seine Beschuldigungen tragen alle in sich selbst das Gegengift. Sie beruhen alle blos auf Deklamationen und allgemeinen Aeußerungen ohne Beleg, ohne Beweis, voll Unrichtigkeiten und Widersprüchen. Davon nur einiges. Einmal heißt es in diesen Memoiren: „Rousseau wollte eine Sekte bilden; um die Menge anzuziehen, gab er sich das Ansehen eines Philosophen aus dem Alterthum, erst in einem alten Ueberrock, dann in armenischer Kleidung. Damit zeigte er sich in der Oper, in den Kaffeehäusern und auf den Spaziergängen, aber die Leute kümmerten sich so wenig um seine kleine schmutzige Perrücke und seinen Diogenesrock, als um seine gefütterte Mütze. Ihm kam's nur darauf an, die Feinde der Literatoren und Schriftsteller durch einen Gewaltstreich zu benachrichtigen, daß er mit diesen gebrochen habe. Dieser Bruch machte ihm eine Menge Anhänger, und er hatte gut berechnet, daß darunter auch die Geistlichkeit seyn würde. Darum kostete es ihm nichts, sich von Diderot und seinen Freunden loszusagen; er sagte ihnen Grobheiten, und verläumdete ersteren noch vor seiner Abreise. Damit erklärte er ihnen den Krieg.“ Diese Beschreibung von Rousseaus Kleidung, wodurch er ihn nur lächerlich machen wollte, wäre im Grund ganz unbedeutend, wenn nicht die ganze Erzählung durch die unverwerflichsten Augenzeugen widerlegt wäre. Wer sollte nach Marmontels Darstellung nicht glauben, daß Jean Jacques den armenischen Kaftan und die gefütterte große Mütze angelegt habe, bevor er mit Diderot und dessen Freunden gebrochen? Dem ist aber nicht so. Der Marschall von Luxemburg schickte ihm diese auf Rousseaus Kränklichkeit und besonderes Leiden berechnete Kleidung nach Motiers-Travers, und Rousseau legte sie dort Ende Sommers 1762 an, also nicht weniger denn fünf Jahre nach dem Bruch mit Diderot und d'Alembert. In Paris trug er diese Kleidung noch in den zwei lezten Wochen des Decembers 1765. Grimm berichtet, dieß Kostüm habe jedesmal, wo sich Jean Jacques öffentlich sehen ließ, ein so großes Aufsehen bei den Parisern erregt, daß ihn die Polizei veranlaßte, sich nicht mehr darin zu zeigen. Zu seinem großen Leidwesen legte er es vor seiner Reise nach London ab. Die Geistlichkeit zu gewinnen, wäre schlau gewesen; schade daß das Mandement des Erzbischofs von Paris und die Censur der Sorbonne gerade das Gegentheil beweisen.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Wenn der Russe eine Stube betritt, um seine Freunde zu besuchen, so ist sein erstes Geschäft, nach abgenommenem Hute dem Schutzheiligen des Ortes sein Kompliment zu machen. Er bückt sich dreimal tief vor ihm und schlägt dreimal sein Kreuz, indem er mit der rechten Hand über die Stirne, über beide Schultern und die Brust die Figur eines Kreuzes beschreibt, dann folgt noch ein Bückling, und dann erst wendet er sich zu den Bewohnern, reicht ihnen die Hand und bringt sein Sdradidi Baituschka, (sey gegrüßt, Väterchen) an. Im Winter aber zwingt ihn die Noth, beim Eintritt jenen beiden Geschäften ein anderes vorausgeben zu lassen. Da nämlich das bärtige Gesicht des Bauern, wenn er bei strenger Jahreszeit länger im Freien verweilt, mit einer Eiskruste überzogen ist, so macht er sich, sobald er ein warmes Zimmer betritt, zuerst davon los, indem er die aufthauende Kruste stückweise, wie Glasscherben, von seinem Gesichte bricht, und erst, wenn er mit dieser Arbeit fertig ist, wendet er sich an den Wog, und dann an seine Freunde.

Im Allgemeinen sind die Wohnungen selbst der ärmeren Bauern, so wie diese Bauern selbst, viel reinlicher, als dieß in manchen andern gebildeteren Ländern der Fall seyn mag. Einige nördliche Gegenden und die oben erwähnten Rauchstuben ausgenommen, sind die Häuser und die, obgleich nur ärmlichen, Gerätschaften in denselben immer nett gehalten, so wie auch die Kleider und Betten der russischen Bauern sich durch ihre Reinlichkeit und durch die völlige Abwesenheit alles Ungeziefers vortheilhaft auszeichnen. Wer über Polen nach Rußland gekommen ist, wird den grellen Unterschied zwischen beiden Nationen in dieser Beziehung sehr auffallend gefunden haben. Wer in jenem Lande, wenigstens da, wo Juden die Wirthshäuser halten, und wo halten sie sie nicht? gezwungen ist, die Nacht in einem dieser Häuser zuzubringen, mag immerhin am andern Morgen seine Wäsche und Kleider wegwerfen, während er in Rußland kecklich in jeder Bauernstube schlafen und sich mit den Pelzen der Bewohner bedecken kann. Die Hauptursache dieser Reinlichkeit, welche den russischen Bauern sehr vortheilhaft auszeichnet, ist die ihm von der frühesten Jugend angewöhnte Sitte, häufige Bäder zu brauchen. Die meisten neueren Bewohner Europas haben diesen Hang zum Baden, der, vom Alterthum nicht zu sprechen, noch heutzutage den Morgenländern eigen ist, beinahe gänzlich verloren, was weder ihrer Gesundheit zum Vortheile, noch ihrer Reinlichkeit zur Ehre gereicht. Es wäre ohne Zweifel sehr wünschenswerth, diese

unter uns längst verschwundene wohlthätige und selbst nothwendige Sitte wieder einzuführen, und ich halte die Sache für so wichtig, daß sie selbst von den Regierungen berücksichtigt zu werden verdient. Wir haben, wie gesagt, den Sinn für diese Art der Reinlichkeit gänzlich verloren, und können daher auch nicht mehr richtig über diese Sache urtheilen. Wenn wir eine unserer gepuzten Damen neben einem russischen Bauern in seinem Pelze stehen sehen, so nehmen wir keinen Anstand, der Dame auch in Beziehung der Reinlichkeit den Vorzug vor ihrem Nachbar einzuräumen. Wenn wir aber hören, daß der arme russische Bauer alle Wochen ein- oder auch mehrmal sein Bad braucht, während die Dame vielleicht den ganzen Winter durch keines gesehen hat, so scheint es, als ob unsere Ansichten über diesen Gegenstand noch einiger Berichtigung bedürften. Der Bauer, der Fuhrmann, der Bettler selbst glaubt in Rußland nicht leben zu können, wenn er nicht wenigstens jeden Sonnabend ein Bad brauchen kann. Er würde wahrhaft unglücklich seyn, er würde meinen, vor Schmuz und Unreinlichkeit zu Grunde zu gehen, und ein unerträgliches Jucken fühlen, wenn er diese Wohlthat länger als eine Woche entbehren sollte.

Aus diesem Grunde darf auch bei keinem russischen Wohnhause die Badestube fehlen, und keinem Gaste, keinem Bettler wird ein Bad versagt, so wenig als das tägliche Brod, weil beide, Bad und Brod, in den Augen der Russen gleich wichtig und zum Leben gleich unentbehrlich sind. Die nähere Beschreibung dieser Bäder, die meistens sogenannte Schwizbäder sind, kann ich übergehen, da sie aus andern Erzählungen hinlänglich bekannt sind.

Dante's Tod.

(Fortsezung.)

„So denke ich auch," fiel Guido ein, „wer weiß, was morgen den guten Leuten von Reggio einfällt, und sie holen mich dann im größten Triumph wieder nach Hause; kann ich es nicht besser machen, so trage ich ruhig das Schlimme, und freue mich schon, wenn es nur nicht schlimmer wird." — „Wohl Euch," erwiederte Dante, „bei solcher Gesinnung, und doch möchte ich sie nicht haben. So sehr mich auch die meinige quält und peinigt und mir keine Ruhe läßt, ich möchte sie doch nimmer aufgeben, denn sie ist in mir verwachsen und verzweigt, wie die Pulse und die Venen meines Körpers. Ich, der Einzelne, bin nichts gegen eine Menge, und mein Leiden ist nicht in Betracht zu ziehen, so lange sie leidet; aber daß wiederum ich Einzelner nicht die Kraft und Gewalt habe, die ganze Lage der Dinge zu ändern, ja neu zu gestalten, nach meiner besten Einsicht, daß ich kaum im Stande bin, einen Kiesel wegzurollen, wo Felsen im Wege liegen, das ist es, was mich unabläßig quält und mich rastlos umhertreibt; denn überall sehe ich gleich mit klarem Blick, wie es seyn könnte und seyn müßte, und nirgends finde ich es so." — „Ich dächte, wenn man überzeugt ist, das Seine nach besten Kräften, mit redlichem Willen gethan zu haben, das müßte genug seyn, vor Gott und vor Menschen," bemerkte Guido. „Du hast Recht, es müßte genug seyn," war Dante's Gegenrede; „aber wir werden es nie dafür halten, so lange wir noch zu hoffen und zu wünschen haben, so lange das Alte nicht vollendet, das Neue nicht erreicht wurde. Was hat mir mein vielfaches Streben genüzt, seit ich aus Florenz bin? meine häufigen Reisen wurden eben so erfolglos gemacht, als meine Briefe unnüz geschrieben; ja selbst mein Buch von der Monarchie, das ich wie einen Apostel in die Welt sandte, kehrt wie ein armer Prediger in der Wüste wieder zurück, und ist ein politisches Evangelium, an das Niemand glaubt, weil es ihm der Tag nicht gestattet." — „Wenn auch die Mitwelt keinen Nuzen daraus zu ziehen weiß, die Nachwelt wird desto mehr daraus lernen," entgegnete Guido. „Ja," antwortete Dante mit einem tiefen Seufzer, „ich fühl's, ich habe nur für die Nachwelt gelebt; aber das quält mich eben, daß ich mir keine Nachwelt in Italien zu denken vermag. Wann wird dies Chaos, das jezt braust und gährt und sich im Ringen selbst vernichtet, im Stande seyn, sich zu ordnen?" — „Bald, mein Freund, bald," rief Upuccione lebhaft; „die Zeit ist nicht fern, wo unsere Kinder mit Lust erndten, was wir mit Thränen auf dem blutgetränkten Boden Italiens säten." — „Das gebe Gott," versezte Guido, „und möge nie wieder ein Deutscher mit eisernem Fuß auf Italiens Nacken treten!" — „Ein inniger, aber vergeblicher Wunsch," bemerkte Dante; „Italien wird, ich muß wiederholen, was Ihr schon so oft von mir hörtet, Italien wird, siegend oder besiegt, immer dem Sieger als Beute anheim fallen; und eben dieser Sieger muß ein Ausländer seyn, denn einem Eingebornen gönnen unsere neidischen Landsleute weder die Fürsten-, noch die Lorbeerkrone." — „Ihr geht zu weit in Euerm Haß, Messer Dante," rief Guido lebhaft; „die Lorbeerkrone wird Euch Niemand weigern, selbst Eure erbittertsten Feinde nicht." — „Doch, doch, ehrlicher Lombarde," antwortete Dante und schüttelte zweifelnd das Haupt. „Ich selber würde sie mir nie zusprechen, denn ich fühle nur zu lebhaft, wie viel mir fehlt, ich weiß nur zu deutlich, was ich leisten sollte, und was ich geleistet habe, und der Abstand ist zu groß. — Doch was ist das?"

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, December.

Pius der Achte.

Gerade zwanzig Monate nach seiner Erwählung starb Papst Pius VIII. den 30. November Abends 9 Uhr an zurückgetretener Gicht, nach einer Krankheit von 13 Tagen. Die allgemeine Theilnahme, welche die, sonst gegen ihre Herrscher

nicht sehr zärtlichen Römer während seiner Krankheit bewiesen, zeigt, daß auch in einer so sturmbewegten Zeit, wie es die jetzige ist, sein friedliches Wirken Achtung verdiene.

Seine äußern Schicksale melden alle öffentlichen Blätter. Er zeichnete sich besonders durch den Widerstand aus, welchen er der französischen Invasion innerhalb der Grenze seines guten Rechts als Bischof entgegensetzte. Er verweilte mehrere Jahre als Confinirter in Oberitalien, und gedachte dankbar der Häuser, welche damals ihm Gutes erwiesen hatten. Pius VII. ernannte ihn aus eigenem Antriebe bei der ersten, nach der Wiederherstellung gemachten Promotion zum Kardinal, und begrüßte ihn als seinen Nachfolger. Sein Wirken war, als er hieher berufen und Bischof von Frascati wurde, ganz der Kirche zugewendet. In dem Conclave nach Pius VII. Tode wollte die Mehrzahl der Kardinale ihre Stimmen auf ihn vereinigen, wenn er versprechen würde, den Kardinal Consalvi nicht zum Staatssekretär zu machen. Er antwortete, wenn Gott ihm die hohe Stelle bestimme, so werde er ihn gewiß auch erleuchten, damit er den Tüchtigsten zu jener Stelle erwähle. Man verstand ihn, und Kardinal della Genga wurde erwählt. So lebte er ruhig und verborgen als Großbeichtiger fort, bis zu Leo's XII. Tode. Aus einem Conclave von fünf Wochen trat er den lezten März 1829 als Pius VIII. Er verdankte seine Erwählung vorzüglich der Gewandtheit des Kardinals Albani. Dieser wurde sein Staatssekretär.

Dieses Pontificat nahm sogleich den Charakter eines Pontificato calante an. So nennen die Römer die Regierungen, in welchen, durch die Aussicht auf baldige Aenderung, keine durchgreifende Maßregel, keine auffallende Gunst oder Ungunst vorkommen, während sie das Gegentheil Pontificato crescente nennen. Pius VIII. verstand seine Zeit. Er äußerte 1829, das Gefährlichste für die jetzigen Regierungen sey das Beispiel einer gelungenen Revolution. Die Emanzipation der englischen Katholiken erfreute ihn mehr als die Ultraparthei, und schwerlich würde sein Vorgänger sich vor und nach den Vorfällen des Juli mit der Mäßigung benommen haben, welche er zeigte, besonders als er den geflüchteten französischen Bischöfen Rückkehr in ihre Sprengel befahl, und Alles mit Festigkeit ablehnte, was Rom zu einem zweiten Koblenz hätte machen können.

In der Verwaltung des Kirchenstaats zeigte er Gerechtigkeitsliebe und Sparsamkeit. Der Mautbtarif, welcher freilich besser unterblieben wäre, war bereits unter Leo XII. vorbereitet, und seine Modifikation für 1831 beschlossen. Keine persönlichen Verfolgungen fanden statt, und nur in Einer Hinsicht war Pius VIII. unerbittlich streng, wenn nämlich Jemand sich persönliche Verwendung herausnahm. Er kannte Roms Erbübel zur Genüge. Er hat als Regent den schwersten Sieg, den über sich selbst, davongetragen. Sein heftiges Temperament, durch knotige Gicht und Flechtenübel noch mehr gereizt, wußte er zu beherrschen. Neben gründlichen theologischen Kenntnissen war er sehr in der Münzkunde bewandert. Er sprach klar, kräftig und herzlich, aber in seinem märkischen Dialekt. Er war ein Mann, wie ihn jeder Staat sich als Bischof wünscht.

Eine Herzerweiterung machte langen und schmerzhaften Leiden den 30. November ein Ende. Das Volk betrauert seinen Verlust; keine Satire, kein Pfeifen, als gestern sein Leichnam vom Quirinal nach St. Peter gebracht wurde.

Keiner seiner Verwandten wurde während seiner Regierung begünstigt. In nicht längerer Zeit hatte Papst Alexander VIII. (Ottobuoni) Reichthümer auf sein Haus gehäuft und es in den Fürstenstand erhoben. Er hinterläßt kaum 100,000 Scd. Privatvermögen. Gerne wäre er vorigen Herbst nach Castel Gandolo gezogen. Die Kosten wurden auf 36,000 Scd. berechnet, und er zog es vor, sich in seiner eigenthümlichen Villa mit Weulgen zu ergeben, als auf Staatskosten die Landluft zu genießen.

Für Künste und Wissenschaften that er, was die bösen Zeiten erlaubten, führte die Ausgrabung des Forums fort und suchte die neu aufgefundenen Vasen von Canino zu erwerben. Seine Ansicht über das Verhältniß Roms zur Civilisation sprach er in der Antwortsrede aus, welche er im Conclave von 1829 an den französischen Botschafter Chateaubriand richtete.

Man möchte ihm Frieden mit den Worten nachrufen, mit welchen Tacitus sein Leben Agricola's schließt. M.

Frankfurt a. M., Anfang Decembers.

(Beschluß.)

Peschiers Vorträge über Literatur.

„Aehnlich jenen Blinden, heißt es in dem Vortrage Peschiers weiter, die sich etwas darauf einbilden, daß Jedermann sie anschaut, während sie Niemand sehen, rühmten sich die Franzosen des Bürgerrechts, das ihre Literatur in ganz Europa erlangt hatte, während ihnen die jeder andern Nation vollkommen unbekannt blieb. Diese Zeit der Vaterlandsthümelei (patrioterie), einer egoistischen Nationalität, eines kleinlichen Enthusiasmus und einer ausschließlichen Bewunderung ist nicht mehr, Dank den vereinten Talenten der Frau von Staël, der HH. Schlegel und Sismondi, aber vornämlich Dank jenen deutschen Schriftstellern, die durch die Stärke ihres Genies über die abergläubische Verehrung der Franzosen für ihre Idole und über Voltaire's Bannflüche zu triumphiren wußten, wodurch derselbe alle fremde Schriftsteller als falsche Götter ächtete.“ — Auf die Epoche des Wiedererwachens der Wissenschaften im Abendlande kommend, sagt P.: „Das an merkwürdigen Ereignissen so fruchtbare 15te Jahrhundert ertheilt Allem einen natürlichen Impuls und beschleunigt die Entwickelung des menschlichen Geistes. Der gleich dem Hauche des Schöpfers über den Gewässern schwebende Genius nimmt ungehindert seinen Flug von einem Pole zum andern. Wir sehen aus der Mitte seiner furchtbaren Trümmer den Schatten der antiken Civilisation hervorgehen, seine Fittiche entfalten, dem Abendlande zufliegen und über den Rest des Erdballs die dem Schooße seines Vaterlandes entrissenen Schätze verbreiten. Wir sehen Wissenschaften und Künste, vom heimathlichen Boden verbannt, gleich Troja's Kriegern an den Gestaden Siciliens ausschiffen und dort ihr zerrissenes Zelt auf den verbrannten Seiten des Aetna aufschlagen. Portugal hat seine Argonauten und seinen Apollonius, Spanien seinen Herodot und seinen Xenophon. Wir nähern uns Raphael, Michel-Angelo; wir gewahren in der Ferne Galilaei, Descartes, Newton; wir ahnden jene beiden unermeßlichen Entdeckungen, die zugleich des Menschen Wohnsitz und Macht verdoppeln, die Buchdruckerkunst, Amerika: große, geheimnißvolle Namen, Achtung gebietend, wie eine Offenbarung von oben, und den Keim der ganzen Zukunft der menschlichen Gesellschaften einschließend. Das Ungeheuer der Barbarei flieht eiligen Schrittes vor dem Gestirn der Civilisation, dessen Strahlen den ganzen Horizont Italiens erhellen. Noch hören wir das schwache Echo der fernen Klagen Griechenlands und Roms; alle jene glänzenden Träume des Heidenthums erlöschen in unsern Augen und verschwinden gleich luftigen Meteoren. Das Reich der rohen Kraft sollte vorübergehen; andere Palmen, als die der Schlachten, erschließen sich von allen Seiten; die Söhne der Gothen und der Vandalen haben das blutige Kriegskleid ihrer Väter abgelegt, und mit ihnen wendet die Welt ihre Blicke anderm Ruhme zu.“

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. December 1830.

Nacht deckt mein Auge, mein Gebein will Ruh',
Es strebte längst nur dieser Stunde nach.

Shakespeare.

Dante's Tod.

(Beschluß.)

Dante und Guido wurden hier durch eine Scene ganz eigener Art unterbrochen. Ein Eseltreiber zog mit seinen Thieren bei ihnen vorüber und sang mehrere Terzinen aus dem dritten Gesange der Hölle; so volksthümlich war Dante's großes Gedicht schon geworden. Dante lauschte mit innigem Vergnügen. Da wurde plötzlich einer der Esel stätisch und war nicht von der Stelle zu bringen. Der Treiber schlug unbarmherzig auf ihn los, ohne im Singen der Terzinen einzuhalten, in welche er nur dann und wann ein laut geschriees Arri, das dazu dienen sollte, das Thier vom Fleck zu bringen, einschob. Kaum hörte das der Dichter, als er zornig auf den Mann einsprang, ihm seinen Stock aus den Händen wand, und ihm selbst mit den mehrmals wiederholten Worten: „Arri steht nicht in den Versen," einige tüchtige Hiebe versetzte. Der arme Wicht begriff das gar nicht, und wollte sich Anfangs zur Wehr setzen; da er aber sah, daß er mit vornehmen Leuten zu thun hatte, und gar nicht wußte, wie er daran war, packte er schnell den störrischen Esel bei der Schnauze und entfernte sich so rasch, als er nur konnte. Dante folgte ihm im heftigen Aerger fast bis auf die Straße und warf ihm dann den Stock nach.

Als er sich darauf wieder zu seinen Begleitern umwandte, sah er, wie Guido vor Lachen über die komische Begebenheit fast erstickte; Upuccione, ernsterer Natur, sagte dagegen mißbilligend: „Aber, theuerster Freund, wie könnt Ihr Euch doch so von Eurem Zorne hinreißen lassen?" — „Wie durfte sich der Schuft erlauben, so meine Verse zu verstümmeln?" erwiederte der Dichter, noch immer heftig zürnend.

*

Wir finden Dante einige Monate später bei Guido Novello da Polenta, Herrn von Ravenna, der ihn mit großer Liebe und Verehrung bei sich aufgenommen, und zum Beweise, wie sehr er des Dichters Einsichten und Kenntnisse zu schätzen wußte, als Gesandten bei den Venetianern, mit denen er in einen heftigen Krieg verwickelt war, gebraucht hatte. Diese Sendung aber, so sehr sich Dante auch Anfangs ihrer freute, da sie ihm einen Beweis lieferte, daß sein Werth noch anerkannt werde, seine Fähigkeiten noch von Nutzen seyn könnten, war leider schlecht ausgefallen, indem der Haß der Venetianer gegen die Ravennaten so mächtig geworden, daß es den Abgeordneten der letzteren durchaus nicht hatte gelingen wollen, eine Audienz bei der Signoria zu erlangen, und sie also hatten umkehren müssen, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben. Niemand empfand das Fehlschlagen dieser Sendung tiefer als Dante; ein nagender Gram bemächtigte sich seines Gemüthes und wurde dergestalt Herr über ihn, daß sein Körper nicht mehr vermochte, den Kämpfen der Seele Widerstand zu leisten. Er verging sichtlich, und nur die

Gegenwart des geistreichen Guido Novello und die ausgezeichnete Ehrfurcht, welche dieser großartige Fürst ihm bewies, vermochten noch allein dann und wann seine Wangen mit dem lebhafteren Roth inniger, aber still verschlossener Freude zu färben. Die einzige Erholung und Zerstreuung für ihn bestand darin, Freunden der Poesie Unterricht in dieser erhabensten der Künste zu ertheilen, oder sich mit der Durchsicht und Verbesserung seiner eigenen Gedichte, besonders der Komödie, zu beschäftigen.

So saß er eines Nachmittags in einem oberen Zimmer seines Hauses zu Ravenna, als Guido Novello, ohne alle Begleitung, wie er es oft zu thun gewohnt war, bei ihm eintrat. Mühsam erhob der geschwächte Dichter sich von seinem Sitz und ging dem Fürsten entgegen, der ihn freundlich bei der Hand ergriff und ihn zu seinem Sessel zurückführte. „Ihr findet mich bei einer seltsamen Beschäftigung, an die es aber nachgerade Zeit wird zu denken, edler Guido," begann Dante. „Seht her," fuhr er fort, „an Irdisches habe ich nicht mehr viel zu wenden. Da habe ich mir denn die Zeit damit vertrieben, mir selbst den lezten Dienst auf Erden zu leisten und meine Grabschrift zu verfertigen. Wie es aber oft im Leben geht, daß man eher das Ende findet, als man den Anfang ersonnen hat, so widerfährt es auch mir jezt. Die lezten beiden Verse drängten sich mir unwillkührlich auf, als ich noch darüber nachdachte, wie ich den Anfang gestalten sollte. Hört nur, sie lauten ganz fein:

Hic claudor Dantes, patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

„Ja wohl," redete er weiter, als Guido Novello ihm etwas entgegnen wollte, „das war mir Florenz: parvi mater amoris, und ich liebte die Grausame doch mit dem wärmsten Herzen. Was hat sie mir zum Lohne gegeben? ein langes Daseyn voll Kampf und Verbannung, nirgends eine Ruhestätte für mein flüchtiges Haupt, als nur im Grabe, das mich bald erwartet, und wer weiß, ob selbst da, denn die Faust des Hasses wühlt ja auch die Gräber auf und reißt die Gebeine der Verfolgten heraus, um den ewig nagenden Hunger zu stillen." — „Aber wie mögt Ihr Euch nur mit solchen Gedanken beschäftigen, da Euch so viel noch zu thun bleibt?" fiel Guido ihm hier in die Rede; „der Tod ist ein Gast, der nie ausbleibt, und wenn er kommt, ist's früh genug, daran zu denken, wie man ihn zu empfangen hat." „Du hast gut reden, Adler von Polenta," erwiederte der Dichter, „aber meine Tage sind gezählt; ich fühle die Abnahme meiner Kräfte, und der nächste Vollmond wird über meinem Grabe leuchten. Was Du hier vor Dir siehst, ist nicht mehr Dante, es ist ein Baum, an dessen Marke ein verderblicher Wurm zehrt, Gram genannt; der schlechte Erfolg der Gesandtschaft nach Venedig, warum soll ich es Euch verhehlen? hat ihm neue Kraft verliehen, und bald, sehr bald, wird er den lezten Faden zernagt haben, der meine Seele mit dem Körper verbindet." — „O nicht solche Gedanken," bat Guido; „ich hoffe Dich noch mit Stolz in jenes Venedig einzuführen, als Guido Novellos Freund, und die Signoria, die den vermittelnden Gesandten zurückwies, soll vor Dir erzittern, wie Ravenna vor mir, wenn der Klang meiner Sporen durch den Schloßhof dröhnt; rede mir, wovon Du willst, von dem Ende aller Dinge sogar, nur nicht von dem Deinigen." — „Und warum nicht vom meinigen?" erwiederte Dante. „Ich ward geboren als eine Beute des Todes, aber droben winkt das ewige Leben; wo Beatrice weilt, ist ungestörter Frieden, und nach ihm sehnt sich meine Seele, denn sie ist müde vom Streit. Hier unten hab' ich um das Vaterland gekämpft, ich Thor, und jezt erst wird mir klar, daß unser wahres Vaterland nur dort ist, dort, in jenen Himmeln, von denen ich sang in meinen schönsten Stunden. Was ist alle Freude der Erde gegen die Freuden dort oben! aber den Schmerz hienieden sandte die ewige Gottheit, daß wir dereinst frei von den Leiden der Erde, um desto reiner den höchsten Lohn empfinden. Sieh, edler Mann, wenn nicht meine lezte Stunde nahte, würde ich so fest davon überzeugt seyn? Alle Zweifel heben sich wie von selbst, und die ewige Macht, da sie mir den Mund schließt, löst mir die Seele."

Guido schwieg betrübt. Als er aber aufblickte, gewahrte er, wie Dante's Augen flammten, als wenn himmlisches Feuer sie erhellte. Er ergriff des Dichters Hand, aber plötzlich fühlte er, wie dieselbe erkaltete; ohnmächtig lag Dante vor ihm da.

*

Die aufgehende Sonne des fünfzehnten Septembers im Jahre 1321 bestrahlte Dante's Leiche. Traurig umgaben des Dichters Söhne, nebst Guido Novello und Beatrice, welche gekommen war, ihren Vater in seiner lezten Krankheit zu pflegen, aber nur noch eben zur rechten Zeit eintraf, um seinen Segen zu empfangen, den Sarg, der die irdischen Ueberreste des größten Mannes seiner Zeit umschloß. Friedlich, mit gefalteten Händen, die ein Kruzifix umfaßten, lag der erhabene Todte da; alles Strenge war aus seinen Zügen verschwunden, es schien, als habe eine höhere Hand die Furchen der Stirne geglättet; an der Ruhe, die auf dem Antlitz des Geschiedenen herrschte, sah man, was seine Seele im Augenblick der Trennung beschäftigt hatte: die Hoffnung, einzugehen in Beatricens Frieden.

Nichts unterbrach die tiefe Stille, die in dem durch den Todten geheiligten Raum waltete. Endlich ertönten die Glocken von Ravenna's Thürmen; die Straßen füllten sich mit Leidtragenden, denn alle fühlten, daß ein heller Stern Italiens untergegangen sey. Einige Stunden später bewegte sich ein großer Zug angesehener Männer aus der Kirche der Minoriten, wo des Dichters Leiche beigesezt war, nach Dante's Hause zurück. Guido Novello

führte ihn, und ehrte, dort angekommen, den Abgeschiedenen durch eine herrliche, tief empfundene Rede, die er, begeistert von dem Andenken an den Verstorbenen, mit tiefer Rührung sprach. Während dieser Zeit aber kniete eine Betende still weinend an der frischen Gruft. Es war Beatrice. Da trat plötzlich ein junger Krieger, in einen Mantel gehüllt, in die Kirche, sah sich scheu um und nahte sich dann mit raschem Schritte der Jungfrau, die erschreckt aufstand. Als er den Mantel fallen ließ, gewahrte sie ihren Geliebten. „Jezt bist Du mein," rief er im Uebermaß der Liebe, Alles um sich vergessend; mein, bei der Asche Deines Vaters!" — „Bei der Seele meines Vaters," erwiederte sie, „ich bin es nicht! Dieser edle Todte starb, um sein Vaterland sich in Gram verzehrend. — Lebe Du für das Deine. Dort oben will ich Dir angehören, hier auf Erden darf ich es nicht; ich hab' es ihm gelobt, der jezt dort schlummert. Störe seine Ruhe nicht." Bestürzt wollte er ihr etwas erwiedern; sie winkte ihm ernst, zu schweigen, und verließ dann die Kirche. Es gemahnte ihm, als wandle eine Heilige vor ihm her. Er wagte nicht, ihr zu folgen, und sah sie nie wieder.

Beatrice kehrte noch an demselben Tage in ihr Kloster zurück, wo sie bald darauf die Weihe erhielt und als eine Dienerin des Herrn ihr Leben beschloß.

Ein Besuch in einem arabischen Harem *).

In meines Gemahls Abwesenheit blieb ich immer auf meinem Zimmer; doch eines Abends, als ich, der kühlen Seeluft zu genießen, auf meiner Terrasse spazieren ging, öffnete sich ein Fenster, das ich vorher gar nicht bemerkt hatte, langsam, und eine dunkle Hand schien mir zu winken. Ich trat erschrocken zurück, als ich mich aber wieder umsah, bemerkte ich mehrere Frauen am Fenster, welche mir eifrig zuwinkten und mir durch Zeichen zu verstehen gaben, daß die Männer alle abwesend seyen. Da ich noch immer zauderte, erschienen eine Negerin und ein Knabe auf einer andern Terrasse, und drangen durch Zeichen in mich, zu ihnen zu kommen. Nach einem kurzem Kampfe zwischen Aengstlichkeit und Neugierde, siegte endlich die lezte, und ich ging die Treppe hinunter, an deren Fuß mir der Knabe entgegen kam. Er hob einen schweren Vorhang auf und führte mich in einen kleinen innern Hof, an dessen Thüre eine Menge Weiberpantoffeln standen, und worin ich ungefähr ein Dutzend Frauenspersonen traf, welche in weite Beinkleider, eng anliegende Jacken und sehr zierliche Turbane gekleidet waren. Sie empfingen mich mit der innigsten Herzlichkeit und Freude; die vornehmste Frau, die sich Zakkara nannte, ließ mich neben sich nieder sitzen, faßte mich schmeichelnd bei der Hand, gab mir einen Blumenstrauß und reichte mir, nachdem sie selbst davon gekostet, Kaffee, der in den gewöhnlichen schönen, kleinen Porzeläntassen auf einem silbernen Teller kredenzt wurde. Er war aber so sehr mit stark riechenden Stoffen gemischt, daß ich ihn kaum zu trinken vermochte. Sie stand in ihrem Benehmen so hoch über den Andern, als eine englische Dame über ihren Mägden. Sie war von leichtem, schmächtigem Bau, hatte hübsche, sanfte Züge, mit lebhaftem, geistreichem Ausdruck, und war in ihrem Weten so graziös, als herzlich und munter. Die andern Weiber drängten sich neugierig um mich her; wir unterhielten uns recht lebhaft durch Zeichen, und wenn wir uns einander nicht verständlich machen konnten, so lachten wir alle zusammen aus vollem Halse. Sie fragten mich, wo ich herkomme, ob ich vieles Geschmeide und viele Kinder habe, und zeigten mir die ihrigen mit lärmender Freude. Mein Anzug fiel ihnen sehr auf, und es war mir schon bange, ich möchte mich entkleiden müssen, um ihre Neugierde ganz zu befriedigen. Am meisten Spaß schien ihnen der Umstand zu machen, daß meine Kleider hinten zugeschnürt waren; auch konnten sie nicht begreifen, wozu die breiten Zeugstreifen dienen sollten, die unten am Rock waren. Ich blieb einige Zeit bei ihnen sitzen, und erst auf meine wiederholte Versicherung, daß mein Cowasiie (Gatte) auf mich warte, ließen sie mich gehen.

Am folgenden Morgen erhielt ich eine förmliche Einladung, meinen Besuch zu wiederholen, und ich wurde eine sehr schöne klösterliche Treppe hinaufgeführt, an welcher der Hausherr, dem Anschein nach im Gebet begriffen, stand, offenbar aber in der Absicht, mich, ohne daß ich es merken sollte, zu sehen. Ich wurde feierlich in den Prunkgemächern empfangen, und fand sämmtliche Weiber weit prächtiger gekleidet, als am Abend zuvor. Zakkara hatte schöngestreifte seidene Beinkleider und einen reich mit Silber besezten Leibrock an, welcher bis zu den Füßen hinabreichte. Aller Hände und Füße waren mit Henna bemalt, und sie wunderten sich, die meinigen in ihrer natürlichen Farbe zu sehen. Die Möbeln bestanden vorzüglich aus Ruhebetten, welche an den Wänden herum liefen, und man wunderte sich aufs Neue, als ich die europäische Art zu sitzen ihrer orientalischen vorzog. An den Wänden hing eine Stelle aus dem Koran in einem Rahmen von Email, und in einer Vertiefung stand ein bemalter Koran, den sie mir zeigten. Ein angenehmes junges Weib saß auf einem niedrigen Stuhl und machte silberne Borten, deren Verfertigungsart und Gebrauch als Besetzung der Kleider sie mir erklärte. Mein Anzug wurde aufs Neue durchgemustert, und erregte abermals ihr Er-

*) Aus dem eben erschienenen Narrative of a journey overland from England by the Continent of Europe, Egypt et the red Sea, to India, in the years. 1825 — 28, by Mistress Elwood.

staunen. Man brachte Erfrischungen, welche alle, ehe man sie mir darreichte, gekostet wurden, wahrscheinlich, um mir zu zeigen, daß sie nicht vergiftet seyen, und fragte mich aufs Neue über meine Kinder und meinen Schmuck aus. Sie sagten mir alle ihre Namen, bemühten sich aber vergebens, den meinigen auszusprechen. Auf einmal erhob sich ein lautes Freudengeschrei, Gelächter und Händeklatschen; sie zogen mich schnell ans Fenster, und da sah ich meinen Mann auf der Straße. Er war in seinem englischen Anzuge mit dem Hute auf dem Kopf, über welchem einer seiner Diener einen Sonnenschirm hielt, eine so ungewöhnliche Erscheinung an diesem Orte, daß ihm eine Menge Neugieriger folgte. Der Anblick machte meinen braunen Freundinnen ungemeine Freude, und diese wurde noch größer, als sie erfuhren, daß die sonderbare Erscheinung mein Cowasjie sey. Der Hausherr kam nun auch herzu; er behandelte mich mit der größten Achtung und brachte mir einen Säugling, welcher goldene Ringe in Nase und Ohren hatte und der, wie er mir mit Vaterstolz ankündigte, sein und Zakkaras Kind war. Auch er befragte mich über meine Kinder und meinen Schmuck, zwei Gegenstände, welche eine morgenländische Einbildungskraft immer vorzüglich zu beschäftigen scheinen. Mit einiger Mühe machte ich ihnen die Bedeutung meines Traurings, welcher ihnen aufgefallen war, begreiflich; indessen betrachteten sie ihn offenbar fortwährend als ein Amulet. Zakkara zeigte mir das ganze Haus, welches sehr unregelmäßig gebaut war. Ich sah viele Zimmerchen mit Schießscharten und Fenstern nach jeder Richtung hin, aus welchen man alles sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Sie zeigten mir unser Schiff, den Bazar und die Moschee, aus welchen der Daula eben in feierlichem Zuge kam. Wir schieden von einander mit gegenseitigen Versicherungen des Wohlwollens; ich hatte zwar weder eine Schönheit wie eine Fatimah, noch die Pracht eines türkischen Harems gefunden, aber die Kunstlosigkeit, Heiterkeit und Glückseligkeit, welche in diesem arabischen Frauenzwinger zu herrschen schienen, hatten mir große Freude gemacht. — Die Weiber in Arabien scheinen mehr Freiheit zu genießen, als in Egypten; denn sie dürfen mit einander ausgehen, so oft es ihnen beliebt. Einmal begegnete ich meinen Freundinnen, als wir eben ausgehen wollten; sie kamen von einem Spaziergange zurück und waren so verhüllt, daß ich sie nicht erkannt haben würde, wenn sie mich nicht schmeichelnd bei der Hand genommen und eingeladen hätten, sie wieder zu besuchen. Alle unsere Herren waren bei mir und es schien mir, als blieben die arabischen Damen länger bei mir, um desto besser Gelegenheit zu haben, die fränkischen Männer in der Nähe zu sehen.

Im Regen.

Zählt man die Zeit im Jahr,
Drinn freudvoll war ein Herz,
Sind's wen'ge Stunden nur,
Die andern trug es Schmerz.

Zählt man die Zeit im Jahr,
Drinn blau der Himmel blieb,
Sind's wen'ge Tage nur,
Die andern waren trüb.

Drum da der Himmel selbst
So oft in Thränen steht,
Klag' immer, Menschenherz!
Daß dir's nicht besser geht.

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfang Decembers.

Gefahr aus Polen.

Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, welche erschütternde Wirkung die erste Nachricht von den Warschauer Vorfällen bei uns hervorgebracht hat. Die Revolution klopfte blutig und bedeutend auch an unsere Grenzthore. Man fürchtete für Posen und, mehr als dies, einen, wie es uns schien, unvermeidlichen Krieg, wenn man den festen Heldencharakter des russischen Kaisers und die Anhänglichkeit unsers Monarchen für seinen Schwiegersohn und dessen Interesse beachte. Ein düsterer Winter mit allen Schrecken, welche russische Herrschaaren, polnische Verzweiflung, die einbrechende Cholera, Ströme preußischen Blutes, für die verfochtene Sache vergossen, zum Gefolge haben, schien vor uns zu liegen, und dahinter keine Aussicht auf eine Frühlingssonne. Den beherztesten Papierhändlern sank der Muth, und die erste Wirkung an der Börse war eine völlige Stockung aller Geschäfte. Freilich zeigte sich bald, daß der Schreck zu weit ging, daß wir fester stehen, als wir es selbst in diesen kritischen Momenten oft zu glauben wagen. Für Posen, obgleich man im ersten Augenblicke auch dort Allarm geschlagen und auf ein falsches Gerücht: daß der zufällig auf einer Jagdpartie abwesende Obergeneral gefangen genommen sey, das Militär ins Gewehr treten und Kanonen mit brennenden Lunten daneben aufpflanzen lassen, für Posen zeigte sich durchaus keine Gefahr. Der Bürger sieht die Vortheile ein, welche ihm die gesetzmäßige Ordnung unter preußischer Verwaltung gewährt, der Bauer ist aus einem Sklaven freier Eigenthümer geworden und fängt an, seine Freiheit mehr zu schätzen, als man erwarten durfte, und der Edelmann, in welchem altpolnisches Blut und Freiheitssinn noch aufwallen mag, kann ohne Bauern, die ihm folgen, nichts unternehmen. Ein großer Theil der achtbaren adeligen Gutsbesitzer erkennt überdies, daß eine Revolution in jenem alten Sinn der Conföderationen nicht mehr an der Zeit ist. Dazu kommt das Aufgebot der Landwehr und eine bedeutende Militärmacht, welche, in einem halben Tage gerüstet, die Grenzen unsers Großherzogthums jezt besetzt. So ist zwar der erste Schreck überwunden, aber die Zukunft liegt darum nicht minder düster vor uns.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 306.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 23. December 1830.

— Ihr seyd stumpf: der Lebensfunke,
Der glühen sollt' in Römern, fehlt euch oder
Ihr braucht ihn nicht.

Shakespeare.

Ueber Italien und die Italiener.

Von Eduard Arnd.

Die Entwicklung des italienischen Volkscharakters im Allgemeinen.

Das äußere Leben in Italien ist in vielfacher Rücksicht nationaler und wir möchten sogar sagen, geregelter als in Deutschland und andern Ländern. Da man indessen Recht hat, wenn man sich, von einer andern Seite her, Italien als im Verfall und in einer Art von Auflösung begriffen, vorstellt, so wollen wir uns, um nicht parador zu erscheinen, gleich im Anfange darüber erklären, was hier unter äußerem Leben zu verstehen sey. Wir meinen darunter eine eigenthümliche, auf alle Klassen der Nation gleich einwirkende Eintheilung der Zeit der Arbeit und des Genusses, gleiche Theilnahme an allgemeinen, regelmäßig wiederkehrenden Festen, eine, bis sehr weit herunter verbreitete Leichtigkeit im Gebrauch der Sprache, wodurch die Stände in mannigfaltige und vertrauliche Berührungen kommen, und ein hier, wie irgendwo, verbreitetes Gefühl einer gewissen Gleichheit in dem Verkehr und den Verhältnissen der Menschen unter einander. Diese eben angeführten Bedingungen jeder volksthümlichen Existenz erfreuen sich in Italien einer allgemeinen Gültigkeit, und dieß aus mannigfaltigen weltlichen und kirchlichen Gründen. Die politischen Verfassungen und fremder Einfluß haben dem italienischen Charakter, wenn sie ihn auch nirgends gänzlich brechen konnten, doch hier und da manches Fremdartige beigemischt. Die fast nach der Art absoluter Regierungen im Norden eingerichtete militärische Aristokratie Piemonts, die Alles leitende und beaufsichtigende Verwaltung des Königreichs Neapel, diese, der italienischen Natur fremden, und rein durch fremden Einfluß hervorgebrachten Gestaltungen haben indessen, so übermächtig sie sich auch, von den Umständen begünstigt, hier und da zeigen können, den in seinen Trümmern selbst noch ungemein festen und eigenthümlichen Nationalcharakter nicht gänzlich überwinden können. Dieser zeugt mitten in seinem Verfall von der Kraft, die ihm einst durch so viele Jahrhunderte inwohnte. Auch möchten wir endlich behaupten, daß die Italiener, die heute wenig oder gar keinen politischen Sinn besitzen, sich durch ein sehr lebendiges Nationalgefühl auszeichnen, sich dessen, was sie von andern Völkern unterscheidet, sehr wohl bewußt und ihrer Ueberlegenheit, da wo diese in dem, was dem italienischen Naturell angehört, hervortritt, sich eher zu überheben geneigt sind, als daß sie dieselbe vergäßen. Der Italiener verhält sich zu seiner Regierung auf eine eigene Weise, von der ein Fremder schwer eine klare Vorstellung gewinnt. Man könnte von ihm sagen, daß er weder gern gehorcht, noch eine wahre Neigung zu irgend einem Widerstande besitzt. Eine große Menge der Gebildeten verbirgt sich nicht den tiefen Verfall ihres Landes, die Verachtung, die ihnen in der Regel von ihren eigenen Regierungen gezeigt wird, die Nullität ihrer literarischen, die Geringfügigkeit ihrer künstlerischen Produktionen, und was

das Schlimmſte iſt, die faſt erſterbende Hoffnung der Erneurung eines beſſern Zuſtandes, eine Stimmung, die ſelbſt die materiellen Kräfte eines Volkes lähmen kann.

Die Ueberzeugung von der Wahrheit dieſer Behauptungen, die man Italiener häufig ausſprechen hört, und die jeder zugiebt, der dieſes Land auch nur von Ferne kennt, ſollte, möchte man glauben, eine gänzliche Muthloſigkeit erzeugen und dem ganzen Leben einen Ausdruck von Schwäche und Trauer aufdrücken, der einen jähen Verfall, eine raſche Auflöſung aller Verhältniſſe ahnen ließe. Was uns aber in Bezug auf die italieniſche Nation ſowohl in Rückſicht auf ihre Gegenwart als ihre Zukunft tröſtet, iſt das, daß dieſe Schatten eine bedeutende Lichtſeite gegenüber haben, die ihre Nahrung aus mannigfachen Regionen nimmt und ſtark genug iſt, um über das Leben der Italiener eine Heiterkeit zu verbreiten, der Exiſtenz eine Luſt und Leichtigkeit zu verleihen, von der ſelbſt die ſtrengſten Richter unter den Fremden gewonnen werden.

In keinem Lande erſcheint das öffentliche und beſondere Leben der Einzelnen ſo getrennt als in Italien. Dieſe Erſcheinung zeugt von der Schwäche des erſtern und der Stärke des leztern Zuſtandes. Nirgends haben die Regierungen, ſeit undenklichen Zeiten, ſo den Charakter des äußern Zwanges angenommen, nirgends hat die Autorität ſich den Neigungen und Bedürfniſſen der Einzelnen fremder und ferner gegenüber geſtellt, als in den weltlichen und geiſtlichen Autoritäten Italiens, aber nirgends hat auch das Volk ſo viel von dieſer Gewalt für ſich zu retten gewußt, nirgends gibt es ſo viele Freiheit in den Privatverhältniſſen, als eben in Italien. Da dieſes Land viele Jahrhunderte lang der Schauplaz beſtändiger Kriege und Veränderungen, und ein Tummelplaz für alle Partheien war, die großentheils ein ihm fremdes Intereſſe hatten, ſo merkte die kluge italieniſche Natur ſehr bald und vielleicht zu früh, daß dieſem Schickſal nicht zu widerſtehen ſey, daß man ſich aber in ſeiner Lage als Einzelner, in Beziehung zu geiſtlichen und weltlichen Obern, in ſeinen Verhältniſſen als Nachbar, Unterthan, Eigenthümer, ſo wohl verſchanzen und zugleich ſich ſo viele Freiheit, als die Umſtände es irgend erlauben, gönnen müſſe, um dieſe einzelne Seite der Exiſtenz, da jede Theilnahme an einer öffentlichen benommen war, ſo viel als möglich zu ſichern, ſo viel als möglich genießen zu können. Dieſe Ungleichheit in den öffentlichen und beſondern Verhältniſſen, die Leichtigkeit des italieniſchen Naturells im Kampf mit drükkenden, oft verhaßten Formen, ein Streit, von dem natürlich jeder Einzelne berührt werden mußte, hatte alle Fehler und Vorzüge des Volkscharakters hervorgebracht, oder dieſen überhaupt erſt beſtimmt, da ſich aus dem Alterthum, wie in den Denkmalen, ſo auch in den Geſinnungen der Einwohner, nur Trümmer erhalten konnten. Ohne die Kenntniß dieſer allgemeinen hiſtoriſchen Zuſtände, wie ſie ſich aus dem Mittelalter her gebildet haben, ohne die Fähigkeit, ſich den Einfluß, den ſie ausübten, veranſchaulichen zu können, wird man von dem Charakter des italieniſchen Volkes keine allgemein ſichere Vorſtellung gewinnen, die vielen Gebrechen ſeiner Natur leicht übertreiben und das für Schuld anrechnen, was oft nur Verhängniß und Unglück war.

Obgleich der Lauf der Geſchichte uns nöthigt, unſere eben angeführten Bemerkungen auf ganz Italien auszudehnen, ſo hat ſich doch in Rom die Eigenthümlichkeit des italieniſchen Weſens am originellſten ausgebildet. Die Regierung des Pabſtes, obwohl ſie ſich in mancher Beziehung wenig über die der andern italieniſchen Staaten erhob, war doch lange die den Einwohnern gemäßeſte, bot als Mittelpunkt der katholiſchen Kirche ihren Bürgern große, ſonſt nirgends mögliche Vortheile und blieb, aller Mängel ungeachtet, lange das nationalſte Gouvernement in Italien. Ohne Zweifel hat ſich der italieniſche Charakter, im Verhältniß zu einer Regierung, die heute nach denſelben Grundſäzen, wie vor Jahrhunderten, verfährt, hier mit allen Schwächen und Vorzügen am meiſten ausgebildet. Jener, von uns oben, als den neuern Italiener beſonders charakteriſirend, angegebene Zug einer großen Indifferenz in Bezug auf öffentliche Verhältniſſe, denen er immer mißtraut, deren Ausübung für ihn faſt immer drükend geweſen, und einer lebhaften Neigung, die individuelle Lage vom Staat und deſſen Einrichtungen unabhängig zu erhalten und ſo viel wie möglich zu trennen, ſcheint in Rom in allen Klaſſen gleich allgemein zu ſeyn. Was den Fremden, der dieſes ſchöne Land liebt, am meiſten betrübt, was eine mögliche Reſtauration des italieniſchen Lebens als ſehr fern liegend erkennen läßt, iſt der Mangel an kriegeriſcher Kraft und kriegeriſcher Geſinnung. Eine gewiſſe Schlaffheit und Weichlichkeit, die den gebildeten Klaſſen in Italien gemein iſt, gibt ihnen zuweilen ein förmlich weibiſches Weſen. Obgleich es wahr iſt, daß dem Italiener, zum Theil ohne ſeine Schuld, alle nationalen Intereſſen ſeit Jahrhunderten genommen ſind, ſo liegt es doch ſonſt in der Natur kräftiger Völker, ihre Exiſtenz mit der anderer zu meſſen, d. h. mit ihnen zu ſtreiten, und wenn die Verhältniſſe daheim dieß nicht geſtatten, Kampf und Gefahren in der Fremde und Ferne aufzuſuchen. Franzoſen und Deutſche haben ſich in dieſer Beziehung als beſonders ſtreitbare Völker gezeigt und häufig, wenn die Politik ihre Exiſtenz zu verſumpfen drohte, durch dieſen großen kraftvollen Hang ihrer Natur, Gefahren zu lieben und dem nationalen Geiſt, auch wenn er für Augenblicke gelähmt war, immer zu vertrauen, ihr Lebensblut in Bewegung geſezt. — Die eben gemachten Bemerkungen über den Mangel an kriegeriſchem Sinn, der ſonſt die Grundlage jeder volksthümlichen Exiſtenz ausmachen muß, beſchränken ſich allerdings meiſt auf die gebildeten Klaſſen;

die niedern Stände, besonders die, welche sich mit ländlichen Beschäftigungen abgeben, haben ohne Zweifel noch viel von der Energie, welche die Italiener in frühern Zeiten auszeichnete. Im niederländischen wie im dreißigjährigen Kriege that sich der italienische Adel in allen katholischen Armeen hervor; seit dem Erlöschen der Religionshändel hat er aber wenig Neigung für die Waffen gezeigt.

Gewöhnlich werden die Italiener von den in ihrem Lande längere Zeit lebenden Fremden sehr günstig beurtheilt, indem Natur und Kunst hier eine Kette bilden, deren Zauber fast unwiderstehlich wirkt.

Frisches Leben.

Zerfallen liegt die Welt, der alte Glauben
Stirbt an sich selbst, der morsche Stamm zersplittert,
Die Tempel und Paläste sind verwittert,
Die Marmorgötter Epheukränz' umlauben;

Nur wildem Taumel dient die Kraft der Trauben,
Wie ein Gefängniß ist das All vergittert:
Die Sonn' erbleicht, der Erde Schooß erzittert,
Der grausen Nacht entfliehn des Friedens Tauben.

Den irren Blick hebt Sehnsucht aus den Trümmern,
Tod sieht sie rings, er drohte sie zu fassen,
Ein neuer Geist nur konnte sie erretten;

Die Nacht erglänzt, und läßt sie nicht verkümmern,
Durchdringend Blut belebt die todten Massen,
Der Busen schwillt, und bricht die starren Ketten.

Märker.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Bernardin de St. Pierre.

Erfreulich und fast rührend ist Bernardins de St. Pierre Anhänglichkeit und Verehrung für Rousseau. Seine Oeuvres posthumes enthalten darüber die unzweideutigsten Beweise. Er lebte einige Jahre im genauesten Umgang mit Jean Jacques, studierte ihn, und da er immer nur Einfalt und Wahrheit bei ihm fand, so ward er sein innigster Freund und Verehrer, und ihm verdanken wir die interessantesten Mittheilungen über den mürrischen, in seinem Alter menschenscheu gewordenen Weisen. Wir werden ein andermal in diesen Blättern darauf zurückkommen. Da St. Pierre selbst ausgezeichnetes Talent hatte, so konnte er bei seinem edlen Gemüth leicht gegen fremde Auszeichnung gerecht seyn, und er unterschied sich auch dadurch wesentlich von den Schriftstellern seiner verdorbenen, falschen und egoistischen Zeit. Er setzte Jean Jacques neben Fenelon, denn er liebte die Menschen, wie Fenelon sie wollte. Darum dachte er sich auch beide in Einem Grab, und machte auf sie folgende Grabschrift, die an sich ein Gedicht ist: „D. M. Dem dauernden und unbefleckten Ruhm der zwei Männer, deren Geist ihre Tugend erleuchtete, die Irrthum und Mißbräuche bekämpften und ihr Jahrhundert zur Natur zurückführen wollten, den Männern Jean Jacques Rousseau und François Fenelon habe ich dieses vergängliche Denkmal gesetzt und es durch ihre Namen geheiligt, die höher stehen als Cäsar und Achilles. Nicht auf der Menschen Leiden baute sich ihr Ruhm, dem Landmann raubten und zerstörten sie sein kleines Eigenthum nicht, dem Mädchen nicht ihr Lieb', dem Säugling nicht seine Mutter, den Königen nicht ihr Land. Nur durch Eins wird ihres Ruhmes würdig gedacht, wenn die Menschen ihrem Andenken die Thränen widmen, die ihnen diese beiden erspart haben."

Piron.

Wir schließen diese Bemerkungen über Rousseau's Zeitgenossen mit Piron, wiewohl dieser über achtzig Jahre alt war, als er Jean-Jacques zum erstenmal — nicht sah, denn er war blind, aber fühlte. Der schlüpfrige und oft schmutzige, aber höchst geistvolle Piron hatte bekanntlich viel Liebenswürdiges und Edles in seinem Wesen; davon wollte sich Rousseau, der ihn noch nicht kannte, durch den Augenschein überzeugen, und ließ sich daher von Dusaulx bei ihm einführen. Es war gerade Pirons Geburtstag. Vom frühen Morgen an hatte es Blumen und Gedichte bei ihm geregnet; es war 3 Uhr, gerade der rechte Augenblick; Alles war heiter und witzig gestimmt. Diesen Tag entzückte er einen auserlesenen Cirkel, und wider seinen Willen hatte man ihn mit Rosen, Myrthen und Lorbeern gekrönt; er war wie Anakreon, ein geistreiches Wort drängte bei ihm das andere. Auf einmal bemerkte seine Nichte Jean-Jacques, der unbemerkt in den dichten Kreis um Piron getreten war, und sagte zu ihrem Onkel: „Da ist er, da steht er." — „Wer denn? etwa Jean-Jacques?" — „Ja, Hr. Jean-Jacques Rousseau selbst." Bei diesen Worten erhebt sich der Greis von seinem Lehnsessel, sucht herumtastend Rousseau's Hand, faßt sie, öffnet seinen Schlafrock, um sie an sein Herz zu drücken, dann ruft er mit lauter Stimme: „Nunc dimittis servum tuum, Domine. — So sterbe ich doch nicht, lieber Rousseau, ohne die Erfüllung meines Wunsches. Da ist er, sagte Nanette nur — ich fühlte, daß Sie es waren." Darauf umarmte er ihn von Neuem, drückte ihn an sein Herz und fuhr dann mit Begeisterung fort: „O, der gute Kopf, das gute Herz! und doch haben Barbaren seinen Emile verbrannt. Desto besser für die Engel, die sich an dem Duft dieses Brandopfers laben konnten. Aber wie sind Sie auf den Gedanken gekommen, mich zu besuchen, da Sie doch so wenig Menschen sehen? Geschah es, um die Weisheit mit der Thorheit recht in Kontrast zu bringen? Apropos,

haben Sie mir meine Epigramme verziehen? Ich bereue es heute, sie geschrieben zu haben; sie sind aus dem lockern, ausgelassenen Muth entstanden, der mich wider meinen Willen fortriß.“ Hierauf antwortete ihm Jean-Jacques mit Gefühl und Rührung: „O, ich begnüge mich nicht mit den alten, sondern erwarte neue. Frisch auf, fröhlicher Bacchussohn, verzogenes Musenkind, bleiben Sie immer derselbe, seyn Sie immer Piron. Sie sind als Schalk geboren, meinten es aber nie böse.“

Chr. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Mina's und Valdes Einfall in Spanien.

Das Monthly-Magazin enthält einen langen, und allem Anscheine nach in den Hauptpunkten authentischen Aufsatz über die lezten Versuche der spanischen Constitutionellen zum Umsturz der gegenwärtigen Regierung in ihrem unglücklichen Vaterlande. Nach diesem Aufsatze liegt der Hauptgrund der Streitigkeiten unter jenen Geflüchteten darin, daß ein Theil derselben, und zwar die als Staatsmänner, Feldherrn und Gelehrten ausgezeichnetsten Männer zu der politischen Sekte der Masones gehören, ein anderer aber, unter denen Torrijos und F. Valdes die ausgezeichnetsten sind, sich zu den Comuneros bekennt. Daß zu einem Unternehmen, wie sie es vorhatten, ein Oberbefehlshaber unentbehrlich sey, ward freilich von allen anerkannt; nur konnten sie nicht darüber einig werden, wer dieser Oberbefehlshaber seyn solle. Die Meisten gaben ihre Stimme mit Freude dem berühmten und hochverdienten Mina; aber viele Brausköpfe waren ihm entgegen; zu vorsichtig und klug, in jeden unverdauten Plan einzugehen, war er bei diesen der Lauigkeit für die gute Sache verdächtig geworden; ja manche hatten die Kühnheit, dem edlen Patrioten verrätherische Absichten zuzuschreiben. Einer dieser Hitzköpfe, F. Valdes, ein tapferer Mann, der sich durch sein Unternehmen auf Tarifa bedeutendes Ansehen erworben hatte, beschloß demnach, für sich selbst zu handeln und drang, wie männiglich bekannt, am 15. Oktober, von ungefähr 400 Kriegern begleitet, in Spanien ein. Mina befand sich nun in einer äußerst kritischen Lage; er wußte aus den sichersten Quellen, daß der Schritt höchst voreilig gewesen, da die königlichen Truppen in der Gegend zu zahlreich waren, als daß die Bewohner der Provinz hätten Lust bekommen können, sich mit einem so kleinen Häuflein, als Valdes führte, gegen die Königlichen zu vereinigen, selbst wenn sie wegen der Privilegien, welche Arragonien noch immer genießt, nicht der Einführung einer allgemeinen Verfassung entgegen wären, die ihnen mehr zu nehmen droht, als sie ihnen zu geben verspricht; er war überzeugt, daß Valdes unterliegen müsse, und ihn selbst wohl kein besseres Schicksal erwarte, wenn er dem tollkühnen Manne zu Hülfe ziehe. Aber um seines eigenen, seit Kurzem so häufig und so schmählich angegriffenen Rufes sowohl, als um der Sache selbst willen, deren Führung ihm anvertraut war, sah er sich genöthigt, gegen seine Ueberzeugung zu handeln und sich in die augenscheinlichste Todesgefahr zu begeben, um, wo möglich, jene unbedachtsamen, aber tapferen Männer zu retten. Seine Truppe, das heilige Bataillon, bestand indessen aus nicht mehr als 500 Mann, meistentheils gediente Offiziere, von denen der jüngste vielleicht nicht unter 40 Jahre alt war, Männer, welche Alter, Wunden, Mangel und Krankheiten so sehr geschwächt hatten, daß sie in der jetzigen Lage wohl kaum einer Kompagnie gewöhnlicher Soldaten gleichgestellt werden konnten. Aber dennoch gelang es ihnen, ihre Unglücksgefährten zu befreien. Mina rückte am 20. in Spanien ein, und kam nach unsäglichen Strapazen auf den Höhen von Vera in der Nähe von Valdes an. Alle Versuche, diesen Mann zum Rückzug zu bewegen, ehe die Uebermacht, welche, wie Mina genau wußte, gegen sie im Anzuge war, es ihnen unmöglich machte, waren vergeblich, und am 27. wurde derselbe an der Brücke von Vera von einem Heer von wenigstens 5000 königlichen Truppen angegriffen. Die Konstitutionellen fochten wie Verzweifelte, und sey es nun, daß die Königlichen, welche fast ganz aus regelmäßigen Truppen bestanden, das Unglück achtend, nicht ihr Aeußerstes thun wollten oder, gleichgültig gegen die Sache, für die man sie streiten ließ, sich nur als Söldner vertheidigten, es gelang ihnen, mit dem Verlust von nicht ganz 100 Mann und ohne ihre Waffen einzubüßen, Frankreich wieder zu erreichen. Unter den Abgeschnittenen befand sich indessen Mina. Er hatte seine Hauptmacht unter dem Pastor und Butron Valdes zu Hülfe geschickt und beobachtete, von einem unbedeutenden Häuflein begleitet, das Gefecht von der Höhe von St. Marcial aus.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Anfang Decembers.

(Beschluß.)

Das Theater. Buchhandel.

Es ist seltsam, aber erklärlich, daß sich gerade bei dieser trüben Stimmung die Theater wieder füllen. Man sucht Zerstreuung, Vergessen der drückenden Tagesgespräche. Die Sängerinnen Elsler aus Wien konnten gerade jezt außerordentliches Glück machen. Welche Kunst läßt so wenig Gedanken zu als der heutige Tanz! Die Neuigkeiten sind unbedeutend. Man gab vor einigen Wochen ein neues Trauerspiel von einem noch unbekannten Autor; „Abdallah,“ von Seidel. Es machte kein Glück, erregte aber durch die poetisch-schöne Auffassung und Diktion günstige Erwartungen für den Verfasser. Mad. Birch-Pfeiffer aus Wien gastirte, ebenfalls nicht mit besonderm Glück. Sie hatte ungünstige Rollen gewählt oder wählen müssen; ihr Naturell eignet sie, ungeachtet ihrer künstlerischen Ausbildung, nur für ein bestimmtes Fach. Auch traf sie hier ein zur Zeit der ersten politischen Aufregung. Etwas Liberales hat sich bei der Theaterverwaltung ereignet. Man hat aus eigenem Antrieb das polizeiliche Verbot aufgehoben, nach welchem neue Stücke erst nach der dritten Vorstellung in den hiesigen öffentlichen Blättern recensirt werden durften. Soll für das Schauspiel etwas geschehen, so ist es mit negativen Maßregeln nicht gethan; zum Positiven ist dieser Augenblick indessen am wenigsten geeignet. Eben ist eine neue historische Tragödie von Raupach: „Philipp von Schwaben.“ (Otto von Wittelsbach) die zweite in seiner Hohenstaufenreihe, mit Glück über die Bretter gegangen, eine zu bedeutende Erscheinung, als daß ich mir nicht den besondern Bericht darüber für eine nächste Mittheilung vorbehalten sollte.

Die Buchhändler klagen unter allen Kaufleuten am meisten. Selbst die heranrückende Weihnachtszeit verspricht wenig. Fürst Pückler-Muskau hat in der Staatszeitung erklärt, daß er nirgends erklärt habe, Verfasser der Briefe eines Verstorbenen zu seyn; eine Erklärung, die, wie sie gefaßt ist, jeden Zweifel an seiner Autorschaft zu beben scheint. Frd. v. Raumers Briefe aus Paris aus der Zeit der Julirevolution werden binnen Kurzem (bei Brockhaus) im Druck erscheinen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 307.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. December 1830.

— Er horcht und ist wie neu geboren,
Ein Glockenklang erschallt in seinen Ohren.

Goethe.

Die Glocke.

Aus dem Leben.

Nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren kam ich wieder in die geliebte Heimath zurück. Alles schien mir verändert und doch sprach aus Allem noch die alte Zeit. Die Linde auf der Höhe der Ebene, wohin wir oft mit unserem Lehrer gewandert waren, als dem äußersten Ziel unseres Weges, und wo ich später vom Pfarrdorf aus wieder alte Freunde begrüßte, war noch in schönem Wuchs, und schien mir um so stattlicher, da ein zierliches jüngeres Bäumchen sich zu ihr gesellt hatte. In dem Dorfe selbst war der Kampf zwischen dem Alten und Neuen ziemlich sichtbar; es war aber nichts Widerliches in den Kontrasten; ich fühlte mich wenigstens nicht unbehaglich. Ein alter Backofen war inzwischen eingestürzt, ich hatte es immer den Ungläubigen vorausgesagt, und so fühlte ich mich sogar von dieser kleinen Ruine angezogen. In den Farben der Häuser war der alte Geschmack geblieben, er ließ mich gleichgültig, die Farbe weckte keine alte Erinnerung auf. Die Thurmglocke war mit einer neuen vertauscht; das war mir unheimlich, es war, wie wenn ein Fremder mit mir spräche, und ich hatte wirklich die Empfindung von Verlegenheit. Wir gingen des Abends nach der Stadt; die Vögel begleiteten uns, die Raben flogen um die Kirche und um den Berg, wie vormals. Bald hörten wir das Geläute der benachbarten Dörfer von allen Seiten. Ich sage es frei heraus, die Gegenwart war jezt für mich verschwunden; nur die Zeit, wo ich einst auf diesen Feldern herumwandelte, war jezt in meiner Seele; diese Glocken weckten alle schlafenden Gedanken, ja riefen selbst die Todten ins Leben zurück. Es schien, als nehme meine Seele die Bewegungen des Aethers an, der den Schall durch das weite Freie trug, und Welle an Welle der mannigfachsten Erinnerungen drängte sich. Die Ebene, auf der wir wandelten, schien sich mit wirklichen Gestalten, die uns begleiteten, zu füllen; und als die Glockentöne allmählig verklangen, träumte ich noch fort und fand mich beim Erwachen wie in einer fremden Welt.

Es war mir nachher auffallend, daß ich nie so innig und gewaltig diese Wirkung der Glocken empfunden hatte. Hatte ich früher nicht Achtung gegeben? oder war ich jezt ein anderer Mensch? Ich glaube, daß man oft Kranke, die durch die Gegenwart in eine niederdrückende Verstimmung gerathen sind, in einen heiterern Zustand versetzen könnte, wenn man, wie ich erfahren, ihnen durch die erweckenden Glocken gleichsam eine Seelenarznei bereiten könnte. Doch ich erfuhr die Erinnerungerweckungskraft der Glocke noch auf eine auffallendere Weise.

Wir kamen Abends spät in die Stadt. Ich hatte schon erfahren, daß Veränderungen hier vorgegangen waren, welche an die gewaltigen vulkanischen Stöße der Zeit erinnern. Schon das Getümmel fand ich größer als vormals, und so viel ich bemerken konnte, da es schon dunkel war, neue und breite Straßen, und viele größere Häuser, als sonst da gewesen. Ich schlief jedoch von Getümmel, Nachtwächter

und Glocken ungestört, so ruhig wie vormals, nachdem ich mir vorgenommen hatte, gleich den andern Morgen die neue Schöpfung mit geziemender Aufmerksamkeit zu betrachten. Kurze Zeit war ich des Morgens erwacht, da ertönte die kleine Glocke des Gymnasiums. Weg war ich, weg die Erwartungen und Hoffnungen von den schönen Straßen, Palästen, dem Park, der erhöhten Lebensweise, der neuen Zeit. Man sagt von den Glocken, daß sie die Gewitter hinwegläuten, dieser Glocke raschklingender Ton verscheuchte meine Träume, und ich fand mich in meiner alten, beschränkten Welt. Ich sah die alte Schule vor mir und die alte Angst, den alten Cornelius, den zerrissenen Ramsler, hier die enge, krumme Gasse, dort das alte graue Haus, und die verengenden und verengten Dinge alle. Das ist ein gefühlloses Ding, dachte ich, dieß muntere, metallene Wesen, es ist dasselbe geblieben, mit derselben unveränderten Stimme, mit welcher es unbarmherzig und kalt die hoffnungsängstliche Jugend zum Würfelspiel der Wissenschaft rief. Erstreckt sich seine Macht über Gegenwart und Vergangenheit, weil es, wie ein eherner Götze, über den Wechsel erhaben, in der Luft hängt? Es wurde mir in der That unbehaglich zu Muth. Das Unveränderliche muß wirklich einen großen Eindruck auf die gebrechlichen, wandelbaren Menschen machen. Haben sie darum einst die Sterne verehrt und den veränderlichen Mond zu einem weiblichen Wesen gemacht?

Trotz meiner Verstimmung ging ich in der Stadt umher und stillte meine Neugierde und befriedigte meinen theilnehmenden patriotischen Sinn. Von einigen Störungen hatte ich mich bald wieder erholt und faßte endlich den Muth, sogar in die neu hergestellte Hauptkirche in die Nähe der großen Glocke mich zu begeben. Ich vernahm ihren vielbedeutsamen, wohlbekannten Ton, den ich vor vierzig Jahr vielleicht das erste Mal empfunden. Er wurde ernster durch die große Einsamkeit der Kirche, in der ich mich befand. Ich dachte mir eine weite, große ausgestorbene Stadt, oder endlich einen ausgestorbenen Planeten, aus dem der Tod ein allgemeines Leichenfeld gemacht hatte. Die Glocke hing nach oben, sich selbst gleich, einsam auf ihrem Thurm und gab nur von Zeit zu Zeit einen wehklagenden Todtenlaut von sich, wenn ungeheure, durch die Luft brausende Stürme, die sich mit ihren Tönen mischten, sie in Bewegung sezten. Ich will nicht weiter die Empfindungen mancher Art schildern, welche die Glocken auf meinen übrigen Wanderungen erweckten, da ich einmal gestimmt war für ihre Töne; ich fürchte, dem Leser vielleicht einige Augenblicke zu verbittern; der Mensch ist so schwach, daß durch ganz leise Berührung die schlafenden Gespenster in seiner Seele geweckt werden, oder ein Gedanke oft unwillkührlich einen ungebetenen Begleiter mit sich bringt.

Ein Beispiel lezterer Art aus meinen Schuljahren will ich noch kurz anschließen. Wir lasen unter der Leitung eines vortrefflichen Lehrers das neue Testament nach dem griechischen Grundtext. In der Erzählung, wie unsern Herrn und seine Jünger auf dem See Genezaret ein Sturm überfällt, findet sich das eigenthümliche griechische Wort Lailaps, was Gewittersturm bedeutet. Erklärungsweise führte uns der Lehrer einen Vers aus Homer *) an, wo dasselbe Wort vorkommt, da Ulysses von einem Sturm überfallen wird. Dieß Wort und die beiden Situationen waren zwar von Anfang gesondert; es verschlang sich aber bald Alles, und es sezte sich eine unwiderstehliche, heterogene und mir in der Folge immer lästigere Verbindung von Gedanken in mir fest, wo der Held Ulysses oft gar zu unpassend und ungerufen auftrat.

Ich fürchte nicht, indem ich dieß erzähle, daß der Leser dasselbe als eine Folge eines heidnischen Sinnes oder einer gar zu schwachen Seele ansehen werde. Wie oft hat nicht in zufälligen Lagen des Lebens der bloße Anblick einer Farbe, ein Ton, ja nur ein einzelnes Wort einem Gedanken einen lästigen Begleiter zugesellt, den die Seele mit aller Macht nicht entfernen konnte. Dieß gehört zum Loos der Sterblichen, darum trinken die Seligen vorher aus dem Lethe Vergessenheit.

*) Ilias. Buch 17. V. 57.

Ueber Italien und die Italiener.

Von Eduard Arnd.

Das Verhältniß von Stadt und Land.

Da in Italien städtische und ländliche Verhältnisse nicht nach unserer Art getrennt sind, sondern Landbesitzer und Feldarbeiter mit Kaufleuten und Handwerkern in denselben Orten zusammenwohnen, so macht in diesen, und selbst in den größern, der Gewerbstand keineswegs, wie bei uns, die das städtische Leben allein charakterisirende Bevölkerung aus, sondern Jäger, Winzer und Feldbauer, deren Grundstücke um die Stadt herum liegen, gehören eben so gut zu den Bürgern, und bilden natürlich sogar den zahlreichern Stand; nur die Hirten etwa führen nach unserer Art ein rein ländliches Daseyn, indem sie zerstreut und den städtischen Verhältnissen fern leben. Diese Eigenthümlichkeit, die in der Natur des Landes und den von der alten Welt ererbten Kulturverhältnissen ihren Grund hat, gibt den italienischen Städten einen großen Reiz und einen mächtigen Vorzug vor den unsrigen. Die gewerbtreibende Klasse mit ihrem, von der Natur abgewandten und entfremdeten Sinne, der nur auf die Hervorbringung von ganz Einzelnem gerichtet ist, herrscht hier nicht vor, wie bei uns, und macht nicht jenen Gegensatz nothwendig, der sich diesem partikulären Streben in dem abgeschlossenen Daseyn der höhern Klassen, der Beamten, Gelehrten und Edelleute gegenüberstellt, und jenen schroffen Unterschied der

Stände hervorbringt, der immer, man mag diese Verhältnisse erklären oder entschuldigen, wie man will, ein Beweis von der Rohheit der Menge oder dem Hochmuth der Höhern bleibt.

Eine bedeutende italienische Stadt stellt meistens ein vollkommen gegliedertes Gemeinwesen vor, sie ist ein kleiner Staat, der Alles enthält, was den größern ausmacht. Die Kenntniß dieses Zustandes und seines Unterschiedes von uns trägt viel zur Verständniß des Geistes der antiken Republiken und des italienischen Städtelebens im Mittelalter bei. Denn noch heute zeigt sich dieselbe Natur in diesen Verhältnissen, obwohl freilich ihr geistiger Theil zertrümmert ist.

In einer italienischen Stadt wohnen größere und kleinere Grundbesitzer in einer vielfachen Berührung in denselben Mauern, ein bedeutender Theil des Landes gehört der Kirche, und in Italien sind, anders als ehemals im Norden, die Klöster, mit seltenen Ausnahmen, in den Städten. In Italien verschönerten einst die größern Landbesitzer die Plätze und Straßen der Städte mit ihren Palästen, alle ausgezeichneten Familien gehörten einer Stadt an und lebten mit den übrigen Einwohnern als Mitbürger und nicht als eine durch Lebensweise, Sitten und Ansprüche von ihnen verschiedene Kaste, wie der Adel im Norden, der nur unter sich existirte, und Alles ihm nicht Gleiche ausschloß. Der gewerbtreibende Stand gewann durch diese Verbindung mit den Landbesitzern Geschmack an ländlichen Beschäftigungen, wie am Weinbau und an der Jagd; alles berührte, alles verknüpfte sich, es bildeten sich auf diese Art schnell gemeinsame Sitten, die national und nicht einer besondern Klasse angehörig wurden. Durch diese Verknüpfung gewannen die Landbebauer an Bildung und Gemeinsinn, und verloren nichts an Kraft und Frische ihrer Existenz, und das Daseyn der Gewerbetreibenden erhielt mehr Natur und Heiterkeit. So sah es einst in der besten Zeit, vom dreizehnten bis sechszehnten Jahrhundert, mit dem italienischen Leben aus. Noch heutiges Tages macht diese Verbindung ländlichen und städtischen Lebens, unserem Gefühl nach, die reizendste Eigenthümlichkeit des schönen Italiens aus.

Ohne Zweifel wird man uns entgegenhalten, daß, indem sich die gesammte Blüthe einer Bevölkerung in städtisch organisirten Verhältnissen zusammenfindet, daß hierdurch das, was man das Land nennt, eigentlich entadelt, von einem unabhängig eigenthümlichen Standpunkt herabgebracht und zu einer städtischen Domäne gemacht wird, und daß zuletzt die Kraft und das körnige Wesen des Landmanns in der künstlichen und hülfsbedürftigen Existenz eines städtischen Genossen zu Grunde gehen muß. Hierauf ließe sich in Bezug auf Italien erwiedern, daß die ländlichen Beschäftigungen durch das Leben der Besitzer in den Städten keineswegs verlieren, indem der bei weitem größere Theil Italiens, Piemont, die Lombardei, die Marken, Toskana, der größte Theil von Neapel, keinem Lande an fleißiger Kultur nachsteht und viele, wo das ländliche Prinzip überwiegt, vielfach übertrifft. Den moralischen Theil dieses Verhältnisses anbelangend, behaupten wir mit Allen, die Italien kennen, daß die kleinen Landbesitzer, die wir Bauern nennen, in Italien großentheils gebildeter, als in Deutschland sind, was seinen Grund hauptsächlich darin hat, daß sie, wie in manchen Gegenden, entweder niemals leibeigen gewesen sind, oder schon im 12ten und 15ten Jahrhundert aus dem Zustande der Hörigkeit befreit wurden. Daß die höhern Klassen der italienischen Nation, der Adel- und Bürgerstand, so tief gefallen sind, hat andere Gründe, als die oben angeführte Lage des ländlichen und städtischen Lebens. Welcher Geschichtskundige möchte wohl den Adel Venedigs und Mailands, den von Genua, Florenz und Bologna an Berühmtheit, historischem Einfluß und Bedeutung der Existenz mit dem von Mecklenburg, Pommern, der Mark Brandenburg u. s. w. zusammenstellen! und doch war jene große und wahrhaft nationale Aristokratie, die so lange an der Spitze der italienischen Nation in ihrer blühendsten Zeit stand, durchaus bürgerlichen, d. h. städtischen Ursprungs, oder sie hatte sich den Städten angeschlossen und deren Prinzip in sich aufgenommen. Auch kann man sich allein durch jenes, Italien eigenthümliche Verhältniß die rasche Entwickelung der italienischen Sprache, und alles Große und Nationale in der Geschichte dieses Volkes erklären.

In einem Lande, welches den ganzen Kern seiner Existenz in städtisch eingerichteten Verhältnissen umfängt, gewinnt das Leben, wie man am Alterthume sieht, an Raschheit und Lebendigkeit, und die nationale Bildung erreicht schnell eine gewisse Höhe; von einer andern Seite her betrachtet, kann man es sich aber nicht verbergen, daß die Grundlage, auf der ein Volk ruht, sobald ländliche Einrichtungen in ihm überwiegen, sicherer und fester bleibt, und ein kräftiger Nachwuchs für die höheren Verhältnisse des Staates niemals so ganz ausbleiben kann, als da, wo diese Hülfe fehlt. Die letzten Zeiten der griechischen und römischen Welt liefern zu dieser Bemerkung einen langen Beweis.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beschluß.)

Mina's und Valdes Einfall in Spanien.

Da Mina den Rückzug auf geradem Wege unmöglich fand, ja sich auf allen Seiten von Royalisten umringt sah, die mit aller Anstrengung seiner habhaft zu werden suchten, so fand

man es am rathsamsten, sich zu zerstreuen, so daß am Ende nur noch sein Adjudant Meca und ein alter Priester nebst einem alten Bedienten bei ihm waren. In dieser Lage wanderte er unter Mangel und Elend im Gebirge herum, jeden Augenblick in Gefahr, in die Hände eines unversöhnlichen Feindes zu fallen. Aber sein Muth blieb unerschüttert. Eines Tages sah sein Adjudant einen Trupp Royalisten auf sie zukommen; man hatte sie bemerkt. Flucht war unmöglich. Mina's Gefährten erblaßten; aber er, der sogleich erkannte, daß nichts als ein kühner Entschluß Hoffnung zur Rettung gebe, bat sie, ruhig stehen zu bleiben und ihn allein vortreten zu lassen. In wenigen Minuten war er dicht bei den Truppen und rief denselben in einem gelassenen, aber befehlenden Tone zu: „Zu welchem Korps gehört diese Abtheilung?“ Der Befehlshaber stutzte; er kannte Mina nicht und konnte sich nicht denken, wer der sey, der ihn auf eine so herrische Weise fragte. Mina bemerkte sogleich, daß er den Mann verlegen gemacht hatte, stellte sich, als geriethe er in Zorn, und rief mit einem Fluche: „Mein Herr, ich frage Sie noch einmal, zu wem gehört diese Truppe?“ Der Offizier, welcher nun nicht länger zweifelte, daß er einen Vorgesetzten vor sich habe, erwiederte kleinlaut: „Wir gehören zu Juanito's Korps.“ — „Nun denn,“ fuhr Mina fort, „was zum Henker bringt Sie hierher? Gehen Sie sogleich zum Korps zurück!“ Der Kapitän, dem dieser Befehl ganz unerwartet kommen mochte, schien zu zaudern. „Zum T—, Herr,“ rief Mina wieder, „muß ich's Ihnen wiederholen? Auf der Stelle marschiren Sie zurück, oder Ihr Ungehorsam soll Sie gereuen!“ Der Offizier verbeugte sich, und in wenigen Minuten hatten Mina und seine Unglücksgefährten diese Verfolger aus dem Gesichte verloren. Der glückliche Erfolg dieser Kriegslist gab ihnen neuen Muth zur Ausdauer in den Gefahren, die ihnen, wie sie wohl wußten, bevorstanden, ehe sie die Grenze Frankreichs erreichen konnten. Da sie bald fanden, daß alle Wege zur Flucht verlegt waren, so verbargen sie sich, in der Hoffnung, später eine bessere Gelegenheit zu finden, in einer Höhle, welche in einer furchtbaren Bergschlucht versteckt lag. Inzwischen durchsuchten ihre Verfolger Gebirg und Wald mit unermüdeter Sorgfalt, und als sie diese vergeblich fanden, nahmen sie ihre Zuflucht zur List. Sie ließen nämlich mehrere Hirten ihre Heerden durch die Gegend treiben, in der Hoffnung, der Flüchtling werde, wenn er den Schall ihrer Hörner vernehme, aus seinem Schlupfwinkel hervorkommen und dieselben um Hülfe ansprechen. Aber der alte Fuchs war nicht so leicht zu prellen, und den blasenden Hirten antwortete Niemand, als das Echo. Nun verschafften sich die Royalisten Spürhunde, und damit würde es ihnen auch gelungen seyn, die Flüchtlinge aufzuspüren, wenn nicht einer von jenen unvorhergesehenen Zufällen dazwischen gekommen wäre, die wir besonders der Vorsehung zuzuschreiben geneigt sind, als wenn das Erwartete nicht auch ihr Werk seyn müßte. Die Hunde nämlich fanden nur zu bald der Flüchtlinge Spur, und waren nahe daran, ihre Verfolger zu ihrem Zufluchtsort zu leiten, als — zwei Hirsche der Thiere Pfad durchkreuzten. Dies warf sie natürlich auf eine andere Spur, und die armen Verfolgten sahen sich noch einmal gerettet.

Als Mina die Gegend rein sah, wagte er sich mit seinen Freunden hervor, erreichte nach einiger Zeit auf den unbesuchtesten Wegen einen Weiler, und erregte durch sein plötzliches Erscheinen in einer der elenden Hütten desselben das größte Staunen und Schrecken unter den Bewohnern. Doch wußte er dieselben zu beruhigen, und ein achtzehnjähriger Bursche erbot sich sogar, sie über die Grenze zu führen. Es gelang ihm, und eine große Geldsumme belohnte ihn seine Treue. Doch war Mina's Gefahr noch nicht vorüber. Von der langen Wanderung erschöpft, hatte er sich in dem ersten Hause auf dem französischen Gebiet, bei Sara, niedergeworfen, um im Arm des Schlafes einige Erholung zu suchen. Nicht lange darauf kam General Santos-Ladron, welcher mit 400 Mann Waldes bis nach Frankreich hinein verfolgt hatte, auf dem Rückweg an dem Hause vorbei, glücklicherweise für Mina, ohne zu ahnden, welch eine reiche Prise dasselbe enthielt. Indessen hatten Mangel und Strapatzen des tapfern Mannes Gesundheit hart mitgenommen; seine alten Wunden waren aufs Neue aufgebrochen und die Aerzte riethen ihm, die Bäder von Cambo zu besuchen, von wo aus er vor Kurzem auf Befehl der französischen Regierung, welche entschlossen scheint, fremden Mächten keinen gerechten Grund zur Klage zu geben, gewaltsam weiter ins Innere gebracht worden seyn soll.

Aus der Schweiz. December.

Verfall der Kunst.

Die bildenden Künste sind in der Schweiz zu einer Unbedeutenheit herabgesunken, die mit der Schönheit des Landes, mit der Größe seiner Geschichte und mit seiner Kultur im Widerspruche steht. Die Geschichtsmalerei im Allgemeinen verlor sich in der Gattungsstückmalerei; die poetische Landschaftsmalerei verschwand in der Landschaftsbildnißmalerei (Prospekte), und die Poesie ihrer Darstellungen leuchtet mehr aus der Behandlung, als aus dem Gegenstande, wo sie sich frei und groß aussprechen könnte, hervor. Die Sculptur neigte sich bis zur Stuccatur hinab; die Freskomalerei in historischen und landschaftlichen Gegenständen, in Blumen, Arabesken und Architekturmalerei ist in der Schweiz, wo einst ein Hans Holbein, Nicolaus Manuel, Tobias Stimmer und andere vortreffliche Werke hervorbrachten, ganz untergegangen. So verschwand die Glasmalerei, die aber allmählig, wenigstens in Wappen, wieder aufzuleben beginnt. Die Klage über den Verfall der Kunst, die dem öffentlichen Leben angehört und sich in die Luxusbedürfnisse zurückgezogen hat, wiederhallt überall, wo ihr Werth und ihre Würde erkannt sind und begriffen werden. Durch den Fall der christlich-historischen Kunst ging auch die allgemeine Liebe für die Kunst, in ihrer höhern Bedeutung, für das öffentliche Leben verloren. Die Vereinzelung der Staaten, der Stände und Klassen verwies dieselbe an wenige Liebhaber und Freunde des Schönen, und die Künste der Vervielfältigung schienen im Einzelnen zu ersetzen, was für das große Ganze verloren ging; aber durch diese Zersplitterung in die Allgemeinheit, ohne Centralpunkt in großen Bildern, die der Oeffentlichkeit geweiht seyn sollten, litt die Kunst selbst nicht nur für den Augenblick, indem sie in Manieren ausartete, sondern weil die geistvollsten Künstler gezwungen waren, dem Schlendrian der Zeit zu huldigen, wenn sie ihr Leben fristen wollten, war die allmählige Verflachung für Jahrhunderte begründet.

Forscht man den Ursachen nach, warum die höhere Kunst auch in unsern Zeiten einer allgemeinen Bildung nur geringer Aufmunterung genießt, so zeigen sie sich zunächst in der Schwierigkeit, für größere kostbare Kunstwerke Käufer und Aufstellungsorte zu finden. In der Schweiz sind die Kunstbeschützer wie die Paläste in geringer Anzahl, und die meisten Kunstfreunde wollen lieber von jeder Kunstgattung Bilder besitzen und ein kleines Kabinet aufstellen, als große Kunstwerke ankaufen, für welche sie bedeutende Summen verwenden müßten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. December 1830.

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen, der deinen Mund fröhlich macht, und du wieder jung wirst wie ein Adler.

Psalmen Davids 103.

Jung wie ein Adler.

Bedarf mein Herz im bunten Herbst
Nach Wehmuth weit umherzuwallen,
Wenn du dich, schöne Flur, entfärbst,
Wenn der Platane Blätter fallen?
Bedarf es dein, du spätes Roth,
Das über'm Föhrenwald verglühet,
Zu fühlen, wie zum langen Tod
Mein Leben leise niederblühet?

Könnt' ich, du goldne Jugend, dich
Noch einmal rufen aus der Ferne,
Da über meinem Haupte sich
Harmlos bewegten Gottes Sterne,
Da mich von seinem Angesicht
Geheimnißvoll ein Glanz umfangen,
Und ich, bewahrt von seinem Licht,
Getrost im Dunkel hingegangen!

Was ist ein Mensch, das Staubgebild,
Mit allem, was sein Arm beginnet,
Wenn nicht im Seelengrunde mild
Ein Born des ew'gen Lebens rinnet?
Das Innerste, was mir bewußt,
Es ruft: Erlösung! Wiederbringung!
Die tiefste Sehnsucht in der Brust,
Sie seufzt nach himmlischer Verjüngung!

Und wenn der Frühling Knospen treibt,
Die zarte Rose sich entfaltet,
Tönt mir's: o daß nichts ewig bleibt,
Daß alles Menschliche veraltet!
Und wenn der Adler jugendlich
In blauer Höh' den Fittig wieget,
Tönt mir's: o wer verjünget mich,
Daß dieses Herz nie mehr versieget?

Er fleugt dahin im Sonnenstrahl,
Durchkreisend das Gebiet der Lüfte,
Fühlt ein Jahrhundert nicht einmal,
Wie lang' er den Azur beschiffte;
Als Kind hab' ich ihm nachgeseh'n,
Und wenn er jugendstark noch steiget,
Blick' ich, ein Greis, in jene Höh'n,
Das Haupt vom lezten Schnee gebeuget.

Wirst du, der ewig strebt und sehnt,
Mein Geist, dich nie mit ihm erheben,
Und aller Schwachheit abgewöhnt,
In lichtem Himmelsraume schweben,
Verjüngt und wonnig dieses Herz
Mit ewiger Genüge füllen,
Und, aufgezogen sonnenwärts,
In's Licht dich, wie ein Adler, hüllen?

Du wirst, du sollst! — du selber nur
Verschliessest dich mit ehr'nem Riegel;
Verlasse dich, die Kreatur, —
Schau nimmer in den Zauberspiegel,
Der Schönheit dir und Stärke lügt;
Tritt als ein Sünder zu dem Hügel,
Wo dein Messias dich ersiegt:
Dann löset Gott dir deine Flügel!

Das Alte stirbt, und Alles wird
Im Licht der Liebe neugeboren;
Zur Heimath kommt, was sich verirrt,
Zur süßen Kindschaft, was verloren;
Der Geist auf Liebesflügeln dringt
Hinauf zu ihm, der dich versöhnet,
Der wie den Adler dich verjüngt,
Und mit Barmherzigkeit gekrönet!

Albert Knapp.

Ueber Italien und die Italiener.

Von Eduard Arnd.

Das alte und neue Ardea.

Während unseres Aufenthaltes in Albano, in den schönsten Tagen des Herbstes, zog uns, neben der Aussicht auf Rom und den herrlichen Halbkreis von Gebirgen, die näher oder ferner die alte Weltstadt umgeben, die Aussicht nach dem Meere zu an, die wir bei unsern Ausflügen in die Umgebung Roms bisher noch wenig beachtet hatten. Der Herbst ist hier ungleich reizender und wirkt um so belebender als bei uns, da die Zeit, die ihm vorangeht, gewöhnlich äußerst drückend ist. In dieser heißen Zeit lernt man die Anschauung der ältesten Griechen von einem ehernen Himmel verstehen, die für den Norden nur eine Metapher ist; denn nicht allein, daß kein milder Hauch, kein erfrischender Tropfen von der flüssigen Natur der Atmosphäre Kunde gibt, sondern die Luft leuchtet so unverändert rein und gleichfarbig, wie die azurne Decke einer Kirche oder eines Pallastes. Es kommt einem vor, als sey dieses luftige Dach ein metallner Spiegel, in welchem sich die Natur, der wunderbaren Ferne wegen, nicht beschauen kann. Im Herbst aber wird der Himmel häufig, wie bei uns, von jenen hohen, weißen Wolken befahren, die bald in großen Massen vorüberziehen, bald jene mährchenhaften Bilder von Gebirgen, Schlössern und Bäumen erscheinen und verschwinden lassen, die in den Tagen der Kindheit unsere Phantasie beschäftigen.

Aus den Fenstern unserer Wohnung übersahen wir die Ebene, die am Fuße der Gebirge beginnt, sich nach dem Meere zu erstreckt, und mit ziemlich unbestimmten Grenzen, da wo sie sich Rom nähert, die Kampagna genannt wird. Dieß ist der Schauplatz eines großen Theils der Aeneis. Obgleich wir uns sonst für die Helden dieses Epos nicht begeistern können, so gewähren doch viele uralte italienische Traditionen, die der Dichter vielfach benuzte, und die sich leicht erkennen lassen, auf demselben Boden sich vergegenwärtigt, ein erhöhtes poetisches Interesse.

Diese weite, einsame Ebene, heute fast nur von Hirten bewohnt, war einst die Heimath so vieler und tapferer Völkerschaften, die in ihrer Abstammung und ihren Einrichtungen eine Mannigfaltigkeit des Daseyns zeigten, die den Charakter der ältesten Geschichte in Griechenland und Italien bildet, und dem klassischen Boden eine so große Ueberlegenheit über den des Nordens verliehen hat, wo große Länderstriche und ganze Völker sich nicht so viel Interesse erworben haben, wie hier einzelne Küsten, Vorgebirge und Städte. Wir übersahen fast mit Einem Blick die Gegenden des alten Lanuviums, Ardea, Laurentum, alle von Abkömmlingen der Götter gegründet, und lange von freien, tapfern Völkern bewohnt, und tiefer in das Land hinein glänzte das majestätische Rom!

Wir hatten Ostia und die Umgegend schon von Rom aus besucht, und wählten dießmal zum Ziel eines Ausfluges Ardea, das in dem Virgil'schen Gedicht eine große Rolle spielt, in der römischen Geschichte nicht unbekannt ist, und durch seine cyklopischen Mauern noch heute die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zieht.

Der Weg ging eine Zeitlang durch Wein- und Oelpflanzungen, bald aber verschwand jeder Anbau und der Boden war ziemlich spärlich mit Gras bedeckt. Man hatte das Land durch Umzäunungen für die einzelnen großen Heerden abgetheilt, die sich zum Theil noch in den Gebirgen befanden, wohin man sie während der großen Hitze getrieben hatte. Wir sahen während der drei Stunden, die wir mit einem Führer zu Pferde zurücklegten, Niemanden außer einem armen alten Rinderhirten. Einen sonderbaren Anblick gewähren dem Fremden die hier und da zerstreuten Wirthschaftsgebäude der Besitzer dieser Flächen. Sie sind groß, finster, von starken Mauern umgeben, und haben ein sonderbares, kastellartiges Ansehen. Sie werden nur von den Hirten und deren Aufsehern bewohnt, und diese armen Leute müssen so trägen Geistes und jeder Idee für Verbesserung ihrer Lage so fremd seyn, daß sich, auffallender Weise, um diese großen Gebäude herum kein Baum, keine Gartenanlage, kurz nichts von dem befindet, was das ländliche Leben verschönern hilft.

Das heutige Ardea liegt auf einem Felsen, da wo sich die Akropolis der alten Stadt befand, ist eine deutsche Meile vom Meer entfernt und besteht aus wenigen halbverfallenen Häusern; eine ganze Reihe ist wirklich schon eingestürzt und wird nicht wieder hergestellt. Rechts vor dem einzigen Thore ist ein altes Schloß mit dem Wappen der Kolonna, obgleich die Stadt jezt dem Hause Ce-

farini gehört. Das Innere dieses Ortes macht beim ersten Anblick einen seltsamen Eindruck. Man erstaunt über die Menge behauener großer Steine, auf denen die spätern Einwohner ihre Häuser errichtet haben, oder die frei da liegen und, ihrer Größe nach zu urtheilen, Trümmer von bedeutenden Gebäuden seyn müssen. Diese gewaltigen Blöcke liegen so wild und chaotisch durch einander, als käme diese Zerstörung nicht von der Zeit, sondern von feindlicher Gewalt her. Mitten unter diesen Trümmern hat sich neben der Kirche ein Grabmal von weißem Marmor in geschmackvoller Form erhalten, das durch den Kontrast, in welchem es zu seinen Umgebungen steht, überrascht. Auf der einen Seite des Würfels befindet sich ein Becher, auf der andern die Inschrift: MANI SEPTICI PATRIS, ein Wort immer unter das andere gestellt, ein Denkmal, wie sich von selbst versteht, aus der heidnischen Zeit.

Die wenigen Einwohner sahen äußerst gelb und fieberkrank aus; einige von ihnen waren eben erst aus den Gebirgen zurückgekehrt und fanden die Luft noch sehr ungesund. Im Wirthshause saßen die Feldarbeiter bei einem äußerst spärlichen Mahle. Auch begannen sie sehr bald ein Gespräch über ihre unglückliche Lage. Die eingestürzten Häuser, die Spuren des Fiebers in den Zügen der Einwohner und ihre große Armuth machten zusammen einen traurigen Eindruck. Auf einem Boden ehemaliger Berühmtheit und mitten unter Ruinen, hat das Elend der Einzelnen einen eigenen tragischen Charakter, der ihm im Gewühl großer Städte und in der Civilisation fehlt.

Wir begaben uns hierauf außerhalb des Thores, um die cyklopischen Mauern, die Ardea noch heute interessant machen, zu betrachten. Diese Mauern umgeben beinahe die ganze Stadt, nur daß sich östlich, neben dem Schloß, einiges moderne Mauerwerk befindet und auf der nördlichen Seite die Mauern eingestürzt sind; sonst sind sie ziemlich wohl erhalten und an wenigen Stellen restaurirt. Sie sind, wie fast überall, in den Felsen geschnitten, auf dem die Akropolis erbaut war. Die Blöcke sind in der Regel kleiner als in Ferentino, und viel kleiner als in Kori und Norta, und auch ungleicher als bei jenen Mauerwerken. Wir versuchten es, diese Mauern zu umgehen, sie sind aber auf mehr als einem Drittel ihres Umfanges von Sümpfen umgeben, die jede Annäherung unmöglich machen und die Fieber unter den zurückbleibenden Einwohnern verursachen.

Wir begaben uns hierauf wieder auf den Hügel zurück, den diese Mauern umgeben, und der, obwohl weit genug, um Heiligthümer, Tempel und öffentliche Gebäude, kurz alles das zu tragen, was im Alterthume die Burg einer Stadt ausmachte, doch zu klein ist, als daß das ganze alte Ardea sich auf ihm befinden konnte, das in frühern Zeiten nicht nur eine selbstständige Republik war, die mit Rom Krieg führen konnte, sondern die Hauptstadt der Rutuler bildete, eines eigenen Volksstammes, der in der alten Tradition, die Virgil in sein Gedicht verwebte, den Aeneas und die Latiner bekämpfte.

Der Felsen, den diese cyklopischen Mauern umgeben, ist weit umher der einzige erhabene Ort, und war deshalb zur Anlage einer Stadt von der Natur sehr geeignet. Wir wandelten lange auf dem Plateau dieses Hügels, indem wir uns die frühere Geschichte dieser Gegend zurückriefen. Aus dem Boden, in dem wahrscheinlich noch manche antiquarische Merkwürdigkeit begraben liegt, und der durch die auf ihm zerstörten Gebäude sich ohne Zweifel etwas erhöht haben mag, ragen noch einige, obwohl gänzlich unbedeutende Trümmer hervor.

Das Gebiet des alten Ardea wurde von dem kleinen Flusse Numicius und den Grenzen von Lanuvium, Korioli und Antium eingeschlossen. Wahrscheinlich war dieser Umfang nicht viel bedeutender, als der mancher Dorfmark heutiger Zeit, aber welcher Fülle von Leben und welcher Dauer, eines Beweises der ihnen inwohnenden Kraft, erfreuten sich die Schöpfungen des Alterthums! Sagunt, eine Stadt so großen Namens, ging von hier aus, dieser Hügel war ihr Mutterland; vor diesen Mauern lagen die Tarquinier, kurz vor ihrer Vertreibung; hier lebte Kamillus in der Verbannung, als die Gallier Rom eroberten. Im Jahre 313 nach Erbauung Roms schickten die Römer, da die Ardeaten durch innere Kriege ihre Stadt fast entvölkert hatten, eine Kolonie dahin ab. Noch im zweiten punischen Kriege müssen sich hier Ueberreste der alten rutulischen Bevölkerung und ein nationaler Gegensatz gegen die Römer erhalten haben, da Livius Ardea unter den Städten aufführt, die Rom gegen Hannibal Hülfe versagten.

Unter den Dichtern wird Ardea am meisten von Virgil und Silius Italikus erwähnt. Obgleich Strabo und Seneka von der Unfruchtbarkeit des Gebiets von Ardea und der ungesunden Luft daselbst sprechen, so konnte dies natürlich nur in einem, mit dem heutigen Zustande verglichen, sehr beschränkten Sinne stattfinden. Auch war Rom in der heißen Jahreszeit, auf manchen Punkten, von jeher ein ungesunder Aufenthalt, und doch einst unermeßlich bevölkert. Unter den Römern führte die noch erhaltene via ardeatina von Rom nach Ardea, und zeugt dadurch von der Bedeutung des leztern Ortes. Wann Ardea eigentlich zerstört wurde, ist gänzlich unbekannt.

Der Genuß dieser historischen Erinnerungen wurde noch durch die Aussicht vermehrt, die wir auf der Akropolis des alten Ardea genossen. Im Norden lagen die schönen Albanerberge, über die Campagna zogen große, wandernde Wolken hin, und im Süden glänzte das

Meer, das jeder Gegend einen wunderbaren Reiz verleiht. Wir gedachten der Sage, wie Danae, von Akrisius aus Argos vertrieben, in einem kleinen Nachen an diesem Ufer landet und im Bunde mit einem Gotte des Landes Ardea erbaut. Diese Verbindung entfernter und entlegener Gegenden mit gewissen Hauptsitzen der alten Mythen adelte den Ursprung der antiken Städte und verband die klassische Welt unter sich auf eigene Art.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, December.

(Fortsetzung.)

Verfall der Kunst.

Die Kunstliebe der Einzelnen ist um so lobenswerther, wenn sie der Kunst unserer Zeit huldigen, in welcher der ächte Geist wieder erwacht ist, und nicht etwa blos nach alten Namen haschen, wobei sie mehr Gefahr laufen, betrogen zu werden, als je ein vorzügliches Werk, auch selbst um den kostbarsten Preis zu erhalten; denn die besten Bilder verändern nur selten ihre Stelle, und geschieht es, so wandern sie Königen und Fürsten zu. Seit nun eigene Kopierfabriken alter berühmter Bilder bestehen, in welchen, bis auf die Blendrahme und die verrosteten Nägel hinab, das Alter des Bildes täuschend nachgeahmt wird, ist der Eifer für das Sammeln alter Kunstwerke bedeutend erkaltet, und um so eher ist zu hoffen, er werde sich an dem vorzüglichen Neuen wieder erwärmen, um die Schöpfungen unserer Zeit gehörig zu würdigen. Allgemeiner und gleichförmiger ist der Wohlstand in den Schweizerkantonen verbreitet denn in monarchischen Staaten, wie es in einer Republik seyn soll, und darum gibt es nur wenige Privaten, die denjenigen Reichthum besäßen, der sich jährlich bis zum Ueberflusse erneuert und der ihnen die Anschaffung und Aufstellung von großen Kunstwerken gestatten würde. Die Fremden, welche zu Tausenden jährlich die Schönheiten der Schweiz bewundern, nehmen zur Erinnerung an die Dinge, von denen sie besonders angesprochen wurden, eine Anzahl von Prospekten, Panorama's, Landestrachten u. s. w. mit nach Hause; darum bildete sich die Prospektmalerei in allen Formaten zu einem eigentlichen Handelsartikel aus, der aber bereits durch Nachahmung und Nachmachung in Paris, London und Nürnberg den einheimischen Fabrikanten verkümmert wird. Diejenigen Landschaftsmaler, welche poetisch, wie Salomon Geßner und Ludwig Heß, zu bilden vermögen, behalten die Erzeugnisse ihrer poetischen Stimmung jahrelang, vielleicht für immer, in ihrer Werkstätte, weil nur der Berg, den man bestieg, der Gletscher, den man sah, gekauft wird. Die Geschichte des Landes ist dem Fremden meist fremd; so werden die jetztlebenden Künstler, welche den ganzen Umfang ihrer Kunst durch vieljähriges Studium in sich aufgenommen haben, oder die von der Natur zu vortrefflichen Darstellungen gestempelt sind, gendthigt, ihre Kraft an geringere Kunst zu verwenden, und sie bequemen sich nur mit Widerstreben, der Laune Einzelner zu gefallen, um Käufer zu finden.

Dem Mangel an Aufmunterung für jede höhere Kunst steht der rege Eifer für Kunst entgegen. Der reine, schöne Trieb, alle Talente, die sich in jungen Staatsbürgern zeigen, zur Reife zu ziehen, hat dem Vaterlande geschickte Künstler in allen Fächern erzogen. Es bestehen schöne Einrichtungen in der Schweiz, um zu geistiger und künstlerischer Ausbildung zu führen; aber was helfen Anstalten zu vollendeter Ausbildung, wenn die Anwendung der aufgefaßten Kunst nicht möglich wird? Wo sollen die Geschichtsmaler und Bildhauer in der Schweiz Beschäftigung finden? Den Regierungen ist es unmöglich, auch nur die Besten unter den Tüchtigen zu beschäftigen, und der Kunstsinn im Volke erwartet erst noch seine Entwickelung; so geschieht es denn, daß vorzügliche Talente verkümmern oder auswandern, und gelingt es Einzelnen unter Vielen, sich geltend zu machen, so schmücken sich nun fremde Staaten mit den Erzeugnissen des Geistes, der dem Lande entsprosz.

Solche Verkümmerung zeigt sich da, wo sie am wenigsten gesehen werden sollte. Dort, wo die Lust erwachte, an klassische Orte der Nationalgeschichte Kapellen hinzusetzen und sie mit passenden Darstellungen zu zieren, konnte wegen Mangel der dazu erforderlichen Mittel die architektonische sowohl, als die künstlerische Ausschmückung nicht anders als dürftig ausfallen. Mittelmäßigkeit und Geringfügigkeit werden aber nie den Geist zu erheben, noch das Gemüth zu erfreuen vermögen. Bei Betretung des klassischen Geschichtsbodens wünscht der einheimische und fremde Wanderer den hohen Ernst, der ihn erfaßt, nicht durch unwürdige Darstellung dessen, was in seiner Vorstellung würdig lebt, entweiht; sondern es soll sich ihm in vortrefflicher Gestaltung zeigen, damit er die Geschichte in hoher Freude gleichsam mitlebe; ein Augenblick, ernst und schön gelebt, ist ihm mehr werth, als tausend gemeine Stunden. Diese Wirkung, welche den geistigen Nutzen bezeichnet, den die höhere Kunst gewährt, wird weder durch aufgestellte eiserne Kreuze, noch durch Obelisken und flache Denksteine, sondern durch die Gestaltung der schönen Idee zu vortrefflicher Darstellung hervorgebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 302:

Die Erde.

Räthsel.

Ein Meer voll Perlen wogt
In schwer erreichbarer Ferne.
Die Perlen verwandeln sich oft
In helle, gesellige Sterne.

Sie lagern sich weit und breit,
Gedrückt an einander so enge,
Sie fliegen in Kugelgestalt
Herüber, hinüber, in Menge.

Sie breiten als Mantel sich aus,
Als Zaubermantel, sie tragen
In reißender Eile dahin,
Wo andere Straßen versagen.

Doch bald verschwinden wie Traum
Die wandelnden Sternenheere,
Und kehren am Ende zurück
Zum Perlenwogenden Meere.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 309.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 27. December 1830.

Er hätt' ein Auge treu und klug,
Und wär' auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen fein;
Hätt' auch eine Zunge, die sich ergoß,
Und leicht und fein in Worte floß.

Goethe.

Ueber süddeutsche Dialekt-Poesie.

Die neue Dialekt-Poesie der Deutschen geht nothwendig von zwei bedeutenden Namen aus, welche auf ganz verschiedenen Gebieten einheimisch, doch das wesentlich gemein haben, daß ihre Poesie nicht ein bloßes Erzeugniß der gebildeten deutschen Literatur, sondern ein aus eigenstem innerem Bedürfniß erwachsenes Produkt des Dichters ist. Diese beiden Dichter sind Hebel und Grübel. Beide sind der untersten Klasse der Gesellschaft entsprossen; der eine hat sich durch seine Talente in die höheren Kreise der Bildung und der Gesellschaft erhoben; der andere blieb sein Leben lang der ehrliche Flaschnermeister. Beide aber waren keine hochdeutschen Dichter, die sich nebenher den Spaß machten, einmal zur Veränderung ihren Volkston anzuschlagen; nein, sie waren blos Dichter ihres Dialekts, ihre Muse hätte sich in gar keinem andern Element entwickeln können, als dem ihnen angebornen. Dieß ist aber gerade der wesentliche Punkt, der sie in literarischer Hinsicht weit über alle ähnlichen Erscheinungen wegsezt, die man in neuester Zeit mit ihnen zusammenzuhalten versucht wird. So geht namentlich von Hebel eine ganze Schule dialektisch-idyllischer Dichter aus, die zum Theil mit bedeutendem Talent auf analoger Bahn ihn reproducirten; aber es ist und bleibt dieß Sache der Reflexion des Dichters, statt der sonst gebrauchten Gemeinsprache sich einmal zur Abwechslung im Gewand des Dialekts zu zeigen. Hebel will als Dichter uns nichts anders seyn, als der zwar zartfühlende, aber ungekünstelt sich äußernde oberrheinische Schwarzwälderbauer; Grübel will nichts anders seyn, als der nordbairische Meister- und Bänkelsänger, das verständige, aber ungehobelte Nürnberger Burgerskind.

Hebels poetisches Element läßt sich kaum anders definiren, als durch die Verbindung: das naiv-sentimentale; denn seine Form ist über alle Vergleichung naiv-kindlich, sein Gehalt aber das reinste, tiefste Gefühl der beweglichen Menschenbrust. Grübels Element mag das burlesk-naive heißen; denn seine Form ist das Lächerliche und sein Gehalt der gesunde Menschenverstand.

In eine alltägliche Erscheinung der ländlichen, freien Natur eine feine Allegorie zu legen und sie mit den lieblichsten Farben des bäuerlichen Behagens vor uns auszumalen, das ist die Kunst, die Hebeln seine schönsten Dichtungen eingegeben hat. Das Gedichtchen „der Käfer" kann vielleicht das lieblichste Exempel für seine Gattung abgeben. Unter den Grübel'schen Gedichten findet sich, und zwar als das lezte der Sammlung, zufällig eines, das dieselbe Aufschrift wie jenes Hebel'sche führt, das freilich nicht, wie dieses, ein Muster seiner Gattung heißen kann, (denn bekanntlich ist die Schnurre des Dichters eigenthümliches Feld, und wer ihn in seiner Größe kennen lernen will, muß seinen „Peiker in der Fremd" und ähnliche Prachtstücke nachsehen) das aber, diesen lebensheitern Geist im Hintergrund, unendlich rührend wird durch die einzige, vielleicht kurz vor seinem Tod angeregte Trauer

des Greises über die Nichtigkeit des Endlichen, dem er sein Leben und seine Leier gewidmet,

Ich habe diese beiden Gedichtchen, wegen der Aehnlichkeit des Inhalts, und weil sie sich uns durch ihre Kürze empfahlen, hiernächst zusammen und ihnen eine Uebersetzung in meine schwäbische Mundart gegenüber gestellt, indem ich mit dem poetischen das sprachliche Interesse verbinde, die beiden fremden Dialekte, die in den Originalen willkührlich und nothdürftig orthographirt sind, (wie es zunächst für ihre Provinz ausreichte) hier nach unsern schon bekannten Zeichen, mit unserem Dialekt übereinstimmend, typisch zu fixiren, so daß nun der Leser den wahren Bestand der Dialekte und ihr Verhältniß nach physiologisch-geographischer Verschiedenheit unverkümmert zu übersehen im Stande ist. Ich bemerke noch, daß ich in den beiden Stücken, mit Absicht, und ihren Originalen gemäß, meine Mundart der Volkssprache etwas näher gehalten habe, als ich sonst gethan hätte.

Dər Xäfər.

(Oberrheinisch.)

Dər xäfər fliəgt dər jilgə zuə,
Es sizzt ə shönən engəl dört,
Er wirtət gwis mit bluəmə-saft,
Und 's xostət nit fyl, hən-i ghört.

Dər engəl səit: „Was wär-dər lieb?“
„Nə shöppli altə hett-i gern.“
Dər engəl səit: „Sell xaa nit sy,
Si hen ən allə truncə fern.“

„So shenc ə shöppli nəüən y,“
„Då hesh əis,“ het dər engəl gsəit.
Dər xäfər trinct und 's shmecct-əm wool,
Er frägt: „Was ish my shuldickəit?“

Dər engəl səit: „He, 's xostət nüüt,
Dox rixtsh-mər gern ən gfallən uus,
Wəish was, sə nimm das bluəmə-määl
Und trag-mər's dört in's nåxbərs huus.

Er het zwår selbər, was-ər bruuxt,
Dox frəüt's-en und ər shicct-mər əu
Mengmål ə hämpfəli bluəmə-määl,
Mengmål ə tröpfli mərgə-təu.“

Dər xäfər səit: „Jå fryli jå!
Fərgelt's Gott, wenn-də zfrydə bish.“
Druf trəit-ər's määl in's nåxbərs huus,
Wo wydər so ən engəl ish.

Er səit: „I xumm fom nåxbər här,
Gott griəs-di, und ər shicct-dər då
Eu bluəmə-määl.“ Dər engəl səit:
„Də hettsh nit xönnə justər xoo.“

Er ladət ab; dər engəl shenct
E shöppli guətə nəüən y,
Er səit: „Då trinc əis, wenn də magsh.“
Dər xäfər səit: „Sell xaa shoo sy.“

Druf fliəgt-ər zu sym shäzzli həim;
S' woənt in-dər nöcstə Iiasəl-hurst;
Es balgt und səit: „Wo blybsh so lang?“
Er səit: „Was xaan-i für my durst?“

Dər Käfər.

Fom Hebel.

Dər käfər fliəgt uf 'd ilgə nã,
Zom engələ gë, wo drinnə lət,
Es shenct jå əus gwys 'blõəmə-saft,
Und 's səi net təiər, sagəd 'd lət.

Dər engəl saet: „Was steet zo dinst?“
„E shepplo altə mext-o hãit.“
Dər engəl saet: „Des kã net sãi,
Fernt hent-se'n truncə, liəbər frãid.“

„So stell ə shepplo nəiə här.“
„Då ist-ər,“ hât dər engəl gsaet.
„Dər käfər ziəgt und 's shmecct-əm guət,
Er frågt: „Was ist mãi shuldixkaet?“

Dər engəl saet: „Ha, sell kost't necs,
Dox rixst-mər gern ən gfallən əus,
Waest waas, so nimm des blõəmə-määl
Und traa-mər's selt in's nåxbərs həus.

Er hât zwår selbər, was-ər brəuxt,
Dox fraet's-en und ər shicct-mər ao
A'imål ə messlo blõəmə-määl,
En andərsmål ə trepfle tao.

Dər käfər saet: „Des tuər-e gern,
Fərgelts Gott, wenn zəfrydə bist.“
Druff tract-ər 's määl in's nåxbərs həus,
Wo wydər soo ən engəl ist.

Er saet: „I komm fom nåxbər rum,
En shẽnə gruəs, ər shicc-dər då
Ao blõəmə-määl. „Jezz gshicctər hettst
Duu-mər net kommə kennə jå.“

Er ladət aa; dər engəl shenct
E shepplo guətə nəiən ãi,
Er saet: „Då trinc ãis, wenn-də mãgst.“
Dər käfər saet: „Des kã shõ sãi.“

Nå fliəgt-ər zo sãim shäzzle hãim;
'S wõt in-dər näcstə hecc. „Də wurst
Am-end gaar nemme kommə“ zanct's;
Er saet: „Was kã-n-e for mãin durst?“

Jezz luegt-ər's aa und nimmt's in arm,
Er xüsst's und ish by'm shäzzli froo.
Druf lait-ər-si in's tota-bett
Und sait zum shäzzli: „Xumm bald nä.“

Gell, Sepli, 's dunct-di ordəli?
Də hesh ao so-nə lustic bluət,
Jee, so-nə läbə, liəbə fründ,
Es isk wool für ə tiərli guət.

Jezz gucct-ər's ã und nimmt's in arm,
Se hent six kusst, fərdrucct, fərspräxt.
Nå legt-ər six in's grabə-loxx
Und saet zom shäzzle: „Komm bald näx.“

Gelt, Mixxəle, 's dəixt-de ordəlix?
Də häst ao so-nə lustixs bluət.
Nöi, so-nə läbə, liəbər frãid,
Des wär shõ for ə tiərle guət.

Bilder aus Rußland.

Herzensgüte des Russen.

Wenn man weiß, wie hart die untern russischen Volksklassen von den obern behandelt werden, so wird man wohl mit Recht bewunderungswürdig finden, daß demungeachtet noch ein so großer Fond von wahrer Gutmüthigkeit bei dem gemeinen Manne vorhanden ist. Dieser Vorrath muß eine wahrhaft erstaunenswerthe Größe gehabt haben, da selbst eine lange Reihe von Jahrhunderten voll Unbilden und Mißhandlungen ihn nicht zu zerstören vermochte. Diese Gutmüthigkeit geht oft bis zum Kindlichen, und ist in dem tiefen Lande eine so allgemeine und sich gleichsam von selbst verstehende Sache, daß sie dem Russen selbst nicht mehr auffällt, und er dem Fremden, der sich über diese ihm ungewohnte Erscheinung verwundert, gewöhnlich nur mit einem freundlich-mitleidigen Lächeln zu antworten pflegt. Die Kindlichsten von allen sind, nach meinen Erfahrungen, die Tscheremissen, Mordwinen und Tschuwaschen, die die Gouvernements Kasan, Wjatka, Simbirsk, Pensa und Ufa bewohnen und noch vor einem Jahrhundert nomadisch herumziehende Hirtenvölker waren. Ihre von allen andern Mundarten völlig verschiedene Sprache leitet auf die Vermuthung, daß sie die Ueberreste eines in frühern Zeiten in der Mitte Asiens weit verbreiteten Volkes sind. Ihre Anzahl mag eine halbe Million betragen, und die meisten derselben hängen noch, obschon sie getauft sind, ihren heidnischen Gebräuchen an; alle aber sind durch ihre Bonhommie, durch ihre Leutseligkeit und durch eine kindliche Gutherzigkeit ausgezeichnet, die ich in diesem Grade nirgends auf der Erde gefunden habe.

Indessen ist diese Gutmüthigkeit, wenn auch nicht in demselben Maße, ein beinahe allgemeiner Charakterzug der russischen Nation. In den unbekannten Gassen der Stadt, auf den Landstraßen, wie in den Steppen Sibiriens ist der fremde Reisende sicher, von Jedem, den er darum anspricht, freundlich zurechtgewiesen und meistens noch eine gute Strecke weit begleitet zu werden. Wem ein Unglück begegnet ist, darf nicht fürchten, kalte und theilnahmlose Zuschauer um sich stehen zu sehen, da sogleich Jeder herzueilt und nach seinen Kräften, selbst mit eigener Gefahr, zu helfen und zu retten sucht. Wer ins Wasser gefallen ist, wird von unbekannten Bauern herausgezogen, die oft selbst ihr Leben dabei wagen, aber, wenn sie den Unglücklichen gerettet sehen, mit einem freundlichen Lebewohl ihres Weges ziehen, ohne zu glauben, etwas Besonderes gethan zu haben, oder auf Lob oder Lohn irgend einen Anspruch zu machen. Wie oft habe ich gesehen, daß selbst Arme, ja eigentliche Bettler, wenn sie einen noch dürftigeren Menschen als sie selbst finden, ihre wenigen erbettelten Kopeken mit ihm theilen, ihm ein Glas Branntwein reichen lassen oder, wenn sie selbst nichts anders haben, ihm wenigstens die Tabaksdose füllen, um ihn nicht ganz hülflos von sich gehen zu lassen. Aus derselben Quelle der gutmüthigen Dienstfertigkeit gegen Bedürftige geht wahrscheinlich auch ein anderer, nicht minder allgemeiner Zug der Russen, ihre ungemeine Kinderliebe, hervor, die sich nicht blos gegen die eigenen Kinder äußert. Vornehme Leute sogar bleiben auf den Gassen stehen, den Spielen der kleinen Kinder zuzusehen, sich unter sie zu mischen, die schönern oder artigen aufzuheben, herzlich zu küssen und dann mit einem kleinen Geschenke wieder zu entlassen. Die schon früher besprochene religiöse Toleranz und die wahrhaft orientalische Gastfreundschaft gegen Fremde scheint ebenfalls nur ein Zweig jenes edlen Stammes, der allgemeinen Gutmüthigkeit gegen seines Gleichen, zu seyn.

Es sey mir erlaubt, auch von dieser Seite des russischen Nationalcharakters einige Züge mitzutheilen, deren Aechtheit ich verbürgen kann. Ein russischer Kaufmann in Turinsk faßte den Entschluß, einen großen Theil seines in dem Handel gesammelten Vermögens zur Gründung eines Krankenhauses in seiner Vaterstadt herzugeben. Alexander, der diese edle Handlung erfahren hatte, ließ ihm dafür den Wladimirorden der zweiten Klasse überreichen. So sehr ihn diese, für einen Kaufmann seiner Gilde seltene Auszeichnung freuen mochte, so gab er doch eine Bittschrift ein, in welcher er um die Erlaubniß bat, das erhaltene Ehrenzeichen seinem alten Vater überlassen zu dürfen, weil er diesem alles, was er habe, und auch den Rath, das Krankenhaus zu stiften, verdanke. Der edle Monarch erfüllte den Wunsch des braven Sohnes, indem er auch dem Vater dasselbe Ehrenzeichen zusenden ließ, ohne den Sohn desselben zu berauben. Sie lebten

beide noch, als ich im Jahr 1816 durch Turinsk reiste. Einer reichen Gutsbesitzerin brannte im Jahre 1808 im Innern Rußlands ihr schönstes Dorf ab. Ich las selbst den Brief, den sie ihren Bauern von Petersburg schrieb, in welchem sie sie tröstete und versprach, ihnen im nächsten Frühlinge alle ihre Häuser auf ihre eigenen Kosten wieder aufbauen zu lassen, ihnen das Korn zur Aussaat zu geben und sie auf fünf Jahre von allen Abgaben und Arbeiten zu befreien. Der edle Sinn dieser Frau scheint auch auf die Bewohner ihres Dorfes übergegangen zu seyn, wie denn immer das Gute von oben herab auch wieder umgekehrt, von unten herauf, zu wirken pflegt. Ein Bauer dieses Dorfes hatte kurz vor dem unglücklichen Brande von einem Kaufmann 1000 Rubel auf Zinsen erhalten, mit welchen er seinen Fisch- und Lederhandel erweitern wollte. Er war so glücklich, diese in seinem Hause aufbewahrte und noch nicht berührte Summe aus der Flamme zu retten, und erzählte dieses Glück, daß er wenigstens seinen ehrlichen Namen gerettet habe, indem er das geliehene Geld treulich wieder abliefern könne, öffentlich mit Wohlgefallen, statt den so leichten Vorwand der allgemeinen Verwirrung zu seinem Vortheil zu benützen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Eine St. Simonistische Predigt.

Am vorletzten Sonntage war der Versammlungssaal der St. Simonisten in der Taitboutstraße wieder ganz voll um eilf Uhr, obschon die Sitzung erst um Mittag beginnen sollte. Geschmückte Damen und junge Herren fanden sich in Menge ein, Leute aus allen Ständen, jedoch mehr aus den reichern und gebildetern, als aus dem Pöbel. Um Mittag trat ein junger Mann, Namens Barrot oder Barreau, auf die Rednerbühne; er begann ziemlich sanft und leise über die jetzigen Verhältnisse der Welt, und besonders Frankreichs zu reden. Er schilderte mit einer Beredtsamkeit, die offenbar kein einstudirtes Machwerk war, sondern aus dem Herzen floß, die mißliche Lage des größten Theils der Einwohner von Europa. „Was haben sie bisher bei allen Fortschritten des Gewerbfleißes, der Aufklärung, der Regierungskunst gewonnen? müssen sie sich deswegen minder abquälen, um ihr tägliches Brod zu gewinnen und die ungeheuern Staatslasten mittragen zu helfen? In einem Lande werden sie fast lebenslang zum Soldatenstande verurtheilt, in einem andern nimmt ihnen der Landesherr die besten Früchte ihres sauer erworbenen Eigenthums weg; in einem dritten werden sie wegen Religionsmeinungen gequält oder wegen politischer Grundsätze verfolgt. Wie wenige besitzen Landeigenthum, oder vielmehr wie ungleich ist das Landeigenthum vertheilt? Einige besitzen meilenlange Strecken Landes, und Tausende daneben haben nicht einmal das Eigenthum des Flecks, worauf sie wohnen. Will Jemand sich, in einem Fache auszeichnen, so stößt er überall auf Hindernisse, die ihm den Muth benehmen und seine Kräfte zersplittern. Die Völker verschanzen sich gegen einander mit Mauthlinien und Festungen; die geistigen Mittheilungen werden durch Censuren und andere Vorkehrungen gehindert; ein Volk sucht dem andern zu schaden; im Innern jeden Landes hat man gegen ererbte oder ertheilte Vorrechte zu kämpfen, oder gegen Vorurtheile, die oft noch schlimmer sind, als angemaßte Vorrechte. Die Religion sollte ein Vereinigungsband zwischen den Völkern seyn; allein sind ihre Kriege minder grausam, weil die Krieger Christen sind? haben die Menschen weniger Leidenschaften, weil sie sich zur Lehre des Evangeliums bekennen?“ So redete der junge Prediger mit einem Feuer und einem Eifer fort, daß ihm der Schweiß von der Stirne trof. Nachdem er das Elend unter den Menschen und den Völkern recht treffend geschildert, auch mitunter gezeigt hatte, daß Frankreich bei weitem aus der lezten Revolution nicht die Vortheile gezogen habe, die aus einer solchen Staatsumwälzung für sein inneres Wohl hätten erwachsen sollen, kam er auf den Schluß in dem St. Simonschen Sinne. Namentlich hieß es: da weder die freien Staatseinrichtungen, noch die milde Religion Christi mehr vermögen, das zeitliche Wohl der Menschen und der Völker zu befördern, so muß ein zweckmäßigeres Mittel aufgefunden werden, und dieses Mittel glauben die St. Simonisten in dem Zusammenlegen und Zusammengebrauchen aller geistigen und sittlichen Fähigkeiten der Menschen aufgefunden zu haben. Die Vereinigung der verschiedenen Talente der Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke soll ihnen alles das Glück, was sie bis jezt entbehrt haben, in reichlichem Maße verschaffen; jeder soll nach seinen Fähigkeiten und seinem Fleiße einen Rang in der Gesellschaft einnehmen und von ihr belohnt werden; ein reicher Dummkopf, ein armer Gelehrter sollen unbekannte Erscheinungen in der Welt werden; und nun die Frauen! auch diese haben sich, dem Redner zufolge, außerordentlich über ihr Schicksal zu beklagen. Werden sie nicht überall unter dem Vorwande ihrer Schwäche hintangesezt, vernachlässigt, unterdrückt? hat man nicht ihre Rechte verkürzt und werden sie für etwas im Staate gezählt? (Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz, December.

(Beschluß.)

Bestrebungen der schweizerischen Künstlergesellschaft.

Der auffallende Mangel an ächt poetischen Bildern, deren Gegenstände der vaterländischen Geschichte enthoben wären, die reich an großen, erhabenen Stoffen für vorzügliche Kunstgebilde ist; die Ueberzeugung, daß die Schweiz gegenwärtig im In- und Auslande Künstler besizt, die würdigen Aufgaben in Bezug auf Gedanken und Ausführung gewachsen sind; die Nothwendigkeit, daß zu allgemeiner Bildung auch die höhere Kunst ihre Macht ausüben sollte und nicht zurückbleiben dürfe, wo die Wissenschaften in allen Zweigen sich zu herrlicher Blüthe entfalten, bestimmten die allgemeine schweizerische Künstlergesellschaft, die Ursachen dieses Mangels in den bezeichneten Umständen aufzudecken, und den Versuch zu machen, das, was Einzelne nicht zu leisten vermögen, durch das Zusammenwirken Vieler zu erzielen. Sie hat sich Kunst und Vaterland als Zweck aufgestellt, und hofft die Errichtung von Nationaldenkmalen in großen Kunstwerken der Geschichtsmalerei, der Bildhauerkunst, der poetischen Landschaftsmalerei, und wenn einst die Mittel ausreichen sollten, auch der Architektur durch freie Konkurrenz unter den vaterländischen Bildnern erzielen zu können. Die Gesellschaft hat, um jene Mittel zu gewinnen, einen Aufruf und eine Einladung an das schweizerische Publikum erlassen. Sie gründet ihre Hoffnung auf die herrschende Liebe zum Vaterland und seiner Geschichte, auf die allgemeine Freude an des Vaterlandes Ehre und Ruhm, auf die erwachte Theilnahme an jedem vaterländischen Unternehmen, auf die Achtung, welche die Würde des Zweckes einflößen wird, und endlich auf die Ueberzeugung von den segensreichen Folgen, die ihrem Unternehmen entsprießen werden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. December 1830.

Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

Goethe.

Die allgemeine Schwere.

Eine Verantwortung.

Der Leser erinnert sich vielleicht eines Aufsatzes, betitelt: Sterne als Kometen, oder der fliegende Stern im Schwan *), in welchem der Verfasser, zwar dem Zuge seiner Phantasie folgend, aber nie von der mathematischen Wahrheit sich entfernend, zu einer Ansicht über gewisse Weltkörper gelangte, durch welche allerdings das Newtonsche sogenannte allgemeine Weltgesetz der Schwere aufgehoben wird.

„Alle Verhältnisse," höre ich darüber sagen, „haben Grenzsteine, jenseits welcher Unvernunft, Maßlosigkeit, Ungeheuer sind und Gespenster. Wer jene nicht achtet, wird leicht als ein unfreundlicher Phantast oder als Feind der Ruhe angesehen; und wenn er es gleich mit Scherz zu treiben scheint, wird doch die gebildete Gesellschaft, die er zu unterhalten vorgibt, indem er Wirklichkeit und Träume vermischt, und den Schein der Wahrheit nicht achtend, Bilder aus einer verkehrten Welt aufstellt, ihn bald unschmackhaft finden. Der Verfasser des Aufsatzes über den fliegenden Stern im Schwan, scheint dieß nicht beachtet zu haben, indem er durch Läugnung der allgemeinen Attraktion gleichsam die Weltseele geläugnet, und gewissermaßen das Chaos und das Prinziplose angebetet hat. Nie hat ein Skeptiker die Welt selbst angegriffen, und wenn jener Verfasser einmal den düstern Gedanken hat, die Verzweiflung an aller Gewißheit in den Naturwissenschaften und die traurige Unendlichkeit einer zwecklosen Forschung zu predigen, so hätte er sich besser in einem Karthäuserkloster, als im Morgenblatt, hören lassen."

Es würde das gebildete Publikum, erwiedert der Verfasser des angeklagten Aufsatzes, keineswegs unterhalten, oder in eine angenehme Stimmung versetzen, wenn es die Bekenntnisse des Verfassers über seine schriftstellerischen Unterhaltungsmaximen anhören, oder gar den Widerruf eines reumüthigen Ketzers vernehmen, oder als Richter einen Ausspruch über die Orthodoxie in der astronomischen Wissenschaft im Stillen thun müßte.

Ich könnte aber, wenn es erlaubt wäre, vertheidigungsweise wie der Abbé Maury verfahren, der auf dem Weg zum Laternenpfahl, an welchen er aufgehängt werden sollte, zu den ihn dahin schleppenden Wüthenden sagte: „Werdet Ihr darum heller sehen, wenn ich an dem Pfahl hänge?" und sie dadurch zur Umkehr in ihrer Gesinnung und auf ihrem Weg brachte. Ich könnte nämlich die Attraktionsgläubigen fragen: „seyd Ihr dadurch klüger?" Es ist höchst wahrscheinlich, daß Viele von dem gebildeten Publikum, ehe ich nur anfange zu reden, um mich zu verantworten und um ihre fernere Gunst zu bitten, sich entfernt haben, eine unschmackhafte Tracht gelehrter Streitigkeiten fürchtend. Doch ist mir diese Gelegenheit erwünscht, für diejenigen, die mir noch Gehör schenken, eine kleine, anspruchlose Zugabe mitzutheilen.

Da zwei der größten Astronomen sich die Ehre strei-

*) s. Nr. 163 und 164 d. J.

tig gemacht haben, wer zuerst den schnellen Lauf jenes fliegenden Sterns im Schwan ausfindig gemacht habe, so möchte wohl dadurch der Gegenstand an Interesse gewinnen, und ich will die verschiedenen Klassen der Sterne, welche uns jezt bekannt sind, aufzählen, da eben unser Stern die entschiedenste Veranlassung dazu gegeben hat.

Meteorsterne sind leuchtende Wesen in den Regionen des Fixsternhimmels, schnell auflodernd, unbeweglich, aber bald wieder in dunkler Nacht sich verlierend und gleichsam verschwindend; dergleichen einer zu Kepplers Zeiten. An die veränderlichen Sterne knüpfte W. Herschel den gefährlichen Gedanken, daß, weil die Sonne auch als Stern zu betrachten sey, sie wohl auch, wie viele tausend andere, veränderlich seyn möchte, und also unser ganzes Planetensystem mit ihr Perioden von ab- und zunehmender Lebenskraft und Thätigkeit durchlaufen, oder allmählig mit ihr in Nacht und Unthätigkeit versinken müsse. Die Doppelsterne sind dem Gebildeten schon wegen ihres Farbenspiels als merkwürdig bekannt. G. H. Schubert, der so reich an Gedanken ist, möchte ich sagen, als der Himmel an Doppelsternen, knüpfte an sie seine Ansicht von der Geistigkeit der Sternenwelt. Die positiven und negativen Sterne und die indifferenten habe ich gewagt an die Erscheinung des fliegenden Sterns zu knüpfen, als eine neue Klasse von Sternen, die gegen andere gleichgültig sind oder gar zurückstoßend.

In Verantwortungen ist es gewöhnlich, sich auf die Freiheit der Meinungen zu berufen, und man fürchtet sich vor ihnen so wenig mehr als vor den Kometen. Ist die Meinung von den positiven und negativen Sternen darum bedenklicher, weil sie noch nicht zu den astronomischen Meinungen gehört, die manchen Leuten für Wahrheiten gelten? zum Beispiel, daß der Mond mit kleinen, von ihm erzeugten Planetchen nach uns wirft, die dann bei uns mit dem Titel und Rang eines Meteorsteins anlangen; ferner, daß die vier kleinen, jungfräulichen Planetchen nicht von jeher in Freundschaft bei einander wohnen konnten, sondern durch einen feindseligen Genius auseinander gerissen worden. Haben nicht einige geglaubt, die große Fluth auf unserer Erde sey dadurch entstanden, daß ein vorüberziehender Komet sein überflüssiges Wasser auf uns herabgegossen habe? Von andern Kometen nicht zu reden, die durch einen Stoß an die Erde uns den immerwährenden Frühling und das Paradies geraubt haben. Andere lassen die Planeten entstehen wie die Schneelawinen: durch fortgesetztes Aneinanderfügen und Zusammenballen und Zusammendrücken und Zerbröckeln der Massen, die aus dem Weltraum zusammenstürzen, oder wie Hagelkörner, an deren Kern sich beim Herunterfallen immer neue Schichten und Krusten anlegen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Wenn bei einer Nation Züge solcher Art zu den ganz gewöhnlichen gehören, so muß man Achtung und Liebe für sie fühlen und von ganzem Herzen wünschen, daß dieses edle Volk auch von andern, besonders aber von seinen Vorgesezten, erkannt und gewürdigt werden möge. Es ist mir übrigens nicht unbekannt, daß man im Auslande eine ganz andere Meinung von diesem Volke hat, und daß selbst diese Meinung nicht ohne Grund ist, da sie sich auf die unmittelbaren Erfahrungen der Reisenden gründet. Aber wo haben diese reisenden Ausländer ihre Erfahrungen gesammelt? Meistens auf den großen Heerstraßen, welche die volkreichern Städte des Reiches mit einander verbinden, oder in diesen Städten selbst, oder endlich in den Zirkeln der höhern Stände. Allein die lezten sind bekanntlich die aller ungünstigsten Orte, die Nation kennen zu lernen, und diejenigen, die an den großen Heerstraßen wohnen, sind durch den häufigen Verkehr mit Fremden, und durch die Verlockungen zur Habsucht bereits verdorben und in ihren ursprünglichen Zügen ganz unkenntlich geworden. Die Bewohner der großen Städte endlich sind, aus allgemein bekannten Ursachen, die schlechtesten von allen. Man weiß, daß die Sterbelisten der großen Städten von jenen des Landes sehr *verschieden sind.* Von 1000 in demselben Jahre gebornen *Menschen sind nach* 30 Jahren auf dem Lande noch 110, in London aber nur noch 300 am Leben; nach 60 Jahren dort 210, hier 100; nach 70 Jahren dort 112 und hier 50. Wenn in London in einem Jahre 10,000 Menschen geboren werden, so sind in den ersten 30 Jahren schon gegen 7000 davon gestorben, während auf dem Lande von eben so viel Menschen im 30. Jahre nur 5620 gestorben sind. Man nimmt an, daß auf dem Lande von 40 Menschen jährlich einer stirbt, während in Paris, London u. s. w. jährlich von 25 Menschen einer zu Grabe getragen wird. London hat nach den neuesten Angaben eine Bevölkerung von 1,250,000 Einwohnern; also sterben daselbst jährlich 51,250, während von eben so viel Landleuten jährlich nur 30,750, also 20,500 weniger sterben. Dieser Unterschied der geringern Sterblichkeit auf dem Lande den großen Städten gegenüber beträgt in fünf Jahren schon über 100,000 und in einem Jahrhundert bereits über zwei Millionen, die in der Stadt mehr als auf dem Lande von der Bevölkerung des Reiches verschwinden. Auf der ganzen Erde sollen nahe an 960 Millionen Menschen leben. Wenn sie alle der gesunden Luft und der einfachen Lebensweise der Landleute sich erfreuten, so würden auf der Erde jährlich 24 Millionen, oder in jeder Minute beinahe 45 Menschen sterben. Wenn sich aber im Gegentheil alle Bewohner der Erde unter denselben künstlichen und unnatürlichen Verhältnissen, wie die Bewohner von Paris oder

London, befänden, so würden von ihnen jährlich 40 Millionen, oder in jeder Minute 76 sterben. Jedes Jahr würden daher durch das Zusammenwohnen aller Menschen in großen Städten sechszehn Millionen mehr als Todesopfer fallen. Nach dem gewöhnlichen Verhältnisse der Städte und Dörfer beträgt der Ueberschuß der Sterblichkeit in den Städten über die auf dem Lande in 25 Jahren beinahe so viel, als sonst eine allgemeine Pest wegzuraffen pflegte, so daß also der Staat, durch das Zusammendrängen der Menschen in Städten einen Schaden an seiner Bevölkerung leidet, der einer alle 25 Jahre wiederkommenden Pest gleicht.

Wer kann aber den gewiß noch viel größeren Schaden berechnen, welcher durch die moralische Pest der großen Städte über das Land gebracht wird; wo der größte Reichthum neben der drückendsten Armuth steht; wo der eine sich in wollüstigen Genüssen betäubt, im Ueberflusse schwimmt und seinen von den Armen erpreßten Prunk täglich zur Schau trägt, während der neben seinem Staatswagen hinschleichende Bettler unter der Last seiner Entbehrungen zu Boden sinkt und dem Hungertode oder der Verzweiflung zum Raube hingeworfen wird. Wie sehr große Städte ihre Umgebung vergiften, wird in Rußland jedem aufmerksamen Reisenden auffallend werden, wenn er in die Gegenden um Moskau oder Petersburg kömmt. Durch das ganze große Land kann man, wie bereits erwähnt wurde, ohne alle Waffen reisen, da sie überflüssig sind, ja selbst ohne ein Messer in seiner Tasche, und zwar ununterbrochen bei Tage ganz eben so gut und sicher als bei Nacht. Wenn man aber der Mutter des Landes, oder, wie sie auch heißt, der heiligen Stadt Moskau auf einige Meilen nahe gekommen ist, so werden die nächtlichen Reisen eingestellt und die Gewehre in Bereitschaft gelegt. Dieser Vorsicht ungeachtet, vergeht doch selten eine Woche, wo man nicht von Plünderungen und Todtschlägen hört, die vor den Linien der Stadt sich ereignet haben. Doch muß man, der Wahrheit zur Steuer, gestehen, daß die Moskauischen Straßenräuber noch gar weit hinter den Highwaymans zurück bleiben, welche in und um London ihre freie Kunst bereits zu einer Höhe gebracht haben, die in Rußland noch unbekannt ist und wahrscheinlich erst mit der steigenden Kultur auch dort einheimisch werden wird. Als ich im Jahr 1807 im Winter Moskau noch vor der Nacht erreichen wollte, bemerkte ich etwa eine Stunde vor der Stadt ein polterndes Geräusch an dem Hintertheile meines Schlittens. Ich ließ halten und sah nach der Ursache desselben, die nur zu bald entdeckt wurde. Die Straßendiebe hatten die Stricke, welche einen kleinen Koffer an den Schlitten befestigten, größtentheils und so durchschnitten, daß der Koffer sich blos durch das Schütteln des Schlittens losmachen und auf die Straße fallen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber süddeutsche Dialekts-Poesie.

(Beschluß.)

Der Käfer.

(Nordbairisch.)

Dâ sizz-y, syx an käfər zəu,
Təut in dər erdən crəix'n,
Eiz crəixt-ər af ə gräslə naf,
Eiz təut-sy's gräslə beix'n.

Er gibt sy åbər ălli məi
Und räfft sy wydər af,
Und helt sy on den gräslə ō,
Will wydər crəixən naf.

Bâld crəixt-ər naf, bâld fällt-ər nă
Baenă ə hâlbə stund,
Und wenn-ər hâlb oft drubən is,
So lixt-ər wydər drunt.

Und wəi-ər sixt, dăss gâər nyt gəit
Und dass-ər gâər nyt kō,
So braat't-ər săini flyxəl aos
Und fləixt oiz gânz darsū.

Der Käfer.

Pom Grübel.

Dâ sizz-ə, gucc-'mə käfər zuə,
Crioxt uffəm bodə rum,
Jezz fliəgt-ər ammə gräsle nuff,
Dâ biəgt six 's gräsle crumm.

Er gəit six abər ălle miə
Und rafft-six wydər uff,
Und hebt uf's-nəi am gräslə six
Und will uf's-nəi drā nuff.

Bald stəigt-ər nuff, bald fallt-ər raa,
Es wärt ə fiərtəl-stund,
Und wenn-ər halbə drobən ist,
So ləit-ər wydər hunt.

Und wiə's nō gaar net grâtə will,
Es gât net, syt-ər shō,
So braetət-ər əd flygəl aus
Und fliəgt am-end dərsō.

Eiz denc y, wəi's den käfər gəit,
So təut's dyr selbər gəi,
Där həut dox glaexwuul məiər fəis,
Du åbər həust när zwəi.

Du crəixst shõ rum so långə zaet
Di läng und in di cwär,
Und kummst deswägə dox nyt waet
Und werst af'd lezt, wəi där.

Wennst lång gənəux dəu in den gräs
Bist croxxən, həust nyt gwisst, um wås,
So werst nåx sorxən, məi und straet
Fortfloixən in di ewi'kaet.

Jezz denc-e, wiə's dem käfər gåt,
So wird's diər selbər gẽ,
Und där hât weccər dox mẽ fies,
Du abər hâst nõ zwẽ.

Də crattəlst shõ so lang durx 'd welt
Und creexst uff älle fiər,
Də kẽmst am-end dox ao net wəit,
Es gât-dər wiə dem tiər.

Denn wenn-də lang gnuəg ybər's graas
Bist croxxə, hâst net gwisst, for waas,
So wirst ous noot und herzə-laed
Fortfliəgən ao in 'd ebixkaet.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortſetzung.)

Die St. Simoniſten. Buckingbams Plan.

Für die Frauen beſonders ſoll die St. Simonſche Lehre eine wahre Revolution werden. Sie ſollen gleiche Rechte und Pflichten mit dem Manne bekommen; ſie ſollen, ſo zu ſagen, den Mann ergänzen, und nur Mann und Frau ſollen das eigentliche Staatsindividuum ausmachen; beide ſollen nur als eins gezählt werden, und eins ohne das andere unvollſtändig ſeyn. Dies und noch manches Andere, was der Redner in dem Fluſſe ſeiner langen Rede vorbrachte, findet ſich auch in den Zeitungsaufſätzen und in den beſonders erſcheinenden Schriften der neuen Sekte entwickelt, nur nicht mit der Beredtſamkeit, womit es der junge Redner vortrug. Ich zweifle, ob die Deputirtenkammer viele Redner beſitzt, die wie dieſer junge Mann im Stande ſind, anderthalb Stunden über einen Gegenſtand mit ſolchem Feuer eine Rede zu halten. Wenn man auch oft mit dem Redner nicht übereinſtimmen konnte, beſonders in ſeinen Schlüſſen, ſo mußte man doch ſein Rednertalent bewundern. Hat die St. Simonsſekte viele ſolcher beredten Apoſtel, ſo ſollte es mich nicht wündern, wenn ſie Eingang fände, beſonders bei jungen Leuten und bei Damen. Die Menge der Zuhörer an den Sonntagen wächſt jede Woche; außerdem haben ſie noch an einem Abende in der Woche eine Sitzung zur Erklärung ihrer religiöſen Lehre. Am Sonntage gleicht der Vortrag mehr einer politiſchen oder ökonomiſtiſchen Lehre. Jedoch endigt er mit einem andächtigen Aufſchwunge zu dem Schöpfer des Weltalls. Als Barrot geendigt hatte, war er ganz entkräftet; er nahm ſeine Frau, die ſich unter den Zuhörern befand, und von dannen fuhren ſie in einer Miethkutſche. Bis jezt ſcheint es, daß diejenigen, welche den Beruf zum Reden in ſich fühlen, die Rednerbühne beſteigen. Nach der Lehre der Sekte ſoll aber das Prieſter- oder Pabſtamt von eigenen Leuten beſorgt werden, die wahrſcheinlich alle ſehr gute Redner ſeyn müſſen; denn zu etwas anderm als öffentlichen Vorträgen ſind ſie wohl nicht verpflichtet. Daß ſie ſchon jezt eine Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft einnehmen wollen, ſieht man aus der Unterſchrift Bazard's, welcher ſich in den Zeitungen Chef de la religion St. Simonienne nennt, aber ſeitdem ſein Amt, wie es heißt, niedergelegt hat. Auch ſollen bereits die andern Redner oder Prediger um Enthebung vom Dienſt der Nationalgarde angehalten haben, aus dem Grunde, weil nach dem beſtehenden Geſetze die Geiſtlichkeit von der Nationalgarde ausgenommen ſey. Der Staat erkennt aber bis jezt noch keine St. Simonsgeiſtlichen an, und es könnten der St. Simonspäbſte ſo viele erſcheinen, daß zulezt blos einige ehrliche Bürger beſtändig auf die Wache ziehen müßten. Zu Bordeaux hat, nach dem Berichte der Zeitungen, ein St. Simonsprediger kein Glück gemacht, und dieſe mit Kaufleuten angefüllte Stadt, wo vermuthlich eine vortheilhafte Spekulation den beſten St. Simonſchen Lehren vorgezogen wird, wieder verlaſſen. Beſſern Erfolg ſcheinen ſie zu Toulouſe zu haben, wenigſtens gibt hier eine Zeitung, la France méridionale, zuweilen Aufſätze zu ihren Gunſten; dies iſt um ſo mehr zu verwundern, da Toulouſe von jeher wegen ſeines Fanatismus berüchtigt war, weshalb nach der Revolution die Brüderſchaften der grauen, ſchwarzen und blauen Büßenden bald wieder zum Vorſchein kamen, wie in der alten Zeit. Dieſe grauen, ſchwarzen und blauen Brüderſchaften müſſen die neue Brüderſchaft, die ſich nicht wie ſie mit einem ſchweren hölzernen Kreuze umherſchleppt, mit ſehr ſcheelen Blicken anſehen und ſie für wahre Ketzer halten. Glücklicherweiſe iſt die Zeit der religiöſen Verfolgung, welche das mittägliche Frankreich ſonſt ſo elend gemacht hat, vorüber und alle Brüderſchaften, ſie mögen nun einen Büßenden oder einen Selbſtmörder wie St. Simon zum Stifter haben, können ganz friedlich neben einander beſtehen.

Da die jetzigen Staatsverhältniſſe allen Verſuchen, das Gemeinwohl der bürgerlichen Geſellſchaft zu befördern, beſonders günſtig iſt, ſo hat auch ein Engländer, Hr. Buckingham, geglaubt, es ſey an der Zeit, ſeine kühnen Entwürfe in Ausführung zu bringen. Bekannt iſt dieſer Engländer durch ſeine Reiſen in Aſien und durch ſein raſtloſes Streben, das Monopolium der oſtindiſchen Handelskompagnie zu untergraben. Dieſe Geſellſchaft hat keinen thätigern und gefährlichern Feind, als Hrn. Buckingham; ſeit zwei Jahren reist er in ganz Großbritannien umher, hält Reden und trägt die Vortheile eines freien Handels mit Oſtindien vor. Ueberall, wo er dergleichen Vorträge gehalten hat, ſind Vereine entſtanden, welche es ſich zum Ziele geſezt haben, zur Erlangung der Handelsfreiheit in Indien mitzuwirken. Vergebens beſoldet die oſtindiſche Kompagnie einige geſchickte Schriftſteller, um zu beweiſen, daß ihr Handelsmonopol vortheilhafter ſey, als die verlangte Freiheit; die Grundſätze Buckinghams dringen beim Publikum beſſer ein, als die Behauptungen der Vertheidiger des Monopols, zumal da die geſunde Vernunft mit ihren Gegnern in Uebereinſtimmung iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. December 1830.

Die Tugend des Individuums ist oft kaum liebenswürdig; die Tugend des Volks ist immer groß und rührend.

Montesquieu.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Bei diesem, wie ich später hörte, sehr gewöhnlichen, aber damals mir unbekannten Manöver, vermeiden die Diebe alle Gefahr eines offenbaren Angriffs, und suchen dadurch selbst ihren Leumund, da auch sie gern für ehrliche Leute gelten möchten, zu schützen. Sie gehen nämlich bei dem ersten Grauen des kommenden Morgens auf die Straße, und suchen da, was die Reisenden in der lezten Nacht etwa verloren haben könnten. Was sie auf diese Weise gefunden haben, kann nicht für gestohlen gelten und wird mit gutem Gewissen behalten. Mein Fuhrmann, ein gemeiner russischer Bauer, schien nicht ganz einverstanden mit diesen Ansichten und spannte unter derben Flüchen eines seiner Pferde aus, um auf ihm den Weg zurückzureiten und den Koffer zu suchen. Da ich dadurch im freien Felde, in einer so unsichern Gegend und bei bereits eingebrochener Nacht allein zurückbleiben sollte, so erklärte ich mich, so gut ich konnte, dagegen. Allein er ließ nicht ab und ritt fort. Nach einer langen, bangen Stunde kam er jauchzend an, den kleinen Koffer vor sich auf dem Pferde haltend. Wir fuhren getrost weiter, und als ich auf der Station ihm ein Geschenk für seine Treue bot, weigerte er sich, das Ganze zu nehmen, das ihm zu viel schien, und hörte, als ich es ihm endlich in den Busen schob, nicht auf, mir zu danken und mir die Hände zu küssen. Der ihm folgende Postillon, dem ich die Geschichte erzählte, sagte mir, daß mein Iwan ein otschin dobroi tscheloweck, ein ungemein braver Mensch sey, der zehn Kinder habe und nicht einmal, das Beste sollte zulezt kommen, nicht einmal Branntwein trinke. Wenn dieser Zug von Ehrlichkeit in der Nähe der Hauptstadt und unter Verhältnissen, welche die Unehrlichkeit zu verschleiern so sehr geeignet waren, eine besondere Erwähnung verdient, so mag der folgende, den ich in der Mitte von Petersburg selbst und in einer der belebtesten Gassen dieser Stadt beobachtet, derselben noch würdiger seyn. Ein alter blinder Bettler ließ sich alle Morgen auf eine bestimmte Stelle der Gasse führen, in welcher er, den ganzen Tag sich selbst überlassen, das Mitleid der Vorübergehenden anflehte. Ein alter Hut, den er auf dem Schooße hielt, war der Altar, auf dem die Wohlthätigkeit geopfert waed. Viele aus der untersten Volksklasse brachten ihm ihre kleine Gabe, und mancher warf einen Pjätak (ein fünf Kopekenstück von Kupfer) in den Hut und holte sich aus demselben drei oder vier Kopeken zurück, indem er dem blinden Bettler sagte, um wie viel er seine Bank vermehrt habe. Da mich meine Geschäfte den Tag über öfters durch diese Gasse führten, so hatte ich oft Gelegenheit, zu bemerken, wie sich der Vorrath in dem alten Hut mit jeder Tagesstunde vermehrte; aber nie sah ich, daß der gute Alte bei der eben erwähnten Auswechslung mit seinen Fingern sich von der Richtigkeit der Angabe zu überzeugen gesucht hätte, oder daß es ihm eingefallen wäre, einen Theil des bereits erworbenen

Vermögens in seinen Taschen in Sicherheit zu bringen. Mir scheint, daß solche Züge von Ehrlichkeit und Mildthätigkeit auf der einen Seite, und von unbegrenztem Zutrauen auf der andern, den Charakter einer Nation stärken und kräftiger schildern, als alle hohlen Deklamationen, und daß in mancher andern Hauptstadt des gebildeten Europas ein Bettler, der sich der Diskretion von tausend Unbekannten zutraulich in die Arme würfe, am Abend des Tages wohl gar oft mit leerem Hute nach Hause kehren würde. Welche Betrachtungen könnte die Vergleichung dieses blinden Bettlers in Petersburg mit der Art an die Hand geben, wie die Geschäfte auf dem Zoll und an so manchem andern Platz in London getrieben werden.

Das Reisen.

In keinem Lande ist das Reisen leichter, als in Rußland. Mit dem fünften Theil des Geldes, welches die Posten in Deutschland, England oder Frankreich fordern, reist man dort denselben Weg und zwar wenigstens in der Hälfte der Zeit. Die russischen Pferde können nur stehen oder laufen: ein gemäßigter Schritt ist ihnen eine ganz unbekannte Sache. Selbst wenn der Russe den steilen Abhang eines Thales herabfährt, läßt er die Pferde frei laufen, damit der Wagen, an der untersten Stelle angekommen, einen Schwung aufwärts erhalte, wo dann die gegenüberliegende Anhöhe, so lang es die Pferde aushalten können, ebenfalls mit verhängtem Zügel zurückgelegt wird. Demungeachtet hört man nur selten von einem Unglück. Auch in den bevölkerten Gassen der Hauptstädte wird im Allgemeinen sehr schnell gefahren und den entgegenkommenden Wagen nur eben so viel ausgewichen, als unmittelbar nöthig ist. Die dem Russen angeborne Gewandtheit und seine Geistesgegenwart in der Gefahr führen ihn glücklich durch alle Hindernisse.

Wer in Rußland den Aufenthalt in den Gasthäusern für einen integrirenden Theil der Reisegenüsse ansehen wollte, würde sich getäuscht finden. In dem tiefern Lande gibt es keine Gasthäuser, und jeder muß sich, so gut es angeht, selbst verpflegen. Man sammelt sich in den größern Städten, durch welche der Weg führt, so viel Vorrath von Viktualien, Thee, Zucker, geräuchertem oder gepökeltem Fleisch und dergleichen, als man bis zur nächsten Stadt bedarf, und läßt sich diese Dinge in dem Posthause, d. h. in einer Bauernhütte, oder auch in jeder andern Wohnung des Dorfes, wo der Hunger mahnt, zubereiten, oder bereitet es sich selbst. Jeder Bauer gibt willig seinen Heerd und die Feuerung dazu, nebst seinem herzlichen Dank für ein kleines Geschenk, das man ihm dafür zurückläßt. Eben so leicht erhält man auch wohl in jedem Dorfe Fleisch, Hühner, Eier und dergleichen für einen gewöhnlich ungemein geringen Preis. Im Sommer kann man selbst die Einkehr in den Häusern der Bauern entbehren, da man auf der ersten, der besten schönen Trift am Wege Feuer anmachen und in den dazu sehr gut eingerichteten Gefäßen, die jeder mit sich führt, in einer halben Stunde sein Mahl bereiten kann. Dieses Nomadenleben der Reisenden hat in Rußland seine eigenen, großen Reize und wesentlichen Vorzüge vor unsern sogenannten Wirthshausreisen. Wir bewegen uns langsam, wie die Murmelthiere, von einer Schenke zur andern, müssen jeden Tag wenigstens drei Mal einkehren und uns mit oft schlecht genug zubereiteten Speisen begnügen, die ganze Nacht durch in elenden, unreinlichen Betten schlaflos zubringen, oder uns von Insekten aller Art martern, und für alles das am andern Morgen noch prellen lassen, während der Russe von allen diesen Unannehmlichkeiten nichts weiß, wie ein wahrer Naturfohn nur von sich selbst abhängt, ißt und trinkt, wann und was er will, und dabei doch den eigentlichen Zweck des Reisens, das Weiterkommen, viel besser erfüllt, als wir mit all unserm Gelde und all unsern Plackereien es je zu thun im Stande sind. Er reist Tag und Nacht und kümmert sich weder um den Eigennutz der Wirthe, noch um den der Postmeister und ihrer Postillone, und mit demselben Gelde, welches uns eine einzige Station in Deutschland kostet, legt er drei russische Stationen zurück, deren jede zwei auch drei Mal größer ist, als unsere deutschen. Wenn der Abend kömmt, legt er sich in seiner Kibitke schlafen, während der Diener auf den Stationen das Wechseln der Pferde besorgt, und wenn er am Morgen wieder aufwacht und nach dem Namen des Dorfes fragt, durch das er eben fährt, so sieht er auf seiner Karte, daß er schlafend achtzehn bis zwanzig deutsche Meilen zurückgelegt hat. Vor dem Dorfe läßt er halten und auf der nächsten Wiese sich sein Frühstück bereiten, das in einer Viertelstunde da steht und heitern Muthes, unter dem Gesange der Vögel, die die Tafelmusik besorgen, genossen wird. Dann geht es wieder spornstreich weiter, um in fünf oder sechs Stunden in einer Entfernung von zwölf bis vierzehn Meilen das Mittagsmahl auf ähnliche Weise einzunehmen. Selbst der Winter, wo jene Annehmlichkeiten wegfallen und man, wenigstens der Nahrung, wenn auch nicht des Schlafes wegen, einzukehren genöthigt ist, hat wieder seine eigenen, großen Vortheile für die Reisenden, und ich glaube selbst, daß er für größere Reisen dem Sommer vorzuziehen ist. Im Sommer leidet man viel von den schlechten Wegen, die, der Natur ganz überlassen, nach stärkern Regengüssen und beim Thauwetter im Frühjahre, so wie im Spätherbste beinahe unbrauchbar sind. Die sogenannten Knüppelwege, die aus horizontal neben einander gelegten Bäumen, mit Erde überschüttet, bestehen und in sumpfigen Gegenden oft viele Meilen weit fortlaufen, sind eine Art von Tortur für den Fahrenden, besonders wenn sein Wagen keine Federn hat. Nicht minder beschwerlich ist der unermeßliche Staub, den die immer schnell laufenden Pferde aufwühlen, der in dichten Wolken den Wagen

oft Tage lang umgibt und die Hauptursache der lästigen Augenschmerzen ist, von welchen die Reisenden so oft befallen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die allgemeine Schwere.

(Beschluß.)

Ich kann, mit dem Vorhergehenden nicht zufrieden, noch weiter gehen. Viele große Astronomen haben in ihre Ansicht von der allgemeinen Anziehungskraft der Welten, bei aller Verehrung, die sie für diese Idee und ihre Fruchtbarkeit für den Rechner hegten, etwas noch Unentschiedenes gelegt, die als etwas, was sich noch weiter ausbilden ließe, betrachtet. Einer der thätigsten und feinsten Astronomen Frankreichs, durch große Unternehmungen und Reisen berühmt, la Caille, bemerkt am Schlusse seines originellen und lange verehrten und angewandten Buchs über den Unterricht in der Astronomie, man solle den Ausdruck, Anziehung der Weltkörper, so lange beibehalten, bis sich, statt desselben, einst eine physische Ursache finden werde. La Place war eine Zeitlang der Ansicht, jene Kraft könnte sich wohl in der Zeit fortpflanzen, wie das Licht. Alle Astronomen sind jezt, veranlaßt durch Anomalien in den Rechnungen, die aus demselben Prinzip, aber auf verschiedene Fälle angewandt, angestellt worden, geneigt, anzunehmen, daß einzelne Planeten gegen einander eine Art größerer Zuneigung, eine Art Sympathie, stärkerer Anziehung äußern, als gegen andere. Wann aber einmal besondere Sympathie herrscht, warum sollte nicht auch Antipathie herrschen können, oder völlige Gleichgültigkeit vorhanden seyn können? Von Antipathie oder zurückstoßender Kraft spricht W. Herschel deutlich, wenn er die Regionen des Himmels, wo seine Nebelgestalten hausen, uns eröffnet. Die sonderbaren Bildungen, die er dort sah, folgen ganz andern Bildungsgesetzen, als die Körper unsers Sonnensystems.

Aber auch wir haben in unserm Planetensystem unabhängige Gebilde, Organe, in welchen die Mischung von anziehenden und abstoßenden Kräften herrscht. Dies sind die Atmosphären, Organe von höchster Bedeutung. Sie erscheinen in unserer niedern Region nur als eine äußere Hülle; aber könnte nicht der Planetenkern zärter seyn, die Atmosphäre ausgedehnter und die Elemente, die gegen einander Antipathie oder repulsive Kräfte ausüben, entfernter von einander, kräftiger? Ist nicht der Bestand eines Sternhaufens einfacher, und ich möchte sagen, edler begriffen durch repulsive Kräfte? Man denke sich eine unzählige Menge von Sternen in einem Herschelschen Sternhaufen wie in einer Kugel vereinigt; es ist dann ein eben so einfacher Gedanke: diese vereinigten Welten halten sich durch eine Mischung von repulsiven Kräften, als der: sie halten sich durch unter sie vertheilte Schwungkräfte in gehöriger Abmessung. Diese Sternhaufen sind nach den Gesetzen der Atmosphären gebildet, es wirkt in ihnen Antipathie und Sympathie. Die ewigen Wirbel, welche durch die Schwungkräfte hervorgebracht werden, sind hier durch ein gemildertes, gleichsam elastisches Hin- und Herschwingen dieser unendlichen Menge von Weltkörpern ersezt. Soll denn in allen Werken der Natur nur das Bild der unendlichen Unruhe und des durcheinander Wirbelns zu schauen seyn? Ein Sternhaufen ist, nach obiger Ansicht, ein seines Wesens sich freuender Verein, wo jedes Glied nicht in rastlosem Wirbel getrieben wird, sondern nur lebendige Pülse und Athemzüge seiner Glieder fühlt und theilt. In solche Systeme ließen sich mit den Griechen die Seelen der Abgeschiedenen versetzen.

Warum sollten im großen Bau des Himmels nicht Bildungen der Art vorkommen? Die Angst, das Universum möchte in einen Klumpen zusammenstürzen, hat den Mechanismus eines kleinen Trabantensystems aus unsern Regionen auf die Unendlichkeit übergetragen, und die Wirbel der Planeten überall wiedergesucht und gefunden und jene Angst den himmlischen Körpern selbst mitgetheilt. Aber diese Einseitigkeit wird durch die, im Aufsatze vom fliegenden Stern gegebene Ansicht von Himmelskörpern, die gegen andere gleichgültig sind, oder sogar Antipathie äußern, aufgehoben und die Weltansicht selbst freier gemacht.

Vielleicht gab es auch bei der Bildung unseres Planetensystems Antipathien, in repulsiven Kräften sich äußernd, mit Attraktionen im Streit. Ein Beispiel ganz eigenthümlicher Art wage ich hier anzuführen. Die vier planetarischen Frauen in der Mitte unseres Planetensystems (die Planetoiden) leuchten, im Verhältniß ihrer Zartheit, mit besonderer Klarheit. Sollten diese ihren Wolkenschleier etwa dadurch abgelegt haben, daß sie durch Antipathie ihn weit von sich warfen? Sind vielleicht die zahmen Kometen daraus entstanden, daß sich diese Atmosphären als selbstständige Wesen gesammelt haben, und als Kometen noch fortwährend in Gesellschaft jener Planeten wandeln?

Dr. Pfaff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Witterung. Religiöse und bürgerliche Verhältnisse.

Als eine besondere Bizarrerie der überhaupt etwas wunderlichen Dame, Witterung genannt, läßt sich vielleicht der Umstand betrachten, daß der vergangene Monat (November), sonst gewöhnlich der unleidlichste, diesmal hier beinahe der erträglichste im Jahre gewesen ist. Blos gegen das Ende mochte ihm seine Güte selbst etwas unnatürlich vorkommen, daher er denn, dem Wetterglase zum Trotz, manchen kalten Regenguß uns auf die Köpfe warf, zulezt aber doch noch ziemlich gutgelaunt seinem mit Schnee drohenden Nachfolger das Feld räumte. Der großen, zum Theil aus Personen, welche an den Wechsel rauhen Wetters wenig gewohnt sind, bestehenden

Kommunalgarde verursacht die jetzige Jahreszeit allerdings große Beschwerde, allein eine immer zunehmende Liebe zur Sache hilft ihr das Ungewohnte tragen. Wird doch ohnehin die neue Organisation dieses Korps mit jedem Tage erwartet. Durch sie werden aber alle Waffenfähige, mit Ausnahme derer, die ihrer vorgerückten Jahre wegen verschont werden, darunter gestellt, und sonach wird sich künftig der Wachtdienst dieses überaus heilsamen Vereins auf wenige Tage im Jahre für den Einzelnen beschränken. Das Vertrauen zu der Regierung wächst fortdauernd in dem Grade, als diese nicht abläßt, selbst die freimüthigsten Gedanken und Vorschläge, das Gemeinwohl betreffend, dankbar anzunehmen und partheiloser Prüfung zu unterwerfen.

Eine der größten örtlichen Beschwerden Dresdens betraf das Privilegium des Raths, keine Einnahme- und Ausgaberechnung abzulegen. Wie es heißt, soll sich dieses Recht, das schon seit langer Zeit Vielen als ein Unrecht erscheinen wollte, zum Theil auf schriftliche Zusicherung eines längst verstorbenen Fürsten gründen. Einen Theil seines Ursprungs leiten Manche auch aus dem Vermächtnisse eines seit vielleicht noch längerer Zeit im Grabe schlummernden vormaligen Rathsmitglieds her, welches diesem Kollegium in seinem Testamente eine sehr starke Summe mit der vollkommensten Freiheit ausgesetzt habe, darüber zu schalten, ohne irgend Jemand Auskunft geben zu dürfen. Auch diese Beschwerde ist ihrer Erledigung nahe, und die Rathsrechnung bereits in den Händen der Kommunrepräsentanten.

Die Wahl der leztern gibt großentheils erfreulichen Beleg für den gesunden Sinn der Einwohner. Die Furcht vor neuen Unruhen ist gänzlich verschwunden. Aeußerst vortheilhaft auf die Stimmung der Stadt hat der wahrhaft große Gedanke gewirkt, dem lezten Reformationsfeste den Charakter einer allgemeinen Friedensfeier beizulegen. Seit dem 31. Oktober ist weiter keine Spur des Religionshasses hervorgetreten. Merkwürdig erscheint ein am Abende dieses Festes illuminirtes Porträt Luthers, welches bei der allgemeinen Erleuchtung der Stadt nebst einem auf die Liebe zum Licht sich beziehenden Worte und der Unterschrift „von einem Katholiken" zu sehen war, in seinen Folgen; denn schon am Tage darauf gaben im hiesigen Tagblatte, dem Dresdener Anzeiger, 127 andere katholische Glaubensverwandte dem Aussteller ihren Dank und „gleichen Glauben und Sinn," dabei auch den Wunsch zu erkennen, ihre Kirche „frei, d. h. unabhängig von Rom," zu sehen. Ja, im Anzeiger vom 18. November stand sogar bereits eine, zur Auszeichnung vor den übrigen Bekanntmachungen mit lateinischen Lettern und größer gedruckte Aufforderung folgenden Inhalts: „Alle hiesigen Katholiken, welche mit den 127 Personen in Nr. 306 des Dresdener Anzeigers gleiches Sinnes sind, werden hiermit ersucht, über ein Lokal, wo man sich über die gemeinschaftliche Angelegenheit besprechen kann, ihre Erklärung in meiner Wohnung versiegelt abzugeben.

Anton Bertolby,
Ostra-Allee Nr. 38."

Dagegen haben aber auch im Anzeiger vom 29. November „Mehrere, der katholischen Kirche wahrhaft angehörige Glieder" ihre Mißbilligung dieser Schritte öffentlich erklärt.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, December.

(Fortsezung.)

Buckinghams Plan.

Schwerlich wird das so lange beibehaltene Monopol beim Ablaufe des Termins der ostindischen Gesellschaft wieder erneuert werden, und Hr. Buckingham wird es von sich rühmen können, daß er dazu nicht wenig beigetragen hat. Damit läßt es aber der rastlose Mann noch nicht gut seyn. Er hat einen weit umfassenden Plan zu einer Weltumseglung entworfen, die gewaltig viele Dinge bewirken soll, nämlich Berichtigung und Ergänzung der Erdbeschreibung, Vervollkommnung der Schiffahrtskunde, Erweiterung des Seehandels, Bildung des Menschengeschlechts, Anlegung von Kolonien u. s. w. Zu diesem Plane hatten schon eine Menge Engländer, besonders aus den reichern Ständen, die Hand geboten und es waren mehrere Zusammenkünfte deshalb zu London veranstaltet worden, als die lezte Revolution in Frankreich ausbrach. Buckingham meinte nun, dies sey ein günstiger Zeitpunkt, um auch in Frankreich Theilnahme für sein Projekt zu erwecken; denn da jezt das Geld des Hofes nicht mehr auf Jagden und Ausschmückung der Kapellen verwendet wird, so muß doch wohl in den Palästen etwas Geld zu großartigen Unternehmungen übrig bleiben, und die wieder freigewordene Nation wird auch wohl empfänglicher für alles Große und Schöne geworden seyn, weil die Freiheit überhaupt den Geist erhebt, und ein freies Volk auch gern ein großes werden oder bleiben will. So kam denn der Widersacher der ostindischen Handelskompagnie nach Frankreich, mit Empfehlungen angesehener, einflußreicher Männer, und wandte sich an den Hof, an die gelehrten Gesellschaften und an das große Publikum, indem er um Theilnahme, Unterstüzung und Unterweisung für seine Weltumseglung bat. Er ließ eine weitläufige Anzeige seines Vorhabens drucken, und hielt einige Reden in dem Athénée royal über die jetzigen Aussichten des Verkehrs mit Asien. Es ist wohl das erstemal, daß die Franzosen um Unterstüzung zu einer Weltumseglung angesprochen werden. Solche Unternehmen waren sie bisher gewohnt, nur von der Regierung ins Werk setzen zu lassen, und es war ihnen noch nicht eingefallen, mit Privatkräften etwas Aehnliches zu versuchen. Ferner traut man den Engländern nicht, sogar wenn sie aus bloßer Humanität zu handeln scheinen. Als diese den Sklavenhandel abschafften, behauptete man in Frankreich, sie hätten sich zuvor mit einem hinlänglichen Vorrath von Sklaven versehen und schafften jezt den Handel damit ab, um den Wohlstand der französischen Kolonien zu untergraben. Darum nahmen auch die Franzosen Buckinghams Antrag zur gemeinsamen Unterstüzung für die von ihm entworfene Weltreise mit ziemlicher Kälte und unverhohlenem Mißtrauen auf. Freilich gab Buckinghams Ankündigung einigen Grund dazu; er verlangte nämlich, man solle die Kosten seiner Schiffahrt bestreiten; aller Erfolg solle ihm lediglich überlassen werden; was Vortheilhaftes daraus entspringen kann, darüber will er allein verfügen; blos die Beschreibung seiner Reise verspricht er den Interessenten. Der Schiffskapitän d'Urville, welcher bekanntlich selbst eine Reise um die Erde gemacht und dieselbe beschrieben, hat in der geographischen Gesellschaft im Namen einer Kommission einen Bericht über Buckinghams Vorschlag abgestattet, und darin auf eine sehr feine Art die Zweifel und den Argwohn geäußert, den ein so viel versprechendes Projekt den vernünftigen Leuten in Frankreich einflößt. Auch fehlt es den hiesigen gelehrten Gesellschaften an Geld, um so kostspielige Unternehmungen, als eine Reise um die Welt, gehörig unterstützen zu können, und wenn diese Reise nun gar fünf bis sechs Jahre dauern soll, und man Niederlassungen anlegen und mit fremden, ungebildeten Völkern in Verkehr treten will, so läßt sich nicht absehen, wie weit die Gelder reichen werden, und wie ein Privatmann zu Allem Rath schaffen will.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. December 1830.

— Die Macht,
Die in dir wirkt, die innre Seherin,
Die aus der Vorwelt sich die Nachwelt schafft,
Die Ordnerin, die aus Verwirrungen
Entwirrend webt den Knäuel der Natur,
Das bist du selbst, die Gottheit ist's, wie du.

Herder.

Schiller an Rath Reinewald in Meiningen *).

Bauerbach. Früh in der Gartenhütte
am 14. April 1783.

In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Karlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blaukeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche.

Ich stelle mir vor: jede Dichtung ist nichts Anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers Kopfs. Ich will mich erklären.

Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsre Empfindungen und unsre historische Kenntniß von fremden in andere Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmern das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisch- und augenblickliches Daseyn gewinnen. Alle Geburten unserer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst. Aber was ist Freundschaft oder platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechselung der Wesen? oder die Anschauung unsrer selbst in einem andern Glase? — Liebe, mein Freund, das große, unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung, ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. — Erschrecken, erglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm, der ihn unwissend lobet. Er erblickt sich, sein großes unendliches Selbst, in der unendlichen Natur umhergestreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich sich selbst — sein Bild sieht er aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel, zurückgeworfen, und liebt sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpf (mehr oder weniger) Trümmer seines Wesens zerstreut. Dieses bildlich auszudrücken: so wie eine Leibnitzische Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, so hat die Seele der Mimosa nur einen einfachen

*) Aus dem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Werke: Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. 1ster Thl.

Da wir bisher vorzugsweise Briefe aus der Zeit von Schillers Reise mitgetheilt haben, so wählten wir diesmal einen, der kurze Zeit nach seiner Flucht von Stuttgardt auf dem Gute der Frau von Wolzogen, wo er sich verborgen hielt, geschrieben ist. D. R.

Punkt, das Vermögen zu empfinden, von ihr, und der höchste denkende Geist nach Gott — Doch Sie verstehen mich ja schon. Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reineren Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Cirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: der ewige, innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, dasselbe in sich hineinzuschlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruck und Kusse bis zur innigsten Umarmung — so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

Jezt wär' ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundschaft und platonische Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaft sind, so sind beide gewissermaßen nur eine andere Wirkung der Dichtungskraft — oder besser: das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unserer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern. Können wir den Zustand eines Freundes feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsern poetischen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundschaft und platonischen Liebe sonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung nach sich ziehen müsse, würde sehr übereilt seyn, denn ich kann einen großen Charakter durchaus fühlen, ohne ihn schaffen zu können. Das aber wäre bewiesen wahr, daß ein großer Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen muß, wenn er sie auch nicht immer geäußert hat. — Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unserer Helden seyn müssen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen; daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Unsere Empfindung ist also Refraktion, keine ursprüngliche, sondern sympathetische Empfindung. Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. Ein großer Philosoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat gesagt, daß die Sympathie am gewissesten und stärksten durch Sympathie erweckt werde. Jezt denke ich diesen Satz in seiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund seyn. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größeren Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Aemilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn ich so sagen darf, sein eigner Leser, und wenn er ein theatralischer ist, sein eigenes Parterre und Publikum seyn. — — Ich habe Ihnen hier vieles, und, wie ich beim Durchlesen finde, mit zu wenig Worten gesagt. Vielleicht führe ich solches ein andermal aus.

Nur eine kleine Anwendung auf meinen Karlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Karlos und Julius abmessen; nicht nach der Größe des Pinsels — sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrument — sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Karlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespears Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewitz Julius — und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition, die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Karlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jezt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen. — —

Ihr lezter Brief, mein Bester, hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal gesezt. Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es werth ist, daß er mich sammt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden, und diese mit einer Thräne ehren. Theurer Freund! ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritte zu früh wider mich. Lieben und schätzen Sie mich wegen dem, was ich unter bessern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Absicht in mir, die die Vorsicht in mir verfehlt hat; aber bleiben Sie Mein.

S.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

In den dichten Wäldern, in denen man oft drei und mehr Tage ununterbrochen fährt, sind die unzähligen wilden Bienen im Sommer eine Art von Landplage. Sie fangen sich in der aufgestülpten Decke des Wagens, in welcher sie oft ganze Schwärme bilden, die durch belaubte Zweige, mit welchen die Reisenden immerwährend fächeln, vertrieben werden, aber gleich darauf sich wieder erneuern und dem armen Wanderer keinen Augenblick Ruhe gönnen. In sumpfigen Gegenden gibt es so viele Insekten, daß sie, wenn man nur einige Schritte von der Straße geht, zu Millionen auffliegen und den Menschen, der sich unter sie begeben und ihre Ruhe zu stören gewagt hat, in einigen Augenblicken ganz bedecken. An den Ufern der Wolga, z. B. zwischen Tscheboksar und Kusmodemiansk, gibt es, nach der Ueberschwemmung, welcher dieser Fluß so regelmäßig, wie der Nil, unterworfen ist, den ganzen Sommer durch zahllose große Mücken, eine Art von Schnaken, die aber viel größer und deren Stiche viel schmerzhafter sind, als die der unsern. Alle Menschen haben in diesen Gegenden Hände und Gesicht voll großer Beulen. Alles dieses, und so manches andere, fällt im Winter gänzlich weg. Zwar hat man dann mit der Kälte zu thun, aber der Russe weiß sich gegen dieselbe auf seinen Reisen so gut zu schützen, daß er sie kaum für eine Unbequemlichkeit halten darf. Dafür ist die Hauptsache auf Reisen, der Weg, so gut, daß keine Chaussee in irgend einem Lande besser seyn kann. Alle Unebenheiten der Straße sind unter dem hohen Schnee verschwunden, und auf der festen und spiegelglatten Decke dieses Schnees gleitet der Schlitten wie über einen polirten Marmorboden pfeilschnell fort, ohne Hinderniß und ohne Aufenthalt, während der Reisende in seinem warmen, mit Pelzen und Matratzen versehenen, mit dichten Bastmatten wohl bedeckten Wagen sich dem freundlichen Gespräche mit seinen Gefährten, oder der traulichen Tabakspfeife, oder dem erquickenden Schlafe überläßt und, wenn er wieder neugestärkt erwacht, sich während seinen Träumen, wie durch eines Zauberers Hand, zehn und mehr deutsche Meilen weiter geführt sieht.

Nur mag der Ausländer, der Rußland im Winter bereisen will, sich zuerst von den Eingebornen belehren lassen, was er zu thun und zu meiden habe, wenn es ihm so gut werden soll. Die meisten derselben, welche sich selbst für weise genug halten und ihre alten Gewohnheiten in das neue Land mit hinüber nehmen wollen, müssen durch eigenen Schaden klug werden und ihr Lehrgeld oft theuer genug bezahlen. So wird man z. B. wohl thun, den Gläserwagen oder die deutsche Kutsche, mit welcher man an die Grenze kommt, sogleich mit einer guten russischen Kibitke auf Federn zu vertauschen, weil man sich in jener der Kälte nicht erwehren kann. Im spätern Herbste soll man die Reise nicht antreten, sondern lieber einen oder zwei Monate verschieben, weil man sonst mit den schlechten Wegen zu kämpfen hat und dem Wechsel des Fuhrwerks ausgesetzt ist. In Rußland muß man sich so leicht als möglich machen, blos das unmittelbar Nothwendige bei sich führen und alles Uebrige durch den Weg der Kaufleute, d. h. durch Bauern nachführen lassen. Man übergibt zu diesem Zwecke einem Kaufmann an der Grenze seine Koffer und Kisten, die dann von ihm an den angewiesenen Ort spedirt werden. Die Fracht dafür ist sehr gering und der Transport sicher. Schleppt man aber alles mit sich, so kann man sicher seyn, wenigstens noch einmal so große Ausgaben und zehnmal mehr Verdruß zu haben. Darin fehlen unter andern auch die Kolonisten, welche aus Schwaben und andern Gegenden Deutschlands nach Rußland wandern. Sie haben ihre deutschen Leiterwagen bis oben an mit allem ihrem Hausgeräthe bepackt, selbst die Rocken, Spinnräder und die alten Hühnersteigen nicht zu vergessen, und die Folge davon ist, daß sie lange, ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung kommen, schon ermüdet unter der Last, die sie sich selbst aufgelegt haben, wie ihre Zugthiere, niedersinken, ihr Geld verschleudern, mißmuthig werden und oft vor Gram und Heimweh sterben, ehe sie noch das neue gelobte Land gesehen haben.

In Rußland sieht man nie solche ungeheure Rüstwagen, wie die unserer deutschen Fuhrleute, die wie Häuser langsam über die Straße ziehen. Wenn der russische Kaufmann seine Waaren spedirt, wären es auch hundert Pferdelasten, so braucht er zwar auch hundert Pferde, aber jedes hat seinen eigenen Wagen, jedes zieht für sich sein Faß oder seine Kiste, und diese kleinen Wagen, jeder mit einem Pferde, selten nur mit zwei bespannt, ziehen in einer Linie auf der Straße, wie die wilden Gänse, hinter einander her, blos von zwei Menschen geführt, deren einer an der Spitze und der andere an dem Ende der Kolonne ein wachsames Auge auf den ganzen Zug hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Gastmahle zu Ehren Lafayette's. Politische Gesellschaften.

Ich fürchte, Buckingham treibt es mit dem Projektmachen zu weit und hat selbst nicht gehörig überlegt, was er leisten kann. Besser wäre es gewesen, er hätte sich auf einen einzigen Punkt beschränkt, z. B. die Anlegung eines Pflanzortes in irgend einer vortheilhaften, noch unbebauten Gegend der Erde, oder die Einleitung eines Handelsverkehrs mit irgend einem fremden Volke, das bisher mit Europa wenig zu

thun hatte. Dennoch haben sich einige wohlwollende Personen, z. B. die königliche Familie, Lafayette, Delaborde u. a. bereitwillig gezeigt, das Unternehmen des unermüdlichen englischen Reisenden thätig zu unterstützen. Buckingham kehrt nun wieder nach England zurück, wo er wahrscheinlich kräftigere Unterstützung findet, als hier. Zuvor hat er noch dem Gastmahle beiwohnen wollen, welches die Fremden in Paris, das heißt die Engländer und Amerikaner (die Deutschen und andere Fremden in Paris wagen es nicht, ihre Meinung über die Begebenheiten des Juli laut auszusprechen), dem Helden jener Tage, dem berühmten Lafayette, geben wollten. Da Buckingham gern über Alle hervorragt, so wollte er bei diesem Gastmahle den Vorsitz haben, und Cooper, der bekannte Romandichter, sollte als Vizepräsident dabei erscheinen. Cooper aber, als ächter Amerikaner, wollte unter dem englischen Windbeutel nicht stehen, und so trennten sich bei dieser Gelegenheit, wie bei so manchen andern, Engländer und Amerikaner. Zuerst gaben die Engländer dem berühmten Manne ihr Gastmahl, wozu auch die Staatsobrigkeiten und mehrere angesehene Staatsbürger eingeladen worden waren. Buckingham, ein schöner Mann mit einem sehr gefälligen Aeußern, hielt eine Rede mit seiner gewöhnlichen Geläufigkeit; es wurde auf das Wohlseyn der drei freiesten Oberhäupter der freiesten Staaten (England, Frankreich und Nordamerika) getrunken und noch mehrere Reden gehalten, von denen die Tagesblätter ziemlich ausführlich gesprochen haben. Einige Tage darauf gaben denn auch die Amerikaner ihrem „berühmten Gaste," den sie schon so lange verehren, ein glänzendes Fest, bei welchem Cooper, wie gebührlich, den Vorsitz führte, und dem auch der amerikanische Gesandte und der Konsul derselben Nation beiwohnten. Cooper ist ein Mann von ungefähr 50 Jahren und hat schon eine erwachsene Tochter, die er nebst seiner Frau bei sich hat. Er spricht sehr geläufig, und seine Rede war sehr angemessen; nur übertrieb er das Lob Lafayette's in einem Punkte: er behauptete nämlich, Lafayette sey beinahe der einzige, welcher sich dem Despotismus Napoleons beharrlich widersetzt habe. Die Romandichter schießen zuweilen fehl, wenn sie sich aufs Gebiet der Geschichte wagen. So ging es Coopern auch hier. Während der Herrschaft Napoleons hatte sich Lafayette von den Staatsgeschäften ganz zurückgezogen, und nahm nicht den geringsten Antheil daran; wie hätte er also seine Opposition an den Tag legen können? Napoleon traute ihm nicht, und er mochte mit dem Despoten, der Frankreich um seine Freiheit brachte, nichts zu thun haben, konnte es auch nicht, weil ihn der Kaiser zu keinem Geschäfte berief. Wegen seines Betragen während der Napoleonschen Herrschaft gebührt ihm also weder Lob noch Tadel, wofern es ihm nicht etwa zum Lobe angerechnet wird, daß er nicht, wie so viele andere Helden aus der republikanischen Zeit, vor dem gewaltigen Herrscher das Knie beugte, und ihm seine Dienste anbot und seine Person zur Verfügung desselben stellte. Der aus politischen Gründen veranstalteten Zusammenkünfte haben wir jetzt viele hier, und sie sind auch in einem freien Staate unentbehrlich; denn die Bürger, die zusammen handeln müssen, bedürfen einer genauen Bekanntschaft miteinander; sie müssen ihre Gesinnungen und Wünsche frei aussprechen können; ihre Herzen müssen einander entgegenkommen, und hiezu sind die Zusammenkünfte, besonders die gemeinsam veranstalteten Gastmähler, ein vortreffliches Mittel. Dies wissen die Engländer recht gut, welche daher auch in ihren Tavernen häufig zusammen schmausen. In Paris fallen diese politischen Gastmähler bescheidener aus, als in London, weil die Pariser keine solche Trinker sind, und überhaupt auf den materiellen Genuß nicht so viel halten, als auf den geistigen. Ferner verursachen die jetzigen Zeitverhältnisse gemeinsame Berathschlagungen. So hat der Präfekt des Seinedepartements in allen Stadtrevieren die angesehensten Bürger, besonders aus dem Handelsstande, durch die Maires zusammenrufen lassen, um durch ihren gemeinsamen Rath die Wünsche und die Vorschläge der Bürger zur Verbesserung der Zeitverhältnisse kennen zu lernen. Despotische Regierungen vermeiden dergleichen Zusammenkünfte, und eitle Minister glauben den Rath der Bürger nicht zu bedürfen; in Frankreich aber haben sich die Dinge so gestaltet, daß die Regierung und die Bürger durch ein enges Band verbunden sind, und daß beide es nöthig finden, mit vereinten Kräften dem gemeinsamen Ziele entgegenzuwirken. Die schönen Früchte dieses einmüthigen Strebens erblickt man schon überall, wiewohl die Zeitverhältnisse manchen Uebelstand nicht so leicht heben lassen. Dg.

Dresden, December.

(Beschluß.)

Die dramatische Poesie und das Theaterpublikum.

Daß nur höchst selten andere, als sehr verbrauchte alte Stücke auf unserer deutschen sowohl, als der italienischen Bühne erscheinen, ist eine unwiderlegbare Wahrheit. Uebertrieben aber möchte es wohl seyn, die Schuld davon auf die Direktion allein wälzen zu wollen. Unstreitig leiden viele andere Bühnen an gleichen Uebeln, hauptsächlich aus Mangel an zur Aufführung geeigneten Schauspielen. Von den in Frankreich neuerscheinenden und dort oft mit Enthusiasmus aufgenommenen spricht nur ein geringer Theil die Deutschen in der Bearbeitung an, und deutsche Originalstücke werden zwar gewiß noch in mehr als ausreichender Anzahl *geschrieben*, eben so gewiß aber würden die meisten *davon die Zuschauer* eher abstoßen, als für sich gewinnen. Und nicht immer möchte dies dem Dichter allein zum Vorwurfe zu machen seyn. Wenn auch selbst das große Publikum schwerlich so schlimm geworden ist, um von einem wahrhaft vortrefflichen, auf allgemeines Interesse wohlberechneten Stücke nicht freundlich angeregt zu werden, so besitzt es doch heutzutage die gewaltige Untugend, Vortrefflichkeiten dieser Art von jedem Bühnenabend zu verlangen. In früherer Zeit schien es die Unmöglichkeit der Befriedigung solcher Forderungen anzuerkennen, und ließ sich daher gern mitunter auch eine recht schwache Piece in der Hoffnung gefallen, daß ihm das nächstens zu erwartende Meisterwerk dann nur um so besser zusagen werde. Dazu kommt, daß der Maßstab, der jetzt an die Stücke gelegt wird, oft äußerst wunderlich genannt werden kann. Nur Lustspiele der wahre, eigentliche Lustspiele! ruft ein ziemlicher Theil der Bühnenbesucher, während das wahrhaft Lustige gewöhnlich mit Achselzucken läppisch und niedrig-komisch genannt, oder gar mit dem Schimpfworte gemein gebrandmarkt wird. Das nun scheint manchem der bessern Dichter den Versuch eines Lustspiels und, wenn eins erscheint, den Direktionen die Lust zur Aufführung zu verleiden; nicht zu gedenken, daß der Bühne gegenüber, der Anstand allmählig eine bis zum Lächerlichen nervenschwache Person geworden ist, die bei den harmlosesten Scherzen in Zuckungen geräth. Trauerspiele haben wir außer den von Schiller und Goethe fast gar keine. Am besten könnte diesem Mangel vielleicht der wahrhaft geniale Grabbe abhelfen, wenn er seine Dramen zur Aufführung fähig machen wollte.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 313.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 31. December 1830.

— Jedes Aeußerste führt Kunst, die Alles
Begränzt und bindet, zur Natur zurück;
Sie setzt den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.

Schiller.

Ein Bruchstück
aus einer Ode des Viktor Hugo.

Wenn ein Deutscher – sey auch seine politische Gesinnung welche sie wolle — einen Blick auf die französischen Poesien wirft, die in Folge der jüngsten Umwälzung aus derselben hervorgingen, so wird er in allen diesen zu uns herüber gekommenen Gedichten die Auffassung des Tragischen vermissen, dessen unselige Nothwendigkeit ihren Gegensatz, den Aufblick zum Himmel, und mit ihm die Gefühle der Demuth und der Pietät hervorruft. Es sind, so viel uns bekannt ist, in Frankreich nur Gelegenheitsgedichte erschienen, welche die einseitige Empfindung des Moments, die glorioſe Freude der Sieger, besingen, oder Gelegenheitsreden in poetischer Prosa, die, eben so einseitig, die Klagen der Besiegten aussprechen. Beide Gattungen von Poesien sind, im untergeordneten Sinne des Worts, politische zu nennen; d. h. sie sind Produktionen der Partheien. Der ächte Dichter aber steht, wie der ächte Staatskünstler, über den Partheiungen; wir sehen ihn, selbst in seinen lyrischen Ergüssen, objektiv, also nie einseitig politisch, sondern stets historisch überschauend, und so an eine höhere als menschliche, an eine göttliche Weltleitung anknüpfend.

Von solch einer höheren Tragödie ist, wie gesagt, in den uns bekannten neueren Gelegenheitsgedichten auch nicht eine Spur zu finden. Um so erfreulicher ist es, daß ein trefflicher französischer Lyriker, Viktor Hugo, den Muth hatte, wenn auch nicht für religiöse Demuth, doch für Pietät die Saiten seiner Lyra tönen zu lassen. Inmitten der Partheien ermahnt er diese, das Unglück eines königlichen Greises schonend zu bedenken, ermahnt er jene, nicht fürder aus Eigennutz den Fürsten verderblich zu umdrängen.

Ich gebe hier eine Uebersetzung dieser bemerkenswerthen Stelle, denn in diesen immer mehr sich trübenden Tagen ist es ein Trost, wenn die Kunst ihrer edeln Bestimmung getreu bleibt, und die Leidenschaften zu reinigen und zu bewältigen sucht.

•

Kein Leid dem Greis! er schleicht, langsamen Schritts, verbannt.
Es will die Pietät, daß man Ruinen schone.
Eindrücken nimmermehr könnt' ich die Dornenkrone,
Die auf das weiße Haar ihm setzt des Unheils Hand.
Nein, Ihr Unseligen! noch tönt mein Lied, noch klinget
Die Kette herber Qual, die Ring an Ring Euch schlinget;
Grab und Verbannungsort hab' ich gesegnet ja;
Und während Gruß und Heil am neuen Thron erschallen,
Wird noch mein Dichtergeist, lang noch, in Trauer wallen
Und Sanct Denis, um Helena.

Die Lehre häuf' indeß unhemmbar Straf' und Schande
Auf die Pygmäenbrut, die, fremd dem Vaterlande,
Für ihre Selbstsucht nur dem Herrscher dienstbereit;

Die Alles um sich her versteinet, selbst verstockt,
Und die, mit mattem Hauch, aufblaset, hingehockt,
Die Asche, roth annoch von unsrer Schreckenszeit.

LAbt.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Nicht minder empfehlenswerth scheint mir der Bau der russischen Wagen in Beziehung auf ihre Sicherheit zu seyn. Der eigentliche Kasten liegt bei ihnen bedeutend niedriger, als bei uns, und ihre Räder sind durchaus viel weiter von einander entfernt, als die unsrigen. Die Folge dieser doppelten zweckmäßigen Einrichtung ist, daß sie, selbst auf schiefem Boden, nicht leicht umschlagen können, ein Unglück, das in Rußland zu den sehr seltenen gehört.

Die Leichtigkeit und die geringen Kosten des Reisens in Rußland macht, daß man dort selbst unter den untersten Klassen häufig Leute trifft, die mehr von fremden Ländern und Sitten gesehen haben, als gar mancher von denen, die bei uns schon für berühmte Reisende gelten. Ich hatte in Perm einen Dwornik (Hausknecht) bereits über ein Jahr, ohne zu wissen, daß der alte, gute und stille Mann, den ich für einen gebornen Permer hielt, der nie über die Grenze seines Weichbildes gekommen ist, vielleicht mehr von Gottes schöner Erde gesehen hat, als ein Niebuhr oder Humboldt. Ich traf ihn einst, als er das Stroh, welches für die Stallungen im Winter bestimmt war, auf dem Boden mit seinen Knechten in Ordnung brachte. „Wer sollte es denken," sagte er, indem er sich zu mir wandte, „daß man in Kitai (so heißt im Russischen China) aus solchem Stroh Papier, und so schönes Papier machen kann." — „Woher weißt denn Du das?" fragte ich. „Nun," meinte er, „bin ich ja lange genug dort gewesen. Ich bin mit meinem Vetter, dem Kapitän, als Bedienter nach Ochotzk gezogen, wo ich drei Jahre blieb, und dann als Schreiber bei der amerikanischen Kompagnie angestellt wurde." In den Geschäften dieser Kompagnie besuchte er die Aleuten und die kurilischen Inseln, ging mit auf die Messe in Irbit, wurde darauf nach Irkuzk versetzt, wo er das nahe Kiachta, die Grenzstadt Chinas, häufig besuchte und mit den Chinesen im Verkehr stand. „Aber wie kamst Du endlich wieder hieher in Deine Vaterstadt?" fragte ich. „Je nun, Herr, man wird alt, und da können einen die Leute nicht mehr recht brauchen. Ich bin nicht von Perm, sondern von Kislar (am kaspischen Meere), und dahin ging ich wieder zurück, als ich das Ding in Sibirien genug hatte. Allein es ließ mich nicht ruhen, obschon ich dort gut hätte leben können. Ein sibirisches Regiment zog durch Kislar, um gegen Persien zu fechten, und meine alten Bekannten in dem Regimente sprachen mich so an, daß ich die mir angebotene Stelle als Korporal annahm und mit ihnen zog. Es ist mir aber schlecht bekommen. Zwar in Persien ging's gut, und wir führten da ein recht lustiges Leben. Aber kaum war der Krieg aus, so fing der neue mit Schweden an und nun mußten wir nach Finnland ziehen, wo es uns ganz erbärmlich ging. Nach erhaltenem Abschied bin ich über Archangel und Petersburg nach Perm gekommen, wo ich nun, lieber Herr, Ihr Dwornik bin und, so Gott und Ihr wollt, bleiben werde, bis mein Stündchen schlägt."

Aehnliche, wenn gleich nicht so auffallende Beispiele könnte ich noch viele erzählen, da große, selbst sehr große Reisen in Rußland eine, auch für den gemeinen Mann sehr gewöhnliche Sache sind, die sie oft, nicht blos der Geschäfte, sondern auch blos des Vergnügens wegen unternehmen. Als ich z. B. im Jahre 1807, während der Butterwoche, in Petersburg angekommen und bei einem befreundeten deutschen Kaufmann abgestiegen war, kam wenige Tage darauf ein russischer Kaufmann aus Tobolsk, der die Tochter meines Freundes geheirathet hatte, mit seiner ganzen Familie bei uns an, um den Karneval mit seinem Schwiegervater zu feiern und dann, am Ende der Woche, wieder wohlgemuth nach Hause zu fahren. Da Petersburg von Tobolsk 445 deutsche Meilen entfernt ist, so machte er, um sich einige Tage mit seinen Freunden und Verwandten zu vergnügen, eine Lustreise von 890 deutschen Meilen. Wenn man bei uns eine Reise von wenigen Tagen macht, so kann man mit den Vorbereitungen dazu kaum fertig werden, und wenn es endlich zum Abschied kommt, so gibt es Aufträge, Ermahnungen, Küsse und Thränen die Hülle und Fülle, während der Russe, indem er seine Familie auf Monate verläßt, mit einem biedern Händedruck und einem herzlichen Proschtschai (Lebewohl) sich fröhlich auf seinen Wagen schwingt und sorgenlos und munter, wie ein Vogel, weiter zieht. Wie staunten meine Landsleute, als sie hörten, daß ich bis nach Perm und Kasan zu reisen entschlossen sey. Nach ihrer Meinung war dieß beinahe bis an das Ende der Welt und sie gaben alle Hoffnung auf, mich je wieder zu sehen. Auf der andern Seite der Grenze im Gegentheile vernahm man meine Reiseroute mit der größten Gleichgültigkeit, da die meisten Russen jene Gegenden und wohl noch weit entlegenere aus eigener Ansicht kannten. Dieser auffallende Unterschied in der Sinnesart zweier benachbarten Länder offenbart sich noch in mehrern andern Dingen auf dieselbe Weise. Bei uns ist alles klein zugeschnitten, wie es unser beschränkter Gebrauch mit sich bringt, während dort Alles ins Große, oft selbst ins Riesenhafte geht. Die engen Grenzen unserer Heimath haben auch unsere Gesinnungen und Ansichten eingeengt, während sie sich dort, dem ungeheuren Raume gemäß, in welchem sie

sich frei bewegen, entwickeln und entfalten. Eine Reise von Kiew nach Moskau, oder von Moskau nach Tobolsk, ist für sie so viel, als für uns eine Reise von Dresden nach Leipzig, und während sie in ihren ungemessenen Räumen frei, wie die Vögel des Himmels, hin und wieder fliegen, lächeln sie gutmüthig über uns, die wir, wie die Vögel im Käfig, von einer Sprosse zur andern flattern und auch zu fliegen glauben. Wenn der Ausländer, nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Rußland, wieder in seinen vaterländischen Käfig zurück kömmt, hat er Mühe, sich von den großen Ideen und den erweiterten Ansichten der Dinge um sich her wieder zu entwöhnen und an dem kleinlichen Marionettenspiel, das ihn hier umgibt, wieder einigen Geschmack zu finden.

Seelenzuversicht.

Was hält das Weltenheer, die Sterne,
In nächster Näh', in fernster Ferne,
Daß ihren Lauf nichts unterbricht?
Was fesselt sie bei ihrem Wallen,
Daß nie aus ihrer Bahn sie fallen?
Die Schwere und das Gleichgewicht.

Wer aber gab dem Weltenheere
Dieß Gleichgewicht und diese Schwere?
Der's schuf, Er, Gott, der ew'ge Geist;
Der, was in dem Atome lebet
Und was als All im Raume schwebet,
Umfaßt und jeden Nu umkreis't.

Und Seele du, du wolltest zagen?
Du Hauch aus Gott, von Gott getragen
Durch aller Endlichkeiten Zeit.
Sieh dieses Bild schon, dein Gedanke
Von Gott, vernichtet jede Schranke
Des Zweifels an Unsterblichkeit

Stuttgart, 1830.

Theodor B. von Sydow.

Schiller an Karoline v. B. *)

Donnerstag, den 27. Nov. 1788.

. . . . Endlich also einen Laut von Wolzogen, und einstweilen genug, um wegen seiner ruhiger zu seyn. Er ist doch endlich an Ort und Stelle, und wir sehen, daß es nur bei ihm stehen wird, seinen Lebensplan auszuführen.

*) Aus dem in der gestrigen Nummer angeführten Werke.

Wolzogens Urtheil über Paris konnte unter diesen Umständen wohl nicht anders ausfallen. Das Objekt ist ihm wirklich noch zu groß; sein innrer Sinn muß erst dazu hinauf gestimmt werden. Er hat eine Elle mitgebracht, um einen Koloß zu messen. Ich glaube wohl, daß er am Ziel einer langen Bekanntschaft mit Paris so ziemlich zu demselben Urtheil zurückkommen mag; aber er wird es aus andern Motiven und aus einem andern Standpunkte thun. Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich in diesem weiten, großen Element gefallen; wie klein und armselig sind unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden. Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Aber eben darauf, dünkt mir, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit diesem Rückblick auf das große Ganze, dessen Theil es ist, zu denken, oder was eben so viel ist, mit philosophischem Geiste zu sehen. Wie holpericht und höckericht mag unsere Erde von den Gipfel des Gotthards aussehen! aber die Einwohner des Mondes sehen sie gewiß als eine glatte und schöne Kugel. Wer dieses Auge nun entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird sich an kleine Gebrechen stoßen, und das schöne große Ganze wird für ihn verloren seyn.

Paris freilich dürfte auch dem philosophischen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben, aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines fein gebildeten Staates sind groß. Was für eine prächtige Erscheinung ist das römische Reich in der Geschichte auch bei seinem Untergang!

Mir für meine kleine stille Person erscheint die Arro politische Gesellschaft aus der Haselnußschale, woraus sie betrachte, ungefähr so, wie einer Raupe der Mensch vorkommen mag, an dem sie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Respekt vor diesem großen, drängenden Menschen-Ozean; aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, ist nicht geübt, nicht entwickelt, und so lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht versiecht, so werde ich von diesem großen Ozean ein neidloser und ruhiger Bewunderer bleiben.

Und dann (um doch recht ins Gelag hinein zu philosophiren!) dann glaube ich, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist, als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls; aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst

ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk; aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst, und der Schöpfer des Gedankens.

Aber wo gerath' ich hin? Ich lasse meine Feder machen und vergesse, daß ich einen Brief und keinen Discours philosophique schreibe. Lassen Sie mir's dießmal hingehen. Ewig der Ihrige

Schiller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die Straßenaffichen.

Seit der lezten Revolution haben die Affichen oder Anschlagzettel in Paris eine ziemlich bedeutende Rolle gespielt, und zulezt zu einem Gesetze und zu ziemlich lebhaften Debatten in der Deputirtenkammer Anlaß gegeben. Jezt sollen sie unter Aufsicht der Polizei gesezt werden, oder vielmehr es sollen keine politischen Affichen mehr angeschlagen werden, und das ist wirklich schade, denn es waren sehr kuriose Dinge an den Mauern zu lesen, und Jemand konnte den ganzen Tag mit Lesen unter freiem Himmel zubringen, ohne daß es ihn einen Sou kostete. Unter der lezten Regierung waren die Anschlagzettel einer gewaltig strengen Polizei unterworfen, und der tollkühne Mangin hatte sich als Polizeipräfekt sogar das Recht angemaßt, die Affiscurs oder Anhefter der Anschlagzettel, welche in Paris eine eigene Klasse ausmachen, nach Belieben ein- und abzusetzen. Niemand konnte mehr dies Handwerk treiben, als wer von ihm dazu Erlaubniß erhalten hatte. Die Polizei trieb den Mißbrauch der Gewalt so weit, daß, wenn ihr ein neuerschienenes Buch mißfiel, sie nicht erlaubte, die Ankündigung desselben öffentlich anheften zu lassen. Dafür waren auch die Affichen das erste, was in den ruhmwürdigen Julitagen wieder frei wurde; denn die königliche Garde war noch nicht aus Paris getrieben, als schon die Nachrichten von dem Siege des Volkes überall gedruckt an den Mauern zu lesen waren. Nun folgte eine Fluth von Anschlagzetteln mit Proklamationen, Neuigkeiten, Anreden, Wünschen und Aeußerungen aller Art. Der Vorschlag, den Herzog von Orleans zum Könige auszurufen, wurde angeschlagen, ehe er noch öffentlich ausgesprochen war. Um das Volk auf eine schnelle Art von allen wichtigen Ereignissen in Kenntniß zu setzen, hatten die Zeitungsexpeditionen auch zu dem leichten Mittel des Anschlagens gegriffen, und alle Tagblätter waren Anfangs gratis an den Mauern zu lesen, weshalb die Zahl der Leser auch immer sehr groß war. Die kleinern Tagesblätter betrachteten dies als ein Mittel, sich bekannt zu machen, und sezten das Anschlagen bis auf den heutigen Tag fort; ja einige sind vielleicht erst dadurch zur Kenntniß des Publikums gelangt. Wer hätte sonst wohl von einem Gilblas, einem Omnibus, einem Journal des ouvriers, einem Journal du Peuple, einem Journal des faubourgs gehört? Ich für meinen Theil habe sie erst an den Straßenecken kennen gelernt. Alle diese Blätter sollen für das Volk geschrieben seyn; den Volkston können aber nun einmal die Pariser Schriftsteller nicht treffen; man sieht es ihrem Style wohl an, daß sie noch mehr in den Salons, als in den Werkstätten zu gefallen suchen. Auch bekümmern sich alle diese Blätter mehr um die allgemeinen Angelegenheiten, als um die eigentlichen Bedürfnisse des Volks; dagegen haben sie so gut wie die größern Blätter ihre witzigen Anspielungen auf die Ultramänner, auf die Prälaten, auf einige Deputirte, welche sich zuweilen durch zweideutiges Betragen verdächtig machen, z. B. die beiden Dupins in der Deputirtenkammer, welche ganz unpopulär geworden, obschon sie beide ausgezeichnete Redner und gelehrte Männer sind. Der ältere ist bekanntlich einer der besten Advokaten von Paris, und der andere ist dem Auslande hinlänglich durch seine statistischen und ökonomischen Werke bekannt. Allein beide haben sich einigemal in der Deputirtenkammer bei wichtigen Fragen von der Meinung der Mehrzahl getrennt und allzu ministerielle Gesinnungen geäußert. Seit dieser Zeit beschuldigt man sie des Eyrgeizes und der Herrschsucht, und macht sich oft über sie in den kleinen Blättern lustig. Da ihrer drei Brüder sind, die jezt alle in der Deputirtenkammer als Abgeordnete der Nation sitzen, so sollen sie auf den Grabstein ihrer Mutter die Worte haben setzen lassen: Ci git la mère des trois Dupin! (hier liegt die Mutter der drei Dupins!) Vermuthlich ist dieses falsch; allein man versichert es ganz ernsthaft. Neben den an den Straßenecken angeschlagenen Tagblättern las man große Zettel mit allerlei Vorschlägen; hier äußert ein vermuthlich unglücklicher Ehemann den Wunsch, man möchte doch bald die Ehescheidung wieder gesetzlich erlauben; dort schreibt ein Buchdruckergehülfe gegen die Vertheidiger der Druckmaschinen und fragt, warum denn die Tagblätter, welche vermittelst der Dampfmaschinen gedruckt werden, nicht wohlfeiler seyen, als diejenigen, welche mit Pressen nach der alten Art gedruckt werden? Ein Hr. Capron hat ein Mittel erfunden, sogleich eine Menge Arbeiter zu beschäftigen und eine große Anstalt zu errichten. Er schlägt die Stärke der Nationalgarde auf 50,000 an; gäbe ein jedes Mitglied derselben jährlich 6 Fr., damit seine Waffen rein erhalten werden, so würde dies eine Summe von 300,000 Franken abwerfen, und diese würden dann eine ungeheure Werkstätte hinlänglich alimentiren. Ein Anderer will keine erblichen Pairs mehr, und erhebt sich gegen allen Erbadel. Man hätte ein Journal schreiben können, blos um alle die angeschlagenen Wünsche und Projekte zu recensiren. Gegen die angeführten Anschlagzettel ließ sich wenig sagen; bedeutender aber waren diejenigen, welche auf den Kriminalprozeß der Minister Karls X. einigen Einfluß äußern, und die Stimmung des Volks in dieser wichtigen Angelegenheit aufreizen wollten. Gegen diese besonders war das Gesez, welches politische Anschlagzettel nicht mehr duldet, gerichtet. Jezt ist es mit dieser Straßenecken-Literatur zu Ende, und obschon die Mauern noch eben so bunt aussehen wie zuvor, so erblickt man doch weiter keine Curiosa, als die Anpreisung des wunderbaren Zuckers des Hrn. Laurenti, der gegen alle Krankheiten helfen soll, und der Perruques acéphales u. dgl. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 308:

Der Schnee.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 132. u. Monatsreg. Dec.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google